University Library
078296546

Digitized by Google

S6
)982
329

ANNEX LIB.

UNIVERSITY LIBRARY,
OCT 27 1896
PRINCETON, N. J.

(RECAP)

Elizabeth Foundation,

LIBRARY
OF THE
College of New Jersey.

Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Zweite Section

H — N.

Herausgegeben von

A. G. Hoffmann.

Funfzehnter Theil.

IBABA — JESZTREB.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1838.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section.

H — N.

Funfzehnter Theil.

IBABA — JESZTREB.

Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Fünfzehnten Theile der Zweiten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Jerusalem. (Tafel I — III.) . . . . Topographie.

I B A B A.

IBABA, Hauptstadt der Provinz Maitscha in Habessinien, liegt in einer sehr schönen und äußerst fruchtbaren Gegend und gehört zu den größten und reichsten Städten des Landes, indem sie fast so groß wie Gondar ist. Die Einwohner der Provinz Maitscha bekennen sich zum Christenthume. (*J. C. Schmidt.*)

IBA-BIRABA. Unter diesem brasilischen Namen führt Markgraf einen Baum an, welcher vielleicht zur Gattung Myrtus gehört. (*A. Sprengel.*)

IBACH, 1) Ober- und Unteribach oder Neuenzell, zwei Dörfer im großherzogl. badischen Bezirksamte St. Blasien, von welchem ersteres ¾ teutsche M. südwestlich, mit 355 Einw. zu der Pfarrei in dem ¼ M. südlich von ihm entlegenen Unteribach oder Neuenzell gehört. Dieses hat nur 184 Bewohner, seine Pfarrei aber umfaßt in der umliegenden Gegend etwa 800 Seelen. Der Pfarrhof und die Kirche ist es eigentlich, welche den Namen Neuenzell führt. Sie wurde im 13. Jahrh. von dem Ritter Diethelm von Tiefenstein auf seinem Stammgute an der Ibach erbaut, mit diesem Stammgute begabt, im J. 1243 eingeweiht, Nova Cella genannt, und dem Benedictinerkloster Stein am Rheine, worin der Geber Diethelm inzwischen das Ordensgelübde abgelegt hatte, geschenkt. Der Abt von Stein besetzte die Neue Zelle sogleich mit zwei Mönchen. Aber Graf Rudolf von Habsburg, nachmaliger Kaiser, vertrieb die Mönche aus Neuenzelle, und eignete sich dieses Tiefenbach'sche Gut selbst zu. Nach langem Streite gab er endlich im J. 1252 dem Kloster Stein 500 Mark Silbers für die Rechte und Besitzungen der Neuenzell, und stiftete daselbst eine neue Präbende für einen Weltpriester; der erste hieß Konrad von Hewen. Herzog Leopold I. von Österreich, Rudolf's Enkel, schenkte Neuenzell mit allen Einkünften und Gütern im J. 1315, wo er sich eben mit Katharine von Savoyen vermählte, dem Gotteshause St. Blasien, unter der Bedingung, den hergebrachten Gottesdienst versehen zu lassen. Von dieser Zeit an wurde Neuenzell mit einem Mönche aus St. Blasien besetzt, welcher unter dem Titel eines Propstes die Güter zu verwalten und den Gottesdienst zu verrichten hatte. Später hörten die Pröpste auf. Ein Majer kam als Verwalter an ihre Stelle, und die Kirche wurde von St. Blasien aus versehen. Im J. 1787 erhielt Neuenzell einen eigenen Pfarrer, welchem nun die ehemalige Propstei und zeitherige Wohnung des Majers zum Pfarrsitze angewiesen wurde. St. Blasien hatte aber längst schon die Güter von Neuenzell durch Veräußerungen an die dasigen Bewohner sehr geschmälert, und bei dem Übergange desselben an Baden im J. 1806 betrugen sie nur noch 102 Jauchart Matten und etwas über 800 Jauchart Wald.

2) Thaldorf und Bürgermeisterei im großherzogl. badischen Bezirksamte Oberkirch mit 725 Einw. in 103 Familien, alle kathol. Religion, zwei Mahlmühlen, zwei Sägemühlen und einem Hanfplauel. (*Th. Alfr. Leger.*)

IBA-CURU-PARI. Nach Markgraf der brasilische Name eines Baumes mit eßbaren Samen (brasilische Kastanien); wahrscheinlich Bertholetia excelsa *Humboldt* et *Bonpland.* (*A. Sprengel.*)

IBACUS *Leach* (Crustacea). Krebsgattung aus der Abtheilung Decapoda macroura, aus Latreille's Scyllarus gesondert, dessen Kennzeichen sie zum Theil hat, doch mit einigen Unterschieden. Die Augen liegen nämlich nicht an den Ecken der Schale (Rückenschildes), sondern nur wenig von der Mitte der Stirn und der Wurzel der mittlern Fühler entfernt. Das zweite Glied der äußern Kiefernfüße ist durch tiefe Querlinien getrennt, die äußere Seite hahnenkammartig gezähnelt. Der Hinterleib ist ziemlich kurz und breit. I. Peronii *Leach* (Zool. Miscell. II. pl. 119. Scyllarus incisus *Peron*). Rückenschild sehr breit, vorn gekerbt mit fünf Zähnen, an der Seite mit einer tiefen Ausrandung, das vierte Glied der äußern Fühler mit vier wenig vortretenden, getrennten Zähnen, das zweite gekerbt. Vaterland: Neuholland. (*D. Thon.*)

IBAFA, 1) ein der adeligen Familie Jeszenszky gehöriges, im sz. lörinczer Gerichtsstuhle (Processus) an der westlichen Grenze der baranyer Gespanschaft im Kreise jenseit der Donau Niederungerns, zwischen Bergen liegendes, 2½ Stunden nordnordwestwärts von dem Markte Sz. Lörincz entferntes Dorf, mit einer kathol. Pfarre, Kirche und Schule, 84 Häusern und 586 Einw., unter welchen sich 18 Juden befinden. 2) Kis-Ibafa, ein kleines Prädium in demselben Bezirk und Comitat. (*G. F. Schreiner.*)

IBAGUE (San Bonifacio de), Stadt des Regierungsbezirks Mariquita und der Republik Neugranada, unter 4° 26′ nördl. Br. auf der östlichen Abdachung der mittlern, die Thäler des Magdalenenstromes und des Cauca trennenden Kette der Anden, und zwischen den unbedeu-

tenden Flüssen Chipalo und Combeyma (Quellflüssen des Rio Cuello, eines Confluenten des Magdalena) gelegen. Die Erhöhung von 4212 Fuß über dem Meere sichert der Stadt und ihrer nächsten Umgebung ein sehr mildes, dem Anbau europäischer Getreidearten angemessenes Klima. Cochrane beobachtete dort im December die Temperatur von 80° Fahrenh. Die Zahl der Häuser ist nicht groß, denn sie nehmen nur drei spanische Quadras ein, die nach altem Herkommen 200 Varas im Gevierte messen. Die Bevölkerung beläuft sich auf 2000 Seelen. Ehedem gab es hier ein Dominikanerkloster, welches seit der Revolution in ein Lyceum verwandelt worden ist. Die Betriebsamkeit beschränkt sich auf Erbauung der gewöhnlichen tropischen Früchte, von welchen allein Cacao und Reis zum Handel dienen. Ehedem betrieb man Maulthierzucht im Großen, und die Männer des gemeinen Standes zogen als Maulthiertreiber (arrieros) weit umher und genossen das Vertrauen der inländischen Kaufleute. Der mineralische Reichthum der nahen Andenkette soll zu Folge älterer Berichte bedeutend sein; ein Dominikaner, Fr. Francisco de la Cruz, entdeckte eine Quecksilbermine, die aber nicht bearbeitet wurde. Der goldhaltige Sand der Bergströme wurde jedoch regelmäßig und mit Vortheil gewaschen. Durch Ibague geht die Straße, welche Bogota und Cartago verbindet, und den Quindiu in einer Höhe von 3505ᵐ über dem Meere (nach Humboldt) kreuzt, jedoch für den beschwerlichsten aller Andenpässe gilt. Die Stadt wurde im J. 1550 vom Oidor von Santa Fé, Don Andres Lopez de Galarza, im Valle de las Lanzas gegründet, jedoch schon im folgenden Jahre auf ihren jetzigen Ort verlegt, im J. 1592 durch die Pijaos, einen seitdem verschwundenen Indianerstamm, zerstört, und litt bedeutend während der Revolution, besonders in den Unruhen von 1829—31. (*E. Poeppig.*)

IBALIA *Latreille* (Insecta). Eine Hymenopterengattung, aus der Familie Pupivora und der Tribus Gallicolae, aus Fabricius' Gattung Banchus gesondert. Die Fühler sind fadenförmig, bei dem Weibchen mit 13 Gliedern; die Lefze hornartig, klein, querstehend, vorn bogenförmig, in der Mitte ausgerandet; die Mandibeln sind dick, die eine derselben hat an der innern Seite vier Zähnchen, die andere nur zwei; die Marillarpalpen sind kurz, fünfgliederig, mit einem größern Gliede endend; der Hinterleib ist stark zusammengedrückt, messerförmig; die obern Flügel haben eine Radial- und drei Kubitalzellen, von denen die zweite sehr klein, punktförmig, die dritte groß, dreieckig und verlängert ist. Typus der Gattung ist: I. cultellator *Panzer* (Fauna 72. t. 6), sieben bis acht Linien lang, schwarz, Thorax chagrinartig, Schildchen vorragend, ausgerandet, Flügel dunkel, Hinterleib rostbraun, schneidend, Legestachel vorspringend, in einem Kiel unter dem Leibe liegend, Füße schwarz. In Frankreich, Teutschland um Bäume fliegend. (D. *Thon.*)

IBA-METARA ist der von Markgraf angegebene brasilische Name eines Baumes; nach Linné Spondias Myrobalanus. (*A. Sprengel.*)

IBA-PURUNGA. Nach der unvollständigen Beschreibung, welche Markgraf von einem brasilischen Baume dieses Namens gibt, läßt sich nur vermuthen, daß er zu der natürlichen Familie der Rhamneen gehören mag. (*A. Sprengel.*)

IBAR, 1) ein zum Flußgebiete der Donau gehörender Fluß der europäischen Türkei. Er kommt vom Schartagh (Theil des Balkan), bewässert das große und reiche Thal von Kossovopolje, im Sandschak Weldschterin, ferner das Sandschak Novibazar, und mündet unweit Karanovacs in die westliche Morava, mit welcher er dann der Donau zugeht. 2) Name einer Stadt in Servien, nördlich von Novi-basar gelegen. (*R.*)

IBARA ist nach Thunberg's Angabe einer der japanischen Namen der Hundsrose (Rosa canina *L.*) (*A. Sprengel.*)

IBARRA (San Miguel de), Hauptstadt der Provinz Imbabura (Depart. Quito der Republik Ecuador), welche ehedem als nördlichstes Corregimiento (Correg. de Ibarra) der Provinz Quito galt, und die Bergebene von Otavalo einschloß, die schon unter der spanischen Regierung abgesondert wurde, indem der Umfang bei zunehmender Bevölkerung für ein Corregimiento zu groß war. Die Stadt Ibarra liegt unter 0° 21′ nördl. Br. (Humboldt), 80° 40′ westl. von Paris, 1184ᵐ über dem Meere (Humboldt), zwischen den Flüssen Taguando und Ajavi, Quellflüssen des Rio Mira, welcher sich schnell nach Norden wendet, die Provinz Esmeraldas durchströmt und in das stille Meer sich ergießt. Die nächsten Umgebungen sind eben, und stellen eine nördliche Abdachung des Hochthales von Quito dar, welches hier durch eine transversale Bergreihe (Cerros de Otavalo) geschieden wird. Das Klima gleicht dem vielberühmten von Quito; Extreme der Temperatur sind unbekannt, und daher leidet die Vegetation nur geringe Unterbrechung. Der Boden ist meist angeschwemmt durch die Gebirgswasser, und ziemlich feucht, da es den letztern in der Regenzeit an schnellem Abflusse fehlt, in einigen Gegenden sogar so schwammig, daß die Häuser sich senken. Auf ihm gedeiht jedoch das Zuckerrohr außerordentlich, und daher ist die Bereitung eines groben braunen Zuckers (raspadura) der wichtigste Erwerbszweig der Landbesitzer. Auf den Bergen am Taguando finden sich vorzügliche Triften; Viehzucht, besonders aber das Halten großer Schafheerden und Verarbeitung der Wolle zu ziemlich feinen Tüchern, beschäftigt einen großen Theil der Bewohner. Die Bevölkerung der Stadt selbst wurde zu Ulloa's Zeiten zu 12,000 Seelen angegeben, dürfte aber jetzt nicht so stark sein, und besteht mehr aus Indiern und Mestizen als aus eingebornen Weißen. Die letztern sind entweder Gutsbesitzer oder Kaufleute, jedoch durch den Bürgerkrieg verarmt; die erstern befinden sich wie überall im spanischen Amerika im traurigsten Zustande. Die Straßen der innern Stadt sind regelmäßig und wegen der Erdbeben sehr breit, die Häuser aus derselben Ursache selten höher als ein Stockwerk, im Übrigen aber aus Steinen aufgeführt und von anständigem Äußern. Die Hauptkirche wurde unter Leitung der Jesuiten erbaut, und soll ein schönes Gebäude sein. Die ehemaligen Klöster sind meist aufgehoben, an ihre Stelle eine Lancasterschule und ein Lyceum getreten. Die Vor-

städte bestehen aus armseligen Hütten, und werden von Farbigen bewohnt. Die Entfernung von Quito beträgt 17 spanische Leguas. Erbaut wurde Ibarra durch den Präsidenten der Audiencia von Quito, D. Alvaro de Ibarra, im J. 1597. Eine Legua von der Stadt nordöstlich liegt der See Yaguar-cocha, d. h. Blutsee. Der zwölfte Inca, Huayna Capac, hatte seine Herrschaft in Quito befestigt, allein die Grenzvölker im Norden und Osten verweigerten die Unterwerfung, besonders aus dem Grunde, daß Cuzco zu weit entlegen sei, um alljährliche Gesandtschaften und den Tribut dahin zu senden. Nachdem bei einer Gelegenheit das Heer des Incas eine bedeutende Niederlage erlitten, durch einen blutigen Sieg aber den Ruf wieder hergestellt hatte, standen dennoch die Bewohner von Otavalo (im Süden des heutigen Ibarra) auf, und fochten mit solchem Muthe, daß die Armee des Inca floh, und der letztere nur in einem Fort Sicherheit fand. Ebenso beispiellos wie eine solche Niederlage in der Geschichte der Incas, war auch die Rache, welche an den in einer zweiten Schlacht besiegten Indiern von Otavalo von den Peruanern genommen wurde. Alle Gefangene wurden ohne Unterschied des Alters und Geschlechts auf Befehl des Huayna Capac ermordet. An 60,000 sollen auf diese Weise umgekommen sein, und ihre in den See geworfene Körper denselben blutig gefärbt haben. (*Herrera* Dec. V. L. IX. c. 16. Dec. V. L. X. c. 10.) In der Nähe von Ibarra liegen zwei berühmte Berge, der Nevado de Cotocachi (auch Cuicocha) von 2570' und der Imbabura von 2340' Höhe. (*E. Poeppig.*)

IBARRA (Joachim), geb. 1725 zu Saragossa in Spanien und gest. 1785 zu Madrid, Buchdrucker des Königs von Spanien, bekannt als umsichtiger und glücklicher Förderer der Buchdruckerkunst in einem Lande, welches darin noch auffallend zurückgeblieben war. Die aus seiner zu Madrid eingerichteten Officin hervorgegangenen Werke, vorzüglich aber die meisterhaften Ausgaben des Don Quixote (1780. 4 Bde. in 4.), und der vom Infant Don Gabriel gefertigten spanischen Übersetzung des Sallust (1772. kl. Fol.), werden nicht blos in Spanien, sondern überall sehr geschätzt. Auch eine prachtvolle Bibelausgabe veranstaltete er; ferner erschien bei ihm ein mozarabisches Missale und Mariana's Geschichte von Spanien. Er scheint die Sitte, das Papier zu glätten, in seinem Vaterlande eingeführt zu haben; auch gilt er als Erfinder einer Buchdruckerschwärze, deren Dichtheit nach Belieben geändert werden konnte*). (*R.*)

IBARS (St.), Stadt im Canton Fossat, Arrondissement Pamiers des französischen Departements der Arriège. Sie liegt an der Leze und zählt 3500 Einwohner. (*Klaehn.*)

IBAS (Ἴβας), gräcisirte Form für Ihibo (ܝܗܝܒܐ d. i. gegeben, geschenkt), oder abgekürzt Hibo (ܗܝܒܐ), Name eines angesehenen, hauptsächlich durch seine Verwickelung in die Nestorianischen Streitigkeiten bekannt gewordenen Bischofs von Edessa [1]). Über das Leben dieses Mannes sind die Nachrichten im Allgemeinen ziemlich dürftig. Das Wesentlichste davon hat Jos. Sim. Assemani in der Bibliotheca Orientalis Vaticana T. I. p. 199 sq. zusammengestellt; außerdem auch noch anderwärts in diesem trefflichen Werke Einiges gelegentlich darüber beigebracht. Ibas wurde im J. 746 der Griechen oder 435 n. Chr. Geb. auf den bischöflichen Stuhl von Edessa erhoben, und war Nachfolger des heftigen Rabulas (syrisch ܪܒܘܠܐ) [2]), welcher für Cyrillus von Alexandrien (s. d. Art. in den Nachträgen zu C) Partei genommen hatte, und darauf ausging, den mit Recht in Syrien geschätzten Theodor von Mopsueste in Miscredit zu bringen und seine Schriften als ketzerisch zu verdammen [3]). Ibas theilte dieses Streben nicht, sondern hatte sich namentlich früherhin als Presbyter mit dem größesten Theile der Geistlichen zu Edessa verbunden, um den gegen Theodor, welcher bereits todt war, gerichteten Schlag abzuwenden, und widerstand hierin dem Rabulas aus allen Kräften [4]), weshalb die Monophysiten ihn für einen heimlichen Anhänger des Nestorius hielten. So kam es denn, daß dieses seines Vorgängers Freunde [5]) mit seiner Erhebung zum Bischofe nicht zufrieden waren, und ihm mancherlei Unruhe bereiteten. Sie beschuldigten ihn beim Kaiser Theodosius II. und dem Patriarchen Proklus von Constantinopel, daß er hauptsächlich an der Trennung der orientalischen und ägyptischen Bischöfe Schuld sei und sie hartnäckig unterhalte, daß er die Schriften des Theodor von Mopsueste ins Syrische übersetzt und durch den ganzen Orient verbreitet, endlich weder Proklus' Belehrung an die Armenier unterschrieben, noch die angefügten gottlosen Sätze verdammt habe. Proklus verwies die Ankläger an den Patriarchen Johannes zu Antiochien, und ermunterte diesen, Ibas zurecht zu weisen. Johannes ließ zwar die Sache auf sich beruhen; nach seinem Tode aber erneuerte sich die Anklage bei Domnus, dem Nachfolger desselben, welcher indessen dem Ibas ebenfalls gewogen war. Um nun Letzteren jedenfalls in den Geruch des Nestorianismus zu bringen und dadurch zu stürzen, wandten sich seine Feinde abermals nach Constantinopel, worauf der Patriarch Flavian im J. 448 Anstalten zur Untersuchung traf. Der Tribun und Notar Damascius und der Diakonus Eulogius wurden mit der Ausführung derselben beauftragt und bestimmten Photius, Metropolit von Tyrus, Eustathius, Bischof von Berytus, und Uranius, kirchliches Oberhaupt von Himera in der Provinz Osrhoëne, zu Richtern. Photius ließ hierauf Eustathius und Uranius, sowie Ibas und des-

*) Biograph. univers. T. XXI. p. 140 (Art. von *Beuchot*) und *Rees*, Cyclop. Vol. XVIII. sub voce.

1) Die Form Hibo hat Ebedjesu in seinem Catalogus librorum ecclesiasticorum; cf. *Assemani*, Biblioth. Or. Vatic. T. III. P. I. p. 85 und das Chronicon Edessenum. Cf. *Assemani* l. c. T. I. p. 202 et 404. 2) Chron. Edessenum ap. *Assemani* l. c. T. I. p. 197 et 403, womit auch das Chronicon des Patriarchen Dionysius übereinkommt. 3) *Liberatus* im Breviario causae Nestorian. et Eutychian. cap. 10. 4) Cf. *Andreae Samosateni* Epistola ad Alexandrum im Synodico (in *Mansi* Collect. Conciliorum. T. V.) cp. XLIII, wo jedoch Ibas nicht ausdrücklich genannt wird. Vgl. auch *Assemani* l. c. T. I. p. 198 u. 199. 5) Die Presbyteri Samuel, Cyrus, Mara und Eulogius.

sen Ankläger nach Tyrus bescheiden. Die letztern verkündeten sogleich dem Volke, wahrscheinlich um durch dessen feindselige Stimmung auf den Beschluß der Richter einzuwirken, überall in Tyrus, Ibas habe geäußert: „Ich beneide Christus nicht, Gott geworden zu sein; denn in wieweit er es geworden ist, bin ich es auch geworden." Der allgemeine Anstoß, welchen man in Tyrus an solcher Behauptung nahm, bestimmte daher Photius, die Verhandlungen nicht an diesem Orte, sondern zu Berytus fortzusetzen. Ibas, auf seine Vertheidigung bedacht, sandte schleunigst einen Diakonus nach Edessa, um ein Schreiben des dortigen Klerus zu veranlassen, worin bezeugt würde, von Ibas die ihm Schuld gegebene Äußerung über Christus niemals gehört zu haben. Dieses günstige Zeugniß[6]) und seine eigne Versicherung, sich von aller Ketzerei frei zu wissen, führten zu einer ihm günstigen Entscheidung. Es kam zu einer Aussöhnung der streitenden Parteien; man begab sich wieder nach Tyrus, um dort die Wiederkehr des kirchlichen Friedens ebenso allgemein bekannt werden zu lassen, wie es früherhin der leidige Streit geworden war. Dies alles geschah im Anfange des J. 449[7]) und Ibas war noch vor Ostern wieder in Edessa. Die Ankläger hatten freilich außer dem Hauptvorwurfe noch gar Vieles gegen denselben angebracht[8]), aber Manches erledigte sich von selbst, Anderes sollte nach dem Ausspruche der Richter künftig abgestellt werden. Die meisten der ihm gemachten Beschuldigungen bezogen sich darauf, daß er seine Familie auffallend berücksichtige, manches ihm nicht Zugehörige in seinen Nutzen verwandt und ungeeignete Personen zu kirchlichen Ämtern befördert habe.

Nicht lange jedoch erfreute sich Ibas seines Sieges über seine Feinde; denn noch in demselben Jahre, wo er gerechtfertigt dastand, wurde er auf der sogenannten Räubersynode zu Ephesus seiner Stelle entsetzt, und zwar zum Theil von denselben Personen, welche vordem günstig über ihn geurtheilt hatten[9]). Das Bisthum Edessa erhielt darauf Nonnus am 21. Jul. 449 und behielt es bis zum ökumenischen Concilium von Chalcedon im J. 451. Auf diesem jedoch wurde Ibas gerechtfertigt und erhielt sein Bisthum wieder[10]). Die Jacobiten jedoch, welche dieses Concilium nicht anerkennen, betrachten ihn als einen Nestorianer, und verdammen ihn als solchen[11]). Aus seiner Amtsverwaltung wird uns nur berichtet, daß er zu Edessa eine neue Kirche gebaut habe, die sogenannte Apostelkirche[12]). Sein Tod erfolgte am 28. Oct. des J. 769 der Griechen (457 n. Chr. Geb.), worauf Nonnus seine Stelle wieder einnahm[13]).

Als Schriftsteller hat sich Ibas dadurch bekannt gemacht, daß er die Schriften des Exegeten Theodor von Mopsueste ins Syrische übersetzte[14]), welcher Umstand dazu beigetragen hat, daß die Nestorianer denselben als zu ihrer Partei gehörig betrachten. Nach Ebedjesu[15]), jedoch in einer Stelle von unsicherer Lesart[16]), werden einem Ibas (ob demselben, ist nicht klar) auch eine Erklärung der Psalmen, Reden und Abhandlungen über kirchliche Jurisdiction zugeschrieben. Am meisten genannt und allein genauer bekannt ist aber des Ibas Brief an Maris (ܡܪܝ) oder Mares, aus Beth Hardaschir (ܒܝܬ ܗܪܕܫܝܪ), einen Bischof in Persien[17]). Doch ist auch dieser nicht in seiner ursprünglichen Fassung, sondern nur in griechischer Übersetzung, dann auch nicht ganz vollständig erhalten. Assemani glaubt[18]), er sei geschrieben noch während des Streits zwischen den ägyptischen und orientalischen Bischöfen, weil Ibas dem Patriarchen Johannes darin folge, dabei auf Cyrillus, auf die Synode zu Ephesus und auf seinen Vorgänger Rabulas schmähe, dagegen Nestorius empfehle und seine Ketzerei zu befestigen suche. Allein er urtheilt hier offenbar nicht unbefangen, sondern läßt sich durch das spätere Verdammungsurtheil der Kirche über diesen Brief und durch die in der katholischen Kirche geltende Meinung leiten, wornach Ibas anfänglich der Ansicht des Nestorius zugethan gewesen sein, später aber zur katholischen Lehre sich zurückgewandt haben soll. Denn Ibas tadelt nicht allein die dem Nestorius feindlichen Personen, sondern hat ebenso an den Behauptungen desselben etwas auszusetzen, betrachtet den Zwiespalt als gehoben und berichtet mit dürren Worten, daß die Gemeinschaft zwischen der Partei des Cyrillus von Alexandrien und den Anhängern des Johannes von Antiochien bereits hergestellt sei. Ja er bezeichnet diesen wieder gewonnenen Kirchenfrieden als die eigentliche Veranlassung des Schreibens. Richtig erklärt sich vielmehr

6) Man findet es bei *Mansi* in Collect. Concil. T. VII. p. 249 sq. Nur wenig abweichend lautet dieser dem Ibas zugeschriebene Ausspruch bei Simeon von Betharsam in seinem bekannten Briefe über die Nestorianer (vgl. Assemani a. a. O. I, 203 u. 350): „Ich, Ibas, beneide den Messias nicht, daß er Gott geworden ist, weil er Gott genannt werden, während er doch Mensch war wie ich und von meiner Natur." 7) Cf. *Norisii* Dissert. IV. de anno et epochis Syro-Macedonum, et *Pagi* Critica historico-chronologica in Annales *Baronii* ad an. 448. Num. 9 contra *Baronium* in den Annales ecclesiastici, welcher diese Ereignisse noch ins J. 448 setzt. 8) Zusammen waren es 18 Punkte, welche Assemani (a. a. O. I, 200—201 in der Anmerk. 1) aufzählt. Vgl. ihre Zuschrift an die Bischöfe Photius, Eustathius und Uranius in *Mansi* Collect. Concil. T. VII. p. 219 sq. 9) *Pagi* Critica in Annales *Baronii* ad an. 449. No. 12; Chronic. Edessenum bei Assemani a. a. O. I, 202 u. 404, wo jedoch die Entsetzung des Ibas fälschlich ins J. 756 der Griechen (445 nach Chr. Geb.), sein Weggang von Edessa aber auf den 1. Jan. 759 der Griechen (448 nach Chr. Geb.) gesetzt wird; Dionysius in seinem Chronikon, welcher diese Begebenheit dem J. 757 der Griechen (446 nach Chr.) zuschreibt. Daß die Jahreszahlen im Chronicon Edessenum hier falsch sind, und in 760 verändert werden müssen, lehrt der weitere Bericht desselben. Vgl. Assemani a. a. O. S. 202.

10) Cf. *Mansi* Collect. Concil. T. VII. p. 261 sq. 11) Vgl. die Nachweisungen bei Assemani a. a. O. S. 202. 203. 12) Chronic. Edessen. bei Assemani a. a. O. S. 199 u. 403. 13) Chronic. Edess. a. a. O. S. 202 u. 405. Vgl. auch Assemani a. a. O. S. 424. 14) *Ebedjesu*, Catal. libror. ecclesiast. bei Assemani a. a. O. T. III. P. I. p. 85. Cf. *Simeon Beth-Arsamensis*, Epistola bei Assemani a. a. O. I, 350. 15) Catal. libror. ecclesiast. bei Assemani a. a. O. T. III. P. I. p. 175. 16) In einer andern Handschrift steht nämlich Denha statt Ibas. 17) Cf. Epistola *Simeonis Beth-Arsamensis* bei Assemani a. a. O. I, 350. 18) a. a. O. I, 203.

Neander, wenn er sagt [19]): „Als Ibas diesen Brief schrieb, war der Friedensvergleich zwischen Cyrill und den Orientalen geschlossen worden. Ibas stattete mit großem Triumphe seinem Freunde davon Bericht ab; er betrachtete das von dem Bischofe Cyrill abgelegte Glaubensbekenntniß als einen Widerruf desselben, ein Zeichen des Sieges der reinen Lehre, der allgemeinen Wiederherstellung der Ruhe." Ebenso hat derselbe verdiente Kirchenhistoriker die Stellung trefflich gewürdigt, welche Ibas in diesem Briefe sowol zu Nestorius als zu Cyrillus eingenommen hat. „In jenem Briefe an den Bischof Maris," heißt es bei ihm [20]), „zeigt er sich keinesweges als Freund des Nestorius. Er sagt, daß sowol dieser Letzte als Cyrill durch ihre Streitschriften Ärgerniß gegeben hätten. Er tadelt ihn, daß er durch seinen Angriff auf das der Maria beigelegte Prädicat θεοτόκος Beschuldigungen sich zugezogen, wie ja alle gemäßigten Orientalen darin mit dem Ibas übereinstimmten. Aber doch sprach er heftiger gegen Cyrill, den er beschuldigte, Eine Natur der Gottheit und Menschheit zu lehren und in den Apollinarismus verfallen zu sein." Nur so viel muß man zugeben, daß Ibas durch diesen Brief, um mit Schröckh [21]) zu reden, „nicht allein die Hochschätzung des Theodor, dieses ohnedies sehr verehrten Mannes, noch mehr verstärkt, sondern auch die Abneigung gegen die Alexandrinischen Verbundenen (also die Partei des Cyrillus) und die Synode zu Ephesus bis unter die Christen in Persien fortgepflanzt habe." Jenes geschieht durch die Art und Weise, wie er Theodor's, als eines selbst nach seinem Tode vom tyrannischen Rabulas aus gekränktem Ehrgeize verfolgten, ausgezeichneten Lehrers gedenkt, dieses, indem er, wie Schröckh sagt [22]), „von Cyrillus, seinem Lehrbegriffe und von der Synode zu Ephesus keine vortheilhafte Abbildung macht."

Da dieser berühmte Brief, wie ihn Schröckh, Gieseler und Neander mit Recht nennen [23]), so mannichfache und langdauernde Streitigkeiten veranlaßt hat, wird es nöthig, seinen Inhalt noch genauer und nach dem ganzen Gedankengange des Verf. darzulegen. Nach dem Eingange, welcher nicht mit erhalten ist [24]), erklärt Ibas, er wolle ganz kurz über das in seiner Gegend (denn so ist das ἐνταῦθα hier doch unstreitig gemeint) früher und jetzt Geschehene seinem Freunde Bericht erstatten, weil er wisse, er werde sich angelegen sein lassen, die Kunde, daß die heiligen Schriften keine Veränderung erlitten haben, weiter zu verbreiten. Seit Maris dort gewesen, sei ein Streit entstanden „durch diese zwei Menschen, Nestorius und Cyrillus;" sie hätten sich in Schriften gegen einander Schmähreden (λόγους βλαβερούς) erlaubt, welche Andern anstößig (σκάνδαλον) geworden. „Denn Nestorius sagte, daß Maria nicht Gottesgebärerin sei (ὅτι ἡ μακαρία Μαρία θεοτόκος οὐκ ἔστιν)," sodaß ihn Viele als einen Anhänger des Paulus von Samosata betrachteten, welcher Christum für einen bloßen Menschen (ἄνθρωπον ψιλόν) erklärte. Cyrillus dagegen „ist ausgeglitten (ὤλισθε)" bei dem Bestreben, des Nestorius Schriften zu unterdrücken, und „in die Meinung des Apollinaris fallend befunden worden. Es schrieb nämlich auch er wie jener, daß kein Unterschied sei zwischen dem Tempel und dem darin Wohnenden," und verfaßte die zwölf Capitel (τὰ δώδεκα κεφάλαια) [25]). Er behauptete: „Eine Natur gibt es der Gottheit und der Menschheit unsers Herrn Jesu Christi, und man darf nicht trennen die gesagten Worte (τὰς φωνὰς τὰς εἰρημένας), welche entweder der Herr über sich sagte, oder die Evangelisten über ihn." Diese Behauptung aber erklärt Ibas „aller Gottlosigkeit voll;" „denn," sagt er, „wie ist es möglich, daß der Logos im Anfange genommen werde für den Tempel, geboren aus Maria, oder daß jenes: Du hast ihn erniedrigt ein wenig vor den Engeln, von der Gottheit des Eingeborenen gesagt sei?" Die Lehre der Kirche sei immer gewesen: „Zwei Naturen (φύσεις), Eine Kraft (δύναμις), Eine Person (πρόσωπον), welche ist der Eine Sohn, der Herr Jesus Christus." Zur Beilegung des Streites und der Beurtheilung der Schriften des Nestorius und Cyrillus, erzählt Ibas weiter, sei dann eine Synode nach Ephesus berufen; Cyrillus aber „zuvorkommend (προλαβών) nahm die Ohren mit dem Gifte ein, welches die Augen der Weisen verblendet (πηροῦντι)," wobei ihn der Haß gegen Nestorius leitete. Bevor der Erzbischof Johannes ankam, „nahmen sie dem Nestorius das Bisthum, ohne Urtheil (κρίσεως) und Untersuchung." Nach zwei Tagen kamen die orientalischen Bischöfe nach Ephesus, und „als wir erfuhren," berichtet Ibas weiter, „daß sie in der von ihnen geschehenen Entsetzung des Nestorius die von Cyrillus geschriebenen 12 Capitel, welche dem wahren Glauben entgegen sind, aufgestellt (ἀνέθηκαν) und befestigt, und ihnen als mit dem wahren Glauben übereinstimmend beigepflichtet hatten," setzten alle Bischöfe des Orients den Cyrillus ab, hoben die Kirchengemeinschaft mit den übrigen Bischöfen auf, welche Cyrillus' Capiteln beigetreten waren, und gingen in ihre Heimath zurück. „Nestorius aber, da er gehaßt wurde von der Stadt und den Vornehmsten derselben, konnte nicht dahin zurückkehren. Und es blieb die morgenländische Synode außer Verbindung (μὴ κοινωνοῦσα) mit den Bischöfen, welche mit Cyrillus sich verbunden hatten." Dieser innere Zwiespalt veranlaßte viele Betrübniß (λύπη) und von Seiten der Heiden und Häretiker mancherlei Beschimpfung; man scheute sich aus

19) Allgem. Gesch. der christl. Religion u. Kirche. 2. Bds. 3. Abth. S. 1172. 73. 20) a. a. O. S. 1172. 21) Christl. Kirchengesch. 18. Bd. S. 507. 22) a. a. O. S. 506. 23) Der Erste in Christl. Kirchengesch. 18. Bd. S. 506, der Andere im Lehrb. der Kirchengesch. 1. Bd. §. 85. (S. 314. Anm. e der Ausgabe vom J. 1824), der Dritte a. a. O. S. 1172. 24) Vgl. die Überschrift in Mansi's Amplissima Collect. Concil. T. VII. p. 241. Übrigens findet man den Brief selbst griechisch mit latein. Übersetzung bei Mansi a. a. O. S. 241 fg. und in den Act. Concil. Chalc. act. X. ed. *Harduin*, T. II. f. 530, blos latein. in *Phil. Labbei* et *Gabr. Cossartii* Sacrosanct. Concil. ad reg. ed. exact. T. V. p. 510. Doch ist die lateinische Version bei Mansi a. a. O. davon verschieden. Vgl. auch *Fabricii* Biblioth. Graeca. Vol. XI. p. 438.

25) Ibas meint die sogenannten 12 Anathematismen des Cyrillus, welche die reine Lehre über die Person Christi feststellen sollten, im Gegensatz gegen Nestorius' Lehre.

einer Gemeinde oder Provinz in die andere zu reisen, und Mancher suchte unter dem Scheine kirchlichen Eifers verborgener Feindschaft zu genügen. „Von diesen einer war der Tyrann unserer Stadt" (Ibas meint den Bischof Rabulas von Edessa), „welcher unter dem Vorwande des Glaubens nicht allein an den Lebenden Rache nimmt (ἀμύνεται), sondern auch an den längst (πάλαι) zu Gott Gegangenen. Ihrer Einer ist der selige Theodoros, der Herold der Wahrheit und Lehrer der Kirche, welcher nicht allein in seinem Leben die Häretiker geohrfeigt hat (ἐκολάφισεν) zu (εἰς) seinem wahren Glauben, sondern auch nach dem Tode die geistigen Waffen durch seine Schriften den Kindern der Kirche hinterlassen hat. Diesen wagte der alles Wagende in der Kirche öffentlich mit dem Anathema zu belegen, ihn, welcher durch Eifer für Gott nicht allein seine Stadt aus dem Irrthume zur Wahrheit hinwandte, sondern auch die entfernten Kirchen durch seine Lehre erzog. Und über seine (Theodor's) Bücher ist viel Prüfung überall geschehen, nicht weil sie dem wahren Glauben entgegen wären (denn immer [ἀεὶ] lobte er ihn bei Lebzeiten desselben unaufhörlich [συνεχῶς] und las in seinen Büchern), sondern wegen der geheimen Feindschaft, welche er gegen ihn hatte, nachdem derselbe ihn offenbar in der Synode widerlegt hatte (ἤλεγξεν)." Dieser kirchlichen Zerrissenheit ein Ende zu machen, entschloß sich der Kaiser, „einen großen und kundigen Mann aus seinem Palaste" abzuordnen (Ibas meint den Tribun Aristolaus), „welcher den Erzbischof des Orients, Johannes, nöthigen sollte (ἀναγκάζοντα), sich mit Cyrillus auszusöhnen," da er Letzterm das Bisthum genommen hatte. Johannes sandte nach erhaltenem kaiserlichen Schreiben den Bischof Paulus von Emesa an Cyrillus, „schrieb durch denselben den wahren Glauben" und erklärte sich bereit, mit ihm wieder Gemeinschaft zu halten, wenn er dem beistimmen und „diejenigen mit dem Anathema belegen würde, welche sagen: die Gottheit litt, und welche sagen: Eine Natur gibt es der Gottheit und Menschheit." Gott aber ließ „auch das Herz des Ägyptiers erweichen (μαλάξαι)," sodaß er das ihm Angesonnene sogleich einging, und also das Schisma aufhörte. Was aber Johannes an Cyrillus schrieb und dessen Antwort übersendet Ibas mit seinem Briefe dem Maris, damit ihm die Wiederherstellung des kirchlichen Friedens bekannt werde, und er auch Andere davon benachrichtigen könne. Denn es wage Niemand zu lehren, „daß Eine Natur sei der Gottheit und Menschheit, sondern sie bekennen sich zu dem Tempel und zu dem darin Wohnenden, dem Einen Sohn, Jesus Christus." Als Beweggrund seines Schreibens bezeichnet Ibas endlich seine Zuneigung zu Maris und die Überzeugung, daß derselbe es sich angelegen sein lasse, in der göttlichen Lehre zum Nutzen der Kirche zu wachsen. Da nun die Herstellung der Kirchengemeinschaft zwischen Johannes von Antiochien und Cyrillus von Alexandrien im J. 433 geschah und sich mit Grunde vermuthen läßt, Ibas werde seinen Bericht an den Freund möglichst bald erstattet haben, so wird die Abfassung desselben unstreitig noch in das J. 433 gehören, also noch in die Lebensperiode des Ibas, wo er als Presbyter zu Edessa mit Rabulas in Opposition stand. Das allgemeine Concilium zu Chalcedon im J. 451 fand diesen Brief, welcher auch als eine den Nestorianischen Streitigkeiten gleichzeitige Quelle [26]) beachtungswerth ist, rechtgläubig [27]); dessenungeachtet ist er nachmals in dieser Beziehung hart angefochten worden. Er gehörte zu den drei Schriften, welche unter dem Namen der drei Capitel im 6. Jahrh. längere Zeit die Kirche in Bewegung brachten. Das Nähere s. unt. d. Art. Dreicapitelstreit. Die monophysitische Partei hatte Ibas, dieser eifrige Freund antiochenischer Dogmatik [28]), immer mit demselben glühenden Hasse verfolgt, wie Theodor von Mopsueste und Theodoret; daher darf es nicht auffallen, daß sein Brief mit den Schriften dieser Gelehrten Ein Schicksal theilte. Ein Edict des Kaisers Justinian im J. 544 sprach das Anathema darüber aus, wobei es absichtlich ins Zweifelhafte gestellt wurde, ob der Brief wirklich von Ibas herrühre [29]). Natürlich regte man sich dagegen, besonders im Abendlande, weil dadurch die Autorität des chalcedonischen Concils gefährdet war; es wurde aber durch allerhand Machinationen und Gewaltschritte doch durchgesetzt, daß die fünfte allgemeine Synode zu Constantinopel im J. 553 die im kaiserlichen Edict ausgesprochene Verdammung ebenfalls vornahm. Die Person des Ibas jedoch ließ man als rechtgläubig gelten [30]), weil er seine Irrlehre widerrufen und zufolge dessen vom Concil zu Chalcedon als ein rechtgläubiger Bischof anerkannt sei [31]). (*A. G. Hoffmann.*)

IBATI. Der brasilische Name einer von Markgraf angeführten kriechenden, milchenden Pflanze, wahrscheinlich aus der natürlichen Familie der Asklepiadeen. (*A. Sprengel.*)

Ibbajid (Ibbejid, Ibeit), s. Obeid.

IBBENBÜHREN, Stadt im preuß. Kreise Tecklenburg, Bezirk Münster der Prov. Westfalen, 198 Häuser, 1394 Einw., Sitz eines Landgerichts, hat einen Eisenwerkhammer vier Flursteinbrüche und einen Mühlensteinbruch, dabei liegt auch das Kirchdorf Ibbenbühren. (*Rauschenbusch.*)

Ibberville, s. Iberville.

Ibbetsonia *Sims.*, s. Cyclopia *Vent.*

Ibbetson'sinseln, s. Telut.

Ibbibbys, Bewohner des afrikanischen Reichs Qua, s. d. Art.

Ibeit (Geogr.), s. Obeid.

Ibelin, s. Iblim.

---

26) Vgl. Gieseler a. a. O. §. 85. Note e. Neander (a. a. O. S. 1001. in Anmerk.) sagt von Ibas ganz richtig: „Er gibt sich zwar als einer Partei angehörend zu erkennen, doch zeigt er keine Leidenschaft," was für treue Berichterstattung spricht. 27) Cf. *Mansi*, Collect. Concil. T. VII. p. 261 sq. Die wichtige Äußerung der römischen Gesandten hat auch Gieseler (a. a. O. §. 103. Note l.) mitgetheilt. 28) Vgl. Gieseler a. a. O. §. 85. (S. 325 der Ausg. vom J. 1824.) 29) Quae *dicitur* ab Iba esse facta, hieß es. 30) Assemani a. a. O. S. 203. Vgl. auch Neander a. a. O. S. 1166. 31) Im Allgemeinen vgl. noch *Le Quien*, Oriens christianus. T. II. p. 960 sq. Fuhrmann, Handwörterb. der christl. Religions- u. Kirchengesch. 2. Bd. S. 409. 410. Christ. W. F. Walch's Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzer. Spalt. u. Religionsstreitigk. 3. Th. S. 670. 71.

IBENER HOF. Dieser Hof, zum Großherzogthume Hessen und Canton Wöllstein gehörig, liegt an der Straße von Alzei nach Kreuznach und in der Gemarkung Fürfeld. Er hat seine Benennung von dem Schlosse Iben oder Ywen, das den Herrn von Kronenberg zustand. Von den romantischen Ruinen ist noch ein Thurm, mehres Mauerwerk und eine Kapelle von gothischer Bauart übrig. (*Wagner.*)

IBENMOOS, ein schon von ältern Zeiten her aus der Umgegend stark besuchtes Bad, das in alten Urkunden unter dem Namen Heidenbad vorkommt, und im J. 1300 durch Kauf an die Johanniter-Comthurei Hohen- oder Hochrein kam. Es liegt in deren Nähe im luzerner Amte Hochdorf. Dem Wasser wird erweichende und eröffnende Kraft zugeschrieben. (*Escher.*)

IBENTHAL, Ober- und Unter-, zwei Thaldörfer im großherzogl. badischen Landamte Freiburg, eine starke teutsche M., fast östlich von der Amtsstadt, wovon das eine mit 300 Einw., die sich größtentheils von der Viehzucht nähren, eine Unterbürgermeisterei von der Bürgermeisterei und Pfarrei St. Peter auf dem Schwarzwalde, das untere aber eine Bürgermeisterei und fruchtbares Thal über eine halbe M. lang mit 340 Einw. in 71 Familien, alle kathol. Religion, eine grundherrliche Besitzung der Grafen von Kageneck ist. (*Th. Alfr. Leger.*)

IBER, Pfarrdorf im Königreiche Hanover, Fürstenthume Grubenhagen, mit 46 Häusern und 490 Einw., am nördlichen Fuße des Iberges (Yberges), urkundlich ein sehr alter Ort; hier lebte der Chronikenschreiber Letzner als Prediger. (*Crome.*)

IBERA. Von Livius (XXIII, 28) wird eine Stadt dieses Namens in Spanien westlich vom Iberus angeführt, die zur Zeit des zweiten punischen Krieges sehr mächtig gewesen sei, und von dem nahen Iberstrome den Namen geführt habe. Da aber Livius sonst weiter nichts bestimmt, so kann man nur aus dem Zusammenhange schließen, daß dieselbe nicht fern vom Meere in der Hispania Tarraconensis gelegen haben muß. Vgl. Ukert in s. Iberien, S. 416 u. 417, wo zugleich bemerkt wird, daß man Münzen gefunden habe, auf deren einer Seite Ilergavonia stehe, auf der andern Hibera Julia, oder auch M. H. J. Ilercavonia, und darüber Dert. Dieses hätten Einige, wie Hardouin, auf Dertosa bezogen. Dagegen streitet aber, wie auch von Ukert angeführt wird, die Lage dieser Stadt auf dem linken Ufer des Iberus, da doch die Ilergaones nach Plinius (III, 3) auf dem rechten Ufer desselben bis zum Uduba wohnten. Vielleicht dürfen wir mit Ukert ein Ibera westlich vom Iberus, gegen den Ausfluß hin, annehmen. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Ibera (Laguna de), s. Paraguay.

IBERA-PUTERANA. Nach Markgraf der brasilische Name einer Art Eisenholz (Pao-ferro der Portugiesen), welche sich nach seiner Angabe nicht systematisch bestimmen läßt. (*A. Sprengel.*)

IBERG, Yberg, 1) ehemal. Herrschaft und weitläufige Burgfeste in der Ortenau auf dem höchsten Berge in der Umgebung der Stadt Steinbach, jetzt Burgruine mit Thürmen uralter Construction, eine alte Besitzung des Fürstenhauses Baden, das hier im 13. Jahrh. seine Burgmannen hatte; vom Markgrafen Friedrich II., dem es durch Landestheilung zugefallen war, im J. 1328 an seinen Vetter, Markgrafen Rudolf III., verkauft, der es einem adeligen, davon benannten, aber jetzt längst erloschenen Geschlechte zu Lehen gab; endlich im J. 1525 von den aufrührischen Bauern zerstört. (*Th. Alfr. Leger.*)

2) Der Iberg und Winterberg sind zwei, auf braunschweigischem Boden, im staufenburger Forste am Harze gelegene Höhen eines Kalksteingebirges, das sowol seiner innern Beschaffenheit, als seiner äußern Gestalt wegen, zu den merkwürdigsten Bergen des Harzes gehört. Beide bestehen durchgehends aus einem mit vielen Korallengewächsen durchwebten Eisenstein, besonders spathigen Brauneisenstein, der schon seit dem 16. Jahrh. in mehren Gruben bebaut wurde, damals sehr zur Aufnahme des nahegelegenen Ortes Grund beitrug, und noch jetzt in einigen, am östlichen Abhange des Ibergs, bebaut wird. Der Iberg, welcher die schönsten Arragonitkrystalle des Harzes enthält, ist voll Höhlen; sie sind durch das Wegnehmen des Eisensteins entstanden, der nesterweise vorkommt und oft zu Tage aussetzt. Am merkwürdigsten sind die beiden, am Wege nach Wildemann gelegenen, oben offenen Höhlungen, in welchen ein klares Wasser entspringt, und deren schimmernde Wände, wenn die Sonne oben hineinscheint, das schönste Schauspiel gewähren. Die Bergwerksreviere am Iberge werden auf gemeinschaftliche Kosten der braunschweigischen Fürstenhäuser betrieben. Der hier gewonnene Eisenstein wird auf der Hütte in Gittelde verschmolzen. (*F. Gottschalck.*)

3) Iberg, auch Ibrig und Yberg im Canton Schwyz, eine sehr ausgedehnte Pfarrgemeinde, welche den hintern, südlichen Theil des Sihlthales einnimmt, und sich an und auf die Gebirgskette ausdehnt, welche das Muottathal vom Sihlthale trennt. Nördlich grenzt die Gemeinde an Einsiedeln. Diese Pfarre soll die älteste im Canton Schwyz sein, und die Legende läßt den heiligen Beatus dieselbe begründen. Daher geht auch bei allgemeinen Processionen und Wallfahrten des Landes das Kreuz und die Fahnen aus dieser Gemeinde allen übrigen voran. Da keine Straße hier durchführt, so kommen die Einwohner wenig in Berührung mit Fremden. Sie nähren sich von Alpenwirthschaft und Holzflößen, das von hier in den Sihlstrom bis Zürich gebracht wird. Das seit alten Zeiten im Canton Schwyz sehr bedeutende Geschlecht Ab Iberg hat von diesem Dorfe seinen Namen.

4) Das Schloß Iberg im obern Toggenburg, nahe bei Wattweil. Es wurde im J. 1258 von Hartmann, einem Dienstmanne des Abtes von St. Gallen, erbaut. Allein Graf Kraft I. von Toggenburg, in Feindschaft mit dem Abte von St. Gallen, ließ diesen Hartmann mit seinem Sohne aufheben, und erzwang durch die Drohung, beide zu tödten, die Übergabe der Burg. Dennoch behielt er sie auf ihrer eigenen Burg eingekerkert. Dort starb der Sohn; der Vater wurde dann auf ein anderes Schloß des Grafen, Uzenberg oder Uznaberg, oberhalb Uznach, gebracht. Es gelang ihm endlich, nach St. Gallen zu entrinnen. Er schenkte nun seine Burg mit allen Gütern dem Kloster St. Gallen, und da Graf Kraft die-

selbe nicht abtreten wollte, wurde sie vom Abte belagert. Während dieser Belagerung wurde der Graf ermordet, worauf die Besatzung das Schloß übergab. So kam diese Burg mit den dazu gehörigen Gütern und Rechten an das Kloster St. Gallen. In dem Freiheitskampfe der Appenzeller gegen den Abt und Österreich wurde sie von den Appenzellern (1405) eingenommen und verbrännt; dann aber wieder hergestellt. Sie blieb lange der Sitz des Voigts, welchen der Abt über einen Theil des obern Toggenburgs setzte. Während der Unruhen im Toggenburg, woraus im J. 1712 der innere Krieg von Zürich und Bern gegen den Abt von St. Gallen und seine Verbündeten, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, entstand, wurde Iberg mit List im J. 1710 von den Toggenburgern eingenommen und erst beim Frieden 1718 dem Abte zurückgegeben. Seit dieser Zeit bewohnten die Voigte des Abtes diese Burg nicht mehr. Sie wurde verpachtet und zuletzt an einen Privatmann verkauft. Jetzt ist sie unbewohnt und fällt allmälig in Trümmer. (*Escher.*)

IBERIA, so heißt 1) bei den Alten, besonders Strabon[1]), eine Hauptprovinz des kaukasischen Isthmus, jene fruchtbare, meist von Gebirgen umgebene Ebene des Kur (Cyrus), welche man nachher das persische Georgien, dann Grusien nannte; im Westen und Südwesten von Kolchis und den moschischen Bergen, im Norden vom Hochgebirge des Kaukasus selbst, im Osten und Südosten von Albanien, im Süden von Armenien begrenzt. Die Herrschaft der alten Iberier erstreckte sich jedoch zur Zeit ihrer Blüthe weiter südlich nach Armenien, bis zu der Zeit, wo die armenischen Häuptlinge oder Feldherren Artarias und Tariades ihnen die Grenzdistricte Chorzene und Gogarene abnahmen (Strabon). Wenn einige alte Schriftsteller (wie Plinius und Varro) die kaukasischen Iberier nach Europa und Altspanien wandern lassen, Dionysius Periegetes dagegen dieselben von den alten gleichnamigen Urbewohnern Spaniens ableitet, Strabon, der dieser Ableitung auch erwähnt, anderwärts die Gleichnamigkeit beider Völker mit der gleichmäßigen Entdeckung und Bearbeitung von Goldbergwerken in Verbindung setzt, Tacitus die in Jason's Seereise begriffenen Thessalier Stammväter der Iberier und Albanier nennt, armenische Annalisten den Ursprung derselben Iberier theils auf Noah, theils auf jene von Nebucadnezar versetzten Hebräer hinaufführen, weshalb auch Reineggs (Beschreibung des Kaukasus, 1796) in dem alten georgischen Fürstengeschlechte Bagration (Bagarat) die jüdische Ähnlichkeit wiederfinden wollte[2]), so ist es schwer, hier eine Entscheidung zu treffen, und rathsam, mit Appian nur die Identität oder Ähnlichkeit der Namen beider Völker anzuerkennen. Dabei kann es immer bestehen, daß ein Theil der von den assyrischen Monarchen nach der Eroberung von Samaria in die persischen Grenzprovinzen geführten Israeliten hier am Kur und in Albanien angesiedelt wurde, wo Schamachia (Samaria) und andere Städtenamen auf diesen Ursprung hinweisen. Der Name Iberiens ist in unserer Zeit auch auf die zur alten Landschaft Kolchis gehörige Provinz Imereti übergetragen worden (Klaproth in s. Reisebeschreibung des Kaukasus), aber es beruht dies nur auf einem von Reineggs eingeführten falschen Sprachgebrauch und auf der Sage von größerer Ausdehnung der alten iberischen oder georgischen Herrschaft bis zum Rhion oder Phasis. Aber übertrieben ist die Behauptung des Archimandriten Eugenius[3]), der ganze Strich Landes zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere von Tauris und Erzerum bis zum Don sei ehemals den Iberiern (oder Iweriern, wie er sie nennt) unterthan gewesen.

Die ältere Geschichte Iberiens ist gänzlich dunkel. Aber der alte Name Phrixupolis, welchen nach Strabon die Stadt Ideessa an der iberisch-kolchischen Grenze führte, weist auf eine alte griechische Colonisation und auf die mythische Zeit des Phrixus, dem Jason nachfolgte. Seit dem 8. Jahrh. vor Chr. Geb. sandten bekanntlich die kleinasiatischen Griechen mehr als eine Colonie an den Pontus Euxinus. Die Hauptcolonie der Milesier war Dioskurias. Aber der alten Iberier erwähnen weder Herodot, noch Scylax, noch Apollonius Rhodius (unsers Wissens); wenngleich Tomyris, die am Kur (ehemals Koros oder Cyrus) herrschende Massagetenkönigin, die Feindin des Cyrus, nach den georgischen oder grusinischen Annalen für eine iberische oder georgische Königin (Thamar) gehalten werden muß. Auch die Heereszüge Alexander's trugen wenig zur Kunde dieses Theils des Kaukasus bei. Zuerst die römischen Kriege in Asien, besonders mit Mithridates, der sich über den Kaukasus zurückzog, und die Verbindung, in der die Iberier und Albanier mit Roms Gegnern standen, besonders der Feldzug des Pompejus in den kaukasischen Ländern im J. 65 vor Chr. Geb. (schon vor ihm hatte jedoch Corbulo eine Karte dieser Länder nach Rom gesandt), brachten den Namen der Iberier nach Europa; und das wissenschaftliche Ergebniß dieser Kriege kam dem Kappadocier Strabon, hierauf Plinius und Ptolemäus zu statten. Bei Virgil, Horaz und Lucan erscheinen die Iberier als furchtbare, unversöhnliche, harte Krieger ꝛc., wenngleich nach der Beschreibung des Strabon die ganze Nation mit Ausnahme einer Kaste oder eines Standes religiös, friedlich und ackerbauend war. Die neue Civilisation Iberiens begann mit dem von Byzanz aus eingeführten Christenthume, wie denn ein altes Kloster, welches in Jerusalem unterhalten und vom Kaiser Justinian im 6. Jahrh. erneuert wurde, das iberische oder iwersche hieß (Procop, Buch V. Cap. 9 von den Gebäuden). Aber schon seit dem 5. Jahrh. führten hier die byzantinischen Römer mit den Persern einen für

---

1) Vgl. überhaupt meinen Commentar zu Strabon's Beschreibung des Kaukasus im 11. Buche seiner Geographie (Caucasiarum regionum et gentium Straboniana descriptio etc. [Lipsiae 1804], insbesondere den Anhang de Iberorum Origine, p. 65). 2) Nach Constantinus Porphyrogenneta hielten sich auch die Iberier damaliger Zeit für Nachkommen des David und der Frau des Uriah.

3) s. dessen Gemälde von Georgien 1802 zu Petersburg in russischer Sprache gedruckt, 1804 von Fr. Schmidt zu Riga und Leipzig teutsch herausgegeben. Daselbst kommt sogar vor, daß die Iberier mehr als einmal Jerusalem von den Sarazenen erobert hätten. S. 8.

die Lazier (Kolchier) und Iberier als ihre Bundesgenossen
verderblichen Krieg (der jedoch die Kunde dieser Gegend
sehr erweiterte; wie Procop, Agathias, Priscus, Zonaras
und andere byzantinische Schriftsteller zeigen). Die nach
den Mongolenzügen zwischen den Persern und Türken hier
geführten Kriege, in deren Folge das alte Kolchis türkisch,
Iberien, nunmehr Georgien genannt, persisch wurde, ver-
wischten vollends die merkwürdigen Spuren alter Cultur
in Iberien, welche Strabon's Beschreibung verräth. Das
ganze durch den Kur durchschnittene und bewässerte frucht-
bare Land war nämlich zu jener Zeit wohlbevölkert, reich
an Dörfern und Städten, geziert mit Märkten und aus
Backsteinen wohlgebauten Häusern; unter diesen zeichnet
er Harmozica (bei Plinius Harmastis) am Kur, und Seu-
mara (jetzt Tsoumar) am Aragon, als Festungen aus.
„Das ganze Volk bestand aus vier Kasten oder Geschlech-
tern (γένη). 1) Die Kaste der Könige, von denen einer,
nach Verwandtschaft und Alter gewählt, an der Spitze
der Nation stand, der andere die Verwaltung der Justiz
und des Heeres führte. 2) Die Kaste der Priester, welche
die Künste des Friedens und das Grenz- und Völkerrecht
wahrten. 3) Die Kaste der Krieger und Ackerbauer. Denn
bei Tumulten oder Ausfällen von Seiten der auf skythi-
sche oder sarmatische Art lebenden Bergbewohner lieferten
auch die Landbewohner mehre tausend Krieger; die iberi-
schen Krieger waren gleich den Albaniern mit Panzern,
Helmen und Schilden versehen. 4) Die Kaste der Leib-
eigenen und der für die Lebensbedürfnisse sorgenden Hand-
werker. Sie hatten Gütergemeinschaft in ihren Familien
und der Älteste war Verwalter des Eigenthums. Der
Cultus und die Lebensart der Nation war der medischen
und armenischen ähnlich." Weiter erwähnt er nichts über
die Religion der Iberier, aber wenn auch jene Kastenein-
theilung nicht auf eine Tradition des innern Asiens, auf
die Religion Menu's oder Budda's am Ganges und In-
dus hinwiese (wie denn auch nach armenischen Nachrich-
ten zur Zeit der Arsaciden eine östliche Einwanderung
aus Tschina in die Gegend von Armenien stattfand), so
scheint doch die den Albaniern gemeinsame Verehrung der
Sonne, sowie des Jupiter's und des Mondes an der
Grenze Iberiens einen medischen Sonnendienst zu bewei-
sen; welcher nach Moses von Chorene bei der Einführung
des Christenthums mit dem **Simulacrum Aramuzdis**
hier zerstört wurde [4]).

Die Localität Iberiens, übereinstimmend mit dem jetzi-
gen Grusien (den Hauptprovinzen Kartueli und Kacheti),
zeigt sich am deutlichsten aus Strabon's Angabe der vier
Hauptpässe (εἰςβολαί). 1) Der Westpaß von Kolchis
her drängte sich durch die engen Schluchten von Sara-
pana durch Gesteine, Bergströme und Castelle; diese nach-
her von den Laziern benannte Pforte wurde zur Zeit Ju-
stinian's an einer Stelle so breit gemacht, daß Pferde
und Elefanten hindurch passiren konnten (Procop). 2)
Der Nordpaß, pylae Sarmaticae, Ibericae und Cau-
casiae bei den Römern, bei den Tataren Dariel, bei
den Russen mit Beziehung auf die Hauptstelle und jetzige
Festung Wladikawkass (Zwingkaukas) genannt, der jetzige
Hauptweg nach Grusien, die alte Grenzscheide asiatischer
und europäischer Völker, führte binnen drei Tagen aus
dem Lande der nördlichen Nomaden (jetzt der kleinen Ka-
bardei) durch enge Schluchten bis an den Fluß Aragus
(sonst auch Aragon bei Strabon genannt) [5]), bis man
mit dem Laufe desselben an eine schwer übersteigliche Mauer
kam. Diese muß jedoch nicht mit der weiter südöstlich
beim Flusse Alazon noch in Ruinen sichtbaren Mauer ver-
wechselt werden, welche einer alten Sage nach von Der-
bend am kaspischen Meere bis zum andern Ende des Isth-
mus gereicht haben soll. 3) Der Ostpaß aus Albanien,
ebenfalls durch steile Berge und Felsen gebildet, geht durch
eine Schlucht, die ein vom Kaukasus herabströmender
Fluß verursacht. Dieser Fluß ist der Alazon (Alason),
der sich westlich in den Kur erstreckt. Die Provinz, die
er durchzog, heißt bei Strabon Cambysene, jetzt Kisik.
4) Der südliche armenische Paß, welchen Pompejus und
nach ihm Canidius Bassus durchbrach, er folgte der
Stromenge des Kur und Aragus, zweier Flüsse, welche vor
ihrer Vereinigung durch zwei, 16 Stadien von einander
entfernte, Festen, nämlich Harmozica und Seumara be-
herrscht wurden [6]). Jetzt bemerkt man hier nur einen
Paß an der Rechten des Kur, nämlich bei dem Castell
Zsgetta (Mzgetta) unweit Tiflis. Diese zum Gebiete des
alten Iberiens gehörige jetzige Hauptstadt Grusiens ent-
stand erst im 5. Jahrh. nach Chr. Geb. und Abul-
feda nennt sie die Hauptstadt Gurgistans (Georgiens oder
Grusiens). Vergl. überhaupt außer Strabon, Plinius,
Dionysius Periegetes, und dessen Commentator Eusta-
thius, Appianus, Dio Cassius, Plutarchus in Pompejo,
Tacitus' Annalen, Ptolemäus insbesondere, und Pom-
ponius Mela. (Die Bestimmung der alten Städte Ibe-
riens nach Ptolemäus und Plinius, welche Mannert
a. a. O. versucht hat, ist sehr unsicher.) (*Rommel.*)

2) Iberia, einerlei mit Hispania (s. d. Art.).

IBERINGAE. Es ist zu verwundern, welchen Um-
fang des Ptolemäus Kenntnisse von Indien haben. Seine
Geographie bietet uns das Ganze der geographischen Kennt-
nisse des 2. Jahrh. nach Chr. Geb. dar. Von beinahe
270 Örtern (Strabon hatte nur fünf Städte genannt)
hat er die Länge festzusetzen gesucht. Es ist daher nicht

---

4) Vgl. Ritter's Erdkunde. Bd. II. S. 891. 966 rc. Wenn
Ritter (a. a. O. S. 810) bemerkt, daß die iberische Hauptstadt
Harmozica wol ein dem Ormuzd geweihter Ort war, so steht die-
sem die Ableitung und Namensähnlichkeit von Herumzighe (römische
Festung) entgegen, wie denn Reineggs (II, 87) diesen Namen vor-
gefunden haben will. Derselbe hält auch der Bauart wegen Zegetta
(Mzgetta) für eine alte römische oder griechisch-römische Festung.

5) Nirgends Arrabon, wie Reineggs, Ritter, und vor ihm
Mannert in der Geographie der Griechen und Römer, 1820. Bd.
IV. S. 403, angibt. 6) Da man bei dieser Strabon'schen Be-
schreibung, wie Mannert glaubt, nicht wol an den jetzigen Fluß
Arakui denken kann (der sonst mit dem Strabon'schen übereinstimmt),
weil dieser, aus dem Kaukasus gegen Süden in den Kur fallend,
nicht wol den Eingang von Armenien her decken konnte, so nimmt
derselbe an, daß der südliche Aragus des Strabon ein anderer, sechs
Meilen südlich von Tiflis in den Kur fließender, Strom sei. In-
dessen muß man nicht vergessen, daß die nordarmenische Grenze vor
Alters sehr weit nördlich reichte.

mehr auffallend, wenn wir im Ptolemäischen Indien Völkernamen finden, die wir selbst heute nicht besser zu bestimmen wissen. Zu den nur aus Ptolemäus bekannten Völkerschaften gehören die Iberingae, welche jener Geograph in die India extra Gangem setzt. Auf der Mannert'schen Karte Indiens ex mente Ptolemaei folgen in südlicher Richtung von den Emodusgebirgen die Aminachae, die Indaprathae, die Iberingae mit der Stadt Sagoba. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IBERIS nannte Linné (Gen. n. 804) eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 15. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Siliculosae der natürlichen Familie der Cruciferne (Cruciferne Pleurorrhizeae Thlaspideae *Candolle*). Char. Der Kelch offenstehend, an der Basis gleich (ohne Höcker), mit vier hinfälligen Blättchen; die vier Corollenblättchen ungleich, die beiden äußern größer; das Schötchen sehr zusammengedrückt, an der Spitze abgestutzt-ausgerandet, zweiklappig, zweifächerig, zweisamig, mit herabhängenden Samen; das Würzelchen an den Samenlappen anliegend. Die 26 Arten dieser Gattung, welche Candolle (Syst. II, 398. Prodr. I. p. 178) aufzählt, sind fast alle im südlichen Europa einheimisch, als ein- und zweijährige, selten perennirende Kräuter, oder niedere Sträucher und Staudengewächse mit abwechselnden, einfachen oder halbgefiederten Blättern, einfachen Trauben oder Doldentrauben, und weißen, zuweilen wohlriechenden, oder lilafarbigen Blumen. Außer Europa finden sich nur zwei Arten in der Krim: Ib. taurica *Cand.* (l. c., Ib. ciliata *Willdenow* sp. pl.) und Ib. vermiculata *Willd.* (Ib. saxatilis var. *Cand.*), eine in Kleinasien: Ib. cappadocica *Willd.*, die in Sicilien einheimische Ib. semperflorens *L.*, vielleicht auch in Persien, und eine zweifelhafte, Ib. linearifolia *Cand.* (l. c., Lepia linifolia *Desvaux*, Journ. de Bot. III. p. 166 et 181) in Neuholland. Über einen großen Theil von Europa verbreitet, auch im mittlern Teutschland, auf Saatfeldern wächst: 1) Ib. amara *L.* (Sp. pl., Engl. bot. t. 52, Ib. linifolia Schkuhr, Handb. Taf. 179), ein spannenhohes, einjähriges Pflänzchen, mit lanzettförmigen, zugespitzten, schwach gezähnten Blättern, traubenförmigen weißen Blüthen und kreisförmigen Schötchen, mit einem schmalen Ausschnitt an der Spitze. Das Kraut enthält einen bittern Stoff, wie Cardamine amara *L.* Außerdem finden sich noch zwei Arten im mittlern Europa, welche aber vielleicht nur als Abarten von Ib. amara gelten dürfen. 2) Ib. intermedia *Guersent* (Bullet. de la Soc. philom. n. 82. t. 21) unterscheidet sich von Ib. amara durch zweijährige Dauer, stumpfere Blätter und eiförmige, an der Spitze abgestutzte, oder mit einem breiten Einschnitte versehene Schötchen, und wächst auf Kalkfelsen zwischen Rouen und Duclair. 3) Ib. bicolor *Reichenbach* (Flor. excurs. II. p. 659), am Odenwalde gegen Würzburg hin, unterscheidet sich von Ib. amara nur durch stumpfere Blätter und abgestutzte, kaum ausgerandete Schötchen. Von den übrigen Arten werden mehre als Zierpflanzen in Gärten gezogen, am häufigsten 4) Ib. umbellata *L.* (Sp. pl., *Gärtner*, De fruct. t. 141, Schkuhr a. a. O., Bot. mag. t. 106), ein glattes, fußhohes Sommergewächs, mit oberhalb ästigem Stengel, lanzettförmigen, langzugespitzten, unterhalb gesägten, oberhalb ganzrandigen Blättern, doldentraubigen Blüthen und lilafarbigen, seltener weißen Blumen. Ist in Griechenland, Italien und Spanien einheimisch, und an manchen andern Orten verwildert, z. B. auf den holländischen Stranddünen. Die brennend-scharfen, ovalen, flachen, gelben Samen dieser Art waren früher unter dem Namen Bauernsenf, Semina Thlaspeos cretici officinell. Die in Teutschland häufig vorkommende Ib. nudicaulis *L.* bildet eine eigene Gattung: Teesdalia *R. Brown* (s. d. Art.). Die heilsame Iberis der Alten (*ἰβηρίς Dioscorides*, Mat. med. II, 205. Iberis *Plin.* H. N. 25, 49) gehört zwar nicht zu der eben abgehandelten, aber doch zu einer nahe verwandten Gattung; sie heißt jetzt Lepidium Iberis *L.*, und wird in einigen Pharmakopöen noch unter dem alten Namen Herba Iberidis aufgeführt. (*A. Sprengel.*)

IBERSHEIM, evangel. Filialdorf, das zum Großherzogthume Hessen und zum Canton Osthofen gehört und nahe am Rhein liegt. Es hat 36 Häuser und 352 Einwohner, darunter 211 Mennoniten, 108 Evangel. und 33 Katholiken sind. Der Ort hat außer einer Mennonitenkirche mit der Schule, 22 Branntweinbrennereien. Unweit des Dorfes hatten die Römer ein Castrum stativum, und es wurden hier schon Sarkophage, Geräthe, Penaten, eine Ara mit Jupiter's und Juno's Bilde, Opfermesser und Münzen ausgegraben. Die Grafen von Leiningen trugen den Ort ursprünglich vom wormser Domcapitel zu Lehen, und Friedrich von Leiningen verkaufte im J. 1285 die Voigtei und den Gerichtszwang dem teutschen Hause zu Coblenz auf Wiederkauf. In den Jahren 1468 und 1519 kam das Ganze an Kurpfalz. (*Wagner.*)

IBERUS. 1) Bei der Darstellung des asiatischen Iberiens zwischen dem kaspischen Meere und dem Pontus Euxinus nennt der einzige Plinius (VI, 10) den Iberus, einen Fluß, welcher sich in den Cyrus, jetzt Kur, ergieße. Mannert ist in seinem Norden Europa's S. 403 der Meinung, daß der von Strabon (XI. p. 500 edit. *Casaub.*) genannte Arragon oder Arrabon ein Nebenfluß des Kyrus, kein anderer, als der Iberus des Plinius sei. (*S. Ch. Schirlitz.*)

2) Fluß in Hispania Tarracon., s. unt. d. Art. Hispania.

Iberus (Zool.), s. Helix.

IBERVILLE, 1) ein Kirchspiel im nordamerikanischen Freistaate Luisiana, wird begrenzt von den Kirchspielen Baton Rouge, St. Helena, Ascension, Attacapas und Westbaton Rouge, besteht aus angeschwemmtem Lande des Missisippi, der es durchströmt, und erzeugt Baumwolle, Reis und Zuckerrohr. Die Bewohnerzahl beträgt ungefähr 5000, worunter sich gegen 2300 Sklaven befinden. Der Hauptort heißt Galveston am Flusse, oder vielmehr einem Arme des Missisippi, Namens Iberville, und zwar, wo derselbe zum Flusse Armite stößt. Dieser Ort hat nur einige hundert Einwohner.

2) Fluß, oder vielmehr einer der vielen Arme des Missisippi, die die umliegenden Gegenden bewässern, geht

vier teutsche Meilen unter Baton Rouge von dem Hauptstrome ab, durchfließt vorgenanntes Kirchspiel und fällt in den See Maurepas. Den größten Theil des Jahres ist dieser Arm fast ganz ausgetrocknet, und kaum drei Monate lang schiffbar, und dann nur für Fahrzeuge, die unter drei Fuß im Wasser gehen. (*J. C. Schmidt.*)

IBETIBI-BOBOCA ist nach Surian's Angabe der karaibische Name einer Pflanze, welche Linné Epidendrum ciliare genannt hat. (*A. Sprengel.*)

Ibeum, s. Ibiu.

Ibex, s. Capra Ibex.

IBI, Villa im Govierno de Xirona der spanischen Provinz Valencia, mit 3200 Einw., die sich zum Theil mit Wollenspinnerei beschäftigen und beträchtlichen Schneehandel treiben. (*R.*)

Ibiara *Daud.*, s. Caecilia tentaculata *Linn.*

IBI-ARIBA heißt nach Markgraf in Brasilien ein Baum, welchen Jussieu unter dem gleichfalls brasilischen Namen Andira (And. racemosa *Lamarck*. S. d. Art. Andira u. Geoffraea) bestimmt hat. (*A. Sprengel.*)

Ibich, s. Simonswald.

Ibicter (nicht Ibycter) (Zool.), s. Polyborus.

IBI-PITANGA ist nach Markgraf und Piso der brasilische Name eines Baumes, welchen Linné unter der synonymen Bezeichnung Plinia rubra und Eugenia uniflora in das System aufgenommen hat. (*A. Sprengel.*)

IBIRA oder Embira heißt nach Markgraf in Brasilien ein Strauch, welchen Linné Xylopia muricata genannt hat. (*A. Sprengel.*)

IBIRABA. Unter diesem brasilischen Namen thut Markgraf eines Baumes Erwähnung, welcher vielleicht zu der Gattung Lecythis gehört. (*A. Sprengel.*)

IBIRACEN. Ein brasilisches Wort, welches Süßigkeit bedeuten soll, und nach Piso einer nicht genau zu ermittelnden Art Süßholz beigelegt wird. (*A. Sprengel.*)

IBIRA-OBI ist nach Markgraf der brasilische Name einer Art Eisenholz (Pao-ferro der Portugiesen), deren Stelle im System bis jetzt unbestimmt ist. (*A. Sprengel.*)

IBIRA-PITANGA heißt nach Markgraf bei den Eingeborenen Brasiliens der Brasilienholzbaum (Pao-Brezil der Portugiesen, Caesalpinia brasiliensis *Linn.* und C. echinata *Lamarck*). (*A. Sprengel.*)

IBIRA-REMA. Unter diesem brasilischen Namen erwähnt Piso ohne weitere Beschreibung einen Baum, welcher stark nach Knoblauch riechen und dessen gestoßene Rinde in Umschlägen gegen schleichende Fieber der Kinder dienlich sein soll. (*A. Sprengel.*)

IBIS oder Hibis, eine Stadt oder ein Castell in Heptanomis, wo eine römische Besatzung lag *). (*R.*)

IBIS (Aves). 1) Von Lacepède aufgestellte Gattung der Sumpfvögel mit folgenden Kennzeichen. Der Schnabel ist dreimal länger als der Kopf, dünn, gebogen, an der Basis erweitert, an der runden, stumpfen Spitze platt. Der Oberkiefer ist der ganzen Länge nach gefurcht, die Nasenlöcher stehen an dessen Wurzel, sind länglich schmal, mit einer Haut umgeben, welche die

*) *Cellarii* Not. orb. ant. P. III. p. 70.

Furche bedeckt. Gesicht und oft ein Theil des Kopfes und des Halses nackt, die Füße ziemlich schmächtig, über den Knieen nackt, vierzehig, die drei vordern Zehen bis an das erste Glied mit einer Haut verbunden, die Hinterzehe lang, auf der Erde aufliegend, die Flügel von mittler Größe, die zweite, dritte und vierte Schwungfeder die längsten, der Schwanz mit 12 Steuerfedern. Diese Vögel leben gesellschaftlich und in Monogamie, und bewohnen die heißen Erdstriche beider Continente.

1) I. Falcinellus (Courly d'Italie *Buff.* Planch. enl. n. 819. Tantalus Falcinellus *Gmel.* Latham cum var. β. Naumann, Vögel. Nachtr. Taf. 28. Ibis Falcinellus, Auctor. recentior. Das erwachsene Männchen. Tringa autumnalis Hasselquist, Reise. S. 306. Numenius viridis *Brisson*. Ornith. V. p. 326. t. 27. f. 2. [Descript. opt.] Tantalus igneus et Tantalus viridis Auctor. Descript. de l'Egypte. pl. 7. [fig. sinistra opt.] Der zweijährige Vogel.) Beim erwachsenen Männchen sind die Zügel und die Gegend um die Augen ganz nackt, grün, mit grauen Rändern, die Wangen, die Stirn und der ganze Oberkopf sind mit spitzigen, purpurfarbenen, metallisch glänzenden Federn besetzt, die Ohrengegend, Kinn, Kehle, der ganze Hals, alle untern Körpertheile, die obern Flügeldeckfedern, der Oberrücken und die vordern Schulterfedern sind zimmtkastanienbraun, etwas ins Purpurfarbene schillernd, die hintern Schulterfedern, Rücken, Steiß, die obern Schwanzdeckfedern, der After und die dem Rücken zunächst liegenden Schwungfedern sind erzgrün, schwarz, purpurfarben, metallisch glänzend, die Schwungfedern übrigens alle glänzend erzgrün. Der Schnabel ist schwarzgrün, mit bräunlicher Spitze, die Iris braun, die Füße schwarzgrün. Die ganze Länge ist $1\frac{1}{2}$—2 Fuß. Das Weibchen ist dem Männchen ähnlich, doch aber etwas kleiner. Der zweijährige Vogel ist dem Erwachsenen sehr ähnlich, Kopf und Oberhals aber schwarzbraun, mit feinen weißen Längsstrichen, Unterhals, Brust, Bauch und Schienen schwarzgrau, je nach dem Alter mehr oder weniger ins Kastanienbraune übergehend, auch der Oberrücken und die Oberschultern sind mehr oder weniger gesättigt lebhaft kastanienbraun. Der junge Vogel hat die weißen Striche am Kopfe breiter und zahlreicher, und ist unten mehr schwarzgrau. Dieser Vogel lebt als Zugvogel in Europa, besonders häufig in Polen, Ungern, der Türkei, in Österreich, Baiern, der Schweiz, in mehren Gegenden des übrigen Teutschlands und in Italien; er findet sich selten in Holland und England, und geht bis nach Island hinauf. Häufig ist er in der uralischen Wüste, um das kaspische Meer, in Sibirien und den nahe liegenden Ländern, in Ägypten, auf den Inseln Celebes und Java. Er hält sich an den Ufern der Flüsse auf, und lebt von Muscheln, Insekten, Würmern und kleinen Wasserpflanzen. Bei den alten Ägyptern war dieser Vogel ebenso wie der folgende heilig gehalten, und man findet von ihm ebenfalls Mumien.

2) I. religiosa (Numenius Ibis *Cuvier*, Annal. du Mus. d'hist. nat. T. IV. p. 116. t. 53. [tab. 52. et tab. 54.] Ibis religiosa *Savigny*, Hist. nat. et my-

tholog. de l'Ibis [1805]. t. 4. *Vieillot*, Nouv. Dictionnaire d'Hist. nat. XVI. p. 9. Der erwachsene Vogel. Abou-Hannes *Bruce*, Voy. V. p. 203. Tantalus aethiopicus *Latham* [Descript. non satis accurat.], Descript. de l'Egypte. t. 7. [fig. dextr. opt.] Der junge Vogel). Der Hals und der ganze Kopf bis über die Mitte sind nackt und schwarz, der Schwanz und das ganze übrige Gefieder sind weiß, mit Ausnahme der schwarzgrauen glänzenden Spitzen der Schwungfedern; die Schwungfedern der zweiten Ordnung sind bis an die Spitze schwarz, violett, grün, glänzend, und ihre Fahnen so verlängert und zerschlissen, daß sie den ganzen Steiß und den Schwanz zum Theil verdecken. Die Schenkelgegend und die vordern größern Flügeldeckfedern gehen ins Röthliche über. Schnabel und Füße sind schwarz, die Iris hellbraun, die Länge 22—23 Zoll. Dies ist die Farbe des erwachsenen Männchens und Weibchens. Der jüngere Vogel ist an den Wangen und am Halse sparsam mit weißen, flaumigen Federn besetzt, Kopf und Hinterhals sind braun, mit dunklern Strichen, der ganze Unterleib, Flügel und Schwanz weiß, mit Ausnahme der Spitzen der ersten Schwungfedern, welche rostbraun sind, die Zügel und die Seiten der Stirn sind nackt und schwarz. Dieser Vogel wohnt häufig als Zugvogel im untern Ägypten, Nubien, Äthiopien und Senegambien einzeln oder in kleinen Heerden von 8—10 Stück, welche sich ebenfalls gesellig zusammenhalten, an frisch überschwemmten Orten, wo er sich von kleinen Schnecken nährt. Er kommt zur Zeit der Nilüberschwemmung nach Ägypten und verläßt es wieder, wenn diese vorbei ist, wo er dann in der Mitte des Junius nach Äthiopien zieht. Wenn die Nilgewässer hoch steigen, so zieht er sich nach höhern Gegenden, und hält sich dann um die Reisfelder auf. Es gibt wol wenig Personen, welche diesen Vogel nicht kennen, oder wenigstens nicht von ihm hätten sprechen hören. Durch die Verehrung, deren er sich im alten Ägypten erfreute, hat er eine Art von Berühmtheit erlangt. Sie wird durch die Geschichte des ägyptischen Volks selbst nicht nur bestätigt, sondern auch durch erhaltene Denkmäler und durch Ibismumien, ohne welche über diesen Vogel der Alten vielleicht noch Ungewißheit herrschte. Bei dem Einbalsamiren des Ibis verfuhr man folgendermaßen: Zuerst wurden die Eingeweide herausgenommen, dann brachte man die Flügel in ihre natürliche Lage, und legte den Kopf dergestalt an die linke Seite herab, daß der Schnabel etwa um einen Zoll unter dem Schwanze vorragte, dann bog man die Beine im Knie nach der Brust herauf. Der ganze Vogel ward nun in Erdharz getaucht und dann mit Binden dicht umwickelt, über welche man wieder andere in verschiedenen künstlichen Richtungen kreuzte. Das Ganze brachte man in ein kegelförmiges Gefäß, das man mit einem Deckel sorgfältig schloß, den man übrigens auch verkittete. Die Mumie ward nach solcher Einbalsamirung in den Vogelgewölben in der Ebene von Saccara oder in den Katakomben beigesetzt, aus denen man in den neuern Zeiten, besonders aus denen von Memphis und Theben, mehre solcher Mumien hervorgeholt hat, sodaß sie jetzt wol in keinem Museum fehlen. Nur in Folge der angeblichen Dienste, welche der Ibis Ägypten leistete, verehrte ihn dieses seinerseits wieder als eine glückbringende Gottheit. Er zerstöre, sagte man, die geflügelten und giftigen Schlangen, welche zu Anfange des Frühjahrs Arabien verließen, um nach Ägypten zu wandern. Der Ibis ginge ihnen entgegen in einem Engpasse, durch welchen sie ihren Weg nehmen müßten, wo er sie angriff und alle zerstörte. Was am meisten dazu beigetragen hat, diese Fabel zu verbreiten, ist eine Stelle im Herodot, in welcher er vorgibt, diesen Engpaß gesehen zu haben, wo, sagt er, hier und da die Knochen und Wirbelsäulen dieser geflügelten Schlangen aufgehäuft waren. Nach ihm haben Cicero, Pomponius Mela, Solin, Älian, Ammian und andere diese Geschichte wieder erzählt, mehr oder weniger mit dem ersten Schriftsteller übereinstimmend. Möglich, daß es diese allgemein verbreitete und ohne Prüfung selbst bis auf unsere Zeit angenommene Meinung war, welche Veranlassung zu so manchen irrigen Erzählungen über diesen Vogel gegeben hat. Man wollte ihn immer mit den Eigenschaften begabt sehen, welche ihm die Alten beigelegt hatten, nämlich Schlangen zu tödten und zu fressen, und so verwechselte man ihn bald mit den Störchen, bald mit einigen Reiherarten, ja sogar mit einem Geier. Savigny, im Gegensatz von jenen alten Schriftstellern, die wir eben nannten und selbst einiger neuern, meint dagegen, daß die Ägypter vielmehr diesen Vogel deswegen verehrt hätten, weil seine Erscheinung in Ägypten das Austreten des Nils angekündigt habe, und nicht aus dem Grunde, daß er das Land von giftigen Schlangen befreite.

Was übrigens der Grund zur Ibisverehrung auch immer gewesen sein mag, so bleibt doch das wahr, daß man ihn als eine Gottheit betrachtete; man erzog ihn in den Tempeln, ließ ihn ungestört in den Städten herumgehen, ja man bestrafte sogar denjenigen mit dem Tode, der, wenn auch durch Zufall, einen dieser Vögel getödtet hatte. Er war der Gegenstand zahlreicher Allegorien, man mengte ihn mit in die Mysterien der Isis und des Osiris, manchmal stellte man die Isis dar in menschlicher Gestalt, aber mit einem Ibiskopfe. Der Geist eines von Natur abergläubischen Volkes schafft gleich Fabeln. Sie nahmen dann den Ibis als den Gott Toth oder Merkur an, der unter dieser Gestalt im Lande erschien, um die Menschen über Künste und Wissenschaften und die Natur ihrer Götter zu belehren. Man legte ihm eine jungfräuliche Reinheit bei, und glaubte, daß er sich durch den Schnabel befruchte. Auch schrieb man ihm eine unzerstörbare Liebe zum ägyptischen Lande zu, dessen Wahrzeichen er gleichsam war, eine Liebe, die so groß sein sollte, daß er in jedem andern Lande eines freiwilligen Hungertodes stürbe. Selbst den Federn dieses Vogels legte man eine solche Kraft bei, daß damit berührte Krokodile nicht blos in große Furcht geriethen, sondern sogar manchmal davon starben. Die Priester, welche sich, wie noch heutzutage in manchen Ländern, eifrig bestrebten, das Volk in Dummheit und Aberglauben zu erhalten, sorgten dafür, daß solche Mährchen sich immer mehr verbreiteten, und behaupteten auch noch, daß auch nach dem

Tode des Vogels dessen Fleisch sich unverdorben erhalte. Wir schließen endlich diese Reihe von Fabeln, welche wir nicht einmal vollständig mittheilen können, noch mit dem Wunder, welches Pierius erzählt, daß nämlich der Basilisk aus einem Ibisei entstehe, in welchem sich alles Gift der Schlangen concentrirt habe, die der Vogel verzehrte. Es scheint, als wenn die neuern Ägypter die Verehrung ihrer Voraltern nicht geerbt haben; denn sie machen auf mancherlei Weise Jagd auf den Ibis, und essen sogar sein Fleisch, ungeachtet Moses dasselbe unter die unreinen Speisen setzte.

Ob man gleich viel über den Ibis der Alten geschrieben hat, und sogar mehre ältere Schriftsteller, besonders Herodot, Älian und Plutarch, ziemlich genaue Beschreibungen hinterließen, so ist er doch späterhin, wie wir schon erwähnten, vielfach verkannt worden. Perrault und mit ihm Brisson und Buffon haben ihn mit dem Tantalus Ibis Linné's verwechselt. Nach Blumenbach war dieser und die vorige Art ebenfalls von den Ägyptern verehrt. Cuvier selbst gesteht, daß er so lange über diesen Vogel in Zweifel war, als er nicht Ibismumien untersucht hatte. Vor Bruce waren wenige einig über diesen Vogel. Dieser englische Reisende lehrte ihn zuerst genauer kennen, und beschrieb ihn unter dem Namen Abuh-Hannes, den er in Niederäthiopien führt, und welcher Vater Johannes bedeutet, weil er gegen das Johannisfest in größerer Anzahl erscheint, zu einer Zeit, wo in Habessinien die Regenzeit beginnt. Cuvier konnte durch seine Untersuchung dasjenige bestätigen, was Bruce angegeben hatte.

Ägypten scheint übrigens nicht mehr das Land zu sein, welches der Ibis vorzugsweise bewohnt. Man findet ihn daselbst nur in kleiner Anzahl, während einer gewissen Jahreszeit, und er kommt selbst nicht einmal nach Kairo. Sein Verschwinden aus einer Gegend, in welcher er nach Herodot so häufig war, daß man bei jedem Schritt einem begegnete, mag entweder von der Veränderung, welche die Natur des Landes erlitten hat, da es jetzt zu unfruchtbar und trocken ist, um ihm hinlängliche Nahrung zu gewähren, herrühren, oder vielleicht ist es auch die Jagd, die beständigen Verfolgungen, die ihn verscheucht haben. Nach den Angaben, welche indessen die Bewohner jener Gegenden an Savigny machten, erscheint er allerdings noch dort, doch nur zur Zeit der Nilüberschwemmung, und zieht wieder hinweg, wenn diese vorüber ist. Dieser Wegzug, welcher gegen die Mitte des Monats Junius stattfindet, scheint mit seiner Erscheinung in Äthiopien zusammenzutreffen, wo Bruce ihn kurz nach dieser angegebenen Zeit ankommen sah. Während eines Theils des Jahres befindet er sich in Niederägypten, wo er den Namen Abu-mengu trägt, welches so viel als Sichelvater bedeutet.

Wenn eine Gesellschaft Ibis sich auf frisch vom Wasser verlassene Ländereien niederläßt, so sieht man diese Vögel ganze Stunden lang auf einer Stelle unaufhörlich den Schlamm mit ihrem Schnabel durchwühlen, wobei sie sich dicht an einander halten. Man sieht sie nie wie andere Wasservögel laufen oder Sprünge machen, sondern sie gehen Schritt für Schritt. Älian sagt, daß der Gang des Ibis sich nur mit dem einer gesetzten Jungfrau vergleichen lasse, so langsam und gehalten sei derselbe. Die Nahrung des Ibis sind einschalige Weichthiere (Schnecken). Er soll vier weißliche Eier legen und 28 Tage brüten.

3) I. Macei (Numenius de Macé *Cuvier*, Annal. du Mus. d'hist. nat. IV. p. 125). Der vorigen Art sehr ähnlich, weicht aber in Folgendem ab. Der Schnabel ist länger, weniger gebogen, nur die andere Schwungfeder ist an der Spitze schwarz. Die Schwungfedern der zweiten Ordnung sind zart schwarz angeflogen und nur wenig zerschlissen. Vaterland: Bengalen.

4) I. rubra (Courly rouge du Brasil. *Buffon*, Pl. enl. n. 81. [fig. mala.] Tantalus ruber *Auctor*, *Wils.* Amer. Ornithol. VIII. t. 66. f. 2. [fig. bona.] Der vierjährige, erwachsene Vogel. *Buff.* Pl. enl. n. 80. [fig. medioer.] Der Vogel im zweiten Jahre, das Farbenkleid wechselnd. *Catesby*, Carol. I. t. 83. Tantalus fuscus *Auctor*. Der junge Vogel. *Lesson*, Ibis *Edw.* Glean. t. 350. [fig. satis bona.] Tantalus minutus *Auctor*. Ibis Leucopygus *Spix*, Av. Brasil. t. 88. [fig. bona.] Der junge Vogel von 7—8 Wochen). An dem erwachsenen, vierjährigen Vogel ist die Augengegend, die Wangen zum Theil, der vordere Stirntheil, welche Theile alle nackt sind, sowie die Füße fleischröthlich, der übrige Theil des Kopfes und das ganze übrige Gefieder ist durchaus zinnoberfarben blutroth, nur sind die Schäfte aller Schwungfedern weiß, die Spitzen der vier äußersten Schwungfedern schwarz, stark violett und stahlglänzend. Der dreijährige Vogel ist durchaus rosenfarben auf dem Rücken, mit einigen zinnoberrothen Federn, die gedachten Flügelspitzen sind weniger glänzend, der Schnabel blässer. Der junge Vogel, in das Farbenkleid des zweijährigen übergehend, hat einen gelblichen, rosenfarb überlaufenen Schnabel, der gefiederte Theil des Kopfes und der ganze Hals ist am Grunde bräunlichgrau, der ganze Körper unten auf weißem Grunde rosenfarbig überwaschen, Flügel und Schwanz sind wie bei dem zweijährigen Vogel. Der Nacken ist meist schwarzbraun gefleckt. Am einjährigen Vogel ist der befiederte Kopf und der Hals braungrau, heller gerandet, Ober- und Unterrückenschulterfedern, obere Flügeldeckfedern sind braungrau, ebenso Schwung- und Steuerfedern, doch schmuziggrau schillernd, Steiß- und Flügeldeckfedern, Schenkelfedern und der ganze Körper bräunlich, unten überwaschen, am Steiße rein weiß. Die Füße sind überhaupt blaßroth, der Augenkreis weißlich grau, die ganze Länge ist 21—24 Zoll. Lebt überhaupt im südlichen Amerika, und wandert im Julius und August in die gemäßigten Gegenden des nördlichen, er hält sich gesellig an den Küsten der See, der Flüsse und Sümpfe, und sucht bei der Ebbe nach kleinen Schnecken und andern Wasserthieren; zur Nachtzeit setzt er sich haufenweise auf nahe Bäume. Er macht an der Erde aus trockenen Blättern ein Nest und legt grauliche Eier.

Nach dieser Art läßt Wagler Ibis alba (Courly blanc d'Amérique *Buff.* Pl. enl. n. 915. Tantalus albus *Gmel. Lath.* Ibis alba. *Vieill. Wils.* Americ.

Ornith. VIII. p. 63. t. 66. f. 3. Tantalus loco *Gmel.* Tantalus alb. rar. *β. Lath.* Ibis Coco *Vieill.*) Dann folgen:

Ibis Nudifrons (Le Curucau rosé *Azar*, Voy. n. 365. Ibis infuscata Lichtenst., Berl. Doublettenverzeichn. S. 75. Ibis Nudifrons *Spix*, Aves Brasil. t. 85.

Ibis dentirostris (Courlis verd de Caj. *Buff.* Pl. enl. p. 280. Tantalus cajennensis *Gmel. Lath.* Ibis sylvatica *Vieill.*).

Ibis Guarauna (Numenius americanus fuscus *Briss.* V. p. 330. Numenius Gaurauna *Lath. Viell.* Scolopax Guarauna *Linn. Gmel.* Curucau à cou varié *Azar*, Voy. n. 364. Numenius Chihi *Vieill.* N. D. VIII. p. 303. *Id.* encycl. méth. p. 1155. n. 7. Ibis Guarauna Lichtenst., Berl. Doublettenverz. S. 75).

Ibis chalcoptera (Ibis chalcoptera *Vieill.* N. D. XVI. p. 9).

Ibis papillata (Ibis mamelonné *Temm.* Pl. col. t. 304).

Ibis calva (Ibis *Briss.* V. p. 347. Courly à tête nue du Cap de b. esp. *Buff.* Pl. enl. p. 567. Tantalus calvus *Gmel. Lath.* Ibis calva *Vieill.* Tantalus niger, *Auctor*). Der Oberhals zum Theil, und der Kopf an den Seiten nackt, die Stirn und der Oberkopf schildbätzlich, mit einer am Hinterkopfe etwas erhabenen, zinnoberrothen Haut bekleidet, der Schnabel roth, der übrige Hals, der ganze Rumpf, Flügel und Schwanz aus dem Schwarzen ins Erzgrüne, die obern Flügeldeckfedern etwas ins Purpurfarbene schillernd. Das Weibchen ist dem Männchen ähnlich, das Schild aber niedriger. Die Iris ist braun, die Füße röthlich, die ganze Länge beträgt 26—28 Zoll. Lebt in Afrika am Cap der guten Hoffnung. Wagler läßt nachstehende Arten folgen:

Ibis fuscata (Courly brun de Luçon *Sonner.* Voy. p. 85. t. 47. Tantalus manillensis, *Auctor.* Ibis fuscata *Vieill.* Encycl. méth. Livr. 93).

Ibis cristata (Courly huppé de Madagascar *Buff.* Pl. enl. n. 841. Tantalus cristatus, *Auctor*).

Ibis plumbea (Curucau de couleur de plomb *Azar*, Voy. n. 636. Ibis coerulescens *Vieill.* N. D. XVI. p. 18. Ibis plumbea *Temm.* Pl. col. t. 235).

Ibis Onycercus (Ibis Onycercus *Spix*, Av. Brasil. t. 87).

5) Ibis Hagedasch. Gesicht und Oberkiefer des Schnabels schwarz, Unterkiefer roth, mit schwarzer Spitze, der übrige Theil des Kopfes, der Hals und der ganze Kopf grau, der Rücken etwas in das Grünliche schillernd, die obern Flügeldeckfedern erzgrau, die Schwungfedern der ersten Ordnung und die Steuerfedern schwarz, stark erzglänzend.

(Tantalus Hagedasch *Sparrmann. Lath. Gmel.* Tantalus cafrensis *Lichtenst.* Catal. Hamb. Bechstein in Lath. Übers. S. 432. Meyer, Zool. Annal. I. S. 154.) Ganze Länge 2 Fuß 6—7½ Zoll, die Füße schwärzlich, stark. Lebt am Cap der guten Hoffnung heerdenweise, nährt sich von Wurzeln, besonders von Zwiebeln, bringt die Nächte auf den Bäumen zu und ist sehr furchtsam, heißt bei den Colonisten Hagedasch und Hadelde, bei den Hottentotten z'Ta z'Rai-z'Re'ne. Wagler führt noch auf:

6) Ibis Melanopis (Le Mandurria ou Curucau *Azar*, Voy. n. 362. Coricaca *Markgr.* Ibis Melanopis *Forst.* Icon. inedit. t. 117. *Vieill.* Tantalus Melanopis *Gmel. Lath.* Synop. V. t. 79. [Copia tabulae Forsterianae cum descriptione accuratissima.] Courly à col blanc de Caj. *Buff.* Pl. enl. n. 976. Tantalus albicollis *Auctor.* Tantalus Loculator var. *β. Lath.*

2) Ibis *Lesson* (Aves). Eine Familie der Stelzenläufer, mit folgenden Kennzeichen: Der Schnabel ist meist sehr lang, vierseitig, an der Wurzel stark, im Verhältniß zur Länge schwach, bogenförmig, Oberkiefer etwas länger als der untere, an jeder Seite desselben, von der Wurzel bis zur Spitze, eine tiefe Furche; Nasenlöcher klein; Flügel spitzig, fast so lang als der Schwanz, dieser gerundet oder gerade, kurz; Hälfte der Schienbeine nackt; die drei Vorderzehen an der Wurzel schwach durch Haut verbunden, Hinterzehe fehlt, oder ist kurz und hochsitzend, oder auch ziemlich lang und in gleicher Höhe mit den übrigen. Hierher nur die Gattungen Aerolia *Vieillot* (Falcinellus *Cuvier*), Numenius *Auctorum*, Ibis *eor.* (D. *Thon.*)

IBITOS (Hibitos oder Xibitos), Indianervolk am Huallaga im östlichen Peru, welches jetzt nur noch in zwei Dörfern der sogenannten Mision alta, d. h. des Huallagathales oberhalb des Pongo, anzutreffen ist. Wahrscheinlich sind die Ibitos ebenso wenig die ursprünglichen Bewohner dieser Gegenden, als die Cholonen, Yurimaguas u. and., die entweder von den Missionairen aus den östlichen Urwäldern herbeigeführt, oder in vorgeschichtlichen Zeiten, durch siegreiche Feinde gezwungen, die Ufer des Ucayale und Maranhon verließen, und endlich am Fuße der Anden sich von Neuem anbauten. Sie kommen erst gegen Ende des 17. Jahrh. in den Missionsberichten der Franziskaner vor, und scheinen zu keiner Zeit besonders zahlreich oder durch kriegerische Unternehmungen den Weißen furchtbar gewesen zu sein. Was von ihnen noch übrig ist, bewohnt die Mission Sion und Valle am Huallaga und ein Dörfchen (Bellavista) auf dem nahen Abhange der Anden. Die Gesammtzahl mag sich auf 600 Seelen belaufen. Wilde Reste des Volkes sind nicht bekannt. Die Ibitos, obgleich so wenig zahlreich, sprechen dennoch eine von allen Dialekten von Maynas verschiedene Sprache, und zeichnen durch strenge Behauptung ihrer Nationalität und daher abzuleitenden Haß gegen ihre Nachbarn sich aus. Körperlich sind sie wohlgebildet, indessen nur von mittler Statur, gewöhnlich gegen 60 englische Zoll hoch. Die Weiber sind häßlich, und altern ungemein frühzeitig. Der natürliche Charakter der Indianer hat sich ungeachtet des langen Umganges mit den Weißen wohl erhalten, und kann dem gesitteten Europäer niemals gefallen, oder ihn an die Unbefangenheit des Kindesalters erinnern, die man gemeiniglich am Naturmenschen voraussetzt. Die Gewöhnung an europäische Waaren, Furcht vor den uncivilisirten Stämmen ihrer eige-

nen Race, und der Zwang der weltlichen Regierung, hindern allein den Ibito, in die Wälder zurückzukehren, denen er entfremdet ist seit einem Jahrhunderte. Eigentliche Liebe zur Civilisation besitzen sie nicht, und deshalb lernen sie die Quichuasprache, die einmal in Peru überall eingeführt ist, nur weil sie das Gesetz der Missionen zwingt. Dem Trunke sind sie im hohen Maße ergeben, scheuen jede anhaltende Arbeit, und sinken überhaupt wie alle Indiervölker von Maynas außerordentlich schnell in ihre ehemalige Rohheit zurück, seit die Missionen, der alten Form nach, aufgehört haben, und an die Stelle der Mönche eine Classe sehr unwissender Beamteter getreten ist. Ihre sonstigen Sitten, ihre häusliche Lebensart, ihre geringe Kunstfertigkeit und ihr Aberglaube sind denjenigen des benachbarten Volkes der Cholones völlig gleich. (Umständliche Nachrichten über diese in Pöppig's Reise durch Chile, Peru ꝛc. II, 320 fg.) Übrigens gelten sie als geschickte Kahnführer auf dem ihnen zunächst bekannten außerordentlich gefährlichen Theile des Huallaga, zwischen Sion und der Mündung des Rio San Miguel, und haben eine Art von Privilegium des Transports der herumziehenden Krämer innerhalb ihres Districts. Ihr Hauptsitz ist das Dorf Sion unter 8° 20′ (annähernd, nach Smyth und Lowe) am linken Ufer des Huallaga, in einer kleinen Ebene gelegen, und von schönen Wäldern umgeben, die sich bis an die nicht weit entfernten Vorberge der Anden erstrecken. Der Boden ist um Sion ungemein fruchtbar, das Klima sehr angenehm, die Plage der Mücken wird wenig gefühlt, aber dennoch herrscht keine Industrie, und das Volk ist sichtbar im Abnehmen. Valle, das zweite ihrer Dörfer, liegt in nordwestlicher Richtung landeinwärts, ist aber mit dem Huallaga durch einen zur Kahnfahrt geeigneten Fluß verbunden. In beiden Orten befinden sich ziemlich große, aus Lehmziegeln gebaute Kirchen und sogenannte Conventos, in welchen ehedem die Franziskanermissionarien sich aufhielten, denen überhaupt das Verdienst gehört, einen sehr großen Theil des östlichen Peru nach Umständen civilisirt zu haben. (*E. Poeppig.*)

IBISTAR, Ibischdorf, Eibesdorf, ein großes von Sachsen, Walachen und Neubauern bewohntes Dorf, im mediascher Stuhle des Großfürstenthums Siebenbürgen, zwischen Bergen gelegen und eine Stunde von Marktschelken (Nagy-Selyk) entfernt, mit einer griechisch-unirten und nicht-unirten, und einer evangelischen Pfarre, einer griechisch-unirten und nicht-unirten Kirche, einem evangelischen Bethause und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

IBIU oder IBEUM. Ein Ort in der ägyptischen Landschaft Heptanomis, welchen das Itinerarium des Kaisers Antoninus nennt und 24 Milliarien nördlich von Hermopolis ansetzt. Die Etymologie des Namens schon zeigt, daß die Stadt von der Verehrung des geheiligten Vogels Ibis ihre Benennung erhalten hat. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IBIXUMA ist nach Markgraf ein brasilischer Baum, dessen unreife, zerquetschte Früchte eine Art Vogelleim liefern, während die innere Rinde einen klebrigen, seifenartigen Schleim enthält. Diese Eigenschaften würden, wie Jussieu (Dict. des sc. nat. s. h. v.) bemerkt, den Baum der Gattung Sapindus nähern; allein nach den sehr kurz angegebenen äußern Merkmalen ist er vielmehr mit Bubroma (Guazuma) verwandt. (*A. Sprengel.*)

Ibiza (Geogr.), s. Iviza.

IBLA *Leach* (Mollusca). Eine Gattung der Cirrhipeden, mit vier Schalenklappen, davon das hintere Paar verlängert, schwach gebogen, das Bauchpaar kurz, dreieckig, der Stiel walzig, an der Anheftung dünner, mit haarförmigen Fortsätzen bedeckt. Als einzige Art ist angeführt: I. Cuvieriana, an welcher die Klappen quer geringelt, die laminae gegen den Stiel gerichtet sind. Das Vaterland ist nicht genannt. (*D. Thon.*)

Ibla, s. Pollicipedia.

IBLIGO, auch IBLIGINE. Ein nur von Paul Warnefried (De Gestis Longobard.) angeführter, unbedeutender Ort Oberitaliens in der Landschaft Venetia, der von den Longobarden beim Einfalle der Avaren befestigt wurde, und jenen mit andern Schutz gewährte. Gegenwärtig ist es vielleicht das Dorf Iplis nahe bei Cividale. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IBLIM, IBELIN, bei Benjamin von Tudela Ebalin, den Philistern Jabne, den Römern und Griechen Jamnia, in der neuern Zeit Jebna genannt, ist nur noch ein verfallener Flecken, drei französische Meilen von Ramla, auf einem Hügel gelegen. Zu den Zeiten der Kreuzzüge war Iblim aber eine bedeutende Burg, die König Fulko von Jerusalem einem tapfern Ritter, Balian genannt, verlieh. Balian wird nur als des Grafen Guirlim von Chartres Bruder bezeichnet, und es hat uns einige Mühe gekostet, in diesem Grafen Guirlim den Grafen Wilhelm (Guillaume) zu finden, der bei seines Vaters Lebzeiten den Titel eines Grafen von Chartres führte, nachher, wegen Geistesschwäche und durch die Künste seiner Mutter der Erbfolge in Chartres sowol, als in Champagne, entsetzt wurde, mit einer Erbtochter die Baronie Sully, in Berry, erheirathete, und schließlich der Ahnherr der großen Barone von Sully geworden ist. Gleichwie Guirlim der älteste, so wäre demnach Balian (Balduin) der jüngste, und in den Genealogien übersehene Sohn des Grafen Stephan, Heinrich genannt, von Champagne (dieser Graf wurde bei Ramla, den 18. Jul. 1102, getödtet). Balian nahm von seiner neuen Besitzung den Namen an, und vermählte sich mit Helvis, Balduin's, des Herrn von Ramla Tochter (sie heirathete nachmals, als Witwe, den Connetable Manasses von Hierges), und lebte noch im J. 1147. Er hinterließ die Söhne Hugo, Balduin und Balian II. Hugo, Herr von Iblim, wurde der Gemahl der Agnes von Courtenay, der Tochter des Grafen Josselin von Edessa, die an König Amalrich I. von Jerusalem verheirathet gewesen, und seit dem J. 1163 geschieden war. Balduin von J., Herr von Ramla, einer der ausgezeichnetsten Krieger des Zeitalters, sah die Erhebung Guido's von Lusignan auf den Thron von Jerusalem mit dem äußersten Widerwillen, und hielt von nun an das Königreich für verloren. Die Drohungen der Propheten gegen Jerusalem wiederholend, suchte er für seine Person Sicherheit an dem Hofe von Antiochia (1186). Es scheint nicht, daß er in seiner Ehe mit Richenza, einer Tochter des Grammont von Bessan, Nach-

kommenschaft gehabt habe. Nach den Assisen von Jerusalem stellte Balduin von J. nach Naplusa, für die Kirche der Balduine, vier, sein Bruder, Balian, für die Besitzungen in Naplusa 15 Reiter; die Baronien Iblim, Jaffa, Askalon, Ramla und Mirabel stellten zusammen 500 Reiter, außerdem mußte Iblim noch besonders zehn Ritter, und gemeinschaftlich mit Ramla und Mirabel 150 Sergeanten aufbringen. Balian II., oder der Jüngere von J., wurde Herr von Bersabe und Neapolis, oder Sichem, durch seine im J. 1177 vollzogene Vermählung mit Maria Komnena, der Witwe König Amalrich's I. Glücklicher, als so viele seiner Kampfgenossen, entrann er dem verhängnißvollen Schlachtgefilde von Tiberias, und er allein, reich an Jahren, reicher noch an Erfahrung und Tugenden, schien den Bewohnern der heiligen Stadt berufen, sie in dem letzten Kampfe anzuführen. In jedem Betrachte zeigte er sich des ihm geschenkten Vertrauens würdig. Die Vertheidigung von Jerusalem, 20. Sept. — 3. Oct. 1187, gegen ein übermüthiges, siegreiches Heer, und gegen die Verräthereien der morgenländischen Christen, stellt den Herrn von J. den größten Feldherren des Jahrhunderts gleich. Als alle Mittel zum Widerstande erschöpft, wagte Balian selbst sich wiederholt in Saladin's Lager, um eine Capitulation zu vermitteln. „Wie soll ich einer eroberten Stadt noch Bedingungen gewähren?" sprach endlich der Sultan, auf seine von der Stadtmauer herabwehende Fahne zeigend. Da drohte Balian, er wolle die Tempel, die Paläste und die Reichthümer der Stadt den Flammen übergeben, die Moschee Omar's zerstören, den Stein Jacob's, für alle Muselmänner ein Gegenstand der höchsten Verehrung, zertrümmern, die sarazenischen Gefangenen, 5000 an der Zahl, niederhauen lassen, und Saladin, der seinen Gegner kannte, empfand Mitleiden zwar nicht, aber doch Schrecken. Er schenkte den Einwohnern das Leben, und gestattete, daß sie sich die Freiheit erkauften, ein Mann mit zehn, ein Weib mit fünf, ein Kind mit zwei Byzantinern; allen Kriegern wurde freier Abzug nach Tyrus oder Tripolis zugesichert. Die Summen, die zur Vertheidigung der Stadt angewiesen waren, benutzte Balian zur Loskaufung unbemittelter Einwohner, und von mehr denn 100,000 Christen, welche die Bevölkerung der heiligen Stadt ausmachten, blieben, in Gefolge seiner liebreichen Fürsorge, nicht über 14,000 in der Sklaverei zurück. Balian selbst, oder seine Söhne, Johann I., Philipp, Radulf und Hugo, folgten dem Schicksale Guido's von Lusignan, des neuen Königs von Cypern, und erhielten von dessen Freigebigkeit auf jener Insel sehr bedeutende Lehen. Johann I., dem seine Halbschwester, die Königin Isabella von Jerusalem, Berytus gegeben, führte auch die Vormundschaft über seinen Vetter, den König Amalrich III. von Jerusalem, die zwar schon im J. 1206, durch des Mündels Tod, ein Ende nahm. Johann sowol, als sein Bruder Philipp, befanden sich in dem Heere, durch welches König Hugo I. von Cypern den Kreuzzug des Königs Andreas von Ungern unterstützte, und nach Hugo's unzeitigem Ende erhielten beide Brüder, zugleich mit der königlichen Witwe, die Regentschaft über Cypern. Sie wurden hierdurch genöthigt, alsbald nach Hause zu gehen, und weil ihnen dünkte, als hätten sie hiernach das bei der Annahme des Kreuzes gesprochene Gelübde nicht vollkommen gelöst, so schickten sie ihrer Schwester Margaretha Gemahl, den Herrn Walter von Cäsarea, mit einer starken Mannschaft nach Ptolemais, damit er in ihrem Namen dem Zuge gen Damiata beiwohne. Der verwitweten Königin Alicia Eintracht mit den beiden andern Regenten war nicht von Dauer. Johann von J. machte zwei seiner Söhne wehrhaft, und hatte zu den bei dieser Gelegenheit veranstalteten Festlichkeiten auch den Liebling der Königin, den Camerin von Barlas, geladen. Im Spiele wurde dieser von Toringello, einem Verwandten des Hauses, zufällig oder absichtlich gestoßen, und der beleidigte Günstling wußte sich nur durch Meuchelmord zu rächen. Toringello entkam, schwer verwundet, den Mördern, und die Iblim boten Alles auf, den Urheber des Verbrechens zur Strafe zu ziehen. Das suchte die Königin ihnen zu wehren; besiegt durch den Einfluß des in Cypern so mächtigen Hauses, verließ sie die Insel, um in Tripolis den Barlas aufzusuchen. Dahin hatte er sich schon früher mit seinen Helfershelfern gewendet. Die Brüder von Iblim legten ihrerseits freiwillig die Regentschaft nieder. Der Königin kam das nicht unerwünscht. Überzeugt, daß Niemand mehr ihrem Willen entgegentreten könne, bestellte sie den Barlas zum Statthalter in Cypern. Allein das Volk, das seine Königin nicht mehr achten konnte, war noch weniger geneigt, ihre Befehle oder Liebhaber zu ehren. Barlas, überall abgewiesen, kehrte nach Tripolis zurück, die Reichsstände aber ersuchten die Herren von J., sie möchten sich nochmals der Regentschaft unterziehen. Dieses geschah, Philipp von J. aber, der sich vorzüglich der Liebe des Volkes zu erfreuen gehabt, starb im J. 1227. Im Sommer des nächsten Jahres landete Kaiser Friedrich II., nachdem er endlich seinen Kreuzzug angetreten, bei Limisso. Er kündigte seine Ankunft an durch ein Schreiben, worin er den Herrn von Iblim, seinen liebsten Vetter *), ersuchte, sich nebst dem jungen Könige und seinen eigenen Kindern bei ihm einzufinden. Johann, obgleich bekümmert, daß Camerin von Barlas und andere Feinde des Hauses J. schon früher Eingang bei dem Kaiser gefunden, gehorchte dem Rufe, und wurde auf das Gnädigste empfangen. Er und die Seinigen erschienen, wegen Philipp's von J. Ableben, in Trauer; der Kaiser befahl ihnen, sie abzulegen, schenkte ihnen Scharlach zu Hofkleidern und lud sie auf den folgenden Tag zur Tafel. Die Einladung wurde geziemend angenommen, aber nach aufgehobener Tafel füllte das Gemach sich mit Bewaffneten. Der Kaiser, mit einem Male Miene und Stimme verändernd, foderte mit großer Heftigkeit die Rückgabe von Berytus, als einer Zubehörung des Königreichs Jerusalem, und daß Johann ihm Rechnung von den Einkünften von Cypern ablege, indem diese Insel, seit König Amalrich's Zeiten, unter der Oberbotmäßigkeit des römischen Reiches stehe. Johann entgegnete, daß die Einkünfte von der verwitweten Königin bezogen

*) Johann von Iblim und der Kaiserin Jolantha Großmutter waren Stiefgeschwister.

worden seien; Berytus habe ihm seine Schwester, die Königin Isabella von Jerusalem, zu Lehen gereicht, nachdem weder die Johanniter, noch die Tempelherren, den verfallenen Ort als Geschenk annehmen wollen. Er sei nämlich nichts weiter, als ein Steinhaufen gewesen, und auf seine Kosten erst gebaut worden. Die Anwesenden vermittelten zuletzt einen Vergleich, des Inhalts, daß der Herr von J. zwei Söhne und 20 seiner Vasallen zu Geiseln geben, von seiner Verwaltung in Cypern vor dem hohen Rathe des Königreichs Rechenschaft ablegen und sich in Ansehung der Herrschaft Berytus dem Ausspruche der Stände des Königreichs Jerusalem unterwerfen sollte. Iblim zog von dannen, und mit erhöhter Wuth drängten seine Feinde sich um den Kaiser, diesem vorzustellen, wie gefährlich der Mann werden könne, den er hätte entwischen lassen. Sie riethen, durch gütliche Mittel ihn zurückzubringen, und dann ihn gefangen zu nehmen. Friedrich II., seinen Fehler zu verbessern, verschwendete Schmeicheleien und Versprechungen an den Graukopf, aber dieser ließ sich nicht mehr verlocken, sondern eilte nach Nikosia. Daselbst wollte er sich vertheidigen, des Kaisers schneller Anzug erlaubte ihm aber nicht, die Mittel hierzu vorzubereiten. Er warf sich mit einer starken Mannschaft in das Schloß St. Hilarion. Die Belagerung sollte beginnen, da trafen in dem kaiserlichen Lager Nachrichten aus Apulien ein, von den schnellen Fortschritten der päpstlichen Völker, die unter Johann's von Brienne Anführung schon an 60 neapolitanische Plätze eingenommen hatten. Um nicht eine kostbare Zeit in Cypern zu verlieren, unterhandelte Friedrich nochmals mit dem Herrn von Iblim, und der Kaiser versprach, Johann's Söhne und die übrigen Geiseln freizugeben, alles Geschehene zu vergessen, und seine Foderung wegen Berytus dem Ausspruche der hierosolymitanischen Stände zu unterwerfen. Dagegen sollte er bis zur Mündigkeit des jungen Königs die Einkünfte von Cypern haben; auch sollte J. ihm für Berytus die Lehenspflicht leisten, und sich mit einer Anzahl Bewaffneter dem kaiserlichen Heere anschließen. In Palästina, wie in Cypern, war Friedrich's Aufenthalt nur vorübergehend; scheidend bestellte er für Cypern fünf neue Regenten, den Cameron von Barlas, Amalrich von Bessan, Gavin von Rossi, Wilhelm von Rivet und Hugo von Giblet, sämmtlich als Iblim's Feinde bekannt. Die Regenten, gestützt auf die von dem Kaiser zurückgelassenen Truppen, übten arge Tyrannei, und nahmen unter andern einem großen Edelmanne, dem Philipp von Navarra, alle seine Güter, lediglich weil dieser als Iblim's Freund ihnen verdächtig schien. Johann, hiervon unterrichtet, eilte aus Palästina nach dem Inselreiche zurück, und es kam zwischen ihm und den Regenten zum offenen Kriege. Nach mancherlei Abwechselungen erlitten letztere drei Meilen von Nikosia eine vollständige Niederlage, und es blieb ihnen nichts übrig, als sich in den wenigen festen Schlössern, die noch für sie hielten, zu verbergen. Die stärkste dieser Festen, St. Hilarion, wurde alsbald von Iblim belagert, und mußte sich, nachdem die Besatzung lange dem Mangel getrotzt, ergeben. Endlich vermittelte ein Johanniterritter, Wilhelm von Tivors, einen Vergleich zwischen den streitenden Parteien. Die Regentschaft löste sich auf, und alle in ihrem Namen noch besetzten Plätze wurden übergeben. J. dagegen versprach, das Geschehene zu vergessen. Wegen der Jugend des Königs übernahm er für einige Zeit noch die oberste Leitung der Angelegenheiten. Indessen konnten Barlas und seine ehemaligen Collegen sich nicht beruhigen; durch lügenhafte Berichte suchten sie den Unwillen des Kaisers gegen das Haus Iblim zu nähren, und einer Unterstützung von Apulien her versichert, häuften sie in ihren Schlössern große Waffenvorräthe, während sie zugleich ihre Banderien auf alle Weise zu verstärken suchten. Ihre Zurüstungen blieben für Johann kein Geheimniß, und er erfuhr auch durch einen kaiserlichen Beamten, den er zu gewinnen wußte, daß die in den Häfen von Apulien vorbereitete Expedition nicht nur gegen die Heiden in Palästina, sondern auch gegen das christliche Königreich Cypern bestimmt sei. Mit Ruhe und Umsicht traf er Anstalten zum Widerstande, fremde Söldner wurden herbeigezogen, gleichwie die Mehrzahl der Veteranen, welche seither die Besatzung von Berytus ausgemacht, dann erging ein Aufgebot durch die Insel, wonach alle Männer zwischen 18 und 40 Jahren die Waffen ergreifen sollten. Als des Kaisers Marschall, Legatus a latere und Justitiarius terrae, der berühmte Richard, filius Augeri (Filangieri), mit seiner Flotte vor Limisso sich zeigte, wagte nicht einer seiner Verbündeten eine Bewegung, und ein Landungsversuch traf den hartnäckigsten, von J. selbst geleiteten Widerstand. Blutig abgewiesen, lichtete Richard die Anker, um Berytus zu überfallen, wo er, nach des Barlas Versicherung, die Schätze des Hauses J. finden sollte. Ohne Kampf drangen die Kaiserlichen in den Hafen und in die von Vertheidigern entblößte Stadt, aber den Befehlshaber im Schlosse, den Johann von Gonnem, fanden sie zu tapferer Gegenwehr gerüstet, und Johann von J. und sein königlicher Mündel boten alle ihre Kräfte auf, die wichtige Feste zu retten. Sie setzten ihre Völker zwischen Bustron und Nephrin ans Land, wurden zwar alsbald von Barlas, Rossi und andern Baronen der Insel, die zu den Kaiserlichen übergingen, verlassen, fanden aber dagegen unter den Großen des festen Landes bereitwillige Helfer. Es bildete sich, um die Rechte des Hauses J. zu vertheidigen, eine Conföderation, oder die Gesellschaft des H. Jacob's, und mehre Barone des Königreichs Jerusalem dienten mit ihren Reisigen in der Cyprier Heere. In einem Treffen, unter den Mauern von Berytus geliefert, wurden die Kaiserlichen geschlagen, und einer von Johann's Söhnen brachte Verstärkung in das Schloß, und übernahm dessen Vertheidigung, die Gonnem, an seinen Wunden darniederliegend, nicht länger führen konnte, gleichwol erlitt auch das cyprische Kriegsheer namhafte Verluste, und ward genöthigt, eine rückgängige Bewegung, bis nach Rus hin, vorzunehmen. Mittlerweile ging ein anderer von Johann's Söhnen nach Ptolemais, um von den venetianischen und genuesischen Wechslern große Summen zu erborgen, und mit den Resultaten dieses Anlehens neue Werbungen anzustellen; als er seine Rüstungen zu Stande gebracht, zogen der König von Cy-

pern und Johann von J. ihm entgegen, um die willkommene Verstärkung aufzunehmen. Ihre Entfernung benutzten die Kaiserlichen, um Berytus zu verlassen; die Stadt wurde geplündert und in Brand gesteckt, mit einem Theile seiner Völker ging Filangieri nach Tyrus, die Hauptmacht aber warf er auf das von allen Streitkräften entblößte Cypern. Die Insel wurde großentheils erobert, aber ebenso schnell wieder verloren, da der König von Cypern zur Vertheidigung seines Eigenthums aus Syrien herbeieilte, und Johann's von J. Triumph war um so vollständiger, da jetzt endlich die Ständeversammlung den Barlas und seine Helfer für Rebellen, ihre Güter für verwirkt erklärte. Johann schien nicht ungeneigt, auch in Palästina seine Erfolge weiter zu treiben, erhielt darum vom Papste Gregor IX., unter der Anwünschung „nobili viro Joanni de Ibelino spiritum consilii sanioris," Abmahnungsbriefe, d. d. Perugia, V. kal. aug. anno IX., und starb, wie es scheint, noch in dem nämlichen Jahre 1235. Von den Kindern seiner Ehe mit Melusina, der Tochter eines Herrn von Tyrus, sind Balian III., Johann, Guido und Balduin zu merken. Balian III. setzte des Vaters Kampf in Syrien gegen die Kaiserlichen fort, und eroberte, da Richard Filangieri nach Europa abgesegelt war, die Stadt Tyrus. Während er das Schloß noch belagerte, wurde Richard selbst, durch Stürme in den dasigen Hafen zurückgetrieben, genöthigt, sich an den Herrn von J. gefangen zu geben, und endlich, durch Einräumung des Schlosses, seine Freiheit zu erkaufen. Balian trat die wichtige Eroberung an seinen Bruder Johann ab, verkaufte Arsuph, in dem Stamme Ephraim, an die Johanniterritter, und war des Königs Hugo III. von Cypern und Jerusalem Statthalter in Ptolemais, bis Karl von Anjou, als vermeintlicher König von Jerusalem, eine Flotte unter Roger's von St. Severino Anführung, nach den Küsten von Syrien schickte, um seine Ansprüche geltend zu machen. Balian, zu schwach, die Stadt zu behaupten, erhielt für sich, seine Familie und sein Eigenthum freien Abzug, und starb gleich darauf im J. 1277. Seine erste Gemahlin, Eschiva, von der allein Kinder, war eine Tochter des Grafen Walter von Mömpelgard und der cyprischen Prinzessin Burgunde. Nach ihrem Tode schritt Balian im J. 1255 zur zweiten Ehe mit Placentia, der Witwe des Königs Heinrich I. von Cypern, die sich aber bereits 1258 durch freie Übereinkunft von ihm trennte. Balian's III. ältester Sohn, Johann II., Graf von Joppe und Askalon, Herr von Berytus, Statthalter in Cypern, ist nicht so sehr bekannt durch große Thaten, als durch die auf seinen Befehl und unter seiner Leitung entstandene Gesetzsammlung, les Assises et bons Usages du royaume de Jerusalem *). Er starb im J. 1266, also noch vor dem Vater, aus seiner Ehe mit der Herzogin Adelheid von Athen, einer Tochter des Guido de la Roche, zwei Töchter hinterlassend. Die ältere, Isabella, obgleich viermal, an den König Hugo II. von Cypern, an den Engländer Aymard l'Etranger (le Despenser), an Nikolaus von Cäsarea, an Guido von Barlas, verheirathet, starb ohne Kinder. Die jüngere, Eschiva, die Erbin von Berytus und dem ganzen Reichthume des Hauses, wurde in erster Ehe an Ansfried von Montfort, den Herrn von Thoron, in zweiter Ehe an den Prinzen Guido von Cypern verheirathet. Balian's III. anderer Sohn, Hugo von J., war mit Maria, der Tochter des Grafen Eudo von Mömpelgard und der Erbin von Tiberias, der Eschiva, verheirathet. Balian's III. Bruder, Johann, ebenderjenige, der zu dem Besitze von Tyrus gelangte, war Seneschall von Cypern, heirathete die Alicia, eine Tochter Rohar's, des Herrn von Kaiphas, und starb 1258. Seine Tochter, Isabella, verlor durch den Tod ihren Bräutigam, den König Hugo II. von Cypern; sein Sohn, Balian, Herr von Tyrus, hinterließ aus seiner Ehe mit Lucia, des Johann Gauvain Tochter, vier Kinder, worunter der einzige Sohn, Johann, der noch als Beherrscher von Tyrus vorkommt, und in seiner Ehe mit Isabella von Iblim fünf Kinder hatte, Balian, Guido, Alicia, Margaretha und Lucia. Von allen fünf wissen wir keine Rechenschaft zu geben. Guido, ein anderer Bruder Balian's III., war Connetable von Cypern, und hatte in seiner Ehe mit Philippa, des Heinrich von Barlas oder Barlois Tochter, eine zahlreiche Nachkommenschaft. Eine Tochter, Isabella, wurde des Königs Hugo III. von Cypern Gemahlin. Der jüngste Sohn, Philipp von J., Seneschall von Cypern, erhielt von seinem Neffen, dem Könige Heinrich II., die Statthalterschaft von Ptolemais. Nach dem Falle der Stadt in Cypern weilend, suchte er alles Fleißes, den König vor den ehrgeizigen Anschlägen seines Bruders Amalrich zu warnen. Ohne in seinem redlichen Streben Erfolge gehabt zu haben, mußte er gleichwol des Königs Unglück theilen. Er und sein Vetter, Balian von J., wurden nach Armenien gebracht. Aus zwei Ehen hinterließ Philipp mehre Kinder. Sein ältester Bruder, Balian IV., vermählt mit Alicia von Lambron, war der Vater Guido's, der Großvater der Alicia von J. Balduin endlich, Johann's I. jüngster Sohn, war mit Alicia von Bessan verheirathet, und Vater von Philipp, Guido und Balian. Philipp's, des Connetable von Cypern einziger Sohn, Balian, führte die Titel eines Fürsten von Galilda und Herrn von Tiberias, lebte aber in unfruchtbarer Ehe mit Alicia, des Königs Hugo III. von Cypern Tochter. Guido war mit Maria, der Tochter des Königs Haytho von Armenien, verheirathet, und Vater eines Sohnes, Thoras, mit dessen Kindern, Livo und Ritta,

*) Als cyprisches Gesetzbuch wurden sie im J. 1369 von einer Commission von 16 Baronen der Insel revidirt, ergänzt und besiegelt, und hierauf am 3. Nov. 1369 in dem Schatze der Domkirche zu Nikosia niedergelegt. La Thaumassiere hat diese Assises, zugleich mit dem Landrechte von Beauvais, herausgegeben (Bourges und Paris 1690). Einen neuern Abdruck liefern des *Canciani* leges barbarorum antiquae (Venet. 1781—1792.) 5 Vol. fol. Auch die italienische Übersetzung, die im J. 1537 auf Geheiß der venetianischen Regierung, durch drei vornehme Cyprioten, den Grafen von Tripoli, Johann Denores, den Franz Attar und den Ludwig Cornaro besorgt worden, ist im Drucke vorhanden, und zwar in Venedig gedruckt. Außer Cypern und Jerusalem hatten die Assisen auch in dem lateinischen Kaiserthume Gesetzeskraft. Die Rubrik 337 handelt von dem Geschlechte von Iblim.

diese Linie erloschen zu sein scheint. Balian, der Seneschall von Cypern, hatte, außer den Söhnen Philipp und Jacob, eine Tochter, Alicia, die den König Hugo IV. von Cypern heirathete. Der Tochter aus dem Hause J., die Veranlassung zu dem Morde König Peter's I. wurde, wissen wir ihre gehörige Stelle nicht anzuweisen. Peter, in seiner Raserei, hatte sie, um eines unbedeutenden Vergehens willen, verurtheilt, zu einem öffentlichen Baue Steine und Kalk zuzutragen. Täglich pflegte er mehrmals dem Baue nachzusehen, und dann jedesmal ließ die Edelfrau den Rock, den sie vorher über den Knien, es mochte wer immer zugegen sein, aufgeschürzt hatte, herunter. Von einigen Baronen, welche die Neugierde herbeizog, befragt, warum sie allein in des Königs Gegenwart so schamhaft thue, antwortete sie: „Ehrliche Weiber schämen sich nur in Gegenwart der Männer; in meinen Augen ist nur der König ein Mann, ihr andern seid alle Weiber." Diese Worte machten einen gewaltigen Eindruck auf die Anwesenden, und am 18. Jan. 1369 wurde der Tyrann ermordet. Der letzte Mann aus dem ganzen, längst aber von seiner Höhe herabgesunkenen Geschlechte, Verius von J., Baron von Macrasigi, war mit Isabella von Lusignan, aus einer unechten Nebenlinie des Königshauses, verheirathet, und erlebte den großen cyprischen Krieg und die Unterjochung der Insel durch die Türken. (*v. Stramberg.*)

IBLIODURUM, auch **IBLIODUNUM**, eine Stadt der **Mediomatrici** in der **Gallia Belgica**, welche nach dem **Itiner. Anton.** 58,000 Schritte von **Durocorturum** (Rheims), 17,000 Schritte von **Virodunum** (Verdun) und 8000 Schritte von **Divodurum** (Metz) entfernt lag, und jetzt nach Reichard **Beauville** (Dorf in Lothringen) ist, oder, wie Bischoff in s. vergl. W. B. angibt, auch **Conflans en Jarnisi** zwischen Metz und Verdun sein kann. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Iblis, s. Teufel.

IBLIS (**Castrum Iblis** bei Paulus Diakonus), ein **Castrum** unter den Byzantinern in Friaul. Der Name scheint aus Hippopolis (*Ἱππόπολις*) verdorben, und der Ort unter den Byzantinern ein Pferdemarkt gewesen zu sein. (*Rumy.*)

IBLOWA, richtiger **IBLOWA-GALLAS**, einer der sehr vielen Stämme, in welche die Gallas, eine wilde und kriegerische Nation Afrika's, die jetzt den größten Theil Habessiniens inne haben, zerfallen. Über den Ursprung dieses Volkes lassen sich durchaus keine bestimmten Angaben feststellen, und man nimmt an, daß sie aus den innern südlichen, uns noch so unbekannten, Ländern Afrika's hervorgebrochen sind, von der größern Fruchtbarkeit der Gegenden, auf die sie bei ihren Zügen stießen, angezogen wurden, und durch Unterjochung der vorgefundenen, einheimischen Völkerschaften sich festzusetzen wußten. Die vielen verschiedenen Stämme sollen durch eine Sprache verbunden sein, wodurch die Annahme bestätigt wird, daß sie ursprünglich ein einziges Volk bildeten. Nach einer gewöhnlich angenommenen Haupteintheilung zerfallen sie in die östlichen oder Borne-Gallas, und die westlichen oder Bertuma-Gallas, und diese Hauptabtheilungen wieder in eine Masse Stämme mit eignen Häuptlingen, die sich oft unter einander bekriegen. Nähere und weitläufigere Nachrichten über dieses Volk s. in d. Art. Gallas. (*J. C. Schmidt.*)

IBN (ابن, und zwischen zwei Eigennamen بن, **Ben**, d. i. Sohn), wird von den Arabern in verschiedenen Zusammensetzungen zur Bezeichnung von abhängigen Eigennamen gebraucht, entweder so, daß es, um die Abkommenschaft vom Vater zu bezeichnen, vor dem wirklichen Eigennamen des letztern gesetzt wird, z. B. ابن اسعد, **Ibn As'ad**, Sohn des **As'ad**, anstatt des einfachen Eigennamens des Sohnes, z. B. محمد, Muhammed, oder so, daß er anstatt vor den Eigennamen des Vaters vor den ihm von seiner Beschäftigung (z. B. ابن الجزار, **Ibn-el-dschezzâr**, Sohn des Fleischers, ابن الخبّاز, **Ibn-elchabbâz**, Sohn des Bäckers), Heimath (ابن التركماني, der Sohn des Turkomanen, ابن الانباري, der Sohn des Anbari, entweder weil der Vater selbst, oder seine Vorfahren, von den Turkomanen abstammten, oder aus Anbar waren), Würde (ابن امير الحاج, **Ibn Emir el-hâdsch**, der Sohn des Emir, der die Pilgercaravane geleitete, ابن الامام, der Sohn des Imam), oder Eigenschaft irgend einer Art (ابن احنف, Sohn des Krummfüßigen, ابن اكثم, des Großbäuchigen) gegebenen Beinamen, unter dem er vorzüglich bekannt geworden ist, tritt, oder so, daß drittens das Wort Ibn irgend ein Substantivum im Genitiv zu sich nimmt, und so ein metonymischer Name gewonnen wird, wie ابن ثعلب, Fuchssohn, d. i. der Schlaue. Oft aber deutet es nicht das Verhältniß des Sohnes zum Vater an, sondern einen Grad der Abstammung im Allgemeinen, z. B. vom Großvater, sodaß der Vater ganz übersprungen wird. Wir nennen hier einige der wichtigsten Männer der Muhammedanischen Welt, die unter einem mit Ibn zusammengesetzten Namen sich Berühmtheit verschafft, und unter ihm vorzüglich bekannt geworden sind, zwar ohne Befolgung der alphabetischen Ordnung, aber durch Vorsetzung gehörig markirt.

1. **Ibn Abân** (ابن ابان) heißen drei arabische Schriftsteller, wovon der älteste in das zweite, der Andere in das vierte, und der Dritte in ein unbekanntes Jahrhundert der Muhammedanischen Zeitrechnung gehört. Der erste, ein Omajjade und aus Kufa abstammend, mit vollständigem Namen **Abu Muhammed Jahja Ben Saîd Ben Abân**, schrieb eine Geschichte der kriegerischen Streifzüge Muhammed's unter dem Titel: **Maghâzi resûl allah** (مغازي رسول الله) und starb 194 (d. i. 809 oder 810); der zweite, **Ahmed Ben Abân** aus Spanien, beschäftigte sich mit Lexikographie und Grammatik, und hinterließ einen Commentar zu dem bekannten grammatischen

Werke des Sibaweih. Er starb 382 (992 n. Chr.). Der dritte Gelehrte des Namens endlich, Isa Ben Abân, ein Schüler des Muhammed Ben el-hosein, war ein Jurist, dem wir ein Werk über die Zeugnißablegungen vor Gericht (الشهادات) und ein anderes über die Anomalien (? العلل) im Recht verdanken. Wann er gelebt, ist unbekannt; er gehörte aber der Hanefitischen Sekte an.

2. Ibn Abbâr (ابن ابّار, Sohn des Nadlers), Name zweier Gelehrten: 1) Ahmed Ben Dschafar Chulani aus Spanien, der 433 (1041 oder 1042 n. Chr.) starb und ein Werk, betitelt: Insectatio scribarum (اعقاب الكتاب, *Haji Chalfa* I. n. 934) hinterließ. 2) Abu Abdallah Muhammed Ben Abdallah Ben Abi Bekr Codhâï, aus Valencia abstammend und der Philologie beflissen, der im J. 658 (1260 n. Chr.) oder das Jahr darauf einen gewaltsamen Tod fand. Sein historisches Werk: Tohfet el-câdim (donum advenienti oblatum, cf. *Haj. Ch.* II. n. 2642) ist eine Nachahmung der von Abu Bahr Safwân Ben Idris herausgegebenen historischen Schrift: Zâd el-mosâfir (Viaticum iter facientis). Derselbe hinterließ auch eine Geschichte Spaniens, deren Hadschi Chalfa (II. n. 2165) gedenkt, unter dem Titel: Moschkil el-silet.

3. Ibn Abd-elberr. Abu Omar Jusuf Nemiri aus Cordova, Sohn des Abdallah und Enkel Muhammed's, gewöhnlich Ibn Abd-elberr genannt, Imam und berühmter Gelehrter seiner Zeit, vorzüglich in der Traditionslehre und deren Hilfswissenschaften, die er auch in Cordova lehrte, und zwar so, daß er nach dem einstimmigen Urtheile seiner Biographen in der Überlieferungskunde keinen seines Gleichen hatte, und hierin für den Westen das war, was Abu Bekr Ahmed Ben Ali, der Kanzelredner (Chatib), in Bagdad für den Osten. Mit derselben Wissenschaft hing auch seine Kenntniß des Rechts zusammen, und außerdem war er in Geschichte, Genealogie und Anthologik wohl bewandert, wie auch die von ihm hinterlassenen Werke hiervon volles Zeugniß geben. Er bereiste sowol den Westen als den Osten seines Vaterlandes Spanien, wohnte zu Denia, Valencia und Setabis in verschiedenen Zeiten, verwaltete das Richteramt in Oschbuna (Lissabon) und Senterin (Santarem), und genoß die Achtung des dortigen Herrschers Mothaffer Benelaftas in hohem Grade. Er starb in Setabis (شاطبة) 1071 in einem Alter von fast 95 Mondenjahren. Unter seinen zahlreichen Werken heben wir die folgenden heraus: 1) Ein Hilfsbuch zu der großen Traditionssammlung Mowatta vom Sektenhaupte Mâlik, das das Auffinden der Gedanken und Autoritäten erleichtern sollte, bekannt unter dem Titel: Temhîd (*Haj. Ch.* II. n. 3594). Es ist nach der alphabetischen Reihenfolge der Namen der Scheiche geordnet, welche Mâlik anführt, und enthält nicht weniger als 70 Abtheilungen oder Hefte. 2) Ein ähnliches Werk unter dem Titel: Istidzkâr (*H. Ch.* I. n. 605), oder Erinnerungsbuch, eine Aufzählung der verschiedenen Glaubensansichten der Imame in den größern Städten, und Andeutung der Gedanken und historischen Überlieferungen im Werke Mowatta. 3) Istiâb (*H. Ch.* n. 631), eine erschöpfende und vollständige namentliche Aufzählung der Gefährten des Propheten. Ein sehr geschätztes Werk, dessen nähere Einrichtung im H. Ch. am angezeigten Orte nachzusehen ist. 4) Eine umfassende Darstellung der Wissenschaften und ihres Werthes (جامع بيان العلم وفضله وما ينبغي في روايته وحمله), vielleicht ein und dasselbe Werk mit dem „Werth der Wissenschaft (Fadhl el-ilm)" überschriebenen Tractate. Vgl. *H. Ch.* II. n. 3920. 5) Erschöpfende Antworten (*H. Ch.* I. n. 101). 6) Regeln bei Erlernung der Wissenschaft (ib. n. 311). 7) Hinreichende Belehrung über die Recension des Koran nach Nâfi und Abu Amru (ib. n. 1094). 8) Eine Apologie der drei orthodoxen Sekten des Mâlik, Abu Hanifa und Schâfii (ib. n. 1325). Es scheint dasselbe Werk die Biographien der genannten drei Männer, oder wenigstens des Abu Hanifa, einzuschließen. 9) Sattsame Belehrung (El-Kâfi) über die abgeleiteten Rechtssätze der Malikiten in 15 Bänden. 10) Ein Werk über die Beinamen (كتاب الكنى). 11) Das Buch des Verstandes und der Verständigen (كتاب العقل والعقلاء). 12) Ein Tractat über das Erbschaftsrecht (Ferâïdh). 13) Eine Genealogie der Araber und Perser unter dem Titel: El-Casd we El-Emem ila ansâb El-Arab we El-Adschem. 14) Ein kleineres Werk über die Stämme der Araber und ihre Genealogien. 15) Ein kurzer Abriß der feindlichen Streifzüge und Einfälle der Araber und Muhammed's unter dem Titel: die Perlen (El-Dorer). 16) Eine Auseinandersetzung der verschiedenen allegorischen Auslegungen des Koran (*H. Ch.* II. n. 2009). 17) Eine Schrift zur Traditionssammlung des Bokhâri (*H. Ch.* II. n. 3908). 18) Eine Anthologie in 124 Capiteln unter dem Titel: Behdschet el-medschâlis, die Zierde der Unterredungen (*H. Ch.* II. n. 1923), welche er dem obengenannten Mothaffer widmete. Auszüge daraus hat *Ibn Challikân* n. 847, und nach ihm *Abulfeda*, Annal. Mosl. III, 218 sq. Vgl. auch *d'Herb.* und *Hamak.*, Spec. Catal. p. 157 (577).

4. Ibn Abd rabbihi (der Sohn des Dieners seines Herrn), oder gewöhnlich, aber nicht richtig, Ebn Abd Rabbou, mit vollständigem Namen Abu Omar Ahmed Ben Muhammed, war aus Cordova und starb auch daselbst. Seinen Ruhm begründete er vorzüglich als Dichter und Philolog, und hat sich denselben auch durch seine nachgelassenen Schriften gesichert. Unter den Khalifen Spaniens spendete er sein Lob in gepriesenen Casiden dem Sohne Muhammed's, Mondzir. Da er 246 im Ramadhan (d. i. zu Ende des J. 860) geboren wurde und im ersten Dschomâdi 328 (d. i. zu Anfange des J. 939) starb — Andere geben das J. 326 an —, so wurde er fast 80 Jahre alt, obwol ihn schon mehre Jahre vor seinem Tode ein Schlagfluß, der ihm die eine

Seite lähmte, getroffen hatte. Seine wichtigste Schrift ist „das Halsband (العقد, Icd)," welche die verschiedenartigsten Gegenstände enthält, und von spätern Schriftstellern sehr oft citirt wird. Sie besteht aus 25 Büchern, deren jedes in zwei Theile zerfällt und irgend einen Edelstein zur Überschrift hat. Sie sind auch zwei Auszüge dieses Werkes vorhanden. Ferner hat er nach Ibn Challikân und Casiri, der mehre Proben seines Dichtertalents mittheilt, einen schönen Diwan in 20 Büchern hinterlassen, und Hadschi Chalfa nennt von seinen Werken noch ein Irschâd fi el-loghat (Tom. I. n. 506, wo er falsch Muhammed heißt) lexikalischen Inhalts, und ein Lobâb (d. i. Mark oder das Beste) über die Kenntniß der Wissenschaft und der Humaniora (لباب في معرفة العلم والاداب). Vgl. *Ibn Chall.* n. 45. Anthol. gramm. ed. *de Sacy*. p. 443 (49), und dessen Chrest. I, 398 (19). *Abulf.*, Ann. Mosl. II, 410. *Casir.*, Bibl. I, 157. II, 134.

5. Ibn Abi'lasba'. Zeki-ed-dîn Abu Muhammed Abd el-atzîm Ben Abd-el-wâhid, vorzüglich unter obigem Namen bekannt, lebte früher zu Cairowan und dann in Ägypten, und zeichnete sich vorzüglich als Rhetoriker aus. Seine Schriften beziehen sich großentheils auf diese Wissenschaft, wie die im Tom. II. des Hadschi Chalfa befindlichen Angaben (n. 1713. 1736. 1799. 2730) deutlich beweisen. Außerdem schrieb er ein kurzes gedrängtes Werk in vier Abschnitten über die Arithmetik (الموجز المفيد), und über die Geheimnisse, welche hinter den mysteriösen Anfangsbuchstaben einiger Suren versteckt sein sollen (الخواطر السوانح في اسرار الفواتح). Er starb im J. 654 (d. i. 1256 n. Chr.). Noch kennt man von einem zweiten Ibn Abi'lasba' (Abd-el-aziz Ben Temmâm aus Irak) eine Caside über die Alchymie, die Eidemir, der Sohn des Dschelbeki, commentirte. Wann jener lebte, ist unbekannt.

6. Ibn Adam. Kemâl-ed-dîn Abu'lmotzaffer Muhammed aus Herat in Persien, daher Herewi genannt, war ein nicht ganz unbedeutender Schriftsteller, der im J. 414 (d. i. 1023) starb. Seine Werke finden sich im Hadschi Chalfa verzeichnet, Tom. I. n. 293. (p. 208.) 825. 1255. Auch schrieb er einen Commentar zur Hamâsa des Abu Temmâm und zum Diwan des Motenebbi.

7. Ibn el-athîr (ابن الاثير), gemeinschaftlicher Name dreier Brüder, die sich, jeder auf seine Weise, in dem Gebiete der Wissenschaft auszeichneten. Unter allen ragt am meisten der mittelste hervor. Abu'lhasan Ali Ben Abi'lkerem Muhammed, mit dem Ehrennamen Izz-ed-dîn (Ruhm der Religion), wurde in Mesopotamien in der Stadt Dschezîret Ibn Omar im J. 555 (am 4. des Dschomâdi I, d. i. gegen die Mitte des J. 1160) geboren, und wuchs auch daselbst auf, weshalb er auch El-Dschezeri (الجزري, d. i. der aus Dschezîret) heißt.

Doch verließ er seinen Geburtsort bald, da sich sein Vater mit seinen Söhnen bleibend nach Mosul begab. In dieser Stadt fand seine Lernbegierde vielfache Befriedigung, indem er nicht nur die Schule des Abu'lfadhl Abdallah Ben Ahmed, des Kanzelredners aus Tus, und anderer Gelehrte desselben Rufes besuchte, sondern auch im Auftrage des Herrschers von Mosul mehre Male behufs öffentlicher Angelegenheiten nach Bagdad reisen mußte, und diese Reisen für die Wissenschaft zu benutzen suchte. Auch auf seiner Pilgerreise nach Mekka berührte er die Khalifenstadt, und Ibn Challikân und Abulfeda nennt uns die Lehrer, deren Vorlesungen er hauptsächlich besuchte. Gleichen Eifer, sich zu belehren, bewies er in Damaskus und Jerusalem, und nach seiner Rückkehr zog er sich in Mosul ganz zurück, einzig und allein der Wissenschaft lebend, die ihm seine ausgezeichnetsten Werke aus dieser Periode verdankt. In seinem Hause versammelten sich die gebildetsten Einwohner Mosul's, und Fremde machten es sich zur Aufgabe, ihn zu besuchen. Auch sein Biograph, Ibn Challikân, sah ihn öfter in Haleb, wohin er sich im J. 626 (1228 oder 1229) an den Hof des Eunuchen (Tewâschi) Togrîl, der Atabek des Melik Azîz war, begeben hatte. Nachdem er hier die größte Aufmerksamkeit genossen, reiste er nach 627 (1229) abermals nach Damaskus, und das Jahr darauf von Neuem nach Haleb, kehrte aber alsdann nach Mosul zurück, und starb daselbst 630 (im Schabân, d. i. in der Mitte des J. 1233). Unter seinen Kenntnissen ragten die geschichtlichen alter und neuer Zeit hervor, und nach diesen die der Traditionslehre und ihrer Nebenwissenschaften. Ebenso war er mit der Genealogie der Araber und ihren wichtigsten Begebenheiten auf das Innigste vertraut. Unter seinen Werken steht das von Abulfeda (s. dessen Bekenntniß in der Vorrede zu Ann. Mosl. und im Werke selbst IV, 390) und Pococke (Spec. hist. Ar. p. 370) benutzte Universalgeschichtswerk, betitelt: Das Vollständige (El-Kâmil), hervor. Es umfaßt dasselbe die Zeit von Erschaffung der Welt bis zum J. 628 (1231), und besteht nach Hadschi Chalfa aus 13 (nach Abulfeda aus 23) Bänden. Bis jetzt möchte das Werk vollständig kaum in Europa aufzufinden sein; doch besitzen einzelne Theile die Bibliotheken von Leyden (nach Jourdain in der Biogr. univ.) und Oxford (in der Bodlejana n. 693. 694. 696. 784). Vgl. auch Sparvenf. N. VII. und über seine Fortsetzer und Übersetzer vgl. Hadschi Chalfa und d'Herbelot. Ferner hinterließ er 2) Eine Geschichte der Schüler Muhammed's unter dem Titel: Der Löwe des Waldgebirges. Er erwähnt daselbst nicht weniger als 7500 Gefährten desselben. Vgl. H. Ch. I. n. 637. 3) Einen Auszug aus den Genealogien des Sem'âni, der um so wichtiger ist, als das Originalwerk nicht mehr anzutreffen ist. Ebendas. n. 1350. 4) Eine kleine Geschichte der Atabeke von Mosul. Ein schon in der Biogr. univ. aufgedeckter Irrthum, als ob die von de Guignes und Wilken unter dem Titel: Ibret uli el-absâr (vgl. Not. et Extr. I, 542) benutzte Geschichte der syrischen Atabeke diesen Ibn-elathîr zum Verf. habe, ist auch hier zu rügen, indem der Verf. der letztern ein

Digitized by Google

ganz anderer Ibn-elathir ist. Ebenso ist auch de Rossi (Dizion. stor. degli autori Arabi, p. 43) zu berichtigen. Vgl. H. Ch. unter Ibret (عبرة). 5) Exemplum studiosi. H. Ch. II. n. 3584; denn der dort ganz kurz genannte Ibn-elathir ist doch wahrscheinlich der unserige. 6) Der große Sammler über die Wissenschaft in der Rhetorik, die man die Exposition (بيان) im Arabischen nennt. Ebendas. II. n. 3944. 7) Ein Werk über den heiligen Krieg (كتاب الجهاد). *Cf. Reland.* Dissert. misc. Pars III. p. 17 sq. und H. Ch. Vgl. *Ibn Chall.* n. 471. *Poc.*, Spec. hist. Ar. p. 367 u. 370. Eichhorn's Repert. Bd. 2. S. 32—34. *Abulf.*, Annal. Mosl. IV. p. 398 sq. und die Anmerk. *de Rossi* l. c. *Hamak.*, Spec. Catal. p. 164 (not. 586). Um eilf Jahre älter war sein Bruder

Abu'lseâdât Mobârek, mit dem ehrenden Beinamen Madsch-ed-dîn, d. i. Preis der Religion. Auch er wurde in Dschezîret Ibn Omar 544 (1149 oder 1150) geboren, und scheint seine zweite Vaterstadt Mosul wenig verlassen zu haben, wie aus seiner mehr abhängigen obgleich hohen Stellung daselbst auch leicht zu erklären ist. Zuerst nämlich bekleidete er die Stelle eines Lieutenant oder Stellvertreters (نائب) des Herrschers von Mosul, Modschâhid-ed-dîn Caîmaz, und nachdem dieser Fürst gestürzt war, trat er als Chef der geheimen Kanzlei (ديوان الرسائل) in den Dienst des Izz-ed-dîn Mes'ûd. Nach dem Tode des Letztern scheint er bei dessen Sohne Nur-ed-dîn Arslanschah zwar jene hohe Stelle nicht lange innegehabt zu haben, doch blieb er in seinen Diensten, da auch seine Biographen ihm als Geheimschreiber volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nur erst nach eingetretener Lähmung an Händen und Füßen zog er sich ganz von öffentlichen Geschäften zurück und lebte dem stillen Kreise der ihn besuchenden Großen und Gelehrten. Sein Vermögen vermachte er einem Kloster, das er in einem nahe bei Damaskus gelegenen Flecken errichten ließ. Die gewonnene Muße ließ ihn nicht unthätig sein, sondern machte ihm die Herausgabe mehrer auf die Koranserexegese, Traditionslehre und Grammatik bezügliche Werke möglich. Die vorzüglichsten derselben sind: 1) El-Insâf, d. i. justa dijudicatio, ein großer Commentar zum Koran, der hauptsächlich die Vereinigung der beiden von Thalebi und Zamachscheri herausgegebenen Commentare beabsichtigt. H. Ch. Tom. I, 1362. 2) Ein grammatisches Werk unter dem Titel: El-Bedî'. S. a. a. O. Tom. II, 1755. 3) Die unter dem Namen „Die Söhne und Töchter" unter den Überlieferern der Aussprüche Muhammed's bekannten Traditoren. A. a. O. n. 1943. 4) Der Sammler der Grundlagen der Überlieferungen des Propheten. Ein großes Werk, das er in drei Grundpfeiler eingetheilt hat. A. a. O. n. 3869 und Bibl. Medic. Catal. n. CLIV. Bibl. Bodl. n. 1061 und Bibl. Casir. n. 574 u. 575. 5) Die Edelsteine und Perlen, Dictata und Briefe oder Abhandlungen des Vezir Dschelâl-ed-dîn Ali Isfahâni enthaltend. Sein Titel ist: El-Dschewâhir we El-Leâlî. 6) Eine Sammlung seiner eigenen Sendschreiben (Diwân el-resâil). 7) Eine Überarbeitung des unter dem Titel: Fosûl, von Ibn-eldehhân in einer größern und kleinern Ausgabe besorgten grammatischen Schrift. 8) Das Buch der Väter und der Mütter. 9) Auswahl (Mochtâr) über die lobenswerthen Eigenschaften der Frommen. 10) Eine ähnliche Auswahl von Gebeten und Lobeserhebungen Allah's. 11) Ein Werk, betitelt: Der Endpunkt (Nihâjet) über die seltenen Ausdrücke in den Überlieferungen, benutzt von Pococke in der Port. Mos. p. 56 u. 120, und endlich 12) eine grammatische Schrift unter dem Titel: El-Bâhir, der Glänzende. H. Ch. II. n. 1619. Mobârek starb 606, d. i. 1209 oder 1210. Vgl. *Abulf.*, Ann. Mosl. IV, 240. *Ibn Chall.* n. 562. *Poc.*, Spec. p. 367. *d'Herb.* unter Athir, und die Zusätze von Reiske. *de Rossi* l. c. p. 42. Der jüngste endlich der drei Brüder, der im J. 558 im Monat Schabân (in der Mitte des J. 1163) zu Dschezîret geborene

Abu'lfat'h Nasrallah, mit dem ehrenden Beinamen Dhija-ed-dîn (Leuchte der Religion), war noch mehr Staatsmann als seine Brüder, und diente als solcher mehren Fürsten aus dem Hause der Ejjubiden. Nachdem er mit seinem Vater 579 (1183) nach Mosul gezogen und seine Studien im Koran, der Traditionslehre, der Lectüre der alten und neuen Dichter, der Rhetorik und Grammatik vollendet, und vorzüglich sein Gedächtniß im Auswendiglernen bis zu einem bewundernswürdigen Grade geübt hatte, begab er sich an den Hof des berühmten Salâh-ed-dîn (April 1191), trat auf kurze Zeit in seine Dienste, und übernahm auch in demselben Jahre das Vezirat bei dessen Sohne, Melik Afdhal Nûr-ed-dîn, mit dem er auch nach des Vaters Tode in die Residenz Damaskus ging, wo er die Verwaltung der Regierungsgeschäfte im weitesten Umfange übernahm. Wie bekannt, ging Damaskus nicht nur, sondern auch Ägypten für seinen Herrn verloren, und das vielleicht nicht ohne Schuld des Veziers, der überhaupt bei den Unterthanen nicht sehr beliebt gewesen zu sein scheint, wie seine Verfolgung in Sarkhad beweist. Erst in Samosata wagte er sich wieder vor seinen Herrn, und blieb bei ihm bis zum J. 1211, wo er sich in den Dienst dessen Bruders zu Haleb, Melik Tzâhir, begab, aber wahrscheinlich nicht sehr gut aufgenommen oder sehr bald wieder entlassen wurde, weil wir ihn binnen Kurzem wiederum in Mosul zurück sehen. Hier beschäftigte er sich theils mit den Wissenschaften und schriftstellerischen Arbeiten, theils befand er sich auf Reisen, wie wiederholt in Arbela, Sendschâr, Damaskus, wo er zehn Jahre verweilte, und zuletzt in Ägypten. Endlich starb er zu Bagdad zu Ende des J. 1239, wohin er in Aufträgen des Herrschers von Mosul gereist war. Seine Werke sind hauptsächlich schöngeistigen und stylistischen Inhalts, da er eine große Anzahl Gedichte auswendig wußte und in der Stylistik als Meister gilt. Ich nenne unter denselben folgende vier: 1) Die gezierte Schmückung (الوشي المرقوم), in drei Abschnitten, enthaltend die Lösung oder Analyse von Ge-

dichten, Koranversen und Traditionen des Propheten. Er
verweist auf dasselbe bisweilen im 2) Buche über die Re-
geln, die der Secretair und Dichter zu beobachten hat.
Es hat dieses den Titel: المثل السائر, und galt als
Musterschrift für die Folgezeit. Vgl. H. Ch. 3) Das
stylistische Werk: المعاني المخترعة في صناعة
الانشآء (statt مخترعة liest Safedi مبتدعة, und
H. Ch. hat sich ganz im Verf. geirrt), und 4) ein ähn-
liches unter dem Titel: الجامع في صنعة الترسّل.
Auch kennt man von ihm eine poetische Anthologie, die
er aus den berühmtesten alten Dichtern zusammentrug.
Vgl. *Ibn Chall.* n. 773 und *Abulf.*, Annal. Mosl.
IV, 142.

8. Abu'lhasan Ali, Ibn-elbewwâb, der Sohn
des Thürstehers, das sein Vater Hilâl war, genannt,
führte auch den Namen Ibn-elsitri, oder des Sohnes
des Vorhänglers, d. h. der den Dienst an dem dem Ein-
tritt vorgezogenen Vorhang hat. Wichtiger ist er uns
durch die Berühmtheit, die ihm seine Kunst im Schön-
schreiben verschaffte, in der er alle seine Vorgänger über-
traf, und mit allen seinen Nachfolgern wetteiferte. Er
gilt als das allgemeine Vorbild in der Kalligraphie, war
aber auch sonst unterrichtet und gab den Erzähler an der
Kathedrale in Bagdad ab. Ibn Challikân (n. 468) und
Abulfeda (Ann. Mosl. III, 54) nennen seine Lehrer in
verschiedenen Fächern, und Tydeman (Consp. oper. Ibn
Chalic. p. 3 u. 4 in der Anmerkung) gibt seine Ver-
dienste um die Schreibekunst aus seinem Schriftsteller ge-
nauer an. Er starb nach Ibn Challikân 413 (1022)
oder 423 (1032), nach Abulfeda 412 (1021) oder 413,
und hinterließ ein Gedicht, auf Râ ausgehend, über die
Schreibkunst, dessen Hadschi Chalfa nebst Commentar ge-
nauer gedenkt.

9. Ibn-elcutlja, der Sohn der Gothin. Abu
Bekr Muhammed Ben Omar, gewöhnlich Ibn-elcutlja
genannt, stammte eigentlich aus Sevilla, er aber war
in Cordova geboren, besuchte auch die Schulen der ge-
lehrten Männer beider Städte, und bildete sich vorzüg-
lich in der Lexikologie und Grammatik aus, war aber
auch in der Traditionslehre, Jurisprudenz, Sagenge-
schichte rc. bewandert, und zog selbst wieder um so mehr
Schüler, je älter er wurde. Er starb im J. 367 im
Rebî I. (d. i. gegen Ende des J. 977). Warum er
Sohn der Gothin heißt, hat uns Ibn Challikân (n. 661)
vollständig erzählt. Einer seiner Vorfahren hatte sich
nämlich mit einer gothischen Fürstin Spaniens verheira-
thet, und dieser Großmutter zu Ehren hießen die Nach-
kommen Ibn-elcutija. Unter seinen Schriften steht oben
an seine „Abwandlungslehre der Verba (*H. Ch.* I. n.
1025)." Sie brach in dieser Wissenschaft Bahn. Dann
hinterließ er noch einen Tractat über die Nomina, die man
Maesûr und Memdûd nennt; ob aber die von Jour-
dain in der Biogr. univ. ihm beigelegte und auf der
pariser Bibliothek befindliche Geschichte der Eroberung
Spaniens, die de Fienneß zu übersetzen begonnen und
Cardonne in seiner Geschichte Afrika's benutzt hat, ihn
wirklich zum Verf. habe, muß einstweilen noch auf sich
beruhen, und könnte nur durch Ansicht der Handschrift
selbst glaubhaftig gemacht werden.

10. Ibn-eldschauzi. Abu'lfaradsch Abd-el-rah-
man Ben Ali, mit dem Ehrennamen Dschemâl-ed-dîn,
Schönheit der Religion, führte sein Geschlecht auf die
Koreischiden zurück, und erhielt den Namen Ibn-eldschauzi
von einem seiner Vorfahren, Dschafar, der den Beina-
men Dschauzi hatte entweder von dem bekannten Orte
Dschauz oder Fordhat el-dschauz (d. i. Ankerplatz
Dschauz, den aber der Camûs nicht kennt), oder weil er
von einem auf der Westseite Bagdads belegenen Orte,
wo man Wasser holte (dschauz), gebürtig war. Den
Namen Dschuzi auszusprechen, ist also hier wenigstens
falsch, obwol es anderwärts richtig sein könnte, da Dschuze
ein nicht unbekannter Ort im Gebiete von Mosul ist. Die-
ser Abu'lfaradsch war einer der berühmtesten Männer sei-
ner Zeit, gelehrt in den Traditionswissenschaften, Ge-
schichte rc., und dabei ein gepriesener Kanzelredner. Auch
rühmt man seine Gewandtheit, mit deren Hilfe er sich
geschickt aus den Streitigkeiten zwischen den Sunniten und
Schiiten in Bagdad, wo er 597 (1201) starb, zu ziehen
wußte. Er selbst hielt sich zu der orthodoxen Sekte der
Hanbaliten und lehrte auch das Recht nach deren Ansich-
ten. Überdies war er Dichter, scheint aber doch streit-
süchtig gewesen zu sein (vgl. *Abulf.*, Ann. Mosl. III,
604. IV, 194). Er hinterließ eine Anzahl von Schrif-
ten, und unter ihnen höchst bedeutende, sodaß Ibn Chal-
likân selbst seine Bewunderung über die Masse dessen,
was er schrieb, nicht zurückhält. Das Verzeichniß seiner
Werke, Nr. 114 der Gött. gel. Anzeigen 1837, und in
dem besondern Abdrucke (Über die Quellen des Werkes:
Ibn Challikâni vitae illustrium virorum. Ein Bei-
trag zur Gesch. der arab. Lit. v. Ferd. Wüstenfeld)
S. 42 fg., obwol es dieselben zu der Zahl 35 steigert,
enthält doch nicht mehr als etwa das Drittheil derselben,
da Hadschi Chalfa allein über hundert anführt und vor-
auszusetzen ist, daß auch dieser sie nicht alle gekannt habe.
Vgl. *Ibn Chall.* ed. *Wüstenfeld*. Fasc. IV. p. 67 sq.
Abulfeda und Andere haben seine Schriften mehrfach benutzt.
Vgl. auch *de Rossi* l. c. p. 86, wo eine Verwechselung mit
dem Sibt (Enkel) Ibn-eldschauzi (vgl. Wüstenfeld im
Beitr. zur Gesch. der arab. Lit. S. 44) vorgefallen ist.

11. Ibn-elfardhi. Abu'lwelîd Abdallah, Sohn
Muhammed's, aus Cordova, gewöhnlich Ibn-elfardhi ge-
nannt und Ausgangs des J. 962 geboren, zeichnete sich
als Kenner des Rechts, der Traditionslehre, einiger ihrer
Hilfszweige und der schönen Wissenschaften aus, und trat
als Dichter auf, wie die von Ibn Challikân gegebenen
Proben beweisen. Im J. 382 (992) reiste er nach Asien,
vollzog seine Wallfahrt und besuchte den Unterricht meh-
rer ausgezeichneter Lehrer. Hierauf erhielt er die Rich-
terstelle in Valencia, erlag aber bei der Eroberung Cor-
dova's durch die Berbern (gegen das Frühjahr 1013)
den Streichen der Sieger, und ward erst nach drei Ta-
gen ohne jede Feierlichkeit, selbst ohne gewaschen worden

Digitized by Google

zu sein, begraben. Unter seinen Schriften zeichnet sich vorzüglich seine Geschichte Spaniens (*H. Ch.* II, 2165), die Ibn Beschkowal in seiner Silet fortsetzte, aus. Desgleichen schrieb er eine Geschichte der Dichter Spaniens, und andere Werke, wie aus Ibn Challikân (n. 358) und Hadschi Chalfa zu ersehen ist.

12. Ibn-elforât. Muhammed Ben Abd-el-rehîm, unter obigem Namen bekannt, wurde im J. 735 (1335 n. Chr.) geboren, war zwar als Jurist im Sinne der Hanefiten von Bedeutung, was auch die ihm von seinen Lehrern ausgestellten Diplome der Erlaubniß, um selbst ihre Vorträge zu lehren, beweisen, uns aber gilt er mehr durch seine umfassende Chronik, die ebenso selten in Europa als in Asien zu sein scheint. Hadschi Chalfa kennt das 25 Bände füllende Werk gar nicht, und in Europa ist nirgends etwas davon vorhanden, mit Ausnahme der 10 Bände, die die wiener Bibliothek aufbewahrt. Dieses Riesenwerk begann wahrscheinlich mit der Muhammedanischen Zeitrechnung, und ging bis gegen die Zeit seines Todes (807 d. i. 1405). Auch umfaßt es nicht gewisse Personen oder eine bestimmte Zeit, sondern es ist durchaus universell, und obwol durch Schreibweise und kritische Auffassung weniger empfehlenswerth, indem es die verschiedensten und oft entgegengesetzte Nachrichten unter und neben einander stellt, ohne sich eine Bestätigung oder Aburtheilung zu erlauben, so enthält es doch kostbare Berichte selbst aus unbekannten Schriftstellern, und ist für die Geschichte der Kreuzzüge, zumal vom Tode Salah-ed-dîn's an, unschätzbar. Jene 10 Bände der wiener Bibliothek, die die Zeit vom J. 1104 bis zu Ende des 14. Jahrh. umfassen, wanderten 1809 mit nach Paris, und dort beschäftigte sich Jourdain mit einem umfassenden Auszuge aus demselben. Letztern übersetzte er auch zum großen Theil, das Übrige desselben schrieb er im Texte ab; seine Arbeit aber liegt jetzt in der königlichen Bibliothek als ihr Eigenthum. Im J. 1815 wurde bekanntermaßen auch diese Handschrift wieder nach Wien zurückgeholt, und so bedauert denn Reinaud, der Jourdain's Auszüge in seinen Extraits des Historiens Arabes rélatifs aux guerres des Croisades benutzt hat und ihren Werth dankbar anerkennt, daß der Epitomator seine Arbeit nicht über die ganze Zeit der Kreuzzüge ausgedehnt hat. Sie umfassen nämlich nur das 13. Jahrh.; wahrscheinlich aber ist das ganze Werk eine der vollständigsten und bedeutendsten Geschichten im Orient, mag aber eben um seiner Ausdehnung willen wenig oder gar nicht abgeschrieben worden sein.

13. Ibn Ijâs. Der Scheich und Imam Abu Abdallah Muhammed Ben Ahmed Ibn Ijâs (nicht Ajjâs, was falsch ist), zur Sekte der Hanefiten gehörig, seiner Abstammung nach ein Tscherkesse (جركسي), aber in Ägypten wohnhaft (مصرى), gilt für einen der bedeutendsten neuern Historiker Ägyptens. Da er, wie wir wissen, das eine seiner Werke bis zum J. 928 (beg. 1. Dec. 1521) fortgeführt, so haben wir auch von ungefähr die Zeit seiner Blüthe bestimmt, und er geht dann allerdings über die Zeit Sojuti's, der 1505 starb, hinaus. Von allen seinen Werken hat sich vorzüglich das Ansehen verschafft, welches sich unter dem Titel „Geruch der Blumen über die Wunder der Gegenden" in den Bibliotheken von Oxford, Paris, Wien, im Escurial und anderwärts befindet. Es ist eine Kosmographie, und nachdem sie zuerst Pococke, Petis de la Croix der Vater, vielleicht auch Deshauterayes und zuletzt Langlès in seinem Mémoire über Persepolis und anderwärts, und de Sacy (z. B. in den Mémoir. de l'Acad. Tom. XLVIII. p. 758—760) benutzt hatten, machte es vorzüglich der Auszug desselben von Langlès in den Not. et Extr. de la Bibl. Roy. (Tom. VIII. p. 1—131) mehr bekannt. Wir verweisen wegen des Weitern auf diesen Artikel. Ein anderes nicht weniger wichtiges Werk von ihm ist die Geschichte Ägyptens, die die Aufschrift führt: Miracula splendoris in eventis temporum (*H. Ch.* II. n. 1707 und MSS. der pariser Bibl. n. 673. B). Es besteht aus zwei (nach Andern aus vier Bänden), und enthält die Quintessenz aus 37 benutzten Schriften. Einiges über den im Buche beobachteten Gang und den Inhalt desselben findet sich bei Hadschi Chalfa a. a. O. Endlich noch ist sein Nuzhet el-omem „Ergötzung der Völker" zu erwähnen, in welchem er ebenfalls historische Merkwürdigkeiten und Aussprüche mittheilt.

14. Ibn-elchatib, der Sohn des Kanzelredners. Muhammed, der Sohn Abdallah's, mit dem Ehrennamen Lisân-ed-dîn, Zunge der Religion, gehörte von Hause aus einer syrischen Familie an, die sich nach Spanien übersiedelte, und in Loxa zuerst ihren Aufenthalt nahm. Von hier wandte sie sich nach Cordova, alsdann nach Toledo und zuletzt nach Granada. Sie erwarb hier nicht nur bedeutenden Reichthum in liegenden Gründen, sondern zeichnete sich auch durch gebildete, tapfere und im Staatsdienste gewandte Abkömmlinge aus. Nach seiner eigenen Erzählung (*Casir.* II, 71 sq.) war sein Großvater Anführer der Reiterei, und sein Vater, der ein entschiedener Freund der Wissenschaften war, bekleidete die Gouverneursstelle von Granada, und starb daselbst, geliebt und geachtet, am Ende des J. 1340. Muhammed selbst gewann, obwol nach harten Erfahrungen, die Gunst des Königs Abdallah von Granada, und mit ihr den Besitz der bereits confiscirten Güter seines Vaters. Er wurde sein erster Minister, sodaß die Verwaltung des Königreichs fast ganz allein auf seinen Schultern lag. Diese hohe Stellung verdankte er unstreitig auch seinen Kenntnissen. Obwol er tüchtige Studien in der Philosophie, Mathematik, Medicin und Rechtslehre gemacht hatte, so ist er uns doch als Schriftsteller hauptsächlich um seiner historischen Werke willen höchst schätzenswerth. Trotz aller dieser Vorzüge fand er ein trauriges Ende. Er ward, schuldig oder unschuldig, nachdem er mehren Königen gedient, unter Ahmar als Verräther angeklagt, in das Gefängniß geworfen, und daselbst umgebracht im J. 1374 oder 1375, etwas über 61 Jahre alt. (Er war gegen das Ende des J. 1313 geboren.) Seine Schriften hier aufzuzählen, hat uns Casiri durch seinen Auszug (II, 72) erspart. Zwei seiner

vorzüglichsten Werke besitzt der Escurial (vgl. ibid. Cod. 1771) vielleicht im Originale, und Hadschi Chalfa führt deren wenigstens 12 auf, z. B. Tom. I. n. 116. n. 1106. Tom. II. n. 2057. Auch finden sich in der Collectio rerum Sicularum von Gregorio Auszüge zur Geschichte der Aglabiden in Afrika und Sicilien gehörig, aus der von Casiri unter Codex 1771. n. 1 angegebenen Chronologie der Herrscher von Spanien und Afrika; und nach der Biograph. univ. besitzt die pariser Bibliothek eine Biographie des Ibn-elchatib und seiner Familie von Ahmed Ben Muhammed, dem Koranleser (El-Mocri). Vgl. Anthol. grammat. von de Sacy. S. 444 (62).

15. Ibn-elmocaffa, der Sohn dessen, der zusammengeschrumpfte Hände hat. Dieser Secretair des Khalifen Abu Dschafar Mansur (oder nach Andern seines Oheims Isa), war seiner Geburt nach ein Perser, und führte als solcher den Namen Ruzbeh (روزبه). Seine frühere Religion, die der persischen Magier, vertauschte er später, nachdem er längere Zeit unter Muhammedanern zugebracht, mit dem Islam. Sein Vater Dabujeh nämlich verwaltete unter dem bekannten strengen Statthalter von Irak, Heddschâdsch, die Einnahme der Auflagen in jener Provinz wie in Persien, machte sich aber harter Bedrückungen schuldig, und sah deshalb die Tortur über sich verhängt. Zu Folge letzterer trug er einen zusammengeschrumpften Arm davon, und erhielt den Beinamen Mocaffa, was einen Unglücklichen der Art bezeichnet. Sein Sohn Abdallah trat in den Dienst des Isa, des väterlichen Oheims der beiden Abbasiden, Saffâh und Mansur, blieb aber stets im Verdachte, durch den Wechsel seines Glaubens nicht eben ein strenger Muhammedaner geworden zu sein, hauptsächlich deshalb, weil er es wagte, der unnachahmlichen Göttlichkeit der Schreibweise des Korans es gleich zu thun, oder sie noch zu übertreffen. Auf gleiche Weise verführte ihn sein Hang zur Spötterei zu mancherlei unvorsichtigen Schritten, und es blieb diese selbst nicht ohne Einfluß auf sein tragisches Ende. Da er in seiner Eigenschaft als sehr geschickter Secretair die Urkunde abzufassen beauftragt ward, in welcher Mansur die Amnestie zu Gunsten seines rebellischen Oheims Abdallah aussprach und andere Stipulationen von beiden Parteien eingegangen wurden, gefiel die Ausführung dieses Auftrags dem Mansur nicht, welcher nicht nur den erwähnten Oheim 756 oder 757 hinopfern ließ, sondern auch dem Gouverneur von Basra, Sofjân, einem Sohne des Moawija, den Befehl zur Ermordung des Ibn-elmocaffa zuschickte. Sofjân, der oft der Gegenstand der stechendsten Spöttereien jenes Unglücklichen gewesen war, hatte nichts Eiligeres zu thun, als einen Theil des Körpers nach dem andern von seinem Opfer in einen geheizten Ofen werfen zu lassen, und zuletzt den Rumpf, hinter welchem er den Ofen schloß. Seine Grausamkeit aber verhüllte Sofjân unter dem Vorwande, einen Gottesverächter hingerichtet zu haben (vielleicht 757 oder etwas später).

Abdallah rettete sich als Kenner des Persischen die Unvergeßlichkeit seines Namens dadurch, daß er mehre alte Werke aus dem Pehlwi in das Arabische übersetzte. Darunter befindet sich das vollständig von de Sacy herausgegebene Fabelbuch Kalila we Dimna, und die alte persische Geschichte (Tarich El-Fars), die die Quelle des Schahnâmeh ist (*H. Ch.* II. n. 2267), und auch den Titel Sijer el-molûk in der arabischen Übersetzung führt. Ebenso verfaßte er Auszüge und Sammlungen aus den Aristotelischen Schriften *Κατηγορίαι* und *Περὶ ἑρμηνείας*, und hinterließ Gedichte, die sich in der bekannten Sammlung Hamâsa finden. Schließlich ist zu bemerken, daß man ihn oft mit dem Zauberer Mocanna verwechselt hat. (Nach *de Sacy*, Cal. et Dimna, p. 9 sq. und Hadschi Chalfa.)

16. Ibn Schohbeh. Tacki-ed-dîn Abu Bekr Ben Ahmed, wurde gewöhnlich Ibn Câdhi Schohbeh genannt, während sein eigentlicher Name verloren gegangen zu sein scheint, wenn nicht das Ben vor Ahmed ein Fehler ist. Er heißt der Damascener und verwaltete das Richteramt. Er starb 851 (1447) und ist uns durch seine hinterlassenen Schriften wichtig geworden. Unter denselben nennen wir seine Geschichte des Islam (*H. Ch.* I. n. 951); seinen Commentar zu dem Werke über die Schafiitischen (denn er gehörte selbst dieser Sekte an) Rechtslehren von Abu Ishak Schirâzi, betitelt: Tenbih (s. ebendas. II. n. 3639 und S. 436); seine Biographien Schafiitischer Rechtslehrer unter dem Titel: Tabacât, d. i. Classen (vgl. Catal. libr. MSS. Bibl. Goth. ed. *Möller*. I. p. 80. n. 274); sein Auszug von Traditionen, betitelt: El-Lewâmi' El-Modhijet; eine Lebensbeschreibung des Hauptes seiner Sekte Schafii; scharfsinnige Bemerkungen zu dem Werke des Esnewi über die Schafiitischen Rechtslehren, welches dieser unter dem Titel Mohimmât herausgab, und andere Werke, die sich auf verwandte Gegenstände beziehen. Sein Sohn war wahrscheinlich

17. Bedr-ed-dîn Muhammed Ibn Abi Bekr Asedi, der ebenfalls von seinem Aufenthaltsorte der Damascener heißt. Doch nennen ihn die Biographen nur Schohbeh. Er ist Verfasser einer Biographie des Nur-ed-din Mahmûd Ben Zenki, die er unter dem Titel „Die kostbare Perle (El-Dorr El-Themîn)" herausgab, und zweier Commentare, eines größern und eines kleinern zu dem Werke Minhâdsch von Newewi (vgl. Catal. ed. *Möller*. n. 20 und 23).

18. Ibn Coteiba. Abu Muhammed Abdallah Ben Moslim, ein berühmter Linguist und Geschichtschreiber der frühern Zeit, gewöhnlich Ibn Coteiba genannt, genoß während seines Aufenthalts in Bagdad, wo er als Lehrer auftrat, und seine zahlreichen Werke schrieb, die größte Achtung. Er selbst soll auch in letzterer Stadt (Andere sagen in Kufa) geboren sein, und da sein Vater aus Merw herstammen soll, nennen die Biographen diesen Ibn Coteiba auch Merwezi, sowie Dineweri, weil er in Dinewer eine Zeit lang das Richteramt versah. Ungewißheit herrscht ferner über sein Todesjahr, während er zuverlässig im J. 213 (828) geboren wurde. Jenes schwankt zwischen den Jahren 270 und 276, unter welchen Angaben Ibn Challikân der letztern den meisten

Glauben schenkt, d. i. also Ausgangs des J. 889. Von seinen Schriften, die sich zum großen Theile nach dem ebengenannten Biographen bei Hamaker (Spec. Catal. p. 2 sq.) und in der Ausgabe von Wüstenfeld's Ibn Challikân n. 327 finden, dürfen wir hier um so weniger sprechen, als derselbe Gelehrte in seiner fleißigen Schrift: „Über die Quellen des Werkes: *Ibn Challikâni* vitae illustrium virorum" (Göttingen 1837) von S. 3 an deren nicht weniger als 23 aufführt, die zwar aus Hadschi Chalfa ergänzt werden müssen, aber doch den bedeutendsten Theil derselben ausmachen. Außer den daselbst angeführten Quellen vgl. noch Abdollat. S. 481 (25) und Anthol. grammat. ed. *de Sacy* p. 129 (58).

19. Ibn Chaldûn, dessen vollständiger Name Welied-din Abu Zeid Abd-el-rahman Ben Muhammed ist, und mit dem Zusatze Hadhremi. d. h. der seine Abstammung aus Hadhramaut ableitet, und Ischbili, d. i. der aus Sevilla Gebürtige, bezeichnet wird, während der Ursprung der Benennung Ibn Chaldûn ungewiß bleibt, ist einer der ausgezeichnetsten arabischen Schriftsteller, den Einige mit Montesquieu verglichen haben. Sein gesundes Urtheil, seine gediegene Gelehrsamkeit und seine sichere Kritik haben ihn den Abendländern höchst schätzenswerth gemacht, dagegen scheint er nicht ganz sicher gewesen zu sein, von seinen eigenen Landsleuten misverstanden zu werden, und er verfiel deshalb in den vor dem eigenen Richterstuhle aus jenem Grunde leicht zu entschuldigenden Fehler der Weitschweifigkeit und unnützen Wiederholung. Doch tritt diese Erscheinung nicht in allen seinen Werken hervor. Ibn Chaldûn wurde im J. 732 den 1. Ramadhan (beg. 4. Oct. 1331), also in der Mitte des J. 1332, zu Tunis in einer angesehenen Familie geboren, und hatte außer bei andern Lehrern auch bei seinem Vater Unterricht, der sich vorzüglich in den Wissenschaften des Korans, der Überlieferungen, in der Grammatik, Poesie und Jurisprudenz bewegte. Mit dem J. 749 (beg. 1. April 1348), wo er seine Ältern in Folge der herrschenden Pest verlor, trat er in den Dienst des allgewaltigen Gouverneurs seiner Vaterstadt, Muhammed Ben Tafarkin, und wurde hier dazu gebraucht, mit großen Schriftzügen auf die Regierungsacten die Togra (oder den Schriftzug) des fünften Sultans aus der Dynastie der Hassiden, Abu Ishak Ibrahim Ben Abi Bekr, zu schreiben, welche in den Worten bestand: „Lob sei Gott und Dank sei Gott!" Die in Afrika einbrechenden Unruhen änderten auch seine Lage. Wir finden ihn am Hofe von Fez in dem Dienste des dortigen Herrschers, Abu Othmân Faris Ben Ali Ben Othman, der ihn mit Auszeichnung behandelte, und nach dessen Tode beim Sultan Abu Salim, der außer Fez einen großen Theil des nördlichen Afrika beherrschte. Seine ausgezeichnet schöne Handschrift öffnete ihm die Anstellung in der Kanzlei. Nachdem er noch mehren Fürsten gedient, begab er sich im J. 784 (beg. 17. März 1382) zunächst nach Alexandria und von da nach Kahira, wo er seinen Aufenthalt aufschlug und öffentliche Vorlesungen hielt. Hierauf ernannte ihn im J. 786 (beg. 24. Febr. 1384) der Sultan von Ägypten und Syrien, Barkûk, zum Vorstande der Kadi der Sekte der Malekiten in Ägypten, allein schon im nächsten Jahre sah er sich wieder entsetzt, da ihn die Großen des Hofes, auf deren Empfehlungen und Anliegen er in der Ausübung seines Amtes keine Rücksicht nahm, um dieser seiner Unparteilichkeit willen, welche man dem Sultan in einem falschen Lichte darzustellen wußte, verdächtigten. Lange Zeit scheint er von jetzt an ohne ein öffentliches Amt gewesen zu sein, bis ihm im J. 801 (beg. 13. Sept. 1398) der Sultan seine frühere Stellung zurückgab. Er behauptete sie bis nach dem Tode Barkûk's, nämlich bis zu Anfange des J. 803 (beg. 22. Aug. 1400), wo ihn der Sohn des Verstorbenen und neue Herrscher, El-Mâlik El-Nâsir Faradsch, zwar absetzte, aber mit nach Syrien nahm, als er dem Tamerlan entgegenzog, um ihn von der Eroberung seiner Länder abzuhalten. Ibn Chaldûn's Schicksale werden von nun an verschieden erzählt. Nach de Sacy (in der Biogr. univers. und Chrest. Arabe) kam er, als der mogolische Herrscher Damaskus eroberte, gefangen in dessen Lager, und erwarb sich daselbst durch die Anmuth seiner Unterhaltung die Gunst Timur's. Als dieser Syrien verließ, wurde auch er nach Kahira entlassen. Nach Ahmed Ben Arabschah, dem Biographen Timur's (herausgegeben von Golius und Manger), soll er diesem sehr den Hof gemacht und keine Schmeichelei vernachlässigt haben, sich in dessen Gunst zu setzen. Darauf habe er die Erlaubniß erhalten, sich in Kahira seine Familie und Bücher zu holen und sobald als möglich wieder am Hofe Timur's zu erscheinen. Anders erzählt Hadschi Chalfa (Tom. II. n. 2085). Nach dem, was man sage, spricht dieser, war er Richter von Haleb, als Timur diese Stadt einnahm. Er gerieth in Gefangenschaft, und erwarb sich während derselben die Gunst des Herrschers, der ihn nach Samarkand mit sich nahm. Hier sagte er eines Tages, daß er ein großes, alle wichtige Begebenheiten enthaltendes Werk verfaßt, dieses aber in Ägypten gelassen habe; es werde nun wahrscheinlich Barkûk (eine offenbar fehlerhafte Angabe) sich desselben bemächtigen. In Folge dessen erhielt Ibn Chaldûn die Erlaubniß, nach Ägypten zu reisen und jenes Werk herbeizuholen. — Soweit Hadschi Chalfa, dessen Bericht allerdings mehre Fragen veranlaßt, deren Beantwortung hier zu weit führen würde. Wir wissen so viel, daß dieser Schriftsteller noch im J. 803 seine frühere Stelle als malekitischer Großrichter in Kahira einnahm, darauf wiederholt verlor und wiederholt erhielt, bis er im Besitze derselben, 76 Jahre 25 Tage alt, in den letzten Tagen des Monats Ramadhan (den 25.) 808 (d. i. im März 1406) starb.

Unter seinen Werken hat keins weder im Orient noch im Occident eine solche Berühmtheit erlangt, als das unter dem Titel: El-Iber we Diwân el-mubteda we elkhabar, d. h. die Beispiele und die Sammlung des Subjects und des Attributs (d. h. Geschichte der Anfänge der Nationen, vorzüglich der Araber und Berber, und der Begebenheiten, die sich in der Folge der Jahrhunderte zugetragen haben), enthaltend die Tage (Schlachttage) der Araber, Perser und Türken (Fi ejjâm El-Arab we El-Adschem we El-Berber), bekannte. Je berühmter es aber

ist, desto seltener ist es selbst im Orient. Das ganze Werk findet sich übrigens in Europa vielleicht in keiner einzigen Bibliothek, wenn nämlich der von Paris aus gemachte Versuch, es abschreiben zu lassen, nicht in Vollzug gesetzt worden sein sollte; man besitzt gewöhnlich nur den unter dem Titel: Einleitung oder historische Prolegomena (Mocaddemet fi el-tarich) bekannten dritten Theil des Ganzen, der allerdings allein bis auf die neueste Zeit herab mit nie unterbrochener Theilnahme studirt worden ist. Denn noch jetzt beschäftigen sich die Osmanischen Minister und Staatssecretaire mit ihm, um sich in der Politik und im Style auszubilden. In Europa scheinen diese Prolegomena zuerst durch Hammer-Purgstall (vgl. dessen Geschichte des osman. Reichs. III, 765. Derselbe berührt auch das Gespräch Ibn Chaldûn's mit Tamerlan, ebendas. I, 301) bekannt geworden zu sein. Schon in seiner encyklop. Übersicht der Wissenschaften des Orients (z. B. S. 290) gab er Bruchstücke derselben heraus. Hatte doch selbst de Sacy zur Herausgabe seiner Lesestücke in der ersten Ausgabe der Chrestomathie (II. 387—393. 401—573) und der Stelle im Abdollatif (S. 241 u. 242) nur ein Fragment einer Handschrift jener Mocaddemet, bis es ihm im Verlauf des Druckes des letzten Werkes gelang, durch den französischen Gesandten in Constantinopel, Sébastiani, ein vollständiges Exemplar für die pariser Bibliothek zu erhalten. Aus diesem erschienen nicht nur n. IV und V des Appendix im Abdollatif (S. 509 fg.), sondern auch die Stücke in der zweiten Ausgabe der Chrestomathie, vorzüglich Th. I. S. 118 fg. des Textes und 370 der Übers., Th. III. S. 106 fg. des Textes und 279 fg. der Übers. und Th. II. an verschiedenen Stellen, sowie in der Anthol. grammat. S. 167 fg. des Textes und 408 der Übersetzung. Doch benutzte de Sacy bei Herausgabe der Chrestomathie und Anthologie noch zwei andere vollständige Manuscripte (wovon ihm das eine der Generalconsul von Frankreich in Bagdad, Rousseau, geschenkt hatte, das andere aber zu der Sammlung der Codices gehörte, welche derselbe Rousseau an den Kaiser von Rußland verkaufte), und zwei ihm zugehörige Bruchstücke; wovon das eine in Asien geschrieben, das andere auf seine Kosten in Tanger copirt worden ist. Außerdem besitzt Hammer-Purgstall ein beträchtliches Bruchstück; dagegen verwahren mehre Bibliotheken Constantinopels das ganze Werk, das auch den Titel: Tarich Ibn Chaldûn (*H. Ch.* II. n. 2085) führt. Vielleicht enthält das in der leydener Bibliothek mit n. 1768 bezeichnete Manuscript mehr als die Prolegomena, von denen eine von dem zu Rodosto im J. 1749 verstorbenen Mufti Pirisade verfaßte türkische Übersetzung in der Türkei viel gelesen wird, und das mit Recht, da diese Arbeit eigentlich mehr als Übersetzung ist (vgl. Gesch. des osm. Reichs. VIII. S. 120. 235 u. 253). Da nämlich das Original bisweilen dunkel ist, und die Gedanken nicht nur der gehörigen Verbindung, sondern auch der zur Einsicht erfoderlichen Entwickelung, und die einzelnen Abschnitte oft des innern Zusammenhanges ermangeln, trotz dem, daß sie des Verf. richtige Urtheilskraft, seinen Scharfsinn, Gelehrsamkeit und ausgebreitete Kenntnisse verrathen, so hat der Übersetzer sich bemüht, durch geschickt angebrachte Zugaben und Ergänzungen die Deutlichkeit zu befördern, sowie überhaupt nach den Versicherungen der Urtheilsfähigen die Fehler des Originals zu verbessern gesucht. Dabei sind die Zuthaten sorgfältig von dem durch Bemerkungen unterschieden worden, was dem Verf. angehört, und wenn auch dadurch die Übersetzung um ein Drittel stärker geworden sein soll, als das Original, so ist doch der Nutzen des Werkes vergrößert, und sein Studium nicht nur angenehmer gemacht, sondern auch erleichtert. Wegen der Wichtigkeit des Werkes in mehrfacher Hinsicht gab sowol der unglückliche Prof. Schulz in den October- und Novemberheften des Journal Asiatique (Tom. VII. p. 219 sq. und 279 sq.) vom J. 1825 eine sehr ausführliche Inhaltsanzeige der Prolegomena, als auch de Sacy in der Biogr. univers. unter Ibn Khaldun. Beide Quellen sind nicht allgemein zugänglich, deshalb darf auch hier eine kurze Inhaltsanzeige nicht übergangen werden, die wir aus jenen Schriften entlehnen, wenn es auch nur deshalb geschähe, um in irgend einem Leser, der Lust und Gelegenheit hat, die Idee hervorzurufen, sich mit dem Buche, das vor allen durch den Druck bekannt gemacht zu werden verdient, näher zu befreunden. Nachdem der Verf. von dem Gegenstande und dem Plane seines Werkes gesprochen hat, handelt er von dem Nutzen der Geschichte, von der Art, sie zu schreiben, und von der historischen Kritik. Er zeigt hier die verschiedenen Quellen der Irrthümer, in welche der Geschichtschreiber verfallen kann. Gelegentlich spricht er sich hier, wie er im Verlaufe des Werkes überall eine Menge seltener Thatsachen und belehrender Beispiele, entlehnt aus der Geschichte der Araber, Perser, Berbern, alter und neuer Nationen einstreut, über mehre einflußreiche Begebenheiten aus der alten Zeit der Israeliten, Araber und Khalifen aus, und widerlegt manche unwahrscheinliche Erzählung. Mit Bemerkungen über die Orthographie, welche er angenommen hat, sowie über die verschiedene den Arabern fremde Aussprachweise beschließt er seine Vorrede. Hierauf geht er in der ersten Abtheilung zu allgemeinen Betrachtungen über den Ursprung der dem Menschen natürlichen Gesellschaft über, läßt eine kurze Beschreibung des Erdballs und Gedanken über den physischen und moralischen Einfluß, welchen die Verschiedenheit des Klima's, der Luft, des Bodens und der Lebensweise auf die Menschen üben, folgen. Am Schlusse dieser Abtheilung befindet sich ein langes Capitel über alle natürliche und künstliche Mittel, die geheimen und zukünftigen Dinge zu erkennen, über die Offenbarungen, Visionen, Träume, die Divination, Loose rc. In der zweiten und dritten Abtheilung beschäftigt er sich mit dem gesellschaftlichen und civilisirten Zustande bei den nomadischen Völkern, bei den Beduinen oder Bewohnern der Wüste, und vorzüglich bei den Arabern, ferner mit dem Übergange von der Familiengesellschaft zur Bildung von Stämmen, mit der Regierungsform, mit der dieser Gesellschaft geeigneten Verfassung, und mit dem nothwendigen Einflusse der Religion auf die Bildung großer Reiche; schildert alsdann die Art, wie diese Reiche sich bilden, natürlich begrenzen und dauern,

durch welche nothwendigen Bedingungen sie sich erhalten, und durch welche Ursachen sie ihre Zerstörung herbeiführen, ferner die Stellung der Fürsten und Unterthanen, die verschiedenen Arten souverainer Gewalt, was das Khalifat und das Imamat sei, die Umwandlung der pontificalen Macht des Khalifen in eine monarchische zeitliche Landeshoheit, und den Unterschied zwischen Königthum und dem Sultanat. Hierauf geht er die einzelnen Verwaltungszweige durch, den Hof, die Justiz, Religion, Finanzen, Auflagen, Krieg, Handel 2c., die Formen, in welchen sie gehandhabt werden, und die Veränderungen, welche sie erfahren haben, spricht von den Fehlern der Regierung, ihren Wirkungen und den Mitteln, ihnen abzuhelfen, sowie von dem unvermeidlichen Verderben, das sie in der Länge nach sich ziehen. Die vierte Abtheilung betrachtet den Zustand der Gesellschaft und die Civilisation bei den in großer Masse in Städten vereinigten Menschen; dieser Zustand der Gesellschaft sei der der Errichtung von großen Gebäuden und dauerhaften Denkmälern, welche die Arbeit mehrer Generationen verlangen, er begünstige Künste, Luxus, Anhäufung von Reichthümern, er sei in der Steigerung der Civilisation der letzte Grad, und berühre beinahe den Verfall und die Zerstörung der Gesellschaften und Staaten. Die fünfte Abtheilung handelt von der Arbeit im Allgemeinen, insofern sie das Mittel der Production und des Erwerbes der zur Subsistenz des Menschen nöthigen Dinge sei, ferner von freien und mechanischen Beschäftigungen, wie die Wissenschaften, die Vertretung der Kirchenämter, die Obrigkeit, Handel, Ackerbau, Medicin, Baukunst, Schreib-, Webe-, Schneider-, Entbindungskunst, Musik 2c., und diese Betrachtungen geben dem Verf. den Übergang zur sechsten Abtheilung, welche mehr als das Drittel des ganzen Werkes einnimmt. Sie handelt von der Wissenschaft und ihren verschiedenen Zweigen, gibt also eine encyklopädische Übersicht der Wissenschaften des Orients im Sinne des Arabers. Unrichtig jedoch ist die Bemerkung, als ob Hadschi Chalfa aus diesem Theile den encyklopädischen Theil seines Wörterbuchs entlehnt habe; seine Quelle ist vielmehr die Encyklopädie Taschköprizadeh's, wie der Unterzeichnete in der Vorrede zu jenem Werke ausführlich dargethan hat. So viel über die historischen Prolegomena, die Ibn Chaldun nach seinem eigenen Zeugnisse in fünf Monaten 779 (1377) niederschrieb. Das zweite Buch, mit dem der eigentlich historische Theil beginnt, behandelt die Geschichte der Araber vor und nach dem Islam bis zum Ende des 8. Jahrh., während ihm mehr oder weniger ausführliche Nachrichten über die Nabatäer, Syrer, Perser, Juden, Ägypter, Griechen, Römer und Türken eingestreut sind. Das dritte Buch endlich beschreibt die Geschichte der Berber oder der eingeborenen Völker des nördlichen Afrika, ihrer verschiedenen Stämme und Dynastien, wie sie auf einander folgten. Obwol nun diese beiden Bücher das Ansehen nicht genießen, wie jenes erste, und von demselben bisher nichts gedruckt erschienen ist, eben weil den Gelehrten kein Exemplar zu Gebote steht, so würden sie doch bei ihrem rein historischen Inhalte und dem Geiste des Verf. sicher ihren Werth vor manchem andern mehr gepriesenen Geschichtswerke rechtfertigen. Außer den bereits erwähnten Quellen vgl. noch *de Rossi*, Dizion. degli autori Arabi, p. 56 und *Casiri*, Bibl. II, 105. *Hamak.*, Spec. p. 234 (685). Außer obigem Werke erwähnt Hadschi Chalfa noch eine Reise des Ibn Chaldun unter dem Titel Rihlet (رحلة).

20. Ibn Challikân (nach Andern: Chalecân, Chalican, Khalcan, Khilcan). Schems-ed-din Abu'labbâs Ahmed Ben Muhammed, ein Abkömmling der berühmten und unglücklichen Barmekiden durch Dschafar Ben Jahja Ben Châlid, gewöhnlich Ibn Challikân (die Ableitung dieses Namens ist noch jetzt nicht ganz gesichert, s. später) genannt, wurde zu Arbela in Mesopotamien (daher اربلي geheißen) Donnerstags, den 11. Rebi' II. 608 (d. i. Anf. Oct. 1211) geboren. Den Ruhm, unter seinen Zeitgenossen einer der größten Gelehrten zu sein, erlangte er durch seine ausgebreitete Kenntniß in der Rechtslehre, der fremden im Koran und in den Traditionen gebrauchten Ausdrücke, der schönen bildenden Literatur, der Sprache, hauptsächlich in lexikalischer Beziehung, der Geschichte und anderen Wissenschaften mehr. Vorzüglich wird auch sein kritisches Urtheil in Unterscheidung der echten Gedichte von untergeschobenen und überhaupt in der Poesie hervorgehoben, und dieses Urtheil beruhte hauptsächlich auf seiner tiefen Sprachkenntniß. Niemand kannte unter seinen Zeitgenossen z. B. die Gedichte des Motenebbi besser denn er, und mit Hilfe prosodischer Fertigkeit verfaßte er leicht Verse; überhaupt waren seine geistigen und moralischen Eigenschaften von der Art, daß man sich die hohe Achtung, die er genoß, leicht erklären kann. Auch war sein Unterricht seinen Anlagen entsprechend gewesen; er hatte unter andern den Behâ-ed-dîn, den Biographen Salah-ed-dîn's, zum Lehrer. Sein erstes Amt erhielt er in Kahira, und alsdann in Damaskus (Nov. 1261), wo er als oberster Richter der Schafiiten sowol durch seine Einsichten als durch sein Betragen sich die Liebe aller Einwohner erwarb. Zwar wurde er nach zehn Jahren abgesetzt und kehrte nach Kahira zurück, trat aber daselbst im Collegium Fachr-ed-dîn eine Lehrerstelle an, die ihm ebenfalls die größte Achtung verschaffte. Im J. 676 (1277), welches das Todesjahr des Sultans Abu'lfath Bibars ist, erhielt er seine frühere Stellung in Damaskus zurück, wo er mit solchem Jubel empfangen wurde, daß viele Dichter seinen Einzug in Gesängen priesen, und denselben mit einer Regenwolke verglichen, deren Segen auf ein trockenes Land fällt. Die Unruhen, welche der Empörung des Gouverneurs von Syriens Hauptstadt, Schems-ed-dîn Sankar, folgten, indem dieser gegen den Sultan Kelâun auftrat, begünstigte Ibn Challikân, und autorisirte sie sogar durch ein Fetwa. Der Sultan, der den Aufstand unterdrückte, gab den Befehl zu seinem Tode (1280), begnadigte ihn aber bald darauf, entsetzte ihn jedoch seiner Stelle, was das mildeste Verfahren gegen ihn sein konnte, und dieses wurde noch sichtbarer durch den Gegenbefehl, der ihn, als er schon mit dem Ausziehen aus der Wohnung des Großrichters der Schafiiten

beschäftigt war, von Neuem in sein Amt einsetzte. Dennoch erfuhr er im J. 1281 eine abermalige Entsetzung, und starb als Privatmann in Damaskus (1282) nach fünftägiger Krankheit. Ibn Challikân ist mehrfach der arabische Plutarch genannt worden. Er verdankt diese Vergleichung seinem Werke: Wefayât el-ajân fi anbâ ebnâ el-zemân, einem Nekrolog, der die „Todesfälle der berühmtesten Personen und die Geschichten der Männer des Jahrhunderts" enthält. Es sind dies nach Hadschi Chalfa 846 Lebensbeschreibungen, allein es scheint eine große Verschiedenheit in den Handschriften obzuwalten, wie schon der Conspectus operis Ibn Chalicani (Lugd. Bat. 1809) von Tydeman nachweist, der 865 Lebensbeschreibungen aufzählt. Jenes vielbesprochene, schon von den Arabern, z. B. Abulfeda, sehr benutzte Werk, von welchem der nun verstorbene Prof. Rosen in London für den Oriental Translation Committee eine Übersetzung zu geben zugesagt hatte, während Assessor Wüstenfeld in Göttingen rüstig fortfährt, den Text lithographirt (schon ist er bei der 432. Lebensbeschreibung angelangt) herauszugeben, jenes Werk ist allerdings eine der zuverlässigsten, rein historischen und literargeschichtlichen Quellen für die sechs Jahrhunderte (vom zweiten bis siebenten) des Islams. Dabei hatte es sich der Verf. zum Gesetze gemacht, keinen der Gefährten des Propheten und deren Schüler, außer in wenigen Fällen, sowie keinen Khalifen in sein Buch aufzunehmen, da deren Geschichte vielfach in andern Werken geschildert worden sei. Dagegen gibt er das Leben mehrer seiner Zeitgenossen, und überhaupt aller in der politischen wie in der gelehrten Sphäre berühmten Nobilitäten der arabischen Weltherrschaft. Dabei ging er mit der genauesten Sorgfalt und der ihm möglichen Kritik zu Werke, sammelte lange und fleißig, wurde aber in der Redaction des Gesammelten wiederholt und auf längere Zeit unterbrochen. Der häufige Gebrauch des Werkes und dessen Nützlichkeit erweist sich hauptsächlich aus den vielen Handschriften, die sich von ihm auf fast allen nennenswerthen Bibliotheken Europa's, bisweilen sogar in mehren Exemplaren vorfinden. Überdies ward es vielfach fortgesetzt und selbst ins Persische übersetzt. Darüber gibt der Artikel im Hadschi Chalfa vollständiges Zeugniß, sowie Tydeman über Alles, was sich auf Buch und Verf. und seinen Namen bezieht, in dem oben angeführten Werke bis auf seine Zeit sattsam belehrt. Außerdem vgl. Eichhorn's Repertorium. III, 269—71. Wahl's Geschichte Persiens. S. 187. 88. *Abulf.*, Ann. Mosl. V, 6 und Anm. 47b und 48, wo bemerkt ist: Fertur hoc opus ab eruditissimo viro Abbate de Longuerue Latine conversum fuisse. Penes fatum est num aliquando proditurum sit. *Hotting.*, Bibl. quadr. p. 291 sq. *de Rossi*, Dizion. p. 57 sq., und über die Aussprache, ob Chilkan, oder Challikan vorzüglich *de Sacy*, Chrest. III. p. 537. 38. Dieser große Gelehrte gibt auch mehre Etymologien an, und schließt damit, daß er jetzt der Form Challikân den Vorzug gebe.

21. Ibn Doreid. Abu Bekr Muhammed Benelhasan, gewöhnlich Ibn Doreid genannt und dem mächtigen Stamme der Azd zugehörend, glänzt an dem Sprachhimmel arabischer Philologie als einer der größten Sterne. Dabei begünstigte seine Forschungen ein höchst glückliches Gedächtniß, und wie uns Ibn Challikân (n. 648) aus den „Goldenen Wiesen" Mesûdi's, der ein Zeitgenosse des Ibn Doreid war, berichtet, gehörte er in Bagdad zu der Zahl derjenigen, die sich in der Kenntniß der Poesie vor allen Andern auszeichneten. Hinsichtlich seiner Sprachgewandtheit verglich man ihn mit dem Schöpfer der Metrik, Chalil Ben Ahmed, und er bereicherte auch die Wörterbücher durch viele neue und wenig bekannte Ausdrücke, die sich nicht in den Büchern seiner Vorfahren fanden. Jede Art Poesie war ihm gleich geläufig, die ernste wie die scherzhafte, und er hinterließ so viel Gedichte, daß man ihre Anzahl nicht bestimmen kann. Man behauptete sogar (*Hamak.*, Spec. p. 37), Ibn Doreid sei der gelehrteste der gelehrten Dichter. Er ward in Basra 223 (838) geboren und daselbst erzogen. Unter seinen Lehrern befanden sich Abu Hâtim Sedschestâni (*Ibn Chall.* n. 281), der Grammatiker Rijâschi, Ibn Achi El-Asmâi. Er verließ mit seinem Oheime Hosein bei Annäherung der Zindsch seine Vaterstadt, und begab sich nach Omân, wo er zwölf Jahre verweilte. Nachdem er nach Basra zurückgekehrt war, blieb er auch jetzt nicht lange Zeit da, sondern begleitete die beiden Söhne des Mikâl, die als Statthalter nach Persien gingen. Diese schenkten ihm so unbedingtes Vertrauen, daß er an die Spitze der Kanzlei gestellt, alle öffentliche Urkunden nur nach seinem Rathe ausgefertigt sah, und diese mit seinem Siegel bezeichnet sein mußten. Trotz dieser hohen Stellung blieb er ganz arm, da seine Freigebigkeit ihn oft das letzte Stück Geld weggeben ließ. Aus Persien begab er sich nach Bagdad 308 (920), während jene beiden Statthalter, ihres Amtes entsetzt, sich nach Khorasan wandten. Dort erfuhr der Khalif Mucteder sehr bald durch seinen Vezier, Ali Ben Muhammed Dschewâri, das Verdienst des gelehrten Mannes, und diese Empfehlung verschaffte ihm eine monatliche Pension von 50 Dinaren oder Goldstücken bis zum Tode des Fürsten. „Man begräbt mit ihm (321, d. i. 933) die Poesie," hieß es an seinem Begräbnißtage, obwol er zu seinen rühmlichen Eigenschaften eine der tadelnswerthesten gesellt hatte, den Trunk, der ihm einen wiederholten Schlag zuzog, welcher Gliederlähmung zurückließ. Unter seinen Schriften haben vorzüglich zwei seinen Ruhm begründet, das durch den Druck veröffentlichte Gedicht Macsura und das Wörterbuch Dschemhera. Jene Caside hat davon den Namen, daß ihre Verse auf ein kurzes (Macsura) Elif ausgehen. Er schrieb sie zu Ehren des Seldschukenschah Ibn Mikâl (Michael) und seines Sohnes Abu'labbâs Ismail, und sie gefiel so, daß sie nicht nur Nachahmer fand, sondern auch eine große Anzahl Erklärer, die Hadschi Chalfa weitläufig aufzählt. Zu bemerken ist auch, daß diese Caside das gewöhnliche Längenmaß dieser Gedichtgattung überschreitet, indem sie mehr als 230 Verse umfaßt. Everard Scheidius gab sie zuerst (Hardervici 1768. 4.) zum Vortheil und Gebrauch für seine Schüler heraus, aber blos im Texte und aus einer einzigen Handschrift,

die er selbst besaß. Ihm folgte Aggäus Haitsma (Franequerae 1773. 4.), der in seinem Poemation Ibn Doreidi cum scholiis arab. excerptis Chaluwine et Lachumaei (er meint die beiden Commentatoren Chaleweih und Lachmi, der gewöhnlich Ibn Hischâm heißt, und um 557 der Fl. in seiner Blüthe stand) e codd. manuscr., latine conversum, et observat. miscell. illustr. etc. bei weitem mehr gab. Er benutzte dazu einen Codex Manger's, der von letzterm Gelehrten abgeschrieben war, und zog auch eine Schultens'sche Handschrift zu Rathe. Das Buch (über 333 Seiten stark) enthält aber ebenfalls viel Ungenaues, die lat. Übersetzung ist schwerfällig, und der Text vielfach fehlerhaft. Da wollte Scheidius seiner Ausgabe wieder forthelfen, verfaßte zu ihr eine lat. Übersetzung und fügte einige Scholien bei. So kamen 72 neue Seiten hinzu, sowie das Leben des Ibn Doreid aus Ibn Challikân. Auch erschien im J. 1798 im Haag eine holländische Übersetzung unter dem Titel: Treurzang van Ibn Doreid, und eine zweite 1808, die Bilderdijk herausgab. Besser als diese Arbeiten ist die von L. N. Boisen (Carmen Maksura dictum Abi Becri Muh. Ibn Hoseini Ibn Doreidi cum scholiis integris nunc primum editis Abi Abdallah Ibn Heschami edidit, interpretatione latina, prolegomenis et notis instruxit *L. N. Boisen*. Pars I. [Hafniae 1828.] 45 S. Text, 89 S. Übers.). De Sacy (Journ. des Sav. Décbr. 1830. p. 727—38) bedauert, daß Boisen das pariser Manuscript, fälschlich mit Nr. 490 bezeichnet, nicht hat benutzen können. Es enthält (mit Ausschluß der ersten 16 Verse) den vollständigen Commentar des Ibn Hischâm, während die von Boisen herausgegebenen Scholien nur ein Auszug daraus sind. Auch de Sacy besitzt ein sehr gutes Manuscript mit Scholien. Dagegen läßt die Übersetzung von Boisen Mancherlei zu wünschen übrig. Das zweite Werk ist die Dschemheret el-loghat (vgl. *H. Ch.* Tom. II. unter dieser Aufschrift), eine Sammlung des vorzüglichern Theils des arabischen Sprachschatzes, von welcher uns Hamaker (Spec. p. 33 sq. cl. 241) eine deutliche Ansicht aus einem leydener Codex entworfen hat. Auch Reiske hat dieses „Lexicon Etymologicum" vielfach in seinen Anmerkungen zu den Annalen benutzt, z. B. I. Anm. 3. 9. 96 (o). 122 (g). (Vgl. ferner Ann. Mosl. II, 376 sq. und Anm. 307). Außerdem schrieb er eine Reihe Werke, deren Titel bei Hamaker a. a. O. S. 37 nachzusehen sind. Vgl. auch *H. Ch.* I. n. 339. n. 705. *de Rossi*, Dizion. p. 64. Schultens in den Nachträgen zu d'Herb. S. 731. *Casiri*, Tom. I. p. 139. Anthol. grammat. (von de Sacy). S. 131 (65). Eichhorn's Repert. III, 261—63. Bibl. Arab. ed. *Schnurrer*. p. 200 sq.

22. Ibn Dscholdschol, der Arzt. Abu Dawud Soleiman Ben Hassân, gewöhnlich Ibn Dscholdschol genannt, war ein höchst geschickter spanischer Arzt zur Zeit des Khalifen Hischâm II. Mowajjed billah, der seinem Vater Hakim 366 (beg. 30. Aug. 976) in der Regierung folgte, und diesen Gelehrten zum Leibarzt hatte. Von des Letztern weitern Lebensumständen weiß man sehr wenig, da sein Biograph Ibn Abi Oseiba (s. Abdollat. herausg. von de Sacy. S. 495. cl. 549 u. 550) darüber schweigt. Desto ausführlicher spricht er von seinen literarischen Verdiensten, die wir nun ebenfalls näher kennen lernen wollen. Unter denselben steht seine Theilnahme an der Übersetzung des Dioscorides, die sich durch Genauigkeit und Klarheit auszeichnet, oben an, wobei ihm seine Kenntniß der einfachen Medicamente vorzüglich zu statten kam. Er erzählt darüber in der Vorrede Folgendes: „Der Dioscorides wurde in Bagdad unter der Regierung des Abbasiden Motewakkel durch Stephan aus dem Griechischen ins Arabische übersetzt, und zwar so, daß wo er den entsprechenden Namen der Medicamente in beiden Sprachen kannte, er dieselben in der Übersetzung gebrauchte, wo dies aber nicht der Fall war, den griechischen Namen in die arabische Übersetzung aufnahm. So kam das Werk des Dioscorides nach Spanien, allein man konnte sich hier wie in Asien nur derjenigen Medicamente bedienen, die Stephan arabisch wieder zu geben verstanden hatte, und die mithin von den Arabern erkannt werden konnten. Dieser Zustand blieb bis zur Regierung des Abd-el-rahman III., mit dem Beinamen Nâsir-li-din-allah, der im J. 300 (beg. 18. Aug. 912) den Thron bestieg, und ein Zeitgenosse des byzantinischen Kaisers Romanus II. (von 948—963 auf dem Throne) war. Dieser schickte jenem wahrscheinlich im J. 948 oder 949 Briefe mit werthvollen Geschenken begleitet. Unter letztern befand sich auch ein griechisches Exemplar des Dioscorides, in welchem alle Pflanzen durch einen griechischen Künstler auf bewunderungswürdige Art abgebildet waren, und ein anderes des Geschichtschreibers Orosius (s. diesen Art.). Zu gleicher Zeit machte der Brief des Romanus darauf aufmerksam, daß es, um den Dioscorides nützlich zu machen, eines Mannes bedürfe, der mit der vollkommenen Kenntniß des Griechischen auch die der Heilmittel selbst durch die Erfahrung verbände. Unter den Christen in Cordova befand sich jedoch Niemand, der nur griechisch lesen konnte, mithin wurde das Werk einstweilen ohne weitere Benutzung in der Bibliothek des Khalifen niedergelegt. Nasir aber hat den griechischen Kaiser in seinem Antwortschreiben, ihm doch Jemanden zu schicken, der Griechisch und Lateinisch verstände und geschickt genug wäre, um Zöglinge zu Dolmetschern heranzubilden. So kam denn der Mönch Nicolas im J. 340 (beg. 9. Jun. 951) auf Befehl des Kaisers nach Cordova, wo sich bereits eine Anzahl Ärzte vereinigt hatte, um die bisher unbekannten Heilmittel des Dioscorides herauszufinden und sie in das Arabische zu übersetzen. Unter ihnen zeichnete sich ganz vorzüglich der Jude Hasdai Ben Baschrut aus, der sich auch mit Nicolas auf das Innigste verband. Außerdem aber nennt auch Ibn Abi Oseiba noch Andere; kurz, Nicolas, und wahrscheinlich nur er, übersetzte nun die unbekannten Namen." Ibn Dscholdschol kannte ihn ebenfalls persönlich, und seine Mitwirkung zur Herstellung der neu redigirten Übersetzung des Dioscorides scheint bedeutend, wenn nicht entscheidend gewesen zu sein. Ferner gab dieser Arzt eine Übersetzung der Namen der einfachen Medicamente im Dioscorides heraus, die ihm allein angehört (372 im vierten Monate, d. i. Oct. 982, unter

der Regierung des Khalifen Hischâm, des Hakim Mowaśjed-billah Sohne, wie oben bemerkt ward) — einen Nachtrag zum Dioscorides von solchen Medicamenten, die jener nicht erwähnt hat, deren heilsamen Gebrauch man aber kennt, oder die zur Zeit des Dioscorides noch nicht bekannt gewesen zu sein schienen — eine Abhandlung über Fehler, in die einige Ärzte verfallen sind, und endlich Nachrichten über Ärzte und Philosophen, die zur Zeit des Mowajjed-billah blühten. Letztern Tractat erwähnt auch Hadschi Chalfa. Ibn Dscholdschol lebte bis nach 372 (beg. 26. Jun. 982).

23. Ibn El-Alam (ابن الاعلم). Ali Ben el-hosein, gewöhnlich Ibn El-Alam genannt, berühmter arabischer Astronom, und Verf. von astronomischen Tafeln, die unter dem Titel Rasd oder Rased zu Bagdad gemachte Beobachtungen enthalten. Doch scheint er nicht allein dieselben herausgegeben zu haben, sondern gemeinschaftlich mit seinen Brüdern, weshalb sie gewöhnlich den Namen Rasd Beni El-Alam führen. Sie umfassen 250 Jahre. Der Khalif Adhad-el-dewlet schätzte ihn sehr hoch, weniger sein Sohn, der später von seinem Bruder, Scheref-el-dewlet, entthronte Samsâm-el-dewlet. Desgleichen erwähnt ihn der große Astronom Ibn Junos mehrfach rühmend. Seinen Tod fand er auf der Rückkehr von einer Pilgerreise von Mekka zu Oseila Anfangs Jun. 985 (8. Moharr. 375).

24. Ibn-el-awwâm. Abu Zakarija Jahjah Ben Muhammed Ben Ahmed aus Sevilla, der unter dem Namen Ibn-el-awwâm bekannte Feldbaukundige, scheint nach Casiri im 6. Jahrh. gelebt zu haben, und obwol sein durch den Druck veröffentlichtes großes Werk über die Ackerbaukunde (كتاب الفلاحة) ihm durch die darin bewiesene tiefe Kenntniß seines Gegenstandes selbst unter Europäern hohe Achtung verschafft hat, so ist es doch bis jetzt nicht gelungen, nähere Nachrichten über seine Lebensumstände aufzufinden. Obiges Werk erschien in Madrid 1802 in zwei Bänden kl. Fol. (1. Bd. 62 und 698 S. und 2. Bd. 756 S.) unter dem Titel: Libro di Agricultura. Su autor el Doctor excelente Abu Zacaria — ebn el Awam, Sevillano. Traducido al Castellano y anotado por Don *Josef Antonio Banqueri*, Prior-claustral de la Catedral de Tortosa, Individuo de la Real Biblioteca de S. M., y Académico de numero de la Real Academia de la Historia. (Schnurrer kennt das Werk nicht.) Es wurde auf königliche Kosten in der königlichen Druckerei gedruckt, vorzüglich auf Betrieb des Grafen Campomanes, eines eifrigen Beförderers der Agricultur, den Casiri auf seine geschichtliche Bedeutsamkeit aufmerksam machte, da es gute Lehren über den Betrieb des Ackerbaues bei den Völkern des Alterthums und des Mittelalters enthalte. Der Übersetzer, Banqueri, hatte in Lissabon das Arabische und Hebräische gelernt, und unter andern den Jo. de Sousa aus Damaskus, damaligen königl. Prof. des Arabischen, zum Lehrer gehabt. Auch Paul Hodar, ein Maronit und Prof. der orientalischen Sprachen zu Coimbra, gab ihm gelegentlich, wenn er nach Lissabon kam, mancherlei Aufschlüsse. Im J. 1779 wurde er mit Casiri bekannt, und arbeitete von nun an eilf Jahre unter dessen Leitung. Casiri gedachte selbst, wie er in der Vorrede zu seiner Bibliotheca sagt, diesen Schriftsteller herauszugeben, was jetzt Banqueri nach 14 Jahre lang auf die Ausarbeitung verwandter Zeit that. Die Übersetzung steht dem Texte gegenüber, und am Ende des zweiten Bandes findet sich ein alphabetisches Verzeichniß aller in beiden Theilen vorkommenden Pflanzen mit der Übersetzung. Je seltener das Werk selbst ist, desto willkommener muß die Inhaltsanzeige seiner Capitel sein, welche sich bei Casiri (I. 327 fg.) abgedruckt findet. Derselbe Schriftsteller (S. 323) beurkundet auch den Fleiß des Verf., indem er die einheimischen und fremden Werke anführt, welche Ibn-el-awwâm benutzte. Es sind deren mehr als hundert. „Nachdem ich," sagt er selbst, „die Muhammedanisch-spanischen Schriftsteller, ebenso wie die alten Werke, welche von der Landwirthschaft handeln, gelesen, und über die Lehren, welche sie enthalten, nachgedacht, habe ich mich derselben zu Abfassung meines Werkes bedient." Praktisch wandte er seine gewonnenen Grundsätze in Bebauung eines Landstücks in Alarafe (I, 214) nahe bei Sevilla an. Der Graf Lasteyrie, der es besuchte (s. Biogr. univers. unter Ibn-el-awam), fand manche Baumarten und Pflanzen nicht mehr, die Ibn-el-awwâm nennt. Eine Handschrift vom ersten Bande ist in der königl. Bibliothek von Paris, und ebenso nur der erste Band in Leyden (Catalog. ed. I. p. 337. Ed. II. p. 487). Paul Hodar verfertigte eine Copie des madrider Manuscripts, das oft keine diakritischen Punkte hatte, für die madrider Bibliothek, und aus beiden Exemplaren erwuchs die Arbeit Banqueri's, die aber keineswegs lückenlos ist. De Sacy hat das Werk in seinem Abdollatif mehrfach angeführt.

25. Ibn-elfâridh. Abu Hafs (oder Abu'lcâsim) Omar Ben Abi'lhasan Ali, der unter dem Beinamen Ibn-elfâridh bekannte mystische Dichter, leitete seinen Stamm eigentlich aus Hamat in Syrien ab, wurde aber in Kahira geboren (4. Dsi'lcadet 576, d. i. Ende März 1181), daselbst erzogen und starb auch dort (2. Dschomadi I, 632, d. i. Jan. 1235). Sein Ehrenname ist Scheref-ed-din (Erhabenheit der Religion). Die Richtung seines Geistes spricht sich entschieden in seinen Gedichten aus, von denen bereits mehre im Drucke erschienen sind. Theils bewegen sie sich rein im orientalischen Mysticismus, theoretisch und praktisch, theils in freien Geisteseinfällen, wie Räthsel ꝛc. Nur in einem ekstatischen Zustande soll er gedichtet haben, und seine Gedichte ihm von himmlischen Stimmen dictirt worden sein. Dieselben wurden den verschiedenartigsten Urtheilen unterworfen, und der Dichter bald über die Gebühr gepriesen, bald durch den härtesten Tadel mitgenommen. Uns erscheint seine Schwärmerei wie die der großen Anzahl anderer mystischen Dichter des Orients, die sich sämmtlich in den seltensten Allegorien ergehen. Nicht Ibn-elfâridh selbst sammelte seine Poesien, sondern Ali, einer seiner Nachkommen oder Schüler, der an die Spitze des, wie

er sagt, mit Mühe gesammelten Diwans das Leben des Dichters, voll der unglaublichsten Geschichtchen, gestellt hat. Das Buch ist nicht selten auf den europäischen Bibliotheken, z. B. die pariser verwahrt allein vier Exemplare. Die aus demselben gedruckten Proben verrathen hinlänglich die Frömmigkeit und das Talent des Verf., die hohen Genüsse und Ergötzlichkeiten der mystischen Begeisterung zu schildern. Die erste (nur 14 Verse stark) befindet sich in dem Specimen arabicum (p. 151), welches Fabricius, der das Fragment von Golius erhielt, in Rostock 1638 herausgab, und Vriemoet in seinem Arabismus (Franequerae 1733. 4.) S. 168 wiederum abdrucken ließ. Diesen folgte Jones, der in seinen Comment. poes. asiat. (p. 69 sq. und anderwärts) eines der im Diwan enthaltenen 15 (größern) Gedichte und mehre Bruchstücke veröffentlichte, sich aber dabei im Lobe seines Dichters überbot, obwol ihn auch de Rossi (Dizion. p. 74) uno dei primarj e più illustri poeti Arabi, e il primo certamente degli Egiziani nennt. Dasselbe Gedicht druckte Wahl in seiner Neuen arabischen Anthologie (Leipz. 1791) S. 26 der poetischen Abtheilung ab. Auch de Sacy, der das Leben des Dichters und seine Werke genauer bezeichnet (seine Muthmaßung eines Irrthums Hadschi Chalfa's hinsichtlich des Todesjahres des Dichters ist begründet, da bessere Handschriften das Richtige geben, wie Tom. II. n. 2032 zu ersehen ist, das Gedicht Taijet gehört also diesem Ibn-elfâridh), hat einige ausgewählte Stücke, unter ihnen mehre Räthsel, in seiner Chrest. Arab. (III. S. 52 fg. des Textes, S. 122 fg. der Übersetzung) aufgenommen, sowie Grangeret de la Grange in den Fundgruben des Orients (IV, 165 fg.) 44 Verse in Text und Übersetzung, mehr aber in seiner Anthol. Arabe (Paris 1828. S. 44—91 des Textes), bekannt gemacht. Über seine Werke vgl. noch *H. Ch.* II. n. 2032. 2033. Ferner kennen wir eine Casîde von ihm, die den Titel „Die angereihten Perlen (El-Dorr El-Nadhîd)" führt; das Weitere aber s. bei de Sacy a. a. O. Die Chamrîje oder Allegorie der göttlichen Liebe unter dem Bilde des berauschenden Weines hat zuerst v. Hammer-Purgstall im teutschen Merkur übersetzt, de la Grange gab das Original (S. 82) mit französischer Übersetzung und Commentar (S. 132 fg.). Über den Werth der Poesie des Ibn-elfâridh spricht sich derselbe Gelehrte weitläufig (S. 117) aus, sowie er Mancherlei aus der Vorrede des Ali über die poetische Raserei desselben mittheilt. Vgl. außer obigen Quellen noch *Abulf.*, Ann. Mosl. IV, 410 und Anm. 291. Die Supplémens à la Bibl. Orient. von d'Herbelot, haager Ausg. Tom. IV. p. 760. *Ibn Chall.* n. 511.

26. Ibn Wahschija. Nach Hadschi Chalfa an verschiedenen Stellen heißt sein Name vollständiger Abu Bekr Ahmed Ben Ali, womit auch die Angaben bei de Sacy (Abdollat. p. 484. n. 55) übereinstimmen, nur daß seine Quellen noch Casdani (d. i. der Chaldäer) Caisi hinzusetzen. Zu bedauern ist, daß wir so gar nichts von seinen Lebensumständen wissen, zumal da er sich mit einer besondern Art Literatur, nämlich mit dem Übersetzen des Chaldäischen (oder, wie er selbst sagt, Nabatäischen) ins Arabische beschäftigte. Von mehren Schriften, die ihm beigelegt werden, ist fast Alles verloren gegangen, und selbst von der bekannten Schrift „Der Nabatäische Landbau (الفلاحة النبطيّة)" bewahrt die pariser Bibliothek nur den zweiten und dritten Theil von den neun, aus denen das ganze Werk besteht. Dagegen besitzt Leyden zwei Exemplare (n. 771 und 1915). Ibn-elawwâm erwähnt die von Ibn Wahschija im J. 291 (beg. 24. Nov. 903) aus dem Chaldäischen ins Arabische gemachte Übersetzung des Werkes oft, da seine Arbeit zum großen Theil ein Auszug desselben ist, und wir verdanken es der mühsamen Arbeit des gelehrten Quatremère, daß wir jetzt etwas Näheres über seine Beschaffenheit wissen. (Vgl. dessen Mémoire sur les Nabatéens im Nouv. Journ. Asiat. Tom. XV. No. 87. Mars 1835. p. 231 sq.) Er sucht daselbst mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den Ursprung und das Alter des Werkes nachzuweisen. Ibn Beitar erwähnt dasselbe fast auf jeder Seite, Mesudi, Macrizi, Maimonides und andere Gelehrte haben es vielfach benutzt, und es wurde auch in späterer Zeit studirt (vgl. Ann. Mosl. II, 723). Sonst erwähnt Hadschi Chalfa von seinen Werken noch folgende: Die Geheimnisse der Sonne und des Mondes über die Bezauberungen, Nirendschijât genannt (s. Tom. I. n. 650); ein Werk über Alchymie, betitelt: Sidret el-muntehâ (Cor. 53, 14), was einen Baum im siebenten Himmel bezeichnen soll. Auch dieses soll aus dem Nabatäischen übersetzt worden sein (s. Ancient Alphabets by *Joseph Hammer*, Pref. XVI.); der Endpunkt der Hoffnung über die Handhabung der mathematischen Wissenschaften (غاية الامل في التصريف والمعاناة وما يتصرّف من علوم الرياضيات). Ein Handbuch, das Ibn Wahschija aus den alten Philosophen übersetzte; das Buch der magischen Künste der Nabatäer (كتاب سحر النبط); das Buch der Zwanzig über Alchymie (كتاب العشرين في الكيميا), was er auch das Buch der nützlichen Belehrungen (كتاب الفوائد) nannte, weil er in dasselbe Alles aufnahm, was er auf seinen Reisen Nützliches darüber gelernt hatte; das Buch des Mondes über die alchymische Kunst (كتاب القمر في الصنعة); und endlich das Buch der Weisheit über die göttliche Kunst (كتاب الحكمة في الصنعة الالاهية). Das von Hammer-Purgstall (London 1806) herausgegebene Werk: Ancient Alphabets and Hieroglyphic Characters explained etc., ist vom Herausgeber ohne irgend einen sichern Grund dem Ibn Wahschija zugeschrieben worden. Vgl. noch Vahaschiah im d'Herbelot und *Cas.*, Bibl. I, 325.

27. Ibn Wasil (ابن واصل). Muhammed Ben Sâlim, mit dem Ehrennamen Dschemâl-ed-dîn (Schön-

heit der Religion), gewöhnlich aber Ibn Wâsil geheißen, bekleidete die Stelle eines Groß- oder Oberrichters nach dem Ritus der Schafiiten in der syrischen Stadt Hamât. Ob er auch daselbst geboren sei (was im J. 604, beg. 28. Jul. 1207, geschah), bleibt ungewiß; denn der Beisatz Hamewi bedeutet auch einen, der sich nur in Hamât aufhält. Abulfeda, der königliche Schriftsteller und sein Landsmann, benutzte seine Schriften (vgl. Ann. Mosl. IV, 454), und derselbe theilt eine Erzählung mit (Tom. V, 144—50), die ihm Ibn Wâsil, sein Lehrer, von seiner Gesandtschaft nach Sicilien (658, d. i. 1261) entworfen hatte. Er wurde nämlich, wie es scheint, auch zu diplomatischen Verhandlungen gebraucht, wenigstens hatte ihn der Salihide Tzâhir Bibars in einem Auftrage verwandt, den er am Hofe Manfred's, des Sohnes Friedrich's II., vollziehen sollte. Jene Erzählung ist vorzüglich durch die geographische Vorstellung lesenswerth, die den Berichterstatter festhält. Derselbe Bericht soll sich auch im falschen Tabari finden, und die Art des Ausdrucks daselbst die Vermuthung zulassen, daß entweder Ibn Wâsil an der Ausarbeitung des Werkes selbst Antheil gehabt habe, oder er doch vielfach wörtlich benutzt worden sei. Wichtiger noch für uns ist seine anderweitige literarische Thätigkeit. Er hinterließ nämlich nach Hadschi Chalfa und nach Abulfeda folgende Schriften: Einen Auszug aus den 40 Fragen des Fachr-ed-dîn Râzi über die Grundlagen der Religion oder Metaphysik (*H. Ch.* I. n. 441); einen Auszug des Buches der Gesänge (Kitâb el-aghâni) von Abu'lfaradsch Isfahâni (ib. p. 367); einen Commentar zu dem Gedichte von Ibn Hâdschib über die Prosodie (عروض betitelt); drei Bände, die Geschichte der Ejjubiden enthaltend, und Zerstreuer des Kummers (Moferridsch el-korûb fi akhbâr molûk Beni Ejjûb) betitelt; einen logischen Tractat (Nochbet el-fiker) „Auswahl der Gedanken" überschrieben, wahrscheinlich dieselbe Schrift, welche Abulfeda die imperatorische nennt. Ibn Wâsil hatte sie während seines Aufenthalts als Gesandter am Hofe Manfred's, diesem Imperator, wie er ihn nennt, zu Ehren abgefaßt. Überhaupt war er in vielen Wissenschaften bewandert, wie in der Logik, Geometrie, Metaphysik, Jurisprudenz, Astronomie und Geschichte, und starb 28. Schewwal 697 (Aug. 1298).

28. Ibn Junos (gewöhnlich Junis), der Astronom. Der Scheich und Imam Abu'lhasan Ali Ben Abd-elrahman Ben Ahmed Ibn Junos gehörte einer vornehmen und alten Familie Jemens aus dem Stamme der Himjariden an, und sah unter seinen Vorfahren mehre ausgezeichnete Männer. Sein eigener Vater hatte sich durch zwei historische Werke, enthaltend die Geschichte berühmter Eingeborener Ägyptens, sowie dortiger Fremder, bekannt gemacht. Er selbst aber genoß das Glück, unter der Dynastie der Fatimiden geboren zu werden, die Freunde der Wissenschaft, vorzüglich der Astronomie, waren, und so foderte denn auch der Khalif Azizbillah, der Vater des Hâkim bi amrallah, den Ibn Junos auf, sich ganz der Astronomie zu widmen, wobei er ihn durch die besten Hilfsmittel, d. h. z. B. durch Instrumente, unterstützte. Auch der Ort in der Nähe von Kahira, wo er seine Beobachtungen anstellte, und der kurzweg die Sternwarte genannt wird, scheint für ihn Einrichtungen erhalten zu haben (vgl. Not. et Extr. VII, 19 sq.). Aber er rechtfertigte auch vollkommen das in ihn gesetzte Vertrauen, und noch jetzt gilt er bei den Europäern für den größten arabischen Astronomen, dessen Arbeiten als höchst zuverlässig betrachtet werden. Diese legte er in einem Werke nieder, das mit vielen andern bei den Arabern den gemeinschaftlichen Titel führt: Zidsch (زيج), d. i. Tafeln, mit dem Beisatze „die Hakimitischen (الزيج الحاكمي)" oder „die großen (الزيج الكبير)." Doch scheinen die beiden Titel eine verschiedene Redaction anzudeuten, sodaß der erste die Ausgabe bezeichnete, welche dem Aziz, dem Vater Hâkim's, gewidmet war, und vier Bände umfaßte (vgl. *H. Ch.* u. *Abulf.*, Ann. Mosl. II, 618), der zweite aber die dem Hâkim, des Aziz Sohne, dargebrachte Redaction in zwei starken Bänden (*H. Ch.* u. Not. et Extr. l. l. p. 25). Unter diesen astronomischen Tafeln nun hat man sich keineswegs ein vollständiges Handbuch der Astronomie zu denken; die Kenntniß der Elemente setzte er aus dem Ptolemäus voraus, er wollte nur das in Vereinigung geben, was sich auf Anstellung von Beobachtungen, auf die Berechnungen und auf den Gebrauch sowol der astronomischen, als der chronologischen und trigonometrischen Tafeln bezieht. Dabei war es hauptsächlich auf Berichtigung der in den Tafeln begangenen Fehler abgesehen, die man bisher gebraucht hatte. Daher nahm er zu seinen Beobachtungen, die die Grundlage seiner Tafeln ausmachen, eine große Anzahl vor ihm gemachter Beobachtungen auf, und unterwarf sie der Kritik. Die Eintheilung des Werkes ist folgende: Zuerst ein Vorwort, worin er die Fehler früherer Astronomen aufdeckt und sie ebenso bekämpft, wie manche andere Ideen, die sich zu seiner Zeit festgesetzt hatten (Not. et Extr. l. l. p. 50—75). Hierauf folgt die eigentliche Vorrede, die sich über den Werth der Kenntniß der himmlischen Körper und der Astronomie überhaupt, vorzüglich im Dienste der Religion, z. B. zur genauen Bestimmung der Gebetsstunden ꝛc., ausspricht (ib. p. 76—82). Nun erst beginnt das Werk selbst, das in 81 Capitel zerfällt, deren Inhalt Caussin (a. a. O. S. 82—94) ebenfalls mittheilt. Aus ihnen lernt man den Umfang des ganzen Werkes und seine Bedeutsamkeit am besten kennen, und wir müssen für deren Mittheilung um so dankbarer sein, als sich der Zweck jenes Werkes, nur Auszüge zu liefern, nicht zu einer Bekanntmachung des Ganzen eignete. Die einzigen Handschriften des Werkes besitzen die leydener Bibliothek und die des Escurial (*Cas.* I. p. 363. 5). Jene wurde dem Nationalinstitute von Paris zur Benutzung überlassen. Man fertigte davon nicht nur die Abschrift von fast der Hälfte des Manuscripts an (welche Copie sich jetzt in der königlichen Bibliothek befindet), sondern Caussin verband sich mit einem der pariser Astronomen, und gab, unterstützt durch die zum Gebrauche des Geographen Delisle gemachte Übersetzung eines Theils

dieser Tafeln, jenen oben angedeuteten Auszug derselben in den Notices et Extraits heraus. Ibn Challikân (n. 499) und nach ihm Caussin (l. l. p. 17 sq.) erzählen, daß Ibn Junos nach seinen Beschäftigungen mit der Astronomie sich durch Gesang, den die Guitarre begleitete, erholte, und in ihm ebenso die Abwesenheit eines schönen Jünglings als einiger Planeten beklagen konnte, die sich seinen Blicken zu entziehen schienen. Außerdem war er höchst gutmüthig und oft zerstreut, und vernachlässigte sich in seinem Äußern bis ins Lächerliche. Proben seines Anzugs und seiner Manieren s. bei *Caussin* l. l. p. 19. Ibn Junos starb 4. Schewwâl 399 (d. i. 31. Mai 1008). Vgl. *Casiri* l. l. *de Rossi*, Dizion. p. 108. Auch Golius hat in den Noten ad Alferganum das leydener Manuscript vielfach benutzt. Wiener Manuscr. No. 105. fol. 267.

29. Ibn-elhanbali. Ibrahim Ben Jusuf Ben Abd-el-rahman, der Halebenser, gewöhnlich Ibn-elhanbali geheißen, der im J. 959 (d. i. 1552, s. *H. Ch.* Tom. I. n. 307) starb, hinterließ ein Werk politischen, d. i. vorzüglich polizeilichen Inhalts, oder darauf bezüglich, wie die Leitung des Staats am besten zu handhaben sei. Doch ist es nur ein Auszug des Bessern aus einem größern und alten Werke, betitelt: Adâb el-sijâset, institutiones disciplinae publicae. Der Auszug des Ibn-elhanbali dagegen führt die Aufschrift: Masâbih arbâb el-rijâset we mefâtih abwâb el-kiyâset, d. i. die Leuchten für die, welche die Oberhoheit zu handhaben haben, und die Schlüssel zu den Pforten schlauer Klugheit. Derselbe gab auch einen Auszug aus einem paränetischen Werke heraus, dessen Verf. Sadr-ed-dîn Muhammed Bârizi ist, und das den Titel führt: Fâic fi el-mewâïz we el-dacâïc, d. i. das Vorzüglichste über die Ermahnungen und Feinheiten. Allein selbst dieser Tractat ist keine Originalschrift, sondern auch nur eine Blumenlese aus dem Buche: Masâri' el-oschschâc, d. i. die Schicksale der Liebenden, vom Kadi Abu'lmeâli. Der Auszug aus dem Fâic heißt Mosalsel el-râïc, und der Ehrenname des Ibn-elhanbali, der sich zum Ritus der Hanefiten bekannte, ist Borhân-ed-dîn, d. i. Beweis der Religion. Außerdem aber gab es mehre Ibn-elhanbali, unter denen der im J. 971 (beg. 21. Aug. 1563) gestorbene Schems-ed-dîn Muhammed Ben Jusuf, ebenfalls der Halebenser beigenannt (s. z. B. *H. Ch.* I. n. 140), unstreitig der berühmteste und noch berühmter als der oben erwähnte ist. S. über ihn unter Muhammed.

30. Ibn-elhâdschib, des Kämmerers Sohn. a) Abu Amru Othman Ben Omar (nach Andern: Amru), gewöhnlich Ibn-elhâdschib genannt, unstreitig der bedeutendste Gelehrte dieses Namens, ist bereits (3. Sect. 6. Bd. S. 300 fg. vgl. auch Hajib) rühmlich genannt worden. b) Ein anderer Gelehrte desselben Namens ist Zein-ed-dîn Omar, von dem wir ein Werk, Moadschdschem betitelt, kennen, ohne daß sich dessen Inhalt, der in lexikonartige Form eingekleidet zu sein scheint, genauer angeben ließe. c) Der Türke Ibn-elhâdschib, oder gewöhnlich Hâdschib-zâdeh genannt, war Molla und hieß vollständig Muhammed Ben-elmustafa. Er hat sich durch zwei Schriften den Osmanen werth gemacht, da sie sich durch ihre praktische Beziehung auszeichnen. Die erste handelt über die Anfertigung von Urkunden (Sokûk), und genießt noch jetzt große Achtung unter den Richtern. Sie hat den Titel: Bidhâat el-ahkâm, d. h. das Capitel der richterlichen Aussprüche und Verordnungen (Statuten). Das zweite Werkchen handelt über das Glaubensbekenntniß, Gebet, Almosen, Fasten und Wallfahrt, und besteht aus einer Vorrede, fünf Büchern und einem Schlusse. Der Titel ist: Hadijet el-muminîn el-kirâm, d. i. Geschenk an die edlen Gläubigen über die Auseinandersetzung der Bedingungen des Islam (fi bejân scherâït el-islâm). Hâdschib-zâdeh starb entweder 1010 (beg. 22. Jun. 1611) oder 1100 (beg. 16. Oct. 1688).

31. Ibn Abi Hafs. Abu Abdallah Muhammed Bochâri, d. i. in Bochâra geboren oder sich daselbst aufhaltend, gewöhnlich Ibn Abu Hafs genannt, ist uns durch ein Erbauungsbuch, das er Zâd el-mutteckîn, d. i. Viaticum Deum timentium, nennt, bekannt geworden. Wann er gelebt und gestorben, ist nicht zu ermitteln. Über Ibn Abi Hafs den Kleinen (El-Sagir) s. Ebu Hafs.

32. Ibn Abi Hafsa. Abu'lsamet oder Abu'lhindâm Merwân, der Sohn des Abu Hafsa Soleimân, bedeutender Dichter seiner Zeit (vgl. *Ibn Chall.* n. 726), dessen Großvater ein Freigelassener des Omaijaden Merwân Ben-elhakim war. Er soll jüdischer Abkunft und ein Arzt gewesen, unter dem Khalifen Othman aber zum Christenthume übergegangen sein. Dieser Ibn Abi Hafsa war aus Jemâma, begab sich aber nach Bagdad an den Hof der abbasidischen Khalifen Mehdi und Harun El-Reschîd, denn er sich vorzüglich durch seine Spottgedichte auf die Aliden zu empfehlen suchte. Er ward im J. 105 (beg. 10. Jun. 723) geboren und starb 181 oder 182 (d. i. 797 oder 798) in Bagdad. Vgl. de Sacy in Chrest. Arab. I, 45 sq. und Ann. Mosl. II. p. 76.

33. Ibn-elwardi. Zein-ed-dîn Abu Hafs Omar Ibn-elmotzaffer, gewöhnlich Ibn-elwardi (ابن الوردي) genannt, hat in Europa vorzüglich durch seine Geographie die erste Aufmerksamkeit erregt. Dem Orient ist er noch durch eine Menge anderer Werke wichtig. Von seinen Lebensumständen weiß man nicht eben sehr viel, er scheint aber vorzüglich in Haleb sich aufgehalten zu haben. Daselbst war er in seiner Jugend Stellvertreter des Richters, gab aber die juristische Laufbahn auf, um ganz der Schriftstellerei anzugehören. In Haleb starb er auch, wahrscheinlich 749 (beg. 1. Aug. 1348). Die Handschriften des Hadschi Chalfa weichen in den Angaben ab, worüber sich schon de Guignes (Not. et Extr. II. 19 sq., wo er andere Nachrichten zu rechtfertigen sucht) beklagt. Sein uns bekannt gewordenes Hauptwerk ist: „Die unversehrte Perle der Wunder und der Solitair der Seltenheiten (خريدة العجائب وفريدة الغرائب)," eine gleichsam naturhistorische Geographie,

die schon Golius, noch mehr aber Olaus Celsius im Hierobotanicum (Upsaliae 1745. z. B. p. 492) benutzt hat. Ihnen folgten Carolus Aurivillius (Particulam, de palma, ex cap. 10 arabice et latine, illustratam notis, publico examini exposuit Upsaliae 1752. *Car. Aurivillius*, wiederum abgedruckt in *Auriv.* dissertationes etc. durch *Joh. Dav. Michaelis*. [Gott. 1790]. p. 41—73), Köhler (Excerptum Geographicum de Terra Syriae exponens ex Ibn el Wardii Geographia et Historia Naturali. Una cum *Abulf.* Tab. Syriae edidit *J. B. Koehler* [Lips. 1766, neue Ausg. 1786]), Faxe (Particula operis cosmographici Ibn el Vardi arabice et latine, quam Lundae 1786 publ. examini offert *Vilhelmus Faxe* [Lundae 1786. 4.]) und Frähn (Aegyptus auctore *Ibn el-Vardi*. Ex apographo Escorialensi, una c. lect. variis e cod. Dresd. primus edidit, vertit, notulisque illustravit *Christ. Mart. Fraehn* [Halae 1804. Cf. *Schnurrer*, Bibl. Arab. p. 178 sq.]), der weitläufig über den Schriftsteller und sein Werk handelt. Endlich gab Andreas Hylander in 32 akademischen Abhandlungen den Text und lat. Übersetzung des ersten Theiles des Werkes, die in einer Gesammtausgabe unter dem Titel: Operis Cosmographici Ibn el Vardi Caput primum, de Regionibus et Oris (ex cod. Upsaliensi) zu Lund 1823 mit Varianten und einem geographischen Inder, den der Sohn Sven Hylander besorgte, erschienen. Ausführlich über das Werk berichtete auch de Guignes im Journal des Savans (Avril 1758), und später in den Notices et Extraits. Tom. II. p. 19—59. Einzelne Stellen behandelten Rasmussen in Om Arabernes og Persernes Bekiendtskab og Handel i Mittelalderen med Rusland og Skandinavien in Athene, et Maanedsskrift udgivet af Chr. Molbech (Kjøbenhavn 1814), Marts, April, Mai, Frähn in Ibn Foszlan S. 50 fg. und *de Sacy*, Chrest. Ar. III, 480. In den angeführten Schriften in den Vorreden ist auch über die Handschriften, die sich in den verschiedenen Bibliotheken vorfinden, das Nöthige gesagt. Vgl. außerdem noch Lee's Ibn Bat. XVI. Eichhorn's Repert. I, 72—74. *de Rossi*, Dizion. p. 35. 36. Andere Schriften desselben Verf. sind: Über die Traumdeutung, ein Gedicht, von dem sich ein Exemplar in den Händen des Unterzeichneten befindet (s. *H. Ch.* Tom. I. n. 1146. cl. 1152); ein Commentar zur Grammatik Alfija von Ibn Mâlik (ib. l. l. p. 410); ein grammatisches Gedicht von 150 Versen mit Commentar (ib. T. II. n. 2689); ein ähnliches unter anderm Titel (ib. n. 2837); genau durchgesehene Tractate über beigenannte Fragen (Resâil Mohadzdebet fi el-mesâil el-molaccabet) über die Erbtheilung; eine Caside mit Commentar über die grammatische Abwandlungslehre (Lobâb fi ilm el-irâb); eine poetische Umarbeitung des grammatischen Tractats Lamhat (لمحة) von Abu Hayyan, sodaß jene zugleich ein Auszug des Originals war; ein Auszug aus Abulfeda's Annalen; ein anderes grammatisches Gedicht (vielleicht mit n. 2689 einerlei), betitelt: التحفة الوردية; die Sprache der Vögel (منطق الطير, Allegorien); und endlich ein Auszug in poetischer Form von dem Werke Hariri's, betitelt: Molhat el-irâb, récréations grammaticales, von dem de Sacy in der Anthol. grammaticale von S. 348 an ein Bruchstück mitgetheilt hat.

Außer den hier erwähnten Ibn, die an das schwedische „son" und an das russische „witsch" am Ende der Namen erinnern, gibt es noch eine bedeutende Menge ebenfalls wichtiger Männer, deren genauere Schilderung wir an andere Stellen verweisen, oder am Ende des Buchstaben I liefern werden. Sie sind in alphabetischer Ordnung folgende: a) Ibn Arabschah, s. Isforâïni. b) Ibn Asba (ابن اصبع), s. Kâsim. c) Ibn Bâbeschâzd, s. Tâhir. d) Ibn Bochtischuah, s. Georg e) Ibn Bâddscheh oder Ibn-elsâïgh, s. Pace (Aven) f) Ibn Batûta, s. Lewâti. g) Ibn Beitar, s. Beitarides (1. Sect. 8. Bd. S. 378). h) Ibn Beschkowal, s. Khalaf. i) Ibn-elchabbâz, s. Irbili. k) Ibn-elchaschschâb, s. Muhammed. l) Ibn-elchatîb, s. Lisân-ed-dîn. m) Ibn Chordâdbeh, s. Kâsim (eigentlich Abu'lkâsim). n) Ibn-eldschemâa, s. Izz-ed-dîn. o) Ibn-eldschezzâr oder Ibrahim. p) Ibn Dschinni, s. 3. Sect. 6. Bd. S. 302. 5). q) Ibn Dschozla, s. Isa. r) Ibn Emir-elhaddsch, s. Emir. s) Ibn Endscheb, s. Endscheb. t) Ibn Hadschah aus Hamat. u) Ibn Hadschar oder Haimeni (Haithemi). v) Ibn Hajan oder Hajani, Ibn Hayan. w) Ibn Haithem, s. Haithem. x) Ibn Hanafijjet oder Hanifa. y) Ibn Hatlab, s. 1. Sect. 13. Bd. S. 12. z) Ibn Hebatallah aus Hamah. aa) Ibn Heschâm oder Homeiri. bb) Ibn Idris, s. Idris. cc) Ibn Kemâl-pascha, s. Kemâl. dd) Ibn Kethîr, s. Imâd-ed-dîn. ee) Ibn-ellebbân, s. Kuschijar. ff) Ibn-ellobûdi, s. Lobûdi. gg) Ibn Miskaweih, s. Miskaweih. hh) Ibn Nebâta, s. Muhammed. ii) Ibn-elneddschâr, s. Mohibb-ed-dîn. kk) Ibn Abi Oseiba, s. Osaiba. ll) Ibn Osman, s. Osman. mm) Ibn Scholna Halebi. nn) Ibn-elsemani, s. Sa'd. oo) Ibn Taghri Berdi, s. Jusuf. pp) Ibn Teimia, s. Teimia. (*Gustav Flügel.*)

IBN, YBN, IBM, auch IBEN, 1) eine Werbbezirkscommissariatsherrschaft und adelige Hofmarch im Innviertel des Erzherzogthums Österreich ob der Ens, mit einem Schlosse, das auf einem ziemlich steilen Berge liegt. 2) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriges, eine halbe Stunde westlich von der von Braunau nach Laufen führenden Poststraße in einer hügeligen Gegend gelegenes Kirchdorf von 43 Häusern und 258 teutschen Einwohnern. Das Dorf ist nach Eggelsberg eingepfarrt und gehört zum Landgerichte Wildshof. (*G. F. Schreiner.*)

IBO, 1) afrikanische Völkerschaft, s. Hibo. 2) Eine Insel auf der Ostseite Afrika's, gewöhnlicher Oibo genannt, an der Küste Mozambique. Sie ist fruchtbar, mit Bäumen und Gesträuchen bedeckt, reich an Vieh, auch im Ganzen gesund und an ihren Küsten fischreich, zum Ackerbaue geeignet und in jeder Hinsicht zu Handelscolonien passend. Sie hat einen Hafen, und die Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen am Cabo Delgado, welche

ebenfalls Dibo heißt; ferner ist sie befestigt, daher sie allein unter den Inseln dieser Gegend den Verwüstungen der Sacalaven entgangen ist, welche den nördlichen Theil der Insel Madagascar bewohnen. (*R.*)

IBORA war eine der 13 Städte, aus welchen Justinianus I. die Provinz Helenopontus zusammensetzte. Novell. 28. Hierokles (Synecdem. p. 38) nennt sie *Ἰβόρα*, unstreitig fehlerhaft durch Abschreiber. Bei Constantinus Porphyr. S. 4 heißt sie *Ἴβωρα*, und er setzt sie in das dritte Kappadocien, auch das Thema Armeniacum genannt, welches nach damaliger Eintheilung nur sieben Städte hatte. Im Sozomenus (VI. c. 30) und in der Notitia Episcop. a Leone p. 320 ist sie *Ἴβηρα* geschrieben, und als der Sitz eines Bischofs bezeichnet. Diese Schreibart Ibera wird auch in den Unterschriften der Concilien gefunden. *Valesius* ad *Sozom.* VI, 30. Der christliche Philosoph Evagrius war aus dieser Stadt gebürtig. Ihre Lage kann nur ungefähr bestimmt werden; sie lag im innern Lande von Pontus, südlich von Amasea. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

IBOS, Marktflecken im Canton und Arrondissement von Tarbes, des französischen Departements der Oberpyrenäen. Er liegt zwei Stunden östlich von Tarbes an der Sardane, und zählt 1500 Einw. (*Klaehn.*)

Ibrahil, Ibraila (Geogr.), s. **Brahilow.**

Ibrahim (ابرهيم, arabische Form des hebräischen Namens Abraham). Ihn tragen mehre sowol in der politischen als in der literarischen Welt der Muhammedaner ausgezeichnete Männer, unter denen die wichtigsten folgende sein möchten:

1. Dem Alter nach steht an der Spitze der erstern der unter dem Namen Ibrahim, der Imâm, bekannte Prätendent (Daï) des Khalifats, das durch ihn den Ommaijaden streitig gemacht werden sollte. Bekanntlich war von allem Anfange an der Befestigung des arabischen Khalifats nichts mehr entgegen, als der Umstand, daß Muhammed sich über seinen Nachfolger in keinerlei Beziehung ausgesprochen hatte. So war also von Vorn herein der Keim der Zwietracht unter die Gläubigen geworfen, und nicht nur die Anhänger und Abkommen Ali's, sondern auch alle die Söhne der Oheime des Propheten fanden ihre Prätendenten und ihre Vertheidiger. Doch blieb der Titel Imâm, als Bezeichnung der kirchlichen Oberhoheit, Anfangs der Familie Ali's, die freilich sich wieder in mehre Sekten schied, die alle ihrem Imâm die größten Ansprüche zuzuweisen sich bestrebten. Dieser Ibrahim dagegen gehört dieser Linie nicht an; er stammte vielmehr im vierten Gliede von dem Oheime des Propheten, Abbas, durch dessen Sohn Abdallah ab. Der Sohn dieses Abdallah und Enkel des Abbas war jener Ali, der von seinem unaufhörlichen Tag und Nacht fortgesetzten Beten den Beinamen des „Gebetteppichs (Seddschâdet)" erhielt. Der Sohn dieses war Muhammed, der, weniger dem beschaulichen Leben zugewandt, zuerst den Gedanken erfaßte, mit den Nachkommen Ali's, als den zeitherigen Imâmen, in der Behauptung dieser Würde in die Schranken zu treten. Daraus aber folgte, daß von dem Besitze des Imâmats zugleich auch die Ansprüche auf das Khalifat abhingen, und auf dieses war es eigentlich von Muhammed abgesehen. Doch erreichte er noch nichts weiter, als die Übertragung des Imâmats auf ihn und somit auf die Abbasiden. Alles was unter ihm heimlich durch Emissaire (Daï) geschah, hauptsächlich, um die Bewohner Khorasan's der Familie Abbas und hier wieder vorzüglich ihm zu gewinnen, wurde dem Ommaijadischen Khalifen in seinem ganzen Umfange erst bekannt, als die Abbasiden sich stark und sicher genug glaubten, mit ihrem Plane öffentlich hervorzutreten. Muhammed hatte vier Söhne, Ibrahim, von dem hier die Rede ist, Abbas, bekannt unter dem Beinamen Saffâh, als erster Herrscher der Abbasiden, Mansur, der zweite Khalif desselben Hauses, und Jahja, die in Verbindung mit ihren sieben Oheimen eine allerdings zu fürchtende Macht entwickeln konnten. Ibrahim, als der älteste Sohn, trat in die vom Vater errungenen Vortheile ein, und das geheime Handeln ward sogleich ein öffentliches. Doch besaß Ibrahim keineswegs die Talente, die zum Umsturze einer Dynastie erfodert werden; ihm kommt aber wenigstens das Verdienst zu, die tüchtigsten Werkzeuge zur Ausführung aufgefunden und in Thätigkeit gesetzt zu haben. Abu Muslim Abd-el-rahman aus Isfahan, jugendlich wie Ibrahim, ward die Seele und der Mittelpunkt des ganzen Unternehmens. Ihm zur Seite standen Abu Selâma in Kufa und Cahtaba in Mekka. Es war im J. 129 (beg. 22. Sept. 746), also fünf Jahre vor dem völligen Umsturze des Ommaijadischen Thrones, als Abu Moslim in dem bereits längst bearbeiteten Khorasan die Fahne des Aufruhrs zum Vortheile der Abbasiden aufpflanzte. Das Vorhaben selbst hatte verlangt, daß Abu Moslim sich wiederholt aus Khorasan nach Syrien, wo sich Ibrahim in Homeima aufhielt, und von da wieder zurück nach Khorasan begab, um theils die Fortschritte seiner Werbungen zu melden, theils neue Befehle zu holen. Auch in dem bezeichneten Jahre war er unterweges nach Syrien, als er, in Cumis an der Grenze von Khorasan und Großmedien angelangt, von Ibrahim Befehl erhielt, augenblicklich nach Khorasan zurückzukehren und die Mission zu betreiben, während er ihm Cahtaba mit dem ihm zu Gebote stehenden Gelde schicken sollte, um durch ihn und seine Geschenke die Thronwerbung in Mekka betreiben zu lassen. Abu Moslim, in der Hauptstadt Khorasans, Merw, angelangt, vereinigt sich mit dem gleichgesinnten Suleiman, dem Sohne Kethir's, und am 9. Jun. 747 in der Nacht ward durch angezündete Feuer allen Anhängern des Hauses Abbas das Zeichen zur allgemeinen Vereinigung und zum Übertritt zur Gegenpartei der Ommaijaden gegeben. Fünf Tage später hörte man nicht mehr in der Chotba oder dem feierlichen Freitagsgebete die Fürbitte und den Namen des alten Herrscherhauses. Der Statthalter Merwans, Nasr, ein Sohn Sijar's, versuchte gütlich alles Geschehene auszugleichen, allein vergeblich; auch die von ihm abgesandten Truppen wurden geschlagen, und so blieb ihm nichts anderes übrig, den den völlig ausgebrochenen und auch in den Provin-

zialstädten glücklich fortgeführten Aufstand dem Khalifen zu melden. Cahtaba, nach vollendetem Geschäft in der heiligen Stadt Mekka, predigte mit Wort und Schwert für die Abbasiden in Dschordschan und Irak. Je glücklicher aber diese Feldherren waren, desto unvorsichtiger scheint Ibrahim selbst gewesen zu sein. Dieser hielt sich, wie oben bemerkt ward, in Homeima in Syrien auf, das nur eine Tagereise von der an der Grenze Syriens gegen Hidschâs hin gelegenen Feste Schaubek entfernt ist, und zu dem Gebiete Scherât gehört. Sobald also Merwan den Zustand der Dinge erkannte, gab er seinem Statthalter in Balka Befehl, den Ibrahim festzunehmen und ihn ihm zuzuschicken. Gefesselt langte er bei dem Khalifen an, der ihn in Harran ins Gefängniß setzen ließ, wo er bis zu seinem wahrscheinlich gewaltsamen Tode blieb (747). Dennoch nahm durch Abu Moslim der Thronumsturz seinen ungestörten Fortgang, und das Khalifat, in dessen Besitz sich Ibrahim geträumt hatte, ging alsbald auf seinen Bruder Abbas, Saffâh der Blutvergießer beigenannt, über, der somit der erste Abbaside auf dem Throne Muhammed's ward.

2. Ibrahim, der Sultan. Murad IV., gleich durstig nach Gold wie nach Blut, der sich rühmen konnte, während seiner 17jährigen Regierung wenigstens hunderttausend Schlachtopfer hingemordet zu haben, hatte den noch einzigen Sprößling des Ottomanischen Kaiserhauses, seinen Bruder, den wollüstigen Ibrahim, ebenfalls in den Prinzenkäfig werfen und so für sich unschädlich machen lassen. Als der Tyrann verschieden (9. Febr. 1640), konnte nur die Mutter des Gefangenen, die Sultanin Kösem, diesen, der eine List des Bruders fürchtete, durch Vorzeigung des Leichnams von der Wahrheit des Zurufs überzeugen, daß man gekommen, ihm zu huldigen. Der Huldigung im Thronsaale folgte die gewöhnliche Säbelumgürtung zu Ejjub, aber mit ihr begann auch zugleich der Eifer, den Wollusttrieb des neuen Herrschers auf noch nie gesehene Weise durch Herbeischaffung immer neuer Opfer zu befriedigen. Als er seine Thronbesteigung den europäischen Mächten verkündigen ließ, wurden auch alle frühern Friedensverträge und Capitulationen bestätigt. Nur gegen Österreich verfuhr man nicht aufrichtig. In der Steiermark nöthigten einfallende Türkenschwärme Städte und Dörfer bis nach Luttenberg und Radkersburg Huldigung und Steuern ab, aber auch von Ungern aus sollten Streifzüge das türkische Gebiet überschritten und somit Gelegenheit zu gegenseitiger Klage gegeben haben. Ein in neun Artikeln abgeschlossener Friede (19. März 1642) stellte bis auf Berichtigung der Grenzmarken ein freundlicheres Verhältniß her, nachdem am 2. Jan. desselben Jahres dem Sultan in Muhammed IV. ein erster, und viertehalb Monate darauf in Suleiman II. ein zweiter Nachfolger geboren worden war. Der Großvezier Kara Mustafa hielt überdies im Staate Ordnung, und nöthigte das Heer durch strenge Mannszucht zum Gehorsam, sodaß diese ersten Jahre der Regierung Ibrahim's, trotz erfolgten Erdbeben und Feuersbrünsten, als hoffnungverheißend genannt werden konnten. Dagegen hatte die ein Jahr früher (1641) zur Wiedereroberung Asows, das seit fünf Jahren in der Gewalt der Kosaken war, unter dem Kapudanpascha Siawuschpascha ausgerüstete Flotte von 38 großen Galeeren, der eine bedeutende Landarmee zur Seite stand, nach dreimonatlicher Belagerung und großem Verluste an Mannschaft und Schiffen (30. Oct. 1641) nach Constantinopel zurücksegeln müssen, und ein zweiter Heereszug im folgenden Jahre fand die verlassene Stadt in Brand gesteckt und in Wasser gesetzt. Der Anführer Muhammedpascha baute sie sogleich wieder auf, und ließ zu ihrem Schutze nicht weniger als 26,000 Mann unter dem Statthalter Islampascha zurück. Nachdem dem Sultan das Jahr darauf (22. März 1643) ein dritter Prinz, der nachmalige Sultan Ahmed II., und drei Wochen darauf ein vierter, Murad, der aber nach zehn Monaten starb, geboren war, neigte sich der Glücksstern des allmächtigen Großveziers, der geraden Schritts seiner Hinrichtung entgegenging. Ein von ihm heimlich an den Statthalter von Siwas, Ibrahimpascha, abgeschickter Befehl, den etwas aufsätzigen Statthalter von Erzerum, Nasuhpaschazadeh, dem die Statthalterschaft Siwas als Entschädigung scheinbar verliehen ward, bei seiner Ankunft mit den Waffen in der Hand zu begrüßen, hatte den unglücklichen Ausgang, daß Ibrahimpascha in der Nähe von Caisatije geschlagen ward, und der Sohn des Nasuhpascha nun gegen die Hauptstadt selbst heranzog, um den Großvezier zur Verantwortung für seine Treulosigkeit an Ort und Stelle zu behelligen. Der Beleidigte war bereits bis nach Nikomedien vorgedrungen, als sich in der Nähe dieser Stadt auf der sogenannten Wiese des Khodscha die von Constantinopel aus unter dem Oberbefehl Osmanpascha's gegen ihn beorderten Truppen ihm entgegenstellten. Die Niederlage der letztern und der Tod des erstern öffneten dem Sohne Nasuh's den Weg nach Scutari, keineswegs aber zum Besitze des Reichssiegels, wie er, durch falsche Nachrichten getäuscht, drei lange Wochen vergeblich vor jener Stadt gehofft. Endlich durch andere Versprechungen auf das europäische Ufer gelockt, und von seinen Truppen verlassen, sah er nur in eiliger Flucht nach Rusdschuk seine Rettung, ward aber hier ergriffen und fand durch die Folter seinen Tod (Jul. 1643). Unterdessen hatten die Gegner des Großveziers, an deren Spitze die Sultanin Walide stand, das Ihrige gethan, um ihn dem Sultan zu verdächtigen, das Meiste aber that er selbst, als er, um den von ihm gefürchteten Silahdar zu stürzen, die Janitscharen zu einer Meuterei, die mit der Foderung von des Silahdar Kopfe enden sollte, bestach. Diese ward dem Sultan hinterbracht, und als außerdem noch andere unbedeutendere Zwischenfälle den Zorn Ibrahim's gegen seinen Lala oder Großvezier steigerten, gab er den Befehl zu dessen Erdrosselung. Ihn ersetzte der Günstling Sultanzadeh, einer der zum Sturze Kara Mustafa's vereinigten Triumvirn, der jedoch erst nach einem Jahre (10. März 1644) von seiner Statthalterschaft Damaskus an der hohen Pforte eintraf, worauf nach wenigen Monaten (2. Aug.) der Sultan eine Lustreise nach Adrianopel unternahm, und bei seiner Rückkehr die Geburt zweier jungen Prinzen, Selim (geb. 19. März 1644) und Osman (20. Nov.) feierte. Er unterlag dafür dem Regiment sei-

ner Weiber, die für ihn wegen seines im eigentlichen Sinne des Wortes unmenschlichen Hanges zur Wollust das unentbehrlichste Bedürfniß geworden waren. Die Sklavinnen stiegen durch ihn zu unerhörten Preisen, und da er Ambraduft unmäßig einsaugte und den Ambra sogar in Kaffee genoß, wurde auch dessen Preis fast unerschwinglich. Dazu kam seine Verschwendung in Pelzwerk, Blumen, Kleider und Spiel für sich und das Harem, die nichts zu Theures kannte, und seine Vorliebe für Possenreißer, Gaukler, Sänger und Pfeifer, die einen Theil seiner Gesellschaft ausmachten. Gefielen diese ihm, so wurden die höchsten Stellen im Staate ihnen angeboten, die sie aber aus Vorsicht zurückwiesen. Von seinen sieben vor allen andern Weibern bevorzugten Günstlinginnen hatte jede ihren besondern Hofstaat und die Einkünfte eines Sandschaks als Pantoffelgeld. Neben diesen Sultaninnen hatte er auch seine begünstigten unter den Sklavinnen, die ihre Einkünfte aus der Verleihung der höchsten Staatsämter bezogen. Einer riesengroßen dicken Armenierin, die man für seine Lust in Constantinopel aufgesucht, stieg so in seiner Gunst, daß sie auf ihre Bitte die Statthalterschaft von Damaskus erhielt, die sie durch einen Verweser verwalten ließ. Unter solchen Umständen kümmerte sich der Sultan natürlich wenig um ernstere Angelegenheiten, und auch der Kriege gab es unter seiner Regierung keine, es waren nur Expeditionen, denen allerdings Kriegsrüstung vorausging. So wurden gegen Venedig nicht weniger als 15,000 Centner Pulver, 50,000 eiserne Kanonenkugeln und alles sonst nöthige Belagerungsgeräthe eingeschifft. Drei und siebenzig Galeeren, denen sich unterweges eine Menge anderer beigesellte, ließen am 30. April 1645 aus dem Hafen von Constantinopel aus, und steuerten auf Kreta los, das über ein Jahrhundert nicht ohne wiederholte Empörungen im Besitze der Venetianer war. Die Landung erfolgte am 24. Jun. 1645 in der Bai von Gogna, 18 Miglien unter Canea, und am folgenden Morgen standen bereits die Belagerer auf einem Hügel vor letzterer Stadt. In drei Tagen stand das Belagerungsgeschütz am Lande. Nach mehrfachen kleinen und großen Stürmen capitulirte die Stadt (17. Aug.) unter der Bedingung eines freien Abzuges der Belagerten mit Familie und beweglicher Privathabe. Nach Zurücklassung einer starken Besatzung kehrte die Flotte nach Constantinopel heim, während jene ihre Streifzüge durch die ganze Insel begann. Doch auch diese Waffenthat lohnte der grausame Sultan nach kurzer Frist mit der Köpfung dessen, der sie vollführt, des Kapudan Jusufpascha. Auch hielt den aus reinem Blutdurst und Fanatismus verächtlichen Tyrannen nur die Verweigerung des Fetwa von einer allgemeinen Ermordung der Christen ab, und als diese ihm nicht durchging, gab er den Mordbefehl gegen die Franken, der ebenfalls vereitelt ward. Willkürliche Grausamkeiten gegen einzelne Türken und Christen nährten dennoch die blutdürstigen Gesinnungen Ibrahim's, der diese als eine Haupteigenschaft seiner Herrschergewalt festhielt; doch hütete er sich wohl, sich mit mehr als einer christlichen Macht zugleich in Krieg einzulassen. Der Kampf mit den Venetianern dauerte fort, Retimo auf Kreta ergab sich (14. Nov. 1646), und mit ihm mehre unbedeutende Örter; dagegen blieben alle Eroberungsversuche gegen die Hauptstadt der Insel, Kandia, für jetzt fruchtlos, und Unruhen in der Krim, auf Cypern und an mehren Punkten in Anatoli und Rumili beschäftigten den Diwan. Dazu kam, daß die türkischen Heerführer zu Lande gegen die Venetianer in Dalmatien mit Land- und Städteverlust fochten (1646). Dafür ließ Ibrahim den Großvezier erwürgen, weil er das Gebot desselben, keine Wagen in Constantinopel fahren zu lassen, nicht treulich erfüllt. Dagegen herrschten Weiber und Wahrsager in des Sultans Umgebung um so unbeschränkter unaufhörlich fort, aber auch die Ursachen zu desselben eigener Absetzung häuften sich, und traten immer sichtbarer hervor. Die härtesten und willkürlichsten Bedrückungen in der Hauptstadt, die gewaltsame Beraubung der Kaufleute für die Launen des Harems ohne Bezahlung, der Kampf gegen Rebellenhäuptlinge, unter denen Wardarpascha Ali aus Anatoli sogar gegen Constantinopel anzog, aber durch verrätherische Politik unterweges den Kopf verlor, dessen abgezogene, mit Stroh ausgestopfte Haut statt seiner in die Hauptstadt kam, hauptsächlich aber die Befehdung der Günstlinge und Günstlinginnen, waren bedeutsame Zeichen der Schicksale früherer und späterer Sultane, gingen aber für den Augenblick ohne Lehre an dem gegenwärtigen vorüber. Auch bemühten sich ja seine Großen mit seiner höchsten Zufriedenheit, ihm alles Unangenehme, selbst erlittene Nachtheile im Kampfe zu verschweigen, während nur er sich für untrüglich hielt. Die Ämter und Statthalterschaften waren nichts als käufliche Waare, hauptsächlich um des Sultans und später des Großveziers Ahmedpascha Geldgier zu befriedigen. Zu diesen Mitteln der Gelderpressung kamen die drückendsten Steuern, wie die Zobel- und Ambrasteuer, die allen Türken ohne Unterschied auferlegt ward. Daher traf auch zuerst den Diener und dann den Herrn die Strafe. Ahmedpascha hatte bei der Hochzeitfeier seines Sohnes mehre eingeladene aber gefürchtete Janitscharenobersten umzubringen die Absicht gehabt, allein verrathen, konnte er nicht länger dem Rachegeschrei der in der Mittelmoschee versammelten Janitscharen und Ulema entgehen, sondern fiel als Opfer des Aufruhrs, der alsbald auch ins Serai drang, und die Einkerkerung des der Regierung unwürdigen Ibrahim herbeiführte, der nach zehn Tagen Pein die Erdrosselung folgte (18. Aug. 1648). Er hatte die acht Jahre seiner Regierung mit Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Unwürdigkeit jeder Art gefüllt.

3. **Ibrahimpascha**, auch bekannt unter dem Namen **Ibrahim-Chan-Ogli**, der Sohn des Alipascha, aus der Familie der Tschendereli, deren Namen in der Geschichte Osmanischer Großveziere ein berühmter ist, war, was wenigen seiner Stellung vergönnt, von seines Vaters Tode an 20 Jahre hindurch im ungestörten Besitze des Reichssiegels, und diente treu zweien Sultanen, dem Muhammed I. und Murad II., indem er den erstern noch um volle acht Jahre überlebte. Um so merkwürdiger ist das Stillschweigen der byzantinischen Geschichtschreiber über Ibrahim, den doch alle türkische Nachrichten einstimmig als

den Großvezier Muhammed's I. nennen. Um diesen machte er sich frühzeitig verdient, indem er ihn als Knaben aus der Schlacht von Angora und unzähligen andern Gefahren gerettet und stets gegen alle seine Feinde auf das Tapferste vertheidigt hatte. Muhammed I., der trefflichen Osmanischen Fürsten einer, bedurfte verständigen Raths seines Freundes, da er nach seines Vaters Bajezid Ableben, nicht weniger als zehn Jahre unaufhörlich einen Erbfolgekrieg bestehen mußte, bis ihm nach seines Bruders Musa Tode, (1413) die Alleinherrschaft, aber nur auf die kurze Zeit von acht Jahren ward. Als auch er vom Schlage getroffen bald darauf seinen Geist aufgab, fürchtete Ibrahim eine Zerstückelung des Reiches unter seine verschiedenen Söhne, und verheimlichte deshalb, um den ältesten Sohn Murad II. in Amasia von des Vaters Schicksal zu benachrichtigen, ihn selbst aber nach Brusa auf den Thron zu entbieten, mit besonderm Glück, 40 Tage lang unter mehrfachen Schwierigkeiten den Tod des Sultans, bis mit diesem zugleich die Thronbesteigung Murad's verkündet werden konnte. Murad bestätigte den treuen Diener in seiner Würde, der, indem er den neuen Herrn nicht weniger verständig berieth, alle die Gefahren bestand, die Verrath und Aufstand dem Sultan in jener unruhvollen Zeit drohten. Endlich raubte eine Pest (1431) ihm das Leben; er war aber im Tode noch so glücklich, seine Würde auf seinen Sohn Chalilpascha vererbt zu sehen. Nach Cantemir (Mahom. I. p. 81) und de Sacy (Biogr. Univers.) soll von diesem Ibrahim die angesehene Familie Ibrahim-Khan in der Türkei ihren Ursprung ableiten, indem ihm Murad den Titel Khan und das Recht verliehen habe, in kein öffentliches Amt einzutreten, welcher Eintritt, sobald er verlangt wird, von keinem Türken verweigert werden darf. Die Glieder dieser Familie seien daher immer nur Verweser von Kirchengütern gewesen, und hätten somit keine Gefahr für ihr Vermögen gelaufen, sich aber immer um das Wohl ihrer Mitbürger verdient gemacht. Auch habe Soleiman der Große ihnen deshalb ihre Privilegien bestätigt. Hammer dagegen (Osman. Gesch. I, 659) meint, daß die Osmanischen Geschichtschreiber nichts von dieser Bevorzugung wüßten, auch sei es unbegreiflich, wie er zum Ehrennamen des türkischen Ulysses gekommen sei, da den Türken der Name des Odysseus ganz unbekannt sei, wenn nicht die Aussage des Dukas, der ihn virum prudentem et probum Turcorum (?) propudiosis verbis ac libidinibus inadsuetum nennt, den Cantemir zu obiger Benennung und Vergleichung veranlaßt hat.

4. Ibrahimpascha, der Günstling Soleiman's. Ibrahim war der Sohn eines griechischen Schiffers von Parga und vorzüglich geschickt im Violinspielen. Von türkischen Korsaren geraubt wurde er an eine Witwe in der Nähe von Magnesia verkauft, die die natürliche Anmuth und die Anlagen des jungen Griechen durch dessen weitere Bildung und durch schmuckvolle Kleidung noch zu erhöhen wußte. Soleiman, der ihn als Kronprinz auf einem Spazierritte die Violine spielen hörte, und als witzig kennen lernte, nahm ihn als unzertrennlichen Gefährten in seine Gesellschaft auf, machte ihn, als er Sultan ward, zum Vorsteher der innersten Pagenkammer und obersten Falkenjäger. Ibrahim's Vertrauen und Einfluß wuchs so immer mehr, und als am 27. Jun. 1523 der Großvezier Piripascha Mustafa seines Amtes entlassen wurde, erhielt seine Stelle zugleich mit der Beglerbegschaft von Rumili Soleiman's Günstling. Später ward er des Sultans Schwager, und zwischen beiden die Innigkeit so groß, daß sie, was unerhört zwischen dem Padischah und dessen Veziere, nicht nur oft mit einander aßen, sondern auch neben einander schliefen. Am Morgen wechselten sie Billets und den Abend brachten sie in Vergnügungen mit einander zu. Ibrahim besaß außer dem Talente des Witzes und der Musik ausgezeichnete Sprachkenntnisse im Griechischen, Türkischen, Persischen und Italienischen, hatte viel gelesen, und erzählte seinem Herrn vorzüglich die Geschichten von Hannibal und Alexander dem Großen. Wie Ibrahim im Serai dem Sultan ein unentbehrlicher Gesellschafter, so war er ihm auch im Kriege ein treuer und tapferer Waffengefährte, und bewies durch Vertheidigung desselben in allen Gefahren seine Dankbarkeit. Nachdem er (23. Mai 1524) unter noch nie gesehener Pracht und mit der größten Auszeichnung die Schwester des Sultans zur Gemahlin erhalten, ging er vier Monate später mit Truppen nach Ägypten, um die dort entstandenen Unruhen beizulegen und dem Gesetze seine Kraft wiederzugeben. Sein Einzug in Kahira übertraf an Pomp jede ähnliche Erscheinung, indem das Reitzeug desselben allein mehr als 150,000 Dukaten kostete. Die drei Monate seines Aufenthalts sahen täglich wohlthätige Maßregeln in der Gesetzgebung und Verwaltung in Strenge oder Milde ausgehen. Auch auf seiner Rückkehr unterwegs stellte er manche Übelstände ab, schlichtete Streitigkeiten und beruhigte die Gemüther. Sein Einzug in Constantinopel (7. Sept. 1525) war ein noch größerer Triumphzug als der ägyptische, doch war bei einem Janitscharenauflauf (25. März) auch sein Palast von der Plünderung nicht verschont geblieben. Diesen Aufruhr machte er jetzt unschädlich und strafte Verräther und Unterdrücker, so hoch sie auch stehen mochten, durch Hinrichtung. Hierauf begleitete er den Soleiman, der am 23. April 1526 von Constantinopel aufbrach, auf dem ungrischen Feldzuge von Mohacs, eilte ihm voraus vor Peterwardein, welche Stadt er nach dreitägiger Belagerung durch Sturm, und das Schloß nach zwölftägiger Berennung durch einen dritten Sturm nicht ohne Verlust einnahm (27. Jul.). Im Treffen von Mohacs selbst nahm er entscheidenden Antheil, und ward dafür durch einen diamantenen Reiger von Soleiman beschenkt. Ein neuer Aufruhr in Karaman, geleitet von Calenderogli, rief den Großvezier (Mai 1527) mit einer Abtheilung Janitscharen nach Asien, aber bereits 11. Aug. kehrte er mit dem Kopfe des Empörers nach Constantinopel zurück. Hier verhandelte er in den folgenden Jahren mit den Abgeordneten von Venedig, Ungern und Österreich, mit jenen beiden freundlich, mit diesem feindlich, da Ungern sich gegen Ferdinand mit Soleiman verband. Als Lohn für seine Dienste erhielt (18. März 1529) der Großvezier als solcher von jetzt an die unerhörte Summe von 60,000 Dukaten und ward Seraskier oder oberster Feldherr. Das Diplom war in den

schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßt, und von drei Ehrenpelzen, acht reich gezäumten Pferden, einem neunten mit Säbel, Bogen und Köcher reich mit Steinen besetzt, sechs Roßschweifen und sieben Fahnen begleitet. Dazu kam alsbald noch die Beglerbegschaft Rumili. Sogleich begann (10. Mai 1529) aber auch der Feldzug unter Soleiman selbst und Ibrahim zog über das rasch eroberte Ofen, wo Zapolya als König eingesetzt ward, gegen Ferdinand nach Wien, vor welcher Stadt sie am 27. Sept. ankamen. Wenn auch der Rückzug schon den 14. Oct. wieder stattfand, so erhielt doch Ibrahim einen Säbel, dessen Scheide und Griff reich in Juwelen gefaßt war, mit vier Kaftanen und fünf Beuteln Goldes (6000 Dukaten) als Beweis der oberherrlichen Zufriedenheit mit seinen wenn auch fruchtlosen Anstrengungen. Fortdauernde Gunstbezeugungen des Sultans an seinen Liebling, sowie die reichsten Geschenke von auswärtigen Gesandten, welche derselbe annahm, sobald sie nicht als Zeichen von Bestechlichkeit galten, gingen dem fünften Feldzuge Soleiman's, der dem Kaiser Karl V. und Deutschland galt, voran. Schon am 7. Aug. 1532 stand Ibrahim vor Güns, zog nach dreiwöchentlicher Belagerung nach Steiermark vor Grätz (12. Sept.), trennte sich von Soleiman und traf mit diesem erst vor Belgrad wieder zusammen (12. Oct.). Dem Einzuge in Constantinopel folgten (1533) die Friedensunterhandlungen mit Österreich durch Abgeordnete Ferdinand's, denen gegenüber Ibrahim wie gewöhnlich durch Großsprecherei, Hochmuth, Schlauheit und Allmacht zu imponiren suchte, während die Grenzen seines Ehrgeizes ihm selbst unbewußt waren, und seine Redseligkeit jene Eigenschaften noch mehr hervorhob. Den endlichen Friedensabschluß (14. Jul. 1533) im Rücken eröffnete der Großvezier sogleich den Feldzug nach Persien, um das unter dem Khan Scherifbeg abgefallene Bidlis zurück zu erobern. Noch unterwegs erhielt er den Kopf des Empörers, und so beschloß er in Haleb zu überwintern. Hier bereitete er durch Unterhandlung die Übergabe persischer Grenzfesten für das kommende Frühjahr vor, machte aber auch schon die Erfahrung, daß er in der Gunst seines Herrn nicht mehr ganz frei von Nebenbuhlern sei. Einen solchen erblickte er in dem ihm als Kiaja, d. h. Stellvertreter, beigegebenen Defterdar oder Finanzminister Iskendertschelebi. Zwischen beiden stand bald der Entschluß fest, den gegenseitigen Sturz vorzubereiten und so zu erproben, wer der mächtigste sei. An die Stelle der verlornen Gunst des Großveziers gedachte der Defterdar die des Sultans selbst zu setzen, allein die deshalb gelegte Schlinge, die Veranlassung grade nach der persischen Hauptstadt Tebris zu marschiren, zerriß, indem sie wirklich eingenommen ward. Soleiman selbst kam dahin, und während der Defterdar wegen nicht gut besorgter Wege und Quartiere auf dem Marsche nach Hamadan auf Betrieb Ibrahim's seines Amtes entsetzt und später (13. März 1535) am Marktplatze von Bagdad aufgehenkt wurde, erhielt der Großvezier neue Lehen und für den Einzug in Bagdad (31. Dec. 1534) 20,000 Dukaten und ebenso viel als jährliche Erhöhung seines Gehalts auf die Einkünfte Ägyptens angewiesen. Vier Monate verweilte der Sultan und Ibrahim in der Hauptstadt dieser neuen Statthalterschaft, und gingen alsdann (2. Apr. 1535) durch Kurdistan über Merâgha abermals nach Tebris, wo beide in dem Palaste des Schahs Quartier nahmen. Nach vierzehntägigem Aufenthalte daselbst kehrten sie binnen sechs Monaten nach der Hauptstadt zurück (8. Jan. 1536). Ibrahim brachte sogleich den Handelstractat mit Frankreich zu Stande, dachte aber sicher nicht, daß die Vollziehung desselben seine letzte Staatshandlung sein würde. Vierzehn Jahre hatte er die Herrschaft völlig mit dem Herrscher Soleiman getheilt, nun aber schien mit einem Male die Verdachtlosigkeit seines Herrn in den gefährlichsten Verdacht verwandelt. Der Hochmuth und die Eitelkeit des unumschränkten Günstlings, der keinen Anstand nahm, die Abhängigkeit des Sultans von seinem Willen öffentlich auszusprechen, die Ränke, deren er sich in den Augen des Volkes und Heeres bedient, um den Sultan zu unpopulairen Schritten zu verleiten, ein Traumbild, in welchem der unschuldig hingeopferte Defterdar den Sultan mit Vorwürfen über seine Abhängigkeit von einem verrätherischen Diener überhäufte, die Anmaßung des Bedrohten im persischen Feldzuge, sich sogar Sultan oder Seraskersultan zu nennen, und gewiß andere unbekannte Ursachen mehr, erklären es, daß, als er in einer Nacht des Ramasan (15. März 1536) sich ins Serai begab, um mit dem Sultan zu speisen und zu schlafen, er am folgenden Morgen gewaltsam erwürgt gefunden wurde, unter allen Großvezieren der Osmanen der mächtigste und selbst Schwager seines Herrn, dessen Leichnam im Derwischenkloster zu Galata beerdigt ward. Ein Baum ward das einfache Grabmal dieses Städte erobernden und Diwan beherrschenden Gewalthabers, der allerdings in der Geschichte des Osmanischen Reiches nicht ohne Verdienst dasteht.

5. Ibrahim der Bosnier aus Kanischa, früher im Dienste des Harem, nachher Waffenträger des Sultans, Janitscharenaga und später Vezier, erinnert durch Namen, Gunst bei seinem Herrn und Schicksal sehr an seinen Vorgänger. Derselbe war von Murad III. (7. März 1582) zum Beglerbeg Rumili's ernannt worden, und hatte schon bei dieser mit nicht gewöhnlicher Feierlichkeit vollzogenen Installirung statt der herkömmlichen einfarbigen Standarte eine zweifarbige, grün und weiß, als Auszeichnung erhalten. Ihn liebte der Sultan, und diese Liebe seines Herrn reichte hin, ihn vor allen andern Würdenträgern zu bevorzugen. Dafür stand er wiederum seinem Herrn in Zeiten der Gefahr mächtig zur Seite, beschwichtigte die Janitscharenunruhen in Constantinopel, stellte (1585) als Statthalter von Ägypten eine bessere Verwaltung daselbst her, beutete Gold und Silber aus und erhielt nach anderthalbjährigem Aufenthalte daselbst vom Sultan den Befehl, über Syrien zurückzukehren, um unterwegs den rebellischen Drusenfürsten Ma'nogli zu züchtigen. Mit 20,000 Mann begann er den Kampf gegen diesen Herrn über Saida, Sur und Akko. Die Flamme von 24 Dörfern war das Zeichen des Angriffs, dem eine Belagerung der Residenz des Rebellen 24 Tage lang auf den Höhen von Antara folgte. Ma'n, um sich loszukaufen, sandte 320 Flinten, 20 Säcke der schönsten Seide und 50,000 Dukaten. Diesem Geschenke, da er

sich durchaus persönlich nicht stellen wollte, folgten nochmals 50,000 Dukaten, 480 Flinten, 110 Ziegen, 150 Pferde, ebenso viel Büffel, 1000 Ochsen und 200 Hammel, und da eine dritte Erpressung von zehn vergoldeten Dolchen, silbernen Gürteln und zehn Lasten von Seide und Gold nichts mehr übrig ließ, ging des Rebellen Hauptstadt Antara mit 19 Dörfern in Flammen auf, und Hinterlist und Meineid mordete die tapfern Anhänger des Gegners hin. Endlich segelte Ibrahim auf 25 Galeeren von Tripolis nach Constantinopel ab, wo er mit Eintritt des Herbstes anlangte. Die mitgebrachten Geschenke für den Sultan übertrafen an Werth (auf zwei Millionen Dukaten berechnet,) alle andern, die je einem Sultan gegeben wurden; unter ihnen der von Edelsteinen und Gold funkelnde Thron, welchen der Sultan noch heute am ersten Tage seiner Regierung besteigt. Dafür empfing der Sieger die Tochter Murad's, Aischa, zur Gemahlin, und diese statt der gewöhnlichen 100,000 Dukaten Mitgift die Summe dreifach. Die Hochzeit erfolgte am 9. Jul. 1586 mit dem größten Aufwande; dagegen erfuhr der Beglückte bereits drei Jahre später die Ungunst des Schicksals. Die Verschlechterung der Münzen und daraus hervorgegangene Empörung der Janitscharen brachte ihn mit seinen Collegen um seine Vezierstelle (1589); er hatte sie aber im J. 1593 abermals inne. Als am 16. Jan. 1595 Murad gestorben und Muhammed III. ihm nachgefolgt war, vertrat er, während der Großvezier Ferhadpascha nach Ungern aufbrach, in der Hauptstadt die Stelle des Kaimakam oder Stellvertreters zur Beobachtung der Hauptstadt, grollte aber im Innern dem Großvezier und benutzte die Zeit ihn beim Sultan zu verunglimpfen. Dieser verlor auch bald darauf Stelle und Kopf. Sinan ward zum vierten und bald zum fünften Male Großvezier, und als er gestorben (1596), erhielt Ibrahim endlich das so sehnlich gewünschte Staatssiegel in seine Hände und mit ihm die Oberfeldherrnstelle auf dem Zuge nach Ungern. Als dieser aber nur durch des Cicala Tapferkeit in der Schlacht von Keresztes (24. Oct. 1596) zum Vortheile der Pforte ausfiel, mußte er noch auf dem Feldzuge selbst an diesen seine Würde abtreten, aber nur auf einen Monat, sodaß er mit derselben, noch ehe Muhammed in Constantinopel einzog, von Neuem bekleidet ward. Ein neuer Feldzug unter dem Oberbefehle des Muhammed Saturdschi 1597 verlief abermals erfolglos, und die Schuld davon ward dem Großvezier, der nicht genug für Mannschaft, vorzüglich für die Theilnahme des Tatarchans an demselben gesorgt, aufgebürdet. Er verlor zum zweiten Male das Reichssiegel, erhielt es aber (8. Dec. 1598) zum dritten Male. Den 23. Mai 1599 eröffnete er einen abermaligen Feldzug nach Ungern, kam bis vor Neuhäusel, ging hierauf nach Ofen, Peterwardein und Ende Decembers nach Belgrad. Auf diesem Zuge hielt er die strengste Mannszucht, und gewann dadurch die Servier, Wallachen und die christlichen Unterthanen der Grenze, die ihm in Massen zuströmten. Die Eroberung der Festung Kanischa war der Preis dieses Krieges; noch aber blieb auch jetzt der Großvezier in Belgrad, während statt seiner nur Siegesbericht nach Constantinopel entsandt ward. Die wichtigsten Angelegenheiten zur Verwaltung der Donauländer, z. B. die Einsetzung des Woiwoden der Walachei, Michael, und die Sorgen um das Heer, sowie Verhandlungen mit Wien, füllten die Zeit aus. Nachdem er sein Standquartier nach Semlin verlegt, und Friedensunterhandlungen eingeleitet, erkrankte er und starb (10. Jul. 1601). Sein Leichnam wurde nach Constantinopel gebracht und in dem Vorhofe der Moschee der Prinzen in einem von ihm selbst errichteten Grabmale beigesetzt.

6. Ibrahim, der Sohn eines Sipahi und Woiwoden von Isdin bei Caisarije, war als Baltadschi (Holzhauer) ins Serai gekommen, erwarb sich des damals regierenden Sultan Ahmed III. Gunst, als dieser noch Kronprinz war, wurde dessen Secretair, trat aber, um der Eifersucht der Großveziere zu entweichen, in mehre Finanzämter, wurde Präsident der Rechnungskammer und begleitete im J. 1716 den Großvezier Ali als Mewcufatdschi (d. i. als Vorsteher der Canzlei der Taxen) in die Schlacht von Peterwardein, wo Ali fiel. Er erhielt den Auftrag, den Schlachtbericht nach Constantinopel zu bringen, wo der Sultan über der Freude, Ibrahim wiederzusehen, den Schmerz der verlornen Schlacht vergaß. Er blieb als Kaimakam oder Stellvertreter des Großveziers in Constantinopel zurück, und erhielt bald nachher die 14jährige Tochter des Sultans, Fatima, zur Gemahlin. Schon nach der unglücklichen Niederlage von Belgrad (16. Aug. 1717) ward ihm das Reichssiegel angeboten, er lehnte es aber für jetzt ab, weil er einen noch unglücklichern Ausgang des Feldzuges fürchtete. Doch schon im Mai 1718 widerstand er nicht länger der Annahme der höchsten Würde, die er als ein „gerechter, staatskluger, Wissenschaft und Kunst schätzender, sanfter und gutmüthiger" Mann zwölf Jahre lang im vollen Genusse der Gunst seines Herrn und höchster Machtvollkommenheit bekleidete. Unter ihm kam von Sofia aus alsbald (21. Jul. 1718) der Friede von Passarowicz mit Österreich und Venedig zu Stande, dem noch ein besonderer Handelstractat folgte. Ibrahimpascha hielt 29. Aug. seinen Einzug in Adrianopel, wo ihm der Sultan unter andern Geschenken einen mit Diamanten besetzten Säbel und einen Zobelpelz mit weiten Ärmeln und zwei Juwelenreigern auf dem Kopfe überreichen ließ. Von nun an begann Ibrahim's Sorge für die wichtigsten Angelegenheiten des Staates, dessen hilfsbedürftigen Zuständen er überall durch heilsame Maßregeln die nöthige Aufmerksamkeit widmete. Auch der Handel im Innern und vorzüglich das Steuerwesen entging seinen Augen nicht; die Besoldung von Janitscharen, die nicht in den Krieg zogen, wurde eingestellt und dadurch große Ersparung gewonnen, überhaupt aber die Besoldung sämmtlicher Truppen des Reiches geregelt, einige Truppengattungen eingezogen, neue Piaster, Solota, geprägt, die Hauptstadt und Umgegend durch Neubauten, Palastvergrößerungen und bessere Einrichtungen verschönert, die Grenzfestungen erweitert und mehr gesichert. Ebenso suchte er die Verhältnisse nach Außen zu ordnen und fester zu begründen, letzteres vorzüglich mit Österreich, wohin ein Großbotschafter, der Beglerbeg von Rumili, Ibrahim Pascha, mit einem Gefolge von 763 Köpfen und Geschenken, abging, wie sie noch nie wieder ein türkischer Bot-

schafter nach Europa gebracht, und der Friede vom Pruth (16. Nov. 1720) wurde auf ewige Zeiten geschlossen. Dabei ließ er in den Ausgaben überall weise Sparsamkeit herrschen, außer wo Ehre und Glanz des Sultans das Gegentheil foderte, während die bessere Einrichtung der Staatsverwaltung dem Staatsschatze größere Summen zuführte. Auch war er freigebig und großmüthig gegen verdienstvolle Männer, vorzüglich gegen Gelehrte, stiftete und dotirte Schulen, sorgte für Sicherheit der Straßen und Städte gegen Räuber und Diebe; die Ruhe in Ägypten, an Syriens Grenze und zu Medina wurde hergestellt, die Beleuchtung der großen Moscheen in den Nächten des Ramasan, und die Lampen- und Tulpenfeste im Garten des Serai und anderwärts zuerst eingeführt, dadurch aber auch die Blumenliebhaberei großartig und allgemein und ein eigener Blumenmeister bestellt, die feierlichen Gastmahle und Reitaufzüge wieder aufgenommen, der Sultan vielfach bewirthet. Georgien ward eine türkische Statthalterschaft, und da Persien (1723) innern Unruhen völlig unterlag, theilte die Pforte den daselbst gemachten Länderraub mit Rußland durch einen besondern Vertrag (24. Jun. 1724), nach welchem jedoch die erstere ihren bessern Theil noch erobern mußte, was in einem dreijährigen Feldzuge geschah, in welchem Hamadan (1. Sept. 1724) besetzt ward. Eriwan fiel 28. Sept., später auch das sich tapfer vertheidigende Tebris, Ardebil, Moragha und andere Städte und Festen. Selbst die persische Gesandtschaft (1726), die Ibrahim mit ausgesuchter Pracht empfing, führte nur die Fortsetzung des Krieges herbei, bis 3. Oct. 1727 der Friede mit dem Schah Eschref zu Stande kam. Während ferner Unruhen in Ägypten, der Krimm, Anatoli und selbst in Europa den Großvezier zum Theil gleichzeitig mit dem persischen Kriege beschäftigten und beigelegt wurden, ordnete er anhaltend die Grenzen mit den mächtigen Nachbarstaaten, errichtete eine Feuercompagnie in Constantinopel mit täglichem Solde, traf bessere und selbst baupolizeiliche Einrichtungen in der Hauptstadt, beschränkte den Kleiderluxus der Weiber (1727), den Holzwucher und die Misbräuche bei Besetzung der Richterstellen. Seine Bau- und Festlust erstreckte sich auch auf die großen Staatsanstalten außerhalb der Hauptstadt. Feste der Gelehrsamkeit wechselten mit denen, die er dem Sultan gab; ebenso begünstigte er die Arbeiten der Gelehrten durch Geschenke, stiftete eine Bibliothek zu Chodschapascha, errichtete eine Druckerei, die erste in Constantinopel, unter Leitung des ungrischen Renegaten Ibrahim, eines achten dieses Namens, während nächst den sechs hier erwähnten der oben genannte Großbotschafter der siebente, und brachte dadurch die westliche Bildung der östlichen näher. Noch einmal empfing er (9. Aug. 1728) einen persischen Gesandten in gewohnter Pracht, die Kriegserklärung erfolgte (24. Jul. 1730), und am 3. August zog der Großvezier mit der heiligen Fahne zum Kampf mit Persien nach Scutari aus. Dahin sollte auch der Sultan folgen, und als er nicht wollte, ward er durch das Murren der auf ihn wartenden Janitscharen dazu genöthigt. Allein Donnerstag (28. Sept.) rottete sich in Constantinopel selbst eine kleine Schar Unzufriedener unter dem Albaneser Patrona Chalil zusammen, und da keine Ursache zu Aufruhr vorhanden, ließ man das Gesindel ruhig an dem Geschrei Theil nehmen. Die Kessel einzelner Regimenter wurden auf den Fleischmarkt gebracht, und gegen zehn Uhr Abends landete der Sultan am europäischen Ufer. Man verlangte binnen zwei Stunden außer andern Köpfen auch den des Großveziers, der erst abgesetzt und dann (1. Oct.) wirklich geköpft ward. Sein Leichnam wurde den Rebellen Preis gegeben, die ihn nicht für den seinigen erkennen wollten. Selbst Ahmed III. wurde jetzt abgesetzt, da er für Sicherheit seines und seiner Kinder Leben die Abtretung des Thrones freiwillig anbot. So theilte Ibrahim, der Großvezier Ahmed III., das unverdiente Schicksal Ibrahims, des Großveziers Soleiman's, ohne irgend eine Veranlassung, als die, welche die Meuterer ersannen. Selbst unter allen Trägern der ersten Staatswürden herrschte während seiner Großvezierschaft eine bewundernswerthe Einigkeit, und der Schatz, der sich ohne jede Erpressung unter dem Taubenschlage seines Hauses begraben fand, betrug nicht weniger als 60,000 Dukaten, außer einer Kiste Juwelen und andern geldeswerthen Sachen.

7. Ibrahim Efendi, ein islamitischer Renegat, deren es allerdings weniger gibt, als christliche. Dieser Türke gehörte dem Gelehrtenstande, den Ulemâ, an, und verstand vollkommen außer seiner Muttersprache auch das Persische und Arabische. Auch bekleidete er mehre Stellen im Staate, bis ihn seine Lernbegierde mit den Evangelien bekannt machte. Das Lesen derselben trieb ihn zur Abschwörung seines Glaubens durch die christliche Taufe in Pera 1671, worauf er nach Venedig ging, dort seine Confirmation erhielt, und später (zwei Jahre nachher) unter dem Namen Paul Antoine Efendi als Dominikaner mehr bekannt wurde. Die Bibliotheken von St. Jean und St. Paul verdanken ihm viele arabische, persische und türkische Handschriften, welche er ihnen bei seinem Tode 1697, erst 56 Jahre alt, hinterließ. Unter jenen befanden sich die vier Evangelien ins Arabische übersetzt, ebenso die Psalmen, das hohe Lied und mehre andere Bücher des A. und N. T.

8. Abu Imran oder Abu Ammâr Ibrahim, ein Sohn des Jezid, gewöhnlich Nachaï genannt von dem jemenischen Stamme Nachao; war ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter in Kufa und gehört zu den berühmtern Imamen aus der Classe der Schüler der Jünger Muhammed's. Er sah noch die Aïscha, ohne jedoch von ihr irgend eine Überlieferung gehört zu haben. Neunundvierzig, oder nach Andern 58 Jahre alt starb er 96 (beg. 16. Sept. 714) oder 95 der Fl.

9. Abu Thaur Ibrahim, der Sohn des Châlid, seiner Abstammung nach ein Kelebide, bekannt als Rechtsgelehrter, in Bagdad, der aber mehr der Vernunft Gehör gab als der Tradition, bis Schafii nach Irak kam und er ihn hörte. Von dieser Zeit an änderte er seine Ansicht und wurde einer der ausgezeichnetsten, ja, wie Andere geradezu sagen (Not. et Extr. XII, 427), der ausgezeichnetste Schüler desselben. Daher überlieferte er auch viele alte Aussprüche nach ihm, und in seinen Werken, die sich haupt-

sächlich mit Glaubensartikeln beschäftigen, finden sich die Traditionen und juristische Bestimmungen vereinigt, nach den Grundsätzen jenes großen Lehrers. Er starb 246 (nach Ibn Challikân d. i. 860) oder 240 (nach *Abulfeda* Ann. Mosl. II, 192, der übrigens Ibn Challikân ganz ausgeschrieben hat) in Bagdad, und wurde auch daselbst begraben.

10. **Abu Ishak Ibrahim**, der Sohn des Ahmed aus Merw in Khorasan, ebenfalls ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter nach Schafiitischen Grundsätzen. Vorzüglich verschafften ihm seine Fetwa und sein Lehrertalent jenes unbedingte Ansehen in Irak, wo er nach dem Tode des Ibn Soreidsch das juristische Orakel wurde. Unter seinen vielen Schriften wird mit Hervorhebung der Commentar zu dem juristischen Handbuche des Mozeni genannt. Nachdem er lange Zeit sich in Bagdad aufgehalten und eine bedeutende Schar Schüler herangebildet, auch die Ehre erfahren hatte, nach sich eine Straße, „die merwische," genannt zu sehen, begab er sich nach Ägypten, wo ihn der Tod im J. 340 den 9. Redscheb (d. i. zu Ende des J. 951) ereilte. Er fand sein Grab in der Nähe des Imam Schafii (s. Ibn Challikân und *Abulf.* II, 458).

11. **Abu Ishak Ibrahim Ben Muhammed** aus Isferäin, mit dem Ehrennamen Rokn-ed-din, der sich vorzüglich mit den Grundlehren des Rechts und der Metaphysik beschäftigte, worüber auch viele Scheiche in Nisabur bei ihm hörten. In Irak wie in Khorasan erkannte man seine große Gelehrsamkeit an, deren Ruf durch seine Werke noch weiter verbreitet wurde. In Isferäin wurde ihm eine eigene Medrese erbaut und Abd-el-ghâfir Farisi spricht in seiner Geschichte unter Nisabur Vieles zu seinem Lobe. Er starb in Nisabur 418 (1027), seinen Leichnam aber schaffte man nach Isferäin, wo er begraben ward. Er heißt gewöhnlich der Lehrer (Ostâd. vgl. *Ibn Chall.* n. 4. und *Abulf.*, Ann. Mosl. III, 72 und 230). Unter seinen Werken mögen hier folgende erwähnt werden: 1) Edeb-el-dschadl oder seine Lehre von der Topik (*H. Ch.* I. n. 326). 2) Dschami-el dscheli we el khafi, über die Grundlehren der Religion. Eine Widerlegung der Gottlosen (*H. Ch.* II). 3) Sein Glaubensbekenntniß (Ackidet). 4) Ein Commentar zu den abgeleiteten Rechtslehren des Hanefi von Schems-eddin Abu Abdallah Moslih. 5) Ein Commentar zu dem Werke kitâb-el-tertîb. 6) Das Buch des Kreises (كتاب الدور).

12. Der Scheich **Abu Ishak Ibrahim Ben Ali Ben Jusuf, Schirâzi** und **Firuzabâdi** geheißen, mit dem Ehrennamen Dschemâl-ed-dîn, wurde im J. 393 (beg. 10. Nov. 1002) in Firuzabad geboren und auch daselbst erzogen, begab sich aber dann (410, beg. 9. Mai 1019) nach Schiraz, und hörte daselbst unter dem Scheich Abu Abdallah Beidhawi und Abu Ahmed Abd-el-wehhâb Ben Ramin das Recht. Ebenso hörte er in Basra den Dschauzi, und von hier erst ging er im Schewwal 415 (1024) nach Bagdad, wo er blieb, die Vorlesungen großer Gelehrten besuchte und sich hauptsächlich an Abu'ltajjib Tabari anschloß. Er trat auch an seine Stelle, und als Nizamelmulk seine berühmte Schule gründete, wünschte er ihm die erste Professur an derselben zu übertragen; allein als Ibrahim nach ihrer Vollendung (459, d. i. 1066) an einem Sonnabende die Vorlesungen eröffnen sollte, fand man ihn nirgends. Er hatte sich versteckt, „da er die heiligen Wissenschaften nicht in einem Hause lehren wollte, das auf einem Grunde erbaut war, den man den frühern Besitzern mit Unrecht abgenommen hatte." Abu Nasr Ibn-elsabbâg vertrat daher seine Stelle, und erst, nachdem dem Ibrahim seine Schüler drohten, alle zu Ibn-elsabbâg übergehen zu wollen, entschloß er sich, 20 Tage nach der Eröffnung, sich dem Willen des Erbauers zu fügen. Der Zulauf zu seinen Vorlesungen wurde hier so lebhaft, daß, als ihn einst der Khalif als Gesandten nach Khorasan schickte, er selbst bei seiner Rückkehr äußerte, in keine Stadt gekommen zu sein, wo er nicht einen seiner Schüler in dem Besitze irgend einer ausgezeichneten Stelle angetroffen hätte. Sein heiteres Gemüth und sein immer freundliches Gesicht erweckte Vertrauen, und da er nicht verheirathet war, betrachtete er seine Schüler als seine Kinder. Überdies war er mit seinem Besitzthume so freigebig, daß er bisweilen selbst an dem Nöthigsten Mangel litt, und nicht einmal die Pilgerreise nach Mekka unternehmen konnte. Er starb im J. 476 (beg. 21. Mai 1083) in Bagdad, und wurde daselbst begraben. Von seinen Werken, deren Abulfeda (Ann. Mosl. III, 248 sq. Vgl. daselbst S. 208. 236. Anm. 190 und 192—196. *Ibn. Chall.* n. 5. *Hamak.*, Spec. p. 157. Not. 576 und S. 165. Not. 589) mehre angibt, hat uns Ferdin. Wüstenfeld (vgl. die Akademien der Araber und ihre Lehrer. [Gött. 1837.] S. 10) 15 aufgezählt, deren Angabe aber hauptsächlich durch Hadschi Chalfa vielfache Erläuterung erhält.

13. **Abu Ishak Ibrahim Ben Mansur**, gewöhnlich der Irakaner (العراقي) genannt, Prediger an der Dschami in Kahira, war ebenfalls Schafiitischer Rechtsgelehrter. Er ward in Kahira im J. 510 (beg. 16. Mai 1116) geboren, und begab sich später nach Bagdad, wo er ein Schüler des ebengenannten Abu Ishak Schirazi wurde, und auch dessen Werk: Muhadzdzeb (s. Wüstenf. n. 5) in zehn Fascikeln auf ausgezeichnete Weise commentirte. Von seinem Aufenthalte in Bagdad, wo er noch die Vorlesungen über das Recht unter Abu Bekr Muhammed Dremewi und des Abu'lhasan Muhammed Ben-elmobârek Ibn elchill besuchte, nannte man ihn in Ägypten den Irakaner; in Bagdad selbst wurde er unter dem Namen der Ägyptier bekannt. Auch werden seine Gedichte gerühmt. Ibn Challikân hat ihm den Artikel n. 6 gewidmet.

14. **Abu Ishak Ibrahim Ben Nasr**, gewöhnlich **Ibn Asker El-Mausili** (aus Mosul) genannt, mit dem Ehrennamen Tzahir-ed-dîn, wurde in Mosul geboren, und genoß daselbst auch seinen ersten Unterricht. Von da begab er sich nach Bagdad, und nachdem er mehre ausgezeichnete Lehrer gehört, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und wurde in Sellamije, einer kleinen, eine Tagereise von Mosul entfernten Stadt, Richter. Auch in Irbil war er einige Zeit, starb aber in Sellamije den 3.

Rebi II, 610 (d. i. Aug. 1213). Von seinen mit vielem Lobe genannten Gedichten hat uns Ibn Challikân (n. 7) einige Bruchstücke überliefert.

15. Ibrahim Ben-elmehdi, Bruder des Khalifen Harun, wird hier nur in Beziehung seiner glänzenden Beredsamkeit und gepriesenen Dichtergabe erwähnt, nicht aber, inwiefern er auch einige Zeit die Huldigung als Khalif in Bagdad genoß, worüber unter Mamun nachzusehen. Auch er hieß Abu Ishak, und seine Freigebigkeit, Gesangkunst und Bildung gaben seinen oben erwähnten Vorzügen noch höhere Bedeutsamkeit. Das Khalifat, welches ihm die Abbasiden in Bagdad in Abwesenheit des Mamun, der von Khorasan aus die Aliden auf jede Weise begünstigte, aus Abneigung gegen Letztern übertrugen, verwaltete er nur ein Jahr, zehn Monate und zwölf Tage. Mamun verzieh ihm seine Usurpation großmüthig. Ibrahim starb in Serrmenraa 224 (839 n. Chr.) in einem Alter von ungefähr 62 Jahren.

16. Ibrahim Ben-elabbâs Ben Muhammed Ben Saul, mit dem Beinamen Sauli von diesem seinem Vorfahren Saul, der ein georgischer Fürst war, und durch Jezîd Ben-elmohalleb Moslim wurde, wird als einer der besten Dichter gepriesen, und hat auch einen kleinen Diwan hinterlassen, der nichts als die ausgesuchtesten Gedichte enthält. Aber auch durch seinen prosaischen Styl zeichnete er sich auf das Vortheilhafteste aus, wovon Ibn Challikân (n. 10) einen Beweis in einem von ihm im Namen des Khalifen abgefaßten Schreiben aufbewahrt hat. Er starb in Serrmenraa in der Mitte des Monats Schaban 243 (Dec. 857).

17. Abu Abdallah Ibrahim Ben Muhammed, der sein Geschlecht auf den bekannten Statthalter von Khorasan, Mohalleb Ben Abi Sofra, zurückführt, war ein bedeutender Grammatiker und Dichter seiner Zeit, der auch verschiedene philologische Werke hinterlassen hat. Uns ist er vorzüglich unter dem Ehrennamen Niftaweih oder Neftaweih (von Nift oder Naft, Naphtha) bekannt. Er wurde im J. 244 (858) oder 250 (864) in Wasit geboren, weshalb er auch Wasiti heißt, nahm aber seinen Wohnsitz in Bagdad, und starb daselbst am 6. Safar 323 (Jan. 935), oder nach Andern ein Jahr später. Unter seinen Werken nenne ich folgende: Eine Geschichte, Tarich (vgl. *H. Ch.* II. n. 2330), und eine Caside über ungewöhnliche Ausdrücke in der Sprache. Ibn Challikân (n. 11) gibt auch einige Proben seiner Gedichte. Vgl. noch *Abulf.*, Ann. Mosl. II, 396 und *de Sacy*, Anthol. grammatic. p. 41.

18. Abu Ishak Ibrahim Ben Muhammed, mit dem Beinamen Zeddschâdsch, der Glasfabricant, einer der bessern Grammatiker, wie überhaupt in den philologischen und Religionswissenschaften höchst unterrichtet, war von Haus aus ein Glasdreher (Glasschleifer), verließ alsdann sein Handwerk, behielt aber obigen Beinamen. Wie er selbst vortreffliche Lehrer hatte, z. B. den Mobarred und Thaleb, so zog er auch wieder ausgezeichnete Schüler, wie den Abu Ali Farisi, und der Grammatiker Abu'lcâsim Abd-el-rahman erhielt sogar von dem Umgange mit ihm den Beinamen Zeddschâdschi. Die Angabe seines Todesjahres schwankt zwischen 310—312 (d. i. 922—924). Er starb in Bagdad in einem Alter von ungefähr 80 Jahren. Von seinen Werken nennt Ibn Challikân (n. 12. ed. *Wüstenf.* p. 20) die meisten; ihre Aufzählung aber ist aus Hadschi Chalfa theils zu ergänzen, theils zu berichtigen. Außerdem vgl. Ann. Mosl. II, 346. Abdollat. p. 536. cl. 483 (43). Anthol. grammat. p. 126. Anm. 37.

19. Abu'lcâsim Ibrahim Ben Muhammed, gewöhnlich Iflîli genannt, von der kleinen syrischen Stadt Iflîl, aus der er seinen Ursprung ableitete, gehörte dem Stamme der Koreischiden und dem Tribus Zohr an, weshalb er auch Coreischi und Zohri heißt. Er lebte in Cordova und zeichnete sich durch grammatische, lexikologische und überhaupt philologische Kenntnisse aus, weshalb er auch einen vortrefflichen Erklärer abgab. So gehört sein Commentar zu der Gedichtsammlung des Motenebbi zu den bessern. Auch war er unter Muktefi billah Vezier in Spanien, glänzte aber mehr noch durch seine Belesenheit in den Dichtern und Historikern, weshalb auch seine Vorträge fleißig besucht wurden. Seine Geburt fällt in den Monat Schewwâl 352 (Oct. 963) und sein Tod in den Dzi'lcade des J. 441 (1050).

20. Abu Ishak Ibrahim Ben Hilâl Harrani (aus Harran, dem alten Karrä), gewöhnlich Sabi, d. i. der Sabäer, genannt, ist der Verf. einer berühmten Briefsammlung und sprachlich ausgezeichneter Gedichte. Seine Beredsamkeit war höchst glänzend, und er galt in Bagdad, wo er unter mehren Herrschern Secretair zu Ausfertigung von Staatsurkunden war, als ein Meister seiner Kunst. Auch ist von ihm das Werk Tâdschi (vgl. H. Ch.), eine Geschichte der Deilemidischen Dynastie, die er auf Befehl des Buiden Adhod-el-dewlet (Ann. Mosl. II, 554) in beredter Sprache schrieb. Er betitelte es Tâdschi, weil dieser Fürst den ehrenden Beinamen Tâdsch-el-millet, die Krone der Religion, führte. Trotz der Ehre, die er genoß, und dem Ansinnen der Fürsten, Moslim zu werden, blieb er doch seiner Religion getreu, fastete aber den Ramadhan mit den Gläubigen, und wußte auch den Koran vortrefflich auswendig. Überdies war er Mathematiker, und starb in einem Alter von 71 Jahren im Monat Schewwâl 384 (Nov. 994) in Bagdad, nach Andern dagegen vier Jahre früher. Seine hinterlassenen Schriften sind nicht unbedeutend, und unter ihnen, außer dem Tâdschi, ist auch folgende zu erwähnen: Geschichte der Grammatiker (*H. Ch.* I. n. 241). Vgl. noch Ann. Mosl. II, 548 und 582 fg. und Anm. 414. Daselbst wird auch seine Verhaftung und Wiederbefreiung erzählt. Auch Abu'lfaradsch spricht von ihm.

21. Abu Ishak Ibrahim Ben Ali, gewöhnlich Hosri genannt, wurde schon in dieser Sect. Bd. II. S. 182 erwähnt. Wir fügen hier hinzu, daß Ibn Challikân (n. 15) ihm einen besondern Artikel gewidmet und mehre Proben seines Dichtertalents mitgetheilt hat. Auch wird daselbst erzählt, daß er sein Hauptwerk (زهر الآداب) im J. 450 (1058) verfaßte.

22. Abu Ishak Ibrahim Ben Abi'lfath, gewöhn-

sich Ibn Chafâdsche genannt, der Andalusier oder Spanier, wurde im J. 450 (1058) auf der Insel Schocr, einer kleinen, zwischen Xativa und Valencia gelegenen, Stadt geboren. Sie hieß Insel, weil sie ganz von Wasser umflossen war. Ibn Challikân (n. 16) erwähnt von ihm, daß er sein entschiedenes Dichtertalent, von welchem ebendaselbst einige Proben vorliegen, nie dazu anwandte, um die Gunst der die Wissenschaft schätzenden und belohnenden Fürsten zu buhlen. Er hinterließ einen Diwan Gedichte, in drei Bänden (*Casiri* Bibl. I, 112), den auch Hadschi Chalfa erwähnt, und starb in seiner Vaterstadt 533 gegen Ende des Monats Schewwâl, d. i. Jun. 1139. Vgl. Anthol. grammat. p. 445 (66), wo sich ein Bruchstück seiner Gedichte befindet.

23. Abu Ishak Ibrahim Ben Jahja, oder nach Andern Ben Othmân, ein Kelebid aus Gazza (d. i. Gaza in Palästina, oder wie die Araber sich ausdrücken, am syrischen Ufer), machte sich ebenfalls durch eine ausgewählte Gedichtsammlung bekannt und durch große Reisen, die er unternahm. So kam er im J. 481 (1088) nach Damaskus und hörte daselbst den Rechtsgelehrten Nasr Mocaddesi; von da ging er nach Bagdad und blieb viele Jahre an der Akademie Nizâmije. Hierauf nahm er seinen Weg nach Khorasan und übte daselbst seine Dichtergabe zum Lobe der Großen. Hadschi Chalfa erwähnt seinen Diwan an zwei Orten, und Ibn Challikân hat mehre Bruchstücke seiner Gedichte überliefert. Er wurde in Gazza im J. 441 (beg. 5. Jun. 1049) geboren, und starb zwischen Merw und Balch in Khorasan 524 (1130), wurde aber in Balch begraben. Auch Abulfeda (Ann. Mosl. III, 440) theilt ein Bruchstück seines Gedichtes zum Lobe der Türken mit. Bei seinem Tode meinte er, daß Gott ihm aus drei Ursachen verzeihen werde: 1) weil er aus dem Lande des Imam Schafii, 2) weil er ein Greis und älter als 70 Jahre, und 3) weil er in der Fremde sei.

24. Abu Ishak Ibrahim Ben Jusuf, bekannt unter dem Namen Ibn Corcûl, hatte vielfachen nähern Umgang mit den Gelehrten Spaniens, wo er in Almeria im Monat Safar 505 (d. i. Aug. 1111) geboren wurde. Er starb in Fes, nachdem er in der dortigen Kathedrale gebetet hatte, an einem Freitage den 6. Schewwâl 569 (Jun. 1174). Von ihm ist das Werk „Die Aufgänge der Lichter über die wahren Traditionen,“ das er nach dem Muster der „Aufgänge der Lichter (Meschârik el-anwâr) zur Erklärung der in den drei berühmtesten Traditionssammlungen von Bochâri, Moslim und in dem Mowatta“ vom Richter Ijâdh Ben Musa Jahsebi verfaßte. Einige behaupten, daß Ibn Corcûl in seinem Metâli el-anwâr die so eben angegebene Schrift nur excerpirt, jedoch mit einigen neuen Zugaben auch vermehrt habe. So Hadschi Chalfa, der unter مطالع الانوار nachzusehen. Vgl. noch *Ibn Chall.* n. 18 und *Hamak.*, Spec. Cat. p. 168. not. 597. (*Gustav Flügel.*)

Ibrahim, Khalif, s. unt. d. Art. Ommaijaden.

Ibrahim, Dey, s. unt. Dey.

Ibrahim Ben Muhammed Ben Ibrahim el Halebi, s. unt. Halebi.

Ibraila (Ibrailow), s. Brahilow.

IBRÁNY, ein großes Dorf im dadaer Gerichtsstuhle (Processus) der szabolcser Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungerns, 2¼ teutsche Meilen ostnordöstlich von dem Markte Nyir-Egyháza in sumpfiger Gegend gelegen, der adeligen Familie gleiches Namens gehörig, mit einer katholischen und einer helvetischen Pfarre, einer der Himmelfahrt Mariä geweihten katholischen Kirche, einem reformirten Bethause und Schule, einem herrschaftlichen Castell, 204 Häusern und 1752 slawischen und magyarischen Einwohnern, unter welchen sich, nach dem erlauer Diöcesanschematismus für das J. 1834, 267 Katholiken, 1410 Reformirte, 35 Griechen und 40 Juden befanden. Die hiesige katholische Pfarre, welche schon im J. 1332 bestand, später einging und erst 1801 wieder hergestellt wurde, gehört zum nyir-egyházer Vicearchidiakonatsdistricte des erlauer Erzbisthums; sie erstreckt sich über das Dorf Ibrány und das Prädium Geter-Telek, und steht unter dem Patronat der Familie Ibrányi de Eadern et Vaja. (*G. F. Schreiner.*)

IBRIDA (Hibrida, Hybrida, je nachdem das Wort von iber, Bastard von Ziegenbock und Schaf, oder von ὕβρις, Unzucht, Ehebruch, abgeleitet wird), hieß bei den Römern ein Sprößling von Ältern verschiedener Art, oder aus verschiedenen Ländern: bei Menschen z. B. das Kind eines Römers mit einer Nichtrömerin, bei Thieren das Junge einer zahmen Sau von einem wilden Eber. In neuerer Zeit gebrauchte Linné das aus jenem Hauptworte gebildete Beiwort ibridus, a, um als gleichbedeutend mit spurius und nothus, und bezeichnete mit dem Ausdrucke species ibrida jedes Geschöpf des Thier- und Pflanzenreiches, welches er für einen Bastard, Blendling, Schalk oder Mischling, entstanden aus der Kreuzung verschiedener Arten oder Abarten, betrachtete.

In der Botanik konnte die Annahme von Bastardbildungen nicht früher Geltung erhalten, bevor die Geschlechtsverschiedenheit bei den Gewächsen feststand. Mit andern Worten: wir sehen die Lehre von den ibriden Pflanzen auftreten, angefochten und vertheidigt werden zugleich mit der Sexualtheorie. So stellte der Begründer der Sexualtheorie, Rud. Jac. Camerarius (Prof. in Tübingen), im J. 1694 (Sendschreiben an Valentini, *Valent.*, Polychr. exot. p. 226, *J. G. Gmelin*, Sermo de novorum vegetabilium exortu, p. 83) zuerst die Frage auf, ob es Bastardbildung in der Pflanzenwelt gebe? Hieran zweifelt Rich. Bradley (1717) schon nicht mehr, und macht darauf aufmerksam, daß man sich der Bastarderzeugung in der Gärtnerei bedienen könne, um z. B. Äpfel zu veredeln und Aurikeln zu verschönern; auch erzählt er, daß er in dem Garten eines Herrn Thom. Fairchild zu Hortow einen Blendling der Gartennelke und Silene muscipula *L.* gesehen habe (franz. Übers. Nouvelles Observations sur le Jardinage. I. p. 37—41). Der große Linné versichert in seiner Dissertation de Peloria (1744. Amoen. acad. ed. *Schreb.* I. p. 55), daß die buntblumigen Tulpen und Braunkohl aus Weißkohl durch Kreuzung entstehen. Dies bestätigt J. G. Gmelin

(1749. de novor. veg. exort. p. 80) in Hinsicht der Tulpen, und fügt das Beispiel von drei Bastarden aus zwei sibirischen Rittersporen hinzu. Endlich behandelte Linné in seiner Schrift: De plantis hybridis (1751. Amoen. acad. III. p. 28 sq.) die Lehre von den Bastardpflanzen ausführlicher. Er theilte dieselben in 1) Bigeneres, welche von Pflanzen zweier verschiedener Gattungen, und 2) Congeneres, welche von Individuen zweier verschiedener Arten einer und derselben Gattung erzeugt worden sind; 3) Deformatae, durch krause Blätter oder Geruch von den Mutterpflanzen abweichend; 4) Obscurae, deren Stammältern schwer zu ermitteln sind. Hiervon möchten indessen die erste und vierte Abtheilung sehr zweifelhaft sein; die dritte begreift nur Abarten und Misbildungen, und auch die zweite enthält wenig wahre Bastarde. Im J. 1758 erzeugte Linné selbst einen Blendling, indem er Tragopogon pratensis mit dem Blüthenstaube von Trag. porrifolius befruchtete (Amoen. acad. X. p. 126), und vier Jahre später beobachtete er einen natürlichen Bastard aus Verbascum Thapsus und Verb. Lychnitis im botanischen Garten zu Upsala (l. c. VI. p. 293).

Eine große Reihe höchst wichtiger Versuche über künstliche Bastarderzeugung stellte Jos. Gottl. Kölreuter in den Jahren 1761 bis 1785 an (Vorläufige Nachricht von einigen das Geschlecht der Pflanzen betreffenden Versuchen [Leipz. 1761]. Erste Fortsetzung 1763. Zweite Fortſ. 1764. Dritte Fortſ. 1766. Acta Acad. Petropol. 1775, 77, 78, 81, 82, 87 und 88). Das Ergebniß dieser Versuche besteht in Folgendem: 1) Wenn die Narbe einer Pflanze, welche noch nicht von eigenem Blüthenstaube empfangen hat, mit dem Blüthenstaube einer andern befruchtet wird, so entsteht aus ihrem Samen ein Gewächs, welches nach der äußern Bildung eine Mittelform zwischen Vater- und Mutterpflanze darbietet. 2) Abarten einer und derselben Art lassen sich am leichtesten kreuzen, schwerer verschiedene Arten derselben Gattung, am schwersten Arten verschiedener Gattungen. 3) Bastarde von Abarten derselben Art geben ebenso fruchtbare Samen, wie die Mutterpflanze; dagegen liefern Blendlinge von verschiedenen Arten keine oder wenige fruchtbare Samen. Hiernach glaubte Kölreuter in der künstlichen Kreuzung ein Prüfungsmittel gefunden zu haben, nach welchem sich entscheiden lasse, was Abart, oder wirkliche Art sei; allein neuere Versuche haben dies nicht bestätigt. 4) Die Fruchtbarkeit der Bastarde ist verschiedener Art, indem sie bald auf die männlichen, bald auf die weiblichen Zeugungstheile beschränkt ist, bald sich auf beiderlei Geschlechtstheile erstreckt. 5) Häufig finden sich bei Blendlingen Misbildungen, und sie zeigen oft, jedoch auf Kosten der Samenentwickelung, ein kräftigeres Wachsthum, als die Mutterpflanzen. 6) Bastarde von Arten, welche durch Anbau verändert sind, oder von Blendlingen, gekreuzt mit einer der Stammpflanzen, bieten eine größere Veränderlichkeit der Form dar, als Bastarde ursprünglicher Arten.

Die Kölreuter'schen Beobachtungen wurden wiederholt und vermehrt durch die jetzt anzuführenden Abhandlungen und Notizen: J. Ch. E., Erfahrung von der Wirkung des Blumenstaubes der Pflanzen (in den Beschäftigungen der berl. Gesellsch. naturf. Freunde. I. 1775), *Hedwig*, Theoria generationis (Ed. 2. Lips. 1798), *Villars*, Mémoire sur quelques plantes hybrides (in *Römer*, Collectan. p. 186), *C. Bellardi*, Saggio botanico-georgico intorno l'Ibridismo delle piante (1809), Hoppe, Bastardaconitum (Neues bot. Taschenbuch. 1810. S. 217), *Will. Herbert*, *Jos. Sabine*, *J. R. Gowen*, *Thom. Andr. Knight*, Transactions of the Horticultural Society (Lond. 1820. p. 15, 254, 367 u. 498), *J. Lindley*, Digitalium Monographia (Lond. 1821), *Wallroth*, Schedulae criticae (Halae 1822), Bechstein, Forstbotanik (4. Ausg. S. 226), Alex. Braun, Über die Polygona bei Karlsruhe (in der Flora. 1824. S. 353), Guillemin und Dumas, Bemerkungen über die Blendlinge im Pflanzenreiche (in der Fortsetzung des allgem. teutschen Gartenmagazins. VIII. 2. S. 68), F. Lasch, Beiträge zur Kenntniß der Varietäten und Bastardformen einheimischer Gewächse (in der Linnäa V. S. 431. VI. S. 484) und Gärtner, Über die Befruchtung einiger Gewächse (in den naturwissenschaftl. Abhandlungen, herausgegeben von einer Gesellschaft in Würtemberg. I. 1).

Dagegen suchten in neuester Zeit nach Spallanzani's Vorgange F. J. Schelver (Kritik der Lehre von den Geschlechtern der Pflanze [Heidelb. 1812]. Erste Fortsetzung 1814. Zweite Fortſ. [Karlsr. 1823]) und A. Henschel (Von der Sexualität der Pflanzen [Bresl. 1820]) die Sexualtheorie und vorzüglich auch die Lehre von der Bastardbildung im Gewächsreiche umzustoßen. Im Allgemeinen wurden sie widerlegt durch L. Chr. Treviranus (Vermischte Schriften [Brem. 1821.] IV. S. 95; die Lehre vom Geschlechte der Pflanzen [Brem. 1822]); die Lehre von der Bastarderzeugung aber erhielt eine neue Stütze durch die Schriften von Chr. J. W. Schiede (De plantis hybridis sponte natis [Cassel 1825]) und A. F. Wiegmann (Über die Bastarderzeugung im Pflanzenreiche [Braunschw. 1828]).

Was die natürliche Blendlingsbildung betrifft, so bemerkt Dr. Schiede, daß sie in den niedern Gewächsen bis hinauf zu den Monokotyledonen einschließlich bis jetzt nicht beobachtet sei. Aus der Reihe der Dikotyledonen führt er folgende Gattungen an, in denen Bastarde gefunden worden sind: Quercus, Polygonum, Gentiana, Verbascum, Digitalis (?), Rhinanthus, Stachys, Phyteuma, Cnicus (Cirsium), Centaurea, Galium, Ranunculus, Drosera, Potentilla, Geum. Seine Ansichten in Betreff dieser Lehre spricht er in folgenden Sätzen aus: 1) Bastardpflanzen entstehen auch von selbst. 2) Sie sind weder Abarten, noch besondere Arten, sondern sie bilden eine eigene Reihe. 3) Durch Kreuzung entstehen keine neue Arten (ist eigentlich schon im zweiten Satze gesagt). 4) Die natürliche Entstehung von Blendlingen spricht für das ursprüngliche und fortdauernde Bestehen verschiedener Arten. 5) Kölenreuter's Versuche sind beweisend für die Geschlechtsverschiedenheit der Gewächse; denn, was dagegen vorgebracht worden ist, wird durch

das natürliche Vorkommen von Pflanzenbastarden widerlegt.

Dr. Wiegmann wiederholte und vermehrte die ältern Versuche künstlicher Bastarderzeugung, indem er auf dreifache Weise verfuhr. Erstens, nach Kölreuter'scher Art, indem er die reifen Staubbeutel (Antheren) der einen Art abschnitt, und damit die reifen Narben der andern Art bestäubte. Diese Versuche gelangen bei den Gattungen Verbascum, Dianthus und Nicotiana. Zweitens, durch bloßes Zusammenstellen, mit Hilfe der Insecten, kreuzte er mehre Unterarten des Gartenkohls (Brassica oleracea), Porré und Zwiebel (Allium Porrum und A. Cepa), Phaseolus nanus und Ph. vulgaris, Pisum sativum und Vicia sativa, Vicia sativa und Ervum Lens, Vicia sativa und V. Faba. Drittens, durch Zusammenstellen und Bestäuben vermittels eines Blasebalgs erhielt er einen Blendling von Avena sativa und A. orientalis. Aus seinen Versuchen entwickelt er folgende Sätze: 1) Es gibt Bastarderzeugung auch im Pflanzenreiche, und sie wird auch fernerhin als ein gültiger Beweis für die Geschlechtsverschiedenheit der Pflanzen gelten können. 2) Die Bastarde ähneln nicht, wie Linné meinte, in den Befruchtungswerkzeugen der Mutter, in der Belaubung und Tracht dem Vater; sondern die Veränderung zeigt sich bei verschiedenen Pflanzen in verschiedenen Theilen, bei den Alliumarten z. B. in den Zwiebeln, bei den Hülsenpflanzen vorzüglich in den Samen. 3) Die Blendlinge gehen unter günstigen Verhältnissen fruchtbare Samen. 4) Mehre vermeintliche Arten und Unterarten, z. B. der cultivirten Hülsenpflanzen, Kohlgewächse und Getreide, scheinen Bastarde zu sein. 5) Bei einigen Gattungen, wie bei Avena und Nicotiana, scheint man die Blendlinge durch fortgesetzte Befruchtung mit dem väterlichen oder mütterlichen Blüthenstaube zu der Form des Vaters und der Mutter zurückführen zu können. 6) Bastarderzeugung kann nur unter zwei Bedingungen stattfinden: a) Die zu kreuzenden Pflanzen müssen nahe mit einander verwandt sein; b) die Staubbeutel der Mutterpflanze müssen noch unentwickelt sein, oder vor der Reife entfernt werden.

Daß die natürliche Kreuzung im Ganzen wenig häufig ist, obschon die Befruchtung, zumal bei den dichogamischen Gewächsen (d. h. solchen, bei denen sich in einer Blume männliche und weibliche Geschlechtstheile nicht zu gleicher Zeit entwickeln), nicht selten auf der Vermittelung der Insekten beruht, wird daraus erklärlich, daß die Narbe einer jeden Blume geneigt ist, nur gleichartigen Blüthenstaub anzunehmen, und daß die Bienen und Hummeln bei einem Fluge in der Regel nur gleichartige Blumen besuchen. Dagegen ist die künstliche Kreuzung der Gewächse in der Blumenzucht jetzt zur Liebhaberei geworden, und die zahllosen Blendlinge der Gattungen Pelargonium, Cactus, Calceolaria, Mimulus rc. ergötzen den Blumenfreund ebenso sehr, als sie den Botaniker bei ihrer Bestimmung in Verlegenheit setzen.

Unter ibriden Namen (Nomina ibrida) versteht man solche, welche halb lateinischen, halb griechischen Ursprung verrathen; sie sind weder in der Nomenclatur (Muscologia, Algologia, Mineralogia — Monoculus, Caturus, Alternanthera, Fimbristylis — Myosotis spinocarpos), noch in der Kunstsprache (ovoides, carpella) zu billigen. (*A. Sprengel.*)

Ibrig (Geogr.), s. Iberg.

IBRIM, eine Stadt Nubiens, und zwar in dem Theile, welcher von den Bewohnern gewöhnlich Wady-Nuba genannt wird, liegt unter 22° 25′ nördl. Breite, an einem einzeln liegenden Felsenhügel, an dessen Fuße der Nil vorüberströmt. Auf diesem Hügel liegt das Castell von Ibrim, welches in dem Kampfe der Mamluken gegen die Truppen des Vicekönigs von Ägypten gänzlich zerstört worden ist. In der Stadt selbst, deren Häuser, sowie die Stadtmauer, von einem lockern Sandsteine erbaut sind, finden sich Ruinen von zwei öffentlichen Gebäuden, die nach Burckhardt's Vermuthung griechische Kirchen gewesen sein mögen, und, nach ihrem Style zu schließen, aus den Zeiten des Verfalls des griechischen Kaiserthums herzurühren scheinen. Die Einwohner Ibrims sind keine Nubier, sondern türkischen Ursprungs, indem sie von den bosnischen Soldaten abstammen, die Sultan Selim I. zur Besetzung des Landes hierher schickte; daher sie in Vergleich mit den Nubiern weiß aussehen, und noch immer die Gesichtszüge ihrer Vorfahren haben. Sie stehen unter einem Aga, der von den Statthaltern Nubiens unabhängig ist und unter dessen Botmäßigkeit ein Gebiet steht, welches eine halbe Stunde südlich von Derr anfängt und sich bis Tosho erstreckt. Es wird nicht uninteressant sein, nach Burckhardt's Mittheilungen noch einiges Nähere über diese türkische Colonie hier mitzutheilen. Die Kleidung der Einwohner besteht in einem großen Leinwandrocke, mit einer Kopfbedeckung, die einem Turban ähnlich sieht. Bei ihnen herrscht die Blutrache, und alle Wunden haben nach den Theilen des Leibes, denen sie beigebracht worden sind, eine bestimmte Strafe; denn häufig fallen zwischen ihnen Streitigkeiten vor, da sie ihrem Aga nicht ganz unterworfen und von jeder andern Macht unabhängig sind. Bei ihren Heirathen ist es Sitte, der Braut ein Brautkleid zu schenken, und ihr eine Verschreibung von einigen hundert Piastern auszustellen, wovon ihr im Fall einer Ehescheidung die Hälfte ausgezahlt wird, was indessen selten vorfällt. Bei der Hochzeit wird eine Kuh oder ein Kalb geschlachtet; denn es würde dem Bräutigam als eine große Schande angerechnet werden, bei einer solchen Gelegenheit Schöpsenfleisch zu essen. Die Einwohner hatten sich im Verlauf der Jahre, da sie von Abgaben befreit sind und auch ihrem Aga nichts zahlen, durch den jährlichen Verkauf ihres Überflusses an Datteln, einen ansehnlichen Reichthum an Geld und Vieh erworben; allein durch die Flucht der räuberischen aus Ägypten vertriebenen Mamluken verloren sie mit einem Male die Ersparnisse vieler Jahre. Zum Ruhme der Einwohner erzählt Burckhardt, daß er in keinem Theile des Morgenlandes, den er besucht, eine so große Sicherheit des Eigenthums gefunden habe wie hier. Getreide und Vieh läßt man ohne Bewachung auf den Feldern; die besten Theile des Hausgeräths bleiben unter den Palmbäumen, um die Wohnung herum, im Freien stehen, und die Ein-

wohner versichern, daß der Diebstahl in ihrem Gebiete ganz unbekannt sei. Bemerken müssen wir aber dabei, daß überhaupt in Nubien das Laster des Diebstahls sehr selten ist. Die Umgegend von Ibrim ist mit unfruchtbaren, keines Anbaues fähigen Bergen bedeckt, auf deren Gipfeln man mehre alte Grabmäler türkischer Heiligen antrifft. (*J. C. Schmidt.*)

I BRIONI, ein größeres und mehre kleinere Eilande an der Westküste Istriens, gegenüber von Fasana und in der Nähe von Pola gelegen. Sie gehören zum istrianer Kreise des küstenländischen Gouvernements von Triest, und zwar zum Bezirkscommissariat von Pola. Diese Inselkette wird von Fischern bewohnt, besitzt ansehnliche Salinen und ist nicht ohne Wichtigkeit für den Handel. Hier befinden sich sehr schöne und bedeutende Marmor- und andere Steinbrüche, aus welchen das Material zur Erbauung von Venedig genommen wurde; ja noch jetzt versorgt sich die entgegengesetzte Seite von Italien von hier mit Bausteinen. Auf dieser Inselkette sind die Häfen Val Cadena, gegenüber von Fasana, Val della Madonna und S. Niccolo bemerkenswerth. Die Meerbusen, die als Hafenplatz dienen, heißen: Vignole, Val di Colle und Val Malagata, Cuisel, Ronii, Val di Lago, Porto Rosso, S. Martino, Valrosso, Valsaline, Valpiccolo rc. (*G. F. Schreiner.*)

Ibs (Geogr.), s. Ips.

IBSITZ oder Ybsitz, auch Ipsitz und Ypsitz, 1) ein Marktflecken im V. O. W. W. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, am kleinen Ipsbache, in der sogenannten Eisenwurze, an der von Gresten nach Waidhofen an der Ips führenden Straße, tief im Gebirge gelegen, ½ Meilen ostwärts von dem letztern entfernt, mit 144 Häusern, 1107 teutschen Einwohnern, die sich größtentheils mit Arbeiten in den vielen Eisenwerkstätten dieser Gegend ernähren, und Feilenhauer, Drahtzieher, Angelmacher, Sensenschmiede, Nagelschmiede u. dgl. sind, welche jährlich gegen 9000 Centner Eisen und 700 Centner Stahl verarbeiten; einer eigenen kathol. Pfarre, welche zum Bisthume St. Pölten gehört, von dem Benedictinerkloster zu Seitenstätten versehen wird, und unter dem Patronat jenes Stiftes steht, einer katholischen Kirche, einer Schule und einem Jahrmarkte. 2) Eine nach dem Markte benannte Herrschaft des Benedictinerstiftes Seitenstätten, auf deren Gebiet, sowie in der ganzen Gegend verschiedene Eisenwerkstätten vertheilt. Noch vor wenigen Jahren zählte man hier 14 Hacken-, 8 Kraut- und Reißmesserschmiede, die auch verschiedene Gattungen Schwarznägel erzeugen, 3 Schafscheren- und eine Spalierhackenschmiede. In der Nähe befand sich eine merkwürdige Schindelschneidemaschine; an der kleinen Ips oder dem sogenannten Ußitzbache wurde ein kleiner Wasserfall zur Anlegung von Schleiferhütten benutzt, deren mehre sich etagenförmig über einander befinden, und ein romantisches Bild gewähren. Bemerkenswerth sind in der Gegend noch ein Marmorbruch, das Steinkohlenbergwerk im Hinterholz und 1¼ Stunde weit südöstlich der nicht unbedeutende Wasserfall des Pröllingbaches. (*G. F. Schreiner.*)

IBURG, 1) Amt und Flecken im Königr. Hanover, s. unt. Osnabrück. 2) Städtchen im preuß. Regierungsbezirk Paderborn, s. Driburg. (*R.*)

IBYKUS, griechischer lyrischer Dichter. Er war (nach Suidas und Andern) zu Rhegium geboren. Wenn in einem Epigramm, welches aber nach Näke's Vermuthung den M. Musurus zum Verfasser hat, der Geburtsort Messana genannt wird, und bei Suidas des Ibykus Vater ein Messenier heißt, mag ersteres Zeugniß, sei es auch aus älterer Quelle geschöpft, in sich selbst zerfallen, in der letztern Angabe aber keineswegs Messana in Sicilien verstanden werden. Widerspräche die Benennung eines messenischen Vaters nicht andern und, wie es scheint, sicherern Zeugnissen, so könnte man mit Schneidewin auf die Combination eingehen, Ibykus sei einer der Familien entstammt gewesen, welche, aus Messenien durch die Spartaner vertrieben, eine Aufnahme in Rhegium fanden, und dort bald die angesehenere Classe der Einwohner ausmachten. Vgl. *Strabon.* VI. p. 259. Doch die verschiedenen Namen, welche dem Vater nach dem Berichte des Suidas ertheilt wurden, gehörten wahrscheinlich verschiedenen Stammvätern zu, da wol mehr als ein Ibykus berühmt geworden war. Der Vater heißt einmal der Messenier Polypelus, welcher zugleich als ein Geschichtschreiber bezeichnet wird, sicher aber einer andern Zeit angehört (s. Schneidewin S. 6); nach Andern Cerdas, nach dem oben erwähnten Epigramm Eelides, nach Suidas' Angabe aber Phytius, welchen Namen auch andere Bewohner von Rhegium geführt haben. Sein Zeitalter wird als das des Polykrates, und als die 54. Olymp. bezeichnet, wenn auch Cyrillus Ol. 59, Hieronymus Ol. 60, 1. anführt. Die Stelle des Suidas ist nicht sowol durch Zusätze der Zahl und fremder Worte interpolirt, als vielmehr durch eine Lücke entstellt, sodaß in den Worten *Πολυκράτης, ὁ τοῦ τυράννου πατὴρ* weder an einen zweiten ältern Polykrates mit Gyraldus und Clinton zu denken, noch mit Schneidewin das Wort *πατὴρ* zu verändern ist. Die Zahl Ol. 54 stimmt mit der Geschichte ein, indem Polykrates von Ol. 53, 3 bis 61, 1 herrschte; allein nicht zu vereinen ist die Erwähnung des gleichzeitig herrschenden Crösus bei Suidas, da ja Crösus erst Ol. 54, 3 in die Regierung eintrat. Aus des Ibykus Leben ist uns nur noch sein Aufenthalt bei Polykrates zu Samos und sein Tod bekannt. Dieser war zur poetischen Sage des Alterthums geworden, welche in einem Gedichte des Antipater von Sidon (Anthol. Pal. VII, 745) erzählt wird, woher Schiller den Stoff zu seinem Gedichte „Die Kraniche des Ibykus" nahm. Das Ganze war Volkssage. Auf einer Reise, so erzählt man, wurde er, und zwar, wie der Verfolg der Erzählung ergibt, in der Nähe von Korinth von Räubern überfallen. Während er sich gegen die mörderischen Räuber zu vertheidigen suchte, sah er Kraniche über sich hinziehen, und, unterliegend, rief er aus, es würden die Kraniche einst seine Rächer werden. Als später einer der Mörder in der Stadt (welche Korinth selbst gewesen sein kann) Kraniche ziehen sieht, rief er lachend aus: Sieh da, die Rächer des Ibykus! Ein Nahestehender hörte dies, schöpfte Verdacht, zog die Mörder vor Gericht, und diese wurden nach dem

Eingeständnisse der Mordthat mit dem Tode bestraft. Daher denn das Sprüchwort: *αἱ Ἰβύκου γέρανοι.* Vgl. *Plutarch.*, De garrulit. p. 610. A. *Nemes.*, De Nat. hom. 42. *Zenob.*, Adag. I, 37. *Arsen.*, Viol. p. 30, welcher die Scene der Entdeckung in das Theater zu Korinth verlegt. Über die Authenticität dieser vielleicht nur auf Ibykus bezogenen Sage, welcher andere ähnlich waren, spricht kein historisches Zeugniß.

Ein von Suidas aufbehaltenes Urtheil, mit welchem (außer dem oben gedachten, wol sehr jungen Epigramm) Anthol. Pal. IX, 571 und *Proclus* ad *Plat.* Parm. V. p. 317. *Cousin.* übereinstimmt, macht leidenschaftliche Knabenliebe zu einem Charakterzuge des Ibykus. Cicero, vorsichtiger urtheilend, läßt nur aus den Gedichten ein feurig liebendes Gemüth hervorleuchten. Den Dichter hierbei zu vertheidigen, oder das, was einer glühenden Phantasie zukam, wenigstens vor moralischer Zurechnung zu sichern, scheint eine ganz vergebliche Mühe, da wir auf historischem Wege die Scheidung des Dichters und Menschen nicht verfolgen können. Und warum sollte das Leben des Dichters nicht mit seinen Liedern eingestimmt haben? warum ein Dichter leidenschaftlicher Liebe nicht auch ernste und ruhiger gehaltene Gesänge gefertigt haben? Die Liebeslieder des Ibykus waren ja doch die am meisten gefeierten, wie Schneidewin (S. 35) selbst zugesteht. Vgl. Scholiast. *Pind.* Isthm. II, 1. *Athen.* XIII. p. 601. Die Stelle des Statius (Silv. V, 3, 153) beweist für den Inhalt der Gesänge nichts Bestimmtes. Die alten Schriftsteller nennen Ibykus unter den lyrischen Dichtern neben Alkäus und Anakreon, aber auch neben Stesichorus. Letztere Zusammenstellung war Grund, daß Schneidewin der flüchtigen Angabe von Fr. Schlegel (Gesch. der griech. u. röm. Poesie. I. S. 224—234, Werke. 3. Bd. S. 254 u. 264), als habe Ibykus, entfernt von dorischer Ruhe und Würde, nur liebetrunkene Lieder gedichtet, widersprechend, den Beweis führte, Ibykus habe vielmehr auch Stoffe der heroischen und mythischen Sage lyrisch behandelt, und so sich durch Sprache, Art der dichterischen Behandlung und Wahl des Stoffs zunächst und eng an Stesichorus angeschlossen. Daß in den lyrischen Gesängen beider Dichter alte Sagen aufgenommen und behandelt worden waren, lassen die Fragmente erkennen; daß Stesichorus aber, verbunden mit Ibykus, eine besondere Art episch-lyrischer Poesie, welche Welcker sogar lyrische Tragödien benennen will, begründet habe, und daß wir so eine von Beiden gestiftete Sängerschule in Großgriechenland anzunehmen genöthigt seien, verbleibt eine unerwiesene und beim Mangel historischer Zeugnisse unerweisliche Hypothese. Selbst die häufige Verwechselung beider Dichter, welche aus ihrer nähern Verbindung herrühren soll, ist nicht nachweisbar, und höchst gefährlich, die Fragmente des Ibykus ohne Weiteres nur nach denen des Stesichorus zu beurtheilen. Unsicher bleibt ferner der Beweis dessen, was Ibykus in den alten Sagen verändert und umgestaltet habe; denn es gebricht uns in dem Dunkel der nachhomerischen Epik die Umsicht; wie nicht einzuräumen ist, die Quelle, aus welcher dieser und überhaupt lyrische Dichter, als solche, geschöpft haben, sei die in wunderbaren Fabeln sich ergehende Volkssage gewesen. Die Fragmente, welche noch vorhanden, lassen in ihrem geringen Umfange über den dichterischen Charakter des Ibykus kein entscheidendes Urtheil fassen; nur eine lebendige bilderreiche Phantasie und ein kräftig erregtes Gefühl erkennen wir. Wie er sich zu den äolischen Sängern der Liebe verhalten, bleibt unbestimmbar; wenigstens darf kein schroffer Gegensatz angenommen werden. Der Dialekt, welchen dieser Dichter anwendete, mag nach demselben Verhältniß, in welchem Pindar schrieb, geformt gewesen sein, indem nach der verschiedenen Art der Gedichte bald mehr dorische, bald mehr äolische Sprachformen angewendet wurden. Mit Recht aber wird Ibykus ein dorischer Dichter genannt. Die Formation, nach welcher contrahirte Verba die Form der Verba auf *μι* annahmen, benannten die Grammatiker als eine Mundart der Rheginer, *σχῆμα Ἰβύκου*, ohne damit Ibykus selbst als Urheber derselben bezeichnen zu wollen. Nach Suidas' Angabe waren die Gedichte in sieben Büchern geordnet; die Anordnung selbst ist völlig unbekannt. Das metrische Verfahren in ihnen war dasselbe, welches die dorischen Lyriker überhaupt anwendeten; bei ihnen aber ist der daktylische Rhythmus vorherrschend, und so sind auch des Ibykus Fragmente meist auf dieses Versmaß und dessen Verwandtschaft zurückzuführen; doch zeigen sich in ihnen auch trochäische, glykonische und andere Versarten. Über deren Bestimmung und namentlich über die Behandlung der daktylischen Rhythmen hat Hermann schätzbare Bemerkungen gegeben in Jahn's neuen Jahrbüch. 8. Bd. S. 377. Die Grammatiker (Servius bei Putsche S. 1821) bezeichneten den hexameter acatalectus und heptameter hypercatalectus als Ibycium metrum. Die strophische Anordnung der Verse scheint von dem Dichter wenn nicht immer, doch meist angewendet. Wie die Liebeslieder von einem Sänger zur Lyra, so sollen nach Schneidewin die heroischen Lieder vom Chor zu andern Instrumenten vorgetragen worden sein; O. Müller läßt Ibykus alle Gedichte zum Vortrage durch den Chor geschrieben haben. Ein Beweis kann für alles dies nicht geführt werden. Die Fragmente haben nicht den hinreichenden Umfang, um auch nur die Behandlung der Darstellungsformen vollständig erkennen und bestimmen zu lassen. Der Verlust der Gedichte selbst aber ist ohne Zweifel hoch anzuschlagen. Sie waren in den Kanon der Alexandriner aufgenommen. Um die Sammlung der Reste, deren Herstellung und Erläuterung erwarb sich Schneidewin ein unleugbares Verdienst, wenn in dessen Ausgabe auch die Mängel jugendlicher Arbeit nachgewiesen wurden. Ibyci Rhegini Carminum reliquiae. Quaestionum lyricarum lib. I. scripsit *Fr. Guil. Schneidewin* (Gotting. 1833). Grundlos war die Eintheilung der Fragmente, in denen alle Hindeutungen auf Sagen in die Classe der heroischen Lieder aufgenommen und von den Liedern der Liebe ausgeschlossen wurden; vielmehr steht die Annahme besonderer Heldenlieder für Ibykus auf ziemlich unsicherem Grunde. Doch O. Müller gibt in der der genannten Ausgabe vorgesetzten Epistola p. X an, daß dieser Art

Gesänge bei der Todtenfeier der Heroen herkömmlich von Chören vorgetragen wurden. Die Alten erzählen davon freilich nicht. Neanthes beim Athenäus (IV. p. 175. E.) und Suidas erwähnen, Ibykus habe das musikalische Instrument *λαμβύκαι* oder *σαμβύκαι* erfunden, während Skamus bei Athenäus (XIV. p. 637 B.) Sambyr als Urheber nennt. Beim Athenäus (XIV. p. 633 F.) beschreibt Euphotion dieses Instrument als ein Tetrachord. Die Angaben sind so unsicher, wie die Erzählung bei Suidas, Ibykus sei auch Erfinder eines eigenen Instruments *Ἰβύκινον* oder *Ἰβυκάνη* gewesen, welches, eine Art von Kriegstrommete, bei den Galliern in Gebrauch gekommen wäre; ein sonderbarer Einfall der Grammatiker zur Erklärung des Wortes *ἰβυκανίσαι*, welches mit *βουκανίσαι* vertauscht wurde. (*Hand.*)

IÇA (Yca), 1) Provinz der Republik Peru; grenzt gegen Norden an die Provinz Lima, gegen Osten mit Castro Virreyna, gegen Süden mit Camaná, und erstreckt sich vom westlichen Abhange der Anden bis an das Meer. Ihr Umfang ist unbedeutend, ihre Bevölkerung gering, indem sie den Charakter des peruanischen Küstenlandes theilt, und nur entlang der kleinen, im Sommer eintrocknenden Flüsse von Nasca, Iça, Pisco und Chincha cultivirbares Land enthält. Die zwischenliegenden Strecken sind mit dürrem Sande bedeckt, erhalten zunächst der Küste durch jeden heftigen Seewind ein verändertes Ansehen, und bringen außer niedrigem und sparsamem Gestrüppe nur eine nützliche Pflanze, die Algarroba (Art von Prosopis), hervor. Die Früchte der letztern dienen den Viehheerden zum Futter, und vermitteln allein die Bewohnbarkeit weiter Flächen. Das Klima ist wärmer und noch trockener, als das von Lima, und gilt daher unter den Peruanern für gesunder. Der Wassermangel hat mancherlei Vorkehrungen veranlaßt; theils bemüht man sich, den Vorrath, welchen das Schmelzen des Schnees aus den Anden herabführt, zu bewahren und haushälterisch zu benutzen, theils sucht man die Feuchtigkeit in der Tiefe, und pflanzt daher die Weinreben und den Mais in Gruben an. Die Betriebsamkeit der Landwirthe erstreckt sich gegenwärtig nicht weiter, indem die ehedem in der Provinz viel gebaute Baumwolle keinen Markt findet, seit man Manufacturwaaren von Europa viel billiger erhält, als die im Lande verfertigten. Der Mais geht nach Lima; der süße und starke Wein, besonders aber der vortreffliche Traubenbranntwein von Pisco, wird an der ganzen Westküste gesucht, geht sogar über die Anden und bis Oberperu. Vor den Revolutionskriegen trieb man Maulthierzucht im Großen, hat sie aber aufgegeben, weil die Heere unaufhörliche Requisitionen machten, und der Abgang nicht ersetzt werden konnte. An der Küste wird einiger Fischfang betrieben, und der Ertrag gesalzen nach den Andenprovinzen geführt, die diese Nahrungsmittel ganz entbehren. Der Handel mit Oliven und Öl hat gleichfalls sehr abgenommen, seit Arica sich mehr gehoben hat. An ein Aufleben der Provinz ist nicht sobald zu denken, da sie unter sehr großen natürlichen Nachtheilen liegt, und durch den Krieg, im Verhältnisse zu ihren Kräften, ungemein gelitten hat. Sie besitzt nur einen Hafen, die offene Rhede von Pisco, und wenige eigene Fahrzeuge. Ihre Ausfuhr wird durch kleine Küstenfahrer, die meist nach Lima oder Chile gehören, besorgt, und der kleine Bedarf an ausländischen Waaren wird meist zu Lande aus der erstern Stadt bezogen. Straßen nach dem Innern hat die Provinz nicht, indessen wird sie von der Straße durchschnitten, die der Küste parallel Lima mit den sogenannten Intermedios verbindet. Die spanischen Eroberer fanden Iça, Nasca und die benachbarten Thäler in einem blühenden Zustande, der freilich nach Vertilgung der fleißigen Indier der größten Unfruchtbarkeit wich. Iça besaß eine jener großen Wasserleitungen, deren Verfall das Küstenland Peru's in Sandwüsten verwandelt hat. Das Land war vielen Häuptlingen unterworfen, die ihrerseits den Incas gehorchten, für mächtig galten und zu regieren verstanden, seit Topa Inca (der eilfte Inca) sie civilisirt hatte. Spaltungen führten ihren Ruin herbei, als 1533 die Spanier sich ihnen näherten. Fünf Reiter derselben vermochten der einen Hälfte des Volks, die ein Heer von 4000 Mann aufgestellt, gegen die andere ebenso starke durch den Schrecken ihrer Erscheinung den Sieg zu verschaffen. Die Europäer nahmen Besitz und der Vicekönig Graf von Nieva begründete im J. 1563 die Hauptstadt mit dem Namen von S. Hieronimo de Iça. Sie soll nach Alcedo gegen Ende des vorigen Jahrhunderts 6000 Einwohner enthalten haben, ist aber jetzt zu einem armseligen und entvölkerten Flecken ohne Industrie herabgesunken. Sie ist eilf Leguas von Pisco, dem Hafen, entfernt. (Vgl. Pisco.)

2) Iça paraná der Brasilier, Putumayo der spanischen Amerikaner, großer, in Colombien entspringender Seitenfluß des Amazonenstromes. Er entsteht durch Vereinigung vieler Gebirgsströme der Sierra Nevada von Pasto (Rio San Miguel, de Guames, Palacio, San Pedro, Quino u. and. m.), und nimmt dann den Namen Putumayo an, unter welchem er in Maynas bekannter ist als unter der brasilischen, nur für den untersten Theil seines Laufes gültigen Benennung. Seine Richtung ist im Allgemeinen nach OSO., seine Länge in gerader Linie 150 geogr. Meilen. Spanische Schriftsteller schlagen die letztere zu 300 Leguas an. Nur über den obersten Theil seines Gebietes sind einige Nachrichten vorhanden. Sie stellen die tiefen Thäler des östlichen Abhanges der Anden, welche von den Quellflüssen durchströmt werden, als ungemein unzugänglich, dicht bewaldet und sehr heiß dar. Ehedem befanden sich dort blühende Missionen der Jesuiten, später der Franziskaner, die sich sogar weit flußabwärts zu verbreiten angefangen hatten, als die politische Lage des Mutterlandes ihnen die gewöhnlichen Unterstützungen entzog, und die bald darauf ausbrechenden Unruhen Südamerika's ihren völligen Ruin herbeiführten. Der Flecken Putumayo, zehn Tagereisen von San Juan de Pasto entfernt, und nur von einer Handvoll Mestizen bewohnt, ist jetzt der östlichste Platz und im völligen Verfalle. Der dem Fuße der Anden noch näher gelegene Flecken Sebonboy ist der höchste Punkt der Schiffahrt mit Kähnen, und galt ehedem als Hafen (Puerto) der Missionen. In der Revolution hat

man das Dorf Putumayo zu einem Verbannungsorte gemacht, und besonders von Peru aus die Übelgesinnten dahin geschickt. Peru hat übrigens als Erbe der Missionen von Maynas auch auf die Niederlassungen am Putumayo Anspruch gemacht, und sie zu dem unverhältnißmäßig großen Gebiete jener Provinz geschlagen, jedoch ohne irgend eine directe Verbindung mit denselben seit 1826 zu besitzen. Zwischen dem Fuße der Vorberge der Andenkette und dem Amazonenstrome dehnt sich eine kaum gekannte Wildniß entlang dem Putumayo aus. Die auf Waschgold ausgehenden Parteien, die ehedem sehr bedeutenden Gewinn erhalten haben sollen, ziehen nicht weit hinab, und die Expeditionen der Brasilier bringen nur wenige Tagereisen über die Einmündung hinauf. In Maynas lebten im J. 1831 nur drei oder vier Indier, die den Strom in seiner ganzen Länge als Begleiter von Missionarien gegen 1785 befahren hatten. Doch soll das Uferland in nichts sich von den Niederungen des großen Amazonenbeckens unterscheiden, und Fälle nur in der Nähe der Anden vorkommen. Die Urwälder sind reich an Sarsaparilla, Cacao und andern Gegenständen des Handels; indessen gehen sehr wenige Expeditionen nach dem Iça, so sehr auch diese den sonstigen Neigungen der Bewohner der westlichen Gegenden der Provinz Pará zusagen. Kleine Gesellschaften von Ega und San Paulo am Solimoens sind jedoch in den letzten Jahren acht bis neun Tagereisen über die Mündung hinaufgegangen, wurden aber durch Angriffe der Juri's zum Umkehren gezwungen. Das letztere Volk, die Passés und gewisse Stämme der Mitanhas bewohnen das Land zwischen dem Iça und Japurá; die Ethnographie der höhern Gegenden ist ganz dunkel. Das Volk der Içás, welches ältere Beschreiber erwähnen, existirt nicht mehr, und ist entweder ausgestorben, oder synonym mit einem Stamme der Juris. Die Mündung des Iça in den Solimoens liegt unter 3° 6′ südl. Br. und 69° 30′ westl. Länge von Paris, und ist von beträchtlicher Breite. An einem kleineren Arme der Mündung liegt der kleine Indierflecken Iça, mit einem Militairposten, der die Aufsicht über die wegen politischer Vergehen von Pará dahin Verbannten führen soll. Die Lage ist niedrig und der Ort wegen seiner Ungesundheit sehr berüchtigt, daher dem Verfalle nahe. Fischerei, Bereitung von Öl aus Schildkröteneiern, Aufsuchung von Sarsaparilla machen die Beschäftigung der Bewohner aus. (*E. Poeppig.*)

ICACINA nannte Adr. de Jussieu (Mém. de la Soc. d'Hist. nat. de Par. I. p. 174. t. 9) eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe, und verwandt mit der natürlichen Familie der Olacinen. Char. Der Kelch kurz, fünfspaltig, stehenbleibend; fünf innen zottige Corollenblättchen wechseln mit den Kelchfetzen ab und stehen auf einer drüsigen Scheibe, welche den Fruchtknoten trägt; die Staubfäden, mit den Corollenblättchen abwechselnd, tragen herzförmige, zweifächerige Antheren; der Griffel ist einfach, gekrümmt, mit abgestutzter Narbe; die einsamige Kapsel springt an der Spitze auf. Die einzige Art, Ic. senegalensis *Adr. Juss.* (l. c.), wächst in Senegambien, als ein Baum vom Ansehen des Chrysobalanus Icaco (daher der, freilich gegen die Linné'schen Regeln gebildete, Geschlechtsname), mit abwechselnden, eiförmig-abiangen, ganzrandigen, glatten Blättern und rispenförmigen, am Ende der Zweige stehenden Blüthen. (*A. Sprengel.*)

Icaco *Plum.*, s. Chrysobalanus.

Icacorea *Aubl.*, s. Ardisia.

Icades, s. Icas.

ICAEDITA. Der Name ist nur aus Inschriften bei Gruterus (s. *Cellar.*, Geogr. antiq. II, 1. p. 73) bekannt, und deutet auf eine Stadt in Lusitanien zwischen dem Tagus und Duerus; er wird auch Igaedita und Incedita in denselben Inschriften geschrieben gefunden. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Ican radix, s. Ikanwurzel.

Icaranda (Bot.), s. Jacaranda.

ICARIA war 1) ein Flecken, δῆμος, welcher zur Phyle Ägeis gehörte, in Attika, unstreitig auf der östlichen Seite des Landes gelegen; denn Plinius (IV, 40) nennt und setzt den Berg Icarius zwischen den Brilessus und Hymettus. Hierdurch wird die Lage des Ortes bestimmt. Der Ort war durch die erste Einführung des Weinbaues berühmt. Nach der Mythe hatte Ikarius, von dem der Flecken und die Berglandschaft den Namen führte, zuerst den Bacchus aufgenommen und den Weinbau von ihm gelernt. Er war der Vater der Erigone, die sich nach der Ermordung desselben erhing. *Stephanus* v. Ἰκαρία. *Apollodor.* III. c. 14. 6. 7. *Meurs.*, De Regno Athen. II. 2. p. 86 sq. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

2) s. Icarus.

ICARIS, eine Stadt Macedoniens, die nur aus Pomponius Mela (II, 3, 1) bekannt ist, und nach derselben Quelle zwischen den Flüssen Arius und Peneus gelegen war. Übrigens ist die Lesart in der angeführten Stelle des Mela nicht einmal sicher, denn man liest daselbst auch Sycharis, was Tzschucke zu der Stelle für einen Schreibfehler von Sycurium bei Polybius und Livius hält. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ICARIUM MARE, τὸ Ἰκάριον πέλαγος, ist ein Theil des ägäischen Meeres, und bezeichnet gegen die asiatische Küste zu denjenigen Theil der See, welcher sich um die Insel Ikarus oder Ikaria ausbreitet, und gegen Westen an das myrtoische Meer, gegen Süden an das karpathische Meer grenzt. Es erstreckt sich demnach über einen großen Raum der Küstengewässer von Jonien und Karien. Es liegen darin die Eilande Samos, Kos, die Korassiá, Leros und andere dazwischen zerstreute Inseln. *Strab.* X. p. 488. Wie von der Insel Myrtos (südlich von Euböa gelegen) der Name des myrtoischen und von der Insel Karpathos der des karpathischen Meeres hergeleitet wird, so leiten auch Strabon (l. c.) und Plinius (IV, 23) von der Insel Ikaros den Namen des ikarischen Meeres her. Nach der Mythe ist ihm aber die Benennung zu Theil geworden, weil Ikaros, der seinen Vater Dädalos auf seiner Flucht aus Kreta begleitete, bei dieser Insel ins Meer stürzte und ertrank. *Ovid.* IV, 565. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

Icarius, ein Berg in Attika, s. unt. Icaria.

ICAROS hieß 1) eine Insel im persischen Meerbusen, welche der Mündung des Euphrats (oder des Tigris) gegenüber lag. Diesen Namen ließ ihr Alexander beilegen. Die Insel hatte viel Hirsche, wilde Ziegen und anderes Wild, das aber nur zur Ehre der Artemis, die hier einen Tempel hatte, erlegt werden durfte. Die Insel war klein und die Einwohner hatten um das Heiligthum ihre Wohnung. Plinius (VI, 32) nennt sie Ichara, Strabon aber (XVI. p. 766) Icarios, und sagt, daß Apollon und Artemis, letztere mit einem Orakel, Tempel auf dieser Insel hätten. Ptolemäus nennt sie Ἰχάρα und Ἰχάρος. *Arrian.*, Anabas. VII, 20. §. 6. *Aelian.*, Histor. Animal. XI, 9. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

2) Insel im ikarischen Meere, s. Icarus.

ICARUS, auch ICARIA, Ἴκαρος, Ἰκαρία, letzteres bei den spätern Schriftstellern gebräuchlicher, ist eine lange, schmale Insel in der Nähe der asiatischen Küste, im sogenannten ikarischen Meere, von Plinius (H. N. IV, 23) zu den Sporaden, von Stephanus zu den Cykladen gerechnet, wurde früher Doliche und Makris, welches Beides die Lange bedeutet, von ihrer Gestalt, und Ichthyoessa von ihrem Reichthume an Fischen genannt. Ihren bekanntern Namen soll sie von Ikaros erhalten haben, der hier von Herkules begraben wurde. Sie ist durch einen Kanal von 80 Stadien (1¼ Meilen) Breite von Samos getrennt, und dehnt sich nach Südwest aus. Ihr Umfang beträgt 300 Stadien. Sie erhebt sich östlich mit dem Vorgebirge Drakanon (auch Drepanon) und endigt ihr Waldgebirge westwärts in einer Landspitze, bei welcher das Städtchen Önoe, Οἰνόη, ein Tempel der Artemis, Tauropolium, und eine Ankerbucht, Isti, Ἱστοί, sich befanden. Jetzt liegt dort der Flecken Karabati. Ein anderer Ankerplatz war bei Drakanon; einen eigentlichen Hafen hatte die Insel nicht. Plinius gibt ihr noch ein zweites Städtchen, das wahrscheinlich bei Drakanon an der Stelle des jetzigen Fleckens Fanari lag, und wie Stephanus andeutet, wie die Insel Ikaros hieß. Zu Strabon's Zeit gehörte sie den Samiern, die sie besonders zur Weide ihrer Heerden benutzten. Früher war sie eine Colonie der Milesier. Jetzt heißt die im Ganzen arme Insel, die jedoch Bau- und Brennholz in großer Menge liefert, Nikaria*). (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

ICARUS. Nach Plinius (H. N. VI, 17) wäre dieses der Name eines Flusses bei den Baktrern, der in den Oxus einfließt; allein die Lesart in dieser Stelle ist nicht sicher, man liest statt: ad Icarum flumen auch: ad Achrum flumen. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ICARUSA. Dies der Name eines Flusses bei Plinius (H. N. VI, 5) zwischen der Palus Mäotis und dem Pontus Euxinus in der Sarmatia Asiatica juxta Cercetas, wie Plinius hinzufügt. Allein der Name ist unsicher, denn die Lesart schwankt. Man liest auch Tarusa statt Icarusa in jener Stelle. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ICAS, ICADES. Das griechische Wort εἰκάς, womit der zwanzigste Tag jedes Monats bezeichnet wurde. Die Attiker hatten den Pluralis εἰκάδες im Gebrauch. Schol. ad *Aristophan.* Nub. 17. Der zwanzigste Tag schloß die Dekas des mittlern Monats, μηνὸς μεσοῦντος. Er war für gewisse religiöse Festlichkeiten, wie zu Opfern für Apollon bestimmt. Etymolog. M. s. v. Im Monat Boedromion fiel auf diesen Tag die vorzüglichste Feier der Mysterien, mit welchen die Athenäer in einem solennen und begeisterten Zuge das geschmückte Bild des Jakchos (Bacchus) von Athen nach Eleusis trugen. *Plutarch.*, Phocion. p. 754. B. *Camill.* p. 138. D. *Euripid.*, Ion. 1075. *Aristoph.*, Ran. 326. Epikurus hatte in seinem Testamente festgesetzt, daß in jedem Monate am zwanzigsten Tage die Anhänger seiner Schule zusammenkommen und ihm zu Ehren schmausen sollten. Diesen Schmaus nannten sie εἰκάδας und sich selbst εἰκαδιστάς. Auch waren dafür besondere Speisen bestimmt. S. *Athen.* VII, 53. p. 298. d. *Cic.*, De Fin. II, 31. 101. *Plin.*, H. N. XXXV, 2. 2. Das Testament steht bei *Diogen. Laert.* X, 19. Vgl. *Rhodigin.*, Lect. antiq. XX, 32. (*Hand.*)

ICAUNA. Dies der Name eines Flusses in der Gallia Lugdunensis, der nur aus den Schriftstellern des Mittelalters bekannt ist, und daselbst bald Jtumna, bald Icumna, auch Ytumna geschrieben gefunden wird. Vgl. *Cellar.*, Notit. Orb. antiq. II, 2. p. 168. Aus der letztern Schreibart ersieht man, daß es der heutige Fluß Yonne ist, der im Departement Nievre entspringt, bei Clamercy schiffbar wird, und bei Montereaufault in die Seine fällt. Wir finden, daß man denselben Fluß bei lateinischen Scribenten auch Hiona und Egona genannt hat. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ICCIUS. Weder ein Geschichtschreiber, noch ein anderer Schriftsteller nennt dieses Römers Namen und Schicksale. Nur aus zwei Gedichten des Horatius haben wir einige Kenntniß von dem Manne, welcher in das öffentliche Leben weniger eintrat, als er im Privatleben nützlich und seinen Freunden werth war. Aus der 29. Ode des ersten Buches und der 12. Epistel des ersten Buches ergibt sich nur Folgendes: Er, der Freund des Horatius, und ohne Zweifel auch im Umgang anderer geistvoller Männer, beschäftigte sich vorzüglich mit dem Studium der Philosophie, und Horatius nennt den Stoiker Panätius und die Sokratische Schule, mit welchen Iccius befreundet gewesen. Als Älius Gallus, der Statthalter in Ägypten, im J. 729 n. E. d. St. auf römischem Befehl einen Feldzug, die Völker Arabiens zu unterjochen und der dortigen Schätze sich zu bemächtigen, unternahm (*Strab.* XVI, 5), schloß sich auch Iccius an, sei es, um dadurch sich zu einigem Gewinne zu verhelfen, oder um im Kriegsgeschäfte thätig zu sein. Der Feldzug misglückte (*Dio Cass.* LV, 29), und Iccius kehrte, vielleicht nicht mehr bereichert, als er vorher war, zurück. Wir finden ihn in der Epistel des Horatius als Oberaufseher bei den stattlichen Besitzungen des M. Agrippa in Sicilien in einer äußerlich wol sorgenlosen Lage wieder. Nach den Andeutungen in dem Gedichte setzte er seine philosophischen Studien unter den ihm obliegenden Geschäften fort, mußte aber das Drückende seiner Lage,

*) *Strab.* XIV. p. 635 und 639. *Stephan.* cum not.

in welcher er, umgeben von gewinnsüchtigen Menschen, nur die Verwaltung fremder Güter zu besorgen hatte, den Abstand seines höhern geistigen Strebens empfindlich fühlte, in bittern Klagen gegen seinen Freund ausgesprochen haben. In dem Briefe nämlich, welcher die Empfehlung des Pompejus Grosphus, der selbst in Sicilien Güter besaß, zum Zweck hatte, tröstet Horatius seinen Freund, indem er ihm darlegt, daß ihm als Verweser fremden Gutes doch auch die eigene Subsistenz gesichert sei und ihm den eigenen Werth fühlbar macht, da er in geistlosen und lästigen Geschäften und unter herzlosen Menschen nicht aufgegeben habe, seine wissenschaftlichen Forschungen der Naturkunde und Philosophie fortzusetzen. So ergibt sich, unbefangen aufgefaßt, aus den Andeutungen das Bild eines edeln und dem Geistvollen zustrebenden Mannes. Statt dessen aber hatten die Erklärer des Horatius, veranlaßt durch eine Angabe bei dem Scholiasten des Cruquius, eine gegentheilige Meinung von des Iccius Charakter aufgestellt, und nach derselben auf falschen Voraussetzungen die Erklärung so musterhaft verunstaltet, daß sie sogar historisch merkwürdig ist. Man hat nämlich Iccius als einen der habsüchtigsten, schmuzigsten Menschen geschildert, ihn aller Heuchelei und Betrügerei fähig erachtet und in Horatius' Worten nur strafende Ironie erkannt, sodaß freilich auch auf des Dichters Wahl eines solchen Freundes ein sehr zweideutiges Licht fiel. Wieland verfolgte dies mit seiner verdächtigenden Spitzfindigkeit und seinem Unglauben an reine Menschlichkeit bis zum Äußersten. Alle glaubten ihm, bis F. Jacobs im Rheinischen Museum 2. Jahrg. 1. Hft. S. 1. 1828 auftrat, um den Freund des Horatius vor fernerer Schmähung sicher zu stellen. Er brachte mit einem edeln Gradsinne und vorurtheilsfreiem Urtheile die Wahrheit wieder zu Tage, an welcher forthin Niemand zweifeln wird, und die einem schuldlosen Todten die verunglimpfte Ehre wieder zuspricht. (*Hand.*)

ICCIUS PORTUS. Die Schreibart dieses Wortes steht nicht fest. Bei Jul. Cäsar (De B. Gall. II, 3 und 6) wird gewöhnlich Iccius gelesen, allein V, 2 und 5 findet sich Itius geschrieben. Der Metaphrast des Jul. Cäsar macht sogar Ἴκτιον daraus (verdorben ist die Lesart Ὄκτιον). Bei Strabon kommt τὸ Ἴτιον vor, bei Ptolemäus τὸ Ἴκιον. Daß ein Hafenplatz damit bezeichnet wird, lehrt zwar der Zusatz des Jul. Cäsar, Portus; wenn aber Ptolemäus Ἴκιον ἄκρον sagt, so kann es noch zweifelhaft sein, ob das Cäsarische und Ptolemäische eins und dasselbe ist. Nach Cäsar (De B. Gall. V, 2) war der Portus Itius die bequemste Stelle im Gebiete der Morini in der Gallia Belgica, von wo aus die Überfahrt nach Britannien gemacht werde. Diese unbestimmte Angabe veranlaßte die Gelehrten, beinahe jeden bequemen Übergangspunkt von Frankreich nach England im Kanal für den alten Portus Itius oder Iccius zu erklären und deshalb Etaples, Boulogne, Calais und Witsand oder Wissant in Vorschlag zu bringen. Da von dem letztern Orte aus wenigstens die kürzeste Überfahrt genommen werden kann (*Caesar* l. l. sagt: quo ex portu commodissimum in Britanniam transmissum esse, circiter M. P. XXX a continenti), so stimmen die meisten Gelehrten für Wissant, eine kleine Stadt im Departement Pas de Calais, 2¼ M. nordöstlich von Boulogne, 2 M. südwestlich von Calais. Erinnert man sich dabei an den Portus Morinorum Britannicus bei Plinius (H. N. V in extr.), der nach einer Stelle bei demselben (IV, 16) auch Gessoriacum litus hieß, und von wo aus die kürzeste Überfahrt nach Albion (England) 50,000 Schritte beträgt, während nach Cäsar's Angabe vom Portus Iccius nur 30,000 Schritte sind, so kann man nicht begreifen, wie Einige an Gessoriacum, das nach der Tabula Peuting. auch Bononia oder Bolonia hieß, und folglich das jetzige Boulogne sur mer ist, denken und Boulogne unter Itius Portus verstehen mochten. Daß Plinius den Hafen Gessoriacum gradehin für den Portus Morinorum Britannicus ausgibt, kann uns immer noch nicht bestimmen, zu glauben, daß Cäsar ihn ebenfalls habe andeuten wollen. Es konnte ja der Fall sein, welchen auch Mannert S. 185 in s. Gallia Transalpina vermuthet, daß bei näherer Bekanntschaft der Hafen Itius zur Überfahrt nach Britannien minder bequem gefunden wurde; man wählte dafür später das südlicher liegende Gessoriacum, wenn auch die Überfahrt um etliche Tausend Schritte verlängert wurde. So verschwand zuletzt der Itius Portus aus dem Andenken. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ICENI. Eine von den mehren Völkerschaften in der Britannia Romana. Sie sind jedenfalls dieselben, welche Ptolemäus Σιμενοί nennt, und sind deshalb in denjenigen Theil der Insel zu setzen, welcher mit einem Vorsprunge ins teutsche Meer ausläuft, sodaß sie das heutige Suffolk und Nortfolk inne hatten. Ihrer gedenkt Tacitus in den Annalen XII, 31 sq. und XIV, 31 mit der Bemerkung, daß sie eine starke Nation (gens valida) seien, welche anfänglich die Freundschaft der Römer gesucht hätte; nachher hätten sie mit Hilfe der Trinobanten einen Aufstand bewirkt, und die ganze Provinz in denselben zu verwickeln gesucht. Ihre Besiegung und Bestrafung erzählt Tacitus in der zuletzt angeführten Stelle, wobei auch ein König derselben (Rex Icenorum), Namens Pratusagus, erwähnt wird. Wenn man glauben darf, was Cellarius schon vermuthet hat, daß unter den bei Jul. Cäsar (De Bell. Gall. V, 21) erwähnten Cenimagni die Iceni versteckt liegen, so gehören sie zu den mehren Völkerschaften Britanniens, welche sich dem Jul. Cäsar bei seiner Landung auf dieser Insel freiwillig unterwarfen. Bei Ptolemäus, in dem Itiner. Antonini, in der Tabula Peutingeriana werden auch Städte der Iceni angeführt, unter welchen Venta Icenorum wol die älteste und am meisten nationale ist. Aus ihren Ruinen ist das spätere Norwich emporgestiegen. Andere jedoch erklären Caster, oder Lyna für das alte Venta Icenorum. Villa Faustini, eine römische Colonie, ist das jetzige Faston, und was Icenorum oppidum schlechthin heißt, ist jetzt wol Ikswott in der Grafschaft Suffolk. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Icesius (Biogr.), s. Hikesios.

ICETAS (Hiketas), ICETES, s. Hiketas. Über

den Tyrann dieses Namens, welcher Leontini beherrschte, s. unt. Leontini. (*R.*)

Icetes (Biogr.), s. Hiketas.

ICH. Was das Ich sei, kann uns nur unser eigenes Bewußtsein lehren, da es von uns selbst nichts Verschiedenes ist. Im gemeinen Leben verstehen wir unter Ich unsere ganze Person in der Einheit der Seele und des Leibes, insofern wir davon ein Bewußtsein haben. Wir betrachten daher unsern Leib als etwas zu unserm Ich Gehöriges, und nennen eine Verletzung desselben durch Andere eine persönliche Beleidigung, A hat mich gestoßen, mich verwundet. Ich bedeutet mithin im Allgemeinen das Bewußtsein unsers eigenen Seins, als dieses individuell-bestimmten in seinem Unterschiede von jedem andern, das Selbstbewußtsein, das absolute Subject, welches niemals Prädicat eines andern sein kann. Sollte das Ich Prädicat eines andern Wesens sein, so müßten entweder wir selbst ein anderes von uns verschiedenes Wesen, also ein Nicht-Ich, als Ich denken, was unmöglich ist, oder es müßte ein anderes Wesen im Bewußtsein seiner selbst von sich sagen können: Ich bin Prädicat eines andern von mir verschiedenen Wesens, eines Nicht-Ich, was ebenso unmöglich ist, da ich jenes Wesen dann nur als mein Wesen, d. h. als mich selbst denken könnte. Alles daher, was zum Bewußtsein, diesem idealen Brennpunkte unserer gesammten Seelenthätigkeiten, gelangt, erhält damit eine Beziehung auf unser Ich. Eine innere Welt, im Gegensatze zu der äußern, sinnlich wahrnehmbaren, ist ohne das Bewußtsein gar nicht möglich; aber auch die Außenwelt, obgleich sie ein Sein an sich hat, unabhängig von unserm Geiste, ist doch für uns nur gegenständlich, insofern sie in unser Bewußtsein fällt. Über das Verhältniß unseres Ich zu unserer ganzen Organisation lehrt uns die Erfahrung Folgendes: Erstens, das Ich entwickelt sich in dem leiblichen Organismus und mit Hilfe mehrer Organe; aber erst dann, wenn diese ausgebildet worden und in ihren Functionen eine gewisse Fertigkeit erlangt haben. Für uns alle verliert sich die erste Zeit unseres irdischen Daseins in ein undurchdringliches Dunkel, und es ist Thatsache, daß unser Bewußtsein aus einem bewußtlosen Zustande sich entwickelt hat. Das Wie ist unerklärlich und unbegreiflich. Wie von dem äußern Lichte kann man auch von dem Lichte des Bewußtseins nur sagen, es ist da, es ist in uns aufgegangen, und offenbart sich selbst und die Innenwelt, ohne angeben zu können, wie man dazu gekommen ist. Das höhere Princip, aus welchem man es ableiten wollte, müßte entweder ein seiner selbst bewußtes sein, und dann würde das Ich schon vorausgesetzt, oder es wäre ohne Bewußtsein. Womit wollte man aber dann die Nothwendigkeit darthun, daß ein bewußtloser Zustand ins Bewußtsein überschlagen, aus der Dunkelheit Licht sich erheben müsse? Um aber das Erwachen des Bewußtseins in uns selbst zu beobachten, müßte man zugleich ein Bewußtsein davon haben, daß man noch ohne Bewußtsein sei. Dies ist aber unmöglich. So würde nur noch der Ausweg übrig bleiben, die Entfaltung des Bewußtseins an dem Kinde zu beobachten. Dies ist aber auch mislich. Die ersten zartesten Anfänge des kindlichen Bewußtseins verlieren sich ins Dunkel der Empfindung, und gleichen den unendlich kleinen Körpern, die erst, zu größern Complexionen angewachsen, für uns sinnlich-wahrnehmbar werden. Wir ersehen wol aus den äußern Zeichen, daß das Kind sinnlich wahrnimmt, daß es begehrt, von Schmerz und Lust bewegt wird; wie aber die einzelnen Empfindungen und Vorstellungen in ihm wirken, sich gruppiren, und sein Bewußtsein bestimmen, erfahren wir damit keineswegs. Wenn daher Einige behauptet haben, es lasse sich der wirkliche Anfangspunkt in dem Erwachen des menschlichen Bewußtseins entdecken, und so eine wahre Theorie des menschlichen Erkenntnißvermögens aufstellen, so ist dies zu viel behauptet. Die Entfaltung des Bewußtseins soll nämlich damit anfangen, „daß das Kind, nachdem es schon eine hinlängliche Übung in den Sinneswahrnehmungen und den sinnlich-willkürlichen Bewegungen sich erworben, und eine zureichende sinnliche Erkenntniß von den Gegenständen seiner Umgebung gewonnen, zu einer zwar Anfangs unklaren, aber nach und nach an Klarheit und Bestimmtheit immer mehr zunehmenden Anerkennung der Thätigkeit seiner eigenen tastenden Bewegung im Gegensatze gegen den Widerstand der berührten Körper gelangt." Allein hier erfahren wir wol, daß das Kind in einer gewissen Periode zum Bewußtsein gelangt ist, aber weder wann, da die Foderung einer vorausgegangenen hinlänglichen Übung in den Sinneswahrnehmungen viel zu unbestimmt ist, noch wie es dazu gelangt. Die Deduction sagt blos, wenn das Kind Bewußtsein hat, so hat es Bewußtsein. Auch wird die erste Entfaltung des Bewußtseins offenbar viel zu spät gesetzt. Das erste noch dunkle Regen, gleichsam der noch schwache Strahl der Dämmerung, welcher nach und nach zum vollen Lichte des Bewußtseins übergeht, beginnt schon mit der Empfindung und Anschauung. Denn was heißt z. B., das Kind sieht einen Baum, oder es empfindet Schmerzen, wol anders, als es findet auch da, wo es einen sinnlichen Gegenstand außer sich setzt, sich selbst in seinem Dasein auf gewisse Weise modificirt und bestimmt? d. h. eben, es hat zugleich ein Bewußtsein von sich? Zweitens, Einmal erwacht und selbst bis zur höchsten Klarheit gesteigert, vermag das Ich, als das Selbstbewußtsein auch bei der größten Anstrengung nicht, sich immer auf der gleichen Höhe zu halten. Es wird wieder verdunkelt und seine Thätigkeit durch Pausen unterbrochen, in denen es eine Zeit lang unterdrückt wird. Diese Pausen nennen wir Schlaf, und sie scheinen zur Erfrischung der leiblichen Organe und dadurch der Seelenthätigkeiten selbst so nothwendig zu sein, daß wir sie zwar einige Zeit hinauszuschieben, aber nicht ganz abzuhalten vermögen, und daß, je weiter wir sie hinausschieben, die Natur desto dringender und gewaltiger ihre Befriedigung fodert. Von dem Schlafe gilt dasselbe, was von dem Erwachen des Bewußtseins. Man kann sein eigenes Einschlafen nicht beobachten. Daraus ergibt sich, daß es nicht von uns abhängt, Bewußtsein zu haben, wann und wie wir wollen, so wenig, als es nach Gefallen zu

unterdrücken. Wie vieles würde Mancher opfern, wenn er es in sich zu ersticken, und diesen innern, unbestechlichen Zeugen, Ankläger und Richter seiner selbst nach Belieben zum Schweigen zu bringen vermöchte! Drittens, nach der Erfahrung scheint das Ich nichts Selbständiges zu sein. Wir finden es in ihr nie rein, für sich, sondern immer eine bestimmte Empfindung, Anschauung, Vorstellung rc. habend, welche in stetem Wechsel begriffen sind. Kant nennt dieses „das empirische Bewußtsein, welches verschiedene Vorstellungen begleitet, an sich zerstreut sei, und ohne Beziehung auf die Identität des Subjects; zum Unterschiede von dem reinen Bewußtsein, dem eigentlichen Selbstbewußtsein (dem transscendentalen Selbstbewußtsein, der reinen Apperception), d. h. dem Bewußtsein der Identität unsers Selbst bei aller Verschiedenheit des empirischen Bewußtseins. Durch das transscendentale Selbstbewußtsein vereinige ich alle Vorstellungen in mir, ich mache sie zu meinen Vorstellungen, welches nur dadurch möglich ist, daß ich ein Mannichfaltiges überhaupt in meinem Bewußtsein vereinigen kann, welche Möglichkeit mithin (die synthetische Einheit des Mannichfaltigen der Anschauungen) schon unabhängig von der Erfahrung (a priori) vorhanden sein muß. Aber daraus folgt gar nicht, daß Ich, der ich denke, als Object ein für mich selbst bestehendes Wesen, d. i. eine Substanz, sei, welcher Begriff sich immer auf Anschauungen bezieht, die nicht anders als sinnlich sein können, mithin ganz außer dem Felde des Verstandes und seinem Denken liegen“ [1]). Ohne uns hier in eine tiefer dringende Kritik dieser weit verbreiteten Lehre des großen Denkers einzulassen, bemerken wir nur, daß von dem empirischen Bewußtsein wol nicht mit Recht behauptet wird, es sei ein bloßer Begleiter der Vorstellungen, mithin etwas Zufälliges, wie ein Anhängsel derselben, oder es sei an sich zerstreut und ohne Beziehung auf die Identität des Subjects. Vielmehr ist das Bewußtsein das Wesentliche, dagegen die einzelnen Vorstellungen, Anschauungen rc. das Begleitende, Außerwesentliche. Ich finde mich in meinem Bewußtsein zwar nie ohne bestimmte Vorstellungen, Empfindungen rc., aber keine einzelne ist für sich nothwendig, wie sich daraus ergibt, daß eben die einzelnen Vorstellungen rc., das stets Wechselnde, ins Bewußtsein Tretende und wieder Verschwindende sind, während das Bewußtsein bleibt, dagegen Vorstellungen rc. ohne wenigstens dunkles Bewußtsein nicht denkbar sind. Das reine Selbstbewußtsein, als die Identität meines Selbst bei allem Wechsel, ist zwar allerdings das Product der Abstraction und Reflexion, allein wenn das Ich nicht in allen einzelnen Momenten des Bewußtseins als der unverrückte Mittelpunkt vorhanden wäre, so würde ich mich auch gar nicht als das in allem Wechsel Identische, als dieselbe Person in den verschiedensten Momenten meines Lebens in Wahrheit denken können. Und diese Identität meines Selbst ist nicht etwa das Product der Speculation, oder nach Kant der Selbstthätigkeit des Verstandes, sondern sie findet sich in jedem, auch dem ungebildeten Bewußtsein, ich habe gar nicht die Macht, mich heute als ein von dem, der ich gestern war, verschiedenes Wesen zu denken, obgleich ich vielleicht heute von ganz andern Gefühlen, Vorstellungen rc. bewegt werde. Gewiß folgt aus dem Bisherigen nicht die Realität des Ich, als eines selbstthätigen Wesens, einer Substanz, aber ebenso wenig begreife ich, wie mein Ich aus dem Nicht-Ich entspringen, das Prädicat eines andern Wesens sein könne. Kraft des Bewußtseins erkennen wir in unserm Ich unser wahres Selbst, nicht blos den Focus aller einzelnen Seelenthätigkeiten, sondern auch den Grund unserer ganzen Persönlichkeit und den Quell aller unserer freien Handlungen. Selbst die Unsterblichkeit, als die Fortdauer unserer Persönlichkeit nach dem Tode, ist nur durch die Erhaltung unsers Ich möglich. Das pantheistische Verschwimmen unsers ganzen Wesens in das unendliche All mit der Auflösung unserer Persönlichkeit, von den Anhängern jener Systeme als die höchste Seligkeit gepriesen, verdient eigentlich diesen Namen gar nicht. Dauert nach dem Tode zwar unsere Geisteskraft fort, verschwindet aber das Bewußtsein unserer Persönlichkeit, so dauern eigentlich wir nicht fort, und die Unsterblichkeit wäre für uns nur ein ewiger Schlaf, und würde sich zu unserm gegenwärtigen Leben verhalten, wie dieses zu einem frühern vorirdischen, wenn wir ein solches annehmen wollten, welches aus unserm Bewußtsein bis auf die kleinste Spur verschwunden ist. — Wie soll man aber die Seelenthätigkeit nennen, wodurch wir uns selbst als Ich finden? Die Kant'sche Schule und Herbart nennen das Ich eine Vorstellung. Das ist es aber nicht. Denn zu jeder Vorstellung gehört a) ein vorstellendes Subject, b) ein von ihm verschiedenes vorgestelltes Object, c) eine Beziehung zwischen beiden durch den Act des Vorstellens, woraus d) das Bewußtsein des Objects, als eines gegenwärtigen, d. i. die wirkliche Vorstellung hervorgeht. Zwar können wir, wenn wir einmal zum Selbstbewußtsein gelangt sind, auch über uns selbst und unser eigenes Bewußtsein reflectiren, und uns dasselbe gleichsam gegenüber stellen, und auf der Möglichkeit dieser Reflexion beruht alle Selbsterkenntniß, sowie die ganze Philosophie; aber ebendeshalb ist der primitive Act, wodurch wir zum Bewußtsein gelangen, nicht selbst eine Vorstellung. Auch kann die Reflexion über unser Ich nur uneigentlich ein Vorstellen genannt werden, indem dabei das Subject und Object ein und dasselbe sind, und untrennbar zusammenfallen, was bei der Vorstellung nicht so ist. Ebendeshalb kann auch das Bewußtsein unsers Ich nicht, wie Fichte und Schelling wollen, eine intellectuelle Anschauung sein. Von dem Ich gibt es kein Bild, kein geistiges Auge kann es anschauen als ein außer uns seiendes, objectives, sondern der Anschauende und das Angeschaute sind hier unmittelbar ein und dasselbe. Für dieses unmittelbare Bewußtsein unsers Selbst in diesem bestimmten Zustande seines Seins hat unsere Sprache keinen andern Ausdruck als das sich-Finden, Empfinden oder richtiger das Gefühl. Denn das Gefühl, im Gegen-

1) Kritik der reinen Vernunft. S. 131 rc. 407, und Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik. S. 136.

satze zu dem blos sinnlichen Fühlen, dem Tasten, beruht nicht, wie die Vorstellung und Anschauung, auf einer objectivirenden Thätigkeit unsers Geistes, sondern ist etwas blos Subjectives, bezeichnet das unmittelbare Innewerden unsers eigenen Gemüthszustandes in seinem individuellen Sein, obgleich dasselbe auf äußere Gegenstände bezogen werden kann. Ich kann mir es wol als möglich denken, daß einem Andern ein anschaulicher Gegenstand grade sowie mir erscheint, daß er sich ein Object genau so vorstellt, wie ich, aber genau so fühlen, wie ich, kann kein Anderer, er müßte denn Ich selbst sein. Aus dieser Eigenthümlichkeit unsers Ich läßt sich leicht das Unhaltbare des Fichte'schen Systems darthun, in welchem aus Einem Princip, der freien Thätigkeit des Ich, wodurch erst das empirische Bewußtsein bedingt werde, der Gehalt und die Form der ganzen Philosophie (Wissenschaftslehre) abgeleitet werden sollte. Nicht weniger paradox ist die Behauptung Herbart's, das Ich sei voll der härtesten Widersprüche, ja etwas ganz Unsinniges, ein Unding, das man zerstören müsse [2]). Da in diesem System das Ich aus Vorstellungsreihen der Einen Seele, ihrer Spannung, ihrem Drucke und ihren wechselnden Verhältnissen abgeleitet wird, so sagt das Ich sich selbst: Ich bin etwas Widersprechendes, Unsinniges, ein Unding, aber ich suche gleichwol nach den in mir selbst liegenden Gesetzen des Denkens mein Ich aus einem andern, dem Nicht-Ich, abzuleiten und zu begreifen, d. i. das sich selbst construirende Unding. Ich setzt bei der ganzen Construction sich selbst voraus, zweifelt nicht an seinem eigenen Dasein, und will sich aus dem ihm Entgegengesetzten, dem Nicht-Ich, ableiten, ein so offenbarer Cirkel, daß er jedem einleuchtet, nur dem Philosophen nicht, der in der Verfolgung einer Hypothese die Thatsache verdreht oder verleugnet, und in dem engen Gedankenkreise seines Systems wie durch eine unsichtbare Macht festgehalten wird. (*Bachmann.*)

ICHANA, ein Städtchen (*πολίχνιον* nach *Steph. Byzant.* s. v.) in Sicilien, auf der Ostküste der Insel, nördlich vom Vorgebirge Pachynum. Die Ichanenses werden von Plinius (H. N. III, 8) mit aufgeführt unter mehren sicilischen Städtebewohnern. Ptolemäus (III, 4) nennt den Ort Ina, was aus Ichana zusammengezogen zu sein scheint. Jetzt heißt derselbe Icana. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Ichara (alte Geogr.), s. Icaros.

ICHENHAUSEN, hübscher Marktflecken an der Günz, vier Stunden von Augsburg, im Landgerichte Günzburg des bairischen Oberdonaukreises. Der Ort enthält beiläufig 230 Häuser, 2100 Einwohner, einen Magistrat, die Sitze eines Patrimonialgerichts des Freiherrn von Stein, an dessen Familie dieses Gut im J. 1576 gekommen ist, eines kathol. Dekanats und Pfarramtes, und einer großen schönen Synagoge für die dortige zahlreiche Judenschaft. (*Eisenmann.*)

2) Psychologie. 1. Th. (Königsberg 1824.) S. 68. 94 fg. Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie. 3. Aufl. (Königsberg 1834.) S. 160 fg.

ICHNANTHUS (eigentlich **ISCHNANTHUS**), eine von Palisot de Beauvois (Agrost. p. 66. t. 12. f. 1) aufgestellte Gewächsgattung aus der zweiten Ordnung der dritten Linné'schen Classe, und aus der Gruppe der Bromeen der natürlichen Familie der Gräser. Char. Die Blüthen rispenförmig; der Kelch zweispelzig, dreiblumig; die untere Spelze breiter, an der Spitze zweizähnig, zwischen den Zähnen mit einem stumpfen Stachel; von den drei ungegrannten Corollen ist eine zwitterig, knorpelig, zweispelzig; dieser gegenüber stehen zwei unvollkommene: eine männliche, zweispelzige und eine geschlechtslose, einspelzige; im Zwitterblümchen befinden sich unter dem Fruchtknoten zwei abgestutzt-ausgerandete Schüppchen. Die einzige bekannte Art, Ichn. panicoides *P. B.* (l. c.), ist in Südamerika einheimisch, als ein Gras mit schlaffer, sehr fein-, fast haarförmig-getheilter Blüthenrispe (daher der Gattungsname ἄνθος, Blüthe, ἰσχνός, dünn, fein). (*A. Sprengel.*)

ICHENHEIM, schönes und großes Pfarrdorf im großherzogl. badischen Oberamte Lahr, 1½ teutsche M. nördlich von der Oberamtsstadt und eine halbe M. vom Rheinstrome, mit einer Poststation auf der Straße nach Kehl, hat schöne Gebäude, worunter eine Kirche, zwei Pfarrhäuser und zwei Schulen, eine große fruchtbare Gemarkung, 1253 Einw. in 270 Familien, zur größern Hälfte Evang., zur andern Hälfte Kathol. und alle wohlhabend. Ein sehr alter Ort, der schon in einer Urkunde vom J. 903 erscheint, worin Luitfried IV., Graf vom Suntgaue, mit Einwilligung seiner Söhne Huntfried, Luitfried und Hugo sein Gut in Ichenheim an das Kloster St. Trudbert am Schwarzwalde vergabte. Auch das Kloster Schuttern hatte schon in ältern Zeiten Güter hier, deren Besitz ihm Papst Innocentius II. unterm 28. Oct. 1136 bestätigte. Ichenheim gehörte übrigens zur Herrschaft Mahlberg, mit deren weltlichen und geistlichen Schicksalen auch die seinigen zusammenhängen. Das Patronatrecht aber hatte Kloster Gengenbach, dem auch schöne Güter daselbst und der größte Theil des Zehnten angehörten. Alles dieses ging bei Auflösung des Klosters (1803) an die Landesherrschaft über. Die Protestanten, früher nach Ottenheim, später nach Meisenheim eingepfarrt, erhielten unter der Regierung des letzten katholischen Markgrafen, August Georg, im J. 1765 einen eigenen Pfarrer. (*Th. Alfr. Leger.*)

Ichlath (Geogr.), s. Achlath.

ICHNAE, Ἴχναι, 1) eine Stadt Macedoniens, in der Landschaft Bottiäis, auf der rechten Seite des Flusses Arios, lag an der Küste des thermäischen Meerbusens. Herodot erwähnt ihrer bei Gelegenheit des Heerzuges, den Xerxes längs dieser Küste hinab leitete. *Herodot.* VII, 118. Plinius (IV, 17) gibt ihr dieselbe Lage, ohne sie weiter auszuzeichnen. Vgl. *Stephan.* h. v.

2) Eine Stadt Thessaliens, lag in der Landschaft Thessaliotis. Sie war ausgezeichnet durch die Verehrung der Themis Ichnäa (*Strabon.* IX. p. 435), die schon in der Homerischen Hymne auf den Apollon und von Lykophron (V. 129) erwähnt wird. Jupiter, der sie verfolgte, soll sie hier eingeholt haben. Stephanus (h. v.)

verlegt die Verehrung der Themis in das macedonische Ichnä. Der Scholiast zu Lykophron leitet den Namen, besonders das Appellativum 'Ιχναία von ἴχνος her, weil die Themis die Spur der Giganten verfolgt habe.

3) Auch ein Städtchen in Mesopotamien, östlich von Karrä gelegen, bei welchem die Römer unter Krassus das erste Gefecht mit den Parthern bestanden und sie in die Flucht schlugen. Die Einwohner, wahrscheinlich griechischen Ursprungs, wie viele in den benachbarten Städten, ergriffen die Partei der Römer. Dio Cassius (Lib. XL. p. 126) nennt es Ichnia und bezeichnet es als ein Castell. Nach Appian (De bellis Parth. p. 243. ed. *Steph.*) erlitten die Römer nicht weit davon eine Niederlage, und erhielten von zwei Griechen aus Karrä den Rath, sich nach Ichnä zurückzuziehen. Plutarch in Crass. c. 25 nennt es ebenfalls eine Stadt, schreibt es aber Ischnae. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

ICHNEUMON, 1) Insecta. Eine Gattung der Ichneumoniden nach Gravenhorst's Umgrenzung mit folgenden Kennzeichen: Der Hinterleib gestielt, gewölbt, der Kopf quer, das Schildchen flach oder gewölbt, die Spiegelzelle der Flügel meistentheils fünfeckig, der Legestachel entweder verborgen, oder nur wenig vorstehend. Erste Familie oder Untergattung: Ichneumon. Hinterleib länglich oder fast eiförmig, der erste Ring kugelig, rauh, der Stiel lang, linienförmig, gebogen, Spiegelzelle fünfeckig, Fühler und Füße mittelgroß. Wir führen von dieser, sowie von den folgenden nur einzelne Arten als Beispiele an aus dieser sehr zahlreichen Gattung, in welcher Gravenhorst allein an 300 Arten aufzählt. Sectio I. Schildchen und Hinterleib ganz schwarz. Ichneumon comitator, 4½—7 Linien lang. Die Augenkreise an der Stirn weißlich oder rostfarben, die Fühler von halber Körperlänge, an der Spitze etwas eingerollt, in der Mitte mit einem weißen Ringe, die Flügel weiß, etwas rauchfarben durchscheinend, die Vorderfüße strohgelb und rostfarben, die hintersten meist ganz schwarz, der Hinterleib länglich, eiförmig, schmäler als der Thorax, länger als dieser mit dem Kopfe zusammen (*Panzer*, Fauna fascic. 41. taf. 14). Diese Art legt ihre Eier theils in Raupen, theils in die Larven derjenigen Arten Sphex, welche ihre Baue in Lehmwänden anbringen. Sectio II. Schildchen und Hinterleib schwarz, die letzten Leibesringe schwarz. I. Cessator, 6 Linien lang, die mittlern Fühlerglieder rostfarben, die Flügel halb durchscheinend, mit schwarzer oder brauner Wurzel, Schenkel und Schienen roth, der sechste und meistentheils der siebente Leibesring mit weißer Rückenlinie, der Stachel kaum vorstehend. Sectio III. Das Schildchen blaß gefärbt oder blaß gezeichnet, der Hinterleib ganz schwarz. I. Delviatorius, das Männchen 7—7½, das Weibchen 6, fast 7 Linien lang, die Schienen mit einem weißen Ringe, beim Männchen das Gesicht und Punkte an der Flügelwurzel weiß, die Fühler des Weibchens mit einem weißen Ringe (Abbildung des Weibchens als I. Molitorius *Panz.*, Faun. 19. taf. 16). Sectio IV. Das Schildchen blaß gezeichnet oder ganz blaß gefärbt, der Hinterleib schwarz, die letzten Ringe mit weißer Zeichnung. I. Saturatorius, 4—6 Linien lang, die Fühler mit weißen Ringen, Schenkel und Schienbeine roth, die letztern an den Hinterfüßen mit schwarzem Ende (Abbildung einer Varietät als I. bimaculatorius *Panz.*, Fauna 80. taf. 8). Die Larve lebt hauptsächlich in der Raupe vom Gabelschwanz (Bombyx Vinula). Sectio V. Das Schildchen blaß oder blaß gezeichnet, der Hinterleib dreifarbig. I. Extensorius, die Fühler mit weißen Ringen, der zweite und dritte Körperring roth, die Schienen roth, die hintern mit schwarzem Ende, an dem Männchen sind die Schenkel der vordern Beine roth. Sectio VI. Das Schildchen blaß, die Spitze des Hinterleibes bei den meisten, auch die Mitte gelb gefleckt oder geringelt. I. Vaginatorius, 5—6 Linien lang, das Gesicht gelb gefleckt, der zweite, dritte, sechste und siebente Körperring gelb gerandet, der vierte mit unterbrochenem Rande, Schenkel und Schienen hellsafrangelb, die hintern am Ende schwarz (*Panz.* 79. taf. 8. 9). Sectio VII. Das Schildchen blaß, der Hinterleib entweder blaß gezeichnet oder mit einigen gelben Leibesringen, der hinterste Ring ganz schwarz. I. Equitatorius, das Gesicht und Punkte an der Flügelwurzel gelb, der erste bis vierte Körperring gelb, die Wurzel meist schwarz, die Füße gelb, die Hüften und Trochanter schwarz (Kob, Baumtrockniß der Nadelwälder. Taf. 2. Fig. 19), lebt besonders in den Raupen der Fichteneule. Sectio VIII. Das Schildchen blaß, der Hinterleib entweder ganz roth, oder roth und schwarz. I. Antennatorius, 4½—6 Linien lang, der Hinterleib roth, die mittlern Ringe an der Wurzel schwarz, Schenkel und Schienen roth, Fühler dreifarbig (*Panz.* 73. taf. 13). Sectio IX. Das Schildchen schwarz, der Hinterleib entweder ganz roth, oder roth und schwarz. I. Sputator, die hintern Hüften unbewehrt, der zweite und dritte Leibesring und die Schienen roth, die Fühler mit weißem Ringe (*Panz.*, Faun. 19. taf. 20). Sectio X. Das Schildchen schwarz, der Hinterleib dreifarbig. I. Incubitor, 2½—3½ Linien, der Hinterleib roth, an der Spitze schwarz, mit weißem After. Schenkel und Schienen roth, Fühler mit weißen Ringen. Zweite Familie oder Untergattung: Pristiceros. Die Fühler sägezähnig, der Hinterleib länglich, der erste Leibesring gegen die Spitze nach und nach erweitert, mit schwachem Stiele, Spiegelzelle dreieckig, die Füße etwas lang. I. Serrarius, 6 Linien lang, schwarz, einen Ring um die Fühler, die Augenkreise und zwei Flecken am Metathorax weiß. Dritte Familie oder Untergattung: Ischnus. Hinterleib groß, etwas cylindrisch, der erste Ring vorn etwas gewölbt, glatt, der Stiel linienförmig, wenig schmäler als der vordere Theil und von dessen Länge, Fühler und Füße schmächtig, der Stachel sehr kurz vorstehend. I. Porrectorius, 3½—4½ Linien lang, die mittlern Körperringe roth, an der Wurzel schwarz, mit weißem Rande, die Füße roth, die Hüften weiß und schwarz fleckig, die hintern Schienen am Ende schwarz, die hintern Tarsen braun, in der Mitte weiß, das Schildchen, ein Ring um die Fühler, Flecken am Thorax und Kopf weiß. Vierte Familie oder Untergattung: Crypturus. Keine Spiegelzelle, die innere Zelle nimmt zwei zurücklaufende Nerven

auf; die Fühler sind kurz, die Füße lang, schmächtig, der Hinterleib länglich, eiförmig. I. argiolus, 3—4½ Linie lang, die Ränder der Hinterleibsringe, Zeichnungen des Kopfes und Thorax gelb, die Füße roth, die hintern Schienen und Hüften schwarz gefleckt, am Männchen die hintern Tarsen weiß, am Weibchen das Schildchen weiß gezeichnet. Fünfte Familie oder Untergattung: Stilpnus. Der plattgedrückte Hinterleib sehr glatt und glänzend, erster Leibesring linienförmig, Spiegelzelle fünfeckig, äußere Zelle unvollkommen. I. gagates, die Füße rothgelb, die Hüften schwarz, die Fühler gegen die Wurzel roth, nur bis zwei Linien lang. Sechste Familie oder Untergattung: Brachypterus. Die Flügel kurz, die Spiegelzelle fehlend. I. means, der erste bis vierte Körperring und die Füße roth, bei diesem die letztern mit schwarzem Ende der Schenkel und Schienen. Alle diese, sowie auch die übrigen Arten dieser zahlreichen Gattung, ändern sehr vielfach ab, sodaß einzelne derselben bald in diese, bald in jene Familie übergreifen, und es oft schwer hält, ihnen einen richtigen Platz anzuweisen, um so mehr, als auch nicht immer Männchen und Weibchen gleichförmig gezeichnet sind. (D. *Thon.*)

2) Mammalia, s. unt. Herpestes.

ICHNEUMON (Paläozoologie). Aus der Hymenopterenfamilie der Ichneumoniden glaubt man verschiedene Arten im fossilen Zustande bemerkt zu haben, und zwar in ?oolithischen und tertiären Gebirgsbildungen; denn der bei Richter erwähnte Abdruck im manebacher Schiefer dürfte wol sehr verschiedener Entstehung sein. Auch die ältere Angabe des Vorkommens von Ichneumonresten im tertiären Schiefer von Önnigen beruht nicht auf gründlicher Untersuchung. Auf solenhofer Schiefer versicherte Schlotheim den Abdruck eines ichneumonartigen Geschöpfs zu besitzen, dessen Fühler, Flügel und Legestachel deutlich ausgedrückt seien. Auch in den Bernsteinstücken seiner Sammlung führt er Ichneumon an, wie auch Defrance und Marcel de Serres versichern, dergleichen in Bernstein selbst beobachtet zu haben. Die schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur erkannte unter 1174 Insekten der Bernsteinsammlung der Stadt Danzig ebenfalls einige Exemplare vom Ichneumon. Im tertiären Süßwassergypse von Aix in der Provence hat Marcel de Serres ein Exemplar einer mittelgroßen, und einige Individuen einer kleinen, aber dickbäuchigen Art vom Ichneumon in der von Latreille angenommenen Ausdehnung des Geschlechtes beobachtet*). (*H. G. Bronn.*)

ICHNEUMONIDES *Latreille* (Insecta), Schlupfwespen. Eine Abtheilung (Tribus) der Hymenopteren, welche fast die ganze Gattung Ichneumon, wie Linné solche aufgestellt hat, umfaßt. Als Kennzeichen der hierher gehörigen Insekten sind angegeben (*Latr.* in *Cuvier*, Regne animal, ed. 2): Die Flügel geadert, die obern im Mittelfelde immer mit vollständigen, d. h. geschlossenen, Zellen. Der Hinterleib entspringt zwischen dem hintern Fußpaare. Die Fühler sind meist faden- oder borstenförmig, sehr selten kolbig, aus einer großen Menge Glieder, wenigstens 16, zusammengesetzt, und werden von dem Insekt fast beständig in zitternder Bewegung gehalten. Bei den meisten haben die Mandibeln an der innern Seite keinen Zahn und endigen in eine gespaltene Spitze. Die Maxillarpalpen, immer vortretend, haben meist nur fünf Glieder. Der Legestachel ist dreitheilig. Es werden von Latreille hierher folgende Gattungen gezählt: Stephanus *Jurine*, Xorides *Latr.*, Pimpla *Fabricius*, Cryptus *Id.*, Ophion *Id.*, Banchus *Id.*, Hellwigia *Gravenhorst*, Joppa *Fabric.*, Ichneumon, Alomya *Panzer*, Peltastes *Illiger*, Acaenitus *Latr.*, Agathis *Id.*, Bracon *Jur.*, Microgaster *Latr.*, Helcon *Esenbeck*, Sigalphus *Latr.*, Chelonus *Jur.*, Alysia *Latr.*

Die Schlupfwespen verdanken ihren lateinischen Namen der Ähnlichkeit, welche sie in gewisser Hinsicht mit dem von den Alten Ichneumon genannten Säugethiere haben, von dem man fabelte, daß es dem schlafenden Krokodil in den Leib kröche und ihm die Eingeweide ausfresse. Denn auf ähnliche Weise fressen die Larven der Schlupfwespen in der Wirklichkeit die Eingeweide der Schmetterlingsraupen auf, ja man kann sagen, daß sie dieselben eigentlich ganz ausfressen, denn in der Regel bleibt von denselben kaum mehr als der Balg übrig.

Diese Hymenopteren haben lange, fast borstenförmige Maxillarpalpen von fünf bis sechs Gliedern, die Labialpalpen sind kürzer, fadenförmig, drei- bis viergliederig. Das Züngelchen ist meist ganz, oder einfach ausgerandet. Der Körper hat meist eine lange, schmale, linienförmige Gestalt, und der Legestachel steht bald außen, als eine Art Schwanz über den Leib verlängert hervor, welcher letztere dann meist dicker, und schräg abgestutzt ist, statt daß er bei andern, wo der Legestachel verborgen ist, sich spitzig zeigt. Dieser Legestachel besteht aus drei Stücken, von denen indessen nur das mittelste der eigentliche Eierleiter ist, indem die beiden andern ihm nur als Scheide dienen.

Wie erwähnt, nähren sich die Larven der Ichneumoniden hauptsächlich von den Larven anderer Insekten, vorzüglich der Schmetterlinge; es werden indessen auch die der andern Ordnungen von ihnen nicht verschont, ja selbst vollkommene Insekten und Arachniden sind ihren Anfällen ausgesetzt, und namentlich ist dies mit den Blattläusen der Fall. Die Weibchen der Ichneumoniden, welche ihre Eier unterzubringen suchen, entwickeln dabei einen ganz besondern Instinct, der sie ihre Beute auch in den verborgensten Schlupfwinkeln auffinden läßt. Kaum haben sie sich derselben genähert, als sie ihnen auch ein oder einige Eier, bald nur auf die Haut legen, bald unter dieselbe schieben. Ja manche Arten legen ihr Ei sogar schon in das Ei. Man kann häufig sehen, wie besonders diejenigen, welche mit einem besonders langen Stachel versehen sind, die Ritzen geborstener Baumrinden, oder die im Holze befindlichen Löcher untersuchen und dann den Stachel hineinversenken. Andere nur mit

*) Museum Richterianum, p. 256. v. Schlotheim, Die Petrefactenkunde (Gotha 1820). S. 43. *Marcel de Serres*, Géognosie des terrains tertiaires (Montpellier 1829). p. 229. 236. 242. 267. Übersicht der Arbeiten der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur im J. 1834. (Breslau 1835. 4.) S. 92. 93.

kurzem Stachel wählen sich weniger verborgene Larven. Überhaupt hat fast jede Larve besondere Arten von Ichneumoniden zu Feinden, und selten trifft man mehr als eine Art der letztern zusammen an.

Die Larven haben keine Füße und leben nach der Weise der Eingeweidewürmer überhaupt im Innern der Körper, doch mit dem Unterschiede, daß sie die Eingeweide selbst theilweise oder ganz aufzehren. Manche finden sich in großer Menge beisammen und verzehren nur den sogenannten Fettkörper der Insektenlarven, oder diejenigen innern Theile, die nicht unmittelbar zum Leben derselben erfoderlich sind; denn wenn die Larven sich in Nymphen verwandeln wollen, kriechen die Schlupfwespenlarven heraus, manchmal erst, wenn jene zur Nymphe geworden ist. Die Larven, welche in der gewöhnlichen Kohlraupe leben, verlassen den Körper derselben aber auch kurz vor der Verwandlung, sie sind glatt und fußlos, und pflegen alle sich auf derjenigen Seite zusammen zu lagern, auf welcher sie aus dem Körper der Raupen krochen, ohne sich weder von einander, noch von dem Körper der Raupe zu entfernen. Mit Hilfe der Spinnwarze, welche sie ebenso gut, als die eigentlichen Raupen besitzen, heften sie sofort einige Fäden an, an denen sie dann weiter ihre Hülle befestigen. Diese Hülle, länglich eiähnlich, besteht aus einer Seide, welche wenig von der der eigentlichen Seidenraupe abweicht. Diese Seide ist bei dieser Larve gelblich, bei andern Arten schön weiß. Man findet aber auch Hüllen, welche zwei bindenartig vertheilte Farben zeigen, indem einige braun sind, in der Mitte mit einer weißen Binde, andere mehre Binden haben. Diese Verschiedenheit hängt nicht ganz von der Ursache ab, welche auf die Hüllen der Raupen Einfluß übt, denn sonst müßten Theile der Seidenmaterie bald weiß, bald braun sein, und solche Veränderungen würden sich öfter als bei den Hüllen der Schlupfwespenlarven wiederholen. Alles scheint sich hier auf zwei Ursachen zurückführen zu lassen, einmal, daß die von der Larve zuerst gesponnene Seide, welche die äußere Hülle bildet, weiß ist, die zweite oder innere Lage aber braun, fürs Andere aber, daß die Hülle gleichsam durch Ringe in der Mitte und an beiden Enden ihre Befestigungen erhält. Dies angenommen, ergibt sich, daß die braune Farbe der innern Hülle an den Orten vorherrschen muß, wo die äußere von weißer Farbe nur schwach ist, dagegen diejenigen Theile der äußern Oberfläche, welche mit weißer Seide verstärkt sind, nothwendig mehr weiß erscheinen müssen. Man findet auf der Eiche die Hülle einer Schlupfwespenart, welche sich auf besondere Weise auszeichnet. Sie hängt nämlich an einem Blatte oder kleinen Äste mittels eines Fadens, der an dem einen Ende derselben befestigt ist; ganz sonderbar erscheint es, daß diese Hülle mehre linienhohe Sprünge macht, was sich mit Réaumur nur dadurch erklären läßt, daß die Larve in derselben wie eine losschnellende Feder wirkt. Einige Ichneumoniden wissen ihre Eier sogar in die Gallen- oder Pflanzenauswüchse, welche durch die Larven der Blattwespenarten hervorgebracht werden, unterzubringen, ja sogar in die Harzmassen, welche durch die Raupe der sogenannten Harzmotte verursacht werden. Degéer beobachtete auch eine Spinne, welche einen kleinen weißen Körper auf sich sitzen hatte; bei näherer Betrachtung ergab sich, daß es eben eine Schmarotzerlarve war, die sich später in eine Schlupfwespe verwandelte. Sogar die kleinen Blattläuse, welche ohnedies so viele Feinde haben, leiden viel von Schlupfwespen, leben aber dabei fort, bis die Larve in ihrem Innern sich verwandeln will, wo sie dann aufschwellen und ihre Haut hart wird, welche dann das vollkommene Insekt durch eine im Hintertheile gemachte Öffnung verläßt. Einige Arten Ichneumoniden sind flügellos, und Degéer beobachtete, daß eine solche aus den holzigen Gallen einer Potentillaart hervorkam. Die Ichneumoniden finden sich da am häufigsten, wo ihre Beute in Menge lebt; sie vermehren sich gleichsam mit dieser, und erscheinen so als sehr nützliche Insekten, indem sie namentlich eine Menge Raupen vertilgen.

Außer der oben gedachten Eintheilung der Ichneumoniden müssen wir noch derjenigen gedenken, welche Gravenhorst in seiner meisterhaften Ichneumonologia Europaea (Vratislaviae 1829 sq. 3 Bde.) aufgestellt hat. Er stellt folgende Gattungen auf: 1) Ichneumon, mit den Familien oder Untergattungen Ichneumon, Pristiceros, Ischnus, Crypturus, Stilpnus. 2) Tryphon, mit den Untergattungen Mesoleptus, Tryphon. 3) Trogus. 4) Alomya, Cryptus, mit den Untergattungen Hoplismenus, Cryptus, Phygadeuon, Mesostenus, Baryceros, Hemiteles, Pezomachus, Phytodietus, Ischnoceros, Mesochorus, Plectiscus. 5) Pimpla, mit den Untergattungen Clypta, Lissonota, Polysphyncta, Schizopyga, Clistopyga, Pimpla, Ephialtes, Rhyssa. 6) Metopius. 7) Bassus, mit den Untergattungen Bassus, Orthocentrus, Euceros. 8) Banchus mit den Untergattungen Banchus, Exetastes, Leptobatus, Coliocentrus, Tropistes, Arotes. 9) Ophion, mit den Untergattungen Campoplex, Paniscus, Anomalon, Ophion, Magrus, Trachynotus, Pachymerus, Cremastus, Porizon. 10) Hellwigia. 11) Acoenites. 12) Xorides, mit den Untergattungen Xylonomus, Xorides, Odontomerus, Echthrus.

Zetterstedt hat in seinem neuesten Werke: Insecta Lapponica (Lipsiae), folgende Eintheilung: Ichneumon *Linn.* (Alomya) Cryptus *Fabr.*, Pimpla *Id.*, Bassus *Fall.*, Tryphon *Id.*, (Metopius) Banchus *Fabr.*, Ophion *Id.*, Campoplex *Grav.*, Porizon *Fall.*, Bracon *Fabr.*, Alysia *Latr.*, Lepton. nov. gen. *Zett.*, Microgaster *Latr.*, Hybrizon *Fall.*, Sigalphus *Latr.*, Aulacus *Id.* Burmeister (Handbuch der Naturgeschichte. 2. Abtheil. [Berlin 1837]) nennt die Familie Ichneumonodea, und ordnet die Gattungen auf folgende Weise an: a) Hinterleib deutlich gestielt. 1) Von beiden Seiten zusammengedrückt sichelförmig: Ophion, Hellwigia. 2) Von Oben zusammengedrückt flachrund: Xorides, Cryptus, Tryphon, Ichneumon. b) Hinterleib sitzend, flachrund oder cylindrisch: Banchus, Bassus, Metopius, Pimpla.

Nees von Esenbeck theilt (Acta Soc. Leop. Tom. IX.) die Linné'sche Gattung Ichneumon folgendermaßen

8*

ein: I. Ichneumonides, II. Evaniales, III. Diplolepariae, IV. Proctotrupini. Die Ichneumonides aber zerfällte er wieder in I. genuini und adsciti. Die ersten sind diejenigen, welche Gravenhorst in seiner Ichneumonologia bearbeitet hat, und deren Anordnung wir übergehen, da wir die neuere geben; die Ichneumones adsciti theilte Nees wie folgt ein: I. Bracones. 1) Stephanus, 2) Coelinius, 3) Spathius, 4) Aphidius, 5) Perilitus, 6) Leiophron, 7) Bracon, 8) Agathis, 9) Microdus, 10) Hormius, 11) Microgaster, 12) Blacus. II. Bassi. 1) Rogas, 2) Cardiochiles, 3) Helcon, 4) Eubazus, 5) Alysia, 6) Sigalphus, 7) Chelonus. In seinem Specialwerke darüber (Hymenopterorum Ichneumonibus affinium Monographiae. [Stuttgartiae 1834]) behandelt er I. Ichn. braconoidei. 1) Stephanus *Jur.*, 2) Coelinius, 3) Spathius, 4) Aphidius, 5) Hybrizon *Fall.*, 6) Perilitus, 7) Leiophron, 8) Bracon, 9) Agathis *Latr.*, 10) Microdus, 11) Hormius, 12) Ichneutes, 13) Microgaster *Latr.*, 14) Blacus. II. I. Alysiodei. 1) Rogas, 2) Cardiochiles, 3) Helcon, 4) Eubadizon, 5) Alysia, 6) Sigalphus, 7) Chelonus *Jur.* III. Evaniales. 1) Aulacus *Jur.*, 2) Foenus *Fabr.*, 3) Evania *Id.* IV. Pteromalini. 1) Leucospis *Fabr.*, 2) Chalcis *Id.*, 3) Dirrhinus *Dalm.*, 4) Eurytoma *Ill.*, 5) Perilampus *Latr.*, 6) Torymus *Dalm.*, 7) Eupelmus *Id.*, 8) Siphomira, 9) Cleonymus *Latr.*, 10) Pteromalus *Schwed.*, 11) Phacostomus, 12) Corynocere, 13) Chrysolampus *Spin.*, 14) Elachestus *Id.*, 15) Eulophus *Geoffr.*, 16) Myina, 17) Gonatocerus, 18) Aneure, 19) Eutriche, 20) Eucyrtus *Latr.*, 21) Sphenolepis, 22) Sparasion *Latr.*, 23) Scelis *Id.*, 24) Eucharis *Id.*, 25) Spalangia *Id.*, 26) Heterolepis, 27) Anteon *Jur.*, 28) Ceraphron *Id.*, 29) Calliceros, 30) Telias *Latr.*, 31) Prosacantha, 32) Platygaster *Latr.* V. Codrini. a) Psiloti. 1) Diapria *Latr.*, 2) Belyta *Jur.* b) Proctotrupini. 3) Cinetas *Jur.*, 4) Polyblanus, 5) Codrus *Jur.*, 6) Euphorus, 7) Helorus *Latr.* — Appendix, weil sie eigentlich nicht hierher gehören, aber von Latreille und Dalman zu den Codrinenen oder Proctotrupinen gerechnet werden. Dryinii. 1) Dryinus *Dalm.*, 2) Gonatopus *Ljungh.*, 3) Aphelopus *Dalm.*, 4) Omalus *Jur.* Wir haben in vorstehender Übersicht die von Nees gegründeten Gattungen ohne Autoranführung gelassen. (*D. Thon.*)

ICHNOCARPUS (soll wahrscheinlich Ischnocarpus heißen). Unter diesem Namen bildete R. Brown (*Aiton* fil. hort. Kew. ed. 2. II. p. 69) aus Apocynum frutescens *L.* eine neue Pflanzengattung der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Apocyneen der natürlichen Familie der Contortae. Char. Die Blüthen klein, rispenförmig; der Kelch fünfspaltig; die Corolle nackt, untertassenförmig, mit fünf sichelförmigen Fetzen; die Staubfäden eingeschlossen; die Antheren pfeilförmig, hinten leer, nicht der Narbe anhangend; unter dem Fruchtknoten fadenförmige Schüppchen; die Narbe eiförmig, langzugespitzt; die Frucht besteht aus zwei schlanken Bälgen (daher wol der Gattungsname καρπός, Frucht, ἰσχνός, schlank); die Samen tragen an der Spitze einen sehr langen Haarschopf. Es sind zehn Arten dieser Gattung bekannt, welche als Sträucher in Ostindien diesseit und jenseit des Ganges wachsen: 1) Ichn. frutescens *R. Br.* (l. c., Apocynum frutescens *L.*, *Burmann* zeil. t. 12. f. 1., Quirivelia *Lamarck.*, enc.?), in Ceylon, Kamun und Silhet, am Irawaddi; 2) Ichn. fragrans *Wallich.* (Catalog. herb. n. 1675), in Kamun und Nepal; 3) Ichn. manubriatus *Sprengel* (Ms., Echites paniculata *Roxburgh*, Ech. manubriata *Wall.* l. c. n. 1663), in Silhet; 4) Ichn. latifolius *Hamilton* (Ms., Echites affinis *Wall.* l. c. n. 1652, *Römer* et *Schultes* syst. veg., Ech. caryophyllata *Heyne* herb.), in Hindustan; 5) Ichn. brachiatus *Spr.* (Ms., Echites brachiata *Wall.* l. c. n. 1668), in Pundua des birmanischen Reichs; 6) Ichn. micranthus *Spr.* (Ms., Echites micrantha *Wall.* l. c. n. 1667), ebenda; 7) Ichn. polyanthus *Spr.* (Ms., Echites polyantha *Wall.* l. c. n. 1664), in Birman; 8) Ichn. glandulifer *Spr.* (Ms., Echites glandulifera *Wall.* l. c. n. 1659), ebenda; 9) Ichn. monilifer *Spr.* (Ms., Echites monilifera *Wall.* l. c. n. 1660), bei Singapur; 10) Ichn. ?radicans *Wall.* (l. c. n. 1676), in Nepal. (*A. Sprengel.*)

ICHNOGRAPHIE, gleichbedeutend mit Grundriß in der Baukunst, s. d. Art. u. vgl. Projection. (*Gartz.*)

Ichnusa (Ἰχνοῦσα), alte Geogr., s. Sardinia.

ICHOR (Ἰχώρ), eigentlich jede farblose Flüssigkeit in lebenden Körpern; bei ältern Anatomen auch synonym mit Blutwasser (Serum sanguinis); nach dem dermaligen Sprachgebrauche aber der schlechte Eiter, die Jauche (Sanies), s. Eiter u. Geschwür. (*Wiegand.*)

ICHSTÄDT, Kirchdorf in der Herrschaft Frankenhausen, des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt, an einem zur Unstrut laufenden Bache, hat gegen 700 Einwohner. (*G. F. Winkler.*)

ICHTERSHAUSEN, 1) Amt im Herzogth. Sachsen-Coburg-Gotha, an der Grenze des Fürstenthums Schwarzburg und des preuß. Regierungsbezirks Erfurt, ist mit dem Amte Wachsenburg vereinigt, und enthält mehre Patrimonialgerichte, sowie auch einige früher zur Grafschaft Untergleichen gehörige Dörfer, hat zum Theil guten und fruchtbaren, zum Theil bergigen und waldigen Boden, wird bewässert von der Apfelstädt, der Wipper (Wipfra) und der, beide aufnehmenden, Gera, bringt Feldfrüchte, Holz, nebst den aus den Waldungen gewonnenen Producten, gute Bausteine, Obst u. dgl. m. Die Einwohner (7000) nähren sich, außer dem Gewinn von obigen, noch durch Verfertigung wollener und baumwollener Webereien; vorzüglich gute Waaren (auch Tücher, Siegellack, Seife, buntes Papier u. dergl.) liefert die hierher gehörige Herrnhutercolonie Neudietendorf (s. d. Art.).

2) Eine Ortschaft in diesem Amte, Sitz des Amtes, einer Superintendentur, einer Försterei, eines geistlichen Untergerichts; bemerkenswerth sind das Schloß mit Garten, das Fürstenhaus, die Papiermühle ꝛc. Von den Ein-

wohnen nähren sich viele durch Verfertigung von Strümpfen und Zeuchen. Es liegt an der Gera, welche weiter abwärts die Wipper aufnimmt. (*G. F. Winkler.*)

In ältern Zeiten war Ichtershausen ein Dorf, jetzt ist es ein Städtchen, liegt im südlichen Thüringen, zwischen Erfurt und Arnstadt, drei Stunden von jener, eine Stunde von der letztern Stadt entfernt, und ist von hohem Alter. In einem alten Güterverzeichnisse der Abtei Hersfeld [1]) wird es unter den Orten genannt, wo diesem Stifte vom Könige Heinrich (welches, den Umständen nach, kein anderer als Heinrich I. gewesen sein kann) Güter geschenkt wurden; und unter dessen Sohne, Otto I., erscheint es in einer Urkunde vom J. 948, ebenfalls in Beziehung auf das Stift Hersfeld, welches daselbst längere Zeit hindurch einen ansehnlichen Grundbesitz behielt. Neben diesem Stifte hatten jedoch auch mehre der im südlichen Thüringen begüterten edlen Geschlechter, namentlich die Grafen von Gleichen und Kevernberg, und die Dynasten von Grumbach, Besitzungen in Ichtershausen. Nach der alten Gaueintheilung gehörte es zu dem großen Gau Langenwiesen (Langiwizi), und in kirchlichen Dingen unter das Erzbisthum Mainz, und zwar unter das Archidiakonat des Propstes der Marienkirche zu Erfurt. Im 12. Jahrh. wurde hier, durch Marcward von Grumbach und dessen Mutter, Frideruna, ein dem heil. Georg geweihtes Cistercienser-Nonnenkloster gestiftet, das zuerst im J. 1147, sowol vom Kaiser Konrad III. als von dem Erzbischofe Heinrich von Mainz, sowie nachher von den folgenden Kaisern und Erzbischöfen in einer langen Reihenfolge, bestätigt und mit ansehnlichen Privilegien versehen wurde. Das Kloster hatte eine Äbtissin und einen Propst [2]). Die Schirmvoigtei hatte der Stifter sich und seiner Familie vorbehalten; nach dem Abgange derselben scheint sie an die Landgrafen von Thüringen gekommen zu sein. In Urkunden von 1341 und 1362 finden wir zwar Spuren, daß dem erfurter Stadtrathe ein Schutzrecht über das Kloster zustand; doch ist dasselbe wahrscheinlich bald nach dieser Zeit an die Landgrafen von Thüringen, oder das nachmalige Haus Sachsen zurückgekommen. Dieses Kloster, das einige Jahrhunderte lang den Ort Ichtershausen berühmt machte, erwarb nach und nach, theils durch Schenkungen, theils durch Kauf, beträchtliche Besitzungen an nähern und entferntern Orten; so z. B. in den Städten Erfurt und Arnstadt; auch wurden ihm mehre Pfarrkirchen, unter andern (1308) die zu Dachwig, incorporirt. Insbesondere kam das Kloster allmälig in den Besitz des ganzen Ortes Ichtershausen, der, wie es scheint, durch den Ankauf der dortigen Kevernbergischen Güter vollendet wurde. Diese Güter waren nämlich in der Theilung des gräflichen Hauses Kevernberg an die Linie gekommen, welche ihren Sitz in Arnstadt nahm, und im J. 1302 im männlichen Stamme erlosch. Ihre Besitzungen kamen nun an die beiden Erbtöchter des letzten Grafen, und durch diese an ihre Ehemänner, die Grafen von Hohenstein und Orlamünde, welche die Güter zu Ichtershausen, mit allen dazu gehörigen Rechten, in den Jahren 1304 und 1305, mit Genehmigung der Landgrafen von Thüringen, an das Kloster verkauften. Ungeachtet dieser ansehnlichen Besitzungen scheint das Kloster, im 14. Jahrh., durch unordentliche Lebensart, deren Spuren sich in vielen Nonnenklöstern nachweisen lassen, sehr in Verfall gekommen zu sein; denn es finden sich, aus der letzten Hälfte des 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrh., viele vom Kloster ausgestellte Schuldverschreibungen, und in einer derselben (1383) erklären Äbtissin und Convent gradezu, sie wären um Gebrechlichkeit willen in große Noth gekommen; doch befand sich das Kloster am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrh. wieder in sehr guten Umständen. Es besaß damals die Orte Ichtershausen, Eischleben, Thörey und Rehstedt ganz, und an mehren andern Orten zerstreute Güter. (Die Dörfer Egstedt und Röbchen, die es im J. 1297 von den Grafen von Kevernberg erkauft hatte, waren inzwischen an die Stadt Erfurt gekommen.) Das Kloster bestand bis zu dem bekannten Bauernkriege (1525), wo es, nebst vielen andern thüringischen Klöstern, von den aufrührischen Bauern überfallen und verwüstet, besonders auch viel Getreide daraus entwendet wurde. Nachdem der Aufruhr wieder gestillt war, fand es der Kurfürst von Sachsen nicht für rathsam, das Kloster wieder in seinen vorigen Stand herzustellen; er zog es ein, verwandelte es in ein landesfürstliches Amt, und gab den noch übrigen Nonnen eine lebenslängliche Versorgung. Aus den Klostergebäuden entstanden die noch vorhandenen Amtsgebäude. In dem kaiserlichen Lehenbriefe vom J. 1573 wird Ichtershausen

---

1) Bei Wenck, Heff. L. G. 2. Th. Urkundenb. S. 27. Anmerk. 2) Frideruna, die Stifterin des der Jungfrau Maria und dem heil. Georg gewidmeten Klosters Ichtershausen, stammte aus einem edeln thüringischen Geschlechte (matrona ex Thuringorum provincia nobilissimis natalibus orta, wie sich eine Urkunde des zweiten Propstes Wolfram zu Ichtershausen vom J. 1190 ausdrückt), und war eine Blutsverwandte des Erzbischofs Heinrich von Mainz und des Bischofs Bernhard von Hildesheim. Ihr Sohn Marcward gehörte von väterlicher Seite dem Geschlechte der Herren oder Grafen von Grumbach (Grunbach, Grombach, Grünenbach, Greunbach, Grimpach, Crombach, Crumbach ꝛc.) an, dessen Stammsitz Einige in Baiern oder Franken, Andere in Thüringen (unweit Langensalza und Thomasbrücken) suchen wollen. (S. von Lang, Baierns alte Grafschaften ꝛc. [Nürnb. 1831.] S. 112 fg. 282 und J. Voigt's Geschichte Preußens. 3. Bd. S. 154.) Mit Albert von Grumbach, welcher sich im J. 1188 zu Mainz mit dem Kreuze bezeichnen ließ (s. Chronic. Sanpetrin. Erford. ad h. a.), scheint die Nachkommenschaft desselben erloschen zu sein. Die ersten Bewohnerinnen des Klosters, 18 an der Zahl, waren aus Wechterswinkel hierher versetzt worden. Ihre erste Äbtissin hieß Hochburg und der erste Propst Ludiger. Nikol von Syghen gedenkt der Stiftung dieses Klosters bereits bei dem J. 1142. In dem herzoglichen geheimen Archive zu Gotha werden nicht nur über hundert Originaldocumente, sondern auch ein altes Copialbuch desselben aufbewahrt. Unter den ersten befinden sich einige von der Hand des erwähnten Wolfram sehr schön geschriebene Stücke, das letztere dient zu Ergänzung jener Sammlung, wenn es gleich nicht alle, nach den Verzeichnissen ehemals vorhandene, Urkunden enthält. Weniger zahlreich sind die ichtershausischen Klosterbriefe in den Archiven zu Magdeburg (sonst zu Erfurt), Weimar ꝛc. Die Benutzung des ganzen, fast noch gar nicht bekannten, Vorraths würde helles Licht über manche dunkle Punkte der thüringischen Geschichte verbreiten. (*L. F. Hesse.*)

als ein Amt unter den Reichslehen des herzogl. sächsischen Hauses Ernestinischer Linie aufgeführt. In der Landestheilung von 1603 kam es an Sachsen-Weimar, und in der von 1641 an Herzog Ernst, der es seinem Fürstenthume Gotha einverleibte, bei welchem es seitdem beständig geblieben und mit ihm 1826 an Coburg gekommen ist.

Ichtershausen hat, nach Galetti[3]), 135 Häuser und 635 Einw., ist Sitz eines Justiz- und Rentamtes und einer Superintendentur. Das herzogliche Schloß, mit einem schönen Garten und einer Gemäldesammlung, wurde im J. 1675 von Herzog Bernhard, dem dritten Sohne Ernst's I., erbaut, und einige Jahre bewohnt, bis derselbe, in Folge der bekannten Landestheilung, seine Residenz nach Meiningen verlegte. In diesem Schlosse war im Winter 1813—14 ein preußisches Militairlazareth errichtet; den 700 tapfern Kriegern, die hier ihren Tod fanden, wurde nachher, auf Veranstaltung der Gemeinde Ichtershausen, ein einfaches aber geschmackvolles Denkmal errichtet, und am 18. Oct. 1819 eingeweiht. Zu den vereinigten Ämtern Ichtershausen und Wachsenburg gehören 21 Ortschaften, worunter sich Krawinkel, bekannt wegen des Holzhandels, Molsdorf, berühmt durch einen von dem Grafen von Gotter angelegten großen Garten, und der Brüdergemeindeort Neudietendorf befinden[4]).

(*H. A. Erhard.*)

ICHTHYDINA (Zoophyta), eine Section der Pflanzenthiere aus der Classe Rotatoria, deren erster Ordnung Nuda oder ungepanzerte, und der Familie Monotrocha (mit einem Wimpernkranze). Sie umfaßt die Augenlosen und nur die beiden Gattungen Ichthydium und Chaetonotus. Sie ward von Ehrenberg aufgestellt in seiner Abhandlung: Beiträge zur Kenntniß der Organisation der Infusorien. (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1830.)

(D. *Thon.*)

ICHTHYDIUM (Zoophyta). Gattung aus der Section Ichthydina. Eine einzige Art, I. podura oder Müller's Cercaria podura enthaltend. Zu erwarten ist ihre nähere Beschreibung in dem großen bald auszugebenden Werke von Ehrenberg über die Infusorien (Leipzig bei Voß).

(D. *Thon.*)

ICHTHYITES (Paläozoologie), von ἰχθύς, Fisch, und den angehängten Sylben ites, ist ein früher zuweilen gebrauchter Ausdruck zur Bezeichnung fossiler Fischreste. Vgl. Ichthyolithus.

(*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOBDELLA *Blainville* (Annulata), eine Gattung der Ringwürmer aus Hirudo *Linné* gesondert, welche das Schicksal gehabt hat, eine Menge Namen zu empfangen. Blainville stellte sie zuerst unter dem Namen Piscicola auf, welchen auch Lamarck annahm, den aber der Begründer nichtsdestoweniger später in den obigen veränderte; Savigny machte Haemocharis daraus, welchen Namen wieder Moquin-Tandon mit Recht verwarf, da er bereits in der Botanik eingeführt ist; Goldfuß und Schinz haben endlich die Gattung Phormio genannt, welcher Name ebenso wenig taugt, da wir bereits eine botanische Gattung Phorm*ium* haben, sodaß am Ende der gegenwärtige Blainville'sche Name noch immer der beste ist. Blainville (Dict. des Scienc. Nat. Tom. LVII. p. 557) gibt folgende Kennzeichen an: Der Körper ziemlich lang, fast cylindrisch, wenig regelmäßig gefaltet, und auf der untern Seite mit einer Mittelbinde von sehr kleinen hornartigen Haken versehen. Der Kopf bildet einen deutlichen Saugnapf, und ist fast so breit, als der hintere horizontale Theil. Es sind zwei Paar sogenannte Augenpunkte vorhanden, aber keine Zahnhöcker, und die Geschlechtsmündungen stehen am 17. und 20. Leibesringe. Blainville stellt hierher die Arten: 1) Hirudo Geometra (piscium) *Linné* (Rösel, Insectenbelust. T. 3. 25). 2) H. marginata *Gmel. Linné*, H. cephalata Curaena und 3) H. tessellata *Müller*, *Gmelin*, *Linné*. Blainville scheint seiner Sache selbst nicht gewiß zu sein, bezüglich des bekannten Fischegels (I. geometra), dessen Beschreibung er nicht gibt, sondern nur bemerkt, daß er eine Art in der Seine beobachtet habe, welche die angeführten Haken zeigte, und von der er gesteht, daß er nicht gewiß wisse, ob sie neu sei, wonach also nicht zu entscheiden, ob beide dieselben Thiere sind, indem er meint, daß diese Haken den Beobachtern entschlüpft sein könnten. Nichtsdestoweniger ordnet er die übrigen ein, gesteht aber auch zugleich, daß er weit davon entfernt sei, die vier angeführten Arten (es sind wenige Zeilen vorher nur drei aufgeführt, eine vierte nicht erwähnt) wirkliche Arten seien, indem es blos dabei auf die Farbe ankomme. Wir bedauern, daß uns in diesem Augenblicke die Annales des Scienc. natur., darin die Arbeiten von Audouin nicht zu Gebote stehen; sie gäben vielleicht Aufschluß.

(D. *Thon.*)

Ichthyocolla, s. Hausenblase.

ICHTHYOCOPROS (Paläozoologie, von ἰχθύς, Fisch, und κόπρος, Koth), nennt Buckland die fossilen Excremente vorweltlicher Fische, dergleichen mit solchen von Ichthyosauren unter dem Namen von Bezoar stones, insbesondere zu Lyme Regis, in den Kiesschiefern, aber auch in andern Gegenden und Formationen vorkommen. Sie können sich in fossiler Weise natürlich nur insofern erhalten, als sie aus Knochen und Schuppen anderer Thiere, allenfalls aus einigen verschluckten Sandkörnern, endlich aus einer wenig zersetzbaren seifenartigen Materie bestehen, mithin von Raubfischen herrühren. Ihre entfernten Bestandtheile sind phosphorsaurer und kohlensaurer Kalk. Buckland sah einen Fischabdruck von Lyme Regis, welcher noch in der Eingeweidegegend einige kleine, gerundete, solche Koprolithen wahrnehmen ließ. Andere kommen in der Kreide Belgiens rc. vor, die man Juli genannt und lange Zeit für Koniferenfrüchte gehalten hatte, weil man spiral geordnete Schuppen an ihrer Oberfläche zu erkennen glaubte. Sie bestehen nämlich aus mehren spiral um eine eingebildete Achse geordneten

---

3) Geschichte und Beschreibung des Herzogthums Gotha. 5. Th. (Gotha 1824.) S. 86. Eine neuere Angabe ist dem Verf. des obigen Aufsatzes nicht bekannt geworden. Wahrscheinlich hat es jetzt über 700.

4) Eine ausführlichere Geschichte, besonders des Klosters Ichtershausen, habe ich auf den Grund eines zahlreichen Urkundenvorraths bearbeitet, aber noch nicht öffentlich bekannt gemacht.

Excrementkügelchen, deren Anordnungsweise durch eine spirale Klappe in den Eingeweiden bedingt ist, wie sie bei vielen der räuberischen Knorpelfische bekannt ist. Dieser Umstand, sowie die häufig ebendaselbst vorkommenden Haizähne, berechtigen solche von wirklichen Haifischen abzuleiten. Mantell besitzt auch zwei Exemplare seiner Amia Lewesiensis (Macropoma *Mantellii Ag.*) aus der Kreide von Lewes in Sussex, deren jedes einen Koprolithen zwischen seinen Schuppen und Gräthen hat. Andere hat Hibbert im Kohlenkalke von Burdiehouse gefunden, und deren Zerlegung veranlaßt. Doch vermag man noch keinesweges alle Ichthyokoprolithen von den Saurokoprolithen zu unterscheiden.

Bei manchen Fischen der solenhofer Schiefer, besonders bei Leptolepis- und Thrissopsarten sieht man einen Theil der ehemaligen, später aber zerstörten Eingeweide mit Sand, Conchylientrümmerchen, Gräthen u. dgl. gefüllt und öfters mit Kalkspath infiltrirt, an ihrer natürlichen Stelle zwischen den Rippen liegen; oft aber auch von eben solcher Beschaffenheit außerhalb der Fischskelette im Gesteine einzeln vorkommen. Goldfuß hatte sie als Lumbricaria recta abgebildet, und in diesem Geschlechte den Ringelwürmern zugezählt. Agassiz wies ihren Ursprung nach, nannte sie Cololithen und erklärte auch diejenigen zwar ähnlichen, aber viel längern, knäulförmig gewundenen Formen in genannten Schiefern für Cololithen, welche Ref. früher für Holothurien-, Goldfuß für Sepien- oder Ammonitengedärme angesehen, letzterer aber ebenfalls als Lumbricarien beschrieben hatte. Gegen die letztere Ansicht von Agassiz streitet nun Graf Münster, indem er bemerkt, daß sich diese Formen nie zwischen den Fischgerippen selbst, selten in fischreichen Schiefern, oft aber in solchen fänden, welche arm oder leer von Fischabdrücken sind, daß sie stets mehr zusammengedrückt seien und nie in ihrem Innern die obengenannten Bestandtheile unterscheiden lassen *). (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYODONTEN (Paläozoologie). Diese Benennung, gebildet aus ἰχθὺς, Fisch, und ὀδοὺς, ὀδόντος, Zahn, dient seit langer Zeit zur Benennung der fossilen Fischzähne aller Art, von welchen man die auffallendsten und häufigsten Formen bei Blainville †) nur oberflächlich classificirt findet, mehr nur in Beziehung auf ihre äußere Form, als nach dem ichthyologischen System. Er unterscheidet sie nämlich in:

1) Glossopetrae, Zungensteine, von zusammengedrückter, spitziger Form, von Haifischen und insbesondere Squalus, Pristobatys, Aëtobates herrührend (daher Lamlodonten; — dann auch Fischzungen, Ichthyoglossen; Schlangenzungen, Otterzungen, Ophioglossen; Otterzähne, Ophiodonten; Vögelzungen, Ornithoglossen rc. genannt; vgl. diese Ausdrücke).

2) Bufoniten, Krötensteine, von flachgedrückter und stumpfer Gestalt, wie sie bei Sparus und Anarrhichus vorkommen, und welche Blainville nach ihrer Form zwar unterabtheilt, aber ohne alle weitere Beziehung zu den Geschlechtern, von welchen sie abstammen könnten. Sie wurden noch Froschsteine, Batrachiten, Lycodonten, Schüsselsteine, Schlangenaugen, Schwalbensteine, Cheloniten rc. genannt. Vgl. diese Wörter.

Wenn die Kunde von den Zähnen der Fische bisher weiter zurückgeblieben, als die von jenen der Säugethiere, so liegt der Grund theils darin, daß man bis zu Cuvier's noch vor seinem Ende begonnener Mittheilung seiner Forschungen überhaupt nur wenig Fische im Verhältnisse zu denjenigen kannte, welche in unsern Gewässern lebend vorkommen, theils in dem Umstande, daß die Mundhöhle der Fische bald aller Zähne entbehrt, bald in vielen oder an allen sie bildenden knochigen und selbst knorpeligen Theilen mit Zähnen besetzt ist, deren Form je nach den verschiedenen Mundtheilen oft abweichender ist, als bei Arten von einander entfernt stehender Geschlechter; endlich darin, daß bei den Fischen verhältnißmäßig größere Familien ganz oder fast gänzlich ausgestorben sind, als bei den Säugethieren. Die geordnete Übersicht der fossilen Fischzähne wird daher von der Beendigung des Agassiz'schen Werkes zu erwarten sein. Vgl. die Artikel Fische, fossile, und Pisces fossiles. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYODORULITES (Paläozoologie). Dieser Ausdruck wird seit einiger Zeit von mehren Schriftstellern (v. Dechen, Hibbert rc.) zur Bezeichnung größerer Stacheln aus den Flossen und vom Schwanze der Fische gebraucht, welche größtentheils von ganz ausgestorbenen Fischfamilien herrühren, und wonach Agassiz bereits die Genera Asteracanthus, Ctenacanthus, Gyracanthus, Leptacanthus, Myriacanthus, Nemacanthus, Oracanthus, Ptychacanthus rc. unterscheidet. Vgl. *Agassiz*, Poissons fossiles etc. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOGLOSSAE, Fischzungen (von ἰχθὺς und γλῶσσα), eine früher übliche Benennung fossiler Fischzähne. Vgl. Ichthyodonten. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOLITHUS (Paläozoologie), von ἰχθὺς, Fisch, und λίθος, Stein, Fischstein; der üblichste Ausdruck zur Bezeichnung der fossilen Fische und ihrer einzelnen Reste überhaupt, wie auch der Schiefer und anderer Steine, auf und in welchen solche Reste liegen. Indem wir wegen alles dessen, was die fossilen Fische als Fische anbelangt, auf die Artikel Pisces und Fische verweisen, beschränken wir uns hier mehr auf die Betrachtung der Art des Vorkommens dieser Reste.

Es sind hauptsächlich Zähne, auch Knochen, Gräthen, Flossen- und Schwanzstacheln, deren Hauptbestandtheile phosphorsaurer und kohlensaurer Kalk sind, dann die dicken, ebenfalls oft knöchernen und meist mit einem schmelzartigen Überzuge versehenen Schuppen der Ganoidenordnung Agassiz's, seltener kleinere, fast nur aus ge-

*) Buckland in den London Geological Transactions. 1829. N. S. III, 236 sq. Journal de Géologie. 1830. I, 1—19. pl. I. N. Jahrbuch der Mineralogie. 1830. S. 122. Dann in *Jameson*, Edinburgh n. philos. Journal. 1830. N. Jahrb. d. Min. 1831. S. 231. Hibbert, Abhandlung über Burdiehouse. Connell, Analyse in Proceedings of the Edinb. Soc. 1834. I, 48. 49. N. Jahrb. d. Min. 1835. S. 502. Bronn, Agassiz und v. Münster im N. Jahrb. d. Min. 1833. S. 107. 1833. S. 676. 1834. S. 541.

†) de Blainville, Die fossilen Fische, übersetzt von Krüger. (Leipzig 1823.) S. 199—227.

ronnenem Eiweiß gebildete, und, wie es scheint, später fast immer mit andern Mineralsubstanzen infiltrirte oder durch sie ersetzte Schuppen anderer Abtheilungen, welche man fossil findet. Doch haben auch knorpelige Theile, Stücke der Wirbelsäule, oder einzelne Wirbel von Knorpelfischen, Kiemenbogen ꝛc. sich zuweilen ganz (das ist mit Coeloptychium acaule *Goldf.*, dem Wirbel der Lamna acuminata *Ag.* der Fall), oder so lange wenigstens im Gesteine erhalten, daß sie nach dessen Erhärtung daraus verschwindend, einen bestimmten Abdruck ihrer Form hinterlassen konnten, oder bis sie von unorganischen Bestandtheilen durch Infiltration in Form und Textur nachgebildet waren. Zuweilen kann man die Zahl der Kiemenbogen, wenigstens im Abdrucke noch bestimmt unterscheiden. Im Muschelkalke haben sich außer den Zähnen gewöhnlich nur lose Schuppen erhalten. Höchst merkwürdig sind die in bituminösen Schiefern der Kohlenformation zu Münsterappel bei Kreuznach vorkommenden Schuppenbälge von Palaeoniscus Duvernoy *Ag.*, welche, ohne noch irgend einen Knochen zu enthalten, so zwischen den Schichtflächen des Gesteins liegen, daß man sie zuweilen vollständig und von allen Seiten frei herausnehmen kann. Daß auch die mit Sand erfüllten Theile der Eingeweide sich zuweilen deutlich nachgebildet erhalten, ist schon beim Artikel Ichthyocopros erwähnt.

Da mithin bei den Fischen außer dem Skelett sich noch die ganze Schuppendecke ihres Körpers nebst den Flossen entweder in Substanz oder wenigstens in Abdrücken zu erhalten im Stande ist, so kann man sich bei der Untersuchung außer dem Skelett, in welchem der Rumpf in Vergleich zu der der andern Wirbelthiere allerdings nur eine beschränkte Auswahl von Merkmalen darzubieten vermag, häufig auch der durch jene Decke, und, wo sie verloren, wenigstens noch oft durch die Stellung der Flossen angedeuteten Gesammtform des Körpers bedienen. Fossile Fischreste kommen von den ältesten Formationen an in Meeres- und Süßwassergebilden vor. In Sand und Sandstein, meist auch in Kreide, findet man gewöhnlich nur einzelne lose Theile, welche mechanischer und chemischer Zerstörung am besten zu widerstehen vermochten, hauptsächlich die großen harten Zähne der Knorpelfische, seltener Wirbel, Schwanz- und Flossenstacheln und Gräthen. Feste Kalksteine enthalten einzelne Theile aller Art, aber selten ganze Skelette, die sich in solchem Falle, weil sie in keiner Spaltungsfläche des Gesteins liegen, in der Regel auch nicht deutlich und vollständig darlegen lassen (Liaskalk im Schwarzwalde). In Kalkschiefer findet man die Skelette nicht nur nach Substanz und Form am besten erhalten, sondern sie lassen sich hier auch durch Spalten des Gesteins am schönsten darstellen (Solenhofen, Önnigen, Monte Bolca). Je feiner das Korn dieser Schiefer, desto deutlicher und zierlicher pflegen die Fischabdrücke bis in die kleinsten Details sich darzubieten, in welcher Beziehung manche Schichten von Solenhofen unübertroffen sind. Bituminöse Theile pflegen wenigstens in den jüngern Kalkschiefern mit den Skeletten nicht reichlich vorzukommen, und sich mehr durch den Geruch bei der Reibung, als durch die Farbe zu verrathen. In den Schieferthonen sind gewöhnlich die Skelette regelmäßig abgedrückt und die Abdrücke leicht herauszuspalten, aber die organischen Theile sind gewöhnlich daraus verschwunden, die Knochen und Schuppen häufig durch Eisen- und Kupferkies und selbst durch gediegenes Kupfer ersetzt, die fleischigen Theile aber in Bitumen verwandelt und durch die Gesteinsmasse gleichförmig verbreitet, wie denn die Thonerde überhaupt mehr Affinität zu thierischen Materien als die Kalkerde hat. Daher diese Gesteine eine dunkle Farbe besitzen, welche durch Feuer zerstört wird (thüringer Kupferschiefer, Schiefer von Münsterappel, Liasmergelschiefer, glarner Schiefer, weniger die grauen Schieferthone zwischen den Gypsen von Aix). Eine sehr auffallende Erscheinung ist, daß in solchen Schiefern zuweilen alle Zähne und Knochen der Skelette in Substanz und Form gänzlich verschwinden, während die Schuppen und (beschuppten) Flossen sich wenigstens als Abdrücke erhalten, weswegen man solche Fische für Knorpelfische zu halten geneigt war (Kupferschiefer). Ebenso verhält es sich mit dem thonigen Sphärosiderit der Steinkohlenformation, welcher darin bald plattenförmig, bald in losen Nieren vorkommt, in deren Mitte ein Fischskelett, zuweilen auch ein Koprolith zu liegen pflegt (Hundsrück, New-Haven ꝛc.). Die blätterige Braunkohle oder Papierkohle des Siebengebirges u. and. Gegenden enthält ebenfalls nur Abdrücke von Fischskeletten, aber die einzelnen Bestandtheile derselben gewöhnlich mit ungemeiner Deutlichkeit abgedrückt. Nicht selten zeigen die Fischskelette, welche in einer Localität beisammen vorkommen, eine parallele Lage und somit da, wo die Gebirgsschichten aufgerichtet sind, eine bestimmte Richtung zum Streichen und Fallen derselben. Man kann zur Erklärung jener Lage annehmen, daß sie, wie noch jetzt auf Island geschehen soll, allmälig an die Küste geworfen worden seien, und hierdurch einerlei Richtung längs derselben angenommen haben, in welchem Falle auch die gleichzeitig mit ihnen gebildeten, d. h. die sie umschließenden, Schichten ein Streichen längs dieser Küste und ein schwaches Fallen von derselben hinweg erhalten haben können, während dagegen keine ursachliche Beziehung zu einer später entstandenen stärkern Aufrichtung möglich ist, obschon man solche zuweilen gesucht hat.

Da man auf dem Querbruche der Schiefer, welche Fischskelette enthalten, entweder die Knochenreste derselben, in einer Ebene liegend, selbst entdeckt, oder wenigstens die Stellen gewahrt, woraus sie verschwunden sind, so kann man, durch dieses Hilfsmittel geleitet, nicht selten die noch im Gesteine eingeschlossenen Fischabdrücke entdecken und herausspalten. Diese erhält man sodann in zwei oder vier, oder wenn das Gestein schwer spaltet, wie von Monte Bolca, in mehren Stücken, welche wieder künstlich zusammengekittet werden müssen, womit die Arbeiter in manchen der ausgiebigern Fundorte sehr gut umzugehen wissen. Ja, Agassiz hat gezeigt, und Referent hat selbst Fälle kennen gelernt, wo dieselben verschiedene fossile und nicht fossile Knochen und andere Theile so geschickt in die ausgehöhlten Flächen einzukitten, und dem Ganzen den Umriß von Fischen und andern Thieren zu geben

wissen, daß sie manchen Unbefangenen täuschen. Immer ist es ein großer Vortheil, die zwei einander entgegengesetzten Abdrücke beisammen zu haben, indem gewöhnlich die eine grade solche Stellen deutlicher zeigt, welche am andern unvollkommen erhalten sind, oder am einen Theile hängen geblieben sind, welche nun am andern gänzlich fehlen.

In Kalk- und Schieferformationen findet man die Fischskelette gewöhnlich noch mit ihren Schuppen oder deren Abdrücken in natürlicher Weise und Vollständigkeit umgeben. In den solenhofer Schiefern jedoch ist es nicht selten der Fall, daß sie schon vor ihrer Einschließung in das Gestein von Fleisch und Schuppen entblößt, zerstückt, in einzelne Wirbelsäulenstücke und Flossen, selbst in Gräthen, Wirbel, Flossenstacheln und Schuppen getrennt gewesen; was zweifelsohne durch die Annahme am besten erklärt wird, für welche auch die Beschaffenheit des Gesteins und andere Anzeigen sprechen, daß sich dasselbe sehr allmälig niedergeschlagen und die Leiber der sterbenden Fische hierdurch Zeit gewonnen haben, sich mehr oder weniger zu zersetzen, aufzulösen und sich durch die Bewegung des Wassers zu trennen, bis ein fortdauernder Niederschlag sie endlich fester umschloß. Auch die Gefräßigkeit von Raubfischen und andern Raubthieren kann an dieser Zerstückelung mitunter Ursache gewesen sein. Man hat in dieser Beziehung ein oder zwei Beispiele vom Monte Bolca angeführt, wo man einen kleinern Fisch halb im Rachen eines größern steckend und halb aus demselben hervorragend gefunden, und hieraus auf eine, zu dem obigen Falle gegentheilige, Weise auf einen sehr schnellen Tod und sehr rasche Einschließung in das Gestein schließen wollen. Eine genauere Untersuchung, welche unter andern auch der Verf. selbst anzustellen Gelegenheit hatte, hat jedoch ergeben, daß das Skelett des kleinen Fisches unter dem des größern liegt, nicht in demselben steckt.

Weitere Andeutungen über die Ursachen, welche den Tod der fossilen Fische in verschiedenen Gegenden veranlaßt haben dürften, scheinen sich aus ihrem Vorkommen nicht zu ergeben. Es mögen daher die allgemeinen Ursachen abwechselnd gewirkt haben, die wenigstens zum Theil auch den Niederschlag der Gesteine veranlaßten: Temperaturabnahme der Erde und ihrer Gewässer, Aushauchungen schädlicher Gase, erneute Erhitzung der Gewässer durch untermeerische Ausbrüche von Vulkanen, durch die wir noch jetzt dieselbe Erscheinung bedingt sehen, Abfluß oder Austrocknung von See- und Süßwassern, Einbrüche von Salz- in Süßwasser u. dgl. Denn zwar hat man in England mit Erfolg versucht, wenigstens manche Seefische in Süßwassern zu erziehen und zu mästen, aber der plötzliche Einbruch des Meeres in einen Süßwassersee an der britischen Küste hat den Tod der in letzterem lebenden Fische veranlaßt.

Die reichsten Fundorte fossiler Fische sind folgende:

1) In Grauwackeschiefer und Old-red-sandstone der Orkneysinseln und Caithneß in Schottland (Traill im Jahrbuche für Mineralogie. 1835. S. 738).

2) In der Steinkohlenformation und Kohlenkalk: einige Gegenden Nordamerika's, zu Burdiehouse bei Edinburgh, zu Newhawen, Gamrie und in Fifeshire in Schottland (vgl. Jahrb. für Min. 1835. S. 375—377), die Grafschaft Birkenfeld auf dem Hundsrück, Münsterappel bei Kreuznach, Muse bei Autun im Departement der obern Saone.

3) In Magnesiankalk zu East Thikley, Midderidge, Darlington, Manisforth, West-Bolden, Witley und Rushiford in der Grafschaft Durham in England (Sedgwick in den Geological Transactions. N. S. III. 37 sq. Agassiz in Poissons fossiles. II, 93—95). Im Kupferschiefer Thüringens (Grafschaft Mansfeld, Eisleben, Saalfeld, Ilmenau). Im rothen Sandstein? (Kohlensandstein?) zu Ruppersdorf bei Braunau in Böhmen.

4) In Muschelkalk: die Gegend von Luneville, Franken, auch der Schwarzwald.

5) In der Liasformation und zwar im Liaskalke des Schwarzwaldes, im Liasschiefer Boll, in Würtemberg und Lyme Regis in England.

6) In der Oolithenreihe: die Normandie; in Forest-Marble: Stonesfield in England; im lithographischen Kalkschiefer: die Grafschaft Pappenheim (Aichstädt, Solenhofen); im Wälderthon: Tilgate Forest in Sussex.

7) Zur Kreide gehören nach Agassiz wahrscheinlich die schwarzen Schiefer des Sernftthales in Glaris. Viele Fische kommen auch in der Kreide von Lewes in Sussex vor, durch Mantell bekannt; andere im Plänerkalke Böhmens. Weniger in der Kreide Westfalens, Belgiens (Mastricht), Frankreichs (Meudon bei Paris), Englands (Gravesend) und Schonens.

8) In ältern tertiären Formationen, vor allen am Monte Bolca im Veronesischen, von wo Agassiz 130 Arten bestimmt hat (Volta und Blainville hatten schon früher deren Bestimmung versucht); der Montmartre bei Paris hat nur unvollständige Reste geliefert; mehr der Berg Libanon, dessen Schichten zum Theil von gleichem Alter mit den eben bezeichneten zu sein scheinen. In jüngern Tertiärformationen, vorzüglich zu Öningen am Bodensee; auf Malta, Sicilien, in der Papierkohle des Monte Viale bei Vicenza, des Siebengebirges am Rhein, und von Ménat in der Auvergne (beides Süßwasserbildungen, gleich Öningen), im Süßwasserkalk zu Steinheim bei Ulm, im Süßwassergypse von Aix in der Provence und Sinigaglia in Italien; in einem angeblich ganz jugendlichen, erhärteten Schlamme an der Küste Islands.

9) Die Formationen am Rolandsthurm bei Castell' amare im Neapolitanischen und der Gegend von Tripoli sind nicht genau bekannt. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOLOGIE (die Lehre von den Fischen), ein Theil der Zoologie, welcher die Naturgeschichte der Fische behandelt. Da die Fische noch jetzt ein Hauptnahrungsmittel vieler roher Naturmenschen sind, so zu sagen als ein ursprüngliches, nicht erst später aufgefundenes Nahrungsmittel angesehen werden müssen, so sollte man glauben, daß sie auch zunächst mit ein Gegenstand genauerer Betrachtung geworden wären. Dem ist aber nicht so, vielmehr ist es erst die neuere und neueste Zeit gewesen, welche in diesen Zweig der Naturgeschichte größere Aufklärung gebracht hat. An dieser Vernachlässigung mag

einestheils die Schwierigkeit Schuld sein, dieser Thiere habhaft zu werden, und sie im lebenden Zustande zu beobachten, theils die andere ihrer Erhaltung nach dem Tode; denn in der That sind wir bezüglich der letztern noch nicht sehr weit, wenigstens im Vergleich zu andern Classen, z. B. Säugethieren, Vögeln, Insekten ꝛc.

In der Geschichte der Ichthyologie kann man mehre Epochen annehmen. Zuerst bestand sie nur aus einem Haufen einzelner, oft sehr oberflächlicher Beobachtungen, wie wir sie zuerst bei Aristoteles finden, der Jahrhunderte lang die einzige Quelle war. Darauf kamen Rondelet, Belon und Salviani mit ihren Beobachtungen, gaben genauere Beschreibungen und Figuren, und legten so einen Grund, auf dem Willughby und Ray ein System baueten. Dann traten Artedi und Linné auf, zuerst richtige Arten und Gattungen aufstellend. Von da an hat sich die Ichthyologie mehr und mehr vervollkommnet und ihre Glanzperiode hebt mit Cuvier's Werk an.

Verfolgen wir die Geschichte näher, so zeigt sich vorerst im Allgemeinen, daß die rohesten, in den kümmerlichsten Gegenden lebenden Menschen, fast ganz von Fischen leben, weil ihnen die Natur dieses Nahrungsmittel in größter Menge bietet; so die Grönländer, die Eskimos, die Kamtschadalen, die Bewohner der maldivischen Felseninseln. In Island vertreten getrocknete Fische die Stelle des Geldes und sogar die Thiere werden damit genährt. Schon die Alten stellten die *Ichthyophagen* als Menschen dar, welche auf der untersten Stufe menschlicher Ausbildung ständen, und wol mag daher die Klugheit der ägyptischen Priester ein Mittel der Civilisation darin gesucht haben, den Genuß der Fische zu verbieten, welches Verbot jedoch streng nur von ihnen selbst gehalten wurde, da das Volk sich vom Fischessen nicht abhalten ließ, und in manchen Gegenden kaum eine andere Nahrung hatte.

Auf den ägyptischen Denkmälern finden wir nicht allein Fischzüge abgebildet, sondern auch einzelne Arten, und zum Theil sehr erkennbar (vgl. *Caillaud*, Voyage à Méroë. t. II. pl. 75. Description de l'Egypte, Antiquités. t. II. pl. 87). Einzelne Arten waren sogar verehrt, ja von manchen findet man noch jetzt Mumien. Die Juden, in einer weniger wasserreichen Gegend lebend, trieben wenig Fischfang, dagegen desto mehr die Phönizier und die Carthager, wenigstens sieht man oft Figuren von Fischen auf punischen Münzen. Der Name der ältesten und lange Zeit bedeutendsten Stadt Phöniziens, Sidon (צידון), bedeutet Fischfang. Bei den Griechen spricht zuerst Homer vom Fischfang, und Hesiod erzählt, auf dem Schilde des Herkules sei ein Fischer dargestellt gewesen, wie er im Begriff, sein Netz nach einem Delphin auszuwerfen. Wir wissen ferner aus den alten Schriftstellern, daß die Griechen sich mit Fischfang viel abgaben, auch bereits das Einsalzen der Fische betrieben, namentlich die Städte Byzanz und Sinope. Die griechischen Satyriker lassen es nicht an Spöttereien auf diejenigen fehlen, welche Fischgourmands waren. Daß aber die Griechen eine bedeutende Anzahl von Fischen bereits kannten, geht daraus hervor, daß sie für 400 Arten besondere Namen hatten, welche bis auf uns gekommen sind. Nach verschiedenen Angaben fanden sich auch nicht wenig Schriftsteller für dieses Fach, welche indessen verloren gegangen sind, sodaß wir nichts davon besitzen, als was Aristoteles, der seine Vorgänger sorgfältig zu benutzen pflegte, aus diesen in sein Werk aufgenommen hat. Dieser Naturforscher hatte sehr richtige Vorstellungen von diesen Thieren, wie man aus seiner Schilderung derselben ersieht, namentlich, daß er die Kennzeichen der wahren Fische in das Vorhandensein von Kiemen und Flossen setzt. Nach Aristoteles beschäftigte sich besonders Theophrast mit diesem Gegenstande; außer ihm noch mehre andere, welche wir aber nur dem Namen nach kennen. Die Römer bekümmerten sich nur aus Nebeninteressen um die Wissenschaft, und bei ihnen war es wol namentlich die Leckerei, welche sie zu den Fischen hinzog. Ungeheure Kosten wurden auf die Herstellung von Fischbehältern gewandt; man grub Berge durch, um das Meerwasser in eigene Teiche zu leiten; ja Einer von ihnen ging so weit, daß er Sklaven zur Nahrung der Fische in die Behälter werfen ließ. Die Römer waren aber nicht zufrieden mit den Fischen, welche ihnen ihr eigenes Land lieferte, sondern sie machten auch bedeutende Reisen, um Fische des Auslandes herbeizuholen.

Die Wissenschaft machte hierauf in diesem Zweige keine bedeutenden Fortschritte, bis Belon erschien. Seine Werke, worin die Beschreibungen durch Figuren, welche jedoch weniger gut sind, unterstützt werden, sind: L'Histoire naturelle des étranges poissons marins, plus, les figures et déscriptions du dauphin (Paris 1580. 4.); De aquatilibus libri II. (ib. 1553); Nature et diversité des poissons (ib. 1555); Observations de plusieurs singularités et choses mémorables, trouvées en Grèce, en Asie, en Judée, en Égypte etc. (ib. 1553—1555. 4.). Ihm folgte Salviani, der in seinem Werke: Aquatilium animalium historia (1554—1557. Fol. und Venedig 1600—1602), sehr gute Figuren, und darunter einzelne so ausgezeichnet lieferte, daß Cuvier manche davon sogar den neuesten gleichstellt. Rondelet übertraf seine Vorgänger noch, theils in der Menge der behandelten Arten, theils durch die Abbildungen, die, wenn auch den vorigen als Holzschnitte nicht zu vergleichen, dennoch sie durch Genauigkeit, namentlich in einzelnen charakteristischen Dingen, übertreffen. Besonders sind die Fische des Mittelmeeres sehr vollständig abgehandelt; nicht minder hat er gute anatomische Einzelheiten geliefert. Seine Schriften sind folgende: Libri de piscibus marinis, in quibus verae piscium effigies expressae sunt (Lyon 1554. fol.); Universae aquatilium historiae pars altera, cum veris ipsorum imaginibus (1555); L'Histoire entière des poissons (Lyon 1558. 4.). Gleichzeitig hatte Konrad Geßner seine große Naturgeschichte des Thierreichs angefangen, worin er jedoch bei den Wasserthieren nicht so sorgfältig zu Werke ging, als bei den übrigen Abtheilungen, indem er nur Auszüge aus andern, namentlich aus Belon, Rondelet und Salviani, gab, und diese noch überdies nicht von ältern Angaben gesondert, sodaß man nicht weiß, was den

einen oder dem andern angehört. Diese Arbeiten sind in folgenden Schriften enthalten: Historia animalium liber IV., qui est de piscium et aquatilium animantium natura (Zürich 1558; eine andere Ausgabe Frankfurt 1604 und 1620); Nomenclatura aquatilium animantium (Zürich 1560, mit mehren Figuren). Die Abbildungen in diesen Werken sind größtentheils aus den oben gedachten copirt, doch gibt er auch eigenthümliche. Von einem System ist bei Geßner nicht die Rede, er hat Alles nur alphabetisch abgehandelt, und außer den Fischen, wie es zu damaliger Zeit war, eine Menge anderer Wasserthiere aufgenommen. Aldrovandi gab in seiner großen Historia naturalis, oder vielmehr sein Fortsetzer Uterverius, der die Fische bearbeitete, nur einen Auszug aus den erwähnten Schriftstellern und ihre Figuren, doch wurden auch neue hinzugefügt, welche, obschon grobe Holzschnitte, dennoch von Werth sind. Zu jener Zeit wurden die überseeischen Länder mehr bekannt, namentlich die beiden Indien, und man schleppte allerlei Naturseltenheiten aus ihnen zusammen, unter denen sich auch mancherlei Fische fanden, die in verschiedenen Abhandlungen beschrieben wurden. Hierher gehören die Werke von Clusius, Nieremberg und Hernandez, andere zu geschweigen, welche nur wenig von den Fischen enthalten. Wichtiger ist die Historia naturalis Brasiliae von Markgraf (Leyden 1648. Fol.), mit vielen Abbildungen in Holzschnitt, welche Bloch in seinem großen Werke nach den auf der berliner Bibliothek befindlichen Originalien, mitunter sehr unrichtig, copiren ließ. Aber auch die europäischen Arten wurden der Aufmerksamkeit gewürdigt, wenn auch nicht in eigentlich über die Fische geschriebenen Werken; so von Matthiolus, Imperato, Columna und Schwenkfeld. Schönefeld gab eine besondere Naturgeschichte über die schleswigschen und holsteinischen Fische heraus: Ichthyologia. (Hamb. 1624. 4.). Selbst in die Anatomie der Fische gingen einige Forscher ein, namentlich Fabricius ab aquapendente, Casserius, Severinus, Borelli, Malpighi, Stenon, Lorencini, Harvey, Coiter, Bartholinus, Blasius, Swammerdam, Duverney. Die Aufzählung einer Menge Monographien müssen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, übergehen; sie sind theils von Blasius und Valentin gesammelt, theils finden sie sich in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften von Paris. Wichtig für den anatomischen Theil ist auch die Anatomie von Collins (London 1685. Fol.). Jonston übernahm es wieder, eine allgemeine Sammlung zu veranstalten in seiner Historia naturalis animalium (Francof. 1649 sq.); doch war diese nichts weiter als Compilation. Ruysch gab diese Arbeit etwas vermehrt im J. 1718 unter dem Titel: Theatrum animalium heraus. Johann Ray und Franz Willughby waren diejenigen, die zum ersten Male in ihrer Historia Piscium (Oxford 1686. fol.) eine Ichthyologie lieferten, in welcher die Fische nicht nur deutlich und nach der Natur beschrieben, sondern auch nach ihrer Bildung geordnet waren, sowie die Naturgeschichte derselben kritisch gesichtet ist. Ray begründete zuerst die Eintheilung in Knorpel- und Knochenfische. Doch ist dieselbe nicht ganz genau beobachtet; die allgemeine Form, die Zähne, das Vorhandensein oder Fehlen der Bauchflossen ꝛc. geben andere Eintheilungsgründe. Überhaupt haben diese Forscher manche glückliche Vereinigung gemacht. Dabei haben sie außer dem eigends Beobachteten die Beobachtungen ihrer Vorgänger eingefügt, wobei freilich mancher Irrthum mit untergelaufen ist. In dem zweiten Theile, Ichthyographia genannt, gaben sie auch die Copien der Figuren ihrer Vorgänger in Kupferstich, sammt einigen neuen. Man begreift leicht, daß diese Copien nicht den Werth der Originale haben können. Einen Auszug aus diesem größern Werke gab Ray in seiner Synopsis Piscium (London 1713). Diese beiden Werke bilden eine Epoche in der Ichthyologie.

Später erschienen in englischen Werken die Beschreibungen einzelner Fische, namentlich in der Reise von Sloane (London 1707. 1727. Fol.), und in der Naturgeschichte von Carolina ꝛc. von Catesby, sowie in Edwards' Glanures einige, namentlich in den beiden letztern Werken gut und mit Farben abgebildete Fische. Auch als sehr vorzüglich muß der Graf Marsigli genannt werden, der in seinem Danuvius pannonico-mysicus vortreffliche Abbildungen und Beschreibungen der Fische lieferte. Zwar haben zu jener Zeit auch noch mehre Reisende in ihren Reisebeschreibungen der beobachteten Fische gedacht, indessen verdienen dieselben als ungenau keiner Erwähnung. Dagegen sind die Holländer Valentyn und Renard zu nennen. Mehre Abbildungen des letztern hat schon Ruysch benutzt, und obwol Renard lange in dem Verdachte war, gar manche Figur nach der Phantasie gezeichnet zu haben, so hat sich doch später gezeigt, besonders aber noch in den neuesten Zeiten, daß dem keineswegs so ist, vielmehr seine Figuren treu und gut sind. Sein Werk führt den Titel: Poissons etc. des Molluques etc. (Amsterdam 1754. fol.). Valentyn gab eine Geschichte von Ostindien heraus (Rotterdam 1724), worin er außer den Figuren nach Ruysch und Renard auch noch einige beigefügt hat; doch ist der Text nicht viel werth, die Abbildungen von Renard sind aber blos deswegen wichtig, weil sie an Ort und Stelle nach der Natur gemacht sind und in ihnen gar manche Arten sich vorfinden, die erst in neuern Zeiten von Reisenden wieder entdeckt wurden. Solchen in Indien gemachten Zeichnungen sind die Abbildungen in der Japanischen Encyklopädie und andern handschriftlichen Arbeiten ähnlicher Art an die Seite zu setzen, doch nur in Betreff der Figuren, welche in der Regel gut und selbst genau sind, dagegen der Text ganz unbrauchbar ist. Die Sammlungen, welche der Pater Plumier, doch nur im Manuscript, hinterlassen hatte, von denen sich das Original auf der pariser Bibliothek befindet, eine Copie in dem Besitze von Bloch war, haben letzterem viel Material geliefert, da die Zeichnungen äußerst genau sind. Eine andere Copie wurde von Lacépède benutzt, da derselbe aber wegen der Unrichtigkeit seiner Copien nicht immer erkannte, daß manche schon von Bloch aufgenommen waren, so erschien manche Art bei ihm unter zweierlei Namen.

Gegen das erste Drittel des 18. Jahrh. erhielt die Ichthyologie eine wahrhaft wissenschaftliche Gestalt durch

den Schweden Peter Artedi. Dieser, leidenschaftlich für diesen Zweig der Naturgeschichte eingenommen und überdies durch enge Freundschaft mit Linné verbunden, bemerkte bald die Lücken in diesem Fache. Er begann damit, daß er in seiner Bibliotheca Ichthyologica eine Übersicht alles desjenigen gab, was von Arbeiten vor ihm über die Fische erschienen war. Darauf erschien seine Philosophia Ichthyologica, worin er die äußern und innern Theile dieser Thiere durchging, und für die verschiedenen Formen genauere Kunstwörter angab, sodaß er als der Schöpfer der, die Fische betreffenden, Terminologie erscheint; zugleich stellte er Regeln, bezüglich der Namengebung der Gattungen und Arten auf, und theilte die Classe genauer ein als Willughby. Die Ordnungen begründete er auf die Consistenz des Skeletts, auf die Kiemendeckel und auf die Natur der Strahlen in den Flossen, doch beging er noch den Fehler, die wallfischartigen Säugethiere unter den Fischen zu lassen. Seine Ordnung der Branchiostegen ausgenommen, sind die übrigen sehr natürlich, und man hat sie bis jetzt bestehen lassen müssen. In seinen Genera Piscium gab er jeder Gattung einen unveränderlichen Namen und bestimmte Kennzeichen, meist auf die Anzahl der Strahlen in der Kiemenhaut, deren Wichtigkeit er zuerst bemerkte, auf die relative Stellung der Flossen, ihre Zahl, die Mundtheile, in denen sich Zähne befinden, Bildung der Schuppen und selbst auf innere Theile, wie den Magen und Blinddärme, gegründet. Diese Gattungen, an der Zahl 45, sind so begründet, daß man sie fast alle bis auf die neueste Zeit hat bestehen lassen können, abgesehen von den Unterabtheilungen, welche die anwachsende Menge der neuen Arten aufzustellen genöthigt hat. Diese Gattungen sind folgende: I. *Malacopterygii.* Syngnathus, Cobitis, Cyprinus, Clupea, Argentina, Exocaetus, Coregonus, Osmerus, Salmo, Esox, Echeneis, Coryphaena, Ammodytes, Pleuronectes, Stromateus, Gadus, Anarhichas, Muraena, Ophidium, Anableps, Gymnotus. II. *Acanthopterygii.* Blennius, Gobius, Xiphias, Scomber, Mugil, Labrus, Sparus, Sciaena, Perca, Trachinus, Trigla, Scorpaena, Cottus, Zeus, Chaetodon, Gasterosteus. III. *Branchyostegii.* Balistes, Ostracion, Cyclopterus, Lophius. IV. *Chondropterygii.* Petromyzon, Acipenser, Squalus, Raia. In den Supplementen kommen dazu noch die Gattungen: Taenia, Silurus, Mustela, Phycis, Sphyraena. Bei jeder Gattung finden sich diejenigen Arten angegeben, welche der Verfasser dazu rechnen zu können glaubte, nebst einer Charakteristik und kurzen Beschreibung derselben. In der Synonymia Piscium gab der Verf. bei jeder Art die Namen an, welche ihr früher von andern beigelegt worden waren, sogar die der Griechen und Römer, wobei er indessen größtentheils Rondelet folgte; auch führte er die betreffenden Beschreibungen und Figuren an, und verwarf alle diejenigen Arten, die ihm nicht genügend begründet schienen. Zusammen waren es 274 Arten, zu denen noch 17 neue kamen. In seinen Species Piscium beschrieb er alle diejenigen Arten, die er selbst gesehen hatte, zusammen 72, nach seiner Terminologie mit vieler Bestimmtheit. In der Synonymia stellte er noch folgende neue Gattungen auf: Cicla, Hepatus, Capriscus, Pholis, Citharus, Atherina, Liparis, Chelon.

Artedi gab seine Werke nicht selbst heraus, da er das Unglück hatte, in einem holländischen Canal zu ertrinken, aber sein Freund Linné besorgte mit Gewissenhaftigkeit die Herausgabe, und hatte die Manuscripte schon seit dem J. 1735 für die erste Ausgabe seines Systema Naturae benutzt.

Linné selbst entfernte sich Anfangs nicht von dem Wege seines Freundes, aber schon in der zweiten Ausgabe seines Systems fügte er die immer höchst wichtig gebliebene Angabe der Strahlen in den Flossen hinzu. In der sechsten Ausgabe stellte er zwar neue Gattungen auf: Aspredo und Callychthys, welche er jedoch wieder in der Folge unterdrückte. Gronov, welcher die neunte Ausgabe besorgte, fügte derselben die Gattungen hinzu, welche er in seinem Museum Ichthyologicum aufgestellt hatte. Erst in der zehnten Ausgabe von 1758 gab Linné ein verändertes System, besonders sich dadurch unterscheidend, daß er die schon von Aristoteles richtig erkannten Cetaceen von den Fischen sonderte, dagegen ward von ihm der Fehler begangen, die Knorpelfische unter die Amphibien zu stellen, sowie der der Eintheilung nach dem Dasein oder Mangel, und der zu den Brustflossen bezüglichen Stellung der Bauchflossen, welche die natürlichen Verbindungen zerreißt. Indem aber Linné mehre seit der Zeit erschienene Werke, namentlich die Reisen seiner Schüler Hasselquist, Osbeck, Löffling und Anderer benutzte, brachte er die Anzahl der Arten auf 414; noch mehr wuchs diese in der zwölften Ausgabe 1766 durch die Benutzung des Zoophylacium von Gronov, des Thesaurus von Seba, der Naturgeschichte von Aleppo von Russel, der Arbeiten von Schäffer, Kölreuter, Gunner, Kölpie, Olearius, Petiver 2c., wobei ihm jedoch die Werke von Meer, Hill, Knorr, Saleren und Kramer entgingen. Ebenso überging er Alles, was Klein geliefert hatte, und dies offenbar mit Willen, ebenso wie in andern Zweigen die Arbeiten von Buffon, da Klein sich sehr tadelnd über Linné's System ausgesprochen hatte, wobei wir noch beiläufig bemerken wollen, daß das System von Klein allerdings eine Beachtung eben nicht sehr verdient. Unrecht aber war es, daß er die Gattungen von Gronov in dessen Zoophylacium, sowie mehre neue Arten desselben, überging.

In der zwölften Ausgabe des Systema Naturae hat Linné folgende Gattungen aufgestellt: *Amphibia Nantes.* Spiraculis compositis: Petromyzon, Raia, Squalus, Chimaera; Spiraculis solitariis: Lophius, Acipenser, Cyclopterus Balistes, Ostracion, Tetradon, Diodon, Centriscus, Syngnathus, Pegasus. *Pisces Apodes.* Muraena, Gymnotus, Trichiurus, Anarhichas, Ammodytes, Ophidium, Stromateus, Xiphias. *Pisces Jugulares.* Callionymus, Uranoscopus, Trachinus, Gadus, Blennius. *Pisces Thoracici.* Cepola, Echeneis, Coryphaena, Gobius, Cottus, Scorpaena, Zeus, Pleuronectes, Chaetodon, Sparus, Labrus, Sciaena, Perca, Gasterostus, Scomber, Mul-

lus, Trigla. *Pisces Abdominales.* Cobitis, Amia, Silurus, Teuthies, Loricaria, Salmo, Fistularia, Esox, Elaps, Argentina, Atherina, Mugil, Mormyrus, Exocaetus, Polynemus, Clupea, Cyprinus.

In diese Zeit fällt auch das Werk von Duhamel (Traité des pêches. 1769—1782. fol.), mit vielen Kupfern, das zwar wegen seiner Figuren, unter denen mehre sehr gut und treu sind, und mancher Einzelnheiten wichtig ist, übrigens aber die Naturgeschichte der Fische auf höchst verworrene Weise vorträgt. Es folgen nun mehre Naturforscher, welche hier und da etwas an der Classification der Fische änderten oder einzelne Beschreibungen gaben, doch können wir, um nicht zu weitläufig zu werden, sie nur kurz bezeichnen. Pennant handelte in seiner britischen Zoologie, sowie in seiner arctischen und indischen auch Einiges über die Fische ab. Gouan gab in seiner Historia Piscium (Strasbourg 1770. 4.) eigentlich nur eine Einleitung in die Naturgeschichte der Fische und einige neue Gattungen. Dergleichen stellte auch Forster in seinem Enchiridion (Halae 1788. 4.) auf. Pallas gab einzelne Beschreibungen in mehren seiner Schriften.

Wichtiger waren die Ergebnisse einiger Reisen, namentlich die von Commerson, welche indessen nicht öffentlich erschienen, jedoch bezüglich der Abbildungen von Lacépède, wenn auch mit manchen Irrthümern, benutzt wurden; wogegen es erst Cuvier gelang, in den Besitz der Originalabbildungen und Manuscripte zu kommen. Ebenso konnte erst Cuvier die Entdeckungen von Sonnerat, Banks und Rolander, und der beiden Forster benutzen. Genaue Beschreibungen der auf seiner arabischen Reise beobachteten Fische lieferte Forskål, doch erschienen dazu keine Abbildungen.

Die Forschungen mehrer auf Kosten der russischen Regierung Reisenden sind, bis auf Weniges in den Abhandlungen der petersburger Akademie enthaltene, theils verloren gegangen, theils noch, in Folge frühern Neides und Misgunst, für die Wissenschaft vergraben geblieben, und nur erst die Ergebnisse der Reisen, welche Falk, Gmelin und Güldenstedt gemacht haben, sind größtentheils durch Pallas mitgetheilt worden, doch ist des Letztern eigenthümliches Werk über die Fische Rußlands noch nicht erschienen.

Im Norden gaben Johann Christian Fabricius und Otto Fabricius, sowie Ascanius und Otto Friedrich Müller schätzbare Aufschlüsse über die nordischen und andere Fische, der letztere auch mehre Abbildungen in seiner Zoologia Danica; Thunberg gab auch einzelne Nachrichten über die von ihm beobachteten japanischen Fische in den Abhandlungen der stockholmer Akademie, und lieferte dem holländischen Übersetzer von Linné's Natursystem, Houttuyn, mehre darauf bezügliche Materialien. Auch schrieb der Däne Brunnich eine Ichthyologia Massiliensis (Hafniae 1768). Nicht von Bedeutung war die Naturgeschichte von Cetti über Sicilien, besser die von Cornite über die Fische des spanischen Galiciens (in spanischer Sprache 1788. 12.), wichtiger aber wegen der Abbildungen die Beschreibung mehrer naturhistorischen Gegenstände, besonders aus dem Meere, von Parra (Havannah 1787. kl. 4.). In Teutschland erschienen mehre einzelne Schriften über Fische, theils für sich, theils in wissenschaftlichen Sammlungen, wie in den Verhandlungen der Gesellschaft für naturforschende Freunde in Berlin, im Naturforscher, in Meyer's Zoologischen Annalen. So gab Leske Ichthyologiae Lipsiensis specimen (1774) und Meidinger seine guten Abbildungen österreichischer Fische (Wien 1785. Folio).

Epoche aber machte jetzt Bloch. Nach einigen kleinen vorläufig hier und da zerstreuten Arbeiten gab er zuerst seine ökonomische Geschichte der Fische Teutschlands (Berlin 1782. 4. Die Tafeln in Folio). Dieses Werk, die eigenen Beobachtungen des Verfassers und Abbildungen nach frischen Fischen unter seiner Aufsicht gezeichnet, enthaltend, gibt gute Beschreibungen, treue Abbildungen und interessante wahre Beobachtungen, aber es begreift die Fische des mittelländischen Meeres nicht, wiewol diese durch die österreichische Küste Istriens mit zu Teutschland gehören; aber noch auffallender ist es, daß Bloch sehr gemeine Fische des Oceans nicht genau gekannt hat [1]). Schon in dem Werke über die teutschen Fische befinden sich einige ausländische aus Plumier und Markgraf schlecht copirt; noch schlimmer aber sieht es in seiner Naturgeschichte der ausländischen Fische aus (Berlin 1785. 9 Bde. 4. Die Abbildungen in Folio). Diejenigen Fische, welche der Verfasser selbst besaß, sind daselbst größtentheils bis auf die Farben, welche sich so wenig erhalten lassen, gut dargestellt, auch sind die Beschreibungen gut, so lange die Quellen sicher waren, was namentlich mit den Mittheilungen der Fall ist, welche der Missionair John gemacht hat. Nicht so ist es mit denjenigen Fischen, die ihm durch Kauf oder sonst zukamen, denn bei diesen zeigt er ihr Vaterland und ihre Lebensweise oft sehr willkürlich an, und ist oft nicht sehr glücklich gewesen in der Auffindung derselben in denjenigen Schriftstellern, welche er zu Rathe zog; auch sind oft die Abbildungen, die er gegeben hat, aus andern Werken copirt, nicht treu wiedergegeben, theils aus Nachlässigkeit der Zeichner, theils weil er vielleicht manchen ihm so scheinenden Fehler an denselben verbessern zu müssen glaubte, sodaß manche dieser Copien bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind. Besonders übel ist es denjenigen Figuren ergangen, welche aus den Originalabbildungen von Markgraf (auf der berliner Bibliothek unter der Bezeichnung des Fürsten Moritz von Nassau aufbewahrt) copirt sind, nicht blos, daß man an denselben die Fehler findet, die man Zeichnern aus jener Zeit nicht groß zur Last legen kann, sondern er hat mitunter auch üble Verbesserungen angebracht, namentlich bezüglich der Flossenstrahlen, auf welchen jene Zeichner gar kein besonderes Augenmerk gehabt haben [2])

1) Cuvier bemerkt unter andern, daß er die Atherina sehr schlecht dargestellt habe, daß seine Sardine (Taf. 29) keineswegs diese, sondern Clupea sprattus sei, und daß seine Alose (Taf. 20) nicht diese, sondern Clupea finta darstelle. 2) Vgl. Schneider in der Vorrede zu Bloch's Systema Ichthyologiae, und Lichtenstein in den Verhandlungen der berliner Akademie aus den Jahren 1820 und 1821.

Da Bloch sich wenig um die Anatomie bekümmert hat, so ist das Allgemeine über die Naturgeschichte der Fische nicht von besonderem Werthe, dagegen hat er einige gute Gattungen gemacht, wiewol auch andere nur durchaus künstliche, und andere, welche nur Abtheilungen der Gattungen von Artedi und Linné sind. In seinem großen Werke folgte Bloch im Allgemeinen der Methode von Linné, nur daß er die sogenannten schwimmenden Amphibien den Fischen einverleibt hat, aber gegen das Ende seines Lebens hat er ein eigenes System ausgearbeitet, in welches er nicht allein die Arten seines großen Werkes, sondern auch die von Andern beschriebenen aufgenommen hat. Seine Eintheilung ist rein künstlich auf die Flossen gegründet, und zwar bei den Unterabtheilungen auf die relative Stellung der Brust- und Bauchflossen, sowie sie Linné angewendet hat. Cuvier sagt über dieses System Folgendes: Er (Bloch) hätte nichts Besseres thun können, wenn er die Absicht hatte, die künstlichen Methoden lächerlich zu machen und zu beweisen, zu welchen ungeschickten Verbindungen sie führen können. Es gibt in der That nichts Frembartigeres dergleichen. Atherina findet sich neben Centriscus, Loricaria bei Squalus, Raja weit von Squalus und nahe bei Silurus, und Esox, Muraena und Tetrodon stehen in einer Classe ꝛc. Ganze Gattungen sind in diesem Systeme durch nicht minder sonderbare Artzusammenstellungen gebildet. In Grammistes z. B. hat er die Arten aus 18 natürlichen, von einander verschiedenen Gattungen vereinigt, die nur dadurch mit einander in Zusammenhang stehen, daß bei allen der Körper mit Längslinien bezeichnet ist, bei Cichla ist dies der Fall mit sieben Gattungen ꝛc. Der größte Nutzen dieser Arbeit besteht indessen darin, daß er die neuen Arten nachgetragen hat, welche ihm seit dem Erscheinen seines großen Werkes bekannt wurden, noch mehr aber an demselben hat der Herausgeber, Schneider, gethan, der nicht allein bedeutende Zusätze geliefert hat, sondern auch kritische Anmerkungen und anatomische Beobachtungen, sodaß man das Werk im Allgemeinen eine ziemlich vollkommene Sammlung dessen, was zu Anfange dieses Jahrhunderts über die Fische bekannt war, nennen kann.

Das Werk führt folgenden Titel: *M. E. Blochii* Systema ichthyologiae iconibus CX illustratum, post obitum autoris opus inchoatum absolvit, correxit, interpolavit *Joh. Gottl. Schneider* (Berol. 1801. 1 Vol.). Die Anordnung der Gattungen aber in demselben ist folgende: I. *Hendecapterygii.* Lepadogaster. II. *Decapterygii.* 1) Jugulares: Gadus. 2) Thoracici: Trigla. 3) Abdominales: Polynemus. III. *Enneapterygii.* Scomber. IV. *Octopterygii.* 1) Jugulares: Callionymus, Batrachus, Uranoscopus, Enchelyopus, Trachinus, Phycis. 2) Thoracici: Platycephalus, Cottus, Periophthalmus, Eleotris, Gobius, Iohnius, Mullus, Sciaena, Perca, Xiphias, Zeus, Brama, Monocentris, Lonchurus, Macrurus, Agonus, Eques. 3) Abdominales: Cataphractus, Sphyraena, Atherina, Centriscus, Fistularia, Mugil, Gasterosteus, Loricaria, Squalus. V. *Heptapterygii.* 1) Jugulares: Lophius, Pteraclis, Pleuronectes, Kyrtus, Trichogaster, Centronotus, Blennius, Percis, Trichonotus. 2) Thoracici: Monoceros, Grammistes, Scorpaena, Synanceia, Cyclopterus, Amphiprion, Amphacanthus, Acanthurus, Chaetodon, Alphestes, Ophicephalus, Lepidopus, Echeneis, Cepola, Labrus, Sparus, Scarus, Coryphaena, Epinephelus, Anthias, Cephalopholis, Calliodon, Holocentrus, Lutjanus, Bodianus, Cichla, Gymnocephalus. 3) Abdominales: Acipenser, Chimaera, Pristis, Rhina, Rhinobatus, Raia, Platystacus, Silurus, Anableps, Acanthonotus, Esox, Synodas, Salmo, Clupea, Exocaetus, Chauliodus, Elops, Albula, Cobitis, Cyprinus, Amia, Paecilia, Pegasus, Mormyrus, Polyodon, Argentina. VI. *Hexapterygii.* 1) Apodes: Balistes, Rhynchobdella. 2) Anali carentes: Trachypterus, Gymnetrus. VII. *Pentapterygii.* Apodes: Ophidium, Pomatias, Gnathobolus, Muraena, Stromateus, Ammodytes, Sternoptyx, Anarrhichas, Chauna, Sternarchus, Ostracion, Tetrodon, Orthagoriscus, Diodon, Syngnathus. VIII. *Tetrapterygii.* Apodes, Trichurius, Bogmarus, Toenioides, Stylephorus. IX. *Tripterygii.* 1) Apodes: Gymnonotus. 2) Achiri: Synbranchus, Gymnothorax. X. *Dipterygii.* 1) Apodes: Ovum. 2) Apodes et achiri: Petromyzon, Leptocephalus. XI. *Monopterygii.* Apodes et achiri: Gastrobranchus, Sphagebranchus, Fluta (monoptère), Typhlobranchus.

Bloch's Werke hatten einen neuen Eifer für diesen Zweig der Naturgeschichte erregt, sodaß man diese Thierclasse gleichsam wieder aufnahm. Zuerst trat Hauy auf, und bearbeitete nach einer Auffoderung von Daubenton die Fische für die große französische Encyklopädie unter dessen Namen. Da er aber gar nichts davon verstand, so mußte das Werk auch darnach ausfallen; es ist eine reine kritiklose Compilation. Eine andere in ähnlicher Art, nämlich bezüglich der Kupfer und des sie begleitenden Textes, lieferte Bonaterre in den Kupfern zu dieser Encyklopädie, indem er darin nicht blos die sämmtlichen Abbildungen von Bloch copiren ließ, so weit sie damals erschienen waren, sondern noch Abbildungen aus Pallas, Kölenreuter und den übrigen vereinzelten Schriftstellern zusammenstellte. Da ihm ebenfalls die Kenntniß des Gegenstandes abging, so verwickelte er sich oft, wenn ihm die sichern Führer, Bloch, Pallas und Broussonnet, verlassen. Es ist deshalb sein Werk zwar von großem Werthe für diejenigen, welche die Originale nicht besitzen, muß aber mit großer Vorsicht benutzt werden. Ebenso wenig brauchbar ist der Artedi renovatus von Wahlbaum, denn es ist dieses Werk ebenfalls ohne Sachkenntniß und Kritik compilirt. Diese Werke sind daher nur insofern brauchbar, als man in ihnen eine Masse Materialien aufgehäuft findet.

Die Krone aber der Compilation jener Zeit ist die dreizehnte Ausgabe von Linné's Systema naturae, besorgt von J. F. Gmelin, einem Chemiker, der, wie Cuvier bemerkt, wol kaum eins der einzurangirenden Thiere gesehen hatte, ja nicht einmal die Werke gelesen haben

mag, aus denen er Auszüge aufnahm [3]). Es ist diese Arbeit insofern sehr wichtig, indem sie ein ungeheures Material umfaßt und die Quellen nachweist, aus denen es geschöpft ist, aber es ist Alles so zusammengestellt, wie man es gefunden hat, denn Gmelin untersuchte nie, ob ein Thier, dem irgend ein Gattungsname beigelegt war, auch wirklich dieser Gattung angehöre oder nicht, und wenn Cuvier meint, daß auf diese Weise ein und dieselbe Art zwei oder dreimal erscheine, und überhaupt wol gegen funfzig Arten gestrichen werden könnten, so kommen wol noch ärgere Verstöße anderweit vor, wie dies z. B. Bechstein bezüglich mehrer teutschen Vögel nachgewiesen hat.

Wir haben nun noch Einiges über die Anatomie der Fische in diesem Zeitraume der Ichthyologie vor Lacépède einzuschalten, es würde uns jedoch zu weit führen, wollten wir mehr thun, als die Hauptnamen anführen, da ohnedies dieser Gegenstand eigentlich der vergleichenden Anatomie angehört. Wir nennen daher nur die Werke von Cheselden, Meier, Duhamel, Haller, Camper, Vicq-d'Azyr, Monroe, Klein, Geoffroy, Hunter, Scarpa, Comparetti, Edel, Herissant, Broussonnet, Spalanzani, Gotthelf Fischer, Hewson, Réaumur, Baster, Lomorieur, Allemand, Adanson, Walsh, Cavolini ic.

Am Ende des 18. Jahrh. unternahm Lacépède sein großes Werk über die Fische, dem man allerdings viele Vorwürfe machen muß, die sich aber zum Theil durch die ungünstige Lage entschuldigen lassen, in der er sich befand, indem er nicht allein sein Werk in dem größten Sturm der Revolution schrieb, sondern ihm auch das Bloch'sche unzugänglich war, und besonders die allgemeine Abschließung ihn der Möglichkeit beraubte, sich durch die französischen Schiffe aus entferntern Gegenden Fische zu verschaffen, und so nach der Natur zu arbeiten. Als Hauptführer dienten ihm die Zusammenstellungen von Gmelin und Bonaterre. Die übrigen Quellen, die er benutzen konnte, waren nicht von gleichem Werthe, und das Schlimmste war, daß, nachdem er die Materialien studirt hatte, er sich genöthigt sah, entfernt von denselben seine Schrift auf dem Lande, wohin ihn die Stürme der Revolution vertrieben hatten, und also ohne Vergleichung auszuarbeiten. Dabei verließ er sich zu sehr auf seine Vorgänger, ebenso, wie Gmelin dies gethan hatte. In seinem Systeme selbst liefen bezüglich der Anordnung mancherlei Fehler unter, da er die Natur nicht vergleichen konnte. Sein System ist übrigens folgendes:

Classe Poissons. 1) Sous-Classe. Poissons cartilagineux. I. Div. Sans opercules ni membranes branchiales. 1. Ord. Apodes: Petromyzon, Gastrobranche. 2. Ord. Jugulaires. 3. Ord. Thoracins. 4. Ord. Abdominaux: Raie, Squale, Aodon. II. Div. Point d'opercules, une membrane branchiale. 5. Ord. Apodes. 6. Ord. Jugulaires: Lophie. 7. Ord. Thoracins: Baliste. 8. Ord. Abdominaux: Chimère. III. Div. Un opercule, point de membrane branchiale. 9. Ord. Apodes. 10. Ord. Jugulaires. 11. Ord. Thoracins. 12. Ord. Abdominaux: Polyodon, Esturgeon. IV. Div. Un opercule et une membrane branchiale. 13. Ord. Apodes: Ostracion, Tetrodon, Ovoïde, Diodon, Sphéroïde, Syngnathe. 14. Ord. Jugulaires. 15. Ord. Thoracins: Cycloptère, Lépadogastère. 16. Ord. Abdominaux: Macrorhynque, Pégase, Centrisque. 2) Sous-Classe. Poissons osseux. I. Div. Un opercule et une membrane branchiale. 17. Ord. Apodes: Cécilie. Monoptère, Leptocéphale, Gymnote, Trichiure, Notoptère, Ophisure, Triure, Aptéronote, Régalec, Odontognathe, Murène, Ammodyte, Ophidie, Macrognathe, Xiphias, Makaira, Anarhique, Coméphore, Stromatée, Rhombe. 18. Ord. Jugulaires: Murenoïde, Callionyme, Calliomore, Uranoscope, Trachine, Gade, Batrachoïde, Blennie, Oligopode, Kurte, Chrysostrome. 19. Ord. Thoracins: Lépidope, Hiatule, Cépole, Taenioïde, Gobie, Gobioïde, Gobiomore, Gobiomoroïde, Gobiésoce, Scombre, Scomberoïde, Caranx, Trachinote, Caranxomore, Coesio, Coesiomore, Coris, Gomphose, Nason, Kyphose, Osphromène, Trichopode, Monodactyle, Plectorhinque, Pogonias, Bostryche, Bostrychoïde, Echeneis, Macroure, Coryphène, Hémisteronote, Coryphénoïde, Aspidophoroïde, Cotte, Scorpène, Scombéromore, Gastérostée, Centropode, Centrogastère, Centronote, Lepisacanthe, Céphalacanthe, Dactyloptère, Prionote, Trigle, Péristedion, Istiophore, Gymnètre, Mulle, Apogon, Lonchure, Macropode, Labre, Chéiline, Chéilodiptère, Ophicéphale, Hologymnose, Scare, Ostorhynque, Spare, Diptérodon, Lutjan, Centropome, Bodian, Toenicanote, Sciène, Microptère, Holocentre, Persèque, Harpe, Rinéleptère, Chéilion, Pomatome, Léiostome, Centrolophe, Chevalier, Léiognathe, Choetodon, Acanthinion, Choetodiptère, Pomacentre, Pomadasys, Pomacanthe, Holacanthe, Enoplose, Glyphisodon, Acanthure, Aspisure, Acanthopode, Sélène, Argyréiose, Zée, Gal, Chrysotose, Capros, Pleuronecte, Achyre. 20. Ord. Abdominaux: Cirrhite, Chéilodactyle, Cobite, Misgurne, Anableps, Fondule, Colubrine, Amie, Butyrin, Triptéronote, Ompok, Silure, Macroptéronote, Malaptérure, Pimélode, Doras, Pogonathe, Cataphracte, Plotose, Ageneoise, Macroramphose, Centranodon, Loricaire, Hypostome, Corydoras, Tachysure, Salmone, Osmère, Corégone, Characin, Serrasalme, Elope, Mégalope, Notacanthe, Esoce, Synode, Sphyrène, Lepisostée, Polyptère, Scombrésoce, Fistulaire, Aulostome, Solénostome, Argentine, Athérine, Hydrargyre, Stoléphore, Muge, Mugeloïde, Chanos, Mugilomore, Exocet, Polynème,

3) Gmelin lieferte in den Jahren 1788—1790 dieses Werk von 4000 Seiten in Großoctav, wonach man allerdings schließen muß, daß er es nicht allein arbeitete, sofern er es nicht schon Jahre lang vorbereitet hatte; doch geht Cuvier zu weit, wenn er daraus überhaupt den Schluß zieht, daß die Teutschen häufig Fabrikarbeiten lieferten, indem er sagt: „Mais, comme il n'arrive que trop souvent en Allemagne, le travail s'exécuta en fabrique, un certain nombre de jeunes gens se chargèrent de faire ses extraits, et l'éditeur se borna à les ressembler et à les classer!“

Polydactyle, Buro, Clupée, Myste, Clupanadon, Serpe, Mène, Dorsuaire, Xystère, Cyprinodon, Cyprin. II. Div. Un opercule, point de membrane branchiale. 21. Ord. Apodes: Sternoptin. 22. Ord. Jugulaires. 23. Ord. Thoracins. 24. Ord. Abdominaux. III. Div. Point d'opercule, une membrane branchiale. 25. Ord. Apodes: Stylephore. 26. Ord. Jugulaires. 27. Ord. Thoracins. 28. Ord. Abdominaux: Mormyre. IV. Div. Point d'opercule ni de membrane branchiale. 29. Ord. Apodes: Murène, Gymnomurène, Murènoblenne, Sphagebranche, Unibranchaperture. 30. Ord. Jugulaires. 31. Ord. Thoracins. 32. Ord. Abdominaux.

Die Werke Lacépède's erschienen in verschiedenen Ausgaben. Die erste: Hist. nat. des Poissons. I—V. (1798. 4.). Dann eine andere in 10 Bänden in Octav. In der Ausgabe, welche Sonnini von Buffon besorgt hat, ist Lacépède's Werk wieder abgedruckt, mit einer Einleitung aus Artedi und einigen andern Zusätzen. Eine teutsche Übersetzung wurde nicht vollendet. Immerhin hat Lacépède's Werk eine Epoche in der Ichthyologie gebildet, und als hauptsächlichste Basis bis in die neueste Zeit, wo Cuvier's Werk erschien, gedient. Ein ausgezeichnetes Werk erschien von Russel, jedoch ohne Rücksicht auf Lacépède: Description and figures of two hundred fishes collected at Vezagapatam on the coast of Coromandel, by *Patrick Russel*, M. D. (Londres 1803. 2 Vol. fol.). Eine arge, größtentheils auf Lacépède's Werk gegründete, Compilation ist das Werk von Shaw (General Zoology [London 1800 sq.]), mit sehr vielen Kupfern. Er hat das System von Gmelin zu Grunde gelegt, und ohne Kritik die Arten von Bloch, Lacépède rc. eingeschoben, auch die Figuren derselben copirt. Dumeril's analytische Zoologie war besonders bestimmt, das Werk von Lacépède allgemeiner zu machen, und die synoptischen Tafeln sind sehr präcis ausgearbeitet, nur Schade, daß sich darin die Irrthümer befinden, welche Lacépède schon bezüglich des fehlenden Kiemendeckels und der Kiemenstrahlen begangen hatte. Dessenungeachtet verdient die Methode Beachtung, indem sie das Aufsuchen der Gattungen gar sehr erleichtert, sofern sie nicht auf falsche Voraussetzung gegründet sind. Wir geben hier die Übersicht, obwol es ohne die eigenthümliche Anordnung in Tabellen nicht möglich ist, die Weise, wie der Verfasser zur Unterscheidung der Gattungen kommt, darzulegen.

Poissons. Cartilagineux, sans opercules, sans membranes. I. Ord. Trematopnes. Sans nageoires ventrales. Bouche circulaire. 1. Fam. Cyclostomes: Lamproies, Gastrobranches. Avec nageoires ventrales. Bouche transversale. 2. Fam. Ragyostomes: Torpille, Raie, Rhinobate, Squatine, Squale, Aodon. Avec membranes. II. Ord. Chismopnes. 3. Fam. Baudroie: Lophie, Baliste, Chimère. Avec opercules. Sans membranes. III. Ord. Eleutheropomes. 4. Fam. Polyodon: Pégase, Acipenser. Avec membranes. IV. Ordn. Téléobranches. Avec ventrales. Abdominales. 5. Fam. Aphyostomes: Macrorhinque, Solénostome, Centrisque. Thoraciques. 6. Fam. Plégoptères: Cycloptère, Lépadogastère. Sans ventrales. 7. Fam. Ostéodermes: Ostracion, Tétrodon, Diodon, Syngnathe, Ovoïde, Sphéroïde. Osseux. Avec opercules. Avec membranes branchiales. V. Ord. Holobranches. Sans ventrales. I. Sous-ord. Apodes: Manquant encore d'autre nag. 8. Fam. Péroptères: Cecilie, Ophisure, Notoptère, Leptocéphale, Trichiure, Gymnote, Monoptère, Aptéronote, Regales. Ne manquant d'aucune autre. 9. Fam. Pantoptères: Murène, Ophidie, Anarrhique, Comephore, Macrognathe, Xiphias, Ammodite, Stromatée, Rhombe. Avec ventrales sous la gorge. II. Sous-ord. Jugulaires. 10. Fam. Auchénoptères: Callionyme, Uranoscope, Batrachoïde, Murenoïde, Oligopode, Blennie, Calliomore, Vive, Gade, Chrysostrome, Kurte. Avec ventrales thoraciques. III. Sous-ord. Thoraciques. Corps alongé en lame. 11. Fam. Petalosomes: Bostrichte, Bostrichoïde, Taenioïde, Lépidope, Gymnètre, Cépole. Corps arrondi. En cylindre. Ventrales réunies. 12. Fam. Plecopèdes: Gobies, Gobioïdes. Ventrales libres. 13. Fam. Eleutheropodes: Echeneis, Gobiomoroïde, Gobiomore. En fuseau. 14. Fam. Atractosomes: Scomberoïde, Scomberomore, Trachinote, Scombre, Gastérostée, Centronote, Coesiomore, Lepisacanthe, Cephalacanthe, Caesio, Caranxomore, Pomatome, Centropode, Caranx, Istiophore. Avec corps épais. Comprimé. Tête ordinaire. Lèvres charnues. Opercul. sans épines dent. 15. Fam. Léiopomes: Chéiline, Labre, Ophicéphale, Chéilion, Chéilodiptère, Hologymnose, Monodactyle, Trichopode, Osphronème, Hiatule, Coris, Gomphose, Plectorinque, Pogonias, Spare, Dipterodon, Mulet. Mâchoires osseuses. 16. Fam. Osteostomes: Leiognathe, Scare, Osthorinque. Dorsales très-longues. 17. Fam. Lophionotes: Taenionote, Coryphène, Centrolophe, Hemiptèronote, Coryphénoïde, Chevalier. Tête fort grosse. 18. Fam. Céphalotes: Aspidophoroïde, Aspidophore, Scorpène, Gobiésoce. Cotte. Quelques rayons isolées aux pect. 19. Fam. Dactyles: Péristedion, Prionote, Trigle, Dactyloptère. Avec corps très-mince. Presque aussi haut que long. Yeux d'un côte. 20. Fam. Hétérosomes: Pleuronecte, Achyre. Opercules epineux ou dent. 21. Fam. Acanthopomes: Holocentre, Persèque, Taenianote, Bodian, Microptère, Sciène, Lutjan, Centropome. Yeux de deux côtés. 22. Fam. Leptosomes: Holacanthe, Enoptose, Pomacanthe, Pomacentre, Pomadasys, Acanthinion, Chaetodon, Chaetodiptère, Aspisure, Acanthure, Glyphisodon, Acanthopode, Zée, Argyréiose, Gal, Silène, Chrysotose, Capros. Avec ventrales sous l'abdomen. IV. Sous-ord. Abdominaux. Avec corps cylindrique. Bouche au bout d'un long museau. 23. Fam. Siphonostomes: Antostome, Fistulaire, Solenostome. Bouche non prolongé. 24. Fam. Cylindrosomes: Anableps, Amie, Misgurne, Cobite, Butyrin, Fondule, Tripteronote, Colubrine, Ompok. Avec

corps conique ou comprimé. Rayons aux pectorales lib. ou dist. Un seul roide. 25. Fam. Oplophores: Silure, Macroptéronote, Malaptérure, Cataphracte, Pogonate, Tachysure, Plotose, Macroramphose, Corydoras, Centranodon, Doras, Pimelode, Agenëiose, Loricaire, Hypostome. Plusieurs flexibles. 26. Fam. Dimeredes: Chéilodactyle, Cirrhite, Polynème, Polydactyle. Point de rayons distincts aux pect. Opercules écailleux. Bouche sans dents. 27. Fam. Lepidopomes: Exocet, Mugilomore, Chanos. Dorsales à rayons. 28. Fam. Gymnopomes: Hydrargyre, Argentine, Cyprin, Stoléphore, Athérine, Buro, Mèné, Xystère, Dorsuaire, Serpe, Clupée, Clupanodon, Myste. Mâchoire simple. Dorsale adipeuse. 29. Fam. Dermoptères: Serrasalme, Characin, Salmone, Osmère, Coiegone. Opercules lisses. Mâchoires très-développés, ponctuée. 30. Fam. Scagonotes: Elope, Synodon, Mégalope, Esoce, Lepisostée, Syphrène, Polyptère, Scombrésoce. Sans membranes branchiales. VI. Ord. Sternoptyges. 31. Fam. Sternoptyx. Sans opercules. Avec membranes branchiales. VII. Ord. Cryptobranches. 32. Fam. Styléphore, Mormyre. Sans membranes branchiales. VIII. Ord. Ophichthytes. 33. Fam. Murénophis: Gymnomurène, Murènoblenne, Unibranchaperture. Sphagebranche.

Dumeril's analytische Zoologie liefert in einer sehr guten Übersetzung Froriep (Weimar 1807).

De la Roche gab im 13. Bande der Annales du musée d'histoire naturelle einen sehr guten Katalog, mit Beschreibung italienischer Fische und von der südfranzösischen Küste, mit guten Abbildungen.

Risso in seiner Ichthyologie von Nizza (Paris 1810, mit illum. Kupfern) folgte auch dem System von Lacépède, wodurch nothwendig Fehler in das Werk kommen mußten; doch hat er mancherlei Neues geliefert, muß indessen mit Vorsicht benutzt werden, da Beschreibungen und Abbildungen nicht ausgezeichnet sind, und man nur in so weit sich ganz darauf verlassen darf, als er das Wichtigste in natürlichen Exemplaren dem Museum zu Paris eingeschickt hat. Von einer zweiten Auflage wird weiter unten die Rede sein.

Im J. 1810 erschienen von Rafinesque-Schmalz zwei Schriften: Caratteri di alcuni nuovi generi e nuove specie di animali e piante della Sicilia etc. (Palermo 1810). Indice d'ittiologia Siciliana, ossia catalogo metodico dei nomi latini, italiani e siciliani dei pesci che si rivengono in Sicilia, disposti secondo un metodo naturale etc. (Messine 1810). Beide sehr wichtig für die Ichthyologie, aber leider ohne alle Kritik, mit einer Unzahl neuer Gattungen, vielen falschen Arten und aus Lacépède copirten Fehlern. Es finden sich aber darin Beschreibungen und Abbildungen, die man anderwärts vergebens sucht, und besonders ist die Angabe der sicilischen Namen von Werth. Sein System ist folgendes:

I) *Sottoclasse. Pomniodi.* I. Div. Giugulari. I. Sez. Corisoftalmi. 1. Ord. Blennidi: Blennius, Gendropsarus. 2. Ord. Gadini: Gadus, Omus, Strinsia. 3. Ord. Trachinidi: Callionymus, Uranoscopus, Trachinus, Corystion, Oxycephas. 4. Ord. Cartisi: Chrysostroma. II. Sez. Pleurostomi. 5. Ord. Acherini: Symphurus. 6. Ord. Pleronetti: Solea, Scophtalmus, Bothus. II. Div. Thoracici. I. Sez. Hemisferonoti. 7. Ord. Selenidi. 8. Ord. Zeusidi: Zeus, Capros. 9. Ord. Equenedi. 10. Ord. Chetodonidi. 11. Ord. Acanturini. 12. Ord. Olacantini. II. Sez. Tossonoti. 13. Ord. Percidi: Lepipterus, Perca, Sciaena, Lopharis, Centropomus, Holocentrus, Axylopon, Lutjanus. 14. Ord. Scaridi: Scarus. 15. Ord. Acanti: Centronotus, Hypacanthus, Naucrates, Centracanthus, Notagnidion, Gasterostetas. 16. Ord. Scomberini: Scomber. 17. Ord. Sparidi: Trachurus, Lepodus, Cheilinus, Symphodus, Labrus, Spicara, Sparus, Diptodus, Dipterodon, Gonenion, Mullus, Apogon, Scorpena. III. Sez. Ostonoti. 18. Ord. Dactipli: Dactylopterus, Trigla, Peristedion (Chabronterus), Octonus (Malarmat), Lepadogaster. 19. Ord. Echeneidi: Echeneis. 20. Ord. Corifenidi: Coryphaena, Lepimphis, Cottus, Gobius. 21. Ord. Istioforidi: Tetrapturus. 22. Ord. Cepolidi: Cepola, Lepidopus. 23. Ord. Ginetridi: Argyctius, Cephalepsis. 24. Ord. Ginnurini. III. Div. Abdominali. I. Sez. Tossogastri. 25. Ord. Polynemidi. 26. Ord. Salmonidi: Salmo, Osmerus. 27. Ord. Clupidi: Clupea. 28. Ord. Ciprinidi: Mugil, Cyprinus. II. Sez. Ortogastri. 29. Ord. Palitterini: Polypterus. 30. Ord. Sairidini: Sayris. 31. Ord. Esocidi: Sphyraena, Esox, Sadis. 32. Ord. Notacantini: Notacantus. 33. Ord. Centrischini: Centriscus. 34. Ord. Loricarini: Loricaria. 35. Ord. Siluridi: Macroramphasus. 36. Ord. Esocetini: Esocetus, Tirus, Myctophum, Argentina, Atherina. 37. Ord. Amidi: Amia. 38. Ord. Butirinidi: Butirinus. 39. Ord. Calumbrinidi. 40. Ord. Olostomidi. IV. Div. Apodi. I. Sez. Macrosomi. 41. Ord. Signatidi: Typtele, Syphostoma, Hippocampus, Syngnathus, Nerophis. 42. Ord. Triuridi. 43. Ord. Trichiurini. 44. Ord. Ginnotini: Carapus, Ophisurus, Oxyrus. 45. Ord. Anguillidi: Anguilla. 46. Ord. Ofidini: Ophidium, Ammodytes, Scarcino. 47. Ord. Zifidi: Xiphius. 48. Ord. Comeforini. II. Sez. Brachisomi. 49. Ord. Stromatini: Stromateus, Luvarus. 50. Ord. Ostracidi: Ostracion. 51. Ord. Odontini: Tetrodon, Diodon, Orthragus, Diplanchias. II. *Sottoclasse Atelini.* I. Div. Pomanchidi. 52. Ord. Sternottidi: Sternoptyx. 53. Ord. Sphirionidi: Sturio. 54. Ord. Cogridi: Cogrus. II. Div. Omnanchidi. 55. Ord. Mormirini. 56. Ord. Chimerini: Piescephalus. 57. Ord. Balistini: Balistes: Capriscus. 58. Ord. Lofidi: Lophius. 59. Ord. Echelini: Echelus. 60. Ord. Clopsidini: Clopsis, Nettastoma. 61. Ord. Zitterini: Xypterus. III. Div. Ginnanchidi. I. Sez. Diptanchidi. 62. Ord. Monotteridi: Pterurus. 63. Ord. Dalofidini: Dalophis. 64. Ord. Murenidi: Muraena. II. Sez. Polianchidi.

65. Ord. Chondropteri: Dalalias, Carcharias, Heptranchias, Alopias, Isurus, Cerictius, Squalus, Oxynotus, Rhina, Pristis, Aodon, Etmopterus, Tetrosas, Galeus, Sphyrna, Hexanchus. 66. Ord. Platosomi: Raia, Leiobatus, Torpedo, Dipturus, Mobula, Cephaleutherus, Uroxis, Apterurus, Dasyatis. 67. Ord. Lampredini: Petromyzon. III. Sez. Etteridi. 68. Ord. Atteridi, Oxystomus, Helmictis. 69. Ord. Anoftalmini: Caecilia. 70. Ord. Missinidi: Myxine.

Außerdem haben noch andere Gelehrte Beschreibungen italienischer Fische geliefert, namentlich Biviani, Spinola, Giorna, Bonelli, Otto, Ranzani, Valenciennes, Naccari und Nardo. Aus andern Meeren wurden Fische beschrieben von Low aus seiner Fauna der Orcaden Montagu, Jurine, besonders aber sind die Arbeiten von Geoffroy St. Hilaire über die Fische des Nils und des rothen Meeres, theils in den Annalen des Museums der Naturgeschichte zu Paris, theils in dem großen französischen Werke über Ägypten wichtig. Die drei großen französischen Wörterbücher über Naturgeschichte enthalten nicht minder interessante Artikel über die Fische. Sehr wichtig ist die Fauna Rossica von Pallas, in deren drittem Theile die Fische abgehandelt werden. Die in derselben beobachtete Anordnung ist indessen zu geringfügig, als daß wir sie genauer anführen sollten. In den verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften von Nordamerika haben Mitchill, Lessueur, und der schon oben genannte Rafinesque die Beschreibungen vieler amerikanischen Fische geliefert. Ein ausgezeichnetes Werk aber über ostindische Fische ist: An account of the fishes found in the river Ganges and its branches by *Fr. Hamilton* (formerly *Buchanan*) m. d. (Edinbourg 1822. 4.) avec un atlas de trenteneuf planches. Sowol die Beschreibungen als die Figuren sind ausgezeichnet. Mehre Reisebeschreibungen enthalten die Beschreibungen verschiedener Fische, so die von Krusenstern, von Freycinet, Duperri ꝛc. Im J. 1815 trat Rafinesque in dem Werke: Analyse de la Nature (Palermo 1815), mit einem neuen Fischsystem auf, das sehr weitläufig ist, das wir aber dessenungeachtet nicht übergehen würden, wäre es nicht mit so vielen Irrthümern aus den frühern Schriften des Verfs. und des Lacépède wiederholt durchwebt, enthielte es nicht so viele unhaltbare Gattungen, welche zum Theil nicht einmal so weit charakterisirt sind, daß man sie anderweit richtig einordnen kann. Ebenso wenig verdient die Aufstellung besondere Beachtung, welche Blainville im J. 1816 im Journal de Physique geliefert hat, da sie sich kaum durch etwas anderes als durch neue Namen auszeichnet. Im J. 1815 gab Cuvier zuerst in den Mémoires du Musée die Basen seiner Eintheilung an, welche im J. 1817 ausführlicher in dessen Tableau du règne animal erschien, die wir aber nicht aufführen, da uns die spätern Arbeiten dieses Forschers die verbesserte Eintheilung mitzutheilen erlauben, und die Aufführung dieser unvollkommneren unsern Artikel nur über die Gebühr ausdehnen würde.

Auch die Eintheilung von Goldfuß in seinem Handbuche der Zoologie von 1820 dürfen wir um so mehr nur erwähnen, als sie nicht viel Eigenthümliches bietet. Im J. 1827 lieferte Risso in seiner Naturgeschichte des südlichen Europa eine neue Eintheilung, welche indessen häufig ihr Material aus der ersten Ausgabe von Cuvier's Thierreich entlehnt, übrigens aber darin hauptsächlich mangelhaft ist, daß Linné's Eintheilung die Hauptabschnitte liefert.

Über die verschiedenen Anordnungen, welche Oken nach und nach aufgestellt hat, lassen wir um so mehr Cuvier reden, als derselbe gewissermaßen dasselbe, nämlich eine natürliche Classification, nur auf anderm Wege, nämlich a posteriori, hauptsächlich von anatomischen Thatsachen ausgehend, zu erreichen gesucht hat, indessen Oken, zwar auch darauf fußend, den Gegenstand a priori behandelt hat, indem er der Ansicht huldigt, daß nach dem Vorhandenen und Bekannten anderes Unbekanntes grade so sein müsse und nicht anders sein könne. Da er dabei besonders die Deutung der Organe im Auge behält, diese Deutung aber keinesweges festgestellt ist, vielmehr mit dem Fortschreiten der Wissenschaft und nach neuen Entdeckungen sich ändert, so kann es nicht fehlen, daß auch darauf Gegründetes häufig sich ändern muß. Cuvier sagt aber bezüglich dieses Gegenstandes (Histoire naturelle des poissons. I. p. 167) Folgendes: „Man sieht, daß die Methoden der meisten dieser Ichthyologen, wie verschieden sie auch in ihren Combinationen scheinen mögen, doch nichts anderes sind, als Wiederholung der Linné'schen unter andern Namen, sodaß daran bei einigen keine andere Änderung eingetreten ist, als die Einführung der angeblichen unvollkommenen Classen, welche nach Lacépède auf dem vermeintlichen Mangel irgend eines Theils der Kiemenbedeckung gegründet sind, und bei andern durch die Kennzeichen, welche man von der Natur der Flossenstrahlen entlehnte, sowie sie bereits Artedi anwandte. Es war daher gleichmäßig unmöglich, daß sie nicht Wesen, die in der Natur einander nahe stehen, von einander entfernten, und daß sie nicht Kennzeichen aufstellten, die sich an den Gegenständen selbst nicht finden. Oken hat die Sache auf eine andere Weise versucht. Es ist bekannt, daß er es unternahm, ein großes philosophisches Problem der Idealisten aufzulösen; daß nämlich a priori aus dem allgemeinen Begriff des Wesens alle Verschiedenheit der Einzelwesen abzuleiten, was er durch eine Verbindung von Ideen von verschiedenem Werthe (de différens degrés) erreichen zu können glaubte. Bei der Classe, deren Naturgeschichte wir schreiben, hat er es auch versucht, auf diese Weise aus dem allgemeinen Begriffe des Fisches den der einzelnen Fische zu entwickeln, und die Combinationen, zu denen er seine Zuflucht nimmt, von Grad zu Grad herabsteigend, bilden eine Art Methode. Er hat schon drei oder vier Versuche der Art geliefert[4]), welche ziemlich verschieden von einander sind, doch scheinen uns in keinem derselben die Gattungen nach denjenigen Beziehungen gruppirt, welche eine natürliche Methode gutheißen könnte. Ja wir sehen nicht ab, wie man

4) Dazu kommt nun noch der neueste in s. Naturgeschichte für alle Stände.

seinen Unterabtheilungen bestimmte Kennzeichen beizulegen vermöge. In seiner Naturphilosophie aus dem J. 1811 beschränkte er sich darauf, die Fische, oder, wie er sie nannte, Fleischthiere (animaux carnies) nach dem Vorherrschen, welches er bei ihnen einem jeden Körpertheile zuschrieb, nämlich in Bauch-, Brust-, Glieder- und Kopffische, einzutheilen; er verglich sie dann bezüglich den Infusorien oder Mollusken, den einschaligen Mollusken und den Tintenfischen oder Medusen. Im J. 1816, in seinem Lehrbuche der Zoologie, theilte er diese Classe in sieben Ordnungen, welche nach seiner Ansicht den sieben Classen entsprechen sollten, in welche er das Thierreich eintheilt, jede dieser sieben Ordnungen ist wieder in vier Unterordnungen oder Familien eingetheilt, und jede Familie in vier Gattungen, was zusammen 112 Gattungen gibt, aber in der Übersicht (Rahmen), welche sich bei diesem Werke findet, hat er, seine idealistischen Versuche weiter zu treiben sich bemühend, seine Ordnungen auf vier zurückgebracht, den fünf Classen der Wirbelthiere entsprechend, jede Ordnung in vier Unterordnungen, den vier Ordnungen entsprechend, jede Unterordnung in vier Gattungen, den vier Unterordnungen entsprechend, was eine dreifache Tetratomie macht (wenn man dieses Wort anwenden kann), und die Gattungen hat er auf 64 reducirt. Endlich in seiner Naturgeschichte für Schulen aus dem J. 1821, theilte er diese Classe in fünf Ordnungen, je nachdem er den Keim, das Geschlecht, die Eingeweide, das Fleisch, oder die Sinnesorgane vorherrschend glaubte, die vier erstern Ordnungen sind in drei Unterordnungen, und in den drei erstern ist jede Unterordnung in neun Gattungen getheilt, in der vierten ist jede Unterordnung in vier Tribus, jede von diesen in drei Gattungen nach den nämlichen Beziehungen in vier Ordnungen getheilt, die fünfte zerfällt nach den fünf Sinnen. Diese Eintheilung ist es auch, die Oken im J. 1822 zu Paris französisch gegeben hat. Wir haben diese Versuche nicht in Bezug auf Metaphysik zu beurtheilen, noch die Solidität der Basen, auf denen sie beruhen, zu würdigen, dies ist Sache der Metaphysiker und nicht der Naturforscher (Naturalistes), was aber die Resultate betrifft, so kann jeder sehen, daß sie übel mit der wahren Beziehung der Wesen stimmen, und wiewol der letztere sich weniger als die vorhergehenden von dieser entfernt, so wird es doch in einer natürlichen Methode nie möglich sein, die Gattungen Xiphias zu Acipenser, Lepitoleprus zu Loricaria zu stellen. Man wird übrigens auch einsehen, daß ein großer Glückszufall dazu gehört, wenn die Gattungen, wie sie frühere Naturforscher aufgestellt haben, sich den Anordnungen einer so abgezirkelten Symmetrie fügen sollen, und so ist denn Oken auch genöthigt gewesen, bald mehre in eine zusammen zu ziehen, bald andere in mehre zu theilen; dies ist ihm besonders in dem dritten Versuche begegnet, wo er nur 64 zuläßt. Seine Vereinigungen sind nicht immer glücklich. Wenn er z. B. Holocentrum mit Cantharus unter Cichla zusammenstellt, so springt in die Augen, daß er weder die scheinbaren Beziehungen noch die wirklichen Analogien berücksichtigt." So weit Cuvier, der übrigens zugibt, daß, wenn auch die Naturphilosophie nicht viel dazu beigetragen habe, die Methoden zu vervollkommnen, man es ihr doch zu danken habe, daß die anatomischen Untersuchungen, deren sie für sich bedurfte, mehr angeregt worden sind.

Es ist nun noch die neueste Eintheilung Oken's aus seiner allgemeinen Naturgeschichte für alle Stände (Stuttgart 1836) beizubringen. Sie ist folgende:

A. 1. Horde. Unregelmäßige; Leib nackt und nicht elliptisch. 1. Ordn. Hautflosser; schuppenlose, unförmliche Fische, mit häutigen, fast strahlenlosen Flossen. 1. Zunft. Knorpelfische; Leib nackt oder mit Nägeln und einem runden oder queren Maul am Halse. 1. Sippschaft. Saugfische. Myxine, Petromyzon. 2. S. Rochen. Raja. 3. S. Haien. Squalus. 4. S. Störartige. Chimaera, Acipenser. 2. Z. Breitmäuler; Leib nackt oder gepanzert, mit weitem, gezähntem Maul am Ende des dicken Kopfes. 1. S. Breitmäuler. Lophius, Batrachus, Cottus. 2. S. Stirnmäuler. Uranoscopus, Trachinus. 3. S. Panzerwelse. Loricaria, Cataphractus. 4. S. Nackte Welse. Platystacus, Malopterurus, Heterobranchus, Silurus. 3. Z. Engmäuler, mit Panzer oder Stacheln bedeckt, und einem spitzigen, kleinen Maul vorn am Ende, meist ohne Zähne. 1. S. Geringelte Schnabelköpfe. 2. S. Glatte Schnabelköpfe. Fistularia, Autostoma, Centriscus, Mormyrus. 3. S. Scheibenfische. Kyrtus, Stromateus, Balistes. 4. S. Kugelfische. Cyclopterus, Ostracion, Gnathodon, Tetrodon, Diodon, Orthragoriscus. 2. Ordn. Stummelflosser, dünnschuppige Spindelfische. Nackte oder gepanzerte, Ohn-, Hals- und Brustflosser von langer, walziger oder bandartiger Gestalt. 4. Z. Langfische, Ohnflosser; Leib schlangenförmig, nackt, ohne oder mit sehr verkümmerten Halsflossen. a) Weichstrahlige Aale. 1. S. Walzige Aale. Muraena, Sphagebranchus, Synbranchus, Gymnotus. 2. S. Breite Aale. Lepthocephalus, Ammodytes, Ophidium. b) Aale mit harten Flossenstrahlen. 3. S. Kurzschnauzige Aale. Cepola, Stylephorus, Gymnetrus. 4. S. Langschnauzige Aale. Lepitopus, Trichiurus. 5. Z. Halsflosser mit stumpfen Kiemendeckeln und weichen Rückenstrahlen. a) Walzige Quappen. 1. S. Schleimquappen. Blennius, Anarrichas. 2. S. Schuppenquappen. Gadus, Macraourus. b) Kugel- oder tafelförmige. 3. S. Kugelförmige Quappen. Echeneis. 4. S. tafelförmige Quappen. Pleuronectes. 6. Z. Die Grundeln, keulenförmige, nackte oder gepanzerte Brustflosser nebst einigen Halsflossern, mit langen, einfachen Strahlen in der kleinen, vordern Rückenflosse, oft Unebenheiten am Kopf und Stacheln am Deckel, die Augen hoch oben. a) Schleimgrundeln. 1. S. Brustgrundeln. Gobius, Periophthalmus, Eleotris. 2. S. Halsgrundeln. Calyonymus, Chirus. b) Panzergrundeln. 3. S. Glattköpfige Grundeln. Gasterosteus, Trigla. 4. S. Rauchköpfige Grundeln. Scorpaena, Sebastes, Pterois. B. 2. Horde. Regelmäßige Fische. 3. Ordn. Elliptische Brustflosser. Haben einen zusammengedrückten, schuppigen Leib, mit seitlichen Augen, bewegliche Kiefer und freie Bauchflossen am Brustgürtel. 7. Z. Schmalköpfe. a) Nackte Schmalköpfe oder

10 *

Thunfische. 1. S. Lange Thunfische. Centronotus, Gasterosteus, Lichea, Scomber, Xiphias. 2. S. Tafelförmige Thunfische. Vomer, Zeus, Lampris, Equila. b) Stark beschuppte Schmalköpfe. 3. S. Lederfische. Amphacanthus, Acanthurus, Monoceros. 4. S. Schuppenflosser. Chaetodon, Heniochus, Zanclus, Ephippus, Platax. 8. Z. Glattköpfe; vollkommen elliptisch, mit großen Schuppen, ohne Zähne und Stacheln am Deckel, Kopf ziemlich dick oder stumpf, Schnauze meist kurz, Maul klein, mit regelmäßig stehenden meist großen Zähnen, nur eine lange Rückenflosse, worin die harten Strahlen vorherrschen, fünf bis sechs Kiemenstrahlen. a) Gestreckte Glattköpfe. 1. S. Stumpfköpfe. Coryphaena, Xyrichtys, Brama. 2. S. Dicklippige Glattköpfe. Labrus, Epibulus, Chromis, Scarus. b) Breite Glattköpfe. 3. S. Dickzähnige Glattköpfe. Toxodes, Alaena, Sparus, Dentex. 4. S. Blätterfische. Anabas, Polyacanthus, Osphronemus. 9. Z. Rauhköpfe; regelmäßiger, zusammengedrückter Leib, mit harten, festsitzenden Schuppen, ziemlich lange, vereinigte oder getrennte Rückenflosse, gezähnelte oder stacheliger Kiemendeckel, meist hakenförmige Zähne, sechs bis sieben Kiemenstrahlen. a) Glattschupper. 1. S. Einflossige. Glyphisodon, Lobotes, Pristipoma. 2. S. Zweiflossige. Eques, Sciaena, Umbrina, Pogonias. b) Eigentliche Bärsche. 3. S. Einflossige. Acerina, Rypticus, Seranus, Cirrites, Mesoprion. 4. S. Zweiflossige. Sillago, Holocentrum, Perca, Labrax, Lates, Centropomus, Aspro, Lucio-Perca. 4. Ordn. Bauchflosser; die Bauchflossen von den Brustflossen abgerückt, Rückenflossen klein, die Strahlen meist weich. 10. Z. Rundmäuler; halbe Brustflossen, mit fast zahnlosem Maul, ohne Stacheln am Deckel. a) Brustkarpfen. 1. S. Brustkarpfen mit Deckelkerben. Apogon, Pomatomus, Ambassis. 2. S. Brustkarpfen ohne Deckelkerben. Ophicephalus, Tetragonurus, Mugil. b) Bauchkarpfen. 3. S. Bauchkarpfen mit zwei Rückenflossen. Mullus, Polynemus. 4. S. Echte Karpfen. Cobitis, Anaplebs, Cyprinus. 11. Z. Flachmäuler; zwei Rückenflossen, wovon die hintere ohne Strahlen. a) Breite Lachse. 1. S. Tafellachse mit senkrechtem Maul. Sternoptyx, Gasteroplecus. 2. S. Ovale Lachse. Serrasalmo, Myletes, Hydrocion, Citharinus. b) Lange Lachse. 3. S. Walzenlachse. Saurus. 4. S. Längliche Lachse. Argentina, Salmo. 12. Z. Schmalmäuler; Leib und Kopf stark zusammengedrückt, mit großen, abfälligen Schuppen, meist nur eine Rückenflosse, Bauchflossen weit hinten. a) Weiche Häringe. 1. S. Dünne Häringe. Atherina, Engraulis, Clupea. 2. S. Dicke Häringe. Elops, Megalops, Plutirinus, Exocaetus. b) Bewaffnete Häringe. 3. S. Zahnhäringe. Chirocentrus. 4. S. Panzerhäringe. Erithrynus, Amia, Osteoglossum. 13. Z. Langmäuler; schlank, ziemlich walzig, oft mit starken Schuppen, Kopf lang, platt, Rücken- und Steißflosse klein, weit hinten und gegenüber, Maul weit, gespalten, voll starker Zähne, meist auch im Gaumen und auf der Zunge, Augen klein. Polypterus, Sphyraena, Lepidosteus, Belone, Scomberesox, Hemiramphus, Esox.

Wie gesagt, die Naturphilosophie hat das anatomische Studium der Fische sehr gefördert. Aus schon oben angegebenen Gründen können wir darüber ins Einzelne nicht eingehen, sondern müssen uns begnügen, die Namen der bezüglichen Anatomen zu nennen. Sie sind: Autenrieth, Geoffroy St. Hilaire, Rosenthal, Cuvier, Oken, Spix, Bojanus, Fenner, Arendt, Carus, Schulze, Weber, van der Hoeven, Bakker, Meckel, Apostole-arsaki, Kuhl, Serre, Magendie, Desmoulins, Sömmering Sohn, Masaien, Jurine, Everard Home, Otto, Heusinger, Pohl, Dumeril, Bailly, Blainville, Rathke, Tiedemann und Döllinger, Fohmann, Rudolphi, Humboldt, Delaroche &c.

Cuvier nahm nun das Studium der Fische, unterstützt von zahlreichen Hilfsmitteln, ganz von Neuem auf. Zuerst erschien sein System vollständiger in der ersten Ausgabe des Règne animal, welches wir indessen übergehen. Dann begann er mit Valenciennes das große Werk: Histoire naturelle des Poissons, von dem bis jetzt 12 Theile erschienen sind. Gleich nach Herausgabe der erstern Theile erschien die zweite Ausgabe seines Règne animal, in welchem er folgendes System aufstellte:

Fische. Erste Ordnung der Fische: *Acanthopterygii*. Erste Familie der Stachelflosser: *Percoidei*. a. Mit sieben Kiemenstrahlen, Kehlflossen und zwei Rückenflossen. 1. Perca. 2. Lubrax. 3. Lutes. 4. Centropomus. 5. Grammistes. 6. Aspro, Huro, Etelis, Niphon, Enoplosus, Diplopriun. 7. Apogon. 8. Cheilodipterus. 9. Pomatomus. 10. Ambassis. 11. Luccoperca. b. Mit einer Rückenflosse und Eckzähnen. 12. Serranus, Anthias, Serranus. 13. Plectropoma. 14. Diacope. 15. Mesoprion. c. Mit einer Rückenflosse und sammetartigen Zähnen. 16. Acerina. 17. Rypticus. 18. Polyprion. 19. Centropristes. 20. Grystes. d. Mit weniger als sieben Kiemenstrahlen. α) Einer Rückenflosse und Eckzähnen. 21. Cirrhites. β) Einer Rückenflosse und sammetartigen Zähnen. 22. Chironemus. 23. Pomotis. 24. Centrarchus. 25. Priacanthus. 26. Dules. 27. Therapon, Datnia. 28. Pelates. 29. Helotes. γ) Zwei Rückenflossen. 30. Trichodon. 31. Sillago. e. Mit mehr als sieben Kiemenstrahlen. 32. Holocentrum. 33. Myripristes. 34. Beryx. 35. Trachichtys. f. Mit Kehlflossen. 36. Trachinus. 37. Percis. 38. Pinguipes. 39. Percophis. 40. Unaroscopus. g. Mit Bauchflossen. 41. Polynemus. 42. Sphyraena. 43. Paralepis. 44. Mullus, Mullus Upeneus. Zweite Familie der Stachelflosser: *Cataphracti*. 45. Trigla, Trigla, Prionotes, Peristedion, Dactylopterus, Aphalacanthus. 46. Cottus, Aspidophorus. 47. Hemitripterus. 48. Hemilepidotus. 49. Platycephalus. 50. Scorpaena, Scorpaena, Taeniotes, Sebastes. 51. Pterois. 52. Blepsias. 53. Apistes. 54. Agriopus. 55. Pelor. 56. Synaceia. 57. Monocentris. 57b. Hoplostethus. 58. Gasterosteus, Spinochia. 59. Orocosoma. Dritte Familie der Stachelflosser: *Sciaenoidei*. a. Mit zwei Stachelflossen. 60. Sciaena. Sciaena, Otolithus, Ancylodon, Corvina, Ichnius, Umbrina, Lonchurus, Poganathes. 61. Eques. b. Mit einer Rücken-

flosse. 62. Haemulon. 63. Pristipoma. 64. Diagramma. c. Mit einer Rückenflosse und weniger als sieben Kiemenstrahlen, und fortlaufender Seitenlinie. 65. Lobotes. 66. Cheilodactylus. 67. Scolopsides. 67b. Latilus. 67c. Macquaria. d. Mit weniger als sieben Kiemenstrahlen und unterbrochener Seitenlinie. 68. Amphiprion. 69. Premnas. 70. Pomacentrus. 71. Dascyllus. 72. Glyphodon. 72b. Etroplus. 73. Heliases. Vierte Familie der Stachelflosser: *Sparoidei.* 74. Sargus, Charax. 75. Chrysophris. 76. Pagrus. 77. Pagellus. 78. Dentex, Pentapus, Lethrinus. 79. Cantharus. 80. Boops. 81. Oblata. 81b. Scathares. 81c. Crenidens. Fünfte Familie der Stachelflosser: *Menides.* 82. Maena. 83. Smaris. 84. Caesio. 84b. Aphareus. 85. Gerres. Sechste Familie der Stachelflosser: *Squamipennes.* 86. Chaetodon, Chelmon, Heniochus, Zanclus, Ephippus, Drepane, Scatophagus, Taurichthes, Holacanthus, Pomacanthus, Plutax. 87. Psettus. 88. Pimelepterus. 89. Dipterodon. 90. Brama. 91. Pempheris. 92. Toxates. Siebente Familie der Stachelflosser: *Scomberoidei.* 93. Scomber, Scomber, Thynnus, Orcynus, Auxis, Sarda, Cybium, Thyrsites, Gempylus. 94. Xiphias, Xiphias, Tetrapturus, Makaira, Istiophorus. 95. Centronotus, Naucrates, Elacetes, Lichia, Trachinotes. 96. Rhinchobdella, Macrognathes, Mastacemblus. 97. Notacanthus. 98. Seriola. 99. Nomeus. 100. Temnodon. 101. Caranx. 102. Vomer, Olistus, Sogris, Blepharis, Gal, Argyreiosus, Vomer. 103. Zeus, Capros, Lampris, Equula, Menes. 104. Stromateus, Peprilus, Luvarus. 105. Seresinus. 106. Kurtus. 107. Coryphaena, Coryphaena, Caranxomorus, Astrodermus, Pteraclis. Achte Familie der Stachelflosser: *Taenioidei.* a. Mit langer Schnauze und scharfen Zähnen. 108. Lepidopus. 109. Trichiurus. b. Mit kurzer, kleiner Schnauze. 110. Gymnetrus. 111. Stylephorus. c. Mit kurzer Schnauze, gespaltenem Maule und stumpfem Kopfe. 112. Cepola. 113. Lephotus. Neunte Familie der Stachelflosser: *Theutyes.* 114. Siganus. 115. Acanthurus. 116. Prionurus. 117. Nascus. 118. Axinurus. 119. Priodon. Zehnte Familie der Stachelflosser: *Pharyng-Labyrinthic.* 120. Anabas. 121. Polycanthus. 121b. Colisa. 122. Macropodus. 123. Helostomus. 124. Osphromenus. 125. Trichopodus. 126. Spirobranchus. 127. Ophicephalus. Eilfte Familie der Stachelflosser: *Mugiloidei.* 128. Mugil. 129. Tetragonurus. 130. Atherina. Zwölfte Familie der Stachelflosser: *Gobioidei.* 131. Blennius, Blennius, Pholis, Myxodes, Salarias, Clinus, Cirribarbus, Centronotus, Opistognathus, Zoarces. 132. Anarrhichas. 133. Gobius, Gobius, Gobioides, Taenioides, Periophthalmus, Eleotris. 134. Callionymus, Trichonotes, Comephorus. 135. Platypterus. 136. Labrax. Dreizehnte Familie der Stachelflosser: *Pectorales Pediculati.* 137. Lophius, Chironectes, Malthe. 138. Betrachus. Vierzehnte Familie der Stachelflosser: *Labroidei.* 139. Labrus, Labrus, Cheilines, Lachnolaimus, Julis, Anampses, Crenilabrus, Coricus, Epibulus, Clepticus, Gomphosus. 140. Xyrichthys. 141. Chromis, Cychla, Malacanthus. 142. Scarus, Calliodon, Odax. Funfzehnte Familie der Stachelflosser: *Fistulares.* 143. Fistularia, Fistularia, Aulostoma. 144. Centriscus, Centriscus, Amphisile. Zweite Ordnung der gewöhnlichen Fische: *Malocopterygii abdominales.* Erste Familie der Weichflosser: *Ciprinoidei.* 1. Cyprinus, Cyprinus, Barbus, Gobio, Tinca, Cirrhines, Abramis, Labeo, Catosomus, Leuciscus, Chela, Gonorrhynchus. 2. Cobitis. 3. Anaplebs. 4. Poecilia. 5. Lebias. 6. Fundulus. 7. Molinesia. 8. Cyprinodon. Zweite Familie der Bauchweichflosser: *Esoces.* 9. Esox, Esox, Galaxias, Alepocephalus, Microstoma, Stomias, Chauliodes, Salanx, Belone, Sairis, Hemirhamphus. 10. Exocoetus. 11. Mormyrus. Dritte Familie der Weichflosser: *Siluroidei.* 12. Silurus, Silurus, Schilbe, Mystus, Pimelodes, Bagre, Pimelodes, Synodentis, Agneiosus, Doras, Hetorobranchus, Plotoses, Callychthys. 13. Malapterurus. 14. Platystacus. 15. Loricaria, Hypostoma, Loricaria. Vierte Familie der Bauchweichflosser: *Salmonides.* 16. Salmo, Salmo, Osmerus, Malottus, Thymallus, Coregonus. 17. Argentina. 18. Characinus, Curimates, Anostomus, Gasteropelecus, Piabuca, Serrasalmo, Tetragonopterus, Chalceus, Myletes, Hydrocyon, Citharinus, Saurus, Scopelus, Aulopus. 19. Sternoptyx. Fünfte Familie der Bauchflosser: *Clupeae.* 20. Clupea, Clupea, Alosa, Chatoessus. 21. Gnathobolus. 22. Pristigaster. 23. Notopterus. 24. Engraulis, Engraulis, Thryssa. 25. Megalops. 26. Elops. 27. Butirinus. 28. Chirocentrus. 29. Hyodon. 30. Erythrinus. 31. Amia. 32. Sudis. 33. Osteoglossum. 34. Lepisosteus. 35. Polypterus. Dritte Ordnung der Fische: *Malacopterygii subbrachii.* Erste Familie der Kehlflosser: *Gadoidei.* 1. Gadus, Merlangus, Merluccius, Lota, Motella, Brosmius, Brotula, Phycis, Raniceps. 2. Macrourus. Zweite Familie der Kehlflosser. 3. Pleuronectes, Platessa, Hippoglossus, Rhombus, Solea, Monachir, Achirus. Dritte Familie der Kehlflosser: *Discoboli.* 4. Lepadogaster, Lepadogaster, Gobiesox. 5. Cyclopterus, Lumpus, Liparis. 6. Echeneis. Vierte Ordnung der Fische: *Malacopterygii Apodes.* 7. Muraena, Anguilla, Ophisurus, Muraena, Sphagebranchus, Monopterus, Synbranchus, Alabes. 8. Laicopharyx. 9. Gymnotus, Gymnotus, Carapus, Apteronotes. 10. Gymnarchus. 11. Leptocephalus. 12. Ophidium, Ophidium, Fierasfer. 13. Ammodytes. Fünfte Ordnung der Fische: *Lophobranchii.* 1. Syngnathus, Syngnathus, Hippocampus, Solenostoma. 2. Pegasus. Sechste Ordnung der Fische: *Plectagnathi.* Erste Familie: *Gymnodontes.* 1. Diodon. 2. Tetraodon. 3. Orthagoriscus. 4. Triodon. Zweite Familie: *Sclerodermi.* 5. Balistes, Balistes, Monacanthes, Aluteres, Triacanthus. 6. Ostracion. Die zweite Reihe der Classe der Fische: *Chondropterygii.* Knorpelfische. Erste Ordnung oder siebente der ganzen Ordnung. Mit freien Kiemen: *Sturiones.* 1. Acipenser. 2. Polyo-

don. 3. Chimaera, Chimaera, Callorhynchus. Zweite oder achte Ordnung der Classe. Mit festsitzenden Kiemen: *Selacii.* 4. Squalus, Scyllium, Squalus, Carcharias, Lamna, Galeus, Mustelus, Notidanus, Selache, Cestracion, Spinax, Centrina, Scymnus. 5. Zygaena. 6. Squatina. 7. Pristis. 8. Raia, Rhinobatus, Rhina, Torpedo, Raia, Trygon, Anacanthes, Miliobathis, Rhinoptera, Cephaloptera. Dritte Ordnung der Knorpelfische: *Cyclostomi.* 9. Petromyzon. 10. Myxine, Heptatrema, Gastobranchus. 11. Ammocoetas.

Dieses System hat der Begründer im Verlaufe seines größern Werkes hier und da etwas abgeändert, namentlich bezüglich der Stellung mancher Familie, auch sind in Folge neuerer Entdeckungen noch manche Gattungen dazu gekommen. Karl Bonaparte hat das Cuvier'sche System auch etwas abgeändert, und dasselbe namentlich mehr in Familien zerspalten; es würde uns indessen zu weit führen, wollten wir dasselbe aufnehmen. Man findet dasselbe in Oken's Isis 1833. Ein anderes System hat Agassiz in seinem großen Werke: Hist. nat. des Poissons fossiles, aufgestellt, da dasselbe aber eben hauptsächlich die fossilen Fische betrifft, so gehört dasselbe in einen andern Artikel. (D. *Thon.*)

ICHTHYOMANTIE (*ἰχθυομαντεία*), die Kunst, aus den Fischen zu weissagen; *ἰχθυόμαντις*, der diese Kunst Übende, s. Wahrsagerei. (*R.*)

Ichthyomethya *P. Br.*, s. Piscidia.

ICHTHYOMORPHITES (Paläozoologie), von *ἰχθὺς* und *μορφή*, Fischgestalt, mit der angehängten Endigung ites, war eine frühere Benennung für fischähnliche Steine, und für solche, welche Fischeindrücke enthalten. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOPERIAE (Paläozoologie) nannte Hill längliche, abgerundet rhomboidale Fischzähne aus der Abtheilung der Bufoniten, welche man ihrer Form wegen mit Schotenfrüchten verglichen, und Luyd Siliquastrum genannt hat. Vgl. Ichthyodonten. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOPETRA (Paläozoologie), im Französischen Ichthyopètre, von *ἰχθὺς* und *πέτρα*, d. i. Fischstein, hatte dieselbe Bedeutung, wie Ichthyomorphites und Ichthyotypolithus. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOPHAGI. *Ἰχθυοφάγοι* oder Fischesser, eigentlich Nomen appellativum, ist anfänglich wol weder von einer besondern Völkerschaft verstanden noch gebraucht worden. Ähnlich sind folgende Benennungen: Lotophagen, Lotos- oder Kleeesser, Rhizophagen, Wurzelesser, Spermatophagen, Samenkörneresser, Phtheirophagen, Tannenzapfenesser aus dem Reiche der Pflanzen, und aus der animalischen Welt: Tyrophagen, Käseesser, Kreophagen, Fleischesser, Chelonophagen, Schildkrötenesser, Hippophagen, Pferdeesser, Struthophagen, Straußenesser, Akridophagen, Heuschreckenesser, Elephantophagen, Elefantenesser, Ophiophagen, Schlangenesser, selbst Anthropophagen, Menschenesser, und Pamphagen, Alles Essende. Diese und noch einige Benennungen anderer Art, wie Troglodytä, oder Höhlenbewohner, selbst Makrobier, Langlebende, Hamaxobii, oder Wagenbewohner u. a. m. haben ursprünglich nur appellative Bedeutung, und deuten auf die Culturstufe hin, auf welcher so benannte Völker standen; denn durch die Lebensweise wird jene bedingt. In der Geographia fabulosa spielen diese Namen eine bedeutende Rolle. Was nun die Fischesser anbetrifft, so wird man sie nur an Küsten, in der Nähe eines Meeres oder großen Flusses zu suchen haben. Besonders bevölkerte man damit die entfernten, also unbekannten Küsten des arabischen Meerbusens in Asien und Afrika, und die südlichen Küstenländer des äußersten Ostens Asiens, am indischen Pelagus, am persischen Meerbusen, am erythräischen Meere. Es bedarf wol kaum der Bemerkung, daß auch den Fischessern von den Griechen dieser Name wegen der Lebensweise gegeben, und damit zugleich angedeutet worden ist, daß sie auf der niedrigsten Stufe der Cultur standen. Denn nach den Grundsätzen der Ethnologie müssen die Fischesser im engern Sinne zu den Jägervölkern gerechnet werden, diese stehen aber in der Entwilderung der menschlichen Natur tiefer, als die Nomaden und Ackerbautreibenden. So wird es klar werden, was Plinius von Alexander dem Großen erzählt, er habe allen Fischessern am indischen Pelagus verboten, Fische zu essen [1]). Er wollte sie dadurch mehr und mehr entwildern und zu einer andern Lebensweise, zum Ackerbaue, hinführen; wo nicht, so würde dieses Verbot so viel heißen, als ihnen verbieten, zu leben, da die äußerst dürftige Küste fast weiter nichts als Fische zur Nahrung darbietet. Indessen Alexander wußte wohl, daß so arm die Gegend nicht war; denn aus dem Berichte des Nearchos über die Fahrt der Flotte Alexander's von der Mündung des Indos bis in die des Euphrats geht hervor, daß die wasserreichen Stellen des innern Landes an der Küste von Gedrosien wirklich bebaut wurden. Es sollten daher die Ichthyophagen zu dieser Lebensweise, deren Möglichkeit in jenen Gegenden ausgemacht war, sich wenden, weil ohne diese an keine weitere Bildung zu denken war. Alexander aber wollte den ganzen Orient hellenisiren, d. h. auf eine höhere Stufe der Cultur bringen. Die historischen Ichthyophagen, wenn wir so diejenigen Völker nennen dürfen, die bei den griechischen und römischen Geographen mit diesem Namen vorkommen, sind folgende: die Ichthyophagi Aethiopes [2]), welche Ptolemäus in der Regio Sinarum im äußersten Osten Asiens annimmt, und so tief stellte, daß sie südwärts den Äquator erreichen und nördlich bis an den Eingang zum Sinus Magnus (Meerbusen von Siam) sich erstrecken; es würden demnach diese Ichthyophagen alle Völker zwischen der Bai von Tonkin und dem Meerbusen von Siam umfassen, nur daß dieser Continent noch nicht den Äquator erreicht; ferner die schon erwähnten Fischesser auf der Küste Gedrosiens am indi-

1) *Plin.* H. N. VI, 23: Ichthyophagos omnes Alexander vetuit piscibus vivere. 2) Äthiopen in Asien dürfen nicht Wunder nehmen, da man diesen Namen von allen Völkern Asiens und Afrika's gebraucht findet, welche in der heißen Zone lebten, und nach dem Glauben der Alten das Verbrannte (Aethiops, im Gesichte verbrannt) waren. Auf der Homerischen Welttafel bewohnen den ganzen Süden Äthiopen.

schen Meere, welche Alexander kennen gelernt hat, die Pomponius Mela (III, 8, 4) Chelonophagen oder Schildkrötenesser nennt, was, wie es scheint, ihm mit Ichthyophagen gleichbedeutend ist; sodann weiter hin nach Westen die Fischesser, welche die nordöstliche Küste des glücklichen Arabiens vom Eingange in den persischen Meerbusen bis zum Vorgebirge der Sonne und dem Volke Anarità bewohnten, und Plinius durch die Nachrichten des Königs Juba belehrt daselbst ansetzt, Ptolemäus aber so andeutet, daß er wenigstens ihre Küste Sinus Ichthyophagorum nennt. Mit der neuen Geographie verglichen, würde diese Gegend einen Theil des jetzigen Hadschar in Arabien ausmachen. Am meisten bevölkerte man Afrika mit Ichthyophagen. An die Küste längs des arabischen Meerbusens, oberhalb Ägyptens und Äthiopiens, die man Troglodytike (Land der Höhlenbewohner) genannt findet, setzen Strabon, Ptolemäus und Plinius Fischesser; ebenso setzt Ptolemäus dergleichen an im südwestlichen Afrika, unterhalb einer Gegend, die er Hippodromus nennt. Die meisten der oben genannten Völker, die nach der Lebensweise benannt wurden, finden sich in Afrika. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ICHTHYOPHILUS *Latreille* (Crustacea), aus der Abtheilung der Cymothoada, in der Ordnung Isopoda. Sie umfaßt die von Leach aufgestellte Gattung Nerocila und Livoneca *). Die Mandibeln derselben treten wenig hervor, die Augen stehen seitwärts und sind wenig deutlich, die Fühler sind von einerlei Länge, der letzte Körperabschnitt fast dreieckig, mit zwei in zwei Seitenflossen endigenden Stücken als Blätter. Es gehört als Art hierher unter andern Cymothoa falcata *Fabricius*, Entomologia Syst. II, 504. (*D. Thon.*)

ICHTHYOPHIS *Fitzinger* (Reptilia), Schlangengattung aus der Familie Coecilioidea, oder aus Linné's Caecilia gesondert (Fitzinger, Classification der Rept. 1826). Durch den platten Leibesstamm unterschieden, enthält C. glutinosa *L.* und eine neue nicht charakterisirte Art, I. Hapoltii. Wahrscheinlich ist diese Gattung mit Epicrium Wagler's identisch (s. d. Art.). (*D. Thon.*)

ICHTHYOPHTHALM (Apophyllit, Fischaugenstein, Albin, Mesotype épointé, Tesselit). Dieses in die Familie der Zeolithen gehörige Fossil, das nach den verschiedenen Abänderungen seiner Krystallisation und Farbe oft ein sehr abweichendes äußeres Ansehen annimmt, hat ebendadurch Veranlassung zu verschiedenen Benennungen gegeben. Es findet sich mitunter derb, gewöhnlich aber krystallisirt. Als Stammkrystallisation kann man eine Quadratpyramide mit Polkantenwinkeln von 104° 2' und Grundkantenwinkeln von 121° annehmen, die selten ohne weitere Veränderung vorkommt, sondern gewöhnlich noch die Flächen eines in diagonaler Stellung befindlichen quadratischen Prisma's zeigt, welches Abstumpfungen der Polecken, oder der Grundecken, oder beider zugleich bildet, ja bisweilen auch ganz allein (Tesselit) vorkommt. Wird die Abstumpfung der Polecken sehr stark, so entstehen tafelartige Krystalle, fehlt diese ganz und sind die Grundecken abgestumpft, so ähneln die Krystalle dem Rhomben-Dodekaëder. Bei den derben Massen bemerkt man gewöhnlich eine schalige Absonderung, der des Baryts ähnlich. Die Krystalle finden sich immer aufgewachsen, äußerlich lebhaft glänzend, von Perlmutterglanz, und kommen vollkommen durchsichtig, doch auch trübe und wolkig, ja mitunter (Albin) vollkommen undurchsichtig und wie verwittert vor. Ein Durchgang, parallel den Endflächen des Prisma's, ist vollkommen und lebhaft glänzend, der unebene und kleinmuschelige Bruch besitzt weniger Glanz. Die Härte unverwitterter Stücke steht der des Apatits gleich, das specif. Gewicht beträgt 2,33. Die Farbe ist gewöhnlich weiß, selten durch zufällige Verunreinigung grünlich und röthlich. Durch Reibung erhält der Ichthyophthalm Glaselektricität, vor dem Löthrohr entblättert er sich schnell, wird undurchsichtig, und schmilzt unter Aufblähen zu einem blasigen Glase. In Säuren entblättert er sich und sein Pulver gelatinirt. Gehalt: 24,98 Kalk, 52,38 Kiesel, 5,37 Kali, 16,20 Wasser, 0,64 Flußsäure (Berzelius). Vorzüglich in den Blasenräumen basaltischer und wackenartiger Gesteine, mit Amalzim, Mesotyp, Kalkspath, Prehnit, so auf den Faroër-Inseln, in Grönland, auf der Insel Skye, im Fassathale und auf der Seiseralpe in Tyrol, bei Aussig in Böhmen. Auf Lagern von Magneteisenstein, im Gneuße mit Feldspath, Kalkspath und Hornblende an mehren Orten in Schweden, auf älterm Kalksteine in Ungern bei Drawitza und Cziklowa. Auf Gängen mit Kalkspath, Stilbit, Quarz und Bleiglanz im Schiefergebirge bei Andreasberg auf dem Harze. (*Germar.*)

ICTHYOSARCOLITHUS (Paläozoologie), im Französischen Ichthyosarcolite. Aus den Wörtern ἰχθύς, Fisch, σάρξ, σαρκός, Fleisch, und λίθος, Stein, zusammengesetzte Benennung, welche Desmarest, wegen der Formähnlichkeit einzelner Bruchstücke mit dem Muskelfleische mehrer Fische aus der Scomber- und Gadusfamilie, einem fossilen Körper von problematischer Natur gegeben, welchen man inzwischen jedenfalls zu den Conchylien stellen zu müssen geglaubt hat, wo er schon nach Desmarest's Ansicht ein Bindeglied zwischen den, freilich sehr weit aus einander stehenden, Hippuriten und Orthoceratiten abgeben sollte. Er charakterisirt dieses Geschlecht auf folgende Weise: testa recta, crassa, subtriangulari, intus septis obliquis semi-coniformibus et sinu s. siphone laterali praedita. Der abgerundet dreikantige Körper besteht nach Desmarest aus mehren an einander gereihten Theilen, welche nichts anderes sind, als die Ausfüllungen auf einander folgender Fächer einer vielkammerigen Schale, welche aber nebst den Scheidewänden aufgelöst worden ist, weshalb man auch diese Kerne meistens ganz getrennt und nur einzeln findet, und weder die ganze Länge, noch die Form der beiden Enden, noch die Oberflächen-Beschaffenheit des Fossils kennt. Manche dieser Theilkerne haben 3" (und selbst 5"?) Länge; die Dicke scheint (nach Defrance) bei gleichbleibendem Durchmesser von 2" bis zu 2"' zu wechseln. Die beiden Endflächen dieser Kerne entsprechen der

*) Nicht Lironeca, wie in Voigt's Übersetzung von Cuvier's Thierreich steht. Vgl. die Originalabhandlung von Leach im Dict. des Scienc. Nat. t. 12. p. 351.

Form eines halben Kegels, und außen sieht man auf einer Seite einen Halbkanal über alle auf einander folgende Kerne herablaufen, welchen Desmarest als Repräsentanten derjenigen betrachtet, die bei den Hippuriten vorkommen. De Haan verwechselte dieses Genus mit seinem Rhabdites (Tyranites *Montf.*), der keine Verwandtschaft damit hat. D'Orbigny machte später bekannt, daß er vollständige Exemplare von Ichthyosarcolithen besitze, welche regelmäßig scheibenförmig gewunden und mit vier bis fünf, jedoch nicht an einander liegenden Umgängen versehen, die durch ein Netzwerk von kleinen an einander-liegenden, der Richtung der Umgänge folgenden Röhrchen getrennt würden, und deren letzte Kammer sehr groß und umfassend sei; er versprach in Kurzem eine genauere Beschreibung davon bekannt zu machen, was aber noch nicht geschehen ist. Jenes Netzwerkes wegen stellt er das Geschlecht neben die Belemniten, indem er es mit ihrer faserigen Scheide verglich und die Schale selbst für eine innerliche erklärte. Über den Siphon gab er keinen weitern Aufschluß. Eine Bogenkrümmung erkennt man in der That auch an dem von Defrance abgebildeten Fragmente. Roulland erklärte im J. 1831 die Ichthyosarcolithen für Birostern oder Kerne von langen Hippuritenarten; eine Ansicht, für welche der netzartig-röhrige Bau der Schale und die in größern oder kleinern Abständen vorkommenden Scheidewände sprechen würde, womit aber die spirale, insbesondere die regelförmig scheibenartige Gestalt — er berührt diese Form gar nicht — wenig vereinbar zu sein scheint. Nach ihm finden sich die Ichthyosarcolithen im Departement der Charente mit vielen Nerineen und Trigonien in einem oolithischen Gesteine, dessen Körner aus Alveoliten, Milioliten und Melonien beständen, die sich aber schlecht mit den vorigen Versteinerungen vertragen, indem jene der Oolithformation und der Kreide, diese aber, so viel bekannt, nur tertiairen Bildungen angehören. Die letztere Angabe verdient daher eine wiederholte Bestätigung. Die meisten Verhältnisse scheinen auf Oolithformation zu deuten, welcher aber freilich die Hippuriten gänzlich fremd sind.

Einzige Art: I. triangularis *Desm.* l. c. *Defr.* 549. I. angularis *D'Orb.* 78. und Rhabdites triangularis *De Haan* 160*). (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOSAUROCOPROS (Paläozool.) nannte W. Buckland die fossilen Excremente der Ichthyosauren (s. d. folg. Art.). (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOSAURUS (Paläozoologie) (ἰχθύς—σαῦρος = Fischeidechse, Fischechse) hat König in London ein ausgestorbenes Sauriergeschlecht genannt, eine der sonderbarsten Bildungen, welche man je aus ihren Fossilresten wieder zusammengesetzt hat. Als Cuvier 1808 und 1809 die ersten Resultate seiner Untersuchung über die Reptilienreste bekannt machte, waren ihm diese Überbleibsel noch gänzlich fremd. In keiner Sammlung waren noch Theile von diesen Thieren zu finden. Im J. 1812 endeckte man zuerst zwischen Lyme Regis und Charmouth in Dorsetshire den 4 Fuß langen Kopf und im folgenden Jahre gegen 60 Wirbelknochen nebst Rippen und Schulterblättern eines gegen 17 Fuß langen Skelettes, welche in Bullock's Sammlung kamen und 1814 von Everhard Home in den Philosophical Transactions beschrieben und abgebildet wurden mit dem Bemerken, daß das Thier, von welchem sie abstammten, durch die Verlängerung des Unterkiefers hinter dem Schädel und die Form des Schulterblattes den Krokodilen, — durch die biconcave Form der Wirbel, durch die unregelmäßige Anlenkung des Unterkiefers an den Schädel mittels eines flachen Knochens und durch die Lage der Nasenlöcher an der Basis der Schnauzen den Fischen ähnlich sei. Auch fügte er irrig hinzu, daß es einestheils nicht die Nachbildung der jungen Zähne in den alten, wie die Krokodile, besitze, indem die letztern zwar hohl, aber nur mit Kalkspath erfüllt gefunden würden, und daß es sich anderntheils den Fischen durch positive Merkmale, durch die einfache Anfügung der Rippen an die Wirbel, welche keine Hebung und Senkung derselben beim Athmen mit den Lungen gestatte, und durch den gegliederten Knochenring der Sclerotica (welcher aber den Fischen keineswegs zusteht), noch näher anschließe; kurz, daß es mehr Fisch als Reptil sei. Die Entdeckung einer fast vollständigen Vorderextremität im J. 1814 ließ ihn auch hieran mehr Ähnlichkeit mit den Haien, als mit andern Thieren wahrnehmen. Im J. 1818 entdeckte Home das Brustbein und dessen Ähnlichkeit mit dem des Ornithorhynchus; er wurde hierdurch auf seinen Irrthum rücksichtlich der Anfügung der Rippen aufmerksam. Ein im J. 1819 ihm zugekommener Schädel ließ die Nasenlöcher an der früher gewohnten Stelle nicht erkennen; er schrieb seine ehemalige Angabe daher einer Täuschung zu (worin ihm spätere Forscher nicht beipflichteten), und glaubte sie nun am Ende der Schnauze zu finden. Ein vollständiges Skelett gab ihm Aufschluß über manches bis jetzt zweifelhafte Verhältniß und zeigte ihm zwei Paar Rudersüße; er gewahrte nun auch, daß Proteus, Siren u. Axolotl ebenfalls biconcave Wirbel, wie die Fische, besitzen, und wies dem Genus daher den Namen Proteosaurus (obschon der ältere Name Ichthyosauros ihm nicht unbekannt geblieben) und seine Stelle unter den Reptilien zu. Die endliche Entdeckung eines, wenn auch nicht ganz gut erhaltenen Beckens, des einzigen Theiles, der noch zum Skelett mangelte, ließ ihn auch daran eine Verwandtschaft mit den Krokodilen bemerken. Alle vor ihm beschriebenen Reste sind später nie auf bestimmte Arten zurückgeführt worden.

Conybeare und De la Beche wurden in den Jahren 1821 und 1822 durch ihre Untersuchungen über das unter ganz gleichen Verhältnissen aufgefundene Genus Ple-

*) *Desmarest*, Journ. de Physique, de Chymie et d'histoire naturelle. 1817. Jul. LXXXV. p. 50. pl. II. f. 9. 10. *Defrance*, Dictionnaire des Sciences natur. 1821. XXII, 549. 550. Atlas, Conchyliologie, pl. XII. f. 1. pl. XII. f. 2. = *Bronn*, Lethaea. *De Haan*, Monographiae Ammoniteorum et Goniatiteorum specimen. (Lugd. Bat. 1825.) p. 40. 160. *Dessalines d'Orbigny*, Tableau méthodique de la classe des Céphalopodes. (Paris 1826.) (Extrait des Annales des sciences d'histoire naturelle. 1826. Janv.) p. 77—79. *Roullard*, Actes de la Société Linnéenne de Bordeaux. Bulletin de la Société géologique de France. 1831. I. Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie &c. 1832. S. 364.

siosaurus zur Vergleichung von Ichthyosaurus geleitet. Der erste definirte beide Genera scharf, stellte sie in eine durch Ruderfüße ausgezeichnete Reptilienordnung, Enaliosauri, zusammen, welche er an die Krokodile anschloß, entwarf Zeichnungen der restaurirten Skelette von beiden und bewahrte dem Namen Ichthyosaurus sein Prioritätsrecht. Beide Autoren unterschieden nach Zähnen vier Arten dieses Geschlechts (Geol. Transact. B. I. pl. XV).

Cuvier hätte zur Aufklärung dieses Genus nur wenig thun können, da nur wenige Überbleibsel in Frankreich vorkamen. Er revidirte jedoch die Arbeiten der Briten, wies die Artverschiedenheiten auch im Schädel nach und berichtigte einige zweifelhaft gebliebene Punkte, besonders was die osteologische Verwandtschaft mit andern Wirbelthieren betrifft.

Jäger wies 1824 die Überreste der Ichthyosauren in Teutschland, insbesondre zu Boll im Würtembergischen, nach; bald nachher fand man sie auch zu Banz in Franken. Die Entdeckung der fossilen Excremente durch Buckland 1829 gab über die Ernährungsweise dieser Thiere erwünschten Aufschluß.

Die von Conybeare aufgestellte Ordnung der Enaliosaurier behielten in ihren Systemen auch Geoffroy unter dem Namen der Ichthyosaurii und Fitzinger (1826) als Familie der Ichthyosauroideen bei, der ihnen ihre Stelle in seiner Ordnung der Loricaten neben den Crocodiloiden gab; obschon sich zweifeln läßt, daß sie die unbewegliche Zunge und die Schilderbedeckung besessen, welche in seinem System die Loricaten von den Eidechsen (Squamaten) unterscheiden.

Wagler aber verband 1831 die ausgestorbenen Genera Ichthyosaurus, Plesiosaurus und Ornithocephalus als hypothetische Familie Hedraeoglotti oder Haftzüngler mit den noch jetzt bestehenden sogenannten Monotremen zu einer eigenen Classe der Greife, deren Stelle zwischen den Säugethieren, Vögeln und Amphibien sein soll, welche er charakterisirt durch „freie Lungen, Eierlegen, (ohne Bebrüten) und Ätzung oder Aufsäugung der Jungen und welche sich noch durch die Bildung des Brustbeines mit dem Randknochenleistchen auszeichnen." Der Name Ichthyosaurus schien ihm nicht mehr passend in dieser Classe; er ersetzt ihn daher durch Gryphus, Greif.

Die Arten sind übrigens bis jetzt nur wenig charakterisirt, nur auf die Verschiedenheit ihrer Zähne gegründet, ohne daß man in der Regel die entsprechenden Charaktere in andere Körper theilen könnte. Die Ichthyosauren besitzen die Schnauze des Delphins, die Flossenfüße der Wale, die Zähne der Krokodile, Kopf und Brustbein der Eidechsen. Wenn sie daher auch als Reptilien fortbestehen, so ist ihre systematische Stellung doch sehr zweifelhaft, denn dieselbe Combination heterogener Elemente, wie im ganzen Skelett, wiederholt sich nicht selten auch in einzelnen Theilen desselben. Im Ganzen haben sie Eidechsenform, jedoch eine längere Schnauze, größere Augen, einen kürzern Hals, vier Füße, nur zum Rudern bestimmt und gebildet wie die Seitenflossen der Cetaceen, und eine Länge von 5' bis 40'. Davon beträgt der Kopf $\frac{1}{4}$, der Hals und Rumpf $\frac{2}{4}$, der Schwanz $\frac{1}{4}$.

Der Kopf ist groß, mit lang und spitzzulaufender Schnauze, welche fast allein durch zwei große, die meisten Zähne tragende und in ihrer vordern Hälfte durch eine Naht mit einander verbundene Intermaxillarknochen gebildet wird, indem von Außen die Maxillarbeine nur an der hintern Hälfte derselben noch einen schmalen bis unter den vordern Augenwinkel reichenden und mit wenigen Zähnen besetzten Rand bilden und von Innen die zwei spitzzugehenden Nasenbeine von hintenher eine Strecke dazwischen treten. Die Nasenöffnungen liegen in Form länglicher Spalte im obern Rande der Zwischenkieferbeine, noch begrenzt von den Nasenbeinen und vordern Stirnbeinen. Die Stirnbeine, Wandbeine, Hinterhauptbeine, Felsbeine, Keil- und Flügelbeine sind fast wie bei den Eidechsen, zumal den Iguanen, beschaffen. Auch ist die Schläfengrube einfach wie bei den Eidechsen, aber die Ohr- und Schläfengegend zeigt einige eigenthümliche Charaktere, insbesondere die Einfassung der Augenhöhle durch das vordere und das hintere Stirnbein und das Jochbein; die Abscheidung der Schläfengrube durch das Schläfen- und das Mastoidbein; die Verbindung des Schläfenbeins mit dem Paukenbeine, welches den innern Theil der Gelenkfläche für den Unterkiefer bildet: die Verkümmerung der Gehörknöchelchen auf das Fußblatt des Steigbügels. Die auffallendsten Charaktere an diesen Schädeln sind die ungeheuern Augenhöhlen (in einem Falle bis 14" engl. weit) für Nachtaugen, und der aus 13 Gliedern bestehende Knochenring, welcher die Sclerotica nach Vorn verstärkt, wie bei den Vögeln, Schildkröten und Eidechsen, mit Ausschluß der Krokodile und Fische. — Ein Quadratbein, wie alle Eidechsen haben, konnte zwar Wagler nicht finden, doch gibt es Conybeare an und zwar nicht lose blos aus Mastoidbein, wie bei den Lacerten, sondern fest mit dem Mastoid- und andern benachbarten Knochen verwachsen, wie bei den Krokodilen.

Die Unterkinnlade ist verlängert, spitz; beide Äste sind bis über die Hälfte ihrer Länge mit einander verwachsen, dabei nicht merklich gekrümmt, hinten über das Gelenke hinausragend (Krokodil); der Kronenfortsatz ist lange nicht so stark als bei den Lacerten, und kaum stärker als beim Krokodil, aber statt der großen ovalen Grube der letztern doch nur ein Ausschnitt am Rande für den Masseter. Die sechs Knochen, welche wie bei andern Reptilien jeden Ast zusammensetzen, sind durch Schuppennähte, wie bei den Fischen mit einander verbunden. Jeden Ast durchzieht ein Kanal der Länge nach, aus welchem am vordern Ende eine regelmäßige Reihe von (9) Löchern für den Durchgang der Unterkiefernerven und Gefäße (statt der unregelmäßig zerstreuten bei den Krokodilen, Conybeare,) nach der äußern Fläche geht.

Die Zähne sind alle kegelförmig, ihre Krone mit Schmelz überzogen und längs gestreift (Krokodil), übrigens mehr oder weniger spitz, dünne, gebogen, rund, je nach Verschiedenheit der Arten. Ihre Wurzel ist dicker, gestreift, aber ohne Schmelz. Innen ist die Krone sehr lange Zeit hohl, während die Wurzel sich früh schließt und verknöchert. Sie stehen nicht in getrennten Zahnhöhlen (verschieden vom Krokodil), sondern lose anhängend in einer

Längenfurche der Kinnladen, auf deren Grunde allein schwache Vertiefungen die Stelle der einzelnen Zähne andeuten. Das Nachwachsen der jungen Zähne erfolgt wie beim Krokodil, doch mit dem Unterschiede, daß bei letzterm der junge Zahn in der natürlichen Höhle der Zahnwurzel erscheint, während er beim Ichthyosaurus erst allmälig die solide Wurzel des alten zerstören muß, um in dessen Krone eindringen zu können und ihn zuletzt abfallen zu machen. Conybeare gab jederseits über 30, Home über 45 Zähne in einem Kieferaste an, welche hinterwärts bis unter die Augenhöhlen reichen.

Am Zungenbeine sind die zwei vordern Hörner knöchern, groß, prismatisch, zwischen ihnen befindet sich eine knöcherne Scheibe, welche breiter als lang und hinten ausgerandet ist. Von ansitzenden Kiemenbogen keine Spur.

Die Wirbel sind sehr zahlreich, 70, 90—100 und darüber, wovon ungefähr die eine Hälfte vor, die andere hinter das Becken gehört. Halbwirbel unterschied Grey Egerton fünf, von welchen Atlas und Axis von Früh an mit einander fest verwachsen sind, indem sie zugleich auf ihren sonst ebenen Gelenkflächen sich wechselseitig entsprechende Erhöhungen und Vertiefungen besitzen, welche die Drehung der Wirbel an einander unmöglich machen. Ihre untern Seiten bilden zwei gegen einander geneigte (in der Mitte vertiefte), Flächen, zwischen welche sich ein überzähliges (Subvertebral-) Knöchelchen einkeilt; ein ähnliches kleineres liegt unter dem dritten Wirbel. Durch diese Bildung wächst die Stärke des Nackens auf Kosten seiner Beweglichkeit. Die Wirbelsäule nimmt vom Atlas an bis zum fünften Halswirbel im Durchmesser ab, von da bis zu den mitteln Rückenwirbeln zu. — Die Wirbel haben mehr die Form wie bei den Cataceen, Fischen und Molchen, als bei den Eidechsen und Krokodilen. Sie sind alle gleichförmig gebildet, der Querdurchmesser ist stets größer, oft zwei- bis dreimal so groß, als die Achse des Wirbelkörpers. Mit diesem verwächst der Ringtheil niemals fest, sondern um eine größere Beweglichkeit der Wirbelsäule zu gestatten, verbindet er sich nur lose, gelenkartig damit, ist daher im Fossilzustande gewöhnlich ganz davon getrennt mit Hinterlassung einer rauhen Fläche auf jeder Seite, so lang als die Markröhre ist. Oben besitzt derselbe einen zusammengedrückten Dornenfortsatz, der im Anfange der Wirbelsäule so hoch als der Wirbelkörper selbst ist, und fast überall so lang als dieser, und schief stehend. Diese Fortsätze zusammengenommen bildeten daher eine fast ununterbrochene Leiste längs der Wirbelsäule. Jeder Fortsatz stützt seine hintere Basis auf den folgenden Wirbel und hat daher vorn auch seinerseits einen wagerechten Vorsprung, statt der Gelenkfortsätze bei den Säugethieren. Ringtheile, Dornenfortsätze und Gelenksvorsprünge verkleinern sich hinten an der Wirbelsäule gegen den Schwanz hin immer mehr. Die Querfortsätze fehlen oder werden bei gewissen — den mittlen — Wirbeln ersetzt durch zwei Höckerchen, welche von den Seiten des Wirbelkörpers, und etwas näher gegen dessen vordern Rand liegen. Das stärkste derselben stößt oben an den Ringtheil an und dient zur Anlenkung des Gelenkhöckers der Rippe; das schwächere steht etwas tiefer und ist ein wenig ausgehöhlt; es dient zur Anlenkung des Gelenkkopfes der Rippe. So von dem ersten bis zum 18. mit Rippen versehenen Wirbel; bei den folgenden senkt und nähert sich das obere Höckerchen immer mehr gegen das untere. Beim 31. ist es noch gewölbt, aber schon weit unten; beim 43., dem Becken nahe, sind beide noch getrennt, aber beide klein und ausgehöhlt, welche Verhältnisse jedoch je nach den Arten früher oder später eintreten können. Dann verschmelzen beide Höckerchen mit einander zu einer länglichen Erhöhung. Hinter dem Becken hat jeder Wirbel nahe an der Ringtheilnaht nur noch ein kleines ausgehöhltes Höckerchen, das sich bis zum spitzigen Schwanzende immer mehr verkleinert. Dieser Wirbel ohne Ringtheil, wie man sie gewöhnlich findet, ähnelt in Form den Gelenkflächen, im Umrisse und in den Maßverhältnissen sehr den Steinen des Damenbrets. Die Dimensionsverhältnisse der Wirbel sind jedoch nach Stellung und Art einigen Wechseln unterworfen; ihr Quermesser steigt bis zu 5½″, und darüber.

Die Rippen sind sehr schlank, nicht zusammengedrückt, fast dreikantig. Fast alle sind oben gabelförmig, in einen Gelenkkopf und einen Gelenkhöcker getheilt. Es gab dergleichen an allen Wirbeln vom Halse bis zum Becken, wie bei den Eidechsen. Die meisten des Rumpfes wenigstens umschlossen den Leib reifförmig, indem sie sich nach Home unten von beiden Seiten her unmittelbar vereinigten und verwuchsen.

Brustbein und Schulterblatt sind im Wesentlichen wie bei den Eidechsen beschaffen. Das Brustbein besteht 1) aus einem unpaarigen Hauptknochen, welcher vorn wie ein T ausgebreitet ist, ähnlich wie bei Monitor und Ornithorhynchus; 2) an beide Äste dieser Ausbreitung fügen sich mittels einer schiefen Naht zwei ziemlich starke gebogene Schlüsselbeine an; 3) jederseits an der Basis des T und etwas auf derselben fügen sich die großen fächerförmigen und sehr breiten Rabenschnabelknochen an, welche an ihrem äußern Theile, da sie an den Schulterblättern anliegen, schmal werden. Auch das Schulterblatt ist gegen diesen Knochen hin etwas fächerförmig ausgebreitet, wird aber dann schmäler und krümmt sich gegen den Rücken. Am vordern Ende ist noch ein Höcker zur Stütze gegen das Schlüsselbein.

Vorderfüße. Am gemeinschaftlichen Ende von Schulterblatt und Rabenschnabel ist die Gelenkvertiefung für den Oberarmknochen, welcher dick, kurz, oben am Kopfe aufgetrieben und gerundet, in der Mitte dünner, unten breit und platt ist. Beide Vorderarmknochen sind breit, glatt und sehr kurz. Handwurzel und Mittelhand bestehen aus einer Querreihe von drei, und dann zwei Querreihen von je vier Knöchelchen, welche alle platt, (vier- bis fünf-) eckig, pflastersteinartig an einanderliegend und breiter als lang sind. Darauf folgen fünf bis sechs Längenreihen eben solcher, gegen die Spitze hin immer kleiner werdender Knöchelchen, und eine andere feinere (zusammengesetzte?) bildet den Vorderrand. Jede dieser Längenreihen enthält über 20—30 Knöchelchen, die vordern mehr als die hintern; an einem von Home abgebildeten Exemplare zählt man deren im Ganzen über 200. Diese Füße

mußten äußerlich nicht getheilt geschienen haben; innerlich waren die Knochen nicht an einander gelenkt, sondern (mittels Knorpelmasse?) verwachsen.

Das Becken ist am wenigsten bekannt, nach Home dem der Krokodile ähnlich; es ist schwächer als der Brustapparat.

Die Hinterfüße sind kleiner als die vordern. Das Oberschenkelbein ist kleiner, zuweilen nur halb so groß als das Oberarmbein, aber diesem ähnlich in Form. Ebenso beide Unterschenkelknochen den Vorderarmknochen. Auf sie folgen zwei Querreihen mit je drei und fünf, und fünf Längenreihen mit je 18—20 und mehr Knöchelchen, wie an den Vorderfüßen beschaffen.

Eine schuppen- oder schilderartige Bedeckung des Körpers scheint nicht vorhanden gewesen zu sein; neben so vielen andern feinern Theilen würden sich auch davon Spuren, wenigstens Abdrücke in den zu ihrer Erhaltung so geeigneten Schiefergesteinen gefunden haben.

Das Ende des Darmkanals muß wie bei vielen Knorpelfischen immer mit einer spiralen Klappe versehen gewesen sein, durch welche der Durchgang der Excremente durch denselben verzögert wurde. Dies ergibt sich aus der Betrachtung der fossilen Excremente selbst.

Diesen fossilen Excrementen oder Koprolithen hat Buckland den Namen Ichthyosaurokoprolithen gegeben. Er fand sie in denselben Gebirgsschichten, wie die Ichthyosaurusknochen selbst, theils noch zwischen den Gerippen in der Eingeweidegegend, wo sie fast nie fehlen sollen, theils im Gestein zerstreut, theils in einer der tiefern Gesteinschichten in solcher Menge zusammengehäuft, daß dieselbe in einer Mächtigkeit von einigen Zollen und einer Horizontalerstreckung von mehren englischen Meilen (in Gloucestershire) bis zur Hälfte daraus zusammengesetzt erscheint. Diese Excremente sind daher den Steinbrucharbeitern wohl bekannt; sie nennen sie „Bezoarsteine." Sie sind hart, länglich von Form, auf dem muscheligen Bruche glasartig glänzend, außen aschgrau bis schwarz von Farbe. Sie sind etwa wie der Kern eines **Fusus** spiral gewunden, mit drei bis sechs um eine Achse liegenden, einander theilweise umschließenden Umgängen, welche durch obenerwähnte Spiralklappe des Darmkanals gebildet werden. Seltener sind sie zerdrückt oder formlos. In ihrem Innern enthalten sie Schuppen von **Dapedius** und andern Fischarten, Knochen und Zähne von Fischen und kleinen Ichthyosauren, Ringchen, welche entweder als die Wirbelkörper kleiner Fische oder als die hornartigen Ringe in den Saugwarzen von Cephalopoden zu betrachten sind, endlich eine sepienartige Materie, der sie ihre dunkle Färbung verdanken, wegen der sie Dillwyn **Graecum nigrum** (im Gegensatz von **Graecum album** der Hyänen) nannte. Prout fand sie aus 0,25—0,50—0,75 phosphorsaurem Kalke, aus kohlensaurem Kalke, etwas Eisen, Schwefel und kohliger Materie zusammengesetzt. Sie sind mit den Koprolithen anderer Thiere vermengt auf Tafel **XXVIII—XXX** im fünften Bande der neuen Reihe der **Geological Transactions** abgebildet.

Die kräftigen, ungetheilten Ruderfüße und ihre fischartige Gestalt machten diese Thiere zu ebenso geschickten Schwimmern, als unfähig ans Land zu kommen. Durch einen Sturm auf die Küste geworfen, vermochten sie nicht sich wieder ins Wasser zurückzubegeben. Sie konnten daher nicht einmal, wie die Schildkröten, um Eier zu legen, ans Land kommen. Sie lebten gesellig zu mehren Arten beisammen, nach den ihnen beigesellten Fossilresten zu urtheilen, nie in Süßwassern, sondern nur im Meere. Sie nährten sich von andern kleinern Seethieren, sogar von solchen ihres eignen Geschlechts, hauptsächlich von Fischen und Cephalopoden. Ihre Gewandtheit im Schwimmen, ihr scharfes Gesicht bei Nacht und die Weite ihres Rachens setzten sie in den Stand, sich solche leicht zu verschaffen. Ihre Größe, ihre Stärke, ihre Schwimmorgane und ihr kräftiges Gebiß ließ sie auch größere Feinde nicht fürchten. Um Luft zu schöpfen, kamen sie an die Oberfläche des Wassers, wo sie, im offenen Meere ohne Verfolger, einen Theil ihres Schädels mit den Nasenöffnungen emportauchen mußten. Dort war ihnen auch jede Umpanzerung ihres Körpers unnöthig. Am häufigsten haben sie an der Stelle des jetzigen Englands gelebt; seltener in Irland, in Nordfrankreich, in Franken und Schwaben, und — wenn anders das Genus richtig bestimmt ist, in mehren angrenzenden Ländern.

Man findet sie hauptsächlich in dem Gebilde der Liasschiefer (durch ganz England, aber am häufigsten in Dorsetshire zu Lyme Regis und Charmouth; C. Prévost gab eine besondere Abhandlung darüber; in Somersetshire zwischen Bath und Bristol im Avonthale; um Oxford, Glocester, Leicester, in Northumberland zu Newcastle; in Nordfrankreich im Calvados, zu Honfleur; in Schwaben zu Ohmden, Boll, Heiningen, Göppingen, Zell; in Franken zu ? Altdorf und Banz; auch vielleicht höher in den Oolithen, im Kimmeridgethone ꝛc. Die Angaben des Vorkommens im Muschelkalke Teutschlands und Frankreichs, und in Kreide Frankreichs und Nordamerika's bedürfen wiederholter Prüfung rücksichtlich der Bestimmung des Genus, da die fossilen Knochen der erstern wol meistens dem **Nothosaurus** und **Dracosaurus**, die der letztern ebenfalls andern Geschlechtern von Reptilien und selbst Fischen anheimfallen dürften.

Es ist schon bemerkt worden, daß die meisten bisher beschriebenen und abgebildeten Ichthyosaurusreste noch nicht einzeln bestimmten Arten zugewiesen worden sind. Man kann sie theils mit Hilfe der historischen Einleitung zu diesem Artikel, theils durch Nachsuchen in den ihm angehängten literärischen Angaben leicht auffinden, da hier die Abbildungen immer bemerkt sind. Auch die sieben bis jetzt im Lias angegebenen Arten sind nur in einzelnen ihrer Theile genauer verglichen und unterschieden worden; nach den übrigen vermag man noch nicht sie zu erkennen, aus welchem Grunde sie selbst vielleicht noch auf eine geringere Anzahl zurückzuführen sein würden.* Einige andere Species sind auch nur kaum angedeutet worden. Die Arten aus andern Formationen endlich sind aus innern Gründen sehr zweifelhaft schon rücksichtlich des Genus.

A. Arten aus dem Liasschiefer.

1) **Ichth. communis.** **I. communis** *de la Beche* und *Conybeare* in Geol. Trans. A, V, u. 594 und B.

I. 108, pl. XV, f. 8, 13; XVI, 8—14; XLIX, 6. und II, 27. *Cuv.*, Oss. foss. V, II, 447, 456, 463, pl. XXVIII. f. 9, 10; XXIX, 1, 9, 12, 13. *Jäg.*, Reptil. 16, 46, t. 1, f. 1, 2, 3, 6; II, 13; III, 5; *v. Mandelsl.*, Alb. 31. Hartm. im Jahrb. für Min. 1835, S. 55. Goldf. bei Dech. 420. Skelett bis 15′ lang. Der obere Theil der Zähne ist kegelförmig, nicht sehr spitz, wenig gekrümmt, mit einfachen erhabenen Längenstreifen dicht bedeckt, stielrund. Man hat davon einige mehr oder weniger vollständige, 5—15′ lange Skelette und eine von Conybeare restaurirte Zeichnung (Geol. Trans. B. I, t. 49. f. 6.), dann mehre einzelne Schädel, Zähne, Wirbel, (sehr häufig) Rippen, Ruderfüße rc., welche hauptsächlich in der Sammlung der Marie Anning, des Capt. Birch, de la Beche's, der oxforder, pariser, stuttgarter Museen rc. aufbewahrt werden. Der Schädel besitzt an der Nasenwurzel zwischen den Augenhöhlen zwei vorn winkelige Vorragungen, zwischen welchen hinten eine winkelige Vertiefung liegt. Das Wandbein ist länger, als breit, mit zwei länglichen Öffnungen, einer vorn, der andern hinten. Die Schläfenleisten vereinigen sich in eine Linie. Keilbeine sehr dick, etwas gewölbt, hinten mit zwei sich etwas genäherten Löchern. An einem 1821 zu Lyme gefundenen Exemplare nahm man den Kopf, den $16\frac{1}{2}$″ langen Unterkiefer, alle Wirbel an der Zahl 106, und Spuren des Beckens wahr. Die größten Brustwirbel waren $1\frac{1}{3}$″ breit; die längsten der 31 Rippenpaare maßen $11\frac{1}{4}$″ (*de la Beche* in Geol. Trans. A, V, 594). Gemein im Lias an der Küste von Dorsetshire zu Lyme rc.; dann zu Banz in Franken und um Boll in Schwaben. Hartmann legte einen Schädel, der mit 84 obern und untern Zähnen versehen war, der Naturforscherversammlung im J. 1834 vor. Ein anderer schien ihm mehr die Zähne des I. intermedius zu haben.

2) Ichth. platyodon. I. pladyodon *de la Beche* und *Conybeare* in Geol. Trans. B, I, 108. pl. XV, f. 7, XVI, 1—7, und Vol. II, 27. *Cuv.*, Oss. foss. V, II, 447 sq. 463. pl. XXVIII, f. 3—5. *Jäg.*, Rept. 16. *v. Mandelsl.* Alb. 32. Größte Art, der obere Theil der Zähne zusammengedrückt, scharf zweischneidig, mit abgeglätteten Längenstreifen. Auch hiervon besitzt man einige ziemlich vollständige Skelette, worunter eins von 20′; dann viele Schädel, Zähne und andere Körpertheile, welche mitunter auf Individuen von 40—50′ Länge und darüber hindeuten. Hauptsächlich in den Sammlungen Mariens Anning (das große Skelett), Capt. Birch, de la Beche's, zu Paris rc. Am Schädel ist das Wandbein verlängert, und sein Hintertheil ohne Loch, das Keilbein ist unten der Länge nach gekielt, der Hinterrand stumpfwinkelig abgeschnitten, dabei zwei Löcher. Die Wirbel haben bis $5\frac{1}{2}$″ (Jäg.), $5\frac{1}{4}$″ (Cuv.), und $6\frac{1}{2}$″ engl. (Davis), Breite; die Unterkiefer bis 8′ Länge. Diese Art fand sich in Dorsetshire (Lyme), in Somersetshire (Bath), Northumberland (Newcastle), und in der Umgegend von Boll (eine Reihe von 6″ 8‴ breiten Wirbeln)*).

3) Ichth. tenuirostris. Proteosaurus *Ev. Home* in Philos. Transact. 1819. p. 209—216. pl. XV. I. tenuirostris *de la Beche* und *Conybeare* in Geol. Trans. B, I, 108. pl. XV, f. 10, und Vol. II, 27. *Cuv.*, Oss. foss. V, II, 447 und 463. pl. XXVIII, f. 1, 6, 7, 8. pl. XXIX, f. 6, 7, 8, 9. *Jäg.*, Rept. p. 6—21, 46—48, t. I. f. 4; II, 9—12, 15—21. *v. Mandelsl.* Alb. 32. Nicht sehr groß; Schnauze sehr lang und dünn, Zähne viel schlanker als bei den übrigen, gebogen, fast ungestreift. Cuvier besitzt davon ein kleines Skelett von $3\frac{1}{2}$ Fuß Länge, wovon der Kopf 1′, der Rumpf $1\frac{1}{4}$′, der Schwanz 1′ mißt; die vordere Seitenextremität hat mit den Oberarmknochen $7\frac{1}{2}$″ Länge auf $3\frac{1}{2}$″ Breite, die hintere ist etwas kürzer und schmäler. Dann bestehen mehre andere und viele einzelne Theile des Skeletts in Birch's, Home's, de la Beche's Sammlung, mitunter von 8′ langen Individuen stammend. Am Schädel ist das Wandbein so breit, als lang, hinten ganz abgeplattet, und besitzt nur vorn ein rundes Loch. Am Keilbein ist der hintere Rand etwas gerundet und dabei finden sich zwei entfernt stehende Löcher. Findet sich im Lias von Dorsetshire und um Boll.

4) Ichth. intermedius. I. intermedius *Conybeare* Geol. Trans. B, I, 108. pl. XV, f. 9. pl. XVIII. (Schädel). *De la Beche* ib. II, 27. *Cuv.*, Oss. foss. V, II, 447 und 463, pl. XXIX, f. 2—5. *Jäg.*, Rept. 10, 11, 16, 20, 46; t. I, f. 4. *v. Mandelsl.* p. 32. Nicht sehr groß; oberer Theil der Zähne viel spitzer als bei I. communis, mit weniger erhabenen Streifen, aber weniger schlank als bei I. tenuirostris. Schädel, Unterkieferstücke, Zähne, Theile des Brustbeins rc. bestehen in den Sammlungen Cuvier's, de la Beche's, u. A. Sie deuten auf Individuen bis von 8′ Länge hin. Am Schädel ist das Wandbein kurz und platt; das runde vordere Loch desselben setzt hinterwärts in eine Spalte fort, die sich in ein zweites Loch erweitert. Das Keilbein hat hinten zwei etwas entfernt stehende Löcher, unten keinen Kiel, und ist rechtwinkelig abgeschnitten. Im Lias von Dorsetshire und um Boll.

5) Ichth. grandipes. I. grandipes *Sharpe*, Proceed. of the geol. soc. Lond. 1830. 6 April. Von dieser Art haben sich keine Zähne zur Vergleichung mit den vorigen gefunden, aber der Obertheil des Schädels von der Nasenöffnung an rückwärts, das Schulterblatt, der fast ganze vordere Fuß und die Wirbelsäule bis zum Anfang des Schwanzes mit fast allen Darmfortsätzen, Alles zu einem Skelett gehörend. Es scheint von einer besondern Art abzustammen, die sich auszeichnen würde: a) durch das an der ganzen Wirbelsäule gleichbleibende Verhältniß zwischen Länge und Breite der Wirbel = 5:3; b) durch die Größe des Vorderfußes, der mit dem Oberarme $\frac{1}{5}$ von der Länge des ganzen Thieres (mit oder ohne Schwanz?) haben mußte. (Auch bei I. tenuirostris mißt derselbe $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{5}$ vom ganzen Thiere.); c) durch die fast

*) G. v. Fischer's 19″ langer und 7″ dicker Ichthyosauruszahn von den Ufern des Occaflusses scheint Cuvier'n ein Elefantenzahn, obschon derselbe unten eine 7″ tiefe Höhle besitzt; Cuvier hat ähnliche.

runde, statt eckigen Form der Knochen der Fußflosse. Aus dem Lias bei Stratford im Avonthale.

6) Ichth. coniformis. I. coniformis *Harlan* im Journ. Philad. III, 338, pl. XII, f. 6—8. *Brewst.* Journ. I, 382. *Féruss.* bullet. IV, (1825) 131—132. ?I. coniformis *Fleming*, Brit. anim. (Edinb. 1828) 154; *Woodw.* 38. Ein Unterkieferstück im Museum von Philadelphia aus Somersetshire. Es ist relativ dicker, als bei den vier ersten englischen Arten, 1" lang, 0,6" hoch und 0,5" breit. Es trägt Zähne von verschiedener Länge, die größten 0,3" über die Wurzel reichend, genau kegelförmig, gerade, dicht der Länge nach gestreift; ihre Wurzel ist walzenförmig, hohl und ungestreift. Im Ganzen sind noch sechs Zähne vorhanden, deren wechselseitige Abstände in der gemeinschaftlichen Ladenrinne ihren Durchmessern gleichkommen. Sie haben mit denen des I. communis am meisten Ähnlichkeit, sind aber dicker und gerader.

7) Ichth. latifrons. I. latifrons *König*, Icon. foss. sectiles, f. 250. *Woodw.* 38. Da die Fortsetzung des genannten Werkes von König durch den Buchhandel nicht zu erhalten ist, so kenne ich diese Art nur aus dem Citate von Woodward. Diese Art soll aus dem Lias von Balderton, Notts. stammen.

8) Ichth. ..... *Cuv.*, Oss. foss. V, II, 464, pl. XXIX, f. 10 (11?). Noch ein Keilbein, das sich von denen der vier ersten Arten unterscheidet. Es ist sehr dick, fast halbmondförmig gestaltet; die zwei es durchziehenden Kanäle vereinigen sich hinten zu einer queren gemeinschaftlichen Öffnung. Obere und seitliche Occipitalbeine sind dabei. Aus Lias?

*) Ichth. macrospondylus. *Jäg.*, teste *Mandelsl.* Alb. p. 32, aus dem Lias der Gegend von Boll, ist wahrscheinlich dieselbe Thierart, welche Jäger früher Crocodilus Bollensis und H. v. Meyer Macrospondylus Bollensis genannt haben.

B. Arten aus Kimmeridgethon.

9) ?Ichth... Cuvier bildet Halswirbel ab, welche sich vor andern durch ihre außerordentliche Kürze auszeichnen, indem sie nur ¼—⅕ so lang als breit sind. Er bemerkt, daß sie vom Kimmeridgethon stammen, und Conybeare sie ihm gegeben habe, (Oss. foss. V, II, 468. pl. XXVIII, f. 11, 12, 13). Bei letzterm kann ich nicht auffinden, wo von demselben die Rede wäre; wol aber führt er solche Plesiosauruswirbel an, deren Abbildung aber wenig mit der Cuvier'schen übereinzustimmen scheint.

C. Zweifelhafte Arten aus der Kreideformation.

10) Ichth. Missouriensis. I. Missouriensis *Harl.* Trans. Amer. phil. Soc. 1834, N. S. IV, 405. Trans. Philad. geol. Soc. 1834. I. *James*, Edinb. Journ. 1834, XVIII, 28—40. N. Jahrb. f. Mineral. 1835, 368; 1836, 106. Ein Vordertheil von Ober- und Unterkiefer mit den Zähnen. Die Länge des Zwischenkieferbeins, welche weit über das Ende der Kieferbeine vorstehen, unterscheidet das 4" lange Schädelstück dieser Art vor allen andern in Nordamerika gefundenen. Die noch ansitzenden Theile der Kieferbeine enthalten jedenfalls noch drei über der Wurzel abgebrochene Zähne. Die Zwischenkieferbeine enthalten deren jederseits zwei, ebenfalls abgebrochene. Wachsthum und Wechsel der Zähne sind wie bei andern Ichthyosauren beschaffen. (Die Americ. Philos. Trans. enthalten mehr Details.) Ein Pelzhändler hatte auf dem Heimwege von Rocky Mountains am Zusammenflusse des Yellowstone mit dem Missouriflusse im Missourigebiete das 70' lange Skelett eines Reptils in einem Felsen stecken gesehen und von dem 3—4' langen Kopfe desselben diese vorragende Spitze abgeschlagen, welche er an Major Ware in St. Louis überlassen. Dies Gestein gehört nach Harlan dem secundären Gebiete der „subcretaceous" Gruppe an. Sollte dieses Stück wirklich die Spitze der Schnauze darstellen, was wir ohne Zuhilfnahme des Originalaufsatzes nicht entscheiden können, so sind offenbar die Zwischenkieferbeine mit ihren nur 2 Zähnen jederseits noch viel zu kurz für einen Ichthyosaurus.

*) Ichth. .... *Patty*, Géol. d. Seine infér. p. 340. pl. XV. f. 1, 8. Patty führt in der untern Kreide des Unterseinedepartements bei Rouen Knochen und Koprolithen von Ichthyosauren an. Allein die letzten sind wenig bezeichnend und zeigen der davon gegebenen Abbildung zufolge die spirale Windung des Ichthyosaurokopros nicht. Auch die fossilen Knochen sind abgebildet und darnach zu urtheilen vom Verf. wahrscheinlich für reihenständige Knochentäfelchen der Ruderfüße angesehen worden. Aber die erste der Reihen zeigt Knochen, welche verhältnißmäßig zu den übrigen viel zu sehr in die Quere verlängert sind, und alle scheinen, wenn es die Zeichnung richtig ausdrückt, einen unebenen Schmelzüberzug zu besitzen. Es sind daher wahrscheinlich Gaumenzähne irgend eines Fisches. Dafür werden sie auch auf der Abbildung selbst erklärt.

Literatur.

E. Luydii Lithophylacii Britannici Ichnographia. pl. XXII, XXIII. — *E. Home*, Some account of the fossil remains of an animal more nearly allied to fishes than any of the other classes of animals. Lond. Philosophical Transact. 1814. II. p. 571—577. pl. XVII—XX. (Schädel, Brust, Rippen, Wirbel.) — *Ej.*, Some further account of the fossil remains of that animal. Ibid. 1816. p. 318—321. pl. XIII—XVI. (Wirbel, Rippen, Ruderfuß.) — *Ej.* Additional facts respecting the fossil remains of the same animal etc. Ibid. 1818. p. 24—32. pl. II. (Brustbein.) — *Ej.* An account of the fossil skeleton of the Proteosaurus. Ibid. 1819. p. 209—211. — *Ej.*, Reasons for giving the name Proteosauros to the fossil skeleton, which has been described. Ibid. 1819. p. 212—216. pl. XIII. XIV. XV. (Schädel, Brust, ganzer I. tenuirostris. — *Ej.* On the mode of formation of the canal for containing the spinal marrow, and on the form of the fins of the Proteosaurus. Ibid. 1820. p. 159—164. pl. XV. XVI. (Schädel, Vorderfuß.) — *W. Conybeare* (and *de la Beche*), Notice of the discovery of a new fossil animal forming a link between the Ichthyosaurus and Crocodile, together with general remarks on the Osteology of the Ichthyosaurus. London Geological Transact. 1821. Old series V. p. 559—581 und 594. pl. XL. f. 1—12. (Restaurirter Schädel.) — *Ej.* Additional notices on the fossil genera Ichthyosaurus and Plesiosaurus. Ibid. 1822. New series. I. 103—118. pl. XV. f. 4—10. 12. 13. pl. XVI. XVII. XX und pl. XLIX. f. 6. 7. (Alle Zähne, zwei Schädel, Ruderfuß, restaurirtes Skelett.) — *De la Beche*, ibid. II, 27. — *Parkinson*, Outlines of Oryctology. (London 1822.) p. 289—293. — *G. Cuvier*, Ichthyosaurus, in den Recherches sur les os-

semens fossiles. 1824. V, u. 447—475 und 355—358. p. XXVIII et XXIX. (Die verschiedenen Theile.) — *G. Jaeger*, De Ichthyosauri sive Proteosauri fossilis speciminibus in agro Bollensi in Württembergia repertis, cum tab. II. (Schädel und Skelett.) Stuttg. 1824. fol. (*Cuv.* l. c. p. 452.) — *Harlan*, Journal of the Academy of natural science of Philadelphia. VI, 338. — *Brewster*, Journ. I, 382. — *Férussac*, Bulletin des scienc. nat. 1825. III. IV, 131. 132. — *Const. Prévost* (Lagerungsverhältnisse zu Lyme Regis), Bullet. de la Société philomatique. 1825. p. 167—170. Jahrb. 1826. S. 356—359. — Stahl im Würtemb. landwirthschaftl. Correspondenzblatt. 1824. VI, 29. — G. Young (Zerstreutes in seinem Aufsatze über das Krokodil von Whitby). — *Jameson*, Edinburgh philosoph. Journ. 1825. XIII, 78—81. — Krüger, Urweltliche Naturgeschichte. (Quedlinb. 1825.) I, 344. — *Koenig*, Icones fossilium sectiles. (London. fol.) No. 250. — Fitzinger, Neue Classification der Reptilien nach ihren natürlichen Verwandschaften. (Wien 1826. 4.) S. 8. 9. — H. v. Meyer in Kastner's Archiv. VII, 181. — Zeitschrift für Mineralogie. 1827. I, 245. — G. Jäger, über die fossilen Reptilien, welche in Würtemberg aufgefunden worden sind. (Stuttg. 1828. Fol.) S. 7—21. 39—42. Th. I. II. (aus obigem Werke.) III, 4. — *Fleming*, History of the British animals. (Edinburgh 1828.) p. 154. — Holl, Handbuch der Petrefactenkunde. (Dresden 1829. 12.) S. 89. — *W. Buckland*, On the Discovery of Coprolites or fossil faeces in the Lias at Lyme Regis etc. — Proceedings of the London geolog. Society. 1829. p. 142. — Transactions of the London Geological Society. 1829. III, 221—236. — *Boué*, Journal de Géologie. 1830. I, 1—19. pl. I. — *Prout* (Analysen dazu). Geolog. Transact. III, 237. 238. — *Boué*, Journ. l. c. *S. Woodward*, Synoptical table of the British organic remains. (Lond. 1830.) p. 38. — *Wilton* im Quarterly Journal of Science. 1830. April. p. 64. — Fr. Hoffmann, Geognost. u. orograph. Verhältnisse des nordwestl. Teutschland. (Berlin 1830.) II, 454. — Wagler's Natürliches System der Amphibien. (Münch. 1830.) S. 1. 60. 74. — Jahrb. d. Mineral. 1831. S. 217—220. — H. v. Meyer, Jahrb. für Mineralogie. 1831. S. 73. — *Passy*, Description géologique du Département de la Seine inférieure. (Rouen 1832. 4.) p. 340. — Goldfuß in v. Dechen's Bearbeitung von de la Beche's Handbuch der Geognosie. (Berl. 1832.) S. 405. 420. 453. 457. — H. v. Meyer, Palaeologica zur Geschichte der Erde. (Frankfurt 1832.) S. 110. 111. 213—216. 548. — *R. Harlan*, Transactions of the American philosophical Society. 1834. N. S. IV, 404 sq. Dann wieder in Transactions of the geological Society of Philadelphia. 1834. I. . . . , — *Jameson*, Edinb. n. philos. Journ. 1834. XVII, 342—362. — Neues Jahrb. für Mineral. 1835. S. 368. 1836. S. 106. — Hartmann (Neues Jahrb. für Mineral. 1835. S. 55). — *de Mandelsloh*, Mémoire sur la constitution géologique de l'Albe de Würtemberg. 1835. 4. p. 31. — *Grey Egerton* (Structur des Genicks), Lond. and Edinb. philos. Magaz. 1835. VII, 414. 415. 1836. IX, 500. — Neues Jahrb. für Mineral. 1836. S. 626. 1837. . . . . — Lortet, Neues Jahrb. f. Mineral. 1836. S. 201. — *Bronn*, Lethaea. t. XXVI. f. 2. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOSIAGONES (Paläozoologie), von ἰχθὺς, Fisch, und σιαγὼν, Kinnbacken, eine Benennung von Bourdet de la Nièvre und später von Rüppell angewendet zu Bezeichnung des Geschlechtes Aptychus von Meyer, räthselhafte Körper, welche, schon den ältern Oryktologen bekannt, von Bertrand, Davila, Knorr, unter dem Namen Tellinoides, von Schlotheim unter der Benennung Tellinites, und von Parkinson unter Trigonellites den Muscheln beigezählt, von Deluc für Fischzähne, von Bourdet für ähnliche Überzüge der Kinnladen von Fischen gehalten, von Germar unter die Lepaditen gerechnet, von Meyer für die Schalen von Kopfmollusken erklärt, von Rüppell theils für innerliche Schalen eines mit Coriocella und mit Rimula verwandten Mollusken, theils für Deckel seines Pseudoammonites, und von Voltz ganz neuerlich alle für Deckel von Ammoniten gehalten worden, und deren Ursprung noch nicht völlig entschieden scheint *). (*H. G. Bronn.*)

Ichthyosis, s. Fischschuppenausschlag.

Ichthyosma, *Schlechtend.*, s. Sarcophytum.

ICHTHYOSPONDYLUS (Paläozoologie), von ἰχθὺς, Fisch, σπόνδυλος, Wirbel, auch Ichthospondylit; Benennungen, welche zuweilen zu Bezeichnung fossiler Fischwirbel gebraucht worden sind. (Vgl. Blainville, Fossile Fische, übers. v. Krüger. [Leipz. 1823.] S. 106.) Hierzu gehört auch Coeloptychium acaule *Goldfuss*. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYOTHERE nannte Martius (Brasil. Arzneipfl. S. 27) eine Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Radiaten (Untergr. Senecioneen) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch klein, becherförmig, stehenbleibend; der Fruchtboden mit Spreublättchen besetzt; die Blümchen alle röhrenförmig; im Strahl stehen meist fünf weibliche, fruchtbare, deren Saum in sehr feine Franzen zerschlitzt ist; die Scheibenblümchen sind zahlreich, männlich, mit fünfspaltigem Saume; die umgekehrt eiförmigen Achänien ohne Samenkrone stehen zwischen den äußern, concaven, vergrößerten Spreublättchen des Fruchtbodens. Ichth. Cunabi, die einzige Art, wächst in der Provinz Rio Negro Brasiliens, wo man sich dieses betäubenden Mittels zum Fischfangen bedient (daher der Gattungsname: ἰχθὺς, Fisch, θηρᾶν, fangen). Es ist ein perennirendes Kraut mit gegenüberstehenden, an der Basis stengelumfassenden, scharf gesägten Blättern und gehäuft am Ende des Stengels stehenden, gestielten Blüthenknöpfen. (*A. Sprengel.*)

ICHTHYOTYPOLITHUS (Paläozoologie), im Französischen Ichthyotypolite, von ἰχθὺς, Fisch, τύπος, Bild, Figur, und λίθος, Stein, d. i. Steine mit Fischgestalt, wurde früher in ähnlichem Sinne wie Ichthyomorphites gebraucht. (*H. G. Bronn.*)

ICHTHYS, bei Ptolemäus Ἰχθὺς ἄκρα, ist in Elis eine flache Landspitze, bei welcher sich nördlich nach Mela (II, 3) der kyparissische Meerbusen endigt. Nördlich demselben und nicht weit davon liegt die Landspitze Phia, die nur als ein Seitenast des Ichthys zu betrachten ist. Westlich gegenüber liegt die Insel Zakynthos. *Agathem.* I. p. 184. Im Strabon hat Palmerius die Lesart εὐθὺς richtig in Ἰχθὺς verbessert. Es ist daher fehlerhaft, die Landspitze Ichthys dicht an den Fluß Alpheus, oder gar auf dessen südliche Seite zu setzen, da er von demselben weit ab nördlich liegt. Es war ein Ankerplatz bei dieser Landspitze. Nicht weit davon lag die Stadt Phia. Jetzt heißt Ichthys Castell Tornese. Vergl. Note 2 im 2.

---

*) *Bourdet*, Notice sur des fossiles inconnus, qui semblent appartenir à des plaques maxillaires de poissons, dont les analogues vivans sont perdus, et que j'ai nommés Ichthyosiagones. (Paris et Genève 1822. 4.) 8 pp. 1 lithogr. Rüppell, Abbildung und Beschreibung einiger neuen oder wenig bekannten Versteinerungen aus der Kalkschieferformation von Solenhofen. (Frankfurt 1829. 4.)

Th. von Strabon's Erdbeschreibung, verteutscht von Groskurd S. 25 fg. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

Ichtingen, s. Jechtingen.

Ichu, s. Jarava Ichu.

ICIANI (Icianorum). Eine aus dem Itiner. Anton. bekannte Stadt in der Britannia Romana, 18,000 Schritte nördlich von Villa Faustini, 35,000 Schr. südöstlich von Camboritum, 105,000 Schr. nordöstlich von Londinium (London), die zum Gebiete der Iceni (s. d. Art.) gehörte. Icborow in Norfolk hält man für das alte Iciani. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ICICA. So nannte Aublet (Guj. I. p. 337) mit einem karaibischen Worte eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der achten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Burseréen der natürlichen Familie der Terebintheen. Char. Die Blumen meist zwitterig; der Kelch vier- oder fünfzähnig, stehenbleibend; vier oder fünf, an der Basis breite Corollenblättchen sind auf einer drüsigen Scheibe eingefügt; acht oder zehn Staubfäden; der Griffel kurz, mit vier oder fünf Narben; die lederartige, zwei- bis fünfklappige Frucht enthält vier oder fünf einsamige, steinharte, in einem Brei liegende Nüßchen; der Eiweißkörper scheint zu fehlen. Die 16 noch wenig bekannten Arten sind im tropischen Amerika, die meisten in Gujana einheimisch; nur zwei zweifelhafte Arten, Icica dentata und timoriensis *Candolle* (Prodr. II. p. 78) wachsen in Ostindien. Die Icicaarten sind harzende Bäume mit unpaargefiederten Blättern, meist einfachen, in den Achseln stehenden Blüthentrauben und weißen Blumen. Ihr Harzsaft dient zu ärztlichem Gebrauche; ihr Holz wird anstatt des Weihrauchs verbrannt (Bois d'encens und Cèdre der französischen Pflanzer); ihr süßer Fruchtbrei wird gegessen. Die wichtigsten Arten sind folgende: 1) Ic. Icicariba *Cand.* (l. c. p. 77. Icicariba *Marcgraf* et *Piso*, Almeciga der brasilischen Portugiesen, Amyris ambrosiaca *Linn.* fil. suppl.?), ein großer brasilischer, unserer Buche ähnlicher Baum, gibt wahrscheinlich, wenigstens zum Theil das amerikanische Elemiharz (Resina Elemi). 2) Ic. guianensis *Aubl.* (l. c. t. 131., Amyris guianensis *Willdenow* sp. pl.) und 3) Ic. heptaphylla *Aubl.* (l. c. t. 130., Amyris ambrosiaca *Willd.* l. c.), beide Waldbäume von 30 Fuß Höhe in Gujana lassen nach Verwundungen einen harzigen, sehr wohlriechenden Saft fließen, welcher an der Luft zu einem blaßgelben, minder wohlriechenden Harze eintrocknet. Das frische, flüssige Harz (Hyawa der Eingebornen) soll nach Hancock ein treffliches Mittel wider den Husten sein. 4) Ic. heterophylla *Cand.* (l. c., Ic. Aracouchini *Aubl.* l. c. t. 133., Amyris heterophylla *W.* sp. pl.), ein kleiner Baum am Flusse Curu in Gujana, gibt nach Hancock ebenfalls ein flüssiges, terpentinartiges, sehr wohlriechendes, heilkräftiges Harz. 5) Ic. Tacamahaca *Humboldt, Bonpland et Kunth* (Nov. gen. VII. p. 33), ein kleiner Baum in den Llanos von Südamerika, liefert ein wohlriechendes Harz, eine Art des amerikanischen Takamahaka. 6) Ic. Caraña *H., B. et K.* (l. c. p. 37), eine unvollständig bekannte Art am Flusse Temi in den Orinocomissionen, gibt ein blaßgelbes, starkriechendes, flüssiges Harz, welches die Eingebornen Mararo oder Caranja nennen; das echte, sonst in der Heilkunde berühmte Caranjaharz kommt aber wahrscheinlich von einem andern Baume. Vgl. auch die Art. Amyris und Elaphrium. (*A. Sprengel.*)

Icicariba *Marcgr.*, s. Icica.

ICILIA LEX. Dieses römische Gesetz wurde bald nach den legibus sacratis im J. 261 nach Roms Erbauung auf den Antrag des Volkstribuns Spurius Icilius unter dem Consulate von Titus Geganius Macerinus und Publius Minucius Augurinus gegeben, und bestimmte, daß Niemand es wagen solle, einem zum Volke redenden Volkstribun zu widersprechen, oder ihn überhaupt zu unterbrechen. Wer es dennoch thun würde, der solle den Volkstribunen Bürgen dafür stellen, daß er die Geldstrafe, die sie ihm dictiren würden, zahlen wolle. Wer aber keine Bürgen stellen würde, dessen Haupt solle dem Tode verfallen, sein Besitzthum aber dem Dienste der Götter gewidmet sein. Für den Fall, daß über die Art und Weise der Geldstrafe Streit entstehe, solle das Volk selbst die Entscheidung darüber haben [1]).

Verschieden von dieser, κατ' ἐξοχὴν sogenannten Lex Icilia, welche zu den legibus tribuniciis gehört, ist die unter den legibus miscellis vorkommende, spätere Lex Icilia de Aventino monte, welche im J. 317 nach Roms Erbauung auf den Antrag des Volkstribunen Lucius Icilius unter dem Consulate des Markus Valerius Maximus und Spurius Virginius Tricostus gegeben wurde, und bestimmte, daß der aventinische Berg dem Volke (plebi) zur Erbauung von Wohnungen eingeräumt werden solle [2]). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

ICINIACUM, auch Leiniacum, nach der Tabula Peuting., woraus Kruse Licimacum macht; eine Stadt in Vindelicien, am östlichen Ufer des Licus (Lech), nahe seiner Mündung in die Donau; nach Kruse jetzt Lechgemünd, nach Wilhelm an der rechten Seite der Lechmündung bei Niederschönfeld, nach Leichtlen 1¼ Stunde nordwestlich von der Mündung des Lech an der Stelle des heutigen Izing. Vgl. Bischoff's vergleichendes W. B. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ICIPO. Unter diesem brasilischen Namen führt Markgraf einen Strauch an, welcher vielleicht zu der Gattung Tetracera gehören mag. (*A. Sprengel.*)

ICIUM. Bei Ptolemäus kommt ein Vorgebirge Ἴκιον ἄκρον (vergl. d. Art. Iccius Portus) vor, welches wol nicht mit Iccius Portus einerlei sein soll, aber doch in der Nähe gesucht werden muß. Man setzt es in der Gallia Belgica südlich von Iccius Portus, nördlich von der Mündung der Samara, an, und glaubt, daß es das jetzige Gris Ness sei. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Icius Portus, s. Iccius Portus.

ICKELSAMER (Valentin), ein in Ansehung seiner frühern Lebensumstände und persönlichen Verhältnisse ganz unbekannter Mann, lebte im Anfange des 16. Jahrh. Man weiß von ihm nur, daß er, durch einige, mit Karl-

1) Vgl. den Dion. v. Halicarnaß VII, 10. 2) Vgl. Dens. X, 12 und Livius III, 27.

stadt's und Münzer's Lehren in Verbindung stehende, schwärmerische Meinungen verleitet, im J. 1525 an dem Bauernaufruhr in Franken Theil nahm; auch soll er die Unternehmungen der Bauern in einer Schrift, betitelt: Klage der christlichen Brüderschaft wider den wittenbergischen Geist, gegen Luther vertheidigt haben; mir ist indessen weder diese Schrift selbst, noch irgend eine genauere Nachricht von derselben zu Gesichte gekommen. Er muß in den Bauernaufruhr wenigstens nicht durch Thätlichkeiten tiefer verwickelt gewesen sein, da wir von keiner gegen ihn gerichteten, persönlichen Verfolgung etwas erfahren: vielmehr ließ er sich, nach Beendigung jener Unruhen, in Erfurt häuslich nieder, wo er einige Jahre ganz ruhig lebte. Im Anfange suchte er zwar auch hier seine Irrlehren auszubreiten, und verursachte dadurch einige Störung der öffentlichen Ruhe; doch fand kein gewaltsames Verfahren gegen ihn statt; nur ließ sich der bekannte Justus Menius, der damals als Pfarrer in Erfurt lebte, mit ihm in einen theologischen Streit ein, worin es ihm gelang, Ickelsamern von seinen Irrthümern zu überzeugen und zurückzubringen. Dies hatte denn auch seine Aussöhnung mit Luthern zur Folge, wie man aus einem Briefe Luther's an Menius (dat. Montags nach Laurentii 1527) sieht, worin jener schreibt: er habe Ickelsamern alles vergeben, noch ehe ihn dieser darum gebeten [1]). Von Ickelsamer's weitern Schicksalen ist nichts bekannt. Daß er, jene Schwärmereien abgerechnet, ein verständiger und denkender Mann gewesen, sieht man aus zwei von ihm verfaßten, wenigstens für ihre Zeit höchst merkwürdigen Schriften, nämlich: 1) Grammatica, daraus einer von ihm selbst mag lesen lernen, mit allen dem, so zum teutschen Lesen und desselben Orthographie ohne Mangel und Überfluß, auch andern vielmehr zu wissen gehört. Auch etwas von der rechten Art und Etymologia der teutschen Sprache und Wörter, und wie man die teutschen Wörter in ihre Sylben theilen und zusammen buchstaben soll. O. O. u. J. 8. [2]). Als der erste Versuch einer deutschen Sprachlehre sehr merkwürdig. 2) Vom Wandel und Leben der Christen in göttlicher Furcht und guten Werken, welches leider noch so wenige beweisen, darinnen aber ein frommer, gottesfürchtiger Vater seine Kinder unterweiset nachzufolgen dem Exempel des Kindes Jesu u. s. w. Gedruckt zu Erfurth zum schwarzen Horn vor der Krämerbrücke, 1529. 4. In Gesprächsform eingekleidet; einer der ersten Versuche, auf häusliche Erziehung zu wirken [3]). *(H. A. Erhard.)*

1) Luther's Briefe, herausg. von de Wette. 3. Th. S. 190. 2) Diese Grammatik möchte wol im J. 1527, und dann wahrscheinlich zu Erfurt, als Ickelsamer's damaligem Aufenthaltsorte, erschienen sein, da die Grammatik, von welcher Luther in dem angeführten Briefe, unmittelbar nach der vorher gedachten Bestellung an Ickelsamer, spricht, den Umständen nach, keine andere als die oben genannte sein kann. 3) Da ich diese beiden höchst seltenen Schriften nicht selbst vor mir habe, sondern sie nur aus einer, von dem ehemaligen, bekannten erfurtischen Geschichteforscher Motschmann herrührenden, handschriftlichen Collectaneen-Sammlung kenne, so konnten die Titel nicht in der eigenthümlichen Orthographie mitgetheilt werden, wiewol übrigens für die Richtigkeit der Angaben zu stehen ist.

ICKSTADT, auch **ICKSTATT** (von), 1) **Johann Adam**, Frhr. v. I. Er wurde den 6. Jan. 1702 zu Bockenhausen, einem Dorfe bei Epstein im Mainzischen, geboren, wo sein Vater, bürgerlichen Herkommens, einen ziemlich einträglichen Eisenhandel betrieb. Nachdem er Anfangs die Schulen zu Epstein und Oberursel besucht hatte, kam er im J. 1711 nach Mainz, wo die geistlichen Bildungsanstalten seiner Lernbegierde bald ein weiteres Feld eröffneten. Doch auch dies genügte seiner Lernbegierde noch nicht, vielmehr führte ihn der Wunsch, die Philosophie überhaupt und Mathematik insbesondere so vollständig wie möglich kennen zu lernen, im J. 1715 nach Paris, wo er den Unterricht Peter Varignon's u. A. in dieser Hinsicht trefflich benutzte.

Wie wenig er aber durch so abstracte Studien dem wirklichen Leben entfremdet worden, bewies er im J. 1719 durch den Eintritt in französische Kriegsdienste, die er bald mit den österreichischen vertauschte, und wo er von unten auf als gemeiner Soldat das wechselvolle militärische Thun und Treiben sich anschaulich machte. Aber auch hierhin begleitete ihn, nach der Aussage seiner Gefährten, auf dem Wachtposten sowol wie in das Feldlager, die Liebe zu den Wissenschaften. Und ebendies gab dann freilich wieder Anlaß dazu, daß er, um ruhige Benutzung der gewonnenen Schätze des Wissens für sich möglich zu machen, im J. 1721 die Kriegsdienste quittirte. Er begab sich zunächst nach England und unterrichtete hier zu London und Bristol junge Leute in den Sprachen und in der Mathematik, um hierdurch seinerseits immer mehr sich in dieser Beziehung selbst auszubilden, und benutzte zu gleichem Zwecke den freundschaftlichen Umgang mit Isaak Newton. Hierauf folgte im J. 1724 eine Reise durch Schottland und Irland, wodurch das stille Durchdenken des gesammelten Stoffes sehr wesentlich befördert ward. Nun erst kehrte er (1725) in sein teutsches Vaterland zurück, und begab sich nach Marburg, um hier Christian von Wolf, der eben in der Blüthe seines Ruhmes stand, über Philosophie zu hören, und gleichzeitig von den beiden dortigen Juristen Waldschmidt und Hombergk zu Vach tiefer in das Gebiet der Rechtswissenschaft eingeführt zu werden. Beides gelang ihm so wohl, daß er die Ehre hatte, bei der Feier des hundertjährigen Stiftungsjubelfestes der Universität Marburg 1727 mit mehren Andern honoris causa zum Doctor der Philosophie ernannt zu werden. Er bediente sich auch sehr bald des hierdurch erlangten Rechtes, akademische Vorträge halten zu dürfen, und trat als Privatdocent im Gebiete der philosophischen und mathematischen Wissenschaften auf; doch kehrte er 1729 von Marburg nach Mainz zurück, weil er als Katholik hier die Behandlungsart der Jurisprudenz im Sinne seiner Glaubensgenossen genauer kennen lernen konnte, als in Marburg. Im J. 1730 promovirte er zu Mainz als Doctor der Rechte und erhielt auch schon 1731 zu Würzburg eine Professur der Rechte sammt dem Hofrathscharakter. Sein heilsamer Einfluß auf die damals zu Würzburg übliche Studienweise wurde namentlich durch die ihm ertheilte specielle Erlaubniß verstärkt, über einige Compendien der neuen protestantischen Rechtslehrer Vorlesungen halten zu

dürfen, wie z. B. über die Institutiones Juris Publici von Vitriarius, das Jus Belli et Pacis von Hugo Grotius, Pufendorf's Naturrecht, Struv's Jurisprudentia publica, Brunnquell's Rechtsgeschichte ꝛc. Denn auf diese Weise konnte er wenigstens indirect manche neue Idee in Umlauf bringen, welche bis dahin seinen katholischen Landsleuten ganz fremd geblieben war. Die große Mäßigung, mit welcher er sich seines Vorrechtes bediente, führte ihn übrigens bald in einen neuen Wirkungskreis; da er im J. 1740 von dem damaligen Kurfürsten von Baiern und nachherigen Kaiser Karl VII. den Antrag erhielt, dessen Sohn in den Staatswissenschaften zu unterrichten, und gleichzeitig eine Stelle als Hofrath und Professor der Rechte zu Ingolstadt mit einem Jahrgehalte von 2500 Thalern zu übernehmen; worauf er auch sogleich einging, obschon er fast zu eben der Zeit einen Ruf zur Übernahme des Syndicats der freien Reichsstadt Cöln und sehr vortheilhafte Bedingungen bekam. Hiermit verflocht sich nun J.'s ferneres Schicksal zugleich in das seines nunmehrigen Landesherrn; da er unter andern bei dessen am 7. Dec. 1741 zu Prag erfolgender Proclamation zum Könige von Böhmen Befehl erhielt, dieser Handlung als neu ernannter königl. böhmischer Hofrath nebst zwei Kanzellisten ex officio beizuwohnen, bei der darauf folgenden Huldigung mancherlei Aufträge erhielt, und nach deren Vollziehung zum zweiten Beisitzer in der böhmischen Kanzlei ernannt ward.

Er ging hierauf bald mit dem neuen Kaiser nach Frankfurt, und wurde von diesem, der ihm schon zu Prag das Adelsdiplom gegeben, im J. 1743 zum Reichshofrath ernannt. Zwar erledigte sich seine Geschäftsführung in diesem Posten mit dem Tode Karl's VII. im J. 1745, allein er wurde hierauf zum Beisitzer des in München errichteten Reichsvicariatsgerichts ernannt, und erhielt fast gleichzeitig den Geheimenrathscharakter sammt dem Vicepräsidium bei dem Revisionsrathe daselbst, wo der Kurfürst, sein ehemaliger Zögling, persönlich präsidirte.

Im J. 1746 wurde J. Director der Universität Ingolstadt, sowie Professor des Staats-, Natur- und Völkerrechts, und der ökonomischen und cameralistischen Wissenschaften daselbst, und nahm daher von nun an hier seinen wirklichen Wohnsitz. Um sich in diesem neuen Wirkungskreise gleich im Voraus auf eine bestimmte Art anzukündigen, ließ er eine kleine Schrift unter dem Titel drucken: Entwurf einer vernünftigen akademischen Lehrart, nebst gegenwärtiger Verfassung der Juristenfacultät zu Ingolstadt (1746. 4.), worin er namentlich den mathematisch-demonstrativen Vortrag seines ehemaligen Lehrers Wolf auch für die Jurisprudenz empfahl.

Daß er übrigens durch seinen Ruf das Emporkommen der Universität wesentlich beförderte, läßt sich nicht in Abrede stellen; allein es würde ihm dies wol noch in einem weit höhern Grade möglich gewesen sein, wenn er sich hätte entschließen können, in Rede und Schrift etwas freimüthiger zu Werke zu gehen. Es ist dies ein Punkt, den schon Moser nach seiner aufrichtigen Denkart bei seinem Urtheil über J. mit Recht nicht unerwähnt gelassen hat [1]). Auch findet sich der Beleg dazu in mehren seiner Schriften, welche eine absichtliche Beschränkung und Verdunkelung des zu Grunde liegenden sachgemäßen Urtheils verrathen. Namentlich ist dies der Fall mit seinem publicistischen Programm: De Jure Statuum Imperii expellendi et transportandi subditos, diversam a territorii domino religionem amplectentes; quo, quae circa emigrationes religionis causa legibus Imperii publicis constituta sunt, pleraque methodo mathematica demonstrat (Ingolst. 1735. 4.), welches daher auch, besonders von Seiten protestantischer Rechtsgelehrter, vielen Widerspruch erfuhr; wie unter andern die von Engau, in dem Programm: An cives religionis causa emigraturi queant transplantari (Jen. 1740. 4.), und von Joh. Christoph Rudolph in der Dissertation: Observationes de jure emigrandi et transmigrandi subditorum eorumque expulsione et transplantatione in genere (Erl. 1755. 4.), mit Recht dagegen vorgebrachten Einwürfe deutlich beweisen. Ebenso wenig ist in Abrede zu stellen, daß die vorschnelle Übertragung der Wolf'schen demonstrativen Lehrart auf die Jurisprudenz, welche namentlich von J. ausging, dem gründlichen Studium der Rechtswissenschaft mehr geschadet, als genützt hat [2]). Doch bewirkte sein Auftreten für die katholischen Länder allerdings mehr als eine wichtige Verbesserung der hergebrachten Jurisprudenz, und eben dies sichert ihm bleibende Anerkennung in der Literargeschichte. Er starb zu Ingolstadt den 22. April 1768 [3]).

---

1) Moser sagt über Ickstadt S. 109 seines Lexikons der jetzt lebenden Rechtsgelehrten (Züllichau 1739): „Ickstatt ist ein vernünftiger und geschickter Mann, dem es nur an mehrer Freiheit fehlt, zu schreiben, was er denkt." 2) Nähere Nachrichten über die eifrige Vertheidigung der demonstrativen juristischen Lehrart durch Ickstatt finden sich in der „Historie der demonstrativischen Rechtsgelahrtheit" von Dan. Nettelbladt, in dessen Beiträgen zu der juristischen gelehrten Historie. 1. Bd. (Halle 1756.) S. 569. 575. 585 und 587. 3) Vgl. über ihn die ausführliche Biographie in Weidlich's zuverlässigen Nachr. von den jetzt lebenden Rechtsgelehrten. Bd. III. (Halle 1759.) S. 35—71. Die vorzüglichsten seiner Schriften sind unter dem Titel gesammelt: *Joh. Ad. de Ickstatt*, Opuscula juridica varii argumenti (Ingolstadt u. Augsburg 1747—59. 4.) 2 Bde. Besonderes Interesse hat darunter noch jetzt das Specimen jur. civ. de laesione enormi in contractu emtionis venditionis recte computanda (Ingolst. 1734. 4.), und in den Opusculis Tom. I. p. 233—284, worin er von seiner genauen Kenntniß der Mathematik Gebrauch machte, um die gewöhnliche Ansicht von der Berechnung der laesio enormis zu widerlegen. Auf die dagegen von Joh. Ul. v. Cramer in dem Programm De laesione enormi recte computanda (Marburg 1735. 4.) zur Vertheidigung der frühern Ansicht vorgebrachten Einwendungen antwortete Ickstatt in dem Schediasma apologeticum de laesione enormi recte computanda, quo modum, laesionem enormem in emtore perinde atque in venditore ex dimidio veri et justi pretii aestimandi, haud ita pridem a se stabilitum, adversus ea, quae pro sententia contraria peculiari scripto urget obmovetque *J. U. Cramerus*, amice defendit (Ingolst. 1735. 4.). Übrigens wurden mancherlei staatsrechtliche, mit der Stellung einzelner, namentlich protestantischer Reichsstände nicht verträgliche Grundsätze Ickstatt's, besonders von Joh. Jacob v. Moser, widerlegt. Vgl. die Schrift: Joh. Ad. Frhr. v. Ickstatt, Rettung der Landeshoheit gegen den Misbrauch der Capitulationen, Landesverträge und Reversalien, aus d. latein. Origin. ins Teutsche übers. u. mit An-

2) **Peter Joseph, Frhr. v. I.,** ein Bruderssohn von Joh. Adam, wurde im J. 1743 zu Ingolstadt geboren. Nachdem er daselbst zum Theil unter seines Oheims Anleitung studirt hatte, promovirte er als Doctor der Rechte im J. 1764 mit der Diss. de irrationabilitate consuetudinis legum et statutorum, quibus functiones, in civitate necessariae levis notae macula adsperguntur (Ingolst. 1764. 4.), und wurde bald darauf Professor an der dortigen Universität, welche letztere aus seinen, durch ausgezeichnete Naturanlagen unterstützten, Kenntnissen vielfachen Nutzen würde haben ziehen können, wenn er nicht schon im 28. Lebensjahre den 15. Mai 1771 ihr durch den Tod wieder entrissen worden wäre. Außer der obigen Abhandlung gehört ihm noch eine andere zu unter dem Titel: Jus majestaticum imperii eminentis cum suis consectariis methodo scientifica expositum (gedruckt zu Ingolstadt ohne Jahrzahl, wahrscheinlich 1765), wodurch er sich als Vertheidiger der Methode seines Oheims zeigte [4]. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

ICOLLO oder Danda, eine zu Unterguinea in Afrika gehörende Landschaft, welche nördlich von Bengo am Flusse Danda und dem Meere sich hinzieht. Die Bundasprache ist daselbst herrschend und ihr Hauptort ist Danda am Flusse gleiches Namens. Der Fluß Danda selbst ist 15 Meilen weit, bis Icao, schiffbar. (*R.*)

ICOLMKILL oder I-columb-kill und in den Schriften der Mönche auch Jona genannt, eine sehr kleine, aber im Mittelalter hochberühmte Insel, welche zur großen Inselgruppe der Hebriden gehört, die sich längs der ganzen Westküste von Schottland ausdehnen. Sie liegt unter 56° 20′ nördl. Br., fünf teutsche Meilen vom festen Lande entfernt, ist drei englische Meilen lang und eine englische Meile breit, und von der Insel Mull durch einen schmalen Sund getrennt. Die Ostseite ist größtentheils flach, in der Mitte erheben sich kleine Hügel, von denen der höchste jedoch nur 400 Fuß über dem Spiegel des Meeres erhaben ist; die Westseite erscheint rauh und felsig. Die ganze Insel ist eine sonderbare Mischung von Felsen und fruchtbarem Lande, und von dem ganzen 1300 englische Acres betragenden Areal sind ungefähr 500 in Cultur genommen. Das Klima ist ungewöhnlich mild, weil Icolmkill durch die Insel Mull gegen die Ostwinde geschützt ist. Die Wärme des Sommers ist bedeutend, sodaß das Getreide, obgleich spät ausgesäet, zeitig im August eingeärntet wird; Schnee fällt selten, und ist dieses der Fall, so schmilzt er in kurzer Zeit wieder, auch friert es nicht oft. Die größte Unannehmlichkeit für die Bewohner ist der Mangel an Brennmaterial, das hauptsächlich in Torf besteht und mit vieler Mühe von Mull hierher geschafft wird. Man baut Gerste und Hafer im Überfluß und hat eine vortreffliche, in der ganzen Umgegend berühmte Viehweide, auf der man kleines, aber sehr gutes Rindvieh ernährt. Die Hügel in der Mitte der Insel sind während des Frühjahrs, Sommers und Herbstes mit einem schönen Grün bedeckt, welches diese so ausgezeichnete Weide liefert. Man findet eine Menge werthvolle Mineralien, als einen schönen gelben Serpentinstein, der meistens in Kalksteinlagern vorkommt, in denen man an manchen Orten schönen weißen, und auch bunt, namentlich grün und schwarz gefleckten Marmor findet. In der Bai von Port-na-Currach findet man eine ungeheure Masse schöne Kieselsteine, besonders aber Serpentin, Jaspis, Granit, Nierenstein (lapis nephriticus), violetten Quarz und Porphyr und in der sogenannten Bai der Martyrer gibt es Hornblende, grünen und rothen Jaspis und Zeolith. Außerdem fand ein Reisender eine unbedeutende Steinkohlenader, und zwischen einigen Felsen Anzeigen von Kupfer, sodaß er vermuthet, man könne vielleicht eine Kupfermine entdecken. Die Einwohner werden von Dr. Johnson als außerordentlich dumm und vernachlässigt geschildert; er fand keine Volksschule, keinen Tempel zum Gottesdienst, nur zwei Einwohner, die englisch sprachen, aber keinen, der lesen oder schreiben konnte. Ob dieser Zustand in der neuesten Zeit sich geändert, können wir nicht angeben, glauben indessen nicht, daß dieses der Fall sei. Über die verschiedenen Benennungen der Insel und deren Ableitung sind die Meinungen der Schriftsteller verschieden. Der Geschichtschreiber Beda, sowie eine Menge alter Inschriften auf der Insel selbst, geben ihr den Namen Iiii oder Hy, aber der eigentliche Name der Insel ist I, was wie das teutsche J ausgesprochen wird, und eine Insel bedeutet. In den Schriften der Mönche wird es Jona genannt, was, wenn es aus der galischen Sprache abgeleitet wird, das Eiland der Wogen bedeutet, eine zur Zeit des Sturms sehr charakteristische Benennung; andere suchen die Etymologie von Jona sogar im Hebräischen, wo es eine Taube bedeutet und eine Anspielung auf St. Columba, den Gründer des Klosters und des ehemaligen großen Rufes dieser Insel sein würde. Den Namen Jona findet man nicht mehr im Munde des Volkes, und die gewöhnliche Benennung ist I., nur wenn man mit besonderem Nachdrucke reden will, gebraucht man den Namen I-colmkill. Die Insel ist besonders interessant für den Alterthumsforscher wegen der vielen Ruinen, welche allein noch übrig sind von den berühmten Bildungsanstalten, die hier in größter Blüthe waren, während das ganze westliche Europa noch in tiefer Barbarei begraben lag. Die alten Chroniken erzählen, daß St. Columba sein Vaterland Irland verließ, und um das J. 565 in der Bai von Port-na-Currach landete, um als Apostel den Picten das Christenthum zu predigen; die Insel hieß damals Inish Druinish, d. h. Eiland der Druiden. Nachdem er den Beherrscher der Picten zum Christenthume bekehrt hatte, erhielt er die Insel I. als Eigenthum zum Geschenk, und beschäftigte sich nebst zwölf seiner Schüler mit Erbauung von Hütten und einer Kirche, die von leichtem und schlech-

---

merkk. von Joh. Jac. Moser. (Frkf. 1765. 4.). Auch abgedruckt in Moser's Sammlung einiger neuen Abhandlungen von teutschen Staatsschriften (Hildesheim [Stuttgart] 1765. 4.).

4) Diese letztere Abhandlung wurde näher beleuchtet von Joh. Jac. v. Moser in der Schrift: P. J. Frhrn. v. Ickstatt's Grundsätze von dem Majestätsrechte der obersten Herrschaft und dessen Folgen, mit Anmerkungen darüber von Joh. Jac. v. Moser. (Stuttgart 1765. 4.). Auch abgedruckt in Moser's Sammlung einiger neuen Abhandlungen von teutschen Staatsschriften (Hildesheim [Stuttgart] 1765. 4.).

tem Material aufgeführt wurde. Allein bald wuchs sein Ruf, die Gebäude wurden vermehrt, die Kirche vergrößert und ein Mönchs- und ein Nonnenkloster nebst einzelnen Kapellen nach und nach erbauet. Aus den Ruinen der genannten und einiger später gebauten, Gebäude bestehen die jetzt noch vorhandenen Alterthümer. Wann die einzelnen Gebäude errichtet worden sind, kann man nicht bestimmt angeben; nur von der Kirche berichtet die Sage, daß sie gegen das Ende des 11. Jahrh. von der Königin Margarethe erbaut worden sei. Sie war für die damalige Zeit ein prächtiges Gebäude von guten Steinen, in Form eines Kreuzes gebaut, von Außen 164′ lang und 34 breit; die beiden Flügel des Kreuzes innerhalb der Kirche 30′ lang und 18 breit. Der Chor ist 60′ lang; im Innern gibt es noch einige schöne Pfeiler, die nach gothischer Weise mit Bildhauerarbeiten geziert sind, welche mancherlei fantastische Scenen aus der Bibel darstellen. Unter andern findet man einen Engel mit einer Wage, worauf er Seelen wiegt, wobei der Teufel die eine Wagschale, worin sich das Gewicht befindet, mit seiner Tatze niederdrückt. Auf dem Gesichte des Teufels malt sich ein schlaues und schadenfrohes Grinzen. In der Mitte der Kirche erhebt sich ein Thurm von 70—80′ Höhe und 22′ im Durchmesser, der von vier Bogen getragen wird und mit Basreliefs geziert ist. Am obern Ende des Chores stand ein Altar von weißem Marmor mit grauen Adern, sechs Fuß lang und vier Fuß breit, von dem noch wenig, oder jetzt vielleicht nichts mehr übrig ist, weil der Aberglaube der Inselbewohner diesem Steine eine wunderthätige Kraft zuschrieb, vermöge welcher jeder Besitzer eines Stückchens von diesem Steine glücklich in seinen Unternehmungen, besonders aber gegen Schiffbruch völlig gesichert sein solle. Außerdem haben die Besucher dieser Ruinen viel zur Zerstörung des Altars beigetragen und nach der gewöhnlichen Sitte oder vielmehr Unsitte, einzelne Stücke als Andenken mit sich fortgenommen. In der Nähe dieses Altares ist ein von schwarzem Marmor gearbeitetes Grabmal, das dem Abte Mac-Fingone angehört, welcher darauf lebensgroß und in liegender Stellung abgebildet ist, mit folgender lateinischer Inschrift: Hic jacet Joannes Mac-Fingone, abbas de Hy, qui obiit anno Domini millesimo quingentesimo, cujus animae propitietur Deus altissimus. Amen. (Hier liegt Johann Mac-Fingone, Abt von Hy, welcher starb im Jahre des Herrn 1500; der Allerhöchste sei seiner Seele gnädig! Amen). Diesem Grabmale gegenüber befindet sich das des Abtes Kenneth, ausgeführt in derselben Weise; auf dem Boden liegt die Figur eines bewaffneten Ritters und zu dessen Füßen ein ausgestrecktes Thier. Rechts an die Kirche an stoßen die Ruinen des Mönchklosters, wovon noch einige Kreuzgänge und der Versammlungssaal mit steinernen Sitzen übrig sind. Nördlich von der Kirche sind die Ruinen eines größern Gebäudes, das man bisher immer — aber ohne allen Grund — die Bischofswohnung genannt hat. So viel zeigen die Ruinen, daß es ein ansehnliches Haus von zwei Stockwerken war, und auf jeden Fall einem Manne höhern Ranges angehörte, aus dem, um der Sache mehr Ansehen zu geben, die Sage und patriotische Eitelkeit, einen Bischof gemacht haben. Südlich davon befindet sich eine noch vollständig erhaltene, dem heiligen Oran gewidmete Kapelle, ein Gebäude von 60′ Länge und 22′ Tiefe, das ganz angefüllt ist mit Schutt und Denkmalsteinen, worunter sich viele marmorne Grabsteine befinden. Südlich von dieser Kapelle befindet sich eine Einfriedigung „Reilig Ouran“ genannt, d. h. Oran's Begräbnißplatz, welche eine große Menge Gräber enthält, aber so mit Gestrüpp und Unkraut überzogen, daß nur wenige Inschriften lesbar sind. In dieser Einfriedigung sollen der Sage nach 48 schottische, 4 irländische, 8 normannische Könige und ein französischer König begraben liegen, was freilich durch kein zuverlässiges historisches Document bewiesen werden kann, und auch Dr. Johnson meint, daß vielleicht einige normannische oderirische Fürsten, durch den religiösen Aberglauben ihrer Zeit bewogen, diesen, als besonders heilig gehaltenen Ort zu ihrem Begräbnißplatze aussuchten, aber es sei durchaus nicht mehr zu bestimmen, wer eigentlich in diesen Grabgewölben seine Ruhestätte gefunden habe. Südlich von der Kirche und St. Oran's Kapelle sind die Ruinen des Nonnenklosters, dessen Kirche noch ziemlich gut erhalten ist. Diese Kirche wird von den Einwohnern als Obdach für ihr Rindvieh benutzt, weswegen der Fußboden mehre Ellen tief mit Dünger bedeckt ist; denn die Einwohner sind viel zu träge, als daß sie den seit vielen Jahren aufgehäuften Dünger zur Verbesserung ihrer Ländereien benutzten. Nurder östliche Theil ist durch Thomas Pennant's Bemühungen etwas aufgeräumt, und dadurch das Grabmal der letzten Priorin wieder an das Licht gekommen. Ihr Bild ist auf dem Grabsteine eingehauen, nimmt aber nur die Hälfte dieses Steines ein, während die andere Hälfte das Bildniß der Jungfrau Maria mit dem Christuskinde, und über der ganzen Figur die Abbildung der Sonne und des Mondes enthält. Zu den Füßen der Maria steht geschrieben: Sancta Maria ora pro me; und um das Bild der Priorin liest man die Inschrift: Hic jacet Domina Anna Donaldi Terleti filia, quondam Prioressa de Jona, quae obiit anno m°d°XI^{mo}, ejus animam Altissimo commendamus. Außer diesem gibt es noch einige Monumente, die aber sehr entstellt sind. Bei der Gründung des Mönchsklosters hatten die Nonnen ihren Sitz auf einer benachbarten kleinen Insel, die deshalb die Nonneninsel genannt wurde, bis ihnen endlich St. Columba erlaubte, sich hier niederzulassen. Sie gehörten zum Augustiner-Orden und trugen ein langes, weißes Gewand mit einem gleichfarbigen kurzen Überwurfe. Zwischen dem Nonnenkloster und der Hauptkirche erstreckt sich ein breiter gepflasterter Weg, die Hauptstraße (mainstret) genannt, von dem aus zwei Nebenstraßen laufen, die eine nach der Bai Port-na-Currach, die andere nach der Bai der Martyrer. Auf der Hauptstraße steht ein großes Kreuz, Maclean's Kreuz genannt, das allein von 360 Kreuzen noch übrig ist, die zur Zeit der Reformation sich hier vorfanden, aber durch einen Provinzialbeschluß zerstört wurden. Auch auf dem Hofe der Hauptkirche befinden sich zwei dem heiligen Johann und Martin geweihte Kreuze. Nahe bei der Hauptkirche ist eine Celle, wo Co-

lumba begraben sein soll. In den frühern Zeiten besaß das Mönchskloster von Jona eine ansehnliche Bibliothek, die theils zerstört und verloren gegangen, theils weggeschafft worden ist; denn Boethius erzählt, daß Fergus II. dem Gothenkönig Alarich bei der Eroberung und Plünderung Roms Beistand leistete und als einen Theil der Beute eine Partie Manuscripte wegschaffen ließ und dieses Kloster damit beschenkte. Außerdem wurden in den frühern Zeiten die Archive Schottlands und andere wichtige Papiere hier aufbewahrt. Von den Manuscripten sind sicherlich manche bei der Reformation zerstört worden; andere sollen, wie erzählt wird, nach den schottischen Collegien zu Douay in Frankreich und zu Rom geschafft worden sein, wo man vielleicht mit der Zeit noch manche werthvolle Papiere entdecken wird. Außer den aufgeführten und kurz beschriebenen Überresten aus der Blüthenzeit dieser Insel gibt es noch eine Menge Denkmäler und Plätze, denen die Legende und der Volksaberglaube eine besondere Wichtigkeit und Heiligkeit zuschreiben, und deren nähere Beschreibung wegen ihrer geringern Wichtigkeit uns hier zu weit führen würde.

Dieses jetzt so unbedeutende Eiland wurde nach St. Columba's Ansiedelung (565 nach Chr. Geb.) und nachdem Nordschottland zum Christenthume bekehrt worden war, ein hochberühmter Sitz der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit und das Haupt der schottischen christlichen Kirche, wohin die benachbarten jungen Fürsten zu ihrer Ausbildung geschickt wurden, oft vornehme Fremde und Fürsten kamen, und manche ein Asyl vor den Sorgen der Welt fanden. Oft wurde es in den wilden Zeiten des Mittelalters von den Picten und Scoten geplündert und verwüstet, und begann gegen das 13. Jahrh. seine Wichtigkeit zu verlieren und in Verfall zu gerathen. Die Reformation verbreitete auch hierher ihre fanatischen Verwüstungen, und die vielen oben näher beschriebenen Ruinen erinnern allein noch an die verschwundene Blüthe und Wichtigkeit dieses Eilands, das seit dem 16. Jahrh. ein Eigenthum der Herzoge von Argyll geworden ist, die viele Mühe aufwenden, um die ehrwürdigen Reste des Alterthums nicht ganz verfallen zu lassen. Die Insel gehört jetzt zu den vereinigten Kirchspielen von Kilfinichen und Kilviceum auf der Insel Mull, denn das Eiland, sonst Sitz der Gelehrsamkeit und Haupt der schottischen Kirche, wird jährlich nur vier Mal von einem benachbarten Geistlichen besucht, um Gottesdienst zu halten. *(J. C. Schmidt.)*

ICONIUM. Eine im ganzen Alterthume wohl bekannte, in den Zeiten des Mittelalters als Residenz eines Sultans sogar berühmte, und auch jetzt noch als Hauptstadt des natolischen Paschaliks Konieh (Konia, Cogni) nicht unbedeutende Stadt Kleinasiens. Ihr Ursprung fällt ins graueste Alterthum, denn schon zu den Zeiten der Perserherrschaft kommt sie vor*); gleichwol hätten die Griechen ihr gern einen noch ältern und griechischen Ursprung angedichtet. Im Griechischen nämlich, wo der Name Ἰκόνιον lautet, erinnert derselbe an εἰκών, imago; und so mußte denn der Name nach der Etymologisirsucht der Griechen auf ein Bild Bezug haben. Die reiche Phantasie der Griechen konnte bald eins dergleichen erschaffen, wenn auch der Sprachverstand ihnen sagen mußte, daß dann das Wort wenigstens Εἰκόνιον lauten müßte, wie denn auch Stephan. Byzant. (s. v.) Ikonium wirklich mit Ει geschrieben wissen will. Indessen grade dieser Geograph theilt mehre Phantasiebilder mit, welche auf Ikoniums Namen und frühesten Ursprung Bezug gehabt haben sollen, unter andern dies: Prometheus habe nach der Deukalion'schen Fluth daselbst eine Menge kleiner Bilder aufgestellt und sie dann durch den Wind belebt ꝛc. Nach einer spätern Dichtung hat Perseus hier auf einer Säule das Bildniß der Medusa aufgerichtet. Vgl. *Eustath.* ad *Dionysium Per.* v. 856. Constantin der Große fand noch zu Ikonium die Bildsäule des Perseus und der Andromeda. Das alte Ikonium war die Hauptstadt von Lykaonien, und wenn auch Strabon (XII, 6. p. 58) sie nur πολίχνιον nennt, so läßt er sie doch wohlbebaut sein und in einer glücklichen Gegend liegen; nach den Zeugnissen späterer Geographen aber muß sie sogar bedeutend gewesen sein, denn schon Plinius nennt sie urbem celeberrimam, d. h. sehr bevölkert, und beim Hierokles wird sie μητρόπολις geheißen. Auch in der heiligen Schrift, wo sie Apostelgesch. 14, 1 und 4 vorkommt, wird sie als eine volkreiche, von Juden und Griechen bewohnte Stadt geschildert. Auf Münzen erscheint Ikonium unter der Regierung der Kaiser Gordian und Gallienus als Colonie der Römer: Imp. C. P. Lic. Gallienus P. F., auf der andern Seite: Icon. Colon. Vgl. Mannert's Kleinasien, 2. Bd. S. 195. Kurz vor den Kreuzzügen wurde Ikonium der Sitz eines türkischen seldschuckischen Reiches und vergrößerte sich dadurch. Die Fruchtbarkeit der Gegend lobte schon Strabon; die neuern Geographen und Reisebeschreiber sagen dasselbe. Fr. v. Raumer in s. Gesch. der Hohenst. und ihrer Zeit 2. Bd. S. 373 nach d. reutlinger Abdruck gibt folgende Beschreibung: „Ikonium, so groß wie Köln, lag in einer fruchtbaren Ebene. Gärten und Weinberge wurden durch Bäche bewässert, welche von den abendlichen Bergen herabströmten und sich dann in einen See vereinigten. Die Stadt ist noch jetzt bedeutend, hat Gräben und Mauern und zwölf durch Thürme geschützte Thore." *(S. Ch. Schirlitz.)*

Iconius, s. Egli (Raphael).
Iconologie, s. Ikonologie.
Iconomachi, Bilderstürmer, s. Ikonoklasten.
Icory, s. Hicorius.
Icosaëdrum (Icosaëder), s. Regulaire Körper.
Icosandria (Bot.), s. Linné'sches Pflanzensystem.

ICOSIUM. Eine Stadt Afrika's an der Küste von Mauretania Caesariensis, östlich von Tipasa und Cäsarea der Hauptstadt der Provinz. Plinius (V, 2) bemerkt, daß ihr der Kaiser Vespasian das Jus Latium geschenkt habe. Jetzt soll sie in ihren Ruinen Sersell heißen; es ist aber keine Übereinstimmung unter den Geographen. *(S. Ch. Schirlitz.)*

*) Vgl. *Xenoph.* Anab. I, 2. §. 19, wo sie als östlichste Stadt Phrygiens genannt wird, während Strabon, Plinius, Stephanus Byz. u. A. sie zur Hauptstadt Lykaoniens machen; s. Krüger ad h. loc.

Icteria (Zool.), s. Sylvia.

ICTERUS *Cuvier* (Aves). Eine Gattung nach Temminck's Anordnung zur Ordnung der Omnivoren, nach Cuvier unter die Sperlingsarten gehörig, deren Arten vielfach in andern Gattungen zerstreut waren, indem sie zu ihren Synonymen mehr oder weniger folgende zählt: Oriolus, Xanthornus, Cassicus, Agelajus, Pendulinus, Yphantes, Passerina, Leistes, Tanagra, Emberiza, Fringilla, Turdus, Sturnus. Wagler hat die Gattung Psarocolius genannt. Der Schnabel ist bei einigen fast noch einmal so lang als der Kopf, gerade, kegelförmig, an der Wurzel stark, an der Spitze pfriemenförmig, sehr stark, die Nasenscheidung desselben bedeckt die Stirn wie ein Schild, bei andern ist der Schnabel kürzer oder nur etwas länger, wie der Kopf, kegelförmig spitzig und die Nasenscheidung ragt wie eine etwas erhabene, flache Leiste auf die Stirn. Mitunter ist der Schnabel auch schwächer, etwas länger als der Kopf und schwach gebogen, wenig in die Stirn hineinragend, immer sind die Schneiden ganz gerade. Die Nasenlöcher liegen seitlich an der Wurzel in einer kleinen Grube und sind offen oder nach Oben mit einer Haut halb geschlossen, gegen die Schnabelschneiden ritzenförmig geöffnet. Die Zunge ist etwas rinnenförmig, an der Spitze dreitheilig und etwas borstig. Die Beine sind Ganzfüße, die Zehenrücken sind geschildert, die mittlere Zehe ist kürzer als der Tarsus, an der Wurzel mit der äußern verbunden, die innere ganz frei, die beiden Seitenzehen sind fast von gleicher Länge, die starke Hinterzehe ist der äußern gleich, die Krallen sind stark, sehr scharf, gebogen, zusammengedrückt, die der hintern Zehe ist die größte. Die Flügel ragen weit über die Schwanzwurzel hinaus, die vierte Schwungfeder ist die längste, mit der fünften etwas länger als die dritte, die erste ist mittellang, wenig kürzer als die zweite; mitunter sind auch die erste bis vierte von gleicher Länge. Der Schwanz ist von mittlerer Länge, flach, an der Spitze gerundet oder fast gleich, aus 12 Steuerfedern bestehend, mitunter auch abgestuft.

Wagler bringt die hierher gehörigen Arten in folgende Abtheilungen: A. Psarocolii gymnorhini. **Rostro elongato-conico naribus patulis, tomiis quam mesorhinio propioribus, mesorhinio in clypeum frontalem terminato,** *α.* **Ps. gymnorhini rostro recto. 1. P. viridis. 2. P. bifasciatus. 3. P. cristatus.** *β.* **Ps. gymnorhini rostro versus apicem subtiliter inclinato. 4. P. palliatus. 5. P. Icteronotus. 6. P. haemorhous. 7. P. nigerrimus.** B. Psarocolii hymeniorhini. **Rostro robusto aut graciliore, naribus superne membrana nuda plus minusve limbatis; mesorhinio in fronte in asserculum angustum aut in lineam prominulam terminato.** *α.* **Ps. hymeniorhini rostro recto elongato-conico, mesorhinio in fronte asserculiformi. 8. P. Guirahuro. 9. P. anticus. 10. P. phoeniceus. 11. P. militaris. 12. P. bicolor. 13. P. frontalis.** *β.* **Ps. hymeniorhini rostro validiusculo aut gracili, rectiusculo aut subtiliter deorsum inclinato, acutissimo, mesorhinio in fronte prominulo asserculiformi lineari. 14. P. gymnops. 15. P. Xanthornus. 16. P. bucopteryx. 17. P. olivaceus. 18. P. castaneus. 19. P. Bananoe. 20. P. icterocephalus. 21. P. chrysopterus. 22. P. chrysocephalus. 23. P. flavigaster. 24. P. rufigaster.** *γ.* Ps. hymeniorhini, rostro recto subulato-conico obsolete angulato, mesorhinio in fronte subasserculiformi. 25. P. Jamacaii. 26. P. Icterus. 27. P. Baltimore. 28. P. tanagrinus. *δ.* Ps. hymeniorhini rostro robusto brevi-conica, mesorhinio in fronte brevi asserculiformi. 29. P. sulcirostris. 30. P. pecoris. 31. P. sericeus. *ε.* Ps. hymeniorhini, rostro emberizino, mesorhinio in fronte lanceolata terminato. 32. P. caudacutus. 33. P. rufescens.

Diese Vögel leben in großen Heerden zusammen und sind Strichvögel. In welcher Menge sie vorkommen, davon kann man sich dadurch einen Begriff machen, daß ein einziger Bewohner von Louisiana in einem einzigen Winter 25,000 Stück zusammenbrachte von Icterus phoeniceus, deren Häute nach Paris geschickt wurden, wo sie zum Schmuck dienten. Diese Vögel nähren sich von Körnern und Früchten, Knospen, jungen Blättern, Insekten und ihren Larven. Sie nisten auch gesellig zusammen und bauen ein cylindrisches, selten kugelförmiges, hängendes Nest, und legen vier oder sechs Eier. Unter den etlichen 30 Arten, welche Wagler in seinem System Avium aufführt, nehmen wir als Typus die bekannteste.

Icterus phoeniceus. (Redwinged Starling *Catesby*, Carol. I. t. 13. Icterus pterophoeniceus *Brisson* II. p. 97. Troupiale à ailes rougés *Buffon*, Pl. enl. n. 402 [fig. non satis accurata]. Oriolus phoeniceus *Auctor*, Sturnus predatorius *Wilson* Americ. Ornith. IV. p. 30. t. 30. f. 1. Agelajus phoeniceus *Vieillot*, l. c). Ganz schwarz, etwas glänzend, die obern kleinern Flügeldeckfedern ockergelb, orangenroth gerandet, so das Männchen; das Weibchen (*Wils.* l. c. f. 2. Troupiale tacheté de Caj. *Buff.* Pl. enl. n. 448. f. 1. et. 2. Oriolus melancholicus var. *β.* *Auct.*) ist viel kleiner als das Männchen, das Kinn ist blaßröthlich, weiß, ein Strich von den Nasenlöchern über die Augen, ein breiterer unter denselben, ein dritter in der Mitte des Scheitels der Länge nach, sind ganz blaßbräunlich, weiß, schwarz bespritzt; von den Augen zieht sich ein schwarzbrauner Streif nach den Ohren. Die Kehle und die übrigen Körpertheile sind weißlich, an der Brust ganz schwach ockerfarben überwaschen, überall mit länglichen schwarzen Flecken besetzt, mit Ausnahme der Steißfedern, die schwarz und weiß gerandet sind; die obern Flügeldeckfedern, die des Oberkopfes, des Ober- und Unterrückens sind schwarz, blaßrostfarben gerandet, die größern Deckfedern und die Schwungfedern sind außen blaß gerandet; der Schwanz schwärzlich.

Das junge Männchen ist dem Weibchen ähnlich, doch sind die Federränder auf der obern Körperseite breiter, zwischen den kleinen Flügeldeckfedern stehen orangenfarbene, oder sie sind ganz orangefarben. Das junge Weibchen ist dem jungen Männchen ähnlich, doch fehlen ihm die rothen Federn. Der Schnabel ist schwärzlich, die Füße kastanienbraun, die Klauen schwarz, Iris nußbraun, die ganze

Länge ist etwa 8½ Zoll. Lebt in sehr zahlreichen Heerden in Amerika von Labrador bis zu den Antillen, in offenen, sumpfigen Gegenden, des Abends sich in das Rohr verbergend, häufig die Reisfelder verwüstend, doch auch viele Insekten und Würmer vertilgend. Er baut zwischen Rohr und Gesträuche ein hängendes Nest, so hoch, daß es die Fluth nicht erreichen kann und legt fünf blaßblaue Eier, mit feinen blaßpurpurfarbenen Wischen und Linien und schwarzen Flecken gezeichnet. Wandert im Winter nach dem Süden aus; s. die übrigen Arten zum Theil unter Cassicus. (*D. Thon.*)

Icterus (Mammalia), s. Ictides. 2. Medicin, s. Gelbsucht.

ICTIDES (Mammalia). Eine von Valenciennes aus der Gattung Paradoxurus gesonderte Raubthiergattung, von Temminck Arctictis genannt. Sie hat folgende Kennzeichen: oben und unten sechs Vorderzähne, oben und unten zwei einzeln stehende, lange, zusammengedrückte Eckzähne, welche am vordern und hintern Rande schneidend sind. Oben und unten auf jeder Seite fünf Backzähne, von denen die beiden vordern oben, die drei vordern unten unechte sind, die hintern drei oben und die hintern zwei unten sind höckerige Mahlzähne. Der Kopf ist dick, die Schnauze spitzig, die Augen sind klein, die Ohren klein, gerundet, behaart, der Körper plump, die Füße sind fünfzehig, sohlengängig, die Klauen hakenförmig, zusammengedrückt, zum Graben geeignet, der haarige Schwanz ist ein Wickelschwanz.

1) I. Binturong. (Viverra Binturong. *Raffles*, Catal. in Linn. Trans. XIII. p. 253. Paradoxurus albifrons *Fr. Cuvier*, Du Genre Paradoxure etc. in Mém. du Mus. IX. p. 44. t. 4. *Ejusd.* et *Geoffr.* Mamm. fasc. 44. *Desmar.*, Mamm. Suppl. p. 540, 835. Ictides albifrons *Valenc.*, Mém. sur le genre Ictides in Ann. gen. des Sc. nat. IV. p. 51. t. 1. Isid. *Geoffr.* in Dict. class. VIII. p. 506. I. ater. *Fr. Cuvier.* et *Geoffr.* Mamm. fasc. 44. Isid. *Geoffr.* l. c. p. 507. *Fischer* Lyn. Mamm. 157. Icterus albifrons. *Griffith.*) Schwarzgrau, röthlich, die Stirn und die Schnauze bei dem Weibchen weiß. Die Körperlänge etwa 2 Fuß, der Schwanz 2½ Fuß, sehr lange Schnurrhaare, an den Ohren Haarbüschel. Die Haare grob, lang, dicht stehend, schwarz, an der Spitze grau oder röthlich, jüngere schmuzig gelb. In Malakka, Sumatra, seltener auf Java.

2) I. aurea. (Paradoxurus aureus *Desmar.* Mamm. p. 540. 836. *Fr. Cuvier* in Mém. du Mus. IX. p. 47. t. 4. Dict. des Scienc. nat. XXXVII. p. 519). Einfarbig goldgelb, mit sehr langen Haaren, von der Größe einer mittelmäßigen Katze. (*D. Thon.*)

ICTIMULI. Nach Strabon und Plinius ist das der Name eines Goldbergwerks in der Gallia Transpadana, in der Nähe von Vercellae. Plinius (XXXIII, 4) nennt dasselbe aurifodinas Ictimulorum, und Strabon, der im fünften Buche den Ort Ἰκτουμοῦλον schreibt, erwähnt es zugleich mit den Bergwerken bei Vercellä. Das jetzige Victimolo im Piemontesischen hält man für das alte Ictimuli. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Ictinia, s. Milvus.

ICTINUS (Ἰκτῖνος) der Athenäer, ein in seinen Werken berühmter Baukünstler zur Zeit des Perikles. Mit Kallikrates erbaute er den Tempel der Athene, das Parthenon zu Athen, und behandelte die in diesem prachtvollen Gebäude verwendete Kunst selbst in einer Schrift. Ein zweites Werk war der Tempel des Apollo Epikurius bei Phigalia zu Bossá, welches wahrscheinlich Ol. 87, 2 aufgeführt wurde. Pausanias meint, er sei nach der Pest Ol. 88 erbaut worden. Es ist dies jener von den Alten hochgepriesene Tempel, von welchem Pausanias sagt, er nähme nach dem zu Tegea die zweite Stelle ein. Die in den Ruinen noch befindlichen Reliefs wurden neuerdings abgenommen und befinden sich im britischen Museum zu London. Die Überreste des Parthenon behandelten Stuart und Wilkins, den Tempel zu Phigalia Stackelberg in einer besondern Schrift. Vgl. *Pausan.* VIII, 41, 5. *Strab.* IX, 1. p. 605. (*Hand.*)

Ictinus *Cassin.*, s. Gorteria.

ICTIS (Mammalia), Raubsäugethier der Alten, nicht näher zu bestimmen. (*D. Thon.*)

Ictis (a. Geogr.), s. Vecta oder Vectis.

Ictodes *Bigel.*, s. Symplocarpus.

Ictus, rhythmischer Accent, s. unt. Rhythmus.

Ictus solis (Med.), s. Heliosis.

Iculisma (Inculisma, Engulisma, Engolisma, Aequolesima), synonym mit Agesina (s. d. Art.).

Icumna (Geogr.), s. Icauna.

ICUS, Ἰκός, eine felsige Insel, die mit einem Hafen oder einer guten Rhede versehen war, lag zwischen Skiros und Skiathos, auf der nordöstlichen Seite von Euböa. Stephanus nennt sie eine der Kykladen und setzt sie in die Nähe von Euböa. Nach Marcianus Herakbeota hatten die Kreter in alter Zeit diese Insel durch eine Colonie bevölkert. Auf den Karten ist sie nicht verzeichnet und sonst wenig bekannt. *Liv.* XXXI. c. 45. *Strabo* IX. (*Pet. Fr. Kanngiesser.*)

ICZGANI, JETZGANY, 1) Neu-Iškan, ein zu dem Religionsfondsgute St. Illie gehöriges Dorf im czernowitzer Kreise Galiziens (in der Bukowina). Diese teutsche Colonie, welche nach Suczawa, von welcher Stadt sie ¼ Meile nordwestwärts entfernt, eingepfarrt ist, liegt am linken Ufer des Suczawaflusses, unfern von der moldauischen Grenze, an der siebenbürger Post- und Commercialnebenstraße. Gemäß den schon öfter statt gehabten amtlichen Verhandlungen soll das nun zu Basance bestehende Zollamt sammt der Contumaz dem moldauischen Markte Borduszany gegenüber verlegt werden. 2) Alt-Iczkan, ¼ Stunde westlich von Suczawa in ebener Gegend. (*G. F. Schreiner*)

IDA. A) Geographie. 1) Ida, der Name eines Gebirges in der Landschaft Troas, ist, wie Helladios (bei *Photios* Bibl. ed. *Bekkeri* p. 534) will, von ἰδεῖν eine allgemeine Bezeichnung aller Höhen, von denen das darunter liegende Land gesehen werden kann, wird aber vorzugsweise von diesem und dem gleichnamigen Gebirge in Kreta gebraucht. Dies Gebirge füllt in seinen zum Theil unterbrochenen Abfällen und Seitenlehnen größtentheils die ganze Landschaft, welche durch eine von den innern Winkeln des abramyttenischen Meerbusens nach Kyzikos gezogene Linie, von der Propontis, dem Hellespont und dem ägäischen

Meere begrenzt wird. Es dehnt sich von Osten nach Westen und von Süden nach Norden an 20 Meilen aus (Malerische Reise des Grafen Raczynsky. S. 236), und wird von Strabon (XIII. p. 583) wegen der vielen Vorberge, die es ausstreckt, mit einem Kellerwurm oder Tausendfüßler verglichen. Im Osten hängt es mit dem Timnus oder Jonnus zusammen. Seine Hauptrichtung ist von Osten nach Westen. Es erhebt sich in dem Gebiete von Kyzikos bei der früher mit einem Orakel versehenen Stadt Zeleia in den durch ihre reichen Jagden berühmten Bergen von Peiressos und steigt in mehren Bergrücken, deren fruchtbare und angenehme Thäler von Flüssen und Bächen bewässert werden, allmälig gegen Westen empor, bis es sich eine Tagereise weit vom ägeischen Meere zu seiner höchsten Spitze erhebt, welche Ida im engern Verstande, mit einem besondern Namen aber Gargaros heißt. Von da senkt es sich schroff ab bis zu dem Vorgebirge Lekton, jetzt Baba genannt, doch so, daß von dem Gargaros betrachtet, die Höhenspitzen der Bergkette in regelmäßiger Folge abnehmen und von Lekton bis zum Gipfel des Gargaros eine Reihe von Stufen darstellen, die zwar den Schritten eines Sterblichen unerreichbar, der Macht und Würde höherer Wesen aber angemessen und deshalb von Homer als eine Stufenleiter gebraucht sind, auf welcher namentlich Juno von Lekton zum Gargaros leicht hinaufschreitet. Mit einer Seitenwand bildet der Ida das nördliche Ufer des abramyttenischen Meerbusens und das Vorgebirge Gargaros, worauf eine Stadt Gargara lag, welches Vorgebirge daher wohl von der Idaspitze zu unterscheiden ist. Vom Lekton fällt ein Bergzug in einiger Entfernung vom Meere nach Norden zuschreitend allmälig ab, erhebt sich dann wieder und schneidet in dem Vorgebirge Sigeum, jetzt Jeni Cher, mit einer senkrechten Felsenmasse ab. Ein zweiter Höhenzug senkt sich hinab nach dem Vorgebirge Rhöteon. Ebenso sind Gyges bei Abydus, der Berg der Rhea bei Lampsakus, das Vorgebirge bei Adrastea, der Fichtenberg, πιτνῶδες ὄρος bei Pitynia für ebenso viele Vorposten des Ida anzusehen. Wenn man von Osten nach Westen das Auge richtet, so erhebt sich der Ida zuerst in den Bergen von Peiressos bei Zeleia, die wegen ihrer reichen Jagden berühmt waren, und steigt dann in mehren Berglehnen, zwischen welchen angenehme und fruchtbare, mit Flüssen und Bächen bewässerte Thäler sich ausbreiten, allmälig empor, bis er eine Tagereise vom ägeischen Meere entfernt, seinen erhabensten Gipfel emporstreckt, worauf er in schroffen Absätzen sich schnell nach dem Vorgebirge Lekton und dem abramyttenischen Meerbusen hinabsenkt. Zwischen dem ägeischen Meere und dem erwähnten erhabensten Gipfel, welcher Gargarus, oder Ida im engsten Verstande heißt, fallen die Berge überall schroffer und steiler ab, als auf der Seite gegen Morgen, daher der Citharöde Stratonikos sagte: nach Assos, welches am westlichen Abhange lag, muß man gehen, will man sein Leben opfern. Die Höhe des erhabensten Punktes des Gargarus beträgt nach Kauser 775 Klafter, und ist den größten Theil des Jahres, wie der Ätna, durch eine dreifache Zone unterschieden, der unterste Theil enthält angebautes Land, der zweite Waldungen, der dritte, gegen die Spitze zu, Schnee und Eis. Der erste Theil wird von Clarke mit der Gegend um Vietri bei dem Golf von Salerno verglichen und zeigt eine große und wilde Natur, die Hälfte des bewaldeten Theiles kann man noch zu Pferde zurücklegen, dann aber muß man zu Fuße gehen. In diesen Wäldern gibt es wilde Eber, Tiger, Leoparden, Bären, Hasen, und man kann aus den einzelnen Öffnungen Tenedos und die trojanische Ebene übersehen. Über dem waldigen Gürtel ist außer in der Sommerzeit Alles mit Eis und Schnee belegt und der Anblick traurig und erschreckend. Ein Abgleiten oder ein Fehltritt bringen Gefahr wegen der furchtbaren Abgründe an den Seiten. Gegen den Gipfel erheben sich vier Koppen, eine immer höher als die andere. Der Übergang von der dritten zur Basis der zweiten Koppe führt vor einem Abgrund von tausend Fuß Tiefe vorbei und das Hinanklimmen zu demselben ist schwierig. Von diesem führt ein Felsenriff leichter zu der höchsten Spitze, die eine längliche Fläche bietet, von wo die ganze umliegende Gegend bis zum asiatischen Olymp, der Propontis, die Küsten Thrakiens, über die Inseln des ägeischen Meeres nach dem Eingange von Smyrna und nach Lydien hin dem Auge sichtbar wird. Besonders genau überschaut man das troische Gefilde und den Lauf des Skamander bis zur See, der den Leitfaden zur Unterscheidung der übrigen Gegenstände, namentlich des Grabmals des Äsyetes, bietet. Der adramyttenische Hafen erscheint hier so nahe dem Berge, daß man sagen kann, er umgürte den Fuß desselben; seine innere Spitze wird aber durch die idaische Bergkette verdeckt. Dem Anscheine nach ist es nicht möglich von Adramyttus nach dem Hellespont zu gelangen, ohne den Gargarus zur linken Hand zu lassen; es führt aber doch eine Karavanenstraße von Adramyttus nach Abydus, sodaß der Reisende den Gargarus zur rechten Hand hat und hier führte Xerxes sein Heer durch. Die Bergketten des Ida bestehen zum Theil aus kegelförmigen Bergen. An manchen Stellen finden sich die regelmäßigen Säulen des schwarzen Basalt, ähnlich denen von Irland. Übrigens bestehen ihre Massen aus Granit, Kalkstein, Marmor. Er gibt vielen Flüssen und Bächen ihren Ursprung.

Der Skamander entspringt am Gargarus in einer wilden Gegend, aus mehren Spalten und Höhlen eines mit Moos bedeckten Felsens mit großer Heftigkeit. Das hier herausströmende Wasser sammelt sich in einem tiefer liegenden, von der Natur sechs bis acht Fuß tief gehöhlten Felsenbecken, aus welchem der Überschuß 40 Fuß tief in mehren Strahlen, welche dem im Thale stehenden Zuschauer als mehre Wasserfälle erscheinen, brausend in die Tiefe stürzt. Wer sich nicht genau und mühsam nach dem Ursprung umsieht, nimmt den aus diesem Becken hervorspringenden Wasserfall für die eigentliche Quelle an. Um das Becken selbst wachsen Hasel und Platanus, darüber hinaus Eichen und Fichten, weiter hinauf starren nackte, steile, furchtbare Abhänge. Hundert und funfzig Ruthen tiefer als die beschriebene ganz kalte Quelle ist eine warme Quelle ganz nahe am Bette des Flusses, welche dieselbe Temperatur wie die des Bonarbaschy hat. Der Skamander fließt gleich nach seinem Ursprunge, mit sehr geringer Veränderung,

von Osten nach Westen sehr rauschend durch ein wildes Thal, das den Thälern Tyrols ähnlich ist, nimmt aber dann einen nördlichen Lauf und mündet auf der östlichen Seite des Vorgebirges in den Hellespont. Seine Strömung ist besonders in der obern Hälfte schnell und reißend, in der Ebene von Troja hat er die Breite von 100 Fuß und ist auch hier noch so heftig, daß man beim Durchreiten, wo er dem Pferde bis an den Sattelgurt reicht, in Gefahr ist, fortgerissen zu werden. In gewissen Jahreszeiten tritt er aber aus seinen Ufern und setzt die benachbarte Gegend sehr weit unter Wasser. In seinem untern Laufe, nicht fern von dem sigeischen Vorgebirge, vereinigte sich in alten Zeiten, wie das jetzt trocken liegende Flußbett zeigt, ein Nebenarm des Skamander, ein Flüßchen, jetzt Bonarbaschy genannt, bei Kaz-Dag Ida, südwestlich eine halbe englische Meile von einem Orte Bonarbaschy (d. i. caput fontium)*) an einem Platze Kirk Geuse oder 14 Augen, d. i. Quellen. Diese Quellen sind sämmtlich warm und zwar 62° Fahrenheit, entspringen aus einer Lage von Breccia oder Pudding-stone, über welchem ein Lager von Kalkstein ruht. Diese Quellen sammeln sich in einem Teiche. Die nahen Felsen zeigen selbst eine merkbare Wärme. Eine andere und zwar die stärkste Quelle, welche Chevalier allein als eine warme Quelle beschrieben hat, während er die berührten 14 in einen Teich zusammenlaufenden für kalt ansieht, ist in einiger Entfernung. Diese strömt perpendiculair aus der Erde und nimmt ihren Ursprung aus dem Boden eines Reservoirs, den man aus Platten von Marmor und Granit gebildet hat, und stößt ebenso viel Wasser herauf, als die berühmte Quelle von Holywell in Flintshire. Einige Marmorplatten und zerbrochene Pfeiler sind hingelegt zur Bequemlichkeit der Dorfbewohner, die hier waschen und ihre Urnen füllen. Das Wasser dünkte dem Walpole von gewöhnlicher Temperatur; man erzählte ihm aber, daß es im Winter wärmer, als die andern sei, und ruhe. Ihre Oberfläche scheint sehr kochend und während kalter Witterung verursacht der condensirte Dampf den Anschein einer Rauchwolke über der Quelle. Die Marmor- und Granitplatten ringsum sind von hohem Alterthum und ihr Anblick inmitten der umgebenden Bäume ist sehr malerisch. Die Temperatur dieser Quelle ist jedoch eben nur 62° Fahrenheit. Ungeachtet dieser Wärme spielen in dem Wasserbehälter Fische. Diese Temperatur ist zu allen Tagesstunden gleich, wie Clarke untersucht hat, der auch bemerkt, daß im Verhältniß, als sich das Wasser von der Quelle nach einem untern Sumpfe entfernt, kälter wird. Es ist daher bewiesen, daß sämmtliche Quellen von Bonarbaschy alle warmen Ursprungs sind. Außerdem gibt es noch viele Quellen von verschiedenen Graden der Temperatur in dem ganzen District, durch welchen der Skamander fließt, vom Ida zum Hellespont. Daß die zwei Kanäle, welche die Flüsse nach dem Skamander hinleiten, die *δοιαὶ πηγαί* des Homer gewesen sind, ist wenigstens möglich, und wird wahrscheinlich dadurch, daß noch jetzt im Lande die Vorstellung von einer warmen und einer kalten Quelle herrscht und die Frauen des Ortes Bonarbaschy nicht gelegentlich, sondern nach alter Gewohnheit im feierlichen Aufzuge und Gesange ihre Kleider zu dieser Quelle bringen und dort waschen lassen. Der im Lande übliche Karren, auf dem das Linnenzeug dahin gefahren wird, gleicht demjenigen, wie er auf allen Sculpturen angetroffen wird. In dem auf einer beträchtlichen Erhöhung liegenden Dorfe Bonarbaschy finden sich viele Alterthümer, Fragmente von dorischen und ionischen Marmorpfeilern, Granitsäulen, zerbrochenen Basreliefs, die es wahrscheinlich machen, daß hier eine Stadt gestanden hat. In dem Boden, dicht hinter dem Hause des Aga, finden sich Spuren alter Thürme oder einer Citadelle, Überbleibsel von altem Pflaster sind vorhanden, welches Alles zur Annahme führt, daß hier früher eine Stadt gestanden habe. In einiger Entfernung von dem sanften Hügel, auf dem Bonarbaschy liegt, befinden sich südöstlich, oder, wie Walpole sagt, Ostnordost, Höhen, auf welche le Chevalier und Andere, welche Bonarbaschy für den Platz des alten Troja annehmen, die Akropolis dieser Stadt setzen. Chevalier beschreibt diese Höhen als einen Theil der Bergkette des Ida, obgleich sie von demselben durch die Ebene von Beiramitsch getrennt ist, welche östlich dazwischen tritt. Ebenso stellt er jene Höhen als eine Fortsetzung des Hügels von Bonarbaschy dar, sodaß der Leser Bonarbaschy für die Unterstadt und jene Höhen für die Oberstadt oder die Akropolis zu halten verleitet wird. Allein Clarke weist nach, daß zwischen Bonarbaschy und jenen Höhen ein tiefes, felsiges Thal liegt, das niemals menschlicher Thätigkeit unterworfen gewesen, um zwei Plätze mit einander zu verknüpfen. Walpole sagt dagegen: von Bonarbaschy nach Ostnordost erhebt sich der Boden während 1½ engl. Meile, worauf ein Hügel sich emporhebt, der oben eben ist. Auf dem Wege dahin bemerkte Walpole den Grund oder die Spuren irgend eines alten Baues, irgend einen gehauenen Stein oder Fragmente von Töpfen, Urnen, Krügen, um ehemalige Wohnung dort anzudeuten (Walpole 108). Dieses hohe Land, oder Tafelberg, ist ungefähr eine Meile im Umfang, oblong gestaltet, in der Länge 650 Schritte, die größte Breite 250 Schritte. Diese Höhen betragen in der Länge 850 Yards, in der weitesten Breite 250. Die Grundlagen der Baue sind unbedeutend und ohne Anzeigen eines entfernten Alters. Diese Höhen waren einst mit einer sieben Fuß dicken Mauer umgeben (die Arbeit ist roh), die aber unbedeutend gewesen, gleichwol von Chevalier und Andern für die Befestigung der Akropolis gehalten sind. Das Gebäude, dessen Grundplan die Mauer bezeichnet, hat keine regelmäßige Gestalt gehabt, sondern hat sich nach der unebenen Oberfläche des Felsens gerichtet. Der größte Diameter ist 40 Schritte. Beim Nachgraben in dieser Grundlage fand man blos Ziegel und Mörtel, 120 Schritte von dem vorigen Grabhügel ist der von dem neuen Topographen genannte Grabhügel des Priamus. Auf der Spitze befinden sich Überbleibsel von einem Baue, sei es eines Altars oder einer Kapelle; der Grund desselben ist acht Fuß im Durchmesser. Außerhalb dieser Mauer auf der nord-

*) Bonarbaschy liegt 12 Meilen von Yenicher und wenigstens neun Meilen von dem nächsten Punkte des Hellesponts. *Walpole*, Memoirs of Turkey. p. 103 sq.

westlichen Grenze befindet sich ein kegelförmiger Tumulus aus losen Steinen gebildet, der von Chevalier und Andern der Grabhügel des Hektor genannt ist; die Basis desselben hat 100 Yards im Umkreise. Die Zusammensetzung von losen Steinen, die den Anschein haben, als wären sie aus dem benachbarten Steinbruche geholt und zum Gebrauch hier aufgeschichtet worden, galt dem Chevalier im Vergleich mit Homer's Beschreibung für einen Beweis, daß es der Grabhügel Hektor's sei. Hundertdreiundzwanzig Schritte von diesem, von Chevalier sogenannten Grabmale des Hektor findet sich ein noch ansehnlicher künstlicherer Hügel von derselben Statur, der in jeder Hinsicht mehr Recht haben könnte auf den Titel des erstern Anspruch zu machen; die Basis desselben hat 133 Yards im Umkreise. Hundertdreiundvierzig Schritte in derselben Richtung weiter auf dem Hügel liegt ein dritter Tumulus, dessen Basis 90 Yards im Umkreise hat. Namen sind ihnen allen beigelegt, dem ersten, Grab des Hektor, dem zweiten des Priamus, dem dritten des Paris. (Walpole sagt S. 108: in derselben Richtung kommt man zu einem Felsenhügel, der eben ist, auf welchem die Burg oder die Festung wahrscheinlich gebaut war. Die Lage ist fest, sie ist von abgerissenen, perpendiculairen Klippen und Präcipicen umgeben. Wenn man auf die Ebene hinsieht, sieht man den Skamander breit und reißend, der die Basis dieser Akropolis oder Pergamus umgibt und sie fast zu einer Insel macht. Die Schlingungen des Skamander von dieser Höhe angesehen, erscheinen sehr zahlreich. Er kehrt oft ganz in seinem Laufe zurück, sodaß er die Ebene in verschiedenen Richtungen durchschneidet. Rings um den ganzen Rand dieser Ebene auf der Spitze des Hügels kann man die Überbleibsel von Mauern bezeichnen, mit Steinhaufen in Zwischenräumen, die wahrscheinlich die Örter anzeigen, wo Thürme errichtet waren. Es gibt auch hier Steinbrüchen ähnliche Aushöhlungen, woher die Steine geholt sein können. Eine derselben, dicht bei dem ersten Hügel des Hektor, ist sehr tief, die Spuren der Pike-Art sind zu erkennen, viele wilde Feigen wachsen aus den Spalten desselben. Eine Viertelmeile unterhalb Bonarbaschy in südwestlicher Richtung ist ein türkischer Begräbnißplatz, auf welchem Bruchstücke der Architektur und Säulen von Marmor und Granit zerstreut liegen; ihr Styl schließt aber jeden Anspruch auf hohes Alterthum aus. Weder auf dem beschriebenen Hügel noch auf dem Wege dahin wird irgend ein Überbleibsel der Kunst von cyklopischer Art, ähnlich den Mauern von Argos, Mycene gefunden, ebenso wenig Bruchstücke von Gefäßen, Urnen, Töpfen, welche in so reicher Menge auf den Plätzen aller Städte in Griechenland und Asien sich finden. In dem Dorfe Bonarbaschy finden sich Fragmente von Basreliefs und noch bei der Moskee des Dorfes eine Marmorplatte mit einer unvollkommenen Inschrift, in der der Minerva gedacht wird. Ungefähr eine Meile von dem Wirthshause des Dorfes Bonarbaschy sind die Quellen eines Bächleins und heißen Kirk-Joß.

2) Ida, Ἴδη und Ἰδαῖον ὄρος, ein Berg auf Kreta. Diese Insel wird von Osten nach Westen von zwei Bergzügen, gewöhnlich Sphakia genannt, durchschnitten, welche sich in dem westlichen Theile zusammenknüpfen unter dem Namen Weißberge, *Λευκὰ ὄρη*, welche ihre Arme nach Nordwesten zu den Vorgebirgen Boso und Spada und nach Südosten bis zu den Bergen Faranghi aussenden. In der Mitte jener Bergkette und zugleich in der Mitte der Insel, wo sie zugleich am breitesten ist, erhebt sich der Ida als der erhabenste Punkt, von dem man westlich die erwähnten weißen Berge und östlich die Bergzüge in sanften Abhängen auslaufen sieht. Der Ida ist kahl, daher er auch jetzt den Namen Psiloriti führt. Einen großen Theil des Jahres ist er mit Schnee bedeckt. Sein Umfang beträgt gegen 15 Meilen oder 600 Stadien. An seinen untern Abhängen werden der Tragant, das Cistenröschen, cistus ladanifera, und der Malvasierwein reichlich gewonnen. Der Mythologie zufolge wohnten die ältesten Colonisten, Idaei Dactyli genannt, an diesem Berge. Um denselben lagen die vorzüglichsten Städte der Insel. Am Fuße des Berges liegen noch Trümmer des alten Gortyna und Gnossos, das Labyrinth mit einem einzigen Eingang, eine Berghöhle mit vielen Irrgängen. *Strabon* X. p. 733. *Diodor.* V, 64. *Plin.* IV, 20. Tournefort, Sonnini's und Olivier's Reisen.

(*Pet. Fried. Kanngiesser.*)

3) Ida, Nagy-, Großida, ein am Fuße eines alten, der gräflichen Familie Csáky gehörigen Schlosses sich ausbreitender großer Markt, im kaschauer Gerichtsstuhle, (Processus) der abaujvárer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungerns, am sumpfigen Idafluß, zwei teutsche Meilen südsüdwestlich von Kaschau, in flachhügeliger Gegend gelegen, mit einer katholischen, zum szepsier Vicearchidiakonatsdistrikte des Bisthums Kaschau gehörigen Pfarre, welche schon im J. 1333 bestand und 1742 wiederhergestellt wurde; einer Seelsorgestation der Reformirten; einer katholischen, dem heil. Bischofe Martin geweihten Kirche, über welche dem Grafen Csáky das Patronatrecht zusteht; einer jüdischen Synagoge, stark besuchten Märkten, 213 Häusern und 1743 magyarischen und slawischen Einwohnern, unter welchen sich 1166 Katholiken, 381 Reformirte und 196 Juden befinden. Der Markt gehört dem Grafen Csáky und der adeligen Familie Perenyi und ist geschichtlich merkwürdig durch die Niederlage, welche die Zigeuner hier im J. 1557 erlitten, und der Versammlung wegen, welche die aus ganz Europa hier zusammenströmenden Abgesandten der Juden in Ida im J. 1650 hielten, in welcher sie untersuchten, ob der Messias der Juden schon gekommen sei, oder ob sie noch eines andern gewärtig sein sollten? Aber die aus Rom gesandten Priester haben die Frage gar bald beantwortet und die Weisen Israels zum Stillschweigen und aus einander gebracht. 4) Ein auch Großiden, Juda mare, genanntes Dorf, im nordöstlichsten Theile der klausenburger Gespanschaft, im tekeer Bezirke des untern Kreises, im Lande der Ungern des Großfürstenthums Siebenbürgen, drei Viertelstunden nordwestlich von Teke, an der von diesem Markte nach Sajo-Udvárhely führenden Straße, zwischen Gebirgen am rechten Ufer eines Nebenbaches des Sajoflusses gelegen, mehren adeligen Familien gehörig, mit einem verfallenen Schlosse und einem Salzbrunnen. Die Einwohner sind theils Magyaren, theils Walachen und Sachsen. 5) Kis-

Kleiniba, ein zwischen Gebirgen und ausgedehnten Waldungen, am Idafluß und an der von Kaschau nach Metzenseifen führenden Straße liegendes, zwei Stunden südwestwärts von Kaschau entferntes Dorf, in demselben Bezirke und Comitat wie Nagy-Ida, mit einer zur Pfarre Polyi, (Bisth. Kaschau) gehörigen, der heil. Jungfrau Maria geweihten Filialkirche, 46 Häusern und 399 slawischen Einwohnern, unter welchen sich drei Juden befinden.

(*G. F. Schreiner.*)

B) Mythologie und Geschichte. 1) Ida (*Ἴδα*), Tochter des Melisseus, eine Nymphe, dadurch merkwürdig, daß sie zu den Erzieherinnen des jungen Zeus auf Kreta gehörte *).

2) Ida oder Ide (*Ἴδη*), eine Tochter des Korybas, nach Diodorus Siculus (Biblioth. hist. L. IV. c. 60. ed. *Wesseling*) Mutter von Minos II., welchen Lykastos mit ihr erzeugte. (*R.*)

3) Ida, erster König von Bernicia oder Northumberland, ein Angle, aus königlichem Geschlechte entsprossen, welches, wie andere nordische Königsgeschlechter, von Wodan [1]) abgeleitet ward, war schon in der teutschen Heimath ein mächtiger Fürst, nahm eine Menge anglischer Geschlechter auf 40 Schiffen ein, und landete mit ihnen zu Flamburg im Lande York im J. 547. Northumberland war zwar schon von andern Teutschen eingenommen, aber sie unterwarfen sich dem mächtigen Ida, sei es, daß er mit ihnen, bevor er Teutschland verlassen, Verträge errichtet, oder daß sie es überdrüssig waren, den Königen von Kent unterthänig zu sein, die von ihnen zu weit entfernt waren, als daß sie von demselben hätten Hilfe erhalten können, oder waren überhaupt nicht im Stande, sich Ida, der eine große Macht hatte, zu widersetzen [2]). Ida erbaute Bebanburg [3]), welches zuerst mit einer Hecke, und dann mit einem Walle oder einer Mauer umzäunt war, herrschte 12 Jahre und starb im J. 559. Nach seinem Tode zerfiel Northumberland in zwei Königreiche [4]). Adda, ein Sohn des Ida, ward König von Bernicia, dem nördlichen Theile Northumberlands, und Alla, auch ein angeblicher Abkömmling Wodan's, ließ sich zum Könige von Deira, dem südlichen Theile Northumberlands, krönen. Von den 12 Söhnen, welche Ida hinterließ, waren sechs eheliche und sechs natürliche. Von den erstern sind bemerkenswerth Adda († 563), Theoderik († 586) und Athalarik († 593), der Stammvater so vieler Könige [5]), und von den letztern Ogga und Alarik, deren spätere Nachkommen auch Könige wurden. Sehr dürftig sind die Nachrichten über den berühmten König Ida bei Beda Venerabilis (l. c. 1), in der angelsächsischen Chronik, und bei Nennius. Er erscheint in der Darstellung Wilhelm's von Malmesbury (Lib. I. c. 3) als ein vollkommener Fürst, dessen geläuterter reiner Charakter seine edle Geburt überstrahlt; im Kriege so sehr unbesiegt, milderte er zu Hause die königliche Strenge durch angeborene Seelengröße. Parteiisch für ihre Landsleute sind dagegen die britischen Barden Taliesin und Llomarch und Anevrin. Bei ihnen heißt Ida Flamddwyn, der Zerstörer und Flammenträger, und noch viel mehr Böses sagen die erbitterten Sänger Bun, seiner Gemahlin, in Betreff der Zucht und Keuschheit nach. Dagegen ist keine Tugend, welche nicht Ida's Hauptgegner Y Rian Reged, der Monarch von Riged oder Riged-Dunum, und Souverain von Sistuntii, nach den Gedichten von Taliesin und den Liedern von Llomarch besessen haben soll. Der Sohn Conmarch's war ein an dem ritterlichen Hofe des Königs Artus erzogener Held, und unter der Zahl seiner Lieblingskrieger, und wenn wir den Barden weiter glauben, ein würdiger Gegner von Eobba's Sohne. Die Kämpfe beider Helden haben Taliesin, und Llomarch und Anevrin zum Gegenstande ihrer Lieder gemacht. Y Rian von Riged stand an der Spitze der bedrohten britischen Fürsten des Nordens, und sie sannen auf nachdrücklichen Widerstand, wie sie ihn dort früher den Römern geleistet hatten.

Y Rian war wie Ida von tapfern Söhnen umgegeben. Zahlreich waren die Gefechte am Liwon und an der Swale [6]). Da aber jene Lieder, welche diese Kämpfe besangen, keine rein geschichtlichen sind, sondern der Heldensage angehören, so ist auf ihre Nachrichten nicht viel zu geben. Nach den Barden endlich blieb Ida in dem Treffen gegen Owen, den Sohn Y Rian's; denn letzterer war von der Meuchlerhand einheimischer Feinde gefallen [7]). Anevrin's Gedicht hat die blutige und ent-

---

*) *Apollod.* L. I. c. 1. §. 3.

1) Ida's Genealogie nach der angelsächsischen Chronik ist diese: a) Geata, b) Godwulf, c) Finn, d) Frithowulf, e) Woden, f) Bäldäg, g) Brand, h) Beonec, i) Agenvit, k) Ingui, l) Esa, m) Eoppa, n) Ida, so auch bei Florenz S. 218, nur daß Esa hinwegfällt. Vermehrter und anders aber in der Prosapia p. 566. Diese Genealogie Ida's, sowie die bei Otterborne, und die in Bertram's Ausgabe des Nennius im Anhange, findet sich mit der in der angelsächsischen Chronik zusammengestellt bei Jac. Grimm, Teutsche Mythologie, Anhang. Angelsächsische Stammtafeln, S. IX. X. 2) Vgl. Paul von Rapin, Allgem. Gesch. von England. 1. Bd. (Halle 1755). S. 119, nach welchem die northumberländischen Sachsen dem Angeln Ida sich so leicht unterwarfen, weil Sachsen und Angeln in Teutschland nur ein einziges Volk ausgemacht haben. Nach der Meinung v. Gagern's (Die Nationalgeschichte der Teutschen. 2. Th. S. 417) kann man sich kaum der Ansicht erwehren, daß bis dahin nur jütische und andere untergeordnete Edle und Aldermänner sich versucht hatten; und als es ihnen so gelungen war, erschienen nun die sächsischen Fürsten selbst mit aller Macht oder zahlreicher Mannschaft. 3) Oder Bebbanburg; Ida nannte die Stadt nach seiner Gemahlin Bebba. Sie ward lange darnach zerstört; doch ist noch ein Schloß daselbst, welches den Namen Bamburg führt. Die Nachrichten von Bebanburgs Erbauung durch den König Ida s. in der angelsächsischen Chronik bei Leibnitz (Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I. p. 48. 49).

4) Wie Ida beide Königreiche vereinigt hatte, hierüber drückt sich Nennius (bei demselben S. 37) so aus: Ida filius Eobba tenuit regiones in Sanistrali parte *Hambri Maris* XII. annis et junxit (*al.* struxit) arcem (forte arces), id est *Dunguirin* et *Gurbineth*: quae duae regiones fuerunt in una regione, id est, *Deraberneth*, Anglice *Deira* et *Bernicia*. Weiter oben wird gesagt, Ida, Eobba's Sohn, sei der erste König in Bernitia, d. h. Ibernech, gewesen, wofür die andere Lesart hat: ipse primus in Bernicia, id est, in *Cerneck* rex fuit, et in Cair Efrauc, de gente Saxonum. 5) s. Geschlechtsregister der Könige von Northumberland bei P. von Rapin 1. Th. S. 139. 6) Vgl. v. Gagern, Die Nationalgeschichte der Teutschen. 2. Bd. S. 417. 7) *Whitaker* T. II. Cap. III. p. 78 sq. und die von ihm ange-

scheidende Schlacht von Cattråth oder im Walde von Llwyvein zum Stoffe, weil die Briten unterlagen, so mißt der Barde die Schuld einzig ihrer Ermüdung von ritterlicher Übung bei, die sie in den zunächst vor dem ernstlichen Kampfe vorhergehenden Tagen zu eifrig betrieben hatten.

4) Ida, die Heilige, war eine edle Fränkin, verwandt mit dem Karolingischen Kaiser- und Könighause, Schwester Adelard's und Wala's, der berühmten Äbte von Altcorvey, Gemahlin des engerschen Grafen Ekbert. Dieser soll, von Karl dem Großen nach Gallien zu einer Heerfahrt gerufen, erkrankt, von Ida gepflegt worden sein, und nach seiner Genesung sie vom Kaiser zur Gemahlin erbeten haben. Ihren Sohn Warin ließ sie Mönch werden, und hatte nebst ihrem Gatten im J. 826 die Freude, der Weihung Warin's zum Abte von Neucorvey beizuwohnen. Ihren Gemahl hatte sie bewogen, an der Lippe, wo er Alode besaß, an dem Orte Hirutfeld (dem jetzigen Dorfe Herzfeld im Amte Stromberg) eine Kirche zu bauen. Eine an die südliche Wand derselben stoßende Halle ließ sie nach ihres Gatten Tode († um 827) bauen, lebte in einer Zelle, und lag ganz allein frommen und mildthätigen Werken ob. Längst vor ihrem Tode hatte sie sich einen marmornen Sarg machen lassen, und wurde darin in der Halle begraben. Ihr Grab wurde als wunderwirkend in der Folge der Zeit berühmt. Dies veranlaßte den Abt Ludulph von Werden an der Ruhr, den Bischof Dodo von Münster zu bewegen, Ida's Leiche feierlich zu heben, in die Kirche auf den Altar zu setzen, Theilchen der Reliquien selbst mitzunehmen, andere nach Werden verabfolgen zu lassen, und den südlichen Theil der Kirche zu Herzfeld zu Ehren der seligen Ida einzuweihen; im J. 980 den 26. Nov.*).

5) Ida, Erbtochter des alodreichen Herzogs Hermann I. von Schwaben, bekannt durch ihre Schönheit und Vermählung mit Ludolf, Sohne des Kaisers Otto des Großen, im J. 948, welcher auch, nachdem ihr Vater im December 949 gestorben, das Herzogthum Schwaben erhielt, das er aber in der Folge wegen der Empörung gegen seinen Vater wieder verlor. Ida überlebte ihren Gemahl, der 957 in Italien starb, bis zum J. 986, wo sie verschied, nachdem sie sich außer ihrer Verbindung mit dem Kaiserhause, auch unter den Geistlichen durch Schenkungen an die Kirchen, so des Ortes Rochlitz an das Hochstift Merseburg, einen guten Namen gemacht*).

(*Ferdinand Wachter.*)

IDACARA oder Adacara, eine nur wenig bekannte, nach Ptolemäus in Arabia deserta am Sinus Persicus gelegene Stadt. (*R.*)

IDACIUS (auch Idatius und Hidatius geschrieben), ein Chronist des 5. Jahrh., gegen das Ende des 4. Jahrh. zu Lamego in Galicien geboren, besuchte in seiner Jugend den Orient, wo er mit mehren frommen und gelehrten Einsiedlern in nähere Verbindung kam und sich vielfache Kenntnisse erwarb. Nach seiner Heimkehr ward er um das J. 427 zum Bischofe von Chiaves, einer kleinen portugiesischen Stadt am Tamego (oder, wie Andere behaupten, von Lamego) erhoben, und erwarb sich das Vertrauen seiner Landsleute in so hohem Grade, daß man ihn mit mehren wichtigen Sendungen beauftragte. So wurde er im J. 431 zu dem römischen Feldherrn Aetius nach Gallien geschickt, um von ihm Hilfe gegen die Sueven, welche Spanien plündernd durchzogen, zu verlangen. Ein anderer Auftrag des Papstes Leo I., die Ketzerei der Priscillianer zu unterdrücken, war nach den Begriffen jener Zeit nicht minder wichtig und ehrenvoll. Die Sueven, welche immer weiter vordrangen, entsetzten ihn im J. 461 seiner Würde und hielten ihn einige Zeit gefangen. Das Jahr seines Todes ist ungewiß, denn der Schluß, daß er im J. 468, in welchem die unter seinem Namen bekannte Chronik aufhört, gestorben sein müsse, kann um so weniger Glauben verdienen, da dieses Chronicon, welches unterdessen, so barbarisch auch sein Styl sein mag, doch manchen wichtigen Aufschluß über die Eroberungszüge der Sueven und Gothen in Gallien und Spanien gibt, erst im 12. Jahrh. entstand, und Pelagius, Bischof von Oviedo, zum Verfasser hat. Auch die ihm seither zugeschriebenen Fasti consulares gehören einer spätern Zeit an. Das Chronikon, welches sich an die Chronik des Eusebius anschließt und mit dem J. 379 beginnt, wurde zuerst, aber sehr unvollkommen, von H. Canisius (Antiq. lectt. II, 601—667) herausgegeben und öfter in diesem fehlerhaften Zustande wiederholt. Bessere Recensionen gaben J. Sirmond (Paris 1619; wiederholt in M. Bouquet's Scriptt. rer. Gall. I, 611—624) und H. Florez (España sagrada. IV, 345 sq.), der auch den besten Abdruck der Fasti consulares (Ebend. IV, 466 fg.), die früher von Ph. Labbé (Bibl. nov. manuscript. I) und J. G. Grävius (Thes. antiqq. XI, 242—267) herausgegeben waren, lieferte. Den genaue-

führten Schriftsteller. *Turner* Cap. III. p. 117 sq. von Gagern II. S. 417. 418. 809. 810.

*) Die von Ludwig dem Frommen der Ida im J. 837 bewilligte Urkunde bei *Falke*, Tradd. Corbei. 284, welche Ekbert's als eines Todten gedenkt. Von dessen Witwe sagt der Kaiser: Ida *propinqua* nostra. Ferner dienen als Quellen zu ihrer Geschichte Chronicon Corbeiense, bei Wedekind, Noten zu einigen Geschichtschreibern des teutschen Mittelalters. S. 377 u. 379. Necrologium Monasterii Werthinensis ap. *Leibnitz*, Scriptt. III. p. 748, Historia Translationis S. Pusinnae, Mon. Germ. Hist. II. p. 681. 682. Vita S. Idae Auctore Uffingo Monacho Werthinensi, nach der Surischen Ausgabe bei *Leibnitz*, Scriptt. I. p. 171—181, und nach dem von den Bollandianern zu dem die 4. Septembris gebrauchten Bodeker Codex, verbessert bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. II. p. 569—576 wiederholt, ist aber erst im J. 980 oder darnach, also zu lange Zeit nach Ida's Tode, geschrieben, und daher nur mit großer Umsicht und sehr beschränkt zu brauchen. Vita Meinwerci Ep. Paderb. ap. *Leibnitz*. I. p. 557. *Wedekind*, S. Ida ducissa, in dessen Noten zu einigen Geschichtschreibern des teutschen Mittelalters. 1. Bd. S. 141—149, gibt Scholien zu der Vita S. Idae.

*) Continuator Reginonis, Mon. Germ. Hist. II. p. 620. 625. *Wittichindi* Corb. Ann. lib. III. ap. *Meibom*. Scriptt. I. p. 651. *Dithmari Merseb*. Chron. ed. *Wagner*, p. 22. 242. Chronicon Quedlinburgense, ap. *Leibnitz*. Scriptt. II. p. 281. *Hermanni* Contr. Chron. ap. *Ussermann*., Germ. Sacr. Prodr. I. p. 182. Annalista Saxo ap. *Eccardum*, Corp. Hist. I. p. 278. 346.

sten und vollständigsten Abdruck des Chronikons gab Th. Roncallius in seinen Vetustiora latinorum scriptorum chronica ad mss. codices emendata (Patav. 1787. 4.) II, 5—54. (*Külb.*)

IDACUS ist, wie aus Thukydides (VIII, 104) zu ersehen, ein Dorf oder Flecken, welcher auf der Küste des thrakischen Chersonnes an der Einbucht, gegenüber von Abydos, lag. Von Idacus bis Arriana, einem andern weiter südlich gelegenen Küstenorte des thrakischen Chersonnes, hatten die Athenäer, als sie im 24. Jahre des peloponnesischen Krieges ihren Gegnern eine Seeschlacht lieferten, ihre Flotte aufgestellt. Allein weder Idacus noch Arriana sind weiter bekannt. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

ID-ADHAÂT, im Arabischen Opferfest, von عيد, Id (Fest) und أضحات, adhhât (Opfer), einerlei mit Beiram (s. d. Art.). Über die dabei beobachteten Gebräuche s. im Art. Hadsch (2. Bd. S. 355 fg.). (*R.*)

IDAEA (*Ἰδαία*), 1) eine Nymphe, nach Apollodor (Bibl. L. III. cap. 12. §. 1) Mutter des Teukros, welchen der Flußgott Skamander mit ihr erzeugte. Nach Pausanias (Graeciae descriptio L. X. cap. 12) war die Nymphe Idäa Mutter der Sibylle Herophile, und zeugte sie mit dem Hirten Theodorus. 2) Eine Tochter des skythischen Königs Dardanus, vermählt mit dem thrakischen Könige Phineus, und bekannt durch das Unglück, welches sie über dessen in früherer Ehe mit der von ihm verstoßenen Kleopatra, einer Tochter des Boreas und der Oreithyia, erzeugten Söhne brachte. Nach Apollodor (l. c. L. III. c. 15. §. 3) hießen diese beiden Brüder Plerippus und Pandion, Diodorus Siculus dagegen gibt zwar die Geschichte derselben noch ausführlicher [1]), verschweigt aber die Namen ebenso, wie Sophokles (Antigone v. 980 sq.) nur ihres traurigen Geschicks gedenkt, sie aber nicht nennt. In einem Scholion zu *Apollonius Rhod.*, Argonaut. L. II. v. 178 (vgl. auch Schol. ad v. 238) heißen sie Oryithos und Crambis (nach anderer Lesart Oartos und Krambes); rücksichtlich des Letztern stimmt damit das Scholion zu v. 140 überein, aber der erstere heißt dagegen hier Parthenius. Vgl. auch *Natal. Comit.* Mythol. L. VII. c. 6, welcher beide Meinungen angibt, aber Orythus statt Oryithos hat. Endlich findet man sie auch Thynnus und Mariandynus [2]), Gerymbas und Aspondus [3]) genannt. Ähnliche Differenzen gibt es auch im Namen ihrer schändlichen Stiefmutter. In dem schon erwähnten Scholion zu *Apollon.* Argon. L. II. v. 178 heißt sie nämlich Dia, obschon das zu v. 140 sie ebenso Idaea nennt, wie Diodorus Siculus, Apollodor und der Scholiast zu Sophokles' Antigone v. 1095. Ferner wird ihr in den Scholien zu Homer's Odyss. M. v. 70 der Name Eurytia, und von Servius zu *Virg.* Aen. L. VIII, 344 der Name Danae beigelegt. Noch Andere endlich, wie der Scholiast zu Sophokles' Antig. v. 992 bemerkt, halten sie für Kadmus' Schwester Idothea (*Εἰδοθέα*) [4]). Sie hatte ihren Gemahl so für sich einzunehmen gewußt, daß sie Alles über ihn vermochte. Als sie daher die Beschuldigung vorbrachte, daß seine beiden Söhne sie durch Zumuthung von Unzucht beschimpft hätten, schenkte er dieser Verleumdung nicht nur vollen Glauben, sondern strafte auch die angeblichen Verbrecher mit aller Härte, indem er sie tüchtig geißeln und dann eingraben ließ. Von dieser Angabe des Diodorus Siculus weichen Apollodor und Hygin (fab. 19) etwas ab; denn nach ihnen bestand die Strafe darin, daß sie geblendet wurden. Nach Natalis Comes (Mythologia L. VII. c. 6) wurden sie zum Tode verurtheilt („capitis damnati"). Durch die Argonauten, unter denen sich Brüder der Kleopatra befanden, wurden die Schlachtopfer einer schändlichen Intrigue wiederum befreit, und Phineus selbst durch Herakles getödtet, die eingekerkerte Kleopatra dagegen ihrer Haft entrissen und ihre Söhne in den Besitz des Reiches eingesetzt. Leicht wäre es diesen gewesen, an der Urheberin ihrer allseitigen Bedrängniß Rache zu nehmen, allein Herakles widerrieth es, und foderte sie auf, die wohlverdiente Strafe dem eigenen Vater derselben zu überlassen. Dies thaten sie, und auf die Kunde von dem Geschehenen verurtheilte Dardanus die schuldige Tochter zum Tode [5]). 3) Ist Idaea Beiname der Kybele, hergenommen von dem Berge Ida [6]). (*R.*)

IDAEISCHE DACTYLEN (Idaei dactyli oder Dactyli idaei, *Δάκτυλοι Ἰδαῖοι*, wörtlich Idäische Finger), welche in den Nachträgen zum Buchstaben D hätten bearbeitet werden sollen, erscheinen in den Berichten der alten Schriftsteller in etwas verwirrter Darstellung. Da sie namentlich mit den Korybanten und Kureten in Verhältniß gebracht werden, so ist es am rathsamsten, daß sie Angehende in den genannten Artikeln zugleich mit zu behandeln. Vgl. also Korybanten und Kureten. (*R.*)

Idaeos, Sohn des Dardanos und der Chryse, s. unter Dardanos.

Idaeus (Bot.), s. Rubus idaeus.

IDAIDES *Hübner* (Insecta), Schmetterlingsgattung aus Papilio und zwar der Abtheilung Equites Linné's gesondert, durch kurze, an der Kolbe aufgebogene Fühler und nur schwanzähnliche Hinterflügel charakterisirt. Typen sind: P. Codrus *Cramer* 179. A. B. Nireus *Cramer* 378. E. F. et 187. A. B. (*D. Thon.*)

IDALIA *Leuckart* (Mollusca), Weichthiergattung aus der Classe Gasteropoda, der Ordnung Gymnobranchia und der Unterordnung Cyclobranchiata, sowie der Familie Doridea (*Menke*, Synopsis. Ed. II. p. 10), von Leuckart zuerst aufgestellt in Breves Animalium quorundam Descriptiones, und später auch Okenia genannt. Als Kennzeichen sind folgende angegeben: Der Körper etwas eiförmig, der Rücken abgeflacht, zerrissen, fadig besetzt, der Fuß gewölbt, mit vortretenden Rändern,

1) Biblioth. Hist. L. IV. c. 43. 2) So bei Philochorus nach *Natal. Com.* Mythol. L. VII. c. 6. 3) Schol. ad *Sophoclis*, Antigone v. 1095. Vgl. auch *Thom. Munckerus* ad *Hygin.* Fab. 19.

4) s. auch *Heyne*, Notae ad *Apollod.* III, 15. §. 3. (p. 857 sq.) 5) *Diod. Sicul.* l. c. cap. 44. 6) Cf. *Virgil.* Aen. L. IX, 620.

der Mund an der vordern Seite, klein, einfach kreisrund, auf dem Rücken zwei keulenförmige Tentakeln, welche an der Wurzel bedeckt sind, der After an der hintern Rückenseite, mit blätterig franzigen Kiemen umgeben. Die Geschlechtsöffnung auf der rechten Seite. Als Art ist aufgeführt: Idalia elegans. Nicht über einen Zoll lang, der Körper glatt, roth; ungleiche Fäden sitzen auf dem zerrissenen, etwas elliptischen Rückentheile, einige andere (6) auf der Mitte des Rückens der Länge nach. Die Zahl der Kiemen beträgt 18—20. Findet sich im mittelländischen Meere bei Cette. (*D. Thon.*)

IDALIS TELLUS kommt in Lucan's Pharsalia III. v. 203 bei Aufzählung aller Provinzen und Landschaften, welche Streitkräfte für den Pompejus und seine Partei aufbrachten, vor in den Versen: Mysiaque et gelido tellus perfusa Caico — Idalis et nimium glebis exilis Arisbe — quique colunt Pitanen. Ortelius hat ohne Grund Aeolis statt Idalis lesen wollen. Allein nicht zu gedenken, daß, wie Strabon zeigt, das Gebiet von Troas, oder die Abfälle des Ida bis beinahe zum Kaikus reichen, so nahm wirklich der lyrische Dichter Bakchylides an, daß der Kaikus vom Ida ströme, und Euripides ließ sogar Celäna an dem Fuße des Ida liegen. Lucan, dem zwar die Geographie im Allgemeinen, nicht aber die Topographie genau bekannt ist, will aber zuerst das Gebiet, in welchem die Hilfsgenossen der Troer wohnten, nennen, und da er dem alten Lyriker Bakchylides folgt, so bedient er sich im Geschmacke der Alexandriner, die immer mit alterthümlicher Gelehrsamkeit prunken, des berühmtesten Flusses der Gegend, des Kaikus, der, wie er wähnt, vom Ida fließt, um das Bergland des Ida zu bezeichnen, und setzt zwei andere berühmte Namen, das aus Homer bekannte, am Hellespont liegende Arisbe, und das mit seinen zwei Häfen versehene Pitane, das nur 30 Stadien von der Mündung des Kaikus entfernt liegt, dazu. Man darf aber, wie die Ausleger wollen, unter der Idalis tellus, im Sinne des Lucanus, nicht Troas verstehen, weil er weiterhin dieses Gebiet noch besonders hervorhebt (v. 211).

(*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

IDALIUM. Dies der Name eines Ortes auf der Insel Cypern, welcher, wie mehre Städte dieser Insel, der Venus geheiligt war. Daher kommt er häufig bei den Dichtern vor. Derselbe war nun entweder eine wirkliche Stadt, oder nur ein Berg, Vorgebirge, Hain, und lag an der östlichen Küste. Der Name Idalium scheint in dem von Strabon (XIV. p. 682. edit. *Cas.*) angeführten Vorgebirge Pedalion (*Πηδάλιον*) versteckt zu liegen. Denn es bleibt doch fast unbegreiflich, warum ein so oft von den Dichtern gepriesener Ort [1]) von Strabon nicht angeführt worden ist. Nennen ihn doch Plinius (H. N. V, 31) und Steph. Byz. (s. v. *Ἰδάλιον*) unter den bekannten Städten Cyperns. Daher erscheint die Vermuthung, welche Meursius [2]) aufstellt, in der angeführten Stelle des Strabon statt *Πηδάλιον* lieber *Ἰδάλιον* zu lesen, annehmbarer, als die Behauptung Mannert's [3]), welcher zufolge die eigentlichen Geographen (Strabon und Ptolemäus) Idalium deswegen verschwiegen hätten, weil es ein viel zu unbedeutender Ort gewesen sei, wenn er auch vorhanden war. Durch die eben nicht gewagte Veränderung im Strabon wird Idalium ein diesem Geographen bekannter Name; zwar wird damit nur erst ein Vorgebirge: *ἄκρα Πηδάλιον* oder *Ἰδάλιον* gewonnen, doch war auch dieses nach Strabon's Zusatz der Venus geheiligt. Und ob wir dabei einen Wohnplatz der Menschen annehmen dürfen, das werden wir sogleich sehen. Wenn also Mannert (a. a. O.) es für Unrecht erklärt, eine solche Veränderung im Strabon vorzunehmen, weil auch die Dichter und ihre Ausleger nicht Idalium ein Vorgebirge nennen, so sagt er zu viel; denn erstlich bleibt die Straboniſche Stelle immer noch zweifelhaft, Strabon muß beinahe Idalium statt Pedalion geschrieben haben, sodann heißt in der angeführten Stelle aus Propertius der Ort wirklich gradehin Vertex Idalius, und bei Catull in der angeführten Stelle kann auch weniger an eine Stadt, als an einen mit Wald bewachsenen Berg gedacht werden, denn der Dichter nennt es Idalium frondosum. Daraus nun, daß Plinius und Stephanus Byzantinus in den angeführten Stellen Idalium gradehin unter den Städten Cyperns aufzählen, ergibt sich, daß wenigstens die Umgegend des Vorgebirges, wo die Venus verehrt wurde, angebaut und bewohnt war, was man auch sehr natürlich finden muß. Man hat also zum wenigsten in spätern Zeiten sowol eine Stadt, als auch ein Vorgebirge des Namens Idalium anzunehmen. Und in der heutigen Stadt Dalia steckt der Name Idalium nicht unsichtbar verborgen. Das Vorgebirge nennen neuere Geographen Capo Grega. Merkwürdig ist — und das wäre wieder gegen Mannert, — daß auch bei Ptolemäus der Name Pedalion nicht fest steht, weil in einigen Codicibus an der Stelle des Wortes *Πηδάλιον* das Wort Ammochostos steht. Sonach würde der Name Pedalion wenigstens aus der Geographie Cyperns ganz gestrichen werden müssen, wenn er auch nicht aus der gesammten alten Geographie schwindet, denn wir kennen ein Vorgebirge dieses Namens in Karien. Man muß sich daher wundern, wenn im Bischoff-Möller'schen, sonst so kritischen vergleichenden W. B. nicht nur dieses Pedalion fehlt, sondern auch im abgehandelten Artikel Pedalion, was nach Cypern verlegt wird, dazu Stellen aus P. Mela und Plinius citirt werden, welche das Vorgebirge Kariens betreffen. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Idamdra (ind. Mythol.), s. unt. Dewandren.

IDANTHYRSUS, nach anderer Lesart Indathyrsus, ist der Eigenname oder vielleicht auch Ehrenname [1]) zweier skythischen Könige. 1) Idanthyrsus der Skythe,

---

1) Cf. *Theocrit.* XV, 100 mit den Schol. ad h. l. *Virgil.* Aen. I, 681. 692 mit *Serv.* ad loc. prior. *Catull.* in Epithal. P. et Thet. 96. *Propert.* II, 10. 53 et 54. *Luc.* VIII, 716.

2) In seiner bekannten Schrift Creta, Rhodus, Cyprus I. c. 12. p. 38. 3) In seiner Geographie. 4. Bd. S. 576.

1) Es kommen nämlich beide skythische Könige Idanthyrsus bei andern Schriftstellern unter andern Namen vor, der Idanthyr-

verwüstete oder unterjochte, wie Strabon (XV. §. 5) sagt, ganz Asien bis nach Ägypten, kam aber ebenso wenig als andere Weltbezwinger der alten Zeit (Sesostris der Ägyptier, Tearko, Nebukadnezar) bis nach Indien. Wie man mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthet, kann Idanthyrsus der Skythe bei Strabon kein anderer sein, als der Madyes des Herodot (Hist. I, 95. 96). Gegen Kyaxares, den König von Medien, zog nämlich zur Zeit, als er die Assyrier in einem Treffen überwunden hatte, und Ninus (Ninive) belagerte, ein großes Heer von Skythen an, geführt von Madyes, einem Sohne des Protythyes. Sie hatten die Kimmerier auf ihrer Flucht aus Asien bis nach Europa hinein verfolgt, und kamen so in das medische Land, indem sie bei ihrem Einfalle das kaukasische Gebirge zur Rechten behielten. Hier lieferten die Meder den Skythen eine Schlacht, wurden aber besiegt und verloren die Herrschaft, und die Skythen gewannen dieselbe über ganz Asien. Hierauf zogen sie gegen Ägypten, und befanden sich schon in Palästina, einem Theile Syriens, als der König von Ägypten ihnen mit Geschenken und Bitten entgegenkam, und sie dadurch bewog, nicht weiter vorzurücken. Als sie nun auf dem Rückzuge durch die syrische Stadt Askalon gingen, und die meisten Skythen, ohne Schaden zu thun, vorüberzogen, blieben einige wenige zurück und plünderten den Tempel der Aphrodite Urania. Diesen Tempelräubern und allen ihren Nachkommen sandte die Göttin die weibliche Krankheit zu. Die Skythen hatten 22 Jahre über Asien die Herrschaft gehabt, als ihnen nun alles wegen ihres Übermuthes und ihrer unordentlichen Lebensart aufsässig war, denn außer den gewöhnlichen Einkünften, welche sie bezogen, plünderten sie auch noch, wo sie hinkamen, und trieben sich im Lande umher, ohne das Eigenthum irgend eines Menschen zu schonen. Kyaxares und die Meder bewirtheten endlich viele von ihnen, machten sie trunken und erschlugen sie. So erlangten die Meder die Herrschaft wieder. 2) **Idanthyrsus**, König auch der europäischen [2]) Skythen heißt J. bei Herodot (V, 120—127), während er von Justinus Jancyrus genannt wird, wenn wir nicht der unwahrscheinlichen [3]) Annahme folgen, daß der Jancyrus bei Justin der Vater des Idanthyrsus bei Herodot gewesen sei. Auch die Veranlassung des Krieges des Darius wird verschieden erzählt. Nach Justinus bekriegte Darius den Skythenkönig Jancyrus, weil er ihm seine Tochter, um deren Hand der Perserkönig gebeten, abgeschlagen hatte. Nach Herodot hingegen wollte Darius an den Skythen rächen, daß sie unter Madyes (nach Strabon Idanthyrsus I.) in Asien eingefallen, und den Medern unter Kyaxares die Herrschaft über Asien genommen hatten. Die Skythen erkannten, daß sie für sich allein nicht im Stande sein würden, den Persern die Spitze zu bieten, und schickten deshalb Gesandte an die benachbarten Völker. Die Könige der Taurer, Agathyrser, Neurer, Androphager, Melanchlainer, Geloner, Budiner und Sauromaten kamen hierauf zusammen, und berathschlagten sich wegen der großen Macht, welche im Anzuge wäre. Den Versammelten erzählten die skythischen Gesandten, wie die Perser, nachdem sie sich jenseit des Bosporus alles unterworfen, eine Brücke geschlagen hätten, und zu ihnen herüber gekommen wären, und nachdem sie die Thraker überwältigt, eine Brücke über den Ister geschlagen hätten, um auch hier sich alles unterwürfig zu machen. Weiter foderten die skythischen Gesandten die versammelten Könige der benachbarten Völker auf, auf keinen Fall ruhig zuzusehen, daß die Perser die Skythen zu Grunde richteten, sondern gemeinschaftlich mit ihnen dem nahenden Feinde entgegenzuziehen, da dieser nicht blos die Unterjochung der Skythen beabsichtige, sondern jedes Volk sich unterwerfe, dessen er sich bemächtigen könne. Würden die den Skythen benachbarten Völker nicht gemeinschaftlich mit ihnen gegen den Feind auftreten, so würden die Skythen entweder, wenn ihnen der Gegner zu mächtig werden sollte, das Land verlassen oder bleiben und sich mit ihm durch Verträge verbinden. Die berathschlagenden Könige der übrigen Völker fanden sich auf diese Vorstellungen der skythischen Gesandten in ihren Meinungen getheilt. Die drei Könige der Geloner, Budiner und Sauromater versprachen gemeinschaftlicher Verabredung zufolge den Skythen beizustehen. Die Könige der Agathyrser, Neurer, Androphagen, Melanchlainer und Taurer dagegen gaben den Bescheid, daß ihnen ihre Vorstellung und Bitte billig vorkommen würde, wenn sie die Perser nicht zuerst beleidigt, und den Krieg selbst angefangen hätten. So aber seien sie allein in das Land der Perser gefallen und hätten über sie geherrscht. Die benachbarten Völker woll-

---

sus des Strabon als Madyes bei Herodot, und der Idanthyrsus des Herodot als Jancyrus bei Justin.

2) Auch Idanthyrsus bei Strabon war, wenn er mit Madyes des Herodot eins ist, König der europäischen Skythen. 3) Justinus (II, 5) sagt nämlich: Post haec pax apud Scythas fuit, usque ad tempora Jancyri regis. Huic Darius rex Persarum, sicut supra dictum est, cum filiae ejus nuptias non obtinuisset, bellum intulit etc. Hier ist der von Darius bekriegte Skythenkönig kein anderer, als Jancyrus selbst. Herodot sagt jedoch davon nichts, daß Darius um des Skythenkönigs Tochter sich beworben habe. Man vereinigt nun beides so: Der Skythenkönig habe wohl eingesehen, daß die Versagung seiner Tochter den persischen König zum Kriege reizen werde; ihm zuvorzukommen, habe er daher seinen Sohn Idanthyrsus zu einem Einfalle in die Länder des Darius ausgesendet. Da er aber bald darauf starb, sei dieser Krieg seinem Sohne und unmittelbaren Nachfolger als Erbschaft verblieben. Herodot möge es nicht für gut befunden haben, der Nachwelt einen Umstand aufzubehalten, der den wilden Skythen so sehr zur Ehre gereicht, nämlich daß Darius mit einem ihrer Monarchen Schwägerschaft zu errichten gesucht habe. Vielleicht erzählte er auch nur aus demselben Grunde, daß das persische Heer in Skythien mehr beunruhigt und ausgehungert, als durch die bekannte Tapferkeit des Fürsten Idanthyrsus und seiner Skythen zurückgetrieben worden. So die allgemeine Welthistorie, die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgearbeitet worden. Teutsche übers. 4. Th. S. 537, mit Beziehung auf *Belius*, De bellis et potentia Scytharum. §. 17—19. Prodr. Hung. p. 22—24 und *Bayer*, Memoriae Scythicae, Comment. ac. Petr. T. III. p. 360—366. Mir scheint vielmehr die von Justin erwähnte Veranlassung zum Kriege spätere sagenhafte Ausschmückung; da es eine bei allen Völkern beliebte Wendung ist, erbitterte Kriege aus vergeblicher Bewerbung um die Tochter des nachmaligen Gegners entstehen zu lassen. Vgl. F. Wachter, Forum der Kritik. S. 97. 98.

ten deshalb nun auch abwarten, bis die Perser sich ihrem Gebiete näherten, weil sie glaubten, daß die Feinde blos zu den ersten Urhebern der Beleidigungen kommen würden. Da die Skythen sich so von der Unterstützung dieser Völker entblößt sahen, beschlossen sie, keine allgemeine Schlacht in freiem Felde zu wagen, sondern dem Feinde auszuweichen, die Brunnen und Quellen dort, wo er durchzöge, zu verschütten, und das Gras der Fluren zu zerstören. Um dieses auszuführen, wollten sie ihr ganzes Volk in zwei Haufen theilen. Mit dem einen derselben, nämlich mit dem von Skopasis beherrschten Stamme der Skythen, welche die königlichen hießen, sollten die Sauromaten sich vereinigen. Dieser Haufe ward beauftragt, falls sich Darius nach dieser Seite hinwenden sollte, sogleich an den Tanais und an den mäotischen See zu fliehen; wenn der Feind aber umkehre, ihm nachzugehen und ihn zu verfolgen. Die beiden übrigen Stämme der Skythen, der große, über welchen Idanthyrsus, und der dritte, über welchen Taxakis herrschte, vereinigten sich, um den zweiten Haufen zu bilden, nahmen auch die Gelonen und Budinen in ihre Reihen auf, und erhielten die Anweisung, wenn sie noch eine Tagereise von den Persern ständen, zurückzugehen, und die Feinde langsam vorwärts und auf jene Wege zu leiten, über welche man übereingekommen war, nämlich zuerst grade in die Länder derjenigen Völker, die ihnen ihren Beistand abgeschlagen hätten, damit sie auch diese mit in den Krieg verwickelten. Nach diesem Beschlusse näherten sich die Skythen langsam dem Heere der Perser, wohin sie die besten Reiter vorausgeschickt hatten. Die verdeckten Karren, in welchen ihre Weiber und Kinder lebten, nebst allem Vieh, mit Ausnahme desjenigen, welches sie zum Unterhalte zurückbehielten, schickten sie fort, mit der Weisung, immer höher gegen Norden hinaufzugehen. Als die Vortruppen der Skythen die Perser drei Tagereisen weit von dem Ister fanden, sie selbst aber noch eine Tagereise von ihnen entfernt waren, lagerten sie sich und zerstörten alle Gewächse der Erde. Sobald die Perser die skythische Reiterei gewahrten, gingen sie ihr immer auf dem Wege nach, auf welchem sie sich zurückzog. Es war der einzelne Theil der königlichen Skythen, gegen welchen sie sich wandten, und so verfolgten sie ihn gegen Morgen und den Tanais zu. Nachdem die Skythen über den Strom gegangen waren, setzten auch die Perser über denselben und verfolgten sie, bis sie durch das Land der Sauromaten in das Land der Budinen kamen, wo sie die von ihren Bewohnern völlig verlassenen hölzernen Städte verbrannten, während sie in dem ohnehin schon wüsten Gebiete der Skythen und der Sauromaten nichts zu zerstören gefunden hatten. Immer den Fußtapfen der Skythen folgend, kamen die Perser endlich aus dem Lande der Budinen hinaus in die oberhalb desselben gelegene sieben Tagereisen große Einöde, über welcher die Thyssageten wohnten, durch deren Land vier große Flüsse, Lykus, Oarus, Tanais und Sirgis, strömten, welche sich alle in den mäotischen See ergossen. Nachdem Darius in die Wüste gelangt war, setzte er den Zug nicht weiter fort, lagerte sich bei dem Flusse Oarus, und baute in gleicher Entfernung von acht Stadien von einander acht Festen oder Schlösser. Während er damit beschäftigt war, zogen sich die von ihm verfolgten Skythen oben herum hinweg, und kehrten nach ihrem Lande zurück, und Darius verließ, als sie ganz unsichtbar geworden waren, die halbvollendeten Schlösser, deren Trümmer noch zu Herodot's Zeit bestanden, und wandte sich wieder nach Abend zu, indem er meinte, daß dieser einzelne Stamm das ganze skythische Volk sei, welches ebenfalls nach der Abendseite zu geflüchtet sein müßte. Sehr rasch ließ er das Heer ziehen, gelangte in das Skythenland, und kam hier den beiden andern Stämmen der Skythen nahe, dem großen, welchen Idanthyrsus führte, und dem kleinern, welchen Taxakis befehligte, und verfolgte sie unaufhörlich, weil sie immer vor ihm her eine Tagereise weit auswichen. So leiteten sie ihn, wie sie verabredet hatten, in die Länder derjenigen Völker, welche ihren Beistand versagt hatten, und zwar zuerst in das Land der Melanchlainer. Nachdem diese dadurch in Furcht und Schrecken gesetzt waren, leiteten die Skythen die Perser erst in die Länder der Androphagen, und dann in das neurische Gebiet. Die Agathyrsen dagegen, welche erwogen, wie ihre Nachbarn durch die Skythen aus ihren Wohnungen vertrieben und in die schrecklichste Verwirrung gesetzt waren, kündigten diesen an, ihre Grenzen nicht zu überschreiten, oder sich auf eine Schlacht gefaßt zu halten. Sie besetzten auch ihre Grenzen, und zeigten sich entschlossen, den Einfall der Skythen und Perser nicht ruhig anzusehen, wie die Melanchlainer, Androphager und Neurer. Die Skythen zogen daher, von den Persern verfolgt, aus dem Gebiete der Neurer in ihr eigenes Land zurück. Darius, dieser Art Krieg zu führen müde, ließ durch einen Reiter dem Könige der Skythen, Idanthyrsus, vorstellen, doch nicht beständig zu fliehen, sondern zu stehen und zu kämpfen, wenn er sich dazu für mächtig genug halte, sonst sich ihm als seinem Gebieter zu unterwerfen und einen Vertrag zu schließen. Idanthyrsus aber erklärte, es sei dieses seine Weise, und er fliehe nicht aus Furcht vor dem Perserkönige, sondern thue nichts anderes, als was er im Frieden zu thun gewohnt sei. Dann aber sei für ihn kein Grund da, sich mit dem Perserkönige in den Kampf einzulassen, da die Skythen keine zerstörbaren Städte und angebaute Fluren besäßen; würden die Gräber ihrer Väter vom Feinde bedroht, so würden sie dieselben zu vertheidigen wissen. Als seinen Gebieter kenne er allein den Zeus, seinen Vorfahren, und Histia, die Königin der Skythen. Als die Könige der Skythen vernahmen, daß Darius mit Knechtschaft drohe, geriethen sie in Zorn, und sandten die Abtheilung, mit welcher sich die Sauromaten vereinigt hatten, unter dem Befehle des Skopasis zu den Ionern, welche die Brücke am Ister bewachten, um mit ihnen in Unterhandlung zu treten. Die Zurückbleibenden beschlossen, die Perser nicht länger im Lande umherzuführen, sondern sie jedesmal, wenn sie ihre Mahlzeit einnehmen würden, zu überfallen, und führten ihren Entschluß sogleich aus. Bei diesen Gefechten behielt die skythische Reiterei immer die Oberhand über die persische, welche alsdann zu dem Fußvolk zurückfloh. Dieses kam

ihr auch zu Hülfe. Die Skythen aber zogen sich, wenn sie die Reiterei geworfen hatten, aus Furcht vor dem Fußvolke jedesmal wieder zurück. Ähnliche Angriffe thaten sie auch des Nachts. Den Persern war hierbei nützlich, den Skythen aber nachtheilig die Stimme und Gestalt der Esel; da sich nämlich im ganzen Skythenlande weder Esel noch Maulesel fanden, so brachte das Geschrei der persischen Esel die skythische Reiterei in Verwirrung, weil deren Rosse darüber stutzten und umwendeten. Dies bewirkte in der Art des Kriegführens einige Veränderung. Um nun die Perser recht lange in Skythien festzuhalten, und zuletzt wegen Mangels an allen Bedürfnissen ins Gedränge zu bringen, ließen die Skythen absichtlich Schlachtvieh sammt den Hirten in ihre Hände gerathen. Nachdem dieses öfters geschehen, kam endlich Darius in große Noth. Als Idanthyrsus und Tarakis dieses bemerkten, übersandten sie ihm durch einen Herold einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile als Geschenke, ohne zugleich eine Deutung derselben zu geben. Darius sah darin ein Zeichen der Unterwerfung. Aber Gobrias, einer von den sieben Männern, welche die Magier gestürzt hatten, erklärte sie vielmehr so: Vermöchten die Perser nicht als Vögel die Lüfte zu durchschneiden, oder als Mäuse unter die Erde zu schlüpfen oder als Frösche in die Sümpfe zu springen, so würden sie durch Pfeile umkommen. Die zu der ionischen Wache an der Isterbrücke gesendete Abtheilung der Skythen hatte indessen ihre Absicht zu erreichen gesucht, indem sie derselben vorhielt, daß ja Darius ihnen nur eine 60tägige Bewachung aufgetragen und ihnen für den Fall, daß er während dieser Zeit nicht zurückkomme, die Rückkehr in ihr Land freigestellt habe und daher zu dem Versprechen vermochte, diesen Termin nicht verlängern zu wollen. Während nun diese Skythen so schnell als möglich zurückeilten, hatte sich die andere von Idanthyrsus und Tarakis befehligte Abtheilung des skythischen Heeres, Fußvolk und Reiterei, in der Nähe der Perser gelagert, grade als wenn sie beabsichtigten, ihnen eine Schlacht zu liefern. Während sie aber sich noch in dieser Stellung befanden, lief ein Hase mitten durch ihr Heer, und alle, die ihn sahen, verfolgten ihn, sodaß ein großes Geschrei und ein gewaltiger Lärm darüber entstand. Darius schloß daraus auf tiefe Verachtung der Skythen gegen die Perser, trat nun, Gobrias' Deutung der skythischen Geschenke als der richtigen bei, und entschied sich für schleunigen Rückzug, wozu auf Gobrias' Rath, als es Nacht geworden war, Anstalten getroffen wurden. Alle kränkliche Mannschaft und solche, an deren Verlust ihm am wenigsten gelegen war, wurde unter dem Vorwande zurückgelassen, daß mit dem gesunden Theile des Heeres die Skythen angegriffen werden, die zurückgebliebenen aber das Lager schützen sollten. Abends wurden wie gewöhnlich die Feuer angezündet, und die Esel angebunden, damit sie schrieen, während Darius mit der größten Eile seinen Weg nach dem Ister nahm. Die verlassenen Esel erhoben ihre Stimmen, und die Skythen glaubten daher, daß die Perser noch in der Gegend ständen. Als sich aber bei Anbruch des Tages die zurückgelassenen Perser von Darius verrathen sahen, streckten sie ihre Hände flehentlich gegen die Skythen aus, und erzählten ihnen, was sich ereignet hatte. Sogleich vereinigten nun die Skythen ihre drei Stämme: den großen, über welchen Idanthyrsus herrschte, den kleinern, an dessen Spitze Tarakis stand, und den Stamm der königlichen Skythen, welchen Skopasis führte, sowie auch die Sauromaten, die Budiner und die Gelonen zu einem einzigen Heerhaufen, um die Perser geraumes Weges bis an den Ister zu verfolgen. Da aber das Heer der Perser größtentheils aus Fußvolk bestand, und der Wege in dem unbekannten Lande, wo sie keine Straßen vorfanden, unkundig waren, die Skythen hingegen zu Rosse sich befanden und alle kürzern Wege kannten, so verfehlten sie einander, und Idanthyrsus gelangte mit den Skythen und den ihnen Verbündeten viel eher als die Perser an die Isterbrücke, erfuhr, daß die Perser noch nicht dahin gekommen wären und ließ den sich auf ihren Schiffen befindenden Joniern vorstellen, daß sie, da die Zahl der Tage, welche sie hier warten sollten, verflossen, nicht recht daran thäten, wenn sie noch länger bleiben wollten; thäten sie es aber aus Furcht vor Darius, so möchten sie nur die Brücke abbrechen, sich so schnell als möglich zurückziehen, und glücklich als ein freies Volk leben und sich den Göttern und Skythen zu Danke verbunden erkennen; ihren vorigen Gebieter aber wollten die Skythen in einen solchen Zustand versetzen, daß es ihm nicht mehr einfallen würde, gegen irgend ein Volk zu Felde zu ziehen. Als sich hierauf die Jonier über die Vorstellung des Idanthyrsus berathschlagten, war Miltiades, der Athener, der Anführer und Beherrscher der Chersonesiten im Hellespont, der Meinung, daß man den Skythen folgen und Jonien frei machen sollte. Aber Histäus von Milet trat dagegen auf, und stellte vor, wie jeder von ihnen nur dem Darius die Herrschaft über seine Stadt verdankte, und wie wenn die Macht dieses Königs vernichtet werden sollte, weder er selbst, die Milesier, noch irgend einer von ihnen, seine jetzigen Unterthanen würde im Zaum halten können, da jede Stadt lieber das Volk als einen allein regieren lassen wolle. Durch diese Vorstellungen zog Histäus sogleich alle die auf seine Seite, welche vorher dem Miltiades beigestimmt hatten, aus Hellespont namentlich Daphneys den Abydener, Hippoklus, den Lampsakener, Hierophantes, den Pariener, Metodorus, den Prokonnesier, Aristagoras, den Kyzikener, und Ariston, den Byzantiner, aus Jonien Straties, den Chier, Äakus, den Samier, Laodomas, den Phokäer, und aus Ätolien Aristogoras, den Kymier. Dieses waren im Verein mit Histäus von Milet die angesehensten Männer, welche aus Eigennutz dem Idanthyrsus und dem Miltiades den Ruhm entrissen, den Eroberer Darius vernichtet und die Jonier freigemacht zu haben; denn sie vereinigten sich, Darius zu retten. Sie ließen den Theil der Brücke, der an das skythische Ufer stieß, auf einen Pfeilschuß weit abbrechen, damit sie etwas zu Gunsten des Vorhabens des Idanthyrsus zu thun schienen, obschon sie in der Wirklichkeit nichts thaten, und damit die Skythen nicht selbst versuchten mit Gewalt über die Brücke auf das andere Ufer zu bringen. Zugleich kamen sie überein den Skythen zu sagen, daß sie ihnen in allen Stücken zu Gefallen handeln wollten, und

in diesem Sinne sprach Histäus in Aller Namen mit den Skythen, und foderte sie auf, während die Brücke von ihnen abgebrochen würde, die Perser aufzusuchen, und wenn sie sie fänden, für sich und für die Jonier an ihnen die verdiente Rache zu nehmen. Die Skythen, welche den Joniern zum zweiten Male trauten, kehrten um, verfehlten aber durchaus die Gegend, durch welche jene zogen. Sie waren daran selbst Schuld. Sie vermieden nämlich die Gegenden, wo sie früher alle Weiden für die Pferde verderbt, und alle Brunnen verschüttet hatten, und suchten ihre Feinde da, wo sich noch Futter und Wasser darbot. Aber die Perser gingen denselben Pfad zurück, auf welchem sie eingedrungen waren, und fanden doch auch so kaum noch die Brücke. Als sie endlich des Nachts daselbst ankamen, und die Brücke abgeworfen fanden, wurden sie von Furcht ergriffen, daß sie verlassen wären. Darius ließ durch einen Ägypter von sehr starker Stimme dem Milesier Histäus zurufen. Dieser hatte alle zu dem Übersetzen des Heeres erfoderlichen Schiffe bereit, und ergänzte die Brücke wieder. Auf diese Weise entkamen die Perser dem Idanthyrsus und seinen Skythen, welche sie aufsuchten aber zum zweiten Male verfehlten, und noch später deshalb die Jonier, als freie Männer betrachtet, für die elendesten und feigsten Menschen, aber als Sklaven angesehen für ihren Herrn ergebene und geschickte Knechte hielten [4]). Herodot gibt über diesen Krieg umständliche Nachricht, sagt aber nicht, wer des berühmten Skythenkönigs Vater, und wessen unmittelbarer Nachfolger er gewesen. Man betrachtet jedoch als Vater desselben den Saulius, den Bruder des Anacharsis, und als seine unmittelbaren Vorgänger in der Regierung auch den Saulius und dessen Bruder Calvida, welche beide gemeinschaftlich regierten [5]).

(*Ferdinand Wachler.*)

Idanusa (alte Geogr.), s. Öaso.

IDAR, ein katholisches Pfarrdorf des oldenburgschen Fürstenthums Birkenfeld und Amts Oberstein mit 650 Einwohnern, welche sich größtentheils vom Achatschleifen und dann vom Kleebau und von einer sorgfältigen Viehzucht im Gebirge nähren. (*Röder.*)

IDAS (*Ἴδας*) [1]), 1) ein alter griechischer Heros, Sohn des Aphareus von Messene, oder, wie Viele behaupteten, des Poseidon [2]) und der Arene, einer Tochter des Oibalos; nach Peisandros aber hieß die Mutter Polydora und nach Theokrit Laokoosa [3]). Idas ist bekannt durch seine Theilnahme an der Erlegung des kalydonischen Ebers [4]) und an der kühnen Fahrt der Argonauten [5]); auf letzterer erlegte er den Eber, welcher den Idmon getödtet hatte [6]). Die Marpessa, Tochter des Euenus, um welche sich Apollon bewarb, wagte er zu rauben, und entkam, obschon ihm ihr Vater nachsetzte, glücklich nach Messene. Allein hier traf ihn Apollon, und nahm ihm das Mädchen wieder ab. Zeus legte den Streit zwischen ihnen dadurch bei, daß der Marpessa die Wahl unter Beiden freistehen solle. Dieser Umstand war dem Idas günstig; denn die Dirne fürchtete, wenn sie altere, von Apollon verlassen zu werden, und entschied sich daher für Idas [7]). Mit derselben erzeugte er nun eine Tochter, Kleopatra, welche sich mit Meleagros vermählte [8]). Er und sein Bruder Lynkeus entzweiten sich später mit den Tyndariden über das Theilen von Beute, welche sie gemeinschaftlich gemacht hatten. In Folge dessen tödtete Idas den Kastor, wogegen Polydeukes, der Bruder des Letztern, den Lynkeus durchbohrte. Idas entledigte sich zwar hierauf seines übriggebliebenen Gegners dadurch, daß er ihm einen Stein an den Kopf warf; allein Zeus, darüber erzürnt, erschlug ihn dafür mit seinem Blitze [9]). Nach Hygin [10]) lag der Grund des Streites zwischen den beiden Brüderpaaren vielmehr darin, daß Kastor und Pollux dem Idas und Lynkeus ihre Bräute, Töchter des Leukippos, Phöbe und Hilaeira (Laira oder Ilaira), genommen hatten. Nach derselben Quelle beschäftigte sich Idas, nachdem sein Bruder durch Kastor gefallen war, lediglich mit dessen Bestattung; als ihn aber Kastor daran hindern wollte und den Verschiedenen herabsetzte, stach er ihn in auflodernden Zorne nieder. Pollux besiegte hierauf, wie Hygin weiter erzählt, ohne große Schwierigkeit den Idas und begrub den wieder eroberten Leichnam seines Bruders. Endlich Ovid [11]) erzählt die Veranlassung des Streites ebenso, wie Hygin; doch läßt er Kastor durch Lynkeus' Schwert fallen, und Lynkeus durch die Lanze von Pollux, worauf Idas kaum durch Jupiter's Blitz vom Angriffe auf Pollux zurückgehalten werden konnte. Nach Pausanias [12]) war Idas älter als Lynkeus, und übertraf ihn auch an Tapferkeit. 2) Heißt so einer der idäischen Daktylen [13]), und 3) ein Sohn des Ägyptos, vermählt mit Danaos' Tochter, Hippodike, und von ihr ermordet [14]). (*R.*)

IDAUGERT, ein Fluß Afrika's in dem Sultanate Mogh'rib-ul-Aksâ (d. h. der äußerste Westen), gewöhnlich weniger richtig Marokko genannt, fließt südlich von der Stadt Marokko und ergießt sich in den atlantischen Ocean. Über seinen Lauf und Ursprung können wir, in Ermangelung genauer Nachrichten, keine bestimmte Nachweisung geben. (*J. C. Schmidt.*)

IDAUGURD, ein Volksstamm im Sultanate Mogh'rib-ul-Aksâ (Marokko) und zwar in der Provinz Schedma des eigentlichen Reiches Marokko. Er gehört zu dem großen Hauptstamme der Schelluhs, der von mehren Geographen, wie von Gråberg von Hemsö, auch Schellöchen genannt wird, und eine der größten Völkerschaften ist,

4) Herodot V. Cap. 1 und 95—132, bei Goldhagen S. 537 fg. oder §. 102—140 bei Jacobi II. S. 71—85. 5) Cf. *Moreri*, Le grand dictionnaire historique. T. III. IX. Edit. p. 204. T. IV. p. 342. *Bayer*, Memoriae Scyth. Comment. Petropol. T. III. p. 354 etc.

1) Hygin nennt ihn auch Ideus (fab. 171). 2) *Apollodor.* Biblioth. L. III. 10. §. 3. 3) Cf. Schol. ad *Apollon. Rhod.* Argonaut. I, 152; in *Theokrit.* Idyll. XXII, 206 heißt sie Laokoosa. 4) *Apollodor.* l. c. I. c. 8. 5) l. c. I. c. 9. *Hygin.* Fab. 14. 6) *Apollon. Rhod.* Argonaut. L. II, 830.

7) *Apollodor.* l. c. I. c. 7. Vgl. auch *Pausan.* Graec. descript. L. V. c. 18. 8) *Apollodor.* l. c. I. c. 8. *Pausan.* l. c. L. IV. c. 2. 9) *Apollodor.* l. c. III, 11. *Pausan.* l. c. L. IV. c. 3. 10) Fab. 14. 80 et 171. 11) Fast. V, 699 sq. 12) l. c. L. IV. c. 2. 13) *Pausan.* l. l. L. V. c. 7. 14) *Apollodor.* l. c. L. II. c. 1.

aus denen die Bevölkerung des Kaiserthums Marokko zusammengesetzt ist. (*J. C. Schmidt.*)

IDAULTIT, ein Volksstamm im Sultanate Mogh'rib-ul-Aksà (Marokko), bewohnt die Provinz Sus und gehört zum großen Hauptstamme der Schelluhs (s. Idaugurd). (*J. C. Schmidt.*)

IDAUTENAN, ein Volksstamm im Sultanate Mogh'rib-ul-Aksà (Marokko), bewohnt die Provinz Sus und gehört zum großen Hauptstamme der Schelluhs (s. Idaugurd). (*J. C. Schmidt.*)

IDAVÖLLR, heißt in der nordischen Mythologie das Gefilde oder die Ebene, auf welcher im Anfange der Tage oder dieser gegenwärtigen Welt, die Asen (Götter) sich trafen, Opfersteine [1]) und Tempel [2]) hoch aufbauten, Öfen setzten, Zangen bildeten, Schmiedewerkzeuge [3]) fertigten, Kostbarkeiten schmiedeten, die Kräfte erprobten, und Alles versuchten, im Hofraume würfelten, heiter waren, keinen Mangel an Gold hatten, bis drei übermächtige Thursameyiar (Riesenmädchen) aus Jotonheimar (den Riesenwelten) kamen. Nach dem Untergange dieser Welt, wenn die wellengrüne Erde zum zweiten Male aus dem Meere gestiegen ist, werden sich die Asen auf Idavöllr finden, über den mächtigen Moldthinur (Erdumspanner, die Erde umschlingende Schlange) urtheilen, und sich dort der Großthaten [4]) und der alten Runen Fymbultyr's (Odin's) erinnern. Dort werden nachher (d. h. wiederum) diejenigen wundersamen goldenen Tafeln oder Würfel [5]) im Grase gefunden, welche in der Frühe der Tage der Fólkwaldur (Heerführer) der Götter [6]) und Fiölnir's (Odin's) Geschlecht hatten. Unbesäet werden die Äcker wachsen. Alles Übel wird aufhören. Balldur wird kommen. Balldur und Hödur, die Götter, welche sich schlugen oder erschlagen wurden, werden Hropts (Odin's) glückliche Wohnungen gut bewohnen. Das Valtivar (Schlachtgötter) ist durchaus kein müßiger Zusatz, sondern bezieht sich darauf, daß Balldur von Hödur erschlagen ward, und Hödur von Balldur's Bruder Wali. Da alles Übel aufhören wird, so hat das Valtivar nicht die Bedeutung von künftigen, sondern von gewesenen Schlachtgöttern, welche sich feindlich gegenüber gestanden haben, aber nun bei dieser glücklichen Zeit friedlich beisammen wohnen werden. So schildert die Völuspá Str. 7—8 die ersten Zeiten, welche die Götter am Anfange dieser Welt auf dem Idavöllr verleben, und Str. 54—55, was am Anfange der künftigen Welt auf dem Idavöllr geschehen wird, nämlich wie auf diesem Gefilde die Götter, nachdem sie sich hier Heiligthümer erbaut hatten, am Anfange dieser Welt eine selige Zeit verlebt haben, und wie in der zweiten Welt das heitere, durch Spiel ergötzte Leben wiederkehren wird. Die Völuspá hat dem Verfasser der Gylfaginning in der jüngern Edda zur Quelle gedient, doch hat er auch eigenthümliche Zusätze, entweder aus eigener Zuthat, oder wahrscheinlicher aus einer mündlichen Sage, welche sich als Erläuterung dessen, was das Lied Namens Völuspá besagt, gebildet hatte. Nach der Sage, wie sie die jüngere Edda aufbehalten, erzählt Har auf Gangleri's Frage, was Allvater, nachdem er mitten in der Welt Asgard aufgebaut, gethan habe, Folgendes: Zuerst setzte Allvater Steuermänner (d. h. Regenten) in die Sitze, und befahl ihnen, mit ihm über die Schicksale der Menschen zu richten, und für die Einrichtung der Burg zu sorgen. Das war dort, wo es Idavöllr hieß, mitten in der Burg. Ihr erstes Werk war die Erbauung desjenigen Tempels [7]), in welchen sie ihre zwölf Sitze setzten; ein anderer noch ist derjenige Hochsitz, den Allvater hat. Es ist das beste und größte auf Erden gefertigte Haus. Ganz ist es außen und innen wie Gold, und auf der Stelle [8]), welche man Gladsheim nennt. Einen andern Saal (Wohngebäude) machten sie. Ihn hatten die Göttinnen, und er war ein allschönes Haus. Das nennt man Wingolf. Darnächst setzten die Asen Öfen, und verfertigten Hammer, Zangen und Ambose, und darnach alles andere Schmiedezeug [9]), und darnach schmiedeten sie Gold, und alles Hausgeräth, und Reitzeug hatten sie von Golde, und dieses Zeitalter heißt Goldalter, bis es durch das Dazukommen von Weibern, welche aus Jotonheimar (den Riesenwelten) kamen, verdorben ward. So nach der Gylfaginning in der jüngern Edda bei Resenius, Dämisaga **11**, bei Rask S. **14**. Sowie man hier deutlich erkennt, daß dieser Sage von Idavöllr das, was die Völuspá davon enthält, zu Grunde gelegen, aber etwas anders gestaltet und vermehrt wurde, so findet dieses auch bei dem statt, was die Gylfaginning weiter unten erzählt (bei Resenius, Dämisaga **49**, bei Rask S. **76**), nur daß das, was von Widar und Wali und Modi und Magni gesagt wird, aus den Wafthrudnismál Str. **57**. S. **32** hinzugesetzt ist. Auf Gangleri's Frage, was werde, nachdem der ganze Himmel verbrannt, alle Götter, alle Einhiriar und alles Menschenvolk todt sind, erzählt Har unter anderm. Aus der See schießt dann eine schöne und grüne Erde empor. Unbesäet wachsen da die Äcker, Widar und Wali leben, sodaß Surti's Flamme ihnen nichts geschadet hat, und sie wohnen auf Idavöllr. Dort erscheinen Thor's Söhne, Modi und Magni [10]). Demnächst kommen dahin Balldur und Hödur von Hel. Sie setzen sich dann zusammen, und reden mit einander, und erinnern sich ihrer geheimen Gespräche [11]), oder ihrer Ru-

1) Altäre, haury. 2) hof. 3) tól. 4) oder Kraftbeschlüsse, megindómar. 5) gullnar tanflor, letzteres bedeutet sowol das Bret, auf welchem gewürfelt, oder das Bretspiel gespielt wird, als auch die Würfel, mit denen gewürfelt, oder die Steine, mit denen im Brete gespielt wird; vgl. oben, wo Str. 8 der Völuspá von den auf Idavöllr spielenden Göttern gesagt wird: teflodo, täfelten, d. h. würfelten, oder spielten das Bretspiel. 6) fólkvaldr goda, der Walter über die Schlachtreihe der Götter ist Odin.

7) hof. 8) oder nach der anderen Lesart: eins (nämlich ein anderes Haus) an dieser Stelle nennt man Gladsheim, sodaß nach dieser Lesart Gladsheim ein von jenem Gebäude, in welchem zwölf Göttersitze und ein Hochsitz für Allvater war, verschiedenes Gebäude, aber auch auf Idavöllr gelegen, wäre. 9) tól. 10) Dieses ist nach den Wafthrudnismál Str. 51. S. 52, wo es heißt: Widar und Wali bewohnen die Heiligthümer der Götter, da, wenn Surti's Flamme verloschen ist, Modi und Magni sollen Miölnir haben u. s. w. 11) minnast á raunir sinir nach der kürzern Bearbeitung der Gylfaginning bei Resenius.

nen [12]), und reden oft von denjenigen Zeitungen (Ereignissen), welche vorher gewesen sind. Da werden dort im Grase diejenigen Goldtafeln (oder goldenen Würfel) gefunden, welche die Asen gehabt hatten. Der Idavöllr erscheint also auch hier als der Ort, wo die Asen zusammenkommen, sich unterhalten und spielen, und am Anfange der Tage auch die ersten Geschäfte verrichteten, indem sie sich hier Heiligthümer erbauten, und Öfen, Schmiedewerkzeuge machten, und Geräthe schmiedeten. Da mit wenigen Ausnahmen die Eigennamen, welche in der nordischen Mythologie vorkommen, aus der altnordischen Sprache genommen sind, so wird auch am schicklichsten der Name Idavöllr aus dieser Sprache erklärt, id steht für idn oder idia, Arbeit, Fleiß &c., sodaß ida in Idavöllr der Genitiv der Mehrzahl ist, und Idavöllr also Gefilde der Arbeiten, der Geschäfte bedeutet, und der Sage von diesem Gefilde sehr entsprechend, da sich die Asen hier gemeinschaftlich beschäftigen. Aus der nordischen Sprache genommen ist auch die Zusammenstellung des Idavöllr mit ida, yda, eilig herumschweifen oder spazieren gehen, desgleichen zusammenströmen, branden, und id, Zusammenströmung, ida, yda, Zusammenströmung, Brandung, Wasserfall. Diese Zusammenstellung hat Finn Magnusen, doch bemerkt er, daß Idavöllr auch durch operum, operationum vel facinorum campus erklärt werden könne. In den goldenen Bretsteinen oder Würfeltafeln findet er die Gestirne des Himmels, welche auf ähnliche Weise neben einander gestellt seien, räthselhaft angedeutet, und glaubt, daß der Idavöllr den östlichen Theil des Himmels bedeute [13]). Mit dieser Deutung läßt sich auch die Erklärung durch „viretum, en grön Plads" (ein grüner Platz), welche Biorn Haldorson hat [14]), in Verbindung bringen. Der Himmel wird nämlich in den Hákonarmál die grünen Wege oder Welten der Götter genannt. Die Erde, welche nach der Völuspá Str. 52. S. 51 zum zweiten Male aus dem Meere emporkommt, heißt idia gröna, welches wellengrün [15]) am Wahrscheinlichsten bedeuten dürfte. Es könnte also wol auch, da die Dichter den Himmel durch die grünen Wege oder Welten der Götter umschreiben, das Ida in Idavöllr für idia stehen, und darunter ein besonders schönes Wellengrün verstanden werden, und das Gefilde Wellengefilde [16]) heißen, weil der Himmel Ähnlichkeit mit der See hat. Daß unter dem Idavöllr der Himmel zu verstehen, ist sehr wahrscheinlich, da es in der 56. Str. S. 54 der Völuspá heißt: Dann kann (wird) Hönir Hlaut (Opferblut) erhalten, und die Söhne zweier Brüder den weiten Windheim (die weite Windwelt) bewohnen. Vorher wird erzählt, wie die Asen sich auf Idavöllr treffen. Der weite Windheim (Umschreibung des Himmels) ist also wol eins mit dem Idavöllr. Da die Nordmannen vieldeutige Benennungen liebten, so war ihnen der Name Idavöllr sehr angenehm, weil sich in das Wort sowol die Bedeutung von Gefilde der Geschäfte, zu welchen den Asen diese Ebene (d. h. der Himmel) diente, als auch die Bedeutung von Wellenfeld, wie sie den Himmel in Beziehung auf seine Ähnlichkeit mit dem Meere nannten, legen ließ. Der Name Idavöllr läßt sich also herrlich sowol aus der nordischen Sprache, als aus dem Geiste der Nordmannen überhaupt erklären, und die Bemerkung Mone's [17]), daß Idavöllr „fremd" klinge, ist unbegründet. Wem die Erklärung des Namens aus dem Altnordischen nicht die passendste dünkt, halte ihn wenigstens mit andern teutschen Mundarten zusammen, wie Grimm (Teutsche Mythol. S. 476) das gothische ith, id, althochteutsch it, in der Zusammensetzung ita, angelsächs. ed (Grammat. II, 257. 758), Wiederkehr und festliche Erneuerung ausdrückend, idimál (solemnia) Diut. I, 274a. Itaberga. nom. propr. (*Pertz* I. 316) mit Idavöllr vergleicht, indem er Folgendes bemerkt: „Das Paradies ist ein verlorenes. Der neugrün aus der Fluth steigenden Erde, dem Idhavöllr, in dessen Grase die Götter Goldtafeln (zum Spiel) finden (Saem. 9b. 10a), steht ein geschwundenes goldenes Zeitalter gegenüber, worin Milch und Honig flossen; Untergang und Erneuerung folgen sich im kreisenden Laufe, und die Identität der Begriffe Zeit, Welt und Schöpfung leuchtet ein, Zeit und Raum fallen hier in einander." Ungeachtet so Grimm das, was die Völuspá enthält, nicht ganz richtig aufgefaßt

12) minnast á runar sinar, erinnern sich auf ihre Runen (Buchstaben, Wissenschaften, Gespräche), nach dem vollständigern Werke der Gylfaginning bei Rask, welches den Worten der Völuspá ok minnaz fimbultys fornar runar, und erinnern sich an Fimbultyr's (Odin's) alte Runen, besser entspricht. 13) Finn Magnusen, Den äldre Edda. Bd. IV. S. 247. Eddaläeren og dens Oprindelse. Bd. I. S. 25. 26. Lex. Mytholog. p. 463. 14) Lexicon Islandico-Latino-Danicum *Biörnis Haldorsonii*. Vol. I. p. 426. 15) Das idia-gröna in der Str. 52 der Völuspá:

Sér hon uppkoma audro sinni
Jord or aegi idia gröna

hat den Übersetzern viel zu schaffen gemacht. In der übrigens trefflichen lateinischen Übersetzung der Völuspá im 3. Bde. der großen Ausgabe der Edda Sämundar wird es übertragen durch *pulchro virentem*, in der Anmerkung sagt der Übersetzer, daß er meine, es bezeichne ein Grün, womit Meer- und Wasserpflanzen den Grund überziehen, und im Glossar nimmt er idia für isia, wodurch wir wiesengrün erhalten. Aber wie die folgenden Zeilen falla forsar u. s. w. lehren, wird die Erde, wenn sie aus dem Meere steigt, als mit Wasser bedeckt gedacht, welches nun erst abfließt; idia ist daher am natürlichsten als zweiter Fall der Mehrzahl von id, Welle, zu nehmen: „Sie sieht zum andern Male die Erde aus dem Meere steigen wellengrün (wassergrün). Die Wasserstürze fallen; es fliegt der Aar darüber, er, der auf dem Gebirge Fische fängt." Die Wola kann also, da nun erst, nachdem die Erde aus dem Meere gestiegen, das Wasser abfließt, die Erde nicht „herrlich grün," wie Legis überträgt, aus dem Meere kommen sehen, sondern nur wellengrün, welche Bedeutung auch idia gröna wörtlich übertragen gibt. Andere helfen sich in der Deutung jener Stelle in der Völuspá anders. Der Übersetzer bei Resenius z. B. S. 96 gibt die Stelle: terra ex mari emerget viridis, seu terra arida ex aquis denuo emerget; Sandvig überträgt idia-gröna durch „evig grønnend'," Studach durch „allgrün," Ettmüller in der Übersetzung durch „über und über grün," und im Glossar durch itrgróinn, Adj. „rein grün," itr (im Fäm. ithia) u. s. w., aber es müßte ja dann ithia in der Beugung ithiu stehen.

16) Sowie idia-gröna wörtlich wellengrün heißt, wie in der vorigen Anmerkung gezeigt ist, so kann, wenn wir das ida als Genitiv der Mehrzahl von id, Welle, nehmen, auch Ida-völlr wörtlich Wellenfeld bedeuten. 17) Gesch. d. Heidenth. im nördl. Eur. I. S. 334.

hat, (dem Idavöllr steht nämlich kein verschwundenes goldenes Zeitalter gegenüber, denn das erste goldene Zeitalter am Anfange dieser Welt verlebten die Götter ja ebenfalls auf dem Idavöllr, sowie sie daselbst das zweite goldene Zeitalter nach dem Untergange dieser Welt und der Erneuerung der Erde zubringen werden,) so ist doch die Erklärung des Idavöllr durch Feld der Wiederkehr und festlichen Erneuerung der Sache sehr angemessen, da, wenn das zweite goldene Zeitalter eintritt, auch der Idavöllr wieder erscheint, und zwar unter Festlichkeiten; denn wie die Völuspá ausdrücklich bemerkt, wird Hönir Hlaut (Opferblut) empfangen. Obschon der Name Idavöllr sowol aus dem Altnordischen selbst, als aus seinen Schwestermundarten passende Erklärungen gefunden, so hat man sich doch bereits sehr früh auch nach fremdländischen Erklärungsmitteln umgesehen, und hierbei bot sich vor allem der Berg Ida dar, wiewol Idavöllr, Idaebene, besagt, und der Name nicht Idafiall (Idaberg) oder Idafiöll (Idagebirge) lautet. Dieses ist wol auch der Grund, warum der Verfasser des spätern Einschiebsels in die Gylfaginning, wodurch Asgard als Troja gedeutet wird, und auch der Verfasser der spätern Vorrede zur jüngern Edda, sowie auch der, welcher den auch später verfaßten Epilogus zum ersten Theile der jüngern Edda hinzugefügt hat, obschon auch sie Asgard für Troja erklären, doch dabei mit keiner Sylbe erwähnen, daß der Berg Ida der Idavöllr (die Idaebene) sei. Sie thun dies vielleicht auch nicht, weil sprachliche Rücksichten sie davon abhielten, sondern weil der Berg Ida ihnen überhaupt entgangen ist. Neuere haben jedoch zu der Deutung Asgards als Troja noch dieses hinzugesetzt, daß der Idavöllr (die Idaebene) der Berg Ida bei Troja sei. Doch ist der Berg Ida auf Kreta ebenfalls so berühmt, daß es auch nicht an solchen fehlte, welche bei Idavöllr an diesen dachten. Namentlich bemerkt Stephanus Olai bei Resenius, daß nothwendiger Weise durch Idavöllr jene Stelle auf Kreta bezeichnet werde, da Kreta die Wiege des Jupiter genannt worden sei, und außer andern Virgilius diesen Berg Lib. III. Aeneid. erwähne:

Creta Jovis magni medio jacet insula Ponto
Mons Idaeus ubi et gentis cunabula nostrae,

welches auch Kallimachus oder sein Übersetzer erzähle im Hymnus:

Juppiter Idaeis ajunt te montibus ortum,

sowie auch Dionysius:

Creta Jovis magni nutrix veneranda feraxque
Et frugum et pecoris, nemorosa huic imminet Idae,
Ida frequens pinis et quercubus optima mater.

Hierbei scheint den Olai auch der Umstand zu begünstigen, daß der Verfasser der spätern Vorrede zur jüngern Edda, welcher die Sagen vom Jupiter an den Saturnus knüpft, und diesen für eins mit dem nordischen Niordr erklärt, den ursprünglichen Wohnsitz desselben nach Kreta setzt, ohne jedoch des Berges Ida dabei zu gedenken. Die beliebteste lateinische Übersetzung des Idavöllr ist geworden Idae campus und campus Idaeus, sowol bei Resenius, als auch in der übrigens weit vorzüglicheren Übersetzung der Völuspá im dritten Theile der großen Ausgabe der Edda Sämundar, und im Lexicon Mythologicum ebendaselbst. Ja, Magnus Olasson bei Resenius geht so weit, daß er in seiner Übersetzung der jüngern E. Dämisaga 12. gesetzt hat: In eo loco mediae urbis, qui dicitur *Idu-Wöllur* (s. Idae campus) primum illorum opus erat etc. Die Form Iduvöllr würde allerdings, wenn sie nicht untergeschoben wäre, besser besagen Ida's Ebene oder Feld, als Idavöllr, wobei Ida gegen die Regeln der nordischen Sprache ohne Beugung wäre. Das á Idavelli überträgt Studach [18]) durch „in Thalen (Thälern) auf Ida;" sollte es dieses bedeuten, so müßte es heißen á Iduvölum. Seine Übersetzung sucht er durch folgende Bemerkungen zu erläutern. Den Berg Ida und seine Thäler haben Phryger, Griechen und Römer; Itá die Tübeter, der Tantalen Stätte, Idäten die Mongolen, Indea die Birmanen, sowie Ida auch in vielen alten Namen der Städte vorkommt. Die göttlichen Asen sind die ersten, die auf Ida Opfer und Hof errichten! Aedificavit autem Noah Altare Domino Gen. 8, 20, und Lucretius sagt (II, 160):

Hanc variae gentes antiquo more Sacrorum
Idaeam vocitant matrem.

Wollte man Studach auch zugeben, der Berg Ida habe die Veranlassung zur Bildung der Sage vom Idavöllr gegeben, so ist doch so viel gewiß, daß, wie die Form Idavöllr lehrt, die Nordmannen nicht dabei an den Berg Ida dachten, weil sie sonst Iduvöllr gesagt haben würden. Ja, gewiß ist, daß selbst die spätern Nordmannen, welche Asgard als Troja deuteten, und Kreta als die Wiege der Asen annahmen, doch dabei weder den Berg Ida auf dieser Insel, noch das Gebirge Ida bei Troja in Anspruch genommen haben. So viel sich jedoch auch Stephan Olai bei Resenius Mühe gibt, den Berg Ida auf Kreta als den Idavöllr geltend zu machen, so kann er sich doch auch nicht enthalten, bei Idavöllr an die Gärten des Adonis, und selbst an das Eden der Genesis zu denken [19]). Andere wieder, welche alles auf Indien, als der Ursprache und Ursage Wiege, beziehen zu müssen glauben, haben auch den Namen Idavöllr auf dieses zurückgeführt. Doch nennen die Nordmannen Indien nicht Idaland, sondern Indíaland [20]). Aber es findet sich im Texte der Resenischen Ausgabe der jüngern Edda ein Inda, welches aber weder mit dem Idavöllr, noch mit Indien in der geringsten Beziehung steht. Es heißt nämlich Dämisaga Str. 49: Das ist auch ein guter Saal, der auf Indafiöll (Indagebirge) steht, gefertigt aus rothem Golde, der heißt Sin-

18) Sämund's Edda des Weisen. Aus dem Isländ. übers. und mit Anmerk. begleitet von J. B. Studach. I. S. 9. 19) Nachdem Steph. Olai bei Resenius (Philosophia antiquissima Norvego-Danica dicta Völuspá p. 19) von dem Idavöllr als eins mit dem Berge Ida auf Kreta, weil diese Insel die Amme und Wiege Jupiter's von den griechischen und lateinischen Dichtern genannt wird, gehandelt hat, fährt er fort: Quicquid vero varia commenta poëtarum tradunt de Idaea planicie, Ida monte, Jove Idaeo, Idam domicilium Deorum faciunt, uti Adonis hortos vel ipsam Eden (Gen. 2) hanc spectare vocem vel recipere verisimiliter putarem etc. 20) d. h. Land der Indiar (Indier), Indien, s. Sögubrot I. Cap. 10 in den Fornmanna-Sögur, XI. Bd. S. 414.

dri; in diesem Saale sollen (werden) gute und sittliche Menschen wohnen. Für Indaliöll ist aber die andere bessere Lesart Nidaliöll, welche dadurch bestätigt wird, daß Nidaliöll auch in der Völuspá Str. 23. S. 41 steht, aus welcher der Verfasser der Gylfaginning das, was er vom Saale Sindri sagt, geschöpft hat, wiewol er das, was die Völuspá bemerkt, entweder nicht völlig recht aufgefaßt, oder etwas verändert hat [21]). Bei Nidaliöll konnte aber der Nordmann nicht im entferntesten an Indien denken, weil er dieses Gebirge, wie die Völuspá deutlich besagt, in den Norden setzte. Endlich findet man zur 12. Dämisaga bemerkt: Idavöllr, mitten in der Burg. Ida bedeutet Gleichgewicht, Mäßigung, Stimmung, temperantia Dämis. 54. Ida, gemäßigter Gürtel. Idun, Athene, das Gleichgewicht. Die himmlische Wage muß aufgezogen und die zwölf himmlischen Zeichen darauf gewogen werden" [22]). *(Ferd. Wachter.)*

IDDA, Sancta, Gemahlin Graf Heinrich's von Tokenburg, aus dem gräflichen Geschlechte v. Kirchberg, das in der Nähe von Ulm seinen Sitz hatte, und im J. 1510 erlosch. Von ihr erzählt die Legende Folgendes: Auf Alten-Tokenburg hatte ein Rabe ihren Brautring durch ein geöffnetes Fenster entführt, und in sein Nest getragen. Dort fand ihn ein Jäger des Grafen. Als nun dieser den Ring an der Hand des Jägers erblickte, ließ er den Unglücklichen an den Schwanz eines wilden Pferdes binden, das ihn von der Burg hinabschleifte. Die Gräfin aber wurde in den mehre hundert Fuß hohen Abgrund gestürzt, aber durch ein Wunder, oder indem sie im Gesträuche sich verwickelte, gerettet. In einem Walde lebte sie dann von Wurzeln und Wasser. Endlich wurde sie dort gefunden, aber vergeblich von dem Grafen, der jetzt von ihrer Unschuld überzeugt war, gebeten, zu ihm zurückzukehren. Nur die Erbauung einer Hütte im Walde am Fuße des Berges Hörnli nahm sie an, um von da die Kirche des nahen Klosters Fischingen besuchen zu können. Endlich zog sie in eine Zelle des damals dort befindlichen Frauenklosters, und setzte ihr strenges Leben bis zu ihrem Ende fort. Dichter und Legendenschreiber haben diese Sage, die ums J. 1180 gesetzt wird, mannichfaltig ausgeschmückt. Das Andenken derselben wird auch durch ein Grabmal im Kloster Fischingen, und durch die Verehrung der Idda v. Tokenburg als einer Heiligen fortgepflanzt. *(Escher.)*

IDDETH (عدّة), d. i. Zahl, wird bei den Moslimen als technischer Ausdruck gebraucht, um den Zeitraum zu bezeichnen, vor dessen Ablauf eine von ihrem Manne geschiedene Frau oder eine Witwe sich nach moslimischem Gesetze nicht anderweit verheirathen darf. Während desselben ist ihr auch die Theilnahme an der Wallfahrt nach Mekka untersagt. *(A. G. Hoffmann.)*

IDDO (עִדּוֹ oder עִדּוֹא, im Buche Esra auch אִדּוֹ), im A. T. mehrfach vorkommender Name. So heißt z. B. 2 Chron. 12, 15. 13, 12 ein Seher, von welchem berichtet wird, er habe Rehabeam's Thaten beschrieben; ferner der Großvater des Propheten Zacharias (Zach. 1, 1); und einige Andere von untergeordneter Bedeutung. *(A. G. Hoffmann.)*

IDE (Ἴδη), eine der Nymphen, welche Zeus in dessen frühester Jugend aufzogen *). *(R.)*

IDEA, eine der Danaiden nach Hygin (fab. 170); durch's Loos wurde sie dem Antimachos zur Gattin bestimmt. *(R.)*

IDEAL. Ideal abstammend von Idee (s. den Art.) ist eigentlich Alles, was sich auf die Idee bezieht, sie in einer besondern Form offenbart und auf sie, als auf seinen höhern Grund, zurückweist: das Ideal also ist das der Idee entsprechende Sein. Da nun die Idee, nach Platon, das wahre, unvergängliche Sein der Dinge ist, wie es gleichsam vor dem Auge des Geistes, der Vernunft, in der Klarheit einer Gestalt angeschaut wird, im Gegensatze zu den flüchtigen Erscheinungen der Sinnenwelt, den trüben Mischungen verdunkelter Abbilder der Ideen, so bezeichnet Ideal noch bestimmter das der Idee entsprechende intelligible Sein, inwiefern dieses vorerst nur noch im Geiste erfaßt wird, ohne Existenz in der Sinnenwelt. Es sind daher so viele Ideale denkbar, als es Ideen gibt. Die höchste Idee aber, deren wir fähig sind, ist die absolute Idee, die des Unendlichen, und deshalb das absolute Wesen, Gott genannt, das höchste, absolute Ideal unserer Vernunft, und zwar das einzige, da das Absolute nur Eins sein kann. Kant nennt es das transscendentale Ideal oder das Ideal der reinen Vernunft, macht es aber sonderbarer Weise zum Inbegriffe aller möglichen Prädicate der Dinge, eines ens realissimum, woher sie den Stoff zu ihrer Möglichkeit nehmen, sodaß die Verneinungen (d. h. die Prädicate, wodurch sich die endlichen Dinge vom realsten Wesen unterscheiden,) bloße Einschränkungen einer größern, und endlich der höchsten Realität, ihres gemeinschaftlichen Substrats, sind, und steigert diese Sonderbarkeit noch durch den Gedanken, daß die objective Realität eines solchen Wesens eine bloße Erdichtung sei, wozu wir keine Befugniß haben, sogar nicht einmal die Möglichkeit einer solchen Hypothese gradezu anzunehmen, indem diese auf einem bloßen dialektischen Scheine beruht, und nichts anderes als ein regulatives Princip der Vernunft ist [1]).

Zum Göttlichen fühlt sich unser ganzes Wesen durch einen unwiderstehlichen Drang hingezogen, und was das Gemüth schon ahnend und glaubend ergriffen hat, sucht die Phantasie in Bildern zu gestalten, damit es uns näher gebracht werde und im Leben gegenwärtig sei. Hierdurch nimmt das Göttliche im Bewußtsein, nach den besondern Bedürfnissen des Gemüths, dem Grade der Geistesbildung, dem Eigenthümlichen der Naturanschauung, so-

---

21) s. die Stelle der Völuspá und die Erläuterung dazu in der 8. Sect. 8. Th. S. 260 dieser Encykl. 22) Der Schlüssel der Edda von E. Chr. Trautvetter, S. 65, über dessen Auslegungen der in der Edda enthaltenen Sagen vgl. diese Sect. 5. Th. S. 70 und den Art. Edda, Abschnitt: Deutungsarten.

*) *Apollodor*. Biblioth. L. I. c. 1. §. 5. Vgl. auch *Pausan.* Graec. descript. L. VIII. c. 47.

1) Kritik der reinen Vernunft. S. 599—609. 647.

wie der geselligen Verhältnisse mehre abweichende Formen an, und damit spaltet sich das absolute Ideal in die besondern religiösen Ideale der Völker, wie sie uns die Geschichte der Religion überliefert hat; das christliche Ideal z. B. ist von den Idealen der heidnischen Götter wesentlich verschieden. Das griechische Ideal mußte sich wieder in mehre Formen spalten nach dem persönlichen Charakter und dem eigenthümlichen Wirkungskreise eines jeden Gottes. So ist das Ideal des Apollon von dem des Jupiter sehr verschieden, ebenso die Ideale der Juno, Minerva und Venus. Durch die religiöse Begeisterung der Künstler gingen diese Ideale in die Kunst über. So finden wir bei Homer und Hesiod, den Repräsentanten und Interpreten der religiösen Weltanschauung der Griechen, einen ganzen Kreis von Götteridealen, in welchem, wie in einem Staate, Alles bis auf die dienstbaren Geister nach bestimmten Verhältnissen geordnet ist, und an welche sich die Heroen und alle um die Menschheit hoch verdiente, oder sonst ausgezeichnete Männer als Söhne, Enkel oder Günstlinge anschließen. Diese Götter waren nichts als idealisirte Bilder des Menschenlebens in griechischer Form mit allen Leidenschaften und Schwächen der Sterblichen, wie sie sich selbst in den Familienscenen offenbaren, weshalb auch die Fama sie nicht verschonte und von ihnen allerhand scandalöse Geschichten verbreitete. Schwieriger als für die Poesie war die Darstellung der Götterideale für die Plastik. Diese konnte sich nicht mit den poetischen Schilderungen der übermenschlichen Macht und Erkenntniß des Gottes begnügen, sondern sie mußte dieses Übermenschliche in einem Bilde von individueller Form und in einem bestimmten Material, Holz, Marmor, Metall, darstellen. Es mußte deshalb das Ideal erst geschaffen werden. Daher nahmen die Götterideale in dem Geiste der größten Meister, eines Phidias und seiner Schule, Polyklet, Myron, Skopas, Praxiteles 2c., eine eigenthümliche Form an. Das Idealische konnten die Künstler auf dreierlei Weise ausdrücken, theils durch übermenschliche Größe, wie die Kolosse der Minerva, des Jupiter 2c., durch Phidias und Andere, theils durch eine vollkommenere Form, theils durch den geistigen Ausdruck der ganzen Gestalt. Nach Winkelmann suchten die griechischen Künstler das Schöne aus vielen Körpern zu vereinigen; aber sie reinigten ihre Bilder von aller persönlichen Neigung, welche unsern Geist von dem wahren Schönen abzieht. Diese Wahl der schönsten Theile und deren harmonische Verbindung in einer Figur, brachte die idealische Schönheit hervor. Das Ideal ist blos zu verstehen von der höchsten möglichen Schönheit einer ganzen Figur; stückweise finden sich ebenso hohe Schönheiten in der Natur, als irgend die Kunst mag hervorgebracht haben, aber im Ganzen muß die Natur der Kunst weichen, und es ist schwer, ja fast unmöglich, ein Gewächs zu finden, wie der vaticanische Apollon ist"[2]). Hierbei hat Winkelmann offenbar nicht an eine blos portraitirende Nachahmung der Natur und eine Mosaik aus einzelnen schönen Theilen gedacht, wie schon daraus hervorgeht, daß nach seiner Ansicht die Verbindung der ausgewählten Theile in dem Ideale eine harmonische war, und folglich diese Theile in ein richtiges Verhältniß zu einander gesetzt werden mußten, sodaß daraus eine einzige in sich harmonische Gestalt erwuchs. Das Studium schöner Menschengestalten war dem Künstler bei der Bildung der Ideale nothwendig. Denn um eine übermenschliche Vollkommenheit und Schönheit zu bilden, und die Natur zu übertreffen, mußte er die schönsten Menschen aufsuchen, damit er wo möglich das Äußerste der Schönheit kennen lernte, was die Natur durch sich selbst zu erzeugen vermag. Die schönste menschliche Gestalt kam offenbar dem Ideale am nächsten. Wenn daher erzählt wird, Praxiteles habe seine vielgepriesene knidische Venus nach der Phryne, andere ihre Göttinnen nach der Lais, Theodota 2c. gebildet, oder es habe Zeuxis die Juno nach fünf Schönheiten in Kroton gemalt, so heißt dies nichts weiter, als Praxiteles entdeckte in der Phryne noch die meiste Ähnlichkeit mit seinem Ideale, der Venus, d. h. der weiblichen Schönheit, wie sie durch den höchsten Grad der Anmuth und des Liebreizes die Gemüther unwiderstehlich fesselt, nicht aber er portraitirte sie; denn wie hätten sonst die Knidier sie so hoch halten, sie göttlich verehren, ganz Griechenland nach ihrem Heiligthume wallfahrten können? Eine Steigerung über diese scheinbar vollkommene irdische Schönheit hinaus gab nun das Ideal der Göttin. Dies konnte der Künstler auf eine doppelte Weise erlangen, einmal indem er die Verhältnisse einzelner Theile, z. B. der Linien, der Stirn, der Nase 2c., änderte, um sie noch schöner zu machen, und alle einzelnen Theile in eine noch vollkommnere Harmonie zu einander setzte, wodurch der Totaleffect der Gestalt erhöht wurde; und sodann durch den Ausdruck des Göttlichen. Dieses bestand in der ewigen Jugend, in einem mühelosen, sich selbst gnügenden, seligen Dasein, wie es nur das Bewußtsein der Göttlichkeit gewähren kann, erhaben über den Kampf und den innern Widerspruch sterblicher Naturen. Zwar bedürfen auch die Götter der Nahrung, aber ebendiese verhindert das Altern; sie können verwundet werden, aber die Wunden heilen schnell; sie werden von Geschlechtslust, von Affecten ergriffen, aber diese schwellen nicht an zu der Gewalt thierischer Triebe und leidenschaftlicher Begierden, wie sie das Gemüth der Sterblichen entzweien und im Innersten zerrütten, sondern sie sind nur wie ein Hauch oder ein leichtes Gewölk, das den heitern Himmel ihres Geistes nur momentan verdunkelnd gar bald spurlos vorüberzieht. Daher haben die schönsten griechischen Götterstatuen in ihrem ganzen Wesen etwas Heiteres, Ruhiges, Sinniges, oft wie in Selbstbeschauung Versunkenes, verbunden mit einer gewissen Hoheit, Würde und Majestät. Wo die Künstler davon etwas abweichen, da geschah es, weil sie sich den Gott nur in einer bestimmten Situation gedacht hatten, wie z. B. den Jupiter als Rächer, Donnerer 2c. Am schönsten ist diese ewige Jugend, Heiterkeit und Selbstgnügsamkeit der Götter in den Idealen des Apollon und Bacchus abgebildet. Nach Winkelmann[3]) erreichten sie dies dadurch, daß sie die Formen

2) Geschichte der Kunstwerke, herausgegeben von Meyer und Schulze. 4. Bd. (Dresden 1811). S. 61—63.

3) Geschichte der Kunst. 2. Bd. S. 68.

weiblicher Jugend der Männlichkeit eines schönen Jünglings einverleibten, wodurch die Glieder desselben runder, voller und zarter wurden. Sie beobachteten dies aber überall. Selbst dem Jupiter gaben sie bei aller Erhabenheit und Majestät eine wellenförmige Fülle der Muskeln, welche das Hervortreten der Knochen und der einzelnen Muskeln mit ihren Sehnen, und damit das Harte und Eckige verhindert. Dies stimmte mit ihren religiösen Vorstellungen genau zusammen. Da die Götter keine so grobe Nahrung wie die Menschen genießen, alle Handlungen ohne Mühe verrichten und nicht altern, so bedürfen sie auch nicht solcher Organe zur Verdauung und Assimilation, keines solchen Apparats von Muskeln und Nerven; ihre ganze Gestalt verfällt nicht wie bei alternden Menschen. Dagegen ließen sie in der Bildung der Heroen und Athleten die einzelnen Muskeln und Sehnen in ihrer ganzen Kraft hervortreten, weil sie hier, was menschliche Kraft vermag, zu veranschaulichen suchten. Der Unterschied beider Bildungen zeigt sich am auffallendsten in dem Ideale des Herkules. Diesen bildeten sie in der frühesten Jugend mit Hinsicht auf seinen erhabenen Ursprung, ähnlich den Göttern in fast zweideutigem Geschlechte, aber mit prophetischer Andeutung seiner ungeheuern Stärke in der angeschwollenen Stirn; während seines zwölfjährigen, thatenreichen, aber mühevollen Laufs mit allen Zeichen der größten physischen Stärke, deren die menschliche Gestalt fähig ist, in der gedrungenen Stirn, den breiten Schultern, Nacken und Brust, und allen den Muskeln und Nerven, deren er zu seinen Arbeiten bedurfte; endlich nach seiner Verklärung in dem Bewußtsein des vollendeten, der irdischen Beschwerden enthobenen, sich selbst gnügenden, seligen Daseins. Deßhalb verschmäheten es die Künstler nicht zur Vollendung dieser Ideale selbst aus dem Thierreiche Formen zu entlehnen. So gaben sie dem Herkules zur Andeutung seiner außerordentlichen Stärke einen breiten, gewaltigen Stiernacken, und dem Jupiter von der Stirn sich erhebende und bogenförmig herabfallende Haare, wie an einem Löwen. Zugleich ergibt sich hieraus, daß die griechische Plastik in der Darstellung der Götterideale unter allen Künsten die schwierigste Aufgabe hatte. Denn es gehörte dazu 1) das klare Bewußtsein der Idee des darzustellenden Gottes; 2) die Individualisirung dieser Idee in der Phantasie zu einer göttlichen Gestalt von überirdischer Schönheit und Vollkommenheit, die Conception des Ideals. Endlich 3) die vollkommene Versinnlichung dieses Ideals in einem Stoffe, dessen widerstrebende Natur bezwungen werden mußte, eine vollkommene Meisterschaft der mechanischen Ausführung. Erwägt man dieses Alles und vergleicht damit die schönsten Antiken aus den Blüthenaltern der Kunst, von denen uns die Zeit nur Weniges, und auch dieses meistens verstümmelt oder in einzelnen Bruchstücken gegönnt hat, so muß man der Plastik unter allen Künsten den Preis zuerkennen, und Winkelmann's Begeisterung erscheint gerechtfertigt und als der Wiederhall derselben Ideen in einer verwandten Seele. Nach der Individualität der künstlerischen Phantasie, der Natur des Stoffs, und der kunstgerechten Behandlung desselben war eine fast unendliche Mannichfaltigkeit der Situationen und Formen denkbar, welches die verschiedenen Style und in ihrer Geschichte die Epochen der Kunst erzeugte. Daraus ergibt sich zugleich, daß zwar jede vollendete Schönheit durch die Kunst idealisch ist, und eine Beziehung aufs Unendliche hat, nicht aber jedes Ideal schön ist. Schön ist nur die gelungene Darstellung der Idee in einem sinnenfälligen Werke, und das vollendete Kunstschöne eine wahre in sich geschlossene Schöpfung. Ist aber das Gemüth des Künstlers des höchsten Aufschwunges der Begeisterung gar nicht fähig, ist er nicht zum klaren Bewußtsein des Göttlichen, oder der reinen Menschheit gelangt, fehlt es ihm an Geschmack, seiner Phantasie an wahrer Schöpferkraft, ist er nicht Meister in dem Technischen, so wird er entweder sich gar nicht über die Natur erheben, ja diese in ihren schönsten Gestalten nicht einmal erreichen, oder will er sie übertreffen, sich bald ins Rohe, Ausschweifende, Unnatürliche und Fratzenhafte, bald ins Überladene, Gesuchte, Gezierte und Gekünstelte verlieren. Beispiele hierzu liefert die ganze Kunstgeschichte. So war das ägyptische Ideal gar nicht schön, die griechische Plastik arbeitete Anfangs ganz im ägyptischen Geschmacke, erst nach und nach erhob sich ihr Genius zur wahren Schönheit, und auch hier erhielt er sich weder auf gleicher Höhe, noch erzeugte er Werke von gleichem Werthe, er sank wieder, erhob sich aufs Neue, bis seine Schöpferkraft ermattete und zuletzt ganz erlosch.

Das Gesagte gilt von jeder Kunst. Jede wahre Kunst beruht auf Ideen, und ist nur eine besondere Form der einen Kunst, aber unterschieden von den übrigen, theils durch den Stoff, in welchem sie bildet, theils durch die Mittel, die ihr zu Gebote stehen. Darnach bestimmen sich die Grenzen einer jeden Kunst. Sie kann die Ideen nur verwirklichen, so weit als es die zu bearbeitenden Materialien und ihre Mittel gestatten. Damit erhalten auch die Ideale in jeder Kunst gleichsam eine besondere Färbung, sie reflectiren dasselbe Licht auf eine eigenthümliche Weise. Eine Vergleichung der Künste in dieser Beziehung würde uns hier aber zu weit führen.

Das Ideal ist jedoch nicht blos auf die Kunst beschränkt, sondern es umfaßt die ganze Ideenwelt. Überall, wo wir uns ein reineres, vollkommneres Sein als die Erfahrung uns bietet, vorstellen, und unsere Phantasie davon ein Bild entwirft, idealisiren wir. Und dies geschieht durch einen natürlichen Trieb, welcher mit unserm ganzen Wesen so innig verwachsen ist, daß die Wurzeln desselben selbst in dem Gemeinen und Ungebildeten nicht ganz vertilgt werden konnten. Denn wer verdiente wol noch Mensch zu heißen, in dessen Gemüth niemals die Ahnung des Göttlichen sich geregt, der nie die Sehnsucht und das Streben nach dem Bessern gekannt, nie in der Jugend das Bedürfniß der Liebe und Freundschaft gefühlt, und niemals wenigstens den schönen Traum einer vollkommneren Wirklichkeit geträumt hätte? Man könnte sagen, in jedem Menschen sei hinter dem erscheinenden ein idealer Mensch verborgen, das Bild reinerer Menschheit welches zwar durch ein unglückliches Geschick verdeckt oder verdunkelt, verzogen und entstellt, aber niemals ganz ausgelöscht werden kann. Diese idealisirende Thätigkeit unsers

Geistes ist nothwendig und von unserer Bestimmung unzertrennlich. Denn jeder Fortschritt im Wahren, Guten ꝛc. setzt voraus: Zuerst das Bewußtsein eines vollkommneren Zustandes, als Norm und Regulativ unserer Thätigkeit, die Idee, und in der Bestimmtheit der Form das Ideal; sodann ein Bewußtsein der Unangemessenheit unsers gegenwärtigen Zustandes zu der Idee; und endlich eine Umgestaltung dieses Zustandes nach der Idee, wodurch er derselben ähnlicher wird. Daher sehen wir bei jedem Volke, sobald es sich der Barbarei entwindet, folgende Ideale ins Leben treten: 1) das Ideal der Religion; 2) das Ideal der Kunst; 3) das Ideal der Wissenschaft, d. h. das Bild eines vollkommenen, in sich harmonischen, sich selbst genügenden Wissens, wovon jeder Irrthum, Widerstreit, Inconsequenz, sowie die Surrogate des Wissens, der Glaube, das Wahrscheinliche, die Hypothesen ꝛc. ausgeschlossen sind. Dieses Ideal der Wissenschaft als solches ist das logische Ideal. Außerdem hat aber jede einzelne Wissenschaft ihr eigenthümliches Ideal. Das höchste wissenschaftliche Ideal ist das der Philosophie. Die Philosophie ist nämlich der Idee nach die Wissenschaft des Absoluten, Unendlichen in seinem Verhältnisse zum Endlichen. Sie begreift mithin die Principien aller übrigen Wissenschaften in sich, und umfaßt die gesammte Thätigkeit des Menschen im Theoretischen und Praktischen. Die praktischen Ideale zeichnet die Ethik. Wir können uns z. B. einen reinen Willen denken, der so kräftig ist, daß er jedem Antrieb zum Bösen, er entspringe nun aus der Sinnlichkeit oder dem selbstsüchtigen Streben, zu widerstehen vermag, und alle Gesinnungen und Handlungen so durchdringe, daß das ganze Leben in sich befriediget, harmonisch, und jeder Mislaut entweder im Entstehen unterdrückt oder ohne große Anstrengung aufgelöst wird. Besondere Formen dieser Ideale sind das der Weisheit, der Tugend, der Liebe ꝛc. Zugleich enthält die Ethik die Rechtfertigung der Ideale. Denn müßte die Verwirklichung der Ideale nicht unter die Güter des Lebens gerechnet werden, so würde auch das Streben darnach als unsittlich zu verwerfen und andern blos materiellen Zwecken zuzuwenden sein. Das höchste im Leben zu verwirklichende Ideal ist das des Staats, in welchem sich alle einzelnen Ideale zu einem höhern vereinigen. Man nehme einem Staate die Religion, denke sich ihn ohne Wissenschaft, ohne Kunst, ohne Recht und Sittlichkeit, so sinkt er in sich zusammen, oder erkrankt, sein dürftiges Dasein nur mit Mühe fristend. Die Verwirklichung dieser Idee ist deshalb auch die schwierigste, weil die Tendenzen besonderer kleinerer Gesellschaften, Corporationen ꝛc., sowie die persönliche Freiheit und die selbstsüchtigen Interessen der einzelnen mit dem Wohle des Ganzen sich nur unvollkommen vereinigen lassen. Diese sich durchkreuzenden Interessen sind der Herd aller umwälzerischen Bewegungen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die allgemeinmenschlichen Ideale in jedem gebildeten Volke nach der ganzen Art und Weise seines Seins sich auf eigenthümliche Weise gestalten werden. Man kann in der Weltgeschichte drei Hauptformen dieser Ideale unterscheiden: das antike Ideal der Griechen und Römer, das Orientalische, und das Christliche, welches sich am reinsten in den germanischen Völkern und ihren Mischungen mit den römischen gestaltet hat; was Einige das romantische und moderne Ideal nennen, ist nur eine besondere Form des christlichen. Das antike Ideal begreift die gesammte Weltanschauung der Griechen und Römer, wie sie sich in ihrer Religion, Kunst, Wissenschaft, der Verfassung, dem ganzen öffentlichen und Privatleben geoffenbart hat, um die allgemein-menschlichen Ideale zu verwirklichen. Ein ruhmwürdiger Versuch, einen idealen Staat vom Standpunkte griechischer Weltanschauung zu construiren, ist uns in der Platon'schen Republik erhalten worden. Die ideale Weltanschauung vom Standpunkte des Christenthums aus, ist das christliche Ideal. Wie verschieden von den antiken sich in ihr die Kunstideale gestalteten, zeigt am Auffallendsten die Malerei. Die Gottheit im Geiste des Christenthums liegt außer den Grenzen der Malerei; von dem allmächtigen Schöpfer der Welt kann es kein entsprechendes Bild geben. Die meisten Maler wählten die Greisesgestalt. In diese läßt sich allerdings etwas Ehrfurchtgebietendes, Majestätisches legen, sowie sie das Bild der Weisheit und Ruhe gibt, aber sie erweckt zugleich die Vorstellung des Alters und der Abnahme der Kräfte, was der Idee der Gottheit absolut widerstreitet. Auch in der Darstellung der Engel, dem Ideale der Christusgestalt und der Madonna, sind viele Misgriffe geschehen, und selbst große Maler haben sich nicht immer zum Ideal-Schönen erhoben.

Ideal als Adjectivum, (auch ideell oder idealisch) bezeichnet das durch das Ideal Bestimmte, demselben Entsprechende, es sei nun schön oder nicht. So ist eine ideale Schönheit, z. B. ein ideales Bild einer Person, diejenige, welche der Künstler nach der Idee, oder zur Verwirklichung eines Ideals gebildet hat, im Gegensatz zu einem Portrait; ein idealer Staat, der Staat, wie ihn der Philosoph nach der Idee construirt, z. B. die Platon'sche Republik, im Gegensatz zu den Verfassungen der wirklichen Staaten. Ebenso Idealrecht. Da auf diese Weise das Ideal das blos in unsern Vorstellungen Existirende, von unserm Geiste frei Gebildete bezeichnet, so nennt man ideal auch das Subjective, wie unsere gesammte Seelenthätigkeiten und ihre Producte, als Anschauungen, Vorstellungen ꝛc., im Gegensatze zu dem Wirklichen außer uns, und nennt dieses das Reale. Daher halten Viele, z. B. die bloßen Empiriker, gemeine Geschäftsleute dieses Reale, das außer unserm Geiste Existirende, für das allein Wirkliche, und verbinden mit dem Idealen die Vorstellung des Erdachten, Eingebildeten, Träumerischen, ein in den Idealen lebender Geist gilt ihnen für einen Phantasten, und der Versuch, Ideale zu realisiren, für Schwärmerei. Dies ist aber unrichtig. Sowie der Geist höher steht als die Natur außer uns in ihrem bewußtlosen Wirken, so sind auch die Ideen und Begriffe desselben in einem eminenten Sinne wirklich, nicht wie etwas uns sinnlich erscheint, sondern wie es seinem Begriffe nach ist, gedacht werden muß, so ist es wirklich, an sich. Ja selbst das Reale der Erscheinungswelt ist und besteht nur durch Kräfte, die als solche nicht selbst

in die Erscheinung fallen, mithin etwas Intelligibles, Ideales sind, und deshalb kann man sagen: das Ideale ist das allein Wirkliche, das sogenannte Reale hingegen, die Erscheinungswelt blos Product des Idealen. (*Bachmann.*)

IDEAL. Die damit zusammengesetzten Wörter finden ihre Erklärung zum Theil schon in dem vorhergehenden Artikel; wo dies aber nicht der Fall sein sollte, sehe man die einfachen Wörter, denen Ideal vorgefügt ist. (*R.*)

IDEALISIREN ist die Thätigkeit des Geistes in dem Bilden der Ideen und der Ideale. Sie beruht auf den Bedürfnissen unsers höhern Selbst, und regt sich, sowie die niedern, blos auf die Erhaltung unserer physischen Natur gerichteten Bedürfnisse ihre Befriedigung erhalten haben (s. Ideal). (*Bachmann.*)

IDEALITÄT ist die Eigenschaft, oder im Allgemeinen das Sein eines Dinges, wodurch es der Idee oder dem Ideale entspricht, oder wenigstens ihm ähnlich ist; oder auch das blos subjective Sein im Gegensatze zum Realen, z. B. die Idealität eines Kunstwerks besteht darin, daß es eine Idee oder ein Ideal darstellt, welches als solches nicht in der Erscheinungswelt existirt, obgleich das Kunstwerk selbst ein Erscheinendes ist, in die Sinnenwelt fällt; die Idealität der Vorstellungen soll ausdrücken, daß sie als solche blos in uns, den vorstellenden Wesen, sind, nicht aber außer uns als etwas Selbständiges existiren. (*Bachmann.*)

IDEALISMUS. Idealismus bedeutet eigentlich nach der Analogie von Kriticismus, Dogmatismus ꝛc. das Verfahren unsers Geistes theils in der Erzeugung der Ideale, theils in der Verwirklichung derselben in der Sinnenwelt. Der Idealismus würde sich daher auf alle Wissenschaften und Künste, und auf das ganze Leben erstrecken, da die idealisirende Thätigkeit Alles umfaßt. Da aber das Ideale (s. Ideal) auch dasjenige bezeichnet, was blos in unserm Geiste als Vorstellung, Gedanke ꝛc. existirt, ohne ein objectives Sein in der Sinnenwelt, welches man im Gegensatze zu demselben das Reale nennt, so nimmt man den Ausdruck Idealismus in der Philosophie gewöhnlich in einem engern Sinne, und versteht darunter den Lehrbegriff, oder die Annahme, daß nur das Ideale, der Geist und seine Vorstellungen das wahrhaft Wirkliche seien, das sogenannte Reale hingegen, die Außenwelt, die Natur außer uns nur ein durch das Ideale bedingte, von ihm abhängige Sein. Der Idealist leugnet nicht das Dasein der Außenwelt, zu deren Anerkennung uns unser Bewußtsein nöthigt, denn dies würde dem gesunden Menschenverstande völlig widerstreiten, aber er behauptet, wir kennen diese Außenwelt nur durch unsere Vorstellungen, zu denen auch die Empfindungen und Anschauungen gehören; wir erblicken mithin in der Außenwelt nur Producte unsers Vorstellungsvermögens; das außer dem Kreise unserer Vorstellungen Liegende ist für uns gar nicht vorhanden, ist für uns so gut als Nichts. Daher gibt es von dem idealistischen Standpunkte aus zwei Classen von Vorstellungen; solche, denen nichts außer uns entspricht, wie die von uns frei gebildeten, die erdichteten, die des blos Möglichen ꝛc.; und diejenigen, die wir auf eine von Außen kommende Veranlassung mit Nothwendigkeit erzeugen; weshalb wir die Gegenstände derselben außer uns setzen müssen, sie objectiviren, und in ihrer Mannichfaltigkeit die Erscheinungswelt nennen. In der Geschichte der Philosophie aber hat der Idealismus nach der Individualität des Darstellenden verschiedene Formen angenommen, in denen er bald reiner, bald durch dunkle Vorstellungen getrübt, durch fremdartige Beimischungen und Widersprüche entstellt worden ist. Zugleich haben sich dabei manche Misverständnisse eingeschlichen, und es sind mehre Systeme für idealistische gehalten worden, die es entweder gar nicht, oder nur in einer gewissen Beziehung sind, sowie es überhaupt mislich ist, Gedankensysteme nach bloßen Classenbegriffen, wie Idealismus, Pantheismus ꝛc., zu ordnen.

Unter den Griechen wird das System der Eleaten gewöhnlich als idealistischer Pantheismus bezeichnet. Dies führt leicht irre. Im Pantheismus denkt man sich immer zwei, die Welt, oder in der Totalität der Erscheinungen, das Weltall, und die Gottheit zu Einem Wesen verbunden. Die Eleaten hingegen erklärten eine Welt in der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, worin einzelne Dinge entstehen, sich verändern und vergehen, für einen trügerischen Schein; sie nahmen dagegen an: das Sein sei einfach, sich selbst gleich, den Bedingungen des Raums und der Zeit nicht unterworfen, daher ewig, ohne Bewegung und Veränderung, weder eines Wachsthums, noch einer Abnahme fähig, sondern in sich vollendet und abgeschlossen gleich einer Kugel. Dieses Eine Sein ist Denken, und daher das menschliche darauf gerichtete Denken, inwiefern es dasselbe denkt, mit ihm identisch. Dies ist der einzige Weg zur Wahrheit, alles Andere ist Schein, Irrthum und sterbliche Meinung. Xenophanes nannte dieses Eine die Gottheit, Parmenides vermied diesen Ausdruck, wahrscheinlich um den Anthropomorphismus und jeden Gedanken an die griechischen Götter zu entfernen, aber er dachte sich dasselbe unstreitig als das Göttliche, welches kein System entbehren kann, es bezeichne nun das absolute Princip der Dinge mit diesem, oder mit einem andern Namen. Der Idealismus der Eleaten war mithin ein objectiver, oder ihr System war vielmehr, wenn man einen modernen Ausdruck gebrauchen will, Ideal-Realismus.

Idealismus ist auch unverkennbar in dem Platonischen System, sowie überhaupt der Idealismus ein nothwendiger Standpunkt der Philosophie ist, und kein System, das auf Wahrheit Anspruch macht, ihn ganz entbehren kann. Platon ordnet das Materielle überall dem Geistigen unter, die Welt der Erscheinungen ist als eine veränderliche, dem Werden unterworfene, unwahr, und nur wahr, insoweit sie die Ideen abbildet; die Materie selbst ist nur eine nothwendige Bedingung zur Offenbarung der Ideen; und gesetzt auch, es würde in dem Timäus, diesem tiefsinnigen Mythus von der Weltbildung, die Materie wirklich als ein Ewiges neben den Demiurg gesetzt, was aber dem Geiste des Systems, sowie dem Mythus, der des Stoffs nur erwähnt, weil der Künstler desselben bedarf, entgegen ist, so würde doch daraus

nicht, wie es so oft geschehen, ein wahrer Dualismus abgeleitet werden können, da die Materie nicht gleichen Rang mit dem Geiste hat, sondern von ihm eben gebraucht wird, wie ein Künstler den Stoff braucht, indem er ihr die Ideen mit Gewalt ausdrückt, und sie zwingt, diese in den mannichfaltigsten Formen abzuspiegeln; weshalb auch die ganze zweckmäßige Ordnung und Schönheit der Welt nur das Werk des höchsten, absolut guten Wesens, nicht aber das Product der blind wirkenden, sich selbst überlassenen Materie ist.

Der ausführlichen Darstellung aller idealistischen Momente in der Geschichte der alten Philosophie, sowie der des Mittelalters, können wir uns hier um so leichter überheben, da sie in den einzelnen Artikeln der Encyklopädie ohnedies zur Sprache kommen; die vorzüglichsten Gestaltungen des Idealismus aber in den neuern Systemen, von denen ihn mehre auf eine eigenthümliche und scharfsinnige Weise entwickelt haben, dürfen nicht ganz übergangen werden.

Der eigentliche Urheber der neuern Philosophie, insofern sie die Geistesfreiheit zu ihrem Ausgangspunkte hat, Descartes (Cartesius), wird auch gewöhnlich als Idealist dargestellt[1]). Dies war er aber im Grunde nicht. Der idealistische Zweifel an der Realität der Körperwelt war nothwendig, um den Geist in seinem Streben nach Wahrheit von jeder äußern Autorität, allen vorgefaßten Meinungen und Irrthümern, in die er von Jugend auf verstrickt worden, zu befreien, damit er, nur sich selbst und seinen eigenen Gesetzen vertrauend, das Gewisse um so sicherer entdecken könne. Das Zeugniß der Sinne von der objectiven Realität der Außenwelt ist aber verdächtig, theils weil die Sinne uns oft täuschen, theils weil wir im Traume manches zu empfinden und uns vorzustellen scheinen, was doch nicht ist. Der Geist ist zwar das unmittelbar Gewisse, alles andere Wissen Vermittelnde; denn wenn wir einen Gegenstand außer uns wahrnehmen, und derselbe existirt wirklich außer uns, so müssen wir, die Wahrnehmenden, auch existiren; existirt er aber nicht, so existiren wir dennoch, die wir das irrige Urtheil fällen, er sei außer uns vorhanden. Von unserm Leibe aber, und im Allgemeinen von der Materie außer uns, haben wir eine ganz klare Vorstellung; einer jeden ganz klaren Vorstellung muß aber ein Sein entsprechen. Wirkte nun Gott diese Idee unmittelbar in uns, ohne daß es eine ausgedehnte, gestaltete und bewegliche Materie gebe, so wäre er ein Betrüger, was undenkbar ist. Also gibt es eine solche Materie[2]). Damit hängt der scharfe Gegensatz zusammen zwischen Seele und Leib, oder im Allgemeinen zwischen der denkenden und ausgedehnten, geistigen und körperlichen Substanz, wodurch Descartes mehr als ein Anderer dazu beigetragen hat, einen Dualismus in Gang zu bringen, nach welchem Seele und Leib, die im Leben auf das Genaueste zu Einer Person verbundenen und in der innigsten Wechselwirkung stehenden, als unvereinbarlich gedacht werden sollen; sodaß es mehrer erkünstelter Hypothesen bedurfte, um sich diese Wechselwirkung nur nothdürftig erklären zu können. Das Bewußtsein dieses Gegensatzes und die Nothwendigkeit einer Ausgleichung bestimmte Nicol. Malebranche das Cartesianische Princip von der Evidenz des Selbstbewußtseins und dem unmittelbaren Bewußtsein Gottes in ihm auf eine idealistische Weise auszubilden, nach welcher die Materie dem Geiste ganz untergeordnet wurde. Zwar bezweifelte er nicht die Realität der Ausdehnung, der Figur und der Bewegung, und ihre Existenz unabhängig von uns, obwol der Beweis dafür sehr schwer sei, da es kein nothwendiges Band gebe zwischen der Gegenwart einer Vorstellung in unserm Geiste, und der Existenz des Dinges, welches diese Vorstellung uns vergegenwärtigt, wie der Traum und das Delirium beweisen; aber die Überzeugung von einer Welt außer uns haben wir doch nur deswegen, weil Gott will, daß uns eine solche Welt erscheine, nicht aber, weil diese Welt selbst durch ihre eigene Kraft uns zu dieser Anerkennung nöthigt. Gott hat die Welt nach seinen Ideen geschaffen. Diese, welche von ihm selbst nicht verschieden sind, vergegenwärtigen ihm stets alle Geschöpfe, ihrem Wesen nach und mit allen möglichen Modificationen ihres Seins. Sie sind fortdauernd in ihm und treten gar nicht wirklich aus ihm heraus; denn sie bestehen nur, weil er sie denkt oder anschaut, und ihre Fortdauer will. Wie alle Körper im Raume sind, und dieser selbst mit allen Körpern als eine göttliche Idee in Gott, so sind alle Geister in Gott und haben ihr Bestehen in ihm als seine Idee. Dies ist die Allgegenwart Gottes. Eine solche göttliche Idee ist auch das Menschengeschlecht, und demnach das menschliche Bewußtsein ein begrenztes innerhalb des unendlichen Selbstbewußtseins Gottes. So ist Gott mit unserm Bewußtsein auf das Genaueste verbunden. Die Idee Gottes, des Unendlichen, ist eigentlich die allgemeine Idee, in welcher und durch welche wir alle Dinge schauen. Wollen wir ein einzelnes Ding genauer betrachten, so schwebt uns schon vorher das Ganze vor, die Idee des Unendlichen, durch dessen Begrenzung wir erst die Idee des Einzelnen gewinnen, wie wir die Anschauung einer mathematischen Figur nur durch Einschränkung des unendlichen Raums erhalten (s. d. Art. Malebranche).

Idealistisch ist auch das System des Leibnitz. Anfangs der Atomistik nicht abgeneigt, verließ er diese blos mechanische, die Natur tödtende Ansicht gar bald, und erkannte, daß die wahren Principien der Einheit gar nicht in der Materie zu finden sind, weil die materiellen Dinge nur Haufen oder Complexionen unendlich vieler Theilchen sind, Zusammensetzungen, die auf einfache Einheiten hinweisen. Diese Einheiten, als die wahren Atome und Elemente der Dinge, gleichsam intelligible oder metaphysische Punkte sind die Monaden. Sie sind primitive Kräfte, Entelechien, und daher durch sich selbst in stetem Streben begriffen, wovon der Mechanismus der Körperwelt nur Folge ist. Materie besteht nur in der Undurchdringlichkeit, aber an sich selbst hat sie gar kein Streben; ohne

1) So noch von Mußman in der Preisschrift De idealismo (Berol. 1826). p. 37, wo der Idealismus des Descartes ein rationaler, oder vielmehr abstracter genannt, und auch Spinoza unter den Idealisten aufgeführt wird. 2) Vgl. besonders Medit. II. p. 9. 34. Princ. philos. P. II. §. 1.

das substanzielle Band der Monaden wären die Körper mit allen ihren Eigenschaften nur Phänomene wie der Regenbogen, oder die Spiegelbilder, eine zusammenhängende Traumwelt. Die Monaden haben eine gewisse Vollendung in sich und sind der Quell ihrer eigenen Handlungen. Sie können daher nach Naturgesetzen weder entstehen noch vergehen, sondern nur durch ein Wunder der Allmacht geschaffen und vernichtet werden. Als die einfachen belebenden und bildenden Principien der Materie können sie nicht selbst materiell, sondern sie müssen geistig sein, und da das allgemeine Moment in dem Geistesleben die Vorstellung ist, so haben alle Monaden Vorstellungsvermögen und streben durch einen innern Trieb und Begierde nach Erzeugung mannichfaltiger Vorstellungen, sowie von einem einfachen Punkte aus eine unendliche Zahl von Linien und Winkeln entspringen kann. Diese innere Thätigkeit ist der Grund aller Veränderungen in dem zeitlichen Sein der Monaden, und in ihrer eigenthümlichen Form der Grund aller besondern Eigenschaften einer jeden Monade in ihrem Unterschiede von andern, sowie aller Veränderungen in der Natur und aller Mannichfaltigkeit in den Erscheinungen. Die Vorstellungen können in einer Monade in verschiedenen Graden der Klarheit vorhanden sein, und darauf beruht die Möglichkeit einer stufenweisen Erhebung derselben und mithin auch einer Unterordnung aller unter die absolute, unendliche Monade, die Gottheit. Nennt man Seele Alles, was Vorstellung und Begierde hat, so kann man alle geschaffene Monaden Seelen nennen; da aber Vorstellung noch nicht Bewußtsein ist, so ist es besser, Seelen blos diejenigen Monaden zu nennen, welche deutlichere, mit Erinnerung verbundene Vorstellungen haben. Hat der Körper der Monade solche Organe, daß die Eindrücke und folglich auch die Vorstellungen markirter und deutlicher werden, und daraus Empfindung entsteht, d. h. eine vom Gedächtniß begleitete Vorstellung, welche in der Seele einen Nachhall zurückläßt, der gelegentlich wieder erweckt werden kann, so ist die Monade ein Thier, und seine Centralmonade eine Seele. Die Seele ist des Bewußtseins (der Apperception) fähig, d. h. daß sich die Erkenntniß zurückwendet auf den eigenen innern Zustand, da die Vorstellung dieser innere Zustand nur ist, inwiefern er äußere Dinge repräsentirt. Bewußtsein hat weder jede Seele, noch dieselbe Seele beständig. Erhebt sich die Seele bis zur Vernunft, d. h. bis zur Fähigkeit, nothwendige und ewige Wahrheiten in ihrem Zusammenhange zu erkennen, und das Ich, die Monade rc. selbst zu denken, so ist sie Geist. Deshalb ist jedoch auch die einfache Monade nicht ohne alle Vorstellung. Denn sie kann nicht ohne Mannichfaltigkeit sein; diese aber kann nur, da in ihr Alles innerlich ist, in Vorstellungen bestehen. Bei einer nur geringen Zahl von Vorstellungen, wo nicht deutlich unterschieden werden kann, erstarrt der Geist, wie wir im Kreise uns schnell herumdrehend von Schwindel ergriffen werden, und nichts unterscheiden können. So ungefähr, oder wenn wir in einer Ohnmacht oder im tiefen Schlafe sind ohne deutliche Vorstellung, ist der Zustand der einfachen Monade. Dieses System ist ungeachtet des Gekünstelten in einzelnen Punkten, doch im Ganzen sehr geistreich. Es verbannt allen Tod aus der Natur, und erblickt überall nur thätige Wesen, vorstellende Kräfte, Leben und Geist [3]).

Sehr rein wurde dann der Idealismus von Collier (Clavis universalis. [Lond. 1713]) und besonders von Georg Berkeley, und zwar anziehend und geschmackvoll dargestellt. Auch Berkeley ist öfters und noch von Kant misverstanden worden. Er nennt den Idealismus desselben den dogmatischen, auch den materiellen, oder gemeinen, mystischen, und schwärmerischen, als welcher den Raum mit allen Dingen, denen er als unabtrennliche Bedingung anhängt, für etwas, das an sich selbst unmöglich sei, und darum auch die Dinge im Raume für bloße Einbildungen erkläre [4]). Der Idealismus des Berkeley aber verdient den Namen des gemeinen so wenig, daß er im Gegentheile der gemeinen Ansicht des gesunden Menschenverstandes gradezu entgegengesetzt ist. Dieser nimmt nämlich an, einmal, die Dinge außer uns haben ein Sein an sich, unabhängig von unsern Wahrnehmungen; und dann, die Dinge sind wirklich das, als was sie uns erscheinen, ihre sinnlichen Eigenschaften sind objective Bestimmungen derselben. Nach ihm gibt es eigenthümliche Wesen, materielle Substanzen, wie sie die Schule nennt, die in den mannichfaltigen Verwandlungen der Größe, Form, Farbe rc., sich unveränderlich behaupten. Ebendiese materielle Substanz, unabhängig von ihren empfindbaren Eigenschaften und dem empfindenden und vorstellenden Geiste, verwirft Berkeley. Materielle Dinge sind nach ihm solche, die von uns sinnlich wahrgenommen und als äußerlich vorgestellt werden. Darin besteht ihre Wirklichkeit. Eine Frucht z. B. ist dieses Runde, Gelbe, Süße rc., aber nicht außerdem noch eine eigenthümliche Substanz. Könnte man von ihr alle diese empfindbaren Eigenschaften absondern, so würde gar nichts Sinnlich-Wahrnehmbares mehr übrig bleiben, d. h. für uns wäre nichts vorhanden. Die sinnlichen Vorstellungen sind daher nicht Abbilder irgend welcher unbekannter Dinge, sondern die Vorstellungen selbst sind das wirkliche Sein der Erscheinungen. Berkeley verwandelt nicht reelle, außer uns seiende Dinge in Vorstellungen, sondern vielmehr unsere Vorstellungen in Dinge, d. h. die unmittelbaren Gegenstände unserer Vorstellungen einer Außenwelt sind wirkliche Wesen, die wir außer uns zu setzen und zu objectiviren uns genöthigt sehen. Unsere Vorstellungen der Außenwelt unterscheiden sich von den blos innerlichen und den von uns frei gebildeten theils durch ihre größere Klarheit, Stärke und Bestimmtheit, theils dadurch, daß wir zu ihrer Erzeugung genöthigt werden, und uns mithin von einer andern Macht abhängig fühlen. Wir entdecken in ihnen eine gewisse Ordnung, Regelmäßigkeit,

3) Vgl. vorzüglich De primae philosophiae emendatione; principia philosophiae; Principes de la Nature et de la Grace; und système nouveau de la Nature et de la communication des Substances. Opera ed. *Dutens*. Tom. II. 4) Kritik der reinen Vernunft. S. 274. 519. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik. S. 70 fg. 207 fg.

Harmonie und Schönheit, und nennen sie deshalb **Naturgesetze**. Die Alten nannten die Naturgesetze in ihrer unabänderlichen Bestimmtheit das **Schicksal**, und die Philosophen setzten den Grund derselben in die **Natur**, oder die **Materie**, die sie sich als ein eigenthümliches Wesen dachten. Allein der Gegenstand und die Ursache dieser unserer Vorstellungen kann nicht den Vorstellungen ganz entgegengesetzt, sondern muß selbst etwas Geistiges sein, weil sonst unbegreiflich wäre, wie etwas der Vorstellung Entgegengesetztes, Materielles zu einer Vorstellung werden könnte. Daher weisen die Naturgesetze unmittelbar auf einen unendlichen Urheber, Gott, zurück. Die Dinge außer uns sind **wirklich**, als göttliche Ideen, und wir schauen in der Sinnenwelt die von uns vorgestellten göttlichen Ideen an, und so ist Gott im Grunde der einzige Gegenstand unsers Bewußtseins. Deshalb schließe ich von diesen Vorstellungen unmittelbar und gewiß auf die Existenz Gottes. Außerdem erblickt man in der Natur weder Ordnung, noch Regelmäßigkeit und Plan. Es gibt also nur geistige Substanzen [5]).

Durch Kant erhielt der Idealismus in Teutschland einen neuen Schwung. Er nannte seinen Idealismus den **transscendentalen** zum Unterschiede von dem des Descartes und Berkeley, später aber, um jede Misdeutung zu verhüten, den **kritischen**, und erklärt ihn als den Lehrbegriff, daß alles, was im Raume oder in der Zeit angeschaut wird, mithin alle Gegenstände einer uns möglichen Erfahrung, nichts als Erscheinungen, d. i. bloße Vorstellungen, sind, die, sowie sie vorgestellt werden, außer unsern Gedanken keine an sich gegründete Existenz haben. Der **Realismus** macht aus diesen Modificationen unserer Sinnlichkeit an sich subsistirende Dinge, und daher bloße Vorstellungen zu Sachen an sich selbst. Der kritische Idealismus nimmt zwar in dem Raume ausgedehnte Wesen als wirklich an, aber nach ihm sind der Raum selbst, sammt der Zeit, und zugleich mit beiden alle Erscheinungen an sich selbst keine Dinge, sondern nichts als Vorstellungen, und können gar nicht außer unserm Gemüthe existiren. Die Erscheinungen als bloße Vorstellungen sind nur in der Wahrnehmung wirklich, und daher existiren die Gegenstände der Erfahrung außer der Erfahrung gar nicht [6]). Dies ist genau Berkeley's Meinung. Um aber diesem, wie es ihm schien, mystischen und schwärmerischen Idealismus zu entgehen, fügt er hinzu: „Es gibt eine blos intelligible Ursache der Erscheinungen, das **transscendentale Object**, das vor aller Erfahrung an sich selbst gegeben ist, die Erscheinungen aber sind, ihm gemäß, nicht an sich, sondern nur in der Erfahrung gegeben. Es sind uns Dinge als außer uns befindliche Gegenstände unserer Sinne gegeben, allein von dem, was sie an sich selbst sein mögen, wissen wir nichts, sondern kennen nur ihre Erscheinungen, d. i. Vorstellungen, die sie in uns wirken, indem sie unsere Sinne afficiren. Diese Erscheinungen der uns unbekannten, aber nichtsdestoweniger wirklichen Gegenstände außer uns nennen wir Körper." Er stellt dies auch so dar: „Die letzten objectiven Gründe der Erscheinungen sind **Dinge an sich**, aber diese sind nicht im Raume und in der Zeit zu suchen, sondern in einem außer- oder übersinnlichen Substrate (dem Noumenon). Alles in einer Erscheinung ist wieder Erscheinung. Würden unsere Sinne auch ins Unendliche geschärft, so würden wir doch dem Einfachen dadurch nicht näher kommen, viel weniger darauf stoßen, weil es in ihnen gar nicht angetroffen wird." Die Kritik sagt: „Die Gegenstände als Dinge an sich geben den Stoff zu empirischen Anschauungen, sie enthalten den Grund, das Vorstellungsvermögen, seiner Sinnlichkeit gemäß zu bestimmen, aber sie sind nicht der Stoff derselben" [7]). Eine Kritik dieses Idealismus liegt außer den Grenzen dieses Werkes, und der Unterzeichnete verweist deshalb auf eine künftige Darstellung der Metaphysik.

Der **kritische Idealismus** sollte wenigstens eine reale Basis haben, wodurch er von dem des Berkeley unterschieden werden könnte. Fichte raubte ihm diese nur vermeintliche Grundlage, und zeigte, daß der Geist der Kritik, von allem Fremdartigen, Widerstreitenden gereinigt, auf nichts als auf den reinen Idealismus führe. Nach Fichte steht **mir**, dem endlichen Geiste, nur auf dem gemeinen Standpunkte, eine Natur, eine Welt außer mir gegenüber. In dieser ist Alles durch unwandelbare Gesetze so bestimmt, wie es ist. Ich selbst bin ein Glied dieser Kette strenger Naturnothwendigkeit, und auch mein Denken, das sich nach Naturgesetzen entwickelt, ist ein Product der Natur. Das Wollen ist nichts als das unmittelbare Bewußtsein der Wirksamkeit einer unserer innern Naturkräfte, und der Willensentschluß der Sieg der einen Naturkraft im Conflict mit einer andern. Auch das sittliche Streben als das Begehren aus der ganzen ungetheilten Kraft der Menschheit in mir geht aus dem Zusammenhange des Universums mit Nothwendigkeit hervor. Der Gedanke aber, daß der Grund meines Seins und meiner ganzen Bestimmung außer mir sein soll, erfüllt mich mit Abscheu und Entsetzen. Ich selbst will selbständig, mein Denken und Wollen soll der Sitz und Mittelpunkt aller meiner Handlungen sein. Nur das System der Freiheit befriedigt mein Herz, das entgegengesetzte tödtet und vernichtet. Man muß daher diesen gemeinen Standpunkt verlassen, und sich auf den höhern, den des Wissens, erheben. Nach diesem ist unsere ganze Erkenntniß der Außenwelt durch unser Bewußtsein bedingt, in aller Wahrnehmung äußerer Dinge nehmen wir nur unsern eignen Zustand, Modificationen unsers eignen Bewußtseins wahr. Wir kommen damit gar nicht über unser eigenes Bewußtsein hinaus. Gegenstände außer uns

5) Vgl. The Works of *Georg Berkeley*. (Lond. 1784.) II Voll. 4., besonders Treatise on the principles of human knowledge. (Lond. 1710.) und Three dialogues between Hylas and Philonous. (Lond. 1713.) übers. in der Sammlung der vornehmsten Schriftsteller, die die Wirklichkeit der Körperwelt leugnen, von **Eschenbach** (Rostock 1756), und **Berkeley's** philos. Werke. 1. Bd. (Leipz. 1781). 6) Kritik der reinen Vernunft. S. 518 fg. Prolegom. S. 71.

7) Kritik. S. 522. Prolegg. S. 62. 169. Über eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll (Königsb. 1790). S. 41. 44. 56.

wahrnehmen, heißt blos ein Bewußtsein haben unsers Setzens eines Gegenstandes. Die Thätigkeit unsers Denkens im Fortgange von einem Objecte zum andern ist eine geistige Bewegung, ein Linienziehen, und das Wissen gleichsam ein *Raum*, in welchem man nach allen Richtungen hin Linien ziehen und Punkte machen kann. So erscheint etwas, das nur aus uns selbst hervorgeht, als ein Sein außer uns. Alles, was wir außer uns erblicken, sind wir nur selbst; es ist Anschauung unsers selbst, aber nur als objectiv, vorschwebend dem Subjectiven, ein Heraustragen unsers Selbst durch eine eigne Weise des Handelns, das Anschauen, welches aus dem innersten Grunde unsers Wesens hervorgeht. Darum sind die Dinge dem Auge des Geistes durchsichtig, denn *wir* theilen, begrenzen und bestimmen die möglichen Formen der Dinge und ihre Verhältnisse vor aller Wahrnehmung vorher; es strömt nichts von den Dingen aus, sondern von uns, unser eignes Wesen setzt sich außer sich. Aber auch dieser Standpunkt ist noch nicht ganz befriedigend. Er gibt nur Wissen, das Wissen aber ist nicht Realität, eben weil es nur Wissen ist. Über dem Wissen erhebt sich der *Glaube*. Dieser ist das Organ zur Ergreifung aller Realität. Die Stimme im Innern, der ich glaube, ist das Gewissen und das Moralgesetz, wodurch erst Wahrheit und Realität in meine Vorstellungen kommt; denn Handeln ist meine Bestimmung, und zwar *sittlich handeln*. Meine sittliche Natur aber besteht darin, daß sich in meinem Gemüthe, in der Stimme des Gewissens, eine Zunöthigung äußert, Einiges ganz unabhängig von äußern Zwecken zu thun, schlechthin blos, damit es geschehe, und Anderes ebenso zu lassen. Dieses *Sollen* ist die Formel für die Bestimmtheit der Freiheit, und das durch den Begriff der Sittlichkeit bestimmte Object ist die Idee dessen, was ich thun soll. Um aber handeln zu können, muß ich, da ich endlich bin und das Gefoderte nicht aus Nichts hervorbringen kann, einen Stoff meiner Thätigkeit haben, in und an welchem ich die gefoderte Idee realisiren kann. Dieser ist die Sinnenwelt, die Natur, das Nicht-Ich. Die Natur hat Realität, denn sie leistet mir Widerstand, sie beschränkt und bedroht mein Dasein, und ich selbst finde mich in ihr befangen: aber sie hat kein Sein an sich, unabhängig von der Vernunft, sondern ist nur als die Sphäre zur Realisirung des Reichs der Sittlichkeit, oder der Vernunft durch freie Wesen, welches der letzte Endzweck des gesammten menschlichen Daseins ist. Der Glaube an die Realität der Sinnenwelt entspringt daher blos aus dem Begriffe der moralischen Welt. Ebenso der Glaube an andere mir ähnliche, selbständige, sich Zwecke setzende Wesen. Die moralischen Gesetze sind für uns die unmittelbar gewissen, schlechthin nicht abzuweisenden, das Erkennen ist blos mittelbar gewiß, nur des Handelns wegen da. So stehen wir im Mittelpunkte zweier Welten, einer sichtbaren und intelligiblen. Mein Wille umfaßt beide. Er wurzelt und entscheidet in der übersinnlichen, und greift durch die That ein in die Sinnenwelt, wirkt in ihr, bringt in ihr Neues, Dauerndes, hervor. Durch ihn soll die Natur dem Menschen unterworfen und mit dem Reiche der Freiheit, den höhern Zwecken der Menschheit in Übereinstimmung gesetzt werden. Die absolute Foderung einer bessern Welt aber, als Idee, weist auf ein unendliches Ziel hin. Ich, als Individuum, bin endlich. Daher ist meine Aufgabe, mich diesem Ziele immer mehr zu nähern, was in mein Leben ein stetes Streben, eine nie ganz zu befriedigende Sehnsucht bringt. Aber dieses unwillkürliche Streben meines ganzen Wesens nach einer bessern Welt, dieses absolute Sollen meiner moralischen Natur bürgt mir zugleich für die Erreichung dieses erhabenen Zwecks, sonst würde ich mir selbst verächtlich erscheinen. In diesem Bewußtsein meiner moralischen Natur finde ich schon hier meinen Himmel. Ich *bin* unsterblich, sobald ich den Entschluß fasse, dem Vernunftgesetze zu gehorchen; ich soll es nicht erst *werden*. Die übersinnliche Welt ist keine zukünftige; sie ist gegenwärtig; durch Vernunft bin ich Mitglied des großen Reichs der Sittlichkeit, das die Welt beherrscht, und wovon mein gegenwärtiges Leben ein Theil ist. Als Bürger dieses Reichs glaube ich an eine moralische Weltordnung und Weltregierung, nach welcher jede gute That gelingt und aus der treuen, gewissenhaften Vollbringung meiner Pflichten nothwendig Gutes, ein die Freiheit und Sittlichkeit immer mehr förderndes Leben in Ewigkeit sich entwickeln werde. In diesem Glauben besteht meine Religion. Dies ist das Göttliche, das ich annehme, und dessen ich bedarf. Gott ist kein ruhiges, stehendes Sein, kein durch den unendlichen Raum ausgedehntes Wesen, sondern unendliche Thätigkeit, Handeln, Vernunft, Ich, und Ich, der endliche Geist, sein Bild. Ich bin ihm verwandt, und Alles, was ich um mich her erblicke, ist mir verwandt: es ist durch *mich* belebt und beseelt, Product meiner eigenen Thätigkeit, mein eigenes, objectivirtes, mir selbst versinnlichtes Handeln. Es ist in Wahrheit keine Natur; nur das *Ich* ist das absolute Ich, als Gott, und ich, das endliche Ich, als der irdische, werdende Gott [8]).

Schelling wird öfters zu den Idealisten gerechnet, weil seine ersten Schriften zur Erläuterung der Fichte'schen Wissenschaftslehre geschrieben wurden, und das System des transscendentalen Idealismus (Tübing. 1800) zu dem Systeme des gesammten Wissens erweitert werden sollte, indem er darin das ganze Wissen von Vorn gleichsam entstehen lassen wollte (Vorrede). Allein dies sollte wol nur den Sinn haben, daß unser Wissen, obgleich demselben Realität zukomme, an sich doch nur ideal sei, und daß das höchste Princip der Wissenschaft innerhalb des Wissens selbst liegen müsse, und daß, wenn es ein adäquates Wissen des Absoluten gebe, dieses nur durch ein entsprechendes Organ, die intellectuelle Anschauung, oder die Vernunft, insofern sie selbst dem Wesen nach mit dem Absoluten eins ist, erreicht werden könne, da die ganze Philosophie nichts als eine fortgehende Geschichte des Selbstbewußtseins ist. Sonst hat es Schelling überall deutlich genug ausgesprochen, daß das Absolute als absolute Iden-

8) Vgl. vorzüglich Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre (Weimar 1794. 2. Aufl. 1802). Über den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung (philos. Journal, 8. Bd. 1. St. 1798). System der Sittenlehre (Jena 1798). Über die Bestimmung des Menschen (Berlin 1800).

tität des Idealen und Realen, des Denkens und Seins, des Intelligenten und der Natur gedacht werden müsse; und selbst in dem transscendentalen Idealismus hat er erklärt, daß dieser nur die eine Grundwissenschaft der Philosophie sei, welcher an der Naturphilosophie seine Ergänzung finde; daß Beide ganz gleiche Realität haben, aber einander ewig entgegengesetzt sind, und niemals in Eins übergehen können [9]). Das wahre und ganze System der Philosophie ist daher weder Naturphilosophie, noch transscendentaler Idealismus, sondern das System der absoluten Identität. Hiernach sind auch Sätze, wie folgende idealistische zu beurtheilen: „Das Reale ist bloße Folge der Form. So gewiß das Ideale das Erste ist, so gewiß ist die Form der Bestimmtheit des Realen durch das Ideale das Zweite, sowie das Reale selbst das Dritte. Gott ist das schlechthin „Ideale, das ewig über aller Realität schwebt" [10]). Sie gehören zu den mislungenen, dem Grundgedanken des Systems widerstreitenden Darstellungen, und sind deshalb später zurückgenommen worden.

Mit größerm Rechte würde man das Hegel'sche System absoluten Idealismus nennen können, da in ihm, obgleich es mit dem Schelling'schen von der absoluten Identität des Denkens und Seins ausgeht, das idealistische Moment offenbar das Übergewicht erhalten hat. Das absolute Wissen, als die absolute Identität des Denkens und Seins ist nämlich in diesem Systeme das Logische. Dieses allein ist die absolute Wahrheit, die wahrhafte Materie, insofern sie der reine Gedanke, die absolute Form selbst ist. Die Methode der Logik ist der sich selbst wissende, sich als das Absolute, sowohl Subjective als Objective (die Substantialität der Dinge) zum Gegenstande habende Begriff, wie dieser in seiner unendlichen bewegenden Kraft Alles durchdringt, und in allen Dingen als ihre wahre Seele und Substanz ist. Das Göttliche ist in diesem Systeme die absolute Idee, d. h. der vernünftige Begriff, der in seiner absoluten Dialektik sich selbst entzweit, aus einander legt und sich wieder zusammenschließt. Die Natur ist unfähig, die Strenge des Begriffs festzuhalten und darzustellen, sie verläuft sich in begrifflose, blinde Mannichfaltigkeit; der Stoff in ihr besteht gleichgültig außer einander, ohne Einheit. Natur ist nichts als Äußerlichkeit, ein gleichgültiges Bestehen und Vereinzelung der einzelnen Begriffsbestimmungen; wie sie ist, entspricht ihr Sein ihrem Begriffe nicht, sie ist vielmehr der unaufgelöste Widerspruch. Gott ist nur Gott als dreieiniger. Als dieser ist er: a) Gott an und für sich in seiner Ewigkeit, die abstracte oder logische Idee, die noch nicht in Realität gesetzt ist; der Vater. b) die ewige (logische) Idee, wie sie aus ihrer Allgemeinheit, Unendlichkeit heraustritt in die Bestimmung der Endlichkeit. Dadurch unterscheidet sich das ewige Wesen von seiner Manifestation, der Erscheinungswelt. Diese zerfällt in die Natur und den endlichen Geist, und ist das Reich des Sohnes. Aber die Wahrheit dieser Erscheinungswelt ist nur ihre Idealität, als Gesetztes, nicht daß sie an sich wahrhaft Wirklichkeit hätte. c) die unendliche Rückkehr und Versöhnung dieser äußerlichen Welt mit dem ewigen Wesen, die Vereinigung dieses Unterschiedes mit sich selbst, das Bewußtsein Gottes als Geist; der heilige Geist. Das volle Bewußtsein darüber ist die Philosophie, die sich denkende Idee, das Logische, als das im concreten Inhalte als in seiner Wirklichkeit bewährte Allgemeine, wodurch das Logische, wie der Anfang, so das Ziel und Resultat der Philosophie ist [11]).

Geistreich und originell ausgeführt ist das idealistische Thema: Die Welt ist meine Vorstellung und mein Wille in Arth. Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung (Leipz. 1819). „Das innerste Selbstbewußtsein ist der Punkt, wo das Ding an sich, der Wille, in die Erscheinung, das Erkennbare übergeht, also beide zusammentreffen. Als höchste Stufe des menschlichen Seins wird die Askětik gerühmt, die Überwindung des eignen Willens, woraus die Heiligkeit entspringt, das Verneinen und Aufgeben des eignen Willens, der Friede, welcher höher ist denn alle Vernunft, jene tiefe Ruhe, unerschütterliche Zuversicht und Heiterkeit, wo nur Erkenntniß bleibt, und der Wille verschwunden ist, und damit die Erlösung von einer Welt, deren ganzes Dasein sich uns nur als Leiden darstellt.

Idealist ist, wer den Idealismus annimmt, von der Richtigkeit desselben sich für überzeugt hält und ihn vertheidigt.

Idealistisch ist, was mit dem Idealismus übereinstimmt, ihm gemäß, oder Folge desselben ist.

(*C. F. Bachmann.*)

IDEE, Idee aus dem Griechischen ἰδέα, von ἰδεῖν, sehen, bedeutet das, was gesehen wird, mithin die anschauliche Form, das Bild eines Dinges. Das Wort soll schon von Anaxagoras und den Atomistikern gebraucht worden sein [1]), es erhielt jedoch eine eigenthümliche Bedeutung bei Platon. Was aber Platon unter der Idee eigentlich verstanden hat, darüber waren die Meinungen von je getheilt, und sind es noch. Selbst die größten Denker haben den Platon in diesem Punkte misverstanden, die Ideenlehre ist bald als der erhabenste Aufschwung des Genies bewundert, bald zu einer bloßen Dichtung einer schwärmerischen Phantasie herabgesetzt worden, welcher gar kein wissenschaftlicher Werth zugestanden werden dürfe. Unstreitig hat Platon durch seine Darstellung das Verständniß derselben selbst erschwert. Bald bezeichnet er die Ideen durch andere Ausdrücke, wie εἶδος, Species, was zwar auch Bild, Gestalt bedeutet, aber auch die Art, den Artbegriff, oder er schildert einzelne Ideen, wie das Schöne rc., mit den lebhaftesten, wahrhaft dichterischen Farben, bald betrachtete er sie nur in besondern Beziehungen, entweder zu der Erscheinungswelt oder zu den Vorstellungen und Verstands-

9) Vorrede S. IX fg. 10) Philosophie und Religion (Tübingen 1804). S. 22. 23 fg.

11) Vgl. besonders Hegel's Logik (Nürnb. 1812—16). 2 Bde. (Werke 3—5. Bd.). Encyklopädie der philos. Wissenschaften. 3. Aufl. (Heidelb. 1832). Vorlesungen über Philosophie der Religion. 2. Bd. (Berlin 1832). (Werke 12. Bd.)

1) Wenn es nicht aus einer spätern Zeit auf eine frühere übertragen worden ist, vgl. *Simplic.* in Phys. *Arist.* Fol. 8. 33 und *Plut.* adv. Colot. 1111, auch *Sext. Emp.* Pyrrh. Hyp. III, 18, welche Stelle aber sehr verdächtig ist.

begriffen; endlich wollte er überhaupt lieber den Leser von dem gemeinen, oder blos abstract-verständigen in den Gegensätzen befangenen Standpunkte zu der Ideenlehre hinleiten, als diese selbst in der ganzen Fülle ihres Wesens dem Bewußtsein vergegenwärtigen, weshalb er die Untersuchung oft grade da abbricht, wo der Leser das Wort des Räthsels erwartete, von diesem fodernd, dasselbe nun selbst zu finden. Dennoch liegt die Schuld des Misverständnisses mehr an dem Leser selbst, als an dem Platon. Wer sich in die Platonische Weltanschauung zu versetzen vermag, das von den Ideen durchdrungene Gemüth, der religiöse und gute Mensch, sowie der Künstler verstehen den Platon; insonderheit enthält das Christenthum gleichsam das Wort des Räthsels der ganzen Platonischen Weltanschauung. Der Grund des Misverständnisses liegt vorzüglich darin, daß wir die in unserer Sprache eingebürgerte Idee in ganz verschiedener Bedeutung nehmen, mit Rücksicht auf die philosophischen Schulen, wodurch der richtige Standpunkt zur Beurtheilung der Platonischen Ideenlehre nothwendig verrückt werden muß. Wir verstehen unter Idee bald den Vernunftbegriff, dem kein Gegenstand in der Erfahrung entspricht, bald wieder eine jede Vorstellung, es mag nun in der Anschauung etwas ihr Adäquates vorhanden sein, oder nicht. Man sagt: davon habe ich gar keine Idee, oder von den geringfügigsten Gegenständen: eine hübsche, eine sonderbare, eine verschrobene Idee; man spricht von Ideen-Association ꝛc. Endlich bezeichnen wir mit Idee auch die blos subjective Vorstellung, welcher in der Außenwelt nichts entspricht, obwol ihr etwas entsprechen könnte. Dann heißt Idee oft so viel als Einfall, z. B. es war nur so eine Idee. Kommt man mit diesen Vorstellungen zu den Platonischen Ideen, so findet man sich gar bald in Verlegenheit; die einzelnen Stellen scheinen gar nicht mit einander übereinzustimmen. Oft spricht er von den Ideen als wie von übersinnlichen Wesen, die nirgends sind; dann aber sollen wieder alle Dinge an den Ideen Theil nehmen, Nachbildungen und Abbilder derselben sein; ja er spricht sogar von der Idee des Bettes, des Tisches, des Nennworts, und obgleich es lächerlich scheine, des Haares, des Kothes und Schmutzes. Und doch ist dieses Alles von seinem Standpunkte aus vollkommen richtig, die Idee selbst löst alle scheinbaren Widersprüche und verbindet die einzelnen aus einander weichenden Gedanken zur Eintracht. Der Grundgedanke der Ideenlehre ist aber wohl folgender:

Platon ging mit seinem Lehrer Sokrates von der moralisch-religiösen Weltanschauung aus. Dieser gemäß drang er vorzüglich auf die größte Klarheit und Stärke des sittlichen Bewußtseins. Für dieses hat das Gute nicht blos eine unmittelbare Evidenz, sondern es schwebt ihm auch vor als das Gesetz des Lebens, als eine Foderung an den innern Menschen, dasselbe handelnd zu verwirklichen, welcher er sich vergebens zu entziehen sucht. Dieses Bewußtsein des Guten stammt nicht aus der Erfahrung, denn man denkt dabei nicht das Gute, wie es bereits in einzelnen Handlungen wirklich geworden, sondern das, was sein soll und sein kann, was einen unbedingten Werth in sich selbst hat, und die Menschen ewig mahnt, auch wenn sie es nicht anerkennen und im Leben verläugnen würden. Und was vom Guten, das gilt auch von dem Rechten, dem Wahren, Schönen und Allem, was ihnen verwandt ist. Diese sind mithin Urbilder menschlicher Handlungen, Platon nannte sie wegen der Klarheit, mit welcher sie gleich einer Gestalt, vor dem innern Auge des Geistes stehen, **Ideen**. Entspringen sie nicht aus der Erfahrung, sondern kann sie die Seele nur finden durch ein In-sich-Gehen, ein Vertiefen in ihre eigene Wesenheit, so ist damit zugleich die höhere Natur unsers Geistes und seine übersinnliche Abstammung anerkannt. Wie könnte aber unser für die Ideen empfänglicher Geist, sowie das Gute und die ihm verwandten Ideen, welche von einem Wesen abstammen, das nicht selbst gut, sondern das Gegentheil desselben wäre? Die Ideen weisen mithin auf das Absolut-Gute hin, als die höchste aller Ideen, welche den übrigen erst ihren Werth ertheilt. Das absolut Gute muß aber zugleich das höchste Wesen sein, weil die Ideen als Vorbilder der Handlungen ein Wesen voraussetzen, in dessen Bewußtsein sie sind, der Mensch aber nicht der Schöpfer der Ideen selbst ist. Damit stimmt auch die Naturbetrachtung überein. In der Natur können wir Folgendes unterscheiden: 1) das Werdende, die Erscheinung. 2) das, woraus es geworden, den Stoff, die Materie. 3) das, wodurch es geworden, die Ursache. Und 4) das, wornach es genannt wird, was es darstellt, den Begriff. Die Natur zeigt aber in ihren Producten so viele unleugbare Spuren der Ordnung, Schönheit und des zweckmäßigen Wirkens, daß diese uns nur erklärlich werden unter der Voraussetzung eines höchst vernünftigen, weisen, absolut guten Urhebers, d. i. einer nach Zwecken wirkenden Gottheit. Diese mußte ein Bewußtsein besitzen von dem, was in der Welt zur Erscheinung kommen sollte. Dieses göttliche Bewußtsein, der Gedanke dessen, was durch die Weltbildung in Raum und Zeit verwirklicht werden sollte, ist die **Idee** im eminentesten Sinne. Da das Weltall, welches der Idee nach nur Eins ist, seinem Urheber so viel als nur immer möglich ähnlich werden sollte, so konnte das zuerst Werdende nur die mit der Intelligenz begabte Seele des Ganzen sein, welche erst durch ihr Eingehen in die Materie, oder vielmehr durch ihre Umkleidung mit dem sinnlichen Stoffe die Ideen in Raum und Zeit offenbaren konnte. So wurde das Weltall ein lebendiges, beseeltes, und wirklich vernünftiges Wesen, denn wie hätte es sonst das Abbild des vollkommensten, absolut guten Wesens werden können? Die Ideen sind an sich ewig und nirgends, da Raum und Zeit erst mit der Welt wurden, aber die Weltseele nimmt sie auf, und stellt sie, da sie die plastische Kraft der Natur ist, in den mannichfaltigsten individuellen Formen dar. Hierdurch spaltet sich die eine unendliche Idee des Weltalls in die Ideen der einzelnen Wesen, und demnach in die Ideen der Geschlechter, Gattungen und Arten der Dinge. Jede Idee ist an sich Eins, z. B. die des Thierreichs, aber es liegt in ihr die Möglichkeit eines unendlichen Schematismus, der mannichfaltigsten Formen individueller Wesen, nämlich der verschiedenen Classen, Zünfte, Familien ꝛc. der Thiere, mit allen ihren Arten und den zahllosen Indivi-

duen in ihren eigenthümlichen Merkmalen, als durch welche eben die Idee offenbar wird. Mit diesem Übergange der Ideen in die Erscheinungswelt tritt die Bedeutung des Mathematischen ein, von dem Aristoteles mit Recht bemerkt, daß die Anhänger der Ideenlehre es zwischen die Ideen und das Sinnlich-Wahrnehmbare setzen [2]). Platon nahm die mathematische Anschauung der Pythagoräer auf, ordnete sie aber der Ideenlehre unter. Die idealen Zahlen, d. h. die auf Ideen sich beziehenden, oder die Ideen als Zahlen gedacht, unterschieden sich von den mathematischen durch Folgendes: Die mathematische Zahl ist an sich keine Wesenheit, nichts Thätiges, Lebendes, sondern etwas Abstractes, wodurch das Verschiedenste als gleich gesetzt, nur das Quantitative nach den verschiedenen Graden des Wachsthums und Abnehmens bezeichnet wird, ohne Rücksicht auf Qualität, gegen welche die Zahl sich gleichgültig verhält. So sind z. B. zwei Pflanzen, Menschen, Staaten rc. der Zahl nach gleich, zwei stets das Doppelte der Eins, und daher mehr rc. Die Idee dagegen ist zwar an sich auch eine Einheit, aber gar nicht der Verdoppelung fähig, sowie sie an einer andern gar nicht gemessen werden kann, sondern sie hat ihr eignes Maß und ihre eigenen Zahlreihen in sich. Sie ist daher unvergleichbar, incalculabel. So ist z. B. die Idee des Schönen an sich eine Einheit, in sich abgeschlossen. Soll sie in die Erscheinungen übergehen, in schöne Werke der Kunst, der Natur rc., so muß es einen unbestimmten, unbegrenzten, aber durch sie bestimmbaren Stoff geben. Die Bestimmung ist die Grenze. Damit erhalten das Große und das Kleine, das Mehr oder Weniger, das Maß und die mathematischen Zahlen für die Ideen Bedeutung. So hat das Schöne in dem idealen Kunstwerke eine andere Form als das Schöne der Natur oder das Sittlich-Schöne, ein Kunstwerk ist schöner als das andere; aber dieses Mehr ist nicht ein mathematischer Unterschied, nicht = $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ ... sondern beide werden nach dem idealen Maßstabe der Idee gemessen. Deshalb sind auch nicht zwei Kunstwerke zusammen noch einmal so schön als ein einziges, sondern dieses kann schöner sein als eine ganze Reihe anderer, noch viel weniger ist damit die Idee selbst doppelt gesetzt, sondern sie sind weniger als die Idee, gleichsam nur Brüche derselben, aber nur einer idealen Einheit. Daher haben für jede Idee die einzelnen Zahlen eine besondere Bedeutung.

Daraus entspringt eine große Unangemessenheit der Erscheinungen zu den Ideen. Die Idee an sich ist Eine, ewig, nirgends, jede einzelne Erscheinung aber ist im Raume und in der Zeit, sie entsteht, verändert sich und vergeht; sie ist also gar kein Sein an sich, sondern nur ein Werden, und enthält von den unendlich vielen möglichen Formen der Idee nur eine einzige bestimmte, z. B. ein wirkliches Thier ist nur dieses bestimmte Individuum dieser bestimmten Species. Aber es ist gleichwohl durch die Idee, enthält etwas, das an sie erinnert, sie durchscheinen läßt, wie z. B. ein jedes Thier, auch das unvollkommenste, ist doch ein Thier. Platon nennt dieses schwer zu bezeichnende Verhältniß zwischen der Erscheinung und der Idee eine Nachahmung, eine Theilnahme an der Idee, und diese das Muster oder Vorbild. Diese Ausdrücke sind allerdings nicht ganz passend, allein es lassen sich auch nicht leicht angemessenere finden. In dieser Theilnahme des Endlichen an der Idee besteht sein Wesen. Jedes Ding, auch das geringfügigste, hat daher eine gewisse Wahrheit, indem es unmittelbar oder mittelbar zur Offenbarung der Idee dient. Am klarsten tritt der Werth und die Nothwendigkeit der Ideen im Menschenleben hervor. Dieses ist nicht blos selbst eine göttliche Idee, sondern der Mensch ist auch des Bewußtseins der Ideen fähig, und er kann und soll in diesem Bewußtsein auf die Ideen hinschauend sein eigenes Leben gestalten. Um zum Bewußtsein dieser Ideen zu gelangen, muß der Mensch den Blick auf sein Inneres wenden. Die Ideen des Guten, Gerechten rc. sind uns von dem Urheber des Weltalls als Begleiter und Genien mitgegeben, um uns zu unserer Bestimmung zu leiten. Bei der Geburt liegen sie in uns wie die schlummernden Keime einer höhern Welt, und der Zusammenhang zwischen ihnen und den Erscheinungen ist wie abgebrochen. Wir fangen gleichsam von Vorn an, wir müssen lernen, und nach Naturgesetzen geht die Entwickelung unsers Geistes von der Dunkelheit zur Klarheit. Aber alles Lernen mit Hülfe der Erfahrung ist eigentlich nur eine Erweckung der in uns schlummernden Ideen, welche deshalb möglich ist, weil die einzelnen Gegenstände der Erfahrung selbst unvollkommene Nachbilder der Ideen sind, und ihr Sein und ihre Wahrheit nur in den Ideen haben. Dieses Bewußtsein der Ideen in ihrer Hindeutung auf unsern höhern Ursprung und den Zusammenhang unsers Wesens mit dem Ewigen nennt Platon nicht recht passend eine Wiedererinnerung. Im Bewußtsein dieser Ideen, und durch sie vollbringt der Mensch alles Gute, Rechte, Schöne rc. Die Ideen aus den sie umgebenden Hüllen immer vollkommener herauszubilden, die Idee des absolut-guten Wesens, durch welches die Welt geworden, immer klarer zu erkennen, und die sinnliche, reizbare und leidenschaftliche Natur durch Selbstbeherrschung mit dieser Idee immer mehr in Harmonie zu setzen, und alle gesellschaftliche Verhältnisse darnach zu ordnen: dies ist ihm die Bestimmung des Menschen, welche er deshalb auch als eine Verähnlichung mit Gott bezeichnet.

Wird die Platonische Ideenlehre auf diese Weise gefaßt, so erscheint sie nicht blos als ein an sich wahrer und großer Gedanke, sondern es verschwinden auch alle angebliche Widersprüche, die Dissonanzen der blos begleitenden Stimmen lösen sich auf, und das ganze System erhält dadurch Rundung und Einheit. Auch die vielen Misverständnisse und Angriffe auf dieselbe durch die Schulweisen aller Zeiten lassen sich von hier aus am besten würdigen und zurückweisen. Die bedeutendsten davon sind folgende:

An der Spitze der Gegner der Ideenlehre steht der große Schüler Platon's, Aristoteles, selbst. Daß dieser bewundernswürdig scharfe Geist seinen Lehrer, dessen Umgang er so lange genossen, grade in dem wichtigsten Punkte seines Systems nicht verstanden haben solle, scheint fast

2) Metaph. I, 6. 7. XII, 8. XIII, 4. 6. 9.

unmöglich, weshalb denn auch die meisten unbedenklich sich auf die Seite des Stagiriten gestellt haben zur Verurtheilung des Platon. Dagegen muß es doch ebenso unbegreiflich scheinen, daß der göttliche Platon von einem bloßen Phantom begeistert worden, und glauben wir dem Aristoteles, in den Ideen nur werthloses Geschwätz soll geredet haben. Die schwächste Seite der Ideenlehre, auf welche er daher wiederholt seine Angriffe richtet, ist nach Aristoteles die, daß die Ideen von den Erscheinungen, für welche sie doch angenommen werden, getrennt sein sollen, d. h. das Gute an sich, als Idee, ist nicht das Gutsein der einzelnen Handlung, der Urmensch nicht der einzelne Mensch, und der wirklichen guten Handlung kommt nicht das Gute, dem einzelnen Menschen nicht der Urmensch zu; beide sind außer aller Verbindung gesetzt. Die so von den sichtbaren getrennten idealen Formen tragen nichts zum Werden des Endlichen bei. Sie sind für dasselbe weder Grund irgend einer Bewegung, noch Veränderung, und stehen mit der Ursache, weswegen ein Vernünftiges handelt, oder etwas geschieht, in gar keiner Berührung. Sie bringen weder dem Ewigen unter dem Sinnlich-Wahrnehmbaren, noch dem Werdenden und Vergehenden irgend einen Vortheil, und die ganze Untersuchung über die Natur wird dadurch aufgehoben. Zu sagen, sie seien Urbilder, und das Übrige habe an ihnen Theil, sind leere Worte und dichterische Metaphern. Denn was ist dasjenige, welches auf die Ideen hinsehend schafft? [3]) Man sieht wol, Aristoteles konnte sich nicht recht in die Platonische Anschauung finden, er nimmt Platon's Worte im eigentlichen Sinne ohne Rücksicht darauf, ob etwas blos bildlich, indirect und mehr andeutend gesagt sein sollte. So sollte der Ausdruck: die Ideen sind nirgends, offenbar nicht eine wirkliche Trennung der Ideen von den Erscheinungen ausdrücken, sondern nur einer Vermischung und Gleichsetzung beider vorbeugen. Sind nämlich die Sinnesobjecte, als im Raume und in der Zeit seiende, und einer steten Veränderung unterworfene, nur werdende, nicht an sich seiende, so können die Ideen als die ewigen Principien und Wesenheiten derselben nicht auch in demselben Raume mit den Sinnesobjecten, sie können kein Theil derselben sein, sondern sie müssen als ein gar nicht zur Erscheinungswelt gehöriges, als ein Intelligibles, aber als ein in die Materie sich immerfort hineinbildendes, und durch sie in Nachbildern zur Erscheinung kommendes gedacht werden. So ist der Künstler, als der Schaffende, zwar nicht von dem Kunstwerke getrennt, aber auch nicht mit diesem zu einem Wesen verwachsen, das Kunstwerk in seiner Erscheinung ist nicht die Idee selbst an sich, aber doch nach ihr gebildet worden, es hat die Idee aufgenommen, stellt sie dar. Die Weltseele aber ist die überall gegenwärtige Macht, wodurch die Ideen den Erscheinungen unausgesetzt eingebildet werden. Dies hat Aristoteles ganz übersehen, und deshalb fällt der Einwurf hinweg, daß die Ideen gar keine Ursachen irgend einer Veränderung oder Bewegung wären. Die übrigen Einwürfe beruhen auf ähnlichen Misverständnissen, und lassen sich ebenso leicht zurückweisen. Folgt man der Aristotelischen Kritik der Platonischen Ideenlehre in allen ihren Windungen, so wird die Erwartung allerdings auf's Höchste gespannt, weil der Leser denken muß, Aristoteles selbst werde in seinem eigenen Systeme die Räthsel der Außenwelt, welche Platon zu lösen nicht vermochte, vollständig gelöset haben. In dieser Hoffnung findet man sich aber gar sehr getäuscht. Denn sind auch Standpunkt und Gang seines Systems andere als die Platonischen, sind die Principien und Formeln neu, oder scheinen sie, auch wenn sie in den Worten mit ihnen übereinstimmen, etwas ganz anderes zu bedeuten, so findet man doch bei genauerer Untersuchung, daß theils seine eigenen Principien das nicht leisten, was sie sollen, theils daß sie von denselben Schwierigkeiten, wie die Platonischen gedrückt werden, und er sich selbst zuletzt auf den Standpunkt seines Lehrers hingedrängt sieht, mit welchem er am Ende weit mehr übereinstimmt, als er selbst glaubt und Anfangs wol beabsichtigen mochte.

Im Verlauf der Zeit verloren die Ideen ihre ursprüngliche Bedeutung, und in der neuern englischen, französischen und Leibnitz-Wolfischen Philosophie sanken sie zu bloßen Vorstellungen herab. Durch Descartes (Cartesius), der sich dem Platon darin näherte, daß er annahm, die Idee des vollkommensten Wesens könne nicht aus dem Unvollkommenen, mithin weder aus uns selbst, noch aus der Außenwelt entspringen, sondern sie müsse von dem höchsten Wesen selbst uns eingepflanzt sein, kam der Streit über die angebornen Ideen in Gang, der sich bis in die Kantische Periode erstreckte, und von Kant dadurch gelöst werden sollte, daß er zu zeigen suchte, es fange zwar alle unsere Erkenntniß der Zeit nach mit der Erfahrung an, aber sie entspringe doch nicht alle aus der Erfahrung, wie die mathematischen und selbst mehre Sätze des gemeinsten Verstandsgebrauchs beweisen, z. B. der Satz: jede Veränderung muß eine Ursache haben. Kant brachte auch die Ideen wieder zu Ehren, indem er an die Platonische Bedeutung erinnerte und diese wieder geltend machte. Er erkennt die hohe Bedeutung der Idee an, weist die Berufung auf die der Idee angeblich widerstreitende Erfahrung als pöbelhaft zurück, mit der Bemerkung, Platon sehe auch in Ansehung der Natur selbst deutliche Beweise ihres Ursprungs aus Ideen, gesteht aber zugleich, ihm in der Ausdehnung der Ideen auf speculative Begriffe, sowie in der mystischen Deduction derselben, und den Übertreibungen, dadurch er sie gleichsam hypostasirte, nicht folgen zu können [4]). Das Bisherige hat wol zur Gnüge bewiesen, daß es mit der angeblich mystischen Deduction der Ideen so schlimm nicht steht. Indem aber Kant selbst die Idee als den nothwendigen Vernunftbegriff erklärte, dem kein congruirender Gegenstand in den Sinnen gegeben werden kann, und ihre Gültigkeit auf das Praktische beschränkte, als Urbilder der praktischen Vollkommenheit, zur unentbehrlichen Richtschnur

3) Metaph. I, 7. VII, 6. 8. 10. 14. 15. VIII, 6. XIII, 5. Anal. Post. I, 11. 19. Phys. III, 4.

4) Kritik der reinen Vernunft. S. 370—75. 383. 397. 490 fg.

des sittlichen Verhaltens, dagegen im Speculativen die Vernunftschlüsse, welche uns auf die Ideen führen, nur als Vernünfteleien, Sophisticationen der reinen Vernunft gelten lassen wollte, wodurch diese zu dialektischen Spielen, zu einem Widerstreite ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit geführt werde [5]), so beschränkt er nicht blos die Idee viel zu sehr, sondern entzweite auch die speculative Vernunft mit der praktischen, ja er unterminirte sogar den Boden der praktischen Vernunft, den er doch durch Zurückweisung der anmaßenden speculativen Vernunft recht fest gegründet zu haben glaubte.

Nach Hegel ist die Platonische Idee die *Gattung*, *Art*, oder das Allgemeine, der Begriff des Gegenstandes, welches der Idee genau entspreche [6]). Dies ist aber ein Misverständniß. Zwar läßt sich εἶδος allerdings durch species, Art, übersetzen, allein es bedeutet zugleich Bild, Gestalt, und wenn Cicero, auf dessen Autorität man sich beruft, εἶδος durch species übersetzt, so beweist dieser in einer schlagenden Stelle vielmehr, daß er unter species etwas weit Höheres als eine bloße Art verstanden wissen wollte [7]). Phidias schuf seine Ideale gewiß nicht nach einem abstracten Verstandesbegriffe, sondern nach einem höhern, übermenschlichen, aber individualisirten Bilde der Gottheit, sonst würde er wol körperlose Schatten und steife Gliedermänner, nicht aber göttliche Gestalten geschaffen haben. Die Idee ist wol auch Begriff, aber Vernunftbegriff. Denn wir können sie denken, und insofern nimmt sie für das Bewußtsein die Form des Begriffs an, aber sie unterscheidet sich von dem bloßen Verstandesbegriffe, der Art, in Folgendem: 1) Der Artbegriff entsteht durch Vergleichung der einzelnen Erfahrungsobjecte und durch Abstraction von den individuellen Eigenschaften der Dinge; wir denken in ihm nur die ihnen gemeinsamen, wesentlichen Bestimmungen. Er ist mithin als die Einheit derselben nur so groß als die in seinem Gebiete liegenden Dinge zusammengenommen. Die Platonische Idee dagegen enthält mehr als dieses. Sie ist ein in sich vollendetes, abgeschlossenes, von den einzelnen nach ihr benannten Dingen unabhängiges Sein, das, was sein kann und soll, auch wenn ein ihr entsprechendes in der Erfahrung niemals gegeben werden sollte. So enthält z. B. der Begriff *Recht* die wirklich geltenden Rechte, die Idee aber das Recht an sich, das ewige Recht, als Vernunftbegriff, was Recht bleibt, und niemals Unrecht werden kann, auch wenn es von Niemandem anerkannt, und von keiner Regierung sanctionirt würde. 2) Bei der Art sind die Gegenstände schon da, und zwar unabhängig von dem Verstandesbegriffe, welcher erst durch Abstraction von den individuellen Merkmalen der Dinge erzeugt wird, die Platonische Idee dagegen geht den Erscheinungen vorher, sie ist unabhängig von diesen, und diese sind vielmehr der Idee nachgebildet. Übrigens stimmt Hegel selbst doch darin mit Platon überein, daß auch ihm die Idee das Höchste ist, nämlich der adäquate Begriff, das objective Wahre, oder das Wahre als solches. Alles hat nur Wahrheit, inwiefern es Idee ist, das Wirkliche ist nur insofern, als es die Idee in sich hat und sie ausdrückt. Idee ist die Identität des Begriffs und der Realität, oder des subjectiven Begriffs und der Objectivität, und die *absolute Idee* ist unvergängliches Leben, ewige Wahrheit, sie ist *Gott selbst* [8]).

Auch Herbart hat die Platonische Ideenlehre misverstanden. Zwar verkennt er das Vortreffliche der Ideenlehre in Ansehung des Praktischen, sowie ihre wohlthätige Wirkung auf Religion keineswegs, aber er hält gleichwol die Ideenlehre für eine bloße Mythologie, welche für die Metaphysik gar kein besonderes Interesse habe; die Naturforschung müsse sich davon ganz frei halten. Die Platonischen Ideen sind nach ihm reine *Qualitäten*, auf ihre allgemeinen Begriffe zurückgeführt, *reale Gegenstände*, deren jeder in seiner Art nur einmal vorhanden ist. Nach einem alten, eingewurzelten Vorurtheile dagegen sollen sie Vorstellungen eines Wesens, lebendige Gedanken der Gottheit sein, wodurch die Ideenlehre ihren eigenthümlichen speculativen Charakter ganz und gar verliert. Später jedoch lasse Platon aus Inconsequenz die Idee des Guten aus der Mitte der Ideen emporsteigen, und gleich der Sonne die höchste, gebietende Stelle einnehmen. Dieses Gute, als der Ursprung der Realität, sei Gott, das Princip des Wohlthuns im Ideenreiche, welches Erkenntniß dem Erkennenden und Wahrheit dem Erkannten gebe. Die Idee des Guten, sowie die übrigen Ideen, sind daher nicht in dem göttlichen Verstande, sondern der göttliche Verstand ist vielmehr in dem Guten, der Gottheit. Endlich werde im Timäus ein Versuch gemacht, von der Entstehung der Sinnenwelt eine annehmliche Meinung vorzubringen; dies sei aber bloßer Mythus [9]). Schon der Ausdruck *reine Qualität* ist für die Platonische Idee unpassend. Die Qualität, Beschaffenheit, ist nichts Selbständiges, sondern sie setzt ein Wesen voraus, von dem wir sagen, es habe diese oder jene Qualität. Es müssen also Wesen sein, deren Qualitäten die Ideen sind. Und dies um so mehr, da sie reale, selbständige Gegenstände sein sollen. Nun können aber die praktischen Ideen z. B. das Sittlich-Gute, Gerechte ꝛc. keine realen, selbständigen Gegenstände sein, sondern sie können nur real werden in einem Geiste, in dessen Bewußtsein sie sind, und der sie handelnd verwirklicht. Herbart gesteht selbst, das Gute sei nach Platon Gott, welcher den Ideen die Realität leihe. Dann sind aber offenbar die Ideen durch die Gottheit, diese muß ein Bewußtsein des Guten, Gerechten ꝛc. haben. Die Form dieses Bewußtseins ist aber menschlich ausgedrückt, die Anschauung oder Vorstellung. Daher sind die Ideen göttliche Anschauungen oder Vorstellungen. Um diesen Gedanken zu entkräftigen, nimmt Herbart noch eine zweite, weit un-

5) a. a. O. u. S. 400. Kritik der prakt. Vernunft. S. 230. Prolegomena. S. 126—128. 6) Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. 2. Bd. S. 224. 230. Phänomenologie des Geistes. Vorr. S. LXVIII. Logik. 1. Bd. Einl. S. XIV. 7) Orator c. 2. 3.

8) Logik. 2. Bd. S. 267—275. 371—400. 9) Lehrbuch zur Einleitung in d. Philos. 3. Ausg. (Königsb. 1834). S. 210—225.

wahrscheinlichere Voraussetzung an, daß die Platonische Lehre von der Gottheit, als dem absolutguten Wesen, eine Inconsequenz und Untreue des Systems gegen sich selbst sei, und daß nicht die Republik und der Timäus, diese reifsten und gediegensten Werke Platon's, sondern die frühern die wahre Ideenlehre, und zwar bereits in vollendeter Gestalt, enthielten. Endlich soll eine dritte Veränderung des Systems durch den Versuch, von der Entstehung der Welt eine annehmliche Meinung beizubringen, herbeigeführt worden sein. Eine haltbare Ansicht von der Entstehung der Welt zu gewinnen ist ja aber, selbst nach Herbart, die Hauptaufgabe der Metaphysik; also konnte Platon nicht erst spät darauf geführt worden sein; er mußte sie gleich Anfangs im Auge haben. Und hier ist unstreitig der sittlich-religiöse Standpunkt der höchste. Die Ideenlehre mußte unbefriedigend und unvollständig erscheinen, so lange sie mit den unabweislichen Foderungen unserer moralischen Natur nicht in Übereinstimmung gesetzt worden war. Dies sollte in den spätern Werken geschehen, in denen Platon den in der Dialektik geübten Leser zu dem höchsten Standpunkte leiten wollte. Dieser, auf welchem es sich nothwendig machte, die ganze Welt der Erscheinungen von einem absolutguten Urheber abzuleiten, und dadurch der ganzen Ideenlehre erst eine feste Haltung zu geben, ist deshalb nicht eine Entstellung, sondern vielmehr die Vollendung der Ideenlehre.

Im Ganzen muß die Platonische Bedeutung der Ideen beibehalten werden; denn wir bedürfen eines Ausdrucks zur Bezeichnung der höchsten Vorstellungen unseres Geistes. Es lassen sich nämlich vier verschiedene Classen von Vorstellungen unterscheiden: a) Die Individual-Vorstellungen, d. i. die Vorstellungen einzelner Erfahrungsgegenstände, es sei der äußern oder innern Erfahrung. Davon ist die Collectiv-Vorstellung, oder die Vorstellungsgruppe nicht wesentlich verschieden, wie z. B. die Vorstellung einer Landschaft, einer Gesellschaft, oder der Figuren eines Gemäldes. b) Die allgemeine, abstracte Vorstellung oder der Verstandesbegriff, worin wir das Gemeinsame mehrer einzelner Erfahrungsobjecte in eine einzige nicht anschauliche, sondern nur gedachte Vorstellung zusammenfassen. c) Die erdichtete Vorstellung der Phantasie, als ein freies Gebilde, dergleichen in jedem Kunstwerke vorkommen. Und d) die nothwendigen Vernunftvorstellungen, d. h. diejenigen, welche sich auf das Unbedingte (Absolute), Unendliche, Göttliche beziehen, das, über Raum und Zeit erhaben, und an sich seiend, den allein befriedigenden Grund der ganzen Erscheinungswelt enthält. Diese Vorstellung des Unbedingten kann weder aus der Erscheinungswelt stammen, da der Gegenstand derselben gar nicht zu dieser gehört, noch ein bloßer Verstandesbegriff sein, weil wir in ihm gar nicht das Gemeinsame der endlichen Dinge denken; sondern sie kann nur aus der Vernunft stammen, aus der höchsten Thätigkeit unsers Geistes, aus einem uns selbst unbegreiflichen Zuge unsers ganzen Wesens nach dem Ewigen. Sie ist kein freies Erzeugniß der Phantasie, und etwa nur das Eigenthum der Künstler, sondern eine nothwendige Vernunftvorstellung. Es hängt gar nicht von unserer Willkühr ab, das Unendliche uns vorzustellen, sondern die Vernunft wird in ihrer Entwickelung nothwendig darauf hingetrieben, weil ohne sie unser eigenes Leben und die ganze Erscheinungswelt gar keinen Stützpunkt haben würde. Das in jedem Menschen mit dem Erwachen des Bewußtseins sich unwillkührlich regende Gefühl des Wahren, Guten, Rechten und Schönen, die Ahnung, Sehnsucht und das Streben nach einem Vollkommenern ist nur die erste Form, in welcher sich diese Vorstellungen dem Gemüthe ankündigen, für die es, um sie von den übrigen zu unterscheiden, wol keinen schönern Namen gibt, als den der Ideen. Die Ideen nehmen im Allgemeinen für unser Bewußtsein eine doppelte Form an. Sie beziehen sich entweder unmittelbar auf das Unendliche als solches (die sogenannten Ideen der reinen, speculativen Vernunft), oder auf das Unendliche, Vollkommene, insofern es durch menschliche Thätigkeit wenigstens annähernd verwirklicht werden soll (die Ideen der reinen, praktischen Vernunft), wie z. B. die Idee des Sittlich-Guten, des Rechts ꝛc. Die sogenannten Ideen der Einbildungskraft sind nichts dieser Eigenthümliches, sondern beziehen sich auf Beide, sie bezeichnen nur die Art und Weise, wie die Phantasie jede Idee durch Anschauungen zu der Klarheit einer Gestalt auszubilden sucht. Hierdurch wird die Idee für uns zum Ideal. (S. d. Art.) (*Bachmann.*)

IDEEN-ASSOCIATION. Ideen-Association nennt man die unwillkürliche Verknüpfung der einzelnen Vorstellungen bei der Wiedererinnerung. Das Wort Idee bedeutet also hier so viel wie Vorstellung überhaupt. Es ist nämlich eine Thatsache, daß, wenn wir uns an etwas erinnern, was wir einmal gefühlt, angeschaut, gedacht ꝛc. haben, die Vorstellung davon nicht isolirt ins Bewußtsein tritt, sondern begleitet von andern Vorstellungen, die durch sie mit erweckt werden, und zwar so, daß die zuerst erwachende nicht jede beliebige Vorstellung gleich leicht mit sich ins Bewußtsein zieht, sondern sich mit einigen unter ihnen leichter und inniger verbindet als mit den übrigen. Dies fiel schon dem Aristoteles auf. Er bemerkt: „es finde in den Bewegungen der Seele, d. i. in den Vorstellungen, eine gewisse Ordnung nach Gewohnheit statt, doch erinnere man sich bisweilen eines Gegenstandes, den man nur Einmal wahrgenommen, genauer, als des öfters wahrgenommenen. Ebenso werde das Geordnete leichter reproducirt, als das Gegentheil. Wenn wir in der Erinnerung etwas suchen, so denken wir nach, entweder über das Jetzt oder über das Ähnliche, oder über das Entgegengesetzte, oder über das in der Nähe Seiende (das beisammen Seiende")[1]). Diese Lehre des Aristoteles pflanzte sich durch die folgenden Jahrhunderte fort, und ging auf die Neuern fast unverändert über, sowie überhaupt die Psychologie in neuern Zeiten unter allen Wissenschaften fast am meisten vernachlässigt wurde. Mit größerer Klarheit als Aristoteles trug Lud. Vives (geb. 1492, † 1540) diese Gesetze vor, und machte, bei mehren seinen Bemerkungen besonders auf die Sprünge in der Erinnerung

1) De memor. et reminisc. c. 2.

aufmerksam[2]). Der Pater Malebranche, einer der vorzüglichsten Psychologen der neuern Zeit, drang in diesem Punkte eben auch nicht viel tiefer ein. Nach ihm sind alle Vorstellungen in ihrem Unterschiede an gewisse Veränderungen der Gehirnfibern gebunden. Diese erhalten durch die ihnen von den Lebensgeistern mitgetheilten Eindrücke eine gewisse Leichtigkeit, zu denselben Eindrücken bestimmt zu werden. Daher denkt man an dieselben Gegenstände, sobald das Gehirn dieselben Eindrücke wieder erhält. Es gibt aber drei Ursachen des Bandes der Vorstellungen mit den Spuren im Gehirn. Die **Gleichzeitigkeit** der Vorstellungen, der **Wille des Menschen** und der **unveränderliche Wille des Schöpfers**. Die Spuren im Gehirn sind so genau mit den Vorstellungen verbunden, daß sie nicht erwachen können ohne alle diejenigen, welche mit ihnen zugleich dem Gehirn eingeprägt worden. Der Grund liegt in der Gleichzeitigkeit des Eindrucks[3]). In der teutschen Philosophie finden wir bei Wolf die Ideen-Association auf folgendes allgemeines Gesetz zurückgeführt: „**Eine vergangene Vorstellung kehrt ganz zurück, wenn die gegenwärtige einen Theil derselben enthält**"[4]). Unter den jetzigen Philosophen hat blos Biunde dieses allgemeine Gesetz aufgenommen und so ausgedrückt: „**Jede gegebene Vorstellung kann alle diejenigen, aber auch nur diejenigen wieder unmittelbar erwecken (mit sich associiren), welche mit ihr zu einer Totalvorstellung gehören (unmittelbar coexistirten**"[5]). Aus diesem allgemeinen Gesetze leitet er dann die Specialgesetze der Reproduction ab, welche im Ganzen die Aristotelischen sind, nur etwas bestimmter ausgedrückt, sowie überhaupt unter den Psychologen in diesem Punkte eine merkwürdige Übereinstimmung herrscht. Die Reproduction selbst suchte man auf verschiedene Weise zu erklären. Die griechischen Philosophen dachten sich die Erregung des Gehirns bei der Empfindung wie einen Abdruck, ähnlich dem des Petschafts in Wachs, oder als eine Bewegung, oder Modification des Gehirns, die Neuern aber fügten hierzu noch zwei andere Hypothesen; die von den **Lebensgeistern** und von den **Nervenschwingungen**. (Vgl. d. b. Art.) Sie nannten deshalb diese Eindrücke im Gehirn **materielle Ideen**. Keine dieser Hypothesen ist aber befriedigend. Das Leben des Geistes läßt sich nur aus seiner eigenen Thätigkeit erklären.

Es sind aber beide angegebene Formeln des höchsten Gesetzes der Ideen-Association unrichtig. Denn aus der einen Formel: „mit jeder gegebenen Vorstellung können sich alle, aber auch nur diejenigen durch Anwecken (Reproduction) associiren, welche mit ihr unmittelbar coexistirten"[6]), würde man wol erklären können, warum eine Vorstellung aus einer frühern Zeit eine andere gleichzeitig mit ihr verbundene, nicht aber, warum eine erst jetzt entstehende Vorstellung eine andere aus der Vergangenheit wieder hervorruft. Die andere Formel aber: „daß sich nur diejenigen Vorstellungen wieder unmittelbar erwecken, welche mit der gegebenen zu einer Totalvorstellung gehören (eben weil sie mit ihr coexistiren), erklärt wieder nicht, warum Vorstellungen sich erwecken, die zu verschiedenen Zeiten ins Bewußtsein gelangten, mithin gar nicht als Theile einer Vorstellung angesehen werden können. So bestehen z. B. die Vorstellungen eines einzigen Tages aus verschiedenen Gruppen der mannichfaltigsten, oft ganz entgegengesetzten Vorstellungen, wo die Vorstellungen des Morgens beim Erwachen von denen, die uns am späten Abende gegenwärtig sind, durch die verschiedensten Vorstellungsmassen getrennt sind. Und doch erregen sie sich einander sehr leicht.

Das höchste Gesetz der Reproduction der Vorstellungen verliert sich vielmehr in das höhere uns selbst unbegreifliche Wesen unsers Geistes, welcher von der Gegenwart aus ebenso die Vergangenheit wie die Zukunft zu erfassen sucht. Die Reproduction hat im Allgemeinen eine doppelte Form: eine gemeine, unwillkürliche, mechanische Verbindung der Vorstellungen, von welcher wir sagen: es fällt uns etwas ein, und eine höhere, selbstthätige, wo der Geist in seiner eigenen Tiefe absichtlich forscht, um eine entschwundene oder verblichene Vorstellung wieder hervorzurufen, und sich im Bewußtsein zu vergegenwärtigen zu neuem Leben. Die Gesetze der Reproduction der Vorstellungen beziehen sich auf beide Formen. Die Reproduction selbst hängt ab von der Auffassung, was in den bisherigen Theorien fast ganz übersehen worden ist. Allerdings können sich die Vorstellungen, welche in demselben Bewußtsein einmal beisammen waren, folglich die Vorstellungen Eines Raumes und Einer Zeit sich wiedererwecken[7]). Damit ist die Möglichkeit gegeben, daß auch das dem Begriffe nach ganz aus einander Liegende, einander Widersprechende, bei der Reproduction sich wieder erwecken kann, wenn es sich so beisammen findet, da es im Bewußtsein durch dieselben Geistesgesetze verbunden worden. Allein es erwecken sich, wie jeder aus seiner eigenen Erfahrung weiß, weder die Vorstellungen Eines Raumes alle, noch die zugleich gegenwärtigen, noch erwecken sie sich alle in der anfänglichen Folge, sondern viele Vorstellungen werden gar nicht reproducirt, andere nur dunkel, und die Reproduction springt von einer Zeit auf eine andere, weit entlegene, oft plötzlich und in großen Bogen über. Einige Vorstellungen nur sind wie ein Hauch, deren Spuren gar bald wieder verschwinden; andere schmiegen sich an, verbinden sich tief und innig, und unter ihnen erlangen wieder einige eine solche Stärke, daß wir sie gar nicht wieder los werden können. Indem sie störend auf das Bewußtsein wirken, werden sie zu krankhaften Affectionen (**fixe Ideen**). Es müssen mithin bei der Reproduction noch besondere Ursachen mitwirken, wodurch sich diese Phänomene erklären lassen. Diese scheinen in Folgendem zu liegen. Unser Geist ist nicht ein todter Spiegel, welcher

---

2) Opera (Basil. 1555. fol.). Tom. II. p. 519. 3) De la rech. de la vérité. Prem. Part. c. 5. Second. Part. c. 3. 4) Psychologia empir. §. 104. 5) Versuch einer systematischen Behandlung der empirischen Psychologie. 1. Bds. 1. Abth. (Trier 1831). S. 300. Von ihm hat es Fischer aufgenommen. (Die Naturlehre der Seele. 2. H. [Basel 1834]. S. 333.) 6) **Biunde** S. 300.

7) Dies ist aber nicht so zu verstehen, wie Biunde es misverstanden hat, als ob nur die Vorstellungen Einer und derselben Zeit (die coexistirenden) sich verbinden könnten. Dies widerspricht der Erfahrung.

die Bilder der Dinge blos mechanisch aufnimmt, und nach optischen Gesetzen zurückwirft, sondern ein lebendes Wesen, dessen Thätigkeit sich in einer dreifachen Richtung entfaltet, als Erkenntnißkraft (mit der Denkkraft), als Gemüth (Herz), und als Streben, Thatkraft (Begehrungsvermögen und Wille). Keine ist von der andern getrennt, in den einzelnen Momenten aber kann die eine oder die andere überwiegen, sie können harmonisch oder gegensetzlich wirken. Die Gegenstände Eines Raumes und Einer Zeit können nun bei der Auffassung entweder mit der einen oder anderen Richtung der Seelenthätigkeiten in besondere Beziehung treten, oder sie können den ganzen Menschen ergreifen. Und darnach richtet sich dann die Reproduction. Werden bei der Anschauung einige Gegenstände klarer, schärfer und länger betrachtet, als andere, sodaß die Seele von ihnen ein volles, entsprechendes Bild erhält, so prägen sie sich auch tiefer ein, und werden bei der Reproduction leichter erweckt als die übrigen. Dasselbe geschieht, wenn die Denkkraft sich des Gegenstandes bemächtiget, die wesentlichen Eigenschaften desselben, den Begriff festzuhalten, und die einzelnen Momente desselben denkend zu erfassen sucht. Daher verbindet sich das Durchdachte, Geordnete, nach logischen Gesetzen Bestimmte, dauernder, und wird leichter wieder erweckt als das Entgegengesetzte. Ebenso leicht schlägt das unser Herz Ergreifende, Wohlgefallen und Neigung Erregende, oder das mit unsern Zwecken Übereinstimmende im Innern Wurzel, und wird schon durch ganz schwache Reize wieder ins Bewußtsein gerufen. Am tiefsten aber dringt dasjenige ein, was den ganzen Menschen ergreift, wie Gegenstände der Neigung, der Leidenschaft, des Berufs. Hierdurch erhalten die sogenannten Specialgesetze der Reproduction, daß die Vorstellungen Eines Raumes und Einer Zeit, und zwar in der Folge, worin sie früher in uns waren, sich einander wieder erwecken, erst ihre genauere Bestimmung, wie es nöthig ist, um sie mit der Erfahrung in Übereinstimmung zu setzen. Es stehen aber auch die Dinge selbst in ihrem objectiven Sein, in mannichfaltigen, nähern und entferntern Beziehungen zu einander, nach dem Begriffe, der sich in ihnen offenbart, unabhängig von dem Auffassenden. Solche Momente des Begriffs sind: Gegenstände derselben Art und Gattung, die Theile eines Ganzen, das Subject und Prädicat, das Ding und seine Eigenschaften, die Person und die Sache, ihr Besitzthum, Stand, Charakter ꝛc. Die Verhältnisse der Abhängigkeit wie Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel, Vater und Kind, Herr und Diener ꝛc. Die einzelnen Vorstellungen erwecken und verknüpfen sich also nicht blos nach ihrem zufälligen Beisammensein in Raum und Zeit, sondern auch nach ihren wahlverwandtschaftlichen Verhältnissen. Daraus läßt sich auch erklären, wie ganz entgegengesetzte Vorstellungen sich erwecken können. Denn theils werden sie oft mit einander und zugleich, oder bald nach einander aufgefaßt, weil sie in einander übergehen wie Tag und Nacht, Licht und Finsterniß, Berg und Ebene, theils ist ihr Gegensatz nur ein relativer, innerhalb desselben Begriffs, wie Zwerg und Riese, Bettler und Reicher, Tugend und Laster. Dabei ist aber die Reproduction in den einzelnen Individuen außerordentlich mannichfaltig nach dem Alter, Temperament, Geschlecht, Stand ꝛc. Und selbst in demselben Individuum ist sie sehr verschieden, bald stetig, bald springend, anders in Affect und der Leidenschaft als in den ruhigen Zuständen. Vieles verliert sich ins Unerklärliche, Wunderbare. Ein Beispiel diene zur Erläuterung. Es sieht Jemand ein Pferd, so kann er dabei denken zunächst a) an andere Pferde, dann an die Racenunterschiede, hierauf etwa an die polnischen, und an diesem Faden kann die Reproduction fortlaufen zu den Polen, den Russen ꝛc. oder b) an Gegenstände, die mit der Anschauung des Pferdes verbunden waren, wie Wagen, Geschirr, Reiter ꝛc.; von diesem kann die Reproduction fortgehen auf dessen Person, Charakter, Stand und dadurch auf andere Stände, oder c) an die Eigenschaften des Pferdes, den Gebrauch desselben beim Ackerbaue ꝛc., oder an Thiermalerei, Dichtung ꝛc. Alle diese Reproductionen sind natürlich, aber es gibt kein Gesetz darüber, warum die Reproductionen in dem einen Falle mehr diesen, in einem andern einen andern Gang nehmen. (*Bachmann.*)

IDEESSA, ein unbedeutendes Städtchen im asiatischen Iberien, das nur dem Strabon im eilften Buche seiner Geographie bekannt war. Was er darüber mittheilt, ist p. 499 edit. *Casaub.* Folgendes: „Es gibt ein Städtchen in Iberien, welches Phrixusstadt (*Φρίξου πόλις*) einst genannt, jetzt Ideessa (*Ἰδέησσα*) heißt, hinlänglich mit Nahrungsmitteln versehen ist, und auf der Grenze von Kolchis liegt." Über die Entstehung des Namens Phriropolis, wie Ideessa ebenfalls benannt wurde, berichtet derselbe alte Geograph im ersten Buche S. 45 bei Gelegenheit der Fahrt des Phrixus nach Kolchis, daß zum Andenken an dieselbe auf der Grenze Iberiens und Kolchiens ein Denkmal, Namens Phrixion, errichtet worden sei; das aber ist Phriropolis oder Ideessa. Die neue Geographie kann über diesen Ort keine Auskunft geben. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IDELHAUSER oder **EDELHAUSER** (Martin), war im J. 1520 Pfarrer zu Urspring, und 1522 Kaplan und Prediger am Münster zu Ulm. Von seinem frühern Leben ist nichts bekannt geworden. In einer alten Handschrift vom J. 1505 wird er bei einem Pfründetausch mit dem Pfarrer Bartholome in Bermaringen mit den Worten erwähnt: „Martin Ydelhauser, der sieben freien künst meister, Prediger und Caplan der nythaotischen Gestiften pfründer in U. L. Fr. Pfarrkirchen zu Ulm." Er erhielt, wahrscheinlich durch Eberlin und Hettenbach, bessere und reinere Religionsgrundsätze, die er erweiterte und sich darin befestigte durch fleißiges Lesen von Luther's Schriften. Seine Überzeugungen auch Andern mitzutheilen, bot ihm sein Amt erwünschte Gelegenheit. Von der Kanzel herab eiferte er gegen die üblichen Fasten, die Misbräuche bei der Beichte und Absolution, gegen den Ablaß, die Anrufung der Heiligen, die Vigilien, Seelmessen ꝛc. In Abstellung der Misbräuche ging er selbst mit gutem Beispiele voran, als er unter andern bei der Beerdigung seiner Mutter das damals übliche Opfergeld, zum großen Ärger der Mönche, unter die an der Kirchthüre stehenden Armen vertheilte. Die katholische Geistlichkeit reichte deshalb eine heftige Klage gegen ihn ein bei dem

Bischofe zu Constanz, und dieser trug seinem Fiscal, Johannes Löffler, auf, jenen Erzketzer entweder zur Orthodorie zu bekehren, oder wenn ihm dies nicht gelänge, ihn nach Constanz zu citiren. Falls er sich weigerte, sollte executivisch gegen ihn verfahren werden. Wie es Löffler gelungen, ihn zum Widerruf seiner Lehren zu bewegen, ist nicht bekannt geworden. Er scheint, trotz seines Feuereifers, ein schwacher Mann gewesen zu sein, und für sein eigenes Interesse gefürchtet zu haben. Wenigstens deutet hierauf die Stelle in einem Briefe Rychart's an Idelhauser, worin es ausdrücklich heißt: „Quis cogit nisi forsan avaritia? metuis vel cuti vel pecuniis" [1]). Völlig so, wie sie es wünschen mochten, hatten gleichwol die Gegner der evangelischen Lehre ihren Zweck nicht erreicht. Öffentlich von der Kanzel herab sollte er zu Ulm seine Irrthümer widerrufen, die er bisher als Wahrheiten verkündigt. Von diesem Auftritte versprachen sich seine Gegner die günstigste Wirkung. Allein geschreckt durch die Drohungen der sehr zahlreichen evangelischen Partei, sandten sie einen Expressen nach Constanz an den Bischof, mit dem dringenden Ersuchen, den öffentlichen Widerruf aufzuheben. Dies geschah sogleich; doch ward Idelhauser nach Constanz berufen, wo er in Gegenwart des Bischofs den 2. Jul. 1522 sich zu der Revocation verstehen mußte. Seit jener Zeit schwinden die Nachrichten von Idelhauser's Leben. Man weiß nur, daß er, laut der ulmischen Reichstagsacten vom J. 1530, die augsburgische Confession verlesen hörte. Im J. 1531, als der Magistrat zu Ulm durch Ökolampadius, Blaurer, Bucer u. A. die von Letzterm abgefaßten 18 Artikel dem gesammten Klerus zur Prüfung vorlegte, erklärte sich Idelhauser mit den Worten: „Er habe schon lange gelehrt, wie jene Artikel lauteten, und wie Bucer sie erkläre; nur in der Messe habe er sich von Andern gesondert; jetzt aber sei er content." Seines Widerrufs gedachte er nicht, und begnügte sich, den Reformatoren blos die Verbreitung seiner reinen Grundsätze ins Gedächtniß zurückzurufen. Seine weitern Schicksale und sein Todesjahr sind unbekannt.

Der Titel der früher erwähnten Revocationsacte, ohne Zweifel im J. 1522 zu Ulm gedruckt, obgleich an dieser, einen Quartbogen bildenden Schrift Jahr und Druckort nicht angegeben sind, lautet wie folgt: Revocatio Martini Idelhuser, publici concionatoris Parochialis ecclesiae Ulmensis, facta super quibusdam impiis articulis et ex haeretico Lutheranorum fonte haustis, praesente simul et excipiente Reverendissimo in Christo patre ac domino, domino *Hugone*, Ecclesiae Constantium dignissimo praesule. — Adjiciuntur quaedam alia Alemanice composita. Dieser Anhang besteht aus einigen mittelmäßigen teutschen Reimen, deren Verfasser sich nicht genannt hat. Wer die Schrift zum Drucke beförderte, weiß man nicht. In Veesenmeyer's Beiträgen zur Geschichte der Literatur und Reformation (S. 138—151) findet man jene Revocationsacte wieder abgedruckt [2]). (*Heinrich Döring.*)

IDENSALMI (richtiger Jinsalmi), ein großes Pastorat in der finnischen Provinz Savolar, Kuopio Län, 8 Meilen lang und 8 Meilen breit, mit einem Flächeninhalte von $51\frac{1}{2}$ □Meilen, und dennoch bis 1608 Theil des Pastorats Kuopio. Jetzt bildet es mit den Pastoraten Kuopio und Rautalambi die obere Propstei von Nordsavolar. Viehzucht ist Hauptnahrungszweig. Weitläufige Waldungen und zahlreiche Seen sind vorhanden. Die Einwohnerzahl mag jetzt 10,000 übersteigen. (*v. Schubert.*)

IDENTISCH. Identisch von idem, ist so viel als gleich, oder ein und dasselbe mit einem andern, z. B. der Mensch, und das vernünftig-sinnliche Erdgeschöpf sind zwar den Ausdrücken nach verschieden, bezeichnen aber dasselbe Wesen. Es können daher, wie in der Mathematik, Größen als identisch betrachtet werden, welche der Form nach gleich sind, wie z. B. zwei Dreiecke, deren Seiten und Winkel gleich groß sind, obgleich sie als außer einander seiende zwei von einander getrennte sind. Man würde überall das eine an die Stelle des andern setzen können. (*Bachmann.*)

IDENTISMUS, eigentlich, nach der Analogie, dasjenige Verfahren, welches Alles als gleich setzt, und die Unterschiede unter den Dingen blos als relative betrachtet, mithin als philosophischer Lehrbegriff ebenso viel als System der absoluten Identität (s. d. Art.). (*Bachmann.*)

IDENTITÄT (identitas) ist die Dieselbigkeit, oder Einerleiheit, d. h. eine völlige Gleichheit, mit Aufhebung aller Unterschiede, wofür die Mathematiker auch den Ausdruck congruent brauchen. So spricht man in der Philosophie z. B. von der Identität des Ich, weil wir uns im Bewußtsein bei allem Wechsel innerer Zustände, als der Empfindungen, Gefühle rc., doch immer als dasselbe Wesen erkennen, welches wir früher waren. Die Identität kann eine totale (vollkommene) oder partielle (unvollkommene), eine absolute oder relative sein. So können z. B. zwei Dinge in Ansehung der Größe gleich, aber in ihren Eigenschaften von einander sehr verschieden sein. Eine absolute Identität zwischen zwei Dingen A und B könnte nur dann stattfinden, wenn sie eigentlich dasselbe Ding wären, aber nur im sprachlichen Ausdrucke oder in der Form verschieden, aber dann würde doch diese Verschiedenheit der Form immer ein zu beachtendes Moment sein (s. Identitäts-System). (*Bachmann.*)

IDENTITÄTS-GESETZ, Gesetz oder Satz der Identität, ist eins von den höchsten logischen, oder formalen Gesetzen des Denkens, welche allen einzelnen Denkacten als deren absolute Bedingungen zum Grunde liegen. Wir können sie zwar übertreten, aber dann zerstören wir zugleich unsern eigenen Denkact; wir haben in Wahrheit nichts gedacht. Das Gesetz der Identität will nun so viel sagen: Wenn wir uns ein Denkobject A denken, es sei, welches es wolle, so denken wir es eben als A, und nicht als B, oder C...., denn B, als verschie-

1) s. diesen Brief in *Schelhornii* Amoenit. literar. T. I. p. 310. 2) Vgl. die erwähnten Beiträge. S. 127 fg. A. Weyermann's Nachrichten von Gelehrten, Künstlern rc. aus Ulm (Ulm 1798). S. 349 fg.

den von A, wäre = Nicht-B. Wollte ich nun A denken als B, so würde ich gar nicht A denken, mithin mir widersprechen. Dies gilt von jedem Denkobjecte, es sei ein blos mögliches, oder ein erdichtetes, oder ein wirkliches Wesen; denn auch dieses können wir uns nicht anders denken, als nach den Gesetzen unsers Geistes, z. B. eine Rose als Rose. Ist dieses aber richtig, so muß auch diesem Gesetze unsers Geistes ein reales Sein entsprechen. Denn wäre die Rose nicht eine Rose, d. h. nicht diese Erscheinung mit diesen bestimmten Eigenschaften, so würde jenes Gesetz nicht richtig sein. Nun mag die Rose, als eine bloße Erscheinung, immerhin zum Theil das Product unserer Sinnlichkeit sein, so kann doch das An-sich-Sein derselben nur als sich selbst gleich gedacht werden. Es ist mithin ein ganz allgemeines Gesetz: Jedes Ding ist sich selbst gleich. Dieses ist der metaphysische Satz der Identität. Und dieser ist wieder der Grund des logischen Gesetzes der Identität. Denn wäre nicht jedes Ding sich selbst gleich, so würde der Mensch sich selbst in seinem Bewußtsein gar nicht als ein sich selbst gleiches Wesen zu erkennen vermögen, er würde sich selbst in seinem Denken nicht an dieses Gesetz gebunden fühlen. (*Bachmann.*)

IDENTITÄTS-SYSTEM, oder richtiger System der absoluten Identität, wird das Schelling'sche genannt. Nach Schelling nämlich gibt es in der Philosophie zwei verschiedene Ansichten: die des bloßen Verstandes, und den Standpunkt der Vernunft. Der Verstand, als das Vermögen der Begriffe, unterscheidet, trennt, und setzt einander entgegen, was ursprünglich verbunden und an sich Eins ist. Blos mit dem Verstande aufgefaßt, zerfällt die Welt vor unserm Geiste in zwei große Gebiete, die bald Natur (Materie) und Geist, Objectives und Subjectives, Reales und Ideales, Sein und Wissen (Denken), bald, psychologisch angesehen, Leib und Seele genannt werden. Beide Gebiete stehen für die bloße Reflexionsphilosophie unvermittelt, und wie durch eine Kluft geschieden neben einander; in jedem herrschen eigenthümliche Gesetze. Es gibt daher von der Natur aus keinen stetigen Übergang zur Freiheit, so wenig als vom Geiste aus zur Natur. Und wie diese beiden Welten, so stehen auch das Unendliche und Endliche getrennt von einander. Das Unendliche wird vorgestellt als das Jenseit des Endlichen, außer und über ihm seiend, welches wir nicht mit dem Wissen, sondern nur glaubend, oder in Ahnungen und Gefühlen zu erreichen vermögen. Ist aber unsere Vernunft nur Eine, und strebt sie nach der höchsten Einheit, so kann sie auch den Gedanken nicht von sich weisen, daß es nur Ein höchstes Wesen, Ein Absolutes geben könne, welches Alles befassend, auch die Vermittelung der beiden für unsern Verstand getrennten Welten in sich enthält. Der Gegensatz beider Welten ist nur ein relativer; an sich, ursprünglich, und dem Wesen nach sind beide Eins, und nur zwei verschiedene Formen der Offenbarung des Einen Unendlichen. Das Unendliche oder Absolute ist nämlich die ewige, absolute Identität der Natur und des Geistes, des Objectiven und Subjectiven, Realen und Idealen; sodaß diese beiden, von Schelling auch die Pole des Absoluten genannt, gar nicht zwei verschiedene Wesen, sondern nur zwei verschiedene Formen oder Erscheinungsweisen desselben Absoluten sind. Die Natur ist das ganze Absolute, aber unter der Form der Ausdehnung, oder der Anschauung, des Realen, der Geist dasselbe Absolute, aber unter der Form des Denkens, des Idealen. Die Natur ist daher der objectivirte, bewußtlos wirkende ewige Geist selbst, und der Geist die zum Bewußtsein ihrer selbst erwachte, von sich selbst wissende Natur. Naturgesetze sind daher zugleich Geistesgesetze, und umgekehrt. Dem zufolge sind auch die Unterschiede und Gegensätze unter den Dingen keine wesentlichen, sondern nur scheinbare und relative, denn an sich sind sie alle verschiedene Formen und Modificationen desselben Absoluten. Das, wodurch sich ein Ding, als dieses bestimmte, endliche von andern unterscheidet, ist seine unwahre Seite. Ebendeshalb vergeht es, und büßt im Tode gleichsam seine Schuld, durch den Abfall vom Absoluten und das Bestreben, etwas für sich selbst sein zu wollen. Daher ist das Weltgesetz ein doppeltes: die ewige Ausgeburt und Einbildung der absoluten Identität in die zeitlichen Dinge, und das ewige Bestreben des Endlichen nach der Rückkehr und Vereinigung mit dem Absoluten. Doch auch dieses ist nicht nach der ganzen Strenge des Begriffs zu nehmen. Denn da das Endliche dem Unendlichen nicht wirklich entgegengesetzt, sondern nur eine besondere Form desselben ist, so ist es auch von dem Unendlichen nicht wirklich abgefallen, sondern es scheint uns nur so von dem Standpunkte der Reflexion aus betrachtet. An sich ist das Unendliche als das Eine auch das All, und Alles in Allem, das einzige wahrhafte und wirkliche Wesen. Und darauf beruht die Möglichkeit des Wissens. Denn da der Mensch eine besondere Form des Absoluten selbst ist, so darf er nur, um das Absolute zu erkennen, in sich selbst forschen, und durch Ausscheidung des Vergänglichen das Ewige in sich festhalten. Dies ist aber seine Vernunft, in welcher ihm das Unendliche gegenwärtig ist. Die Vernunft selbst, als Quell der Wahrheit, ist daher in Wahrheit nicht seine menschliche, individuelle Vernunft, sondern die absolute Vernunft, das Absolute selbst, wie es das menschliche Bewußtsein durchdringt. Der Mensch steht aber auch dem Leibe nach unter Naturgesetzen, und vereinigt mithin beide Formen des Absoluten, Geist und Natur, in sich, und wird so der Mikrokosmus, ein Abbild des höchsten Wesens selbst. (*Bachmann.*)

Ideographie, s. Pasigraphie.

IDEOLOGIE (Philos.) bezeichnet der Etymologie (von ἰδέα und λόγος) nach die Wissenschaft der Ideen, die Ideenlehre. Da man nach dem von Platon eingeführten Sprachgebrauche unter den Ideen das höhere, übersinnliche, wahre Wesen der Dinge, im Gegensatze ihrer in der Sinnenwelt in Zeit und Raum immer mehr oder weniger unvollkommenen Erscheinung versteht (oder nach der subjectiven Wendung der neuern Philosophie die Vorstellungen jenes wahren Wesens der Dinge), und da die Philosophie es eben als selbständige, von fremder Autorität unabhängige Wissenschaft mit Erforschung der letz-

ten Gründe, Gesetze und Zwecke, oder des wahren Wesens der Dinge (oder, nach jener Wendung, der letzten Gründe &c. unserer Vorstellungen davon) zu thun hat, so bilden die Ideen den Mittelpunkt der ganzen Philosophie, die deshalb auch selbst als Ideologie oder Ideenlehre bezeichnet werden kann. Da man ferner von jeher gewohnt war, das Ideale und Reale als das Übersinnliche und Sinnliche einander entgegenzusetzen, und unter der Metaphysik (s. d. Art.) die Lehre vom übersinnlichen Wesen der Dinge zu verstehen, so wurde Ideologie mit Metaphysik gleichbedeutend angenommen, was sich auch daraus ergeben mußte, daß das Hauptobject der Metaphysik der Grundideen des Weltganzen, der Freiheit und Selbständigkeit oder Unsterblichkeit der Seele, und der Gottheit sind. In Frankreich war durch die sogenannte Philosophie der Encyklopädisten die Metaphysik in eine Art von Verruf gerathen (wie denn z. B. Voltaire [wie Fülleborn in seinen Beiträgen zur Geschichte der Philosophie berichtet] von dieser Wissenschaft meinte, sie bestehe aus zweierlei Erkenntnissen, solchen, die Jeder von selbst wüßte, und solchen, die Niemand wissen könnte), was den Anlaß zu dem Versuche gab, die metaphysischen Untersuchungen unter dem Namen Ideologie wieder zu Ehren zu bringen; dahin gehört z. B. Destutt de Tracy's Werk: les élémens d'idéologie (Paris 1801) (in welchem übrigens, nach Krug's Angabe, die Metaphysik nicht rein für sich abgehandelt, sondern mit Logik, Anthropologie und philosophischer Grammatik vermischt ist). Unter Napoleon's Herrschaft war auch diese Ideologie nicht gut angeschrieben (Napoleon meinte nach der Lectüre eines zwei Seiten (!!) starken Auszugs aus Kant's Kritik der reinen Vernunft, sie sei pleine de bizarreries, sans suite, sans conséquence et sans but!!; vgl. Jean Paul's Freiheitsbüchlein. Abschn. XI. S. 96), und da man einmal unter Metaphysik oder Ideologie nichts anderes verstand, als ein bloßes Spiel mit Begriffen oder Ideen, eine leere Träumerei oder Schwärmerei, die durch ihre überschwänglichen (transscendenten) Speculationen und unausführbaren Ideale dem wirklichen Leben Eintrag thun, so bekam das Wort Ideolog die Nebenbedeutung eines Träumers, Schwärmers, politischen Schwindelkopfs, auch wol gar die eines Demagogen oder Revolutionairs. Auch bei uns Teutschen hat sich etwas Ähnliches gezeigt, indem Prof. Leo in seiner Physiologie des Staats gegen alle Anwendung der Ideenlehre auf das Staatsleben auf das Entschiedenste streitet, und in der Ideokratie, wie er es nennt, die Wurzel alles Verderbens unserer Staaten sucht und findet. Daß das Wort „Ideologie" für uns Teutsche überflüssig ist, bedarf keiner Untersuchung. Vgl. übrigens d. Art. Idee. (*Scheidler.*)

IDEONNI TERRA, *ἡ τοῦ Ἰδεόννου Γῆ*, auch Donni (scil. Regnum) bei *Ovid.* Epist. ex P. IV, 7, 29, coll. v. 5, wenn die Lesart richtig und nicht Dauni zu lesen ist. Ein Reich oder Land des Ideonnus kennt nur Strabon *) im vierten Buche seiner Geographie S. 204. edit. *Casaub.*, und was er davon berichtet reicht nicht hin, einen vollständigen Begriff in Rücksicht der Lage, Ausdehnung oder gar der innern Verfassung sich zu bilden. In der angeführten Stelle ist im Vorhergehenden vom Ursprunge des Padus oder Po in Oberitalien und des Isara oder Isère in Frankreich die Rede. Das Land zwischen den Quellen beider Flüsse ist gebirgig (es sind die kottischen und grajischen Alpen); auf der einen Seite (auf der französischen) wohnen am Isère die Medulli; „auf der andern hingegen," fährt Strabon fort, „auf der nach Italien abhängenden, wohnen die Tauriner, ein ligustisches Volk, und andere Ligyer. Aus diesen Ländern besteht das Land des Ideonnus und des Cottius." Das ist Alles, was Strabon darüber sagt. Da indessen zugleich das Land des Cottius erwähnt wird, so dürfen wir über das Territorium des Ideonnus und seine Verhältnisse zu den Römern nach einer historischen Analogie wol ebenso denken, wie über jenes. Das Reich des Cottius nämlich ist vielmehr bekannt. Ammianus Marcellinus erzählt (XV, 10), daß ein gewisser Cottius nach Cäsar's Ermordung sich in die Alpen zurückgezogen habe, und später so glücklich gewesen sei, vom Kaiser Augustus, der ihn gewissermaßen anerkannte, sich unabhängig in seinem kleinen Alpenreiche zu behaupten. Der Kaiser fand es seinem Interesse angemessen, mit ihm sogar auf freundschaftlichem Fuße zu stehen; er verwendete ihn zum Nutzen der römischen Heerstraßen über die Alpen, und hielt durch ihn die rohen Bergvölker der Alpen im Zaume. Kaiser Nero erst soll das Land unmittelbar mit dem römischen Reiche verbunden haben. Wie dieser Cottius nun, ebenso muß sich wol auch der sonst unbekannte Ideonnus in den genannten Alpen, in der Nähe des Cottius, mit Bewilligung des ersten römischen Kaisers ein kleines Reich gebildet haben. Die Lage desselben geht aus der Strabon'schen Stelle nicht ganz klar hervor, denn nach den angeführten Worten versetzt der Geograph den Leser über den Padus (*μετὰ τὸν Πάδον*) zu den Salassiern, gleich als ob er die genannten Reiche diesseit jenes Flusses beschrieben habe, was doch nicht der Fall ist. Mannert, in seinem Italien Th. I. S. 199, stellt die Vermuthung auf, Ideonnus habe viel südlicher auf den Seealpen seine Besitzungen gehabt. Dann würde freilich der Fortgang in der Strabon'schen Stelle in soweit besser, als diese letztern auf dem diesseitigen Ufer des Po zu suchen sind. Weil aber denn doch Strabon ausdrücklich die beiden Reiche des Cottius und des Ideonnus als zusammenhängend sich gedacht zu haben scheint, und jenes

*) Wenn die Lesart in der angeführten Stelle des Ovidius richtig ist, dann hat auch dieser Dichter darauf hingewiesen. Und wir möchten dies glauben, weil der in der Epistel angeredete Präfectus der pontischen Küste Vestalis, wie man aus v. 6 dieser Epistel ersieht, aus einer Alpengegend Oberitaliens, nicht aber aus dem daunischen Apulien stammte. Zwar steht dieser Ansicht noch das entgegen, daß wir durch die zuerst von Clüver eingeführte Lesart Donni nur erst einen Anklang an Ideonnus, und diesen noch nicht selbst erhalten; indessen wir dürfen mit *Cellar.* Not. Orb. antiq. Libr. II. c. 9. p. 650 annehmen, daß I vor Donni ausgefallen, und e vor onni absorbirt worden ist. Das Erstere konnte durch Abschreiber, das Zweite durch den Dichter selbst geschehen.

nach der Strabon'schen Darstellung unbezweifelt jenseit des Po, auf den Cottischen Alpen, die davon den Namen haben, zu suchen ist; weil ferner in der besagten Stelle *μετὰ τὸν Πάδον* es noch heißt: *μετὰ δὲ τούτους καὶ τὸν Πάδον;* so können wir dem kleinen Reiche diesen Platz nicht anweisen; vielmehr würden wir mit Clüwer dasselbe nördlicher, auf die grajischen Alpen, in die Gegenden des kleinen Bernhard bis zum großen St. Bernhard verlegen. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Ideonnus, s. den vorhergeh. Art.

IDERZA oder Idriafluß, ein Nebenfluß des Isonzo, der ihm am linken Ufer zufließt. Er entspringt im nordwestlichen Theile des adelsberger Kreises des Königreichs Illyrien, fließt durch die Gemeinde Tschekounig herab nach der Bergstadt Oberidria, wo sich ein Holzrechen befindet, und die von Oberlaibach herführende idrianer Seitenstraße auf einer 18 Klafter langen Holzbrücke über ihn hinübergeführt ist, setzt in der Stadt mehre Mühlen und ein Sägewerk in Bewegung, nimmt unterhalb des Städtchens den Nicovabach auf, und fließt in einem sehr tiefen Bette reißenden Laufes nach Unteridria hinab, bewässert auf seinem weitern Laufe das Gebiet der Gemeinden Plusna, Raura und andere, berührt Idria di Bazza, nimmt auf seinem langen Laufe eine Menge Wildbäche auf, und stürzt sich bei St. Lucia von dem linkseitigen schroffen Gebirge mit einer reißenden Schnelligkeit in den Isonzo, dem er eine Menge Gerölle u. dergl. zuführt, und den er oft an Wasserreichthum übertrifft. Er wird in seinem oberen Laufe zum Holztriften benutzt. Mit ihm ist der Idriawaldbach, der sich am rechten Ufer, 100 Klafter vor Iderska, unterhalb der Ladrabrücke, in den Isonzo ergießt, nicht zu verwechseln. Dieser entspringt auf dem Berge Matajuri, nimmt während seines Laufes die Bergwässer Fontanits, Glinsca und Patocig auf, und ist von einer hölzernen Brücke überbaut, auf welcher die von Fletsch herabkommende Commercialstraße über ihn geführt ist. Er ist sehr reißend und führt viel Gerölle herab. (*G. F. Schreiner*)

IDES, eine kleine Insel an der Westküste von Afrika, liegt in der Nähe des Caps Mirik, vor der Mündung des Flusses St. John, der sich unter 19° 22′ nördl. Br. in den atlantischen Ocean ergießt. (*J. C. Schmidt.*)

Idesia *Scop.* (Ropourea *Aubl.*), s. Camax.

IDEUS, ein Sohn des Thestius, bekannt als Theilnehmer an der Jagd des kalydonischen Ebers. Meleager, sein Neffe, hatte die Haut des erlegten Thieres der Atalante geschenkt, Ideus aber suchte sie in Gemeinschaft mit seinen Brüdern Lynkeus und Plexippus ihr wieder zu nehmen. Atalante wandte sich mit der Bitte um Hilfe an Meleager, worauf dieser, ohne die Verwandtschaft zu berücksichtigen, ihre Gegner tödtete*). (*R.*)

IDEX. Zwischen Bononia, jetzt Bologna, und Claterna, jetzt Quaderna, in Oberitalien fließt jetzt das Flüßchen l' Idice in den Po von Süden nach Nordwesten. Im ganzen geographischen Alterthume kommt kein Fluß dieses Namens (Idex) vor. Nur in der Tab. Peuting. findet sich ein Fluß, auf den der jetzige l' Idice recht gut passen würde, wenn die Buchstaben nicht dagegen wären; er heißt Isex. Die Vermuthung, welche unsers Wissens zuerst Cellarius aufgestellt hat (s. Not. Orb. antiq. II, 9. p. 675), Idex für Isex in der Tab. Peuting. zu schreiben, liegt sehr nahe, und wird durch die heutige Benennung des Flusses vollkommen bestätigt. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IDIA *Meigen* (Insecta), Gattung der Dipteren, aus der Familie Atherisera, Tribus Muscidae, Untertribus Musciae (*Macquart*, Dipt. II, 235). Kennzeichen: Rüssel etwas lang, Epistom vorspringend, rüsselförmig, Palpen erweitert, Fühler ziemlich kurz, die Mitte des Gesichts nicht erreichend; drittes Glied zwei Dritteile länger als das zweite; Griffel nur oben besiedert. Erste Hinterzelle meist am Ende des Flügels. Die Arten zerfallen nach dem letzten Kennzeichen in zwei Abtheilungen.

A) Die erste Hinterzelle offen (Idia *Robineau Desvoidy*). 1) I. fasciata *Meigen*. 3½ Linien lang; schwarzgrün, Thorax mit weißlichen Binden; Hinterleib mit zwei bis drei rothgelben Binden, die beim Männchen unterbrochen, bei dem Weibchen durch Flecken vertreten sind, oder ganz fehlen; hintere Beine röthlich. Vaterland: Südfrankreich bis Paris.

2) I. metallica *Macquart* (l. c. 246). 2½ Linien lang; Palpen rothgelb, Epistom wenig vorspringend; Gesicht und Stirn schwärzlich metallgrün; Fühler schwarz; Thorax grün; Seiten gelb; die zwei ersten Hinterleibsringe gelb, mit schwarzem Hinterrande, der dritte schwarz, mit gelbem Fleck an jeder Seite, der vierte grün; Füße schwarz, Flügel etwas gelblich, Spitze bräunlich (Männchen). Aus Bengalen, und vielleicht nur Varietät von Idia discolor *Wiedemann* (Musca d. *Fabr.*).

B) Erste Hinterzelle geschlossen und gestielt (Gattung Rhinia *Robineau*). 3) I. testacea *Robineau*. 2½ Linien lang, Fühler dunkel rothgelb, Thorax schwarzgrün, Seiten gelb, kurzhaarig; Hinterleib, Füße ziegelfarben. Isle de France. (D. *Thon.*)

IDIA *Lamouroux* (Zoophyta), Korallengattung aus der Familie der Sertularien, die Thiere unbekannt, die Zellen derselben oval, etwas zurückgebogen, eng zweireihig gestellt, und an den Ästen, welche abwechselnd stehen und zusammengedrückt sind, eines pflanzenartigen Polypenstammes angeheftet. Die einzige Art, Idia pristis *Lamouroux*, Ilex. pl. 5. fig. A. B. C. D. E. *id.* ibid. p. 200. n. 338, erklärt Blainville (Dict. des Sc. Natur. LX, 447) für eine einfache Sertularia, und die Zeichnung derselben am angeführten Orte für misglückt. Die Heimath ist Australien. (D. *Thon.*)

IDICARA. Eine von den unbekanntern Städten Babyloniens, welche Ptolemäus an dem Euphrates aufzählt. Nach Mannert würde ihr Name auf das heutige Diakira deuten; Andere, welche mehr an die Grenze von Arabia deserta die Ptolemäische Stadt versetzen zu müssen glauben, denken an das heutige Hit. Het, Haita am Euphrat im Paschalik Bagdad. Vgl. Möller im vergleichenden W. B. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Idicium *Neck.*, s. Perdicium.

IDICRA. Eine durch das Itiner. Anton. bekannte

*) *Hygin.* fab. 173 et 174.

Stadt in Numidien in Afrika, wornach sie 25,000 Schritte westlich von Mileum, 25,000 Schritte östlich von Cuiculi, 50,000 Schritte westlich von Cirta, und 50,000 Schritte östlich von Sitifi lag. In der Tabula Peuting. ist der Name, wol nur aus Versehen, ausgefallen, denn an der Stelle, wo er stehen sollte, ist eine Lücke. Im Mittelalter ist Idicra ein Bischofssitz gewesen, denn in der Notitia Numidiae kommt ein Palladius Idicrensis vor. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IDIMUM, eine Stadt in Moesia superior, ist blos aus den Itinerarien bekannt. Sie lag am Margus (Morawa), 16 röm. Meilen nördlich von Horreum Margi, welches unstreitig das heutige Kiupri an der Morawa in Servien ist. Idimum ist daher wahrscheinlich das heutige Deribagherdan. Itin. Hieros. p. 565. Itiner. Anton. p. 134. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

Idioelektrisch, s. unt. Elektricität.

Idiographum, s. Autographum.

Idiom, Idioma, Spracheigenthümlichkeit, s. unter Sprache.

Idiomata (Dogm.), s. Communicatio idiomatum.

Idiopathie, s. d. folg. Art.

IDIOPATHISCH (von ἴδιος, eigenthümlich, selbständig, und πάθος, Krankheit) wird nach einer, von den ursächlichen Momenten entlehnten Eintheilung der Krankheiten, im Gegensatz von sympathisch gebraucht. Auch das Substantivum Idiopathie ist im Gebrauche. Man nennt nämlich den krankhaften Zustand eines Organs oder Apparats einen idiopathischen, wenn er sich in dem Theile ausgebildet hat, ohne daß der vorgängige krankhafte Zustand irgend eines andern Theils im Organismus sich als Ursache desselben nachweisen läßt; sympathisch nennt man dagegen einen krankhaften Zustand, der als veranlassende Ursache seines Entstehens die schon bestehende krankhafte Affection eines Theils des Organismus anerkennt. Morbus idiopathicus ist daher mit morbus primitivus, essentialis synonym; morbus sympathicus mit morbus secundarius, consensualis, consecutivus, symptomaticus. Eine sympathische Affection ist häufig nur ein nach physiologischen Gesetzen durch ein idiopathisches Leiden hervorgerufenes Symptom, das aber dem Patienten vielleicht beschwerlicher ist, als die ursprüngliche Krankheit. Jedenfalls ist es für den Arzt stets von der höchsten Wichtigkeit, das primäre idiopathische Leiden immer als solches zu erkennen, und von der sympathischen Krankheit (eigentlich dem einzelnen Krankheitssymptom) genau zu unterscheiden. Im Allgemeinen nämlich muß die Behandlung gegen das idiopathische Leiden gerichtet werden, weil mit dessen Beseitigung auch die sympathischen Erscheinungen verschwinden. Doch muß der Arzt vielfältig von dieser Regel abweichen, und oftmals, ehe er gegen das Grundübel zu wirken sucht, durch eine sogenannte symptomatische Behandlung einzelne sympathische Erscheinungen zu beseitigen streben, bald wegen der Heftigkeit des secundären Symptoms, bald wegen der Wichtigkeit des secundär ergriffenen Theiles. Die idiopathische Krankheit verschwindet in manchen Fällen, wenn sich anderwärts eine sympathische bildet; oder beide bestehen neben einander im Organismus. (*Fr. Wilh. Theile.*)

Idiopoiesis (ἰδιοποίησις), s. unt. Communicatio idiomatum.

IDIOPTERA *Macquart* (Insecta), Zweiflüglergattung aus der Familie der Tipulariae, und zwar der Abtheilung Tipulariae terricolae (*Macquart*, Dipt. I. p. 94). Kennzeichen: Der Rüssel sehr kurz, die Palpenglieder von gleicher Länge, die Fühler fadenförmig, lang, dreizehngliederig, mit sehr kurzen, nicht sternförmig stehenden Haaren besetzt. Das erste Glied kurz, cylindrisch, das zweite becherförmig, die acht folgenden länglich, die sechs letzten schmächtiger, die Flügel aufliegend, schmal, eine einzige Randzelle, die an der Wurzel geöffnet ist, fünf hintere Zellen, die innere Basilarzelle durch eine Querader getheilt. Nur eine Art, I. maculata, von v. Winthem unter dem Namen Limnobia pulchella gesendet. Drei Linien lang, Palpen und Fühler schwärzlich, Kopf und Thorax bräunlichgrau, der letztere mit einer braunen Binde, der hintere Rand, das Schildchen und der Metathorax rostfarben, der Hinterleib ziegelroth, die Ränder der hintern Ringe schwarz, die Füße braun, die Hüften und die Wurzel der Schenkel gelb, die Flügel mit braunen Flecken am Ende der Adern und auf den Queradern. Nur das Männchen, aus der Gegend von Hamburg. (*D. Thon.*)

Idiorrhytmoi, eine Art Anachoreten, s. unt. Einsiedler.

IDIOSYNKRASIE (von ἴδιος, eigen, σύν, mit, und κρᾶσις, Mischung, Temperament), nennt man den Zustand, welcher besondere Antipathien, oder besondere Begierden hervorbringt. Antipathie ist aber Abscheu gegen gewisse Gegenstände in Krankheiten. So können z. B. Wahnsinnige oft keine Prediger, manche Menschen keine Spinnen, von der Tarantel Gebissene gewisse Töne, Epileptische die rothe Farbe nicht leiden. Andere können gewisse Sachen nicht anfassen. Oft macht der Name solcher Dinge schon heftige Zufälle. Tissot erzählt von ein Paar Frauenzimmern, die Erdbeeren essen konnten, wenn sie gesund waren, aber davon heftige Zufälle bekamen, wenn sie an Nervenkrankheit litten. Reil nennt auch gewisse individuelle Bestimmungen Idiosynkrasien, die eine Krankheit hervorbringen, welche sonst bei einem Menschen der Art nicht zu entstehen pflegt, wie z. B. Skrofeln bei Erwachsenen, Gicht bei Kindern ꝛc. Man unterscheidet Idiosynkrasien der percipirenden Sensibilität, und folglich der Sinne, vermittels welcher die Perception geschieht, und Idiosynkrasien der latenten Sensibilität, je nachdem sie sich ursprünglich in der percipirenden oder in der latenten Sensibilität offenbaren. Indessen die Phänomene der percipirenden Sensibilität reagiren fast immer auf die latente und umgekehrt diese letztere auf die percipirende. Der Geruch der Rosen bringt z. B. bei manchen Individuen auf der Stelle Schwindel und Übelkeiten hervor, welche letztere anzeigen, daß die latente Sensibilität des Magens afficirt worden sei. Hingegen die urticaria, welche sich bei gewissen Personen zeigt, sobald sie Krebse gegessen haben, zeigt eine Idiosynkrasie der latenten Sen-

sibilität an, deren Wirkungen durch das Jucken und das Fieber, welche diesen Ausschlag begleiten, sich auf die percipirende Sensibilität ausbreiten. Auch unterscheidet man angeborene (*Ballonius*, Obs. I. p. 28) und erworbene Idiosynkrasien. Die durch Ideenassociation erworbenen Idiosynkrasien sind bisweilen durch passende Mittel entfernt worden. Doch muß man sich in Betreff aller Idiosynkrasien hüten, Zwangsmittel anzuwenden, oder bei der Anwendung von Mitteln zu beharren, gegen welche die Individuen einen besondern Abscheu haben. Bisweilen verschwinden die Idiosynkrasien mit der Krankheit, von welcher sie abhängig sind, doch in andern Fällen dauern sie nach der Genesung fort. So zeigen in acuten Krankheiten die Kranken häufig einen unüberwindlichen Abscheu gegen Wein oder dieses oder jenes Getränk, welcher bisweilen mit der Krankheit verschwindet, bisweilen aber auch nach der Krankheit fortdauert. Kein Zustand liefert zahlreichere Beispiele von erworbenen Idiosynkrasien, als der schwangere, zu welchen vorzüglich die pica, Begierde zu Dingen, die gar keine Nahrungsmittel sind, und die malacia, Begierde zu ungewöhnlichen Nahrungsmitteln, oder Nahrungsmitteln von schlechter Beschaffenheit gehören. Viele Beispiele von Idiosynkrasien hat der Doctor Wagner im J. 1811 in Hufeland's Journal der praktischen Heilkunde mitgetheilt. (*W. L. Brehme.*)

Idiothalami, s. Lichenes.

Idiotikon, Idiotismus, s. unt. Sprache.

Idis (Ides), eine Art Glasperlen, s. Glasperlen.

IDISTAVISUS CAMPUS wird von Tacitus (A. II, 16) das Blachfeld auf dem rechten Ufer der Weser genannt, in welchem des Drusus Sohn, Cäsar Germanikus, im J. 16 n. Chr. Geb. durch eine mörderische Schlacht die Niederlage des Varus an den Cheruskern rächte. Über die Lage desselben sind die Ausleger des Tacitus ebenso verschiedener Meinung, als über die Form und Bedeutung seines Namens; die Erforschung von Beiden bedarf daher noch einer genauern Kritik der Berichte des Tacitus von des Germanikus Feldzügen. Einzig darauf bedacht, die Niederlage des Varus an denjenigen Völkern zu rächen, welche daran den vorzüglichsten Antheil hatten, überfiel dieser nach des Kaisers Augustus Tode im J. Chr. 14 plötzlich die Marser an der Lippe (A. I, 50), und im J. 15 ebenso unvermuthet die Chatten an der Eder (A. I. 55 sq.), während Stertinius (A. I, 60) das Land der Brukteren zwischen der Lippe und Ems verheerte. Der dritte Feldzug im J. 16 sollte den Cheruskern gelten, welche zu beiden Seiten der Weser zwischen den südlichern Chatten (A. I, 56) und nördlichern Angrivariern (A. II, 19) wohnten (s. Cherusker). Um sie desto unvorbereiteter zu überfallen, wählte Germanikus den Weg zur See, und schiffte seine ganze Heeresmacht von acht Legionen, gegen 80,000 Mann, auf mehr als 1000 Schiffen ein, aber statt die Weser hinaufzufahren, landete er, nicht sowol aus Unkunde des Weserstromes, über welchen schon Drusus und Tiberius gezogen waren, als weil er den befreundeten Chauken und Angrivariern, deren Gebiete der untere Theil der Weser durchfloß, nicht recht traute, in der Mündung der Ems (A. II, 8), und zwar an deren linken Seite im Gebiete der Friesen, sodaß er viele Zeit mit Brückenbauen verlor, um das Heer über den Fluß und die Sümpfe des Flußwassers zu setzen. Von den vielen Widerwärtigkeiten, welche des Tacitus Tadel dieser Maßregel andeutet, lesen wir zwar nur wenig, weil sich (A. II, 8 extr.) zwischen den Worten hausti sunt und metanti castra eine große Lücke befindet; aber daß der Zug von der Mündung der Ems bis zur Mitte der Weser nicht so rasch geschah, wie der Rückzug (A. II, 23), beweist der Umstand, daß ihm bei seiner Ankunft an der Weser die Cherusker mit allen ihren Verbündeten schlagfertig gegenüber standen (A. II, 12). Sie hatten die Höhen hinter einer Ebene am rechten Weserufer besetzt, welche eben Tacitus Idistavisus campus nennt, deren Lage die Ausleger so verschieden bestimmt haben, daß sie Lipsius in der Gegend von Vegesack bei Bremen, Luden nicht weit oberhalb der Allermündung bei Verden, Mannert in der Gegend von Preußisch-Minden, Cluver zwischen Preußisch-Minden und Oldendorf, Strombeck aber gar in der Ebene zwischen Holzminden und Fürstenberg, am Fuße des Sollings suchte. Wilhelm sagt in seinem Germanien S. 164: „Nur ein einziger Ort an dem ganzen Ostufer der Weser stimmt genau mit der von Tacitus so sorgfältig beschriebenen Localität des Schlachtfeldes überein; es ist die Ebene zwischen Hausbergen, Wittekenhausen, Vennebeck und Holtrup, wo die Weser sich fast in einer Bogenlinie herumkrümmt." Wenn er aber hinzusetzt: „Zwei Meilen, also bis ungefähr in die Nähe von Oldendorf, verfolgten die Römer stromaufwärts die fliehenden Teutschen, von denen sich nur ein Theil vom linken Ufer der Weser durch Schwimmen über den Strom zu retten suchte;" so weist er zwar mit dieser letzten Bemerkung den Grund zurück, durch welchen sich Mannert bestimmen ließ, die Schlacht in jene Weserkrümmung etwas südlich von der Stadt Minden zu verlegen, bedenkt aber nicht, daß die Localität dieser Gegend jene Verfolgung von der sogenannten Porta Westphalica her, wo sich die Weser vermittels eines gewaltsamen Durchbruchs durch die quer über sie hinziehende Bergkette einen Weg in die unübersehbaren Nordebenen gebahnt hat, gar nicht erlaubt. Überdies deuten des Tacitus Worte nicht sowol auf eine Krümmung, als auf einen Schlangenlauf der Weser, wie er sich in der Ebene von Oldendorf bis Rinteln findet, denn die von Forsten und Bergwäldern ganz umschlossene Ebene hatte ungleiche Breite, je nachdem des Flusses Lauf sich zurückbog, oder das hintere Waldgebirge sich vordrängte (A. II, 16), und bot in einer Strecke von zehn römischen oder zwei geographischen Meilen (A. II, 18) Raum genug zu einer Hauptschlacht dar, in welcher gegen 80,000 Römer bei freier Bewegung der Reiterei und des groben Geschützes (A. II, 20) mit einem unermeßlichen Heerhaufen unter des Arminius und Inguiomer's Anführung (A. II, 12) kämpften. Dazu ist in der Ebene zwischen Minden und Vlotho, welche Mannert im Allgemeinen und Wilhelm speciell bestimmt, kein Raum, und Wilhelm würde nicht auf jene Bestimmung verfallen sein, wenn ihm nicht ein Rückzug des Germa-

nikus gedünkt hätte, was auf der Ostseite der überschrittenen Weser für ihn, auch in nördlicher Richtung, ein Vorschreiten gegen die sich von Neuem bei dem Steinhudersee setzenden Feinde war. Die Teutschen, welche die Höhen hinter der Ebene besetzt hielten, waren fern genug, daß Germanikus selbst im Angesichte der gerüsteten Feinde Brücken konnte schlagen lassen, um sein Heer überzusetzen (A. II, 11), obwol der reißende Strom auch einige seichte Stellen zum Durchreiten darbot, und noch keine solche Breite hatte, daß nicht zwei an ihrem Ufer Stehende sich hätten mit einander unterreden können (A. II, 9). Richtiger verlegt daher Reichard in seinem Germanien die erste Schlacht in die Gegend von Kohlenstädt zwischen der Weser und dem Bückeberge, oder besser der Schauenburg, welche nach Büsching's unwahrscheinlicher Vermuthung der erste schauenburgische Graf Adolf von Santersleben gegen die Mitte des 11. Jahrh. aus dem Verfalle einer schon von Drusus erbauten Feste wiederherstellte. Nur hätte Reichard nicht zugleich durch eine falsche Namenvergleichung von Ebesen, Hevesen und anderen auf esen ausgehenden Dörfern mit Idistavisus oder Idistaviso, wie er irrig schreibt, sich verleiten lassen sollen, das Schlachtfeld in die Ebene zwischen der Weser, Bückeburg, Stadthagen und Wiedensahl zu verlegen, da die Endungen sen, esen oder essen in diesen Gegenden meist aus dem sächsischen hausen verkürzt sind, sowie die Endung trup oder trop auf dem anderseitigen Weseruser, worin er statt des hochteutschen Dorfes römische tropaea sucht, ein Zusammensein mehrer Häuser in einem Trupp oder einer Traube bezeichnet. Besser hat ihn der Harrelberg bei Bückeburg auf dessen Namensähnlichkeit mit Herculis silva geführt, wohin Arminius alle seine Streitkräfte zusammengezogen hatte (A. II, 12), wenngleich nach Wilhelm jeder heilige Hain, wie der Härkling bei Helmstedt Heark genannt wurde. Mannert's Erläuterung des Namens Idistavisus in oberteutscher Mundart it ist a Wies statt des niederteutschen it is de Wisch, ist ebenso unstatthaft, als die läppische Ableitung vom niederteutschen sta wisse (steh fest), und kann durch die abgesetzten Worte der vom Archivrath Perz verglichenen Handschrift zu Florenz, die einst im Kloster Corvey dem Untergange entzogen ward, und die einzige Quelle jener Nachrichten des Tacitus ist, cui id i sta viso nomen, keine Bestätigung erhalten. Gegen Strombeck's Übersetzung Deisterwiese spricht zwar nicht der Umstand, daß der Deister weiter zurückliegt, und den südwestlichen Bergkranz um die Gegend von Hanover bildet, weil man annehmen darf, daß, ehe noch durch die wachsende Bevölkerung von Teutschland viele Wälder ausgerodet wurden, wovon der alte Sitz der Grafen von Schauenburg, Rodenberg bei Nenndorf, zeugt, die Forsten mehrer Gebirge, deren Waldungen jetzt durch urbar gemachte Felder und Thäler unterbrochen werden, mit einander zusammenhingen, und darum einen gemeinschaftlichen Namen führten, der nach der Scheidung jener Forsten nur auf einen einzelnen Theil übertragen wurde. So hing ja auch nach Reichard's richtiger Bemerkung der Bückeberg nebst allen seinen Vorhöhen durch einen Gebirgszug mit dem Süntel oder Suntel zusammen, dessen Name nicht sowol, wie de la Motte-Fouqué glaubte, ein Sühnthal, was seiner Höhe widerspricht, als den Suntheil oder Gerichtstheil bezeichnet, wie im Mittelalter auch der Suntag als Gerichtstag vom Sonntage verschieden war. Allein die Erklärung des Idistavisus campus durch Deisterwiese läßt das I verloren gehen, worauf bei der Übersetzung durch schönste Wiese nach Grimm's Meinung, welcher Idista als einen Superlativ von Ida (schöne Jungfrau) betrachtet, indem er, um das Wort eitel zu erklären, eine Wurzel eidan oder idan (glänzen) annimmt, grade der Hauptaccent ruht. Wäre dieses nicht der Fall, so könnte man auch den Deister ursprünglich Idisto benannt glauben, im Gegensatze des Bergrückens Ith, welcher im Amte Lauenstein ehemals die Diöcesen der Bisthümer Minden und Hildesheim schied, und daher vielleicht die Ostgrenze der Cherusker auf dem rechten Weseruser nebst der Leine von Hallermund an bestimmte; doch ward dieser Name vor Alters Igath geschrieben. Die Höhen des Ith sowol als des Deisters gewähren schöne Aussichten in die Ferne; aber die schönsten Aussichten in die Wesergegend sind doch, außer der bei der Porta Westphalica, auf der davon benannten Schauenburg oder der noch höher liegenden Pagenburg oder Paschenburg, von den daselbst angezündeten Pasch- oder Osterfeuern benannt, und auf der Ludenerklippe, südlich von Harrel bei Eilsen. Wenn Reichard das nahe dabei liegende Dorf Hersen mit dem Namen Idistavisus vergleicht, so hält er grade an der Endsylbe fest, welche der teutschen Adjectivendung isch entspricht. Das idistavische Feld ist nämlich nichts anderes als ein eidstabisches Feld, welche Benennung noch Notker kennt, der auch ein Gericht, wo nach Grimm's Erklärung der Eid gestabt wurde, eidstap nennt. Idis ist die lateinische Schreibung des Genitivs von eid, bei Ulfila schon aiths genannt, und stava oder staua von staujan oder stojan (richten), ist nicht nur bei Ulfila Benennung des Gerichtes, sondern hat sich auch noch im Staab erhalten, sowie im Namen Gustav für Gográf oder Gaurichter. Das idistavische Feld, welches Arminius selbst, nach Tacitus (A. II, 12), zur Schlacht auserkor, war daher der heilige Platz, wo die verbündeten Völker oder Eidgenossen den Schwur der Treue schworen; und demnach mag das adelige Vorwerk zum Stau in der fischbecker Voigtei noch dessen einstige Lage bezeichnen, da man nur die Wesergegenden bereist zu haben braucht, um in der schauenburgischen Ebene Alles vereinigt zu finden, was Tacitus vom Idistavisus campus meldet. In dieser Gegend schlug sich auch Wittekind mit Karl dem Großen, und im dreißigjährigen Kriege 1633 am 28. Jun. trugen hier die schwedischen, braunschweigischen und hessischen Truppen einen Sieg über die Kaiserlichen davon. Das ganze Land umher war ein großes Heiligthum der alten Teutschen, gleich den Eggestersteinen bei Detmold und dem Platze in der Nähe des Bullerborns im Paderbornschen, wo vielleicht auf derselben Stelle, an welcher Varus sein friedliches Lager aufgeschlagen hatte, die Irmen- oder Freiheitssäule errichtet ward. Da-

für zeugt der alte Opferaltar auf des Süntels höchster Spitze, Hohenstein genannt, von welchem die Bewohner der Umgegend unter dem Namen Drudenstein oder Sinngrünaltar, welches man für eine Verdrehung aus Singrunenaltar erklärt, allerlei Sagen zu erzählen wissen. Auf einer Säule von 20 Fuß im Durchmesser stehend, soll er nach Wilhelm noch genau die Blutrinne in der Altarplatte zeigen, wie sie Dorow in den Eggestersteinen fand. Mögen auch der benachbarte Osterberg und Helagrund ebenso wenig bedeutungsvolle Namen sein, um daraus ein uraltes Heiligthum dieser Gegend zu erweisen, wie viele andere, welche man aufzählt: der Deister selbst, im Mittelalter Diester genannt, mag er nun von seinem Düster den Namen führen oder Thüster geheißen haben, gleich dem Berge bei Thüeste, alt Tuiguste, im Lauensteinischen, scheint ein Heiligthum des Thuisto gewesen zu sein, nach welchem der Dinstag Thuesday oder Dyssendag, und selbst des Arminius Gattin Thusnelda (Thussenhilda) genannt ist. Daß auch der Name des Feldes Idistavisus sehr bezeichnend war, dafür zeugt nicht nur der Umstand, daß ihn die Römer in ihre Annalen des Rachekrieges wegen der Varus-Schlacht aufzunehmen würdigten, sondern auch, daß Arminius selbst (A. II, 12) dasselbe zur Schlacht auserkor. Auch muß das Feld in der oben bezeichneten Gegend gelegen haben, wenn der Hagen, der sich von Südhagen unweit Bodenengern bis Hagenburg am Steinhudersee nordwärts zieht, einst die Grenze der Angrivarier und Cherusken bestimmte (A. II, 19); denn Germanikus hatte die Angrivarier schon im Rücken, ehe er jenes Feld betrat (A. II, 8 extr.), und die Waldungen und Forste, in welche muthig einzudringen Germanikus seine Krieger ermunterte (A. II, 14), können nirgends anders als südwärts von der porta Westphalica oberhalb Preußisch-Minden gesucht werden. Wenn heutige Ortsnamen noch von den Wohnsitzen der alten Völker zeugen, so wohnten die Angrivarier von Bodenengern am Hagen, den einst die Grafen von Rode, denen die Stadt Hanover ihren ersten Ursprung verdankt, vom Bisthume Minden als Lehen erhielten, und von Engern gegen Rinteln über westwärts bis zur Stadt Enger und Engern an der Else, wo eine Reihe von Dörfern, deren Namen auf hagen endigt, ihre Südgrenze gegen die Cherusker bezeichnet. Auf dem rechten Weserufer zieht sich die Umhägung, welche das niederteutsche Gebiet der Angrivarier und Chauken von den Cherusken in Mittelteutschland schied, und nach den Eroberungen der Sachsen, an welche jene sich anschlossen, bis zum Ursprunge der Weser vorgerückt ward, vom Steinhudersee noch bis an die Aller bei Celle, nördlich unter Hanover hin; aber da bildete sie die Südgrenze der größern Chauken, welche nach des Tacitus Germania c. 35 sq. die ganze Strecke von der Meeresküste bis nahe zu den Chatten hin, von diesen nur durch die Cherusken geschieden, bevölkerten. Die Steinhudersee, in deren Nähe Germanikus ein zweites Treffen lieferte, dessen ungünstiger Ausgang ihn trotz seines Siegesdenkmals zum schleunigen Rückzuge bewog (A. II, 20 sq.), scheint zugleich der östlichste und nördlichste Grenzpunkt des schmalen Angrivarierlandes gewesen zu sein, wenn anders die Dörfer Münchshagen, Rosenhagen, Wulfhagen ihre Nordgrenze bis Petershagen an der Weser bezeichnen. Die Weser bildete nirgends eine Grenze, als etwa die Grenze der Chatten von der Mündung der Fulda bis zur Mündung der Diemel; und sowie die Weser noch jetzt ihren mittelteutschen Namen, welchem das niederteutsche Werre für Wetter entspricht, erst bei Münden erhält, so trat sie diesen Namen noch zu Karl's des Großen Zeiten und später an die Werre ab, welche bei Rehme unterhalb Vlotho so in die Weser einfließt, daß diese nur eine Fortsetzung derselben, wenngleich mit beträchtlicher Breite, scheint. Hiernach läßt es sich begreifen, warum Tacitus die Weser so wenig beachtet, daß er die Cherusken mit ihren Verbündeten (A. II, 22) zwischen dem Rheine und der Elbe wohnen läßt, und zwar der Elbe, über welche man die geschlagenen Cherusken sich zurückziehend wähnte (A. II, 19), näher noch als dem Rheine (A. II, 14 extr.). Da die Fuse schon das Gebiet der Foser im Hildesheimischen bestimmt, und die Cherusken sich durch ihre Bewaffnung mit langen Spießen (A. II, 14), von deren alter Benennung ker oder ger (gaesum) man sie Kerische (Gaesati) benannt glaubt, nicht sowol als Berg- und Waldbewohner verrathen, als an Kämpfe in Mooren und Brüchen gewöhnt (A. II, 64. 68), so darf man der Cherusken Land im Osten nicht weit über die Leine ausdehnen, und ebenso ward im Westen ihr Land von den Dulgibinen, d. h. Dulgaewin, Thalgauern oder Niedergauern (von Dölle für Niederung benannt), und den Chassuariern (Germ. 34) beengt. Wenn Hörter, vormals Huxaria genannt, den Sitz der Chassuarier bezeichnet, wo nach Ptolemäus die tropaea Drusi lagen; so mag des Ptolemäus Tulisurgium (vielleicht statt Tul-visurgium) in der Gegend von Pyrmont, den Sitz der Dulgibinen verrathen, oder derjenigen Cherusken, in deren Gebiete nach Strabon (VII, 1. 4) Varus fiel. Viele Dörfer im Lippischen und Paderbornischen sind vom Thale benannt, wie Dalheim, Delbrück, Thüle und Thal an der Emmer, und Lupta, nach dessen längstem Tage von 16 St. 45 Min. Ptolemäus dessen westliche Abweichung von Alexandria zu weit östlich bestimmt, mag nicht sowol, wie Erasmus glaubte, Luppia oder Lippspring sein, als Lügde in dem ungemein schönen und angenehmen Thale an der großen Emmer, unweit der noch jetzt sogenannten Arminiusburg, bei welcher die Grenzen der Grafschaften Pyrmont und Lippe und des paderbornischen Gebietes zusammenstoßen. Wenn Germanikus von der Emsmündung, wie des Tacitus Worte (A. II, 8) genugsam andeuten, und die von Ptolemäus bestimmten Örter an der Ems es wahrscheinlich machen, am rechten Emsufer hinauf nach dieser Gegend zuzog, welche die Römer schon längst auf ihren Märschen der Lippe entlang kennen gelernt hatten, so mußte er in die Gegend zwischen Rinteln und Hameln kommen, wo freilich die Weser noch nicht denselben Lauf, wie heutiges Tages nahm, da selbst gute Karten noch den alten Weserlauf von Hameln bis Vlotho hinter Rinteln weg andeuten, jedoch eben solche Krüm-

mungen gehabt zu haben scheint, welche sie noch heutiges Tages in der schauenburgischen Ebene bildet, die ebendadurch als des Tacitus Idistavisus campus sich ausweist. (*Grotefend.*)

IDKA, Arany-, goldenes Idka, ein hoch im Gebirge zwischen großen Waldungen am raschen Idabache, der oberhalb des Ortes entspringt, 2½ teutsche Meilen westwärts von Kaschau liegendes, der königl. ungrischen Kammer gehöriges Bergdorf im kaschauer Gerichtsstuhle (Processus) der abaujvárer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungerns, mit einem bedeutenden Bergbaue, einer eigenen katholischen zum szepser Vicearchidiakonatsdistricte der kaschauer Diöcese gehörigen Pfarre, einer allen Heiligen geweihten katholischen Kirche, Schule, 96 Häusern und 760 teutschen und slawischen Einw. Der hier auf Gold und Silber betriebene Bergbau ist sehr alt, wurde aber später wegen Landesunruhen gänzlich verlassen, und erst in der allerneuesten Zeit wieder aufgenommen. Vom 1. Jul. 1807 bis letzten Oct. 1815 wurden überhaupt an aller Art von Erzen 16,548 Centner gewonnen; darunter waren: 16 Mark 10 Loth 2 Gr. und 1½ Dr. Feingold, 2757 Mark 7 Loth 3 Gr. ½ Dr. Feinsilber, 24 Ctr. 51 Pf. Garkupfer, 29 Ctr. 65 Pf. Antimonium [*]). Es befinden sich hier ein großes Poch- und Schlämmwerk, die Berg- oder Grubenverwaltung, das Waldamt rc. In dem arany-idkaer Erzgebirge findet man auch Kupfergrün, Kalkspath, Eisenerz, Thonschiefer rc. (*G. F. Schreiner.*)

IDMON (*Ἴδμων*), 1) ein geachteter Seher aus Argos [1]), dem heroischen Zeitalter der Griechen angehörig, war, wie Pherekydes erzählt [2]), ein Sohn Apollon's und der Asteria, einer Tochter der Koronos; nach einer andern Angabe galt er als ein Sohn des Abas [3]). Thestor, der Vater des Kalchas, soll sein Sohn gewesen sein, welchen er mit der Laothoe erzeugt habe, während freilich auch wiederum behauptet wird, Thestor sei von den Alten wegen seiner Einsicht Idmon genannt worden [4]). Bei Hygin wird die Nymphe Kyrene als seine Mutter bezeichnet. In der Überlieferung von ihm erhielt sich hauptsächlich nur seine Theilnahme an der Argonautenfahrt; sie wird ihm um so höher angerechnet, weil er sich dazu entschloß, obschon er voraus wußte, daß er von ihr nicht zurückkehren werde [5]). Liebe zum Ruhme bewog ihn dazu und die Besorgniß, sonst in den Augen des Volks zu verlieren [6]). Sein Tod wird verschieden erzählt. Denn zu Folge der einen Nachricht überwältigte ihn ein Eber [7]), nach einer andern biß ihn eine giftige Schlange im libyschen Sande [8]) und nach einer dritten raffte ihn die Pest hinweg [9]). Dagegen stimmt die erste und dritte in der Bestimmung der Gegend überein, wo Idmon's Tod erfolgt sei, nämlich in der Landschaft der Mariandyner, in der Nähe von Paphlagonien in Kleinasien [10]).

2) Hieß Idmon ein Sohn des Ägyptos, erzeugt mit der Gorgone; von Danaus' Töchtern wurde ihm Pylarge zur Braut beschieden, welche mit ihm verfuhr, wie ihre Schwestern mit seinen Brüdern [11]). (*R.*)

IDMONEA *Lamouroux* (Zoophyta), Korallengattung aus der Familie der Milleporen. Die Thiere unbekannt, die Zellen vorspringend, etwas kegelförmig, deutlich, die Öffnung kreisförmig, in einem Halbringe oder gebrochenen Linien quer, auf nur ⅔ der Äste stehend, welche sich sehr aus einander breiten. Der Polypenstamm ist kalkartig, ästig, nicht porös, aber auf der zellenlosen Seite leicht, schwach rinnenförmig gestreift. Man kennt nur eine einzige lebende Art, I. virescens *de Haan*, aus Japan in dem leydener Museum. (*D. Thon.*)

IDMONEA (Paläozoologie) ist ein von Lamouroux aufgestelltes Geschlecht fossiler Polyparme, wovon er zwar nur eine Art gekannt, Defrance zwei andere entdeckt hat, wozu de Blainville noch zwei Goldfuß'sche Reteporen gefügt, und v. Siebold eine lebende Art (I. virescens *de Haan*) in dem japanischen Meere entdeckt hat. Lamouroux hatte dieses Geschlecht an das Ende der Ordnung der Milleporeen zu Millepora und Spiropora gestellt, de Blainville es zu seiner Classe Polyparien, Unterclasse Steinpolyparien, Familie Milleporeen, zwischen Cricopora (Spiropora *Lamouroux*) und Hornera geordnet, von welchem ersteren es sich nur durch die meist dreikantige Form seiner Äste mit einer Seite ohne Zellen unterscheidet. Der von Lamouroux gegebene, mit Rücksicht auf die Goldfuß'schen Arten nur wenig veränderte Charakter des Geschlechts ist: Polyparium solidum, ramosum; ramis divergentibus (teretiniculis aut plerumque) triquetris; cellulis subconico-protuberantibus, in duabus ramorum faciebus dispositis, oblique seriatis (aut fasciculatis), tertia facie laevi, (plerumque) subcanaliculata, cellulis destituta. Von den sechs Arten finden sich eine in Jura- und Grobkalk, zwei in Kreide, zwei in Grobkalk, und eine kommt, wie schon erwähnt, lebend vor. Die fossilen sind:

1) I. triquetra *Lamouroux*, Polyp. 80. pl. LXXIX. f. 13—15. *Bronn*, Pflanzenth. 21. 43. t. VI. f. 12. *Defr.* im Dict. XXII, 564. *de Blainville* ibid. LX, 384 u. Atlas, Polyp. pl. XLVI. f. 2. *Holl*, Petref. 398. *Lonsdale* in Geolog. Transact. N. S. III, 273. Goldf. bei Dech. 377. *Bronn*, Lethaea. 249. t. XVI. f. 11. I. fossilis, ramosa, ramis divaricatis distortis inflexis triquetris; faciebus duabus cellulis praealtis conicis distinctis transversimque seriatis, tertia subcanaliculata, laevissima nulliporosa *La-*

*) s. Johann v. Csaplovics, Topographisch-statistisches Archiv des Königreichs Ungern (Wien 1821). 1. Bd. S. 288 fg.

1) *Valer. Flaccus*, Argonaut. L. I, 228 sq. IV, 546. *Apollodor*, Biblioth. L. I. c. 9. §. 23. 2) Vgl. Scholion zu *Apollon. Rhod.* Argonaut. L. I, 139. 3) Vgl. dasselbe Scholion und *Apollon. Rhod.* L. II, 815. 816. *Hygin.* fab. 14. 4) a. a. O. 5) *Apollon. Rhod.* Argonaut. L. I, 139 sq. *Hygin.* fab. 14. Vgl. auch *Valer. Flacc.* Argonaut. L. V, 3 (an einer andern Stelle, nämlich L. I, 360, schreibt er solche Kenntniß dem Idas zu). *Senec.* Medea v. 651. 6) *Apollon. Rhod.* l. c. 7) *Apollodor*, Bibl. L. I. c. 9. *Apollon. Rhod.* Argon. L. II, 815 sq. und die Scholien zu L. I, 139 u. 815. 8) *Senec.* Medea v. 652.

9) *Valer. Flacc.* l. c. L. V, 1 sq. 10) Schol. ad *Apollon. Rhod.* L. I, 139 u. 815 u. *Valer. Flacc.* Argon. L. V, 1 sq. Vgl. mit dem Schlusse des vierten Buches. 11) *Apollodor* l. c. L. II. c. 1. §. 4.

mouroux. Äste 0^{m},002 dick, Zellen 0^{m},0005 hoch. An einer schlankern Varietät von 0^{m},010 Höhe sind die Äste nur 0,001 dick. Vorkommen im Großoolith von Bradford in Wiltshire, im Forest marble oder Polypitenkalke von Caen; die schlankere Varietät im Grobkalk von Grignon.

2) I. gradata *Defr.* l. c. p. 565. *de Blainv.* ib. LX, 384. Atlas pl. XLVI. f. 5. I. fossilis, fragilis, ramis triquetris gracilibus; facierum duarum cellulis rotundis, elevatis quaternis quinisve transverse gradatim seriatis. Die Äste haben bis 0,006 Länge und 0,001 Dicke. Im Grobkalk von Hauteville.

3) I. coronopus *Defr.* l. c. p. 565. *de Blainv.* l. c. LX. p. 385. I. fossiles; cellulis rhomboidalibus, dispositis in seriebus in una Polyparii facierum, reunione cristam ibidem formantibus. (Die Diagnose ist unklar; wir haben sie wörtlich nach Defrance übersetzt.) Im Grobkalk zu Hauteville, zu Grignon und zu Chaumont (Oise-Departement). Dazu rechnet Blainville nun noch:

4) I. disticha *Blainv.*, Dict. LX, 385. Retepora disticha *Goldf.*, Petref. I, 29. t. IX. f. 15. a—h. Ramulis distichis, secundis, apicibus truncatis multiporis. Die Zellen stehen zu mehren beisammen auf den Endflächen, einseitig-zweizeiliger kleiner Ästchen. In Kreidemergel von Mastricht.

5) I. truncata *Blainv.* ib. Retepora truncata *Goldf.*, Petref. I, 29. t. IX. f. 14. a—d. I. Ramis cylindricis subdichotomis, cellularum seriebus secundis media infractis. Die Zellen bilden auf einer Seite der runden Äste Querreihen, welche aber nicht gerade sind, sondern in ihrer Mitte einen Winkel bilden, indem sie rechts und links von dieser Mitte an schief in die Höhe ziehen. Mit voriger *). (*H. G. Bronn.*)

IDOKRAS (Vesuvian, Egeran, vesuvianischer Schörl, Viluit, Frugardit, Sommerwillit, Cyprin, Loboit), eine Fossiliengattung, die häufiger krystallisirt als derb vorkommt, und deren Stammkrystallisation eine Quadratpyramide mit Polkantenwinkeln von 129° 29′ und Grundkantenwinkeln von 74° 14′ bildet, die aber fast nie allein, sondern mit andern Flächen, besonders mit den Flächen quadratischer Prismen, wovon das eine Abstumpfungen der Grundkanten, das andere Abstumpfungen der Grundecken bildet, vorkommt; auch ist die Polecke gewöhnlich abgestumpft. Überdies finden sich Abstumpfungen der Polkanten, sowie der Kanten, welche die Pyramidenflächen mit den Prismenflächen bilden. Die Seitenkanten der Prismen sind nicht selten zugeschärft, und man bemerkt auch mitunter die Flächen achtflächiger Pyramiden. Gewöhnlich sind die Krystalle auf und durch einander gewachsen, selten einzeln eingewachsen. Durchgänge parallel den Flächen beider Quadratprismen werden bei manchen Krystallen beobachtbar, und verursachen Längsstreifung der Prismenflächen. Der Bruch ist unvollkommen muschelig oder uneben, mit mäßigem Fettglanze; bei manchen derben Abänderungen wird er matt und schimmernd. Absonderung wird bei denjenigen Stücken bemerkt, die derb und in Krystallen zugleich vorkommen, und ist dann körnig oder stängelig, doch werden auch derbe Abänderungen ohne alle Absonderung bemerkt. Die Farbe bietet sehr große Abweichungen dar, Braun ist vorwaltend, geht aber in verschiedene Abänderungen des Grünen, ja selbst in Roth und Weiß, über. Die derben Abänderungen und auch viele Krystalle besitzen wenig oder keine Durchsichtigkeit, manche Krystalle aber sind fast durchsichtig. Die Härte ist größer als bei Feldspath, geringer als bei Quarz. Das specif. Gewicht beträgt 3,4. Man könnte nach der Verschiedenheit der Absonderung den Idokras in körnigen, stängeligen und dichten theilen. Bei letztern kommen die lichtern Farben und der Mangel aller Durchgänge vor. Die wesentlichen Bestandtheile des Idokras sind Kiesel, Thon und Kalkerde, ungefähr in dem Verhältnisse von 43 : 30 : 27, doch ist außerdem noch ein Metalloxyd (Eisen, Mangan oder Kupfer) in einigen Procenten vorhanden; auch scheint bei einigen Abänderungen ein Theil der Kalkerde durch Talkerde, Kali oder Natron vertreten zu sein. Vor dem Löthrohre schmilzt er leicht und mit Aufschäumen. Als Pulver ist er in Salzsäure, unter Einwirkung der Wärme, auflöslich und gelatinirend. Durch Reibung erhält er Glaselektricität, durch Erwärmung wird er polarisch-elektrisch. Die ersten Krystalle dieses Fossils wurden unter den vulkanischen Auswürflingen am M. Somma mit körnigem Kalksteine, Hornblende, Glimmer, Granat rc. gefunden, und galten als vesuvianischer Schörl. Später wurden die in thonigem Gesteine eingewachsenen, um und um ausgebildeten Krystalle vom Baikalsee und aus Kamtschatka bekannt, und seit der Zeit hat man ihn an sehr vielen Orten gefunden. So mit Granat zu Egg bei Christiansund in Norwegen, in Kalkstein mit Sphen, Augit bei Frugard in Finnland (hier besonders die Prismen, ohne Pyramidenflächen), auf den Klüften eines Serpentingebirges an der Alve della Mussa in Piemont, auf Lagern in Glimmerschiefer zu Haslau bei Eger in Böhmen rc. Der dichte wurde in Geschieben bei Hof im Baireuthischen entdeckt, und Anfangs für Allochroit, dann für Skapolith gehalten, findet sich aber auch in Tyrol und Piemont. (*Germar.*)

Idol, Idolater, Idolatrie, richtiger **Idololatrie,** s. **Götzendienst.**

IDOLSBERG, eine eigene Herrschaft und Dorf im V. O. M. B. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, hinter dem gföhler Walde, oberhalb Schauenstein, an der von Krems nach Neubistritz in Böhmen führenden sogenannten ersten kremser Salzstraße, zwischen Jaidhof und Altpölln, unfern vom rechten Ufer der großen Kamp, über welche hier eine Brücke führt, in mittelgebirgiger Gegend gelegen, 2½ Stunden nordwärts von Gföhl entfernt, mit einem herrschaftlichen, dem Fürsten Friedrich Alfred von Schönburg-Hartenstein gehörigen Schlosse, einer

*) *Lamouroux*, Exposition méthodique des genres de l'ordre des Polypiers (Paris 1821. 4.). p. 80. *Defrance* im Dictionnaire des sciences naturelles (Paris 1821). XXII, 564. 565. *De Blainville* (ibid. 1830). LX, 384. 385. Goldfuß, Abbildung und Beschreibung der Petrefacten zu Bonn (Düsseldorf 1826). I. S. 29. Taf. IX. Holl, Handbuch der Petrefactenkunde (Dresden 12.). *Bronn*, Lethaea. 1836. p. 249. 250. t. XVI. f. 11.

eigenen alten katholischen Pfarre, welche zum pöllner Dekanat des St. pöltner Bisthums gehört, unter dem Patronate des Herrschaftsbesitzers steht, von einem Priester versehen wird, und (1831) 489 Seelen in ihrem pfarrherrlichen Sprengel zählte; einer katholischen Kirche, Schule, einer sehr veredelten Schäferei und trefflichen Meierei, einer Dampfbranntweinbrennerei, und andern vorzüglichen landwirthschaftlichen Einrichtungen, 35 Häusern und 210 teutschen Einwohnern, welche meist Feldwirthschaft treiben, aber auch an dem lebhaften Fuhrwesen Theil nehmen, das auf dieser Straße stattfindet. Zu dieser Herrschaft gehören auch die sogenannten idolsberger Waldhütten, welche im Walde gleiches Namens zerstreut liegen. Eingepfarrt sind: Idolsberg, Thurnberg und Eisenberg. (*G. F. Schreiner.*)

IDOMENE, *Ἰδομένη*, *Εἰδομένη*, war eine Stadt in Macedonien, am Flusse Arios gelegen, und von dem südlicher liegenden Thessalonich 53 römische Meilen entfernt. Sie war, wie aus Thucydides (II, 100) zu erkennen, zur Zeit des peloponnesischen Krieges befestigt. Sie bestand noch unter Justinianus I., und Hierokles (S. 26) führt sie unter den 32 Städten von Macedonia prima an. Constantinus Porphyr. (S. 18) nennt sie noch, aber Hedomene, *Ἡδομένη*.

(*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

IDOMENE oder Eidomene (*Εἰδομένη*), Tochter des Pheres, vermählt mit Amythaon und durch ihn Mutter von Bias und Melampus [1]). Nach einer andern Angabe [2]) war sie eine Tochter des Abas [3]). (*R.*)

IDOMENEUS, *Ἰδομενεὺς*, einer der vor Troja kämpfenden Helden, der kretischen Heldensage zugehörig. Außer der Homerischen Dichtung sprechen nur fragmentarische Andeutungen über ihn. Geschichtliches mischt sich untrennbar mit Mythischem, schon von dem Stammvater Minos her. Nach Homer war Minos der Sohn des Zeus und der Europa, geboren auf Kreta, und zeugte mit Pasiphae den Deukalion, den Vater des Molos und des Idomeneus (Iliad. XIII, 450. XIV, 321. Od. XIX, 178. *Eustath.* ad Iliad. p. 314, 7). Bei Diodor finden wir dagegen eine hiervon abweichende Sage, welche darauf ausging, die später erfolgte dorische Einwanderung auf Kreta mit der Abstammung des ersten Herrschers in Verbindung zu setzen. Nach derselben wanderte Tectamos, des Doros Sohn, nach Kreta, und zeugte mit des Kres Tochter den Sohn Asterios. Dieser nimmt, verheirathet mit Europa, die Söhne des Zeus und unter denselben Minos an Kindes Statt an. Minos erzeugt dann mit Itone den Lykastos, dieser mit Ida Minos den zweiten, aus dessen Ehe mit Pasiphae Deukalion der Vater des Idomeneus stammte. Hyginus (81 und 270) führt unter den Bewerbern um Helena auch Idomeneus auf, womit ein Beweggrund für den Zug nach Troja gewonnen wurde. Die Schar nämlich, welche Kreta zu dem Griechenheere stellte, führte Idomeneus an. Homer zählt (Iliad. II, 645) die einzelnen Städte auf, und nennt Idomeneus den Herrscher. Er führte 80 Schiffe (Iliad. II, 645) in Verbindung mit seines Bruders Sohn, Meriones. Idomeneus aber zeichnet Homer als einen kraftvollen, in Majestät und Muth hervorragenden Helden, der in einem gastfreundlichen Verhältnisse oft bei Menelaos verweilt hatte (Iliad. III, 230). Er stand unter den neun tapfersten Männern auf, um gegen Hektor zu kämpfen (Iliad. VII, 165). Agamemnon rühmt ihn vor Allen wegen seiner Tapferkeit und Auszeichnung beim Mahle (nicht, wie man meinte, wegen der Nüchternheit) (IV, 257). Er tödtete im Kampfe den Phästos (V, 43), rechtfertigte sich, als er in dem Gefechte innerhalb der Verschanzung von Poseidon selbst ermuntert worden war (XIII, 221); überwindet Othryoneus (XIII, 363), Asios (384), Alkathoos (427), Önomaos (506), Erymas (XVI, 345). Menelaos rief ihn zum Kampf über Patroklos' Leiche (XVII, 258). Als er mit Hektor kämpfte, brach ihm die Lanze (XVII, 606). Er vertheidigte die Schiffe (XVII, 621). Unter den tröstenden Freunden weilt er bei Achilles (XIX, 311). Bei den Leichenspielen des Patroklos geräth er mit Ajas in Streit, welchen Achilles beilegte (XXIII, 457). Mit Nestor kehrt er von Troja heim (Od. III, 191), wie es scheint, nun schon in höherem Alter; denn Ajas wirft ihm den Mangel der Jugend und Schwäche der Augen vor, und nennt ihn einen Schwätzer (Iliad. XXIII, 476). Dagegen führt er den Beinamen des Speerberühmten (*δουρικλυτός*). In den Gesängen von der Heimkehr (*νόστοι*), oder in den spätern Gedichten der Alexandriner fanden sich Sagen von den letzten Lebensschicksalen des Idomeneus. Auf der Heimfahrt, erzählen sie, erhob sich zur Gefahr der Schiffenden ein heftiger Sturm, und Idomeneus gelobte, wenn die Götter Rettung sendeten, das zu opfern, was ihm zuerst entgegenkommen würde. Dies war sein eigener Sohn, und er opferte ihn. Deshalb aber wurde Idomeneus von den Kretern des Landes verwiesen; er floh nach Italien und siedelte sich auf dem salentinischen Vorgebirge an. So heißt bei Strabon (VI. p. 430) das salentinische Volk kretischen Ursprungs und bei Solinus (c. 11) Salentum eine Colonie des lyktischen Kreters Idomeneus. Eine andere Erzählung motivirt die Vertreibung durch eine nach der Frevelthat des Idomeneus ausgebrochenen Pest (*Servius* ad *Virg.* Aen. III, 121). Lykophron dagegen 1218 und dessen Scholiast Tzetzes erzählen, Leukos, der von Idomeneus eingesetzte Verweser des Landes, habe des Königs Gemahlin, Meda, und Kinder ermordet, und sich der Herrschaft bemächtigt. Tzetzes fügt bei, Idomeneus habe den Leukos mit Beraubung des Augenlichts bestraft. *Eustathius* ad Odyss. XIX. p. 1860 ad Iliad. III. p. 313 und Andere bezeichnen bestimmt die Vertreibung des Idomeneus als eine That des Leukos. Anders lauten die Erzählungen der Logographen bei Diodor (V, 79): Idomeneus sei mit Meriones nach Kreta zurückgekehrt, und dort im Vaterlande gestorben. Zu Knossos zeigte man ihr Grab, und Diodor führt sogar dessen Inschrift auf, und gedenkt der später noch beibehaltenen Verehrung der Heroen durch Opfer,

1) *Apollodor*, Biblioth. L. I, 9. §. 10. 2) l. c. L. II, 2. §. 2. 3) Vgl. über diese Differenz *Heyne* Noten zu *Apollod.* p. 159.

und Anrufung in Zeiten der Gefahr. Für dies Alles wird Zeit und Echtheit nirgends begründet, und man ist nicht im Stande, bei solcher Unvollständigkeit Altes und Neues zu sondern. Dares (De Excidio Troiae 24) läßt Idomeneus im Kampfe von Hektor getödtet werden, ob mit absichtlicher Verfälschung der Sage, oder durch Unkunde der Abschreiber, bleibt ungewiß. Apollodorus (III, 12. V, 13) führt unter den Söhnen des Priamus einen mit Namen Idomeneus an, ohne Näheres beizufügen. (*Hand.*)

Idos (Geogr.), 1) s. Aidos. 2) Med., s. Hidros.

IDOTEA *Fabricius* (Crustacea)[1]), eine Gattung der Isopoden, nach Latreille's Anordnung (*Cuvier*, Règne animal éd. 2) aus deren vierter Abtheilung, welche Leach Idoteides genannt hat, Burmeister aber (Handbuch der Naturgeschichte II, 571) Idoteoidea. Sie stand bei Linné unter Oniscus, bei Degéer unter Squilla; Lamarck zählte Arten davon zu Asellus. Fabricius und Daldorff zu Cymothoa, Dumeril nannte sie Physodes, Leach Pallasius. Ihr Hauptcharakter besteht in dem eiförmigen oder eiförmig-länglichen Körper, in den gleichförmigen, mit starken Krallen bewaffneten Füßen und der Kürze der Seitenfühler, welche kürzer als die halbe Körperlänge sind. Im Allgemeinen gleichen sie äußerlich den Kellerasseln, sind aber mehr länglich. Die mittlern Fühler sind etwas höher als die seitlichen eingefügt, viel kleiner, fadenförmig, viergliederig; die seitlichen sind borstenförmig, mittellang, mit viergliedrigem Stiel und vielgliedriger Spitze. Der Kopf ist so breit als der Körper, oder schmäler, fast viereckig. Die zwei Facettenaugen treten wenig vor. Der Mund ist klein und besteht aus einer Lefze, zwei Mandibeln, zwei Paar Maxillen und zweiblätterigen, fünfgliederigen Kiefernfüßen, deren Basis die Lippe vertritt. Die sieben eigentlichen querstehenden Körperringe sind fast gleich groß und glatt, meist an jeder Seite mit einem Längseindruck versehen, der mit dem ihm entsprechenden den Körper in drei Theile theilt, ungefähr wie bei den fossilen Trilobiten. Der Schwanz ist sehr groß, dreigliederig, am Ende ohne Anhängsel, die Kiemen und Kiemenblätter bedeckend. Die Füße sind von mittlerer Größe, fast unter einander gleich, die erstern nach Vorn, die letztern nach Hinten gerichtet. Diese Crustaceen leben im Meere und schwimmen sehr schnell. Sie nähren sich, wie verwandte Gattungen, von todten Körpern. Man gibt ihnen auch Schuld, daß sie die Fischernetze zerstören. Über ihre Entwickelungsgeschichte sagt Rathke, welcher sie bei Id. Basteri beobachtete, Folgendes in seiner Schrift: Zur Morphologie (Lpz. 1837). S. 56 mitgetheilt. „Die Entwickelung dieser Assel zu verfolgen, habe ich im Aprilmonat theils zu Sevastopol, theils am Cap Parthenion, das kaum zwei Meilen südostwärts von dieser Stadt liegt, volle Gelegenheit gehabt, da das genannte Thier an diesen Orten, wie überhaupt an der ganzen Küste der Krimm, wo ein felsiger Grund und Seepflanzen vorkommen, in Menge zu finden ist. In den drei folgenden Monaten aber habe ich nirgend ein trächtiges Weibchen mehr bemerken können. Wie es bei den meisten Isopoden der Fall zu sein scheint, so hat auch der Id. Basteri eine Bruthöhle. Ihre untere Wand wird zusammengesetzt aus vier Paaren horniger Platten oder Klappen, die sich einander, wie bei den Onisken, zum Theil decken und zum zweiten, dritten, vierten und fünften Beinpaare gehören. Das Mutterthier hat meistens eine Länge von sieben bis acht Linien, die Eier aber haben, wenn sie unlängst erst in die Bruthöhle gelangt sind, $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{5}$ Linie im Durchmesser. Ihrer wird mit einem Male immer eine beträchtliche Anzahl in jene Höhle abgesetzt, doch selbst von den größten Müttern wohl niemals mehr, als höchstens hundert, in der Regel viel weniger. Die meisten sind zwar oval, doch im Verhältniß zu ihren Querdurchmessern verschiedentlich lang; andere sind mehr oder weniger kugelförmig. Ihre Zusammensetzungen und die Proportionen ihrer einzelnen Theile verhalten sich wie bei den Onisken. Ob eine besondere Dotterhaut vorkommt, habe ich auch an ihnen nicht mit erwünschter Deutlichkeit erkennen können. Der Dotter nimmt den bei weitem größten Theil des Eies ein, und besteht aus einer feinkörnigen Masse. Seine Farbe ist verschieden nach den Müttern, zwar ist er in der Regel goldgelb gefärbt, doch trifft man zuweilen auch trächtige Weibchen an, deren sämmtliche Eier eine dunklere oder hellere, beryllgrüne Farbe haben. Die Entwickelung der Idotea ist im Allgemeinen der der Oniscineen sehr ähnlich, weshalb ich, was ich darüber anzugeben habe, möglichst kurz zu fassen gedenke, da ich schon früher die Entwickelungsgeschichte des Oniscus murarius und die des Asellus aquaticus ausführlich mitgetheilt habe[2]). Nachdem die Keimhaut bald nach ihrer Entstehung den Dotter rings umwachsen hat, bildet sie einen Einschlag, eine Falte, die gleich einem vom Winde geschwellten Segel etwas gekrümmt ist, und in den noch immer verschiedengestalteten Eiern an einer verschiedenen Stelle entsteht, immer aber den Dotter in zwei an Größe etwas ungleiche Hälften unvollständig abtheilt. Ihr gegenüber ist die Keimhaut etwas dicker, doch nur um ein Geringes, sodaß sie dort zuerst sich gebildet zu haben scheint. Während aber die Falte allmälig tiefer in den Dotter und bis etwas über den Mittelpunkt desselben einschneidet, verdickt sich jener ihr gegenüber liegende Theil augenscheinlich immer mehr, sodaß sich nach einiger Zeit eine gürtelförmige Verdickung der Keimhaut gebildet hat, die ringsum den Dotter von der einen Platte der Falte bis zu der andern herübergeht, doch nicht auf die Falte selbst sich fortsetzt. Jetzt auch nimmt das ganze Ei, wenn es nicht vorher eine ovale Form hatte, jedenfalls eine solche an, und die Falte durchschneidet etwas schräg die Achse dieses Ovales. Die auf diese Veränderung hinwirkende Kraft liegt wohl nicht allein in der Keimhaut, sondern auch wohl in den übrigen Theilen des Eies, besonders in dem Dotter, der mit der Keimhaut in der innigsten Wechselwirkung steht, und dem ein reges Leben wohl nicht abzusprechen ist. Allmälig ferner entstehen an demjenigen Theile der gürtelförmigen Verdickung der Keimhaut, welche der

1) Idothea, Tochter des Okeanus, daher nicht Idotea, sondern Idothea zu schreiben wäre.

2) Abhandlungen zur Entwickelungsgeschichte der Menschen und Thiere. 1. und 2. Th.

größern Hälfte des Dotters aufliegt, in einiger Entfernung von der mehrmals erwähnten Falte einige paarweise gestellte Erhöhungen oder Auswüchse, die ersten Andeutungen von Freßwerkzeugen und Fühlhörnern. Der Fühlhörner entstehen zwei Paare, ein hinteres, größeres, und ein vorderes kleineres; alle diese Theile aber haben Anfangs die Form von lang ausgezogenen Kegeln. Die Freßwerkzeuge bestehen aus einer einfachen, blattartigen Oberlippe, einem Paar Mandibeln, einem Paar Maxillen und einer gespaltenen Unterlippe. Alle diese Theile erscheinen ziemlich gleichzeitig und nehmen bald eine recht beträchtliche Größe an. Die Oberlippe und die zwei Hälften der Unterlippe haben Anfangs eine mehr blattartige, die Maxillen und Mandibeln eine zapfenartige Form. Zugleich zieht sich an der andern Hälfte des Dotters die Keimhaut, die über sie ausgespannt ist, der Breite nach zusammen und nimmt dafür an Länge etwas zu. Deutlich erkennt man jetzt, daß jene erstere Hälfte des Dotters zur vordern, die letztere zur hintern Hälfte des Embryo sich ausbildet. Einige Zeit erst später, als Keimhaut und Dotter die oben beschriebenen Formveränderungen begonnen haben, erscheinen unter einer ähnlichen Gestalt, wie die Fühlhörner und Freßwerkzeuge, auch Andeutungen der Beine und der Kiemen und das ebenfalls aus der gürtelförmigen Verdickung der Keimhaut. Überhaupt aber erscheinen von den Fühlhörnern an gerechnet die Gliedmaßen bei der Idotea, wie ich es früher schon von den Onisken angegeben habe, um so später, je weiter sie beim reifern Embryo nach Hinten liegen. Niemals aber bilden sich während der Entwickelung der Idotea solche flügelartige Organe aus, als ich sie bei Oniscus (oder Asellus) aquaticus gesehen habe. Wenn der Embryo die beschriebene Ausbildung erlangt hat, sind die Körner des in ihm liegenden Dotters größer, als sie es waren, da das Ei in die Bruthöhle gelangte; auch schienen sie jetzt nicht so zusammengepreßt zu sein, als es damals der Fall war. Des Dotters ganze Masse aber ist jetzt noch ebenso groß, wenn nicht selbst größer, als sie es zu jener Zeit war. Es scheint demnach, daß im Laufe der Entwickelung, indeß einige Theile des Dotters zur Ausbildung der Keimhaut und der Extremitäten verwendet werden, andere, indem sie von Außen her Flüssigkeiten in sich aufnehmen, etwas aufgelockert werden. Der Embryo ist auch dann noch, wenn er auf die zuletzt angedeutete Stufe der Entwickelung gelangt ist, im Rücken stark zusammengekrümmt, sodaß sein Schwanzende und sein Kopfende einander immer noch berühren, und daß der ganze Körper in dieser gezwungenen Lage beinahe ein Oval vorstellt, dem das Chorion knapp angepaßt ist. Darauf aber, und indessen der Körper im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen an Umfang zunimmt, streckt sich der Embryo gerade aus, jedoch so langsam, daß er beinahe noch bis zu demjenigen Zeitpunkte hin, da er die Mutter verläßt, einen schwachen Bogen beschreibt. Dabei ereignet sich die auffallende Erscheinung, daß bei verschiedenen Müttern die Eihäute ihrer Frucht zu einer sehr verschiedenen Zeit zerplatzen. Ich habe viele gesehen, deren sämmtliche Früchte, wenn ihre Kiemen erst unlängst entstanden sein mochten, von den Eihüllen schon befreit waren. Auch habe ich mehre solche Früchte gefunden, die eben im Begriff standen, ihre Eihüllen abzustreifen und diese Hülle nur noch wie eine Kappe auf dem Kopfstücke trugen. Dagegen habe ich wieder mehre Thiere der Art gesehen, deren Früchte ungleich weiter ausgebildet, viel größer, schon aus einander geklappt, und nur noch mäßig im Rücken gekrümmt waren, und die dessenungeachtet von den Eihäuten noch völlig umschlossen waren. Diese Häute aber hatten sich der jetzigen Form der Embryonen ganz angepaßt, lagen ihnen allenthalben knapp an, sodaß alle Gliedmaßen dicht an den Leib angepreßt waren, und hatten auch einen größern Umfang, als zu der Zeit, wo die Eier in die Bruthöhle gelangten. Wahrscheinlich hängt dieses bei verschiedenen Müttern der Zeit nach verschiedene Platzen der Eihäute davon ab, ob sie eine größere oder geringere Dicke und Elasticität besitzen. Was aber dabei Regel ist, ob das frühere oder spätere Zerreißen derselben, wage ich nicht zu bestimmen. Wie dem nun auch sein mag, jedenfalls bleibt die Frucht, wenn sie ihre Eihüllen abgestreift hat, noch geraume Zeit in der Bruthöhle der Mutter zurück, und nimmt an Umfang und Ausbildung noch beträchtlich zu. Die abgestreiften Eihüllen aber verschwinden in kurzer Zeit so völlig, daß man von ihnen bald keine Spur mehr findet. Von dem Zeitpunkte an, da die in der Entwickelung begriffene Idotea ihren Körper zu strecken angefangen hat, strebt die Leibeswand auch der Form nach sich mehr und mehr auszubilden, und dem gleichen Theile der Ältern ähnlicher zu werden. Während die Substanz des Dotters nun immer mehr abnimmt, wird der Leib schmäler und niedriger, zugleich aber auch länger, und theilt sich allmälig in mehre hinter einander liegende Glieder oder Gürtel ab. Der vorderste Theil oder das Kopfstück ist verhältnißmäßig sehr groß, überhaupt der größte Theil des Leibes, und bleibt auch bis zu der Zeit, wo das Junge die Mutter verläßt, verhältnißmäßig weit größer, als man es bei den Erwachsenen findet. Auf das Kopfstück folgen zehn Gürtel, von denen die sechs vordern weit größer als die übrigen sind. Die sieben vordern gehören dem Rumpfe an, die drei hintern dem Schwanze. Es wird demnach an der jungen Idotea, während sie noch in der Bruthöhle der Mutter sich befindet, allerdings schon die volle Zahl der Rumpfgürtel gebildet, nur ist der hinterste im Vergleich zu den sechs übrigen sehr viel kleiner, als er es bei den Erwachsenen ist, ja überhaupt der Kleinste von allen. Dagegen sind die drei Schwanzgürtel verhältnißmäßig viel größer, als es bei den Erwachsenen der Fall ist. Die letzte Abtheilung des Leibes, oder das Endstück des Schwanzes, strebt zwar ebenfalls schon jetzt, die ihm zukommende Form anzunehmen, ist aber am Schlusse des Fruchtlebens im Verhältniß zu den vor ihm liegenden Schwanzgürteln kaum mehr als halb so groß, wie bei den Erwachsenen. In der letzten Zeit des Fruchtlebens, und jedenfalls erst später, als der Embryo die Eihüllen abgestreift hat, entsteht an jedem der sechs vordern oder der größern Rumpfgürtel an der rechten und an der linken Seite, wo seine Rückenwand in die Bauchwand übergeht, eine kleine Leiste, die sich bald in einen kleinen, tafelförmigen Vorsprung umwandelt. Ähnliche, aber klei-

nere, Vorsprünge bilden sich dann auch am hintersten Rumpfgürtel und an den drei Schwanzgürteln. Wenn nun die Jungen die Bruthöhle der Mutter verlassen wollen, haben sie alle eine und dieselbe Form, und zwar eine der männlichen nahe verwandte, indem sie vom Kopf ab, der aber etwas breiter und überhaupt, wie schon erwähnt, viel größer als bei den Erwachsenen ist, bis zu dem siebenten Rumpfgürtel kaum merkbar schmäler werden, sodaß sie an ihrem Rumpfe allenthalben fast gleiche Breite zu haben scheinen, von dem sechsten Rumpfgürtel aber bis an das Ende des Schwanzes allmälig verschmälert auslaufen. Noch ist hier anzuführen, daß gegen das Ende des Fruchtlebens in der Rückenwand des Leibes eine Menge von schwarzen Punkten, Strichen und sternförmigen Figuren entsteht, die nun jener Wand die frühere Durchsichtigkeit je später je mehr benehmen. Die Fühlhörner bilden sich Anfangs überwiegend über die übrigen Gliedmaßen aus; nachher geht ihr Wachsthum langsamer vor sich. Auch die Freßwerkzeuge nehmen sehr rasch an Umfang zu, ja erscheinen bis ans Ende des Fruchtlebens relativ weit größer, als späterhin, besonders das hinterste und die Unterlippe darstellende Paar, denn diese beiden schmalen, gegliederten und am Ende abgerundeten Platten sind am Ende des Fruchtlebens beinahe ebenso lang, wenigstens über die Hälfte so lang, als das vorderste Beinpaar. Obgleich sich ein siebenter Rumpfgürtel zwar dann schon bildet, wann die Frucht noch in der Bruthöhle der Mutter liegt, so entstehen doch jetzt an ihm noch keine Beine, und das Junge verläßt sonach nur mit sechs Beinpaaren ausgerüstet, die Bruthöhle. Alle vorhandenen Beine aber und auch die fünf Kiemenpaare haben jetzt schon eine ähnliche Form, wie die der Erwachsenen. Dagegen sind die zwei Klappen, welche die Kiemen bedecken sollen, selbst am Ende des Fruchtlebens noch sehr wenig ausgebildet, und es liegen deshalb bis dahin die Kiemen ganz bloß zu Tage. Ihren Ursprung nehmen sie viel später, als die Kiemen entstanden sind, erscheinen Anfangs als kleine tafelförmige Vorsprünge in den beiden Seiten des hintersten Schwanzstückes nahe an dem vordern Ende desselben, und bilden sich darauf zu zwei unregelmäßig, dreiseitigen Tafeln aus, die mit der schmalsten Seite nach Vorn gekehrt und mit der einen Ecke jenem Schwanzende angeheftet sind. In ihrem Wachsthume bleiben sie, bis das Junge ein selbständiges Leben zu führen beginnt, hinter den Kiemen zurück, reichen insbesondere lange nicht so weit nach Vorn hin und haben auch eine verhältnißmäßig so große Breite, als bei den Erwachsenen. Wenn sie schon deutlich ausgebildet waren, habe ich sie bei den Jungen immer neben den verhältnißmäßig recht großen Kiemen herabhängen gesehen, sodaß sie mit ihren Flächen ganz senkrecht standen. Früher schon bildet sich zwischen der Leibeswand und dem Dotter eine besondere Haut aus, die diesem zur Hülle dient, und Anfangs ganz die Form der Leibeswand hat, ich meine das sogenannte Schleimblatt, oder das innere Blatt der Keimhaut. Aus ihr aber bilden sich wieder, wie dieses auch bei Oniscus murarius und Asellus aquaticus der Fall ist, zwei Aussackungen, die nun einen Theil des Dotters in sich aufnehmen, und sich zuletzt in Fettkörper oder eigentlich in Lebern umwandeln. Sie erscheinen bald nachdem die Beine und die Kiemen entstanden sind, mithin jedenfalls, ehe der Embryo sich enthüllt hat, treten unter den Formen zweier kleinen, scheibenförmigen und nach Außen etwas gewölbten Hervorragungen auf, und liegen dicht hinter dem Kopfstücke, die eine in der rechten, die andere in der linken Seitenhälfte des Körpers. Betrachtet man den Embryo von Oben, so sieht man sie weit von einander entfernt, weil sie nahe der Bauchwand des Embryo's entstehen. Nach einiger Zeit aber und indem sie an Umfange immer mehr zunehmen, kommen sie oben fast zur gegenseitigen Berührung, ohne jedoch recht merklich ihre Form verändert zu haben. Von nun an wachsen sie auch stark in die Länge und bilden mit der Zeit zwei ziemlich dicke Cylinder, die gegen das Ende des Fruchtlebens bis in den Schwanz hineinreichen. Zu ihnen gesellen sich bis über die Mitte des Fruchtlebens hinaus, also geraume Zeit später, als jene zwei Dottersäcke entstanden sind, zwei ähnliche solcher Säcke, die allmälig fast eben solche Weite, wie jene erreichen, aber selbst am Ende des Fruchtlebens kaum halb so lang sind. Ein jeder dieser Letztern bildet sich aus dem vordern Ende eines der Erstern, indem er aus ihm nach Außen und Oben als eine kleine Ausstülpung hervorkommt. Wenn er darauf die Form eines Cylinders erlangt hat, macht er zusammen mit demjenigen, aus welchem er hervorwuchs, vorn einen kleinen Bogen oder gleichsam eine Schlinge. Der Inhalt der Dottersäcke erscheint schon sehr früh, schon dann nämlich, wenn die beiden ältesten dieser Säcke nur erst zwei rundliche Hervorragungen darstellen, beryllgrün gefärbt, und ist weit feinkörniger, als der Dotter in dem Schlauche, aus dem sie ihre Entstehungen nahmen. Beides, Farbe und Form, bleibt auch beinahe bis zum Schlusse des Fruchtlebens immer dasselbe. Dann aber färbt sich der Inhalt gelblichgrau, verliert das körnige Aussehen, und erscheint zuletzt als eine dickliche Flüssigkeit. Nachdem die beschriebenen Säcke entstanden sind, nimmt in der allgemeinen Hülle des Dotters diese Substanz an Umfang und Masse immer mehr und sehr bedeutend ab, sodaß von ihr schon geraume Zeit vor dem Ende des Fruchtlebens gar keine Spur mehr vorhanden ist. Die Hülle aber paßt sich dem Inhalte immer fort an, wird, wie sie an Weite verliert, in ihrer Wandung immer dicker, wächst auch, indem sich die ganze Leibeswand der jungen Idotea immer mehr verlängert, mit dieser gleichmäßig in die Länge, und wandelt sich ganz und gar in den Darmkanal um. Den letzten Rest des Dotters findet man in der Mitte dieses Kanals, der eine mit dem Körper fast gleiche Länge behält und am Ende des Schwanzes seinen Ausgang hat. Noch während des Fruchtlebens nimmt auch der Inhalt der Dottersäcke ab, und es werden diese Theile, indem sie der Weite nach sich zusammenziehen, zwar dickwandiger, doch im Ganzen immer schlanker. Die Dottersäcke stehen mit dem nachherigen Darmkanale immerfort in Höhlenverbindung, und füllen sich, wie ich schon erwähnt habe, mit einem Stoffe an, der zwar anders gefärbt ist, als der eigentliche Dotter, jedoch wie dieser, eine gekörnte Masse darstellt. Die ältesten Jungen, die ich

in der Bruthöhle fand, waren etwa noch einmal so groß, als diejenigen Eier, in welchen noch keine Spur eines Embryo vorhanden ist. Die Männchen zeichnen sich durch einen krüppelförmigen Fortsatz auf der innern Seite der zweiten Blätterreihe aus. Als Typus mag gelten: Id. entomon *Linné* (Oniscus entomon *Linn. Penn. Pallas.*, Spicil. Zool. fasc. 9 t. f. 5—16. Entomon pyramidale *Klein*, Squilla entomon *Degéer* tom. 7. pl. 32. f. 1. 2). 1 Zoll 6—9 Linien lang, der Körper eiförmig gestützt, der Schwanz lang und kegelförmig, die äußern Fühler fast den mittlern gleich, der Kopf an den Seiten eingeschnitten, die Farbe oben graulichbraun, unten schmuzig weiß, mit Braungrau gemischt, findet sich an den Küsten des baltischen Meeres. (D. *Thon.*)

IDOTEA (Paläozoologie). Apotheker Meisner in Ziesar entdeckte in einer Krystalldruse des Kupferschiefers der Zechsteinformation bei Hettstädt im Mansfeldischen ein fossiles Kerbthier, welches Germar*) sofort näher untersuchte und für einen Isopoden aus dem Geschlechte Idotea zu erkennen glaubte, und Idotea antiquissima nannte. Es findet sich jetzt in der berliner Sammlung.

Die Druse war vor dem Aufschlagen derselben abgeschlossen, ohne alle Communication mit der Oberfläche gewesen, war mit Krystallen von Schwefelkies, Kalkspath und etwas Bleiglanz ausgekleidet, enthielt mehre neben einander liegende, langgezogene Räume, in deren größtem von 2" Länge und 1" Weite ganz am Ende und zwischen den Krystallen wie eingeklemmt, ein bis etwa auf das Schwanzende erhaltenes Krustenthier, mit dem Kopfe gegen das Ende der Höhle gerichtet lag, welches mit der Pinzette ganz herausgenommen werden konnte. Ohne Zweifel war es ein Wasser- und zwar ein Seebewohner gewesen, da es mit dem Geschlechte Idotea *Latr.* bis auf einige kleine Abweichungen in der Gestalt des Kopfes, der Augen und in der Richtung der Beine ganz übereinstimmte. Die Farbe desselben war: Beine weiß, an den Augen grünlichgrau, an der Stirn und den Hinterrändern der drei erstern Ringel oben erbsengelb. Einige abgebrochen vorgefundene Theile konnten leicht wieder an ihre Stelle angefügt werden. Das Innere war nur mit einer dunkelbraunen, durchscheinenden, ziemlich harten Masse, wie vertrockneter Muskelsubstanz, erfüllt. Die Form des Thieres ist länglich eirund, oben gewölbt, unten platt; es ist aus Kopf, Rumpf und Schwanz zusammengesetzt, und scheint einer gänzlichen Zusammenziehung zur Kugel nicht fähig gewesen zu sein. Der Kopf ist schmäler als der Rumpf, halbkreisförmig, besteht größtentheils aus den zwei facettirten Augen, zwischen welchen nur ein schmaler Stirn- und Scheitelstreifen ohne Spur von Nebenaugen übrig bleibt. Fühler vier, wovon zwei am vordern Rande des Kopfes stehen und seitlich zurückgelegt bis an dessen Basis reichen; ihr erstes Glied ist länglich viereckig, breit, platt, das zweite ebenso breit und am Ende in eine seitliche Spitze verlängert, das dritte ebenso lang, schmäler, das vierte noch schmäler, das fünfte bis dreizehnte (letzte) sind kurz, walzenförmig und laufen allmälig spitz zu. Auf der Unterseite des Kopfes sieht man dicht an der Einlenkung dieser Fühler noch die Wurzelglieder zweier innern, weggebrochenen Fühler, und in der Mitte den Mund von einem erhabenen Wulste eingefaßt, der jederseits zwei Glieder eines Tasters trägt, von welchem noch wenigstens ein Glied weggebrochen ist. Der Rumpf besteht aus sieben kurzen breiten Ringeln, welche sich über einander schieben, deren untere und obere Theile an jeder Seite in eine scharfe, durch eine kleine Platte gebildete Seitenkante zusammentreffen; der untere Theil derselben ist vorn mit einer Querleiste, mitten mit einer durchgehenden Querhöhle versehen, in die sich jedesmal von beiden Seiten, die durch einen Kopf eingelenkten, großen Schenkel der sieben Fußpaare so legen, daß die eines jeden Paares in der Mitte fast zusammenreichen, hier aber sodann die Schienbeine tragen. Die drei vordern Paare sind kürzer und bestehen außer dem Schenkel aus fünf Gliedern, deren letztes eine scharfe, sichelförmige Kralle trägt. Die vier hintern sind länger; die Unterseite der Schenkel ist ausgehöhlt, sodaß sich die zurückgeschlagenen Schienbeine in diese Höhlungen legen können; jene sind platt, mit drei seichten Quereindrücken und viergliedrigen Tarsen, deren letztes Glied nagelförmig ist; doch sind sie zum Theil weggebrochen. Der Schwanz scheint aus fünf über einander schiebbaren Ringeln zu bestehen, deren erstes beschädigt ist; an dem letzten derselben ist keine Platte oder Klappe, wie bei Idotea, vorhanden, welche mithin entweder verweset oder weggebrochen ist. Unten ist der Schwanz platt und in der Mitte hohl. Seine Ringel schlagen sich mit einer scharfen Kante um, stoßen in der Mitte aber nicht zusammen, und mögen hier eben solche bewegliche Lamellen, wie unsere Idoteen gehabt haben. Ein Paar solcher Lamellen, welche am ersten Schwanzringel gesessen haben mögen, sind lose vorgefunden worden.

Nach dieser Beschreibung Germar's tragen diese Fossilreste das Gepräge großer Jugend, hauptsächlich nach der Art, wie sie in der Druse gesessen, nach ihrer Farbe und nach ihrer Substanz. Man muß versucht sein, an eine neuere Einführung dieser Reste in die Drusen zu glauben, welche sich allerdings noch später erst geschlossen haben könnte. In diesem Falle müßte man auch freilich eher ein Land-, als ein Seethier in diesem Fossile vermuthen. Man vergleiche Cotta's Beschreibung eines in Kalksinter verwandelten Julus terrestris auf einem Kalksintergange in Gneus bei Tharand. (Jahrb. f. Mineralog. 1833. S. 392). (*H. G. Bronn.*)

IDOTHEA oder Eidothea (*Εἰδοθέη*), 1) eine der vielen Töchter des Okeanus [1]); 2) Tochter des Königs Eurytos von Karien, mit welcher Milet den Kaunos und die Biblis zeugte [2]); 3) eine Nymphe, Tochter von Proteus; sie verhalf dem Menelaos dazu, ihren eigenen Vater gefangen zu nehmen und dadurch zur Angabe der Art und Weise zu zwingen, wie er die Insel Pharos vor dem Strome Ägyptos verlassen, und seine Reise in die Heimath fortsetzen könne [3]). (*R.*)

*) Germar in Schweigger's Jahrbuch der Chemie und Physik. 1822. XXXIV, 238—244. Taf. II. Fig. 1—5.

1) *Hygin.* Fab. 182. 2) *Antonin. Liber.* Metam. 30. 3) *Homer.* Odyss. IV, 366.

Idothea s. Corbis.

IDRAE. Unter den vielen minder bekannten und unbedeutenden Völkernamen, welche Ptolemäus in dem europäischen Sarmatien aufführt, kommen die Idrae unter den Akibi, Nasii und Vibiones vor; unter den Idrae stehen die Sturni. Nach den ungefähren Berechnungen fallen ihre Wohnsitze auf Lithauen.

(*S. Ch. Schirlitz.*)

IDRE, eine Kapellgemeinde des Pastorats Särna, drei Meilen von der Mutterkirche, in der nordschwedischen Provinz Dalekarlien (Dalarne); die äußerste nordwestliche Gemeinde dieser Provinz gegen Norwegen, zu welchem ganz Särna bis 1644 gehörte. Die Kirche Idre, in welcher jeden vierten Sonntag gepredigt, an den Zwischensonntagen aber von Gemeindegliedern aus der Postille vorgelesen wird, liegt an einer Erweiterung des östlichen Dalelf, Idresee genannt. Hohe Alpen füllen das Kirchspiel aus, auf welchen zahlreiche Falken (falco gentilis) hausen, auf welche die Holländer dort einst privilegirte Jagd hatten. Im Sommer halten sich hier einige Lappenfamilien auf mit großen Heerden zahmer Rennthiere, wo sie dann bei Fjätsjöryet, 3½ Meilen von Idre, die in Menge vorhandenen wilden Rennthiere fangen. Bei Idre findet man Alpenmäuse (lemmus borealis). Sommerwege nach dem benachbarten Norwegen gibt es nicht. Beide Dalelfvar (der westliche und östliche Dalfluß) entspringen innerhalb Idre in den Alpen. (*v. Schubert.*)

IDRIA. 1) eine unter der Hofkammer im Münz- und Bergwesen stehende Bergkammeralherrschaft im adelsberger Kreise des Königreichs Illyrien, mit einem eigenen großen Bezirke, in welchem die Pfarrgült Sairach gelegen ist. Zu diesem Bezirke gehören ein Städtchen und 45 Dörfer mit 1231 Häusern und 11,421 Einwohnern, unter welchen sich 14 Geistliche und 6041 weibliche Individuen nach der Conscription des J. 1834 befanden. Der Viehstand des Bezirkes belief sich in demselben Jahre auf 97 Pferde, 2596 Stück Hornvieh und 1133 Schafe, aber Hauptbeschäftigung der Einwohner sind: der Bergbau, die Hüttenarbeiten, die Benutzung der Forste, das Frachtsuhrwesen und der Ackerbau. 2) eine im adelsberger Kreise Krains, sieben Meilen westsüdwestlich von Laibach, in einem tiefen, kesselartigen Thale, welches die Idrizza bewässert, 1448 par. Fuß über dem Spiegel des adriatischen Meeres; 46° 48″ nördl. Br. und 31° 48′ 50″ östl. Länge zwischen hohen Bergen liegendes Bergstädtchen, des gleichnamigen Bezirkes mit einem berühmten Quecksilberbergwerke, 393 meist am rechten Flußufer liegenden Häusern, 4278 Einwohnern und 959 Wohnparteien; darunter befinden sich 2321 weibliche Seelen, die größtentheils mit der Verfertigung von Zwirnspitzen, welche meist nach Kroatien abgesetzt werden, beschäftigt sind. Unter den Gebäuden des Städtchens sind besonders bemerkenswerth: das alte, im J. 1527 von den Gewerken, die damals den Bergbau betrieben, unter der Republik Venedig erbaute Schloß, Gewerkenegg genannt, in welchem gegenwärtig das Bergamt und die Bezirksobrigkeit ihren Sitz haben; die Pfarrkirche zur heil. Barbara und dem heil. Achatius, nebst drei Filialkirchen und dem Pfarrhofe; die Normalschule; das Brauhaus, in welchem jährlich gegen 360 Eimer Bier erzeugt werden; die ärarialische Ziegelbrennerei, welche jährlich 80—90,000 St. Ziegel verfertigt; das große Getreidemagazin; das städtische Theater; die sogenannte Gesellstube, ein Gebäude über der Grubeneinfahrt; das Erzwasch- und das Erzpochhaus; die zwei Brennhütten, worin die minder reichen Erze ausgebrannt werden; die Zinnoberfabrik, ein Badehaus und mehre Ärarialgebäude mit Beamtenwohnungen. Zu Idria befinden sich das k. k. Bergamt, eine k. k. Postbeförderung, ein Bezirksphysikat, zwei Bezirkswundärzte, die Verwaltung der Berg-Kameral- und Bezirksherrschaft und eine katholische Pfarre des Bisthums Laibach. Das Quecksilberbergwerk ist, seiner innern Einrichtung wegen, eins der sehenswerthesten der Monarchie; es enthält vier Schachte: St. Barbara, Theresia, Joseph und Franz (auch Kaiserschacht genannt) und zwei Stollen: Anton- und Josephstollen. Der erste Schacht ist der tiefste mit 125 Klafter Teufe. Sehenswerth sind die Pumpwerke, mittels welcher die Grubenwässer heraufgehoben werden, ebenso wie die Vorrichtungen zur Herausförderung der Erze. In den Gruben sind 350, bei den Waschwerken 70, und bei den Pochwerken 60 Personen beschäftigt, die jedoch abwechselnd auch bei den Brennhütten und in der Zinnoberfabrik verwendet werden. Im Ganzen beläuft sich die Zahl des im täglichen Dienste befindlichen Personals, ohne das Aufsichtspersonal von höherem Range (die Beamten) zu rechnen, auf 580 Köpfe, von welchen gegen 100 in den Holzschlägen, am Rechen, bei den Maschinen, an den Triftbuchen &c., beschäftigt sind. Das Quecksilber kommt theils gediegen in Tropfen reinen, flüssigen Metalls, die in den Gruben an den Erzadern kleben, oder durch den sogenannten Stoß in einem der Waschhäuser von den Erdtheilen abgesondert und zum Fortrollen gebracht werden (Jungfernquecksilber), und theils in der Form von Erzen vor, in welchen der Quecksilbergehalt sehr dilatirt und verschieden ist. Die Letztern werden auf 2 Waschwerken mit 20 Salzbottichen und 2 Pochwerken mit 17 Schlammherden, jeder von 5 Sätzen und 25 Eichen, und im Scheidehaus in brennwürdige Zeuge umgeschaffen; diese werden an die Brennhütte abgeliefert und dort das Quecksilber erzeugt. Die Brennhütte besteht aus zwei Brennöfen (Leopold- und Franzofen), welche in der Regel vom Anfange Octobers bis Ende Aprils in Feuerung erhalten, und mit 20 Arbeitern und einem Bedarf von 868 wiener Klaftern Holz aus ungefähr 50,000 Centnern roher Erze gegen 3000 Centner reines Quecksilber erzeugt. Nach amtlichen Angaben wurden im J. 1832 2985 Centner Quecksilber, im Geldwerthe von 318,997 Fl. in C.-M. gewonnen. Die mit dem Bergbaue in der engsten Verbindung stehende Ärarialzinnoberfabrik besitzt vier Sublimiröfen und 8 Mühlgänge, und erzeugt, nach der wechselnden Nachfrage 800—1200 Centner mit einem Holzbedarf von beiläufig 403 wiener Klaftern. Im J. 1832 erzeugte sie nach amtlichen Angaben nur 605 Centner Zinnober, im Geldwerthe von 75,988 Fl. in C.-M., und lieferte dem Ärar einen Reinertrag von 11,383 Fl. in C.-M. Das meiste Quecksilber wird über Triest nach

England und Amerika abgesetzt, eine bedeutende Quantität davon auch im Inlande verbraucht. Unter den in dem hiesigen Bergwerke vorkommenden Mineralien ist der nur hier sich vorfindende Idrialit, in welchem Dumas einen neuen Kohlenwasserstoff, den er Idrialin nannte, entdeckte, besonders bemerkenswerth. Von den hiesigen Gewerben verdient noch eine besondere Erwähnung die Weißgerberei, welche jährlich 3000 Schaf- und Ziegenbockfelle, die von Triest bezogen und zum Theil zum Verpacken des Quecksilbers verwendet werden, verarbeitet. In Idria werden drei Jahrmärkte gehalten, auf welchen Schnittwaaren und Lebensbedürfnisse verhandelt werden. 3) Unter-Idria, ein im gleichnamigen Bezirke des adelsberger Kreises Krains am Idriaflusse unterhalb der Bergstadt gleiches Namens liegendes Dorf von geringem Umfange, dessen Einwohner theils mit dem Ackerbau und theils auch mit den Arbeiten in den Forsten beschäftigt sind. 4) Idria di Bazza, eine am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses liegende Gemeinde im görzer Kreise des Seeküstenlandes des Königreichs Illyrien. (*G. F. Schreiner.*)

IDRIA CANALIS, ein zur Herrschaft Canale gehöriges Dorf, am Flusse gleiches Namens, in hochgebirgiger Gegend gelegen, fünf Stunden nordnordostwärts von Görz entfernt, mit einer eigenen, von der Pfarre zu Canale abhängigen Kaplanei, welche im J. 1757 errichtet wurde, zum Dekanat Canale des görzer Erzbisthums gehört, von einem Priester versehen wird, und (1832) 946 Seelen in ihrem Pfarrsprengel zählte; einer katholischen Kirche, 69 Häusern, 5 Mahl- und 7 Walkmühlen. (*G. F. Schreiner.*)

IDRIALIN. Von Paysse, der es beim Erhitzen eines quecksilberhaltigen Fossils aus Idria beobachtete, zuerst erwähnt, und später von Dumas genauer untersucht. Das Fossil, welches das Idrialin liefert, gleicht im Äußern der Steinkohle, besitzt aber eine etwas mehr ins Braune spielende Farbe. Wird es langsam erhitzt, so sublimirt sich die Substanz in sehr zarten, leichten, farblosen Blättchen. Um es in größerer Menge zu erhalten, nimmt man die Sublimation in einer tubulirten Glasretorte vor, deren fast vertikal stehender Hals am Boden eines gläsernen Cylinders mündet. Ein durch den Tubulus der Retorte geleiteter Strom Kohlensäure treibt dann das Sublimat in die Vorlage, und verhindert, daß es sich in der erhitzten Retorte zersetzt. Erhitzt man die Retorte nach und nach bis zum Schmelzen, so geht fortwährend Idrialin mit etwas Quecksilber über, ohne daß sich auch nur eine Spur von Wasser oder empyreumatischen Ölen zeigte. Vom Quecksilber läßt es sich durch kochendes, reines Terpentinöl trennen, indem es sich auflöst, und woraus es sich beim Erkalten wieder ausscheidet. Das anhängende, flüchtige Öl kann man durch Pressen zwischen Löschpapier leicht entfernen. Der auf diese Weise erhaltene Körper schmilzt und verflüchtigt sich bei einer erhöhten Temperatur, wird aber größtentheils dabei zersetzt. In kaltem und kochendem Wasser ist das Idrialin unauflöslich; Alkohol und Äther lösen es nur wenig auf; von kochendem Terpentinöl hingegen wird es aufgenommen, beim Erkalten aber fast vollständig wieder ausgeschieden. Ein charakteristisches Reagens auf dasselbe ist Schwefelsäure, welche dadurch beim Erhitzen indigoblau gefärbt wird. Nach einer Analyse von Dumas, die indessen nicht als entscheidend betrachtet werden kann, weil sie nur mit 8,172 Grammen und zwar ohne Wiederholung angestellt wurde, ist das Idrialin ein Kohlenwasserstoff, der aus drei Atomen Kohlenstoff und einem Atom Wasserstoff besteht. Das Verhalten bei der Sublimation macht es sehr wahrscheinlich, daß die Substanz fertig gebildet in der Natur sich vorfindet, und daß sie als Educt bei der Sublimation betrachtet werden muß. Es scheint selbst, als ob sie sich auf nassem Wege durch Terpentinöl aus dem erwähnten Quecksilberfossile ausziehen ließe. (*Bunsen.*)

IDRIAS war nach Stephanus eine Stadt im südöstlichen Theile von Karien, die auch Hekatésia, *Ἑκατήσια*, desgleichen früher Chrysaoris, *χρυσαορίς*, hieß. Pausanias (V, 21) meldet, daß die Stadt und Landschaft Stratonicea früher Chrysaoris geheißen habe. Man erkennt hieraus, daß Idrias, Hekatésia, Chrysaoris und Stratonicea einerlei Gegend und Ortschaft bezeichnen. Die Stadt Stratonicea von Antiochus Soter erbauet und nach seiner Gemahlin Stratonice benannt, eine macedonische Colonie, die prächtig aufgebaut und später von Hadrianus noch verschönert wurde, trat an die Stelle von Idrias und verdunkelte diesen, wie die übrigen angeführten Namen. Es ist jedoch möglich, daß bei den Eingebornen die ältern Namen im Gebrauch blieben. Vermuthlich hatte der Ort und die Landschaft den Namen von dem Berge Idrus erhalten. Die beiden andern Namen bezogen sich auf zwei Tempel, welche in dem Gebiete der Stadt standen. Der eine war dem Zeus Chrysaor ganz nahe bei der Stadt gewidmet und war Nationaleigenthum aller Karer, welche bei demselben zusammenkamen, um vereinigt Opfer zu bringen und über die gemeinsamen Landesangelegenheiten zu berathschlagen. Dieser Bundesverein hieß nach dem Beinamen des Schutzgottes Chrysoareum und wurde aus den Abgeordneten oder Repräsentanten der Dörfer und Flecken, welche die Karer bewohnten (denn die Städte wurden von Griechen gebaut und bevölkert), gebildet, und diejenigen Kreise, welche die meisten Dörfer hatten, gingen mit ihren Stimmen voran. Obgleich die Einwohner der neuen Stadt Stratonicea keine Karer, sondern Griechen, Macedonier, Syrer waren, so nahmen sie doch an dem Bundesverein Antheil, weil einige Flecken von ihnen besessen wurden. Der zweite Tempel, bei welchem ebenfalls jährlich große und feierliche Zusammenkünfte stattfanden, war der Tempel der Hekate, welche den Beinamen Laginite führte. Der Ort selbst, wo der Tempel stand, hieß Lagina, *τὰ λάγινα*, der Hasenplatz. Chandler, welcher die mit Moos, Gesträuch und Bäumen überwachsenen Ruinen von Stratonicea untersuchte, fand unter denselben auf einem Steine eine Inschrift, welche sich auf diese beiden Gottheiten bezieht. „Weil sie in vielen und langwierigen Gefahren die Stadt erhalten hätten, ihre Statuen in dem Stadthause überzeugende Beweise ihrer göttlichen Macht und Gegenwart gäben, gedrängte Haufen ihnen opferten, Weihrauch anzündeten, ihre Dankgebete und Verehrung ihnen darbrächten, so habe der Se-

nat beschlossen, daß täglich 30 Knaben, mit Öllaub bekränzt und Zweige tragend, mit einem Herold und Citherspieler, einen feierlichen Umgang nach dem Stadthause machen und eine von Sosander verfertigte Hymne absingen sollten" (Chandler's Reise 57. Cap.). Man sieht hieraus, daß der Cultus dieser Landesgottheiten in die neue Stadt gezogen war. Die Gegend, worin sich die Ruinen der Stadt und der Tempel befinden, ist ganz von hohen Bergen umgeben, welche vom Taurus sich hierher verbreiten. *Strabon* XIV. p. 660. *Plin.* V, 29.

(*Pet. Frdr. Kanngiesser.*)

IDRIS. Bei den Arabern Bezeichnung des bekannten Patriarchen Henoch, s. d. Art. und Edris. Dagegen ist Ibn Idris Name mehrer Moslimen, von denen folgende drei auszuzeichnen sind:

1. Muhammed Ibn Idris, ein der Schafiitischen Sekte angehörender Imam von entschiedenem Ansehen in seinen Glaubensmeinungen und Aussprüchen, weshalb er auch den ehrenden Beinamen Mudschtehid, d. i. summus doctor, erhalten hat. Die Selbständigkeit in seinen Ansichten bewies er auch dadurch, daß er für einige Zweige des kanonischen, d. h. theologisch-juridischen, Wissens die Bahn brach. So war er der Erste, der a) über die vortrefflichen Eigenschaften des Koran (فضائل القرآن) schrieb, der Erste, der b) die in dem Koran enthaltenen gesetzlichen Bestimmungen unter einen allgemeinen Ueberblick oder gleichsam eine koranische Theologie (أحكام القرآن, s. *H. Ch.* I. n. 156) zusammenstellte. Ferner kennt man von ihm folgende Schriften: c) Dictata, und zwar doppelte von fast gleichem Umfange, die einen Imlâ, die andern Amâli betitelt (s. *H. Ch.* I. n. 1271), d) eine Schrift, die Verschiedenheit der Überlieferungen (اختلاف الحديث, *H. Ch.* a. a. O. n. 254) überschrieben, e) die Hochschätzung des Werthes oder der Kraft des Gebetes (a. a. O. Tom. II. n. 3107), f) ein Werkchen, das alte Buch (الكتاب القديم) genannt, das Kerâbisi unter seinem Namen anführt. Das hohe Ansehen des Mannes veranlaßte einen Unbekannten, eine Biographie desselben unter dem Titel „Das kostbare, deutliche Buch (الواضح النفيس)" herauszugeben. Der Imam starb 204 (beg. 28. Jun. 819) in Kahira.

2. Der Molla oder Lehrer Carah Jacub Ibn Idris der Caramanier, ist Verfasser eines Handbuchs der Geschichte unter dem Titel „der Glanz der Geschichten (s. *H. Ch.* I. n. 788)," das aus einer Einleitung, drei Abschnitten und einem Schlußworte besteht. Er beginnt mit der Weltschöpfung, führt die Propheten, die berühmtern Schüler Muhammed's und deren Jünger, und endlich die ausgezeichnetern Imamen der Reihe nach auf, und schließt mit dem großen Lehrer Gazâli. Er starb im J. 833 (beg. 30. Sept. 1429).

3. Abu Bahr Safwân (And. Sefwân) Ibn Idris, gewöhnlich der Schreiber oder Secretair geheißen, ist bis jetzt nur dem Namen nach und als Verfasser einer Schrift ungewissen Inhalts bekannt geworden. Diese führt die Aufschrift „Stegreif-Rede der Erstaunten und rascher Erguß der Verehrenden." (s. *H. Ch.* II. n. 1694.)

(*Gustav Flügel.*)

Idrisi (Abu Abdallah Muhammed, Ben Muhammed) der bekannte arabische Geograph, s. Edrisi.

IDRO, eine große, am südlichsten Ufer des Idrosees, unfern vom Ausflusse des Chieseflusses aus demselben in malerischen Umgebungen liegende Gemeinde (Städtchen) des 17. Districts (dessen Hauptort Vestone ist), der Provinz Brescia des lombardisch-ven. Königreichs, mit einem Steueramte, einer Gemeindedeputation, einigen Eisenschmelzöfen, einer eigenen zum Bisthum Brescia gehörigen, katholischen Pfarre St. Michele, einer Aushilfskirche, zwei Oratorien, und 1745 Einwohnern. Zu dieser Gemeinde gehören Castello d'Idro, ein einzeln gelegenes Gehöft, und Della Pieve, eine Meierei. Die Gegend um das Städtchen ist dem Austreten des Sees ausgesetzt.

(*G. F. Schreiner.*)

IDRO-SEE, ein kleiner Gebirgssee im Valle Sabbia der Provinz Brescia der Lombardei, dicht an der Grenze Tyrols, in einem an Wein und Wiesen reichen, überaus malerischen Thale gelegen, der sich von Norden nach Südwesten erstreckt. Er hat eine Länge von 9584 Metres, ist im Durchschnitte 1414 Metres breit und gegenüber der nuova Rocca d'Anfo, ungefähr 400 Metres von der durch das Val Sabbia führenden Straße entfernt, 121,75 Metres tief, welches seine größte Tiefe ist. Sein Spiegel bedeckt einen Flächenraum von 14,126,816 Metres. Außer mehren kleinen Wildbächen führen ihm der aus Tyrol herabkommende Chiesefluß und der Wildbach Caffaro, welcher aus dem auf den Bergen von Bagolino liegenden kleinen Vajasee herabfließt, ihr Gewässer zu. Der Chiesefluß, welcher sich im District von Lavenone dem See entwindet, führt sein Wasser dem Ogliöflusse zu. Er wird nur von kleinen Barken befahren, welche höchstens 15 Centner Ladung führen. Am ganzen See ist kein förmlicher Hafen, denn zu Idro und Anfo sind nur natürliche Landungsplätze. Bei Gelegenheit der höchsten Seeanschwellung werden große Strecken des Gebiets der lombardischen Orte Bagolino, Anfo, Idro und der Tyrolergemeinden Lodrone, d'Argo, Storo und Bondone unter Wasser gesetzt, welchem Übelstande durch Vertiefung des Ausflusses leicht abgeholfen werden könnte. Längs seines westlichen Gestades führt die durch das Val Sabbia nach Tyrol gehende Straße über Lavenone, Anfo, Rocca d'Anfo, und St. Giacomo dahin. (*G. F. Schreiner.*)

Idros (Med.), s. Hidros.

Idrus (A. Geogr.) s. Idrias.

IDSCHMAA (اجماع), oder wie Mouradgea d'Ohsson [1]) nach seinen Quellen angibt, Idschma-i-ummet (اجماع أمّة), ist Bezeichnung einer der vier Quellen, aus welchen die allgemeine Gesetzgebung des Islams schöpft.

1) Allgem. Schilderung des Othomann. Reichs ... übers. von Chr. D. Beck. 1. Th. S. 19.

Man versteht darunter die Sammlung der Erklärungen und gesetzmäßigen Entscheidungen, welche die vorzüglichsten Schüler und Nachfolger Muhammed's, besonders aber die vier ersten Khalifen gegeben haben. Insofern sie übereinstimmen (darauf weist ihr Name Idschma' hin), treten sie den Vorschriften des Korans und den Aussprüchen der Überlieferung (Hadith) ergänzend zur Seite[2]).

(*A. G. Hoffmann.*)

Idschmiazin, s. Etschmiazin.

Idschtihadije, s. unt. Kias.

IDSERTS (Peter), von Franecker *) gebürtig, war ein tüchtiger Zeichner von Schiffen und Meeren, welche er mit einer großen Fertigkeit in Friesland nach der Natur unternahm. Zu seinem Aufenthaltsorte erwählte er Franecker. Genau weiß man nicht, wann er geboren oder gestorben ist, nur hat man seine Zeichnungen in einigen Sammlungen mit 1742, auch mehre mit 1760 bezeichnet gefunden, woraus zu schließen ist, daß er in dem ersten Viertheil des 18. Jahrh. geboren war **). (*Frenzel.*)

IDSINGA (Wilhelmine Gertrude van), ein adeliges Fräulein, geboren zu Leuwaarden den 10. November 1788. Sie war eine sehr geschickte Künstlerin im Zeichnen, besonders lieferte sie vortreffliche Copien nach Gemälden, aber auch Bildnisse nach dem Leben in einer äußerst kräftigen Manier. Später widmete sie sich der Ölmalerei, genoß darin den Unterricht van Schlangenbourgh's und des berühmten neuen Bildnißmalers B. W. van der Kooi. Verschiedene Kunstausstellungen, sowol in Haag, als in Amsterdam, bewiesen ihr großes Talent; dies würde noch mehr ausgebildet und überhaupt ihre Entwickelung vollkommener gewesen sein, wenn sie nicht durch den Tod in ihren wirklichen Blüthenjahren der Kunst am 9. Mai 1819 entrissen worden wäre. Ihr Verlust war um so fühlbarer, da sie alle mögliche Tugenden besaß und von ihren Freunden, wie von ihrem nun kinderlosen Vater auf das Innigste betrauert wurde †). (*Frenzel.*)

IDSTEIN, 1) Amt, im Süden des Herzogthums Nassau gelegen, und von den Bächen Ems, Wörs, Grüftel und Dause durchflossen. Durch seinen südlichen Theil streicht das Gebirge der Höhe (in neuern Zeiten Taunus genannt). Dieser ist der minder fruchtbare, hat aber enge, freundliche und romantische Thäler. Dagegen ist das untere Emsbachthal, der sogenannte Cambergergrund, breit und mild, und bringt alle Arten von Getreide und Obst in ausgezeichneter Fülle und Güte. Die Größe des Amtes beträgt 92,400 Steuernormalmorgen, wovon 34,794 zu Ackerland, 8388 zu Wiesen benutzt und 44,260 vom Walde bedeckt werden. Es finden sich nur 2462 Morgen, die unbebaut liegen und zur Weide dienen. Es leben hier in 2698 Wohnhäusern 3726 Familien, die 16,072 Seelen zählen und wovon 6997 der evangelischen, 8867 der katholischen Kirche, 19 den Menoniten und 189 den Juden angehören. Das Amt ist in 33 Gemeindebezirke getheilt, worunter 2 Städte, 3 Flecken, 29 Dörfer, 5 Höfe, 41 Mühlen, 2 Eisenhämmer und drei Ziegelhütten begriffen sind, und zählt die Kirchspiele Idstein, Esch, Heftrich, Niederselbach, Oberrod, Steinfischbach, Walsdorf, Wörsdorf, Camberg, Eisenbach, Niederselters und Oberjosbach. Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptnahrungsquellen. Unter den gewöhnlichen Gewerben finden sich 52 Branntweinbrenner, 151 Leinweber, eine Safianfabrik und viele Kleinhändler. Die größte Naturmerkwürdigkeit dieses Amtes ist die auf dem ganzen Erdboden bekannte Mineralquelle zu Niederselters, woraus in manchem Jahre 1,500,000 und mehr Krüge gefüllt, und in alle Welttheile abgesetzt werden. Es gehörte in den ältesten Zeiten bis auf die Höhe und an den römischen Pfahlgraben zum Niederlohngau, und was zwischen diesem Graben und der Grüftel lag, wurde zum Nibbagau gerechnet. Sein südlicher Theil kam dann durch eine Schenkung Karl's des Großen zu der Immunität oder dem Gebiete des Klosters Bleidenstat, dem er nach einer Urkunde von 812 schon eigen war. Dieses hatte sich die Grafen der Kunigeshundrete, die Vorfahren des Hauses Nassau, zu seinen Vögten erkoren, und so treffen wir dann Nassau zu der Zeit, als sich die Landeshoheit ausgebildet hatte, hier im Besitze an, das seine Schirmherrlichkeit nach und nach in Landesherrlichkeit zu verwandeln wußte. Seit 1255, wo die noch fortdauernden beiden Hauptlinien des nassauischen Hauses entstanden, gehörte die also sich gebildete kleine Herrschaft Idstein, der Walramischen, seit 1355 einer Unterabtheilung davon, der nassau-idsteinischen, und seit 1629 der neuen idsteinischen Linie zu. Nur 1635 wurde Nassau außer Besitz gesetzt, der Kaiser zog sie ein, trat sie 1637 an Mainz ab, das sie aber 1648 seinem rechtmäßigen Herrn restituiren mußte. 1721 kam sie an die Ottweiler, 1728 an die usingische, und 1816 an die weilburger, die jetzige herzogliche Linie. Das Kirchspiel Oberjosbach gehörte zur Herrschaft Eppenstein, kam von den Herren dieses Namens 1535 an Stolberg und 1581 an Mainz und von diesem 1803 an Nassau. Hierzu gehörte auch das Dorf Bremthal, das in der Kunigeshundrete lag. Der nördliche Theil des Amtes, der Cambergergrund, gehörte zur Grafschaft Dietz. Das Gericht Camberg ging 1388 mit dieser Grafschaft an Nassau-Dillenburg über, das 1420 und 1428 drei Viertel davon an Eppenstein abtrat. Hiervon kam 1453 ein Viertel an Katzenellenbogen, 1479 an Hessen, das 1557 an Nassau zurückfiel. Nassau blieb seitdem im Besitze der Hälfte. Die andere Hälfte nahm Trier 1535, als die eppenstein-königsteinische Linie erlosch, angeblich als ein anheimgefallenes Lehen, in Besitz. Trier und Nassau sind seitdem und bis 1803 in Gemeinschaft hier geblieben, wo sie ein eigenes Amt hatten, das 1816 aufgehoben und nach Idstein verlegt wurde. Niederselters war grundherrlich mit

---

2) Vgl. auch J. v. Hammer, Des Osman. Reichs Staatsverfass. 1. Th. S. 4.

*) Der Ort ist noch merkwürdig durch das Unglück, was der Prinz von Oranien im J. 1670 allda hatte. Als die über einen Canal herabgelassene Zugbrücke beim Durchpassiren desselben mit seinem Gefolge zu schnell aufgehoben wurde, stürzte er nämlich mit einem andern Reiter hinab, wurde aber noch gerettet. Johannes Vischer hat das Ereigniß in drei sehr schönen Blättern geistreich radirt dargestellt, welche zu den Seltenheiten gehören. **) *van Eynden* Vol. II. p. 117.

†) *van Eynden* Vol. III. p. 285.

gehörte der Abtei St. Marimin
von Molsberg damit belehnt hatte.
1369 an Trier über, das auch
ber dasselbe an sich brachte. Das
zur Herrschaft Neuweilnau, war
ndung an die von Reinberg ge-
'te davon an Nassau-Sarbrücken
schte 1427 ein Viertel an Trier.
18 ausstarben, kam deren Hälfte
nd nachher an die Grafen von
diese Dreiherrschaft hier bis 1803;
r dietzischen, nachher nassauischen

:d Amtssitz im Herzogthum Nas-
nilien und 1949 Seelen. Außer
diese vom Kleinhandel und den
. Sie hat eine Safianfabrik.
:s Namens sind: Ethechenstein,
:n, Itgenstein und Ytstein. Die
ekannten Eticho, der wahrschein-
, Ursprung und Namen. Sie
g des Dorfes Wolfsbach, das
hwunden ist, aufgekommen zu
n ersten Male genannt. 1255
burg und der Mittelpunkt der
mit welcher sie an die nassau-
Zu ihren ältesten Burgmännern
1 Etechenstein, die von 1102—
Zunamen Brun, Poto, Muselin
Sie legten durch ihre Burgsitze,
baueten, den ersten Grund zu
1427 war die Vertheidigung
lreichen Burgmannschaft anver-
hen Familien von Berge, Hei-
Heppenheft, Hohenstein, Lindau,
nnenberg, von der Hese, Kol-
von dem Berge genannt Kesse-
echte von Bubenheim und Rö-
war seit dem 13. Jahrh. die
tern nassauischen Linie, die dar-
und Hebung des Ortes dachte.
einfaches Dorf, als Graf Adolf
die Rechte und Freiheiten einer
die Erlaubniß erwirkte, ihn
mit war denn die Errichtung
eines eigenen Gerichts verbun-
ter dem Dinghof in Wolfsbach
(† 1509) ließ die Kanzleige-
Stelle, wo die 1427 vorkom-
lich stand, und der Warte vor
)en frühern Judentorme, ein
Die alte Burg wurde unter
niedergerissen, und unter ihm
t das jetzige Schloß an ihrer
bedeutende Vergrößerung und
Stadt dem Fürsten Georg Au-
e Mauer am Himmelthore ab-
traßen auf der Weierwiese an-

legen ließ, und den sich hier anbauenden besondere Freiheiten gewährte. Sie war seit dem 16. Jahrh. der Sitz der Regierung und der Landescollegien für die Herrschaften Idstein und Wiesbaden, bis diese 1728 mit denen in Usingen vereinigt wurden. Seit 1816 ist hier auch das Staatsarchiv für das ganze Herzogthum, wozu das Schloß verwandt worden ist. Idstein pfarrte in den ältern Zeiten nach Wolfsbach; später erhielt es eine eigene, U. l. F. Kirche, mit einem Kirchhofe vor dem Himmelthore, und Graf Gerlach erbauete die jetzige Kirche und errichtete 1333 an derselben ein dem heil. Martinus geweihetes Stift von regulirten Chorherren aus sechs Personen bestehend, dem 1340 die Pfarrei Oberlahnstein und später die von Hestrich incorporirt wurde. Sie hat neun Nebenaltäre. Die Kapelle in der Burg war dem heil. Nicolaus geweiht. Mit Aufwand, Geschmack und Kunst ließ der Graf Johann von 1667 an das Innere der Stadtkirche erneuern. Jetzt lehren zwei evangelische Geistliche in ihr. Daneben besteht aber auch seit mehren Jahren eine katholische Pfarrei in der Stadt. Eine lateinische Schule entstand um 1576, die 1596 zu einem Gymnasium erweitert als eine treffliche Bildungsanstalt im In- und Auslande großen Ruf hatte und 1817 mit dem in Weilburg vereint wurde. An ihre Stelle trat hier ein Pädagog von nur ganz kurzer Dauer. Die Gymnasialgebäude wurden von 1689 an aufgeführt. Der Fürst Karl Wilhelm legte 1779 hier auch ein Schullehrer-Seminar für das damalige nassau-usingische Land an, das seit 1817 bedeutend erweitert für das ganze jetzige Herzogthum besteht, und worin alle Lehrer für seine Elementarschulen in einem dreijährigen Cursus ihre Vorbildung erhalten. Mit demselben stand ein landwirthschaftlicher Verein für das Herzogthum in engerer Verbindung, der hier auch sein Thierspital und seine Versuchsfelder hatte, aber 1833 nach Wiesbaden verlegt worden ist. Die Stadt ist noch jetzt wie früher der Sitz eines nassauischen Oberforstamts.
(*C. D. Vogel.*)

IDSU, Fürstenthum an der Südküste der japanischen Insel Nipon, das sich zwischen der Bai von Totomina und dem Busen von Jeddo hin bis zum großen Ocean erstreckt, die Gebrooken-Inseln Fatsisio und andere umfaßt, zum Theil fruchtbare Thäler und Ebenen hat, Silber und Salz erzeugt und eine starke Fischerei unterhält. (*R.*)

IDSUMI oder **Sensju**, Provinz in der Landschaft Jetsen auf der japanischen Insel Nipon, mit vielen Seen und Fischen, aber nicht eben fruchtbarem Boden; darin die große und volkreiche, an der Bai von Osaka malerisch belegene Reichsstadt Sakai mit bedeutenden Kupferhütten. (*R.*)

IDSUMO, Fürstenthum in der Landschaft Jamaisoit, auf der Westseite der japanischen Insel Nipon, grenzt im Westen an die Straße von Corea, im Norden an das Meer von Japan, im Osten an Fooki, im Süden an Iwami, und bildet eine Art Halbinsel, die sich nach der Insel Oki hin erstreckt. Der Boden ist fruchtbar und die Einwohner beschäftigen sich viel mit Seidenweberei. (*R.*)

Idt (It), s. It.

Idubeda (Geogr.), s. unt. Hispania.

IDUMAEA (*Ἰδουμαία*), **IDUMÄER** (*Ἰδουμαῖοι*), der griechische Name für das hebräische Edom (אֱדוֹם) und Edomiter (בְּנֵי אֱדוֹם) [1]). Nach 1 Mos. 36, 9. 43 stammte diese Völkerschaft von Esau, dem älteren Sohne Isaak's, ab, welcher auch Edom (der Rothe) hieß. Sie war daher mit den Hebräern nahe verwandt, ohne daß sie dadurch zu diesen in ein freundliches Verhältniß getreten wäre. Vielmehr standen beide meistentheils einander feindlich gegenüber, sodaß ihre Lage im Großen sich ebenso gestaltete, wie nach der heil. Urkunde (1 Mos. 27 fg.) die ihrer Stammväter im Kleinen gewesen war. Ja selbst über die Dauer dieser Völkerschaft hinaus hat sich der Haß der Juden gegen sie erhalten; daher kommt es, daß sie mit dem Namen Edomiter gern ihre Todfeinde [2]) bezeichneten, ohne alle Rücksicht auf Verwandtschaft oder Zusammenhang derselben mit den wahren und eigentlichen Idumäern. Als die Ureinwohner Idumäa's können Esau's Nachkommen nicht angesehen werden; vielmehr hatten die Horiter (s. d. Art.) vor ihnen das Land inne, hielten sich wahrscheinlich auch noch längere Zeit neben ihnen, bis sie allmälig denselben weichen mußten (5 Mos. 2, 12. 22). In diesem Landstriche wohnte auch der Volksstamm Maon (מָעוֹן, מְעוּנִים), welcher Richt. 10, 12 neben den Sidoniern und Amalekitern erwähnt wird, theilweise von den Simeoniten zur Zeit des Hiskia aus seinen Sitzen vertrieben, und vom Könige Usia besiegt wurde (1 Chron. 4, 41. 2 Chron. 26, 7). In dem auf der Pilgerstraße von Syrien nach Mekka liegenden Orte Maân (معان) glaubt man nicht ohne Grund noch eine Spur desselben zu finden.

Der Umfang des Gebietes, welches die Idumäer inne hatten, läßt sich, wegen Mangels bestimmter Aussagen des A. T. darüber, nicht ganz genau angeben, am wenigsten in Zahlen bestimmen. Auch scheint es, daß die Grenzen in verschiedenen Zeiten sich änderten. Jedenfalls bildete das hebräische Gebiet die Nordgrenze (Jos. 11, 16. 17. 12, 7. 4 Mos. 34, 3 fg.), wenn sie auch nicht überall ganz fest sein mochte, sondern zuweilen bei günstigen Umständen weiter hinauf gerückt wurde. Namentlich stieß der Antheil des Stammes Juda an der Edomiter Land (Jos. 15, 1. 21). In Nord und West berührte sich Idumäa mit Philistäa und Ägypten; auch hat man nach Richt. 11, 18. 2 Kön. 3, 8. Jes. 11, 14 die Moabiter in der Nähe dieses Landes zu suchen. Aus den Andeutungen der heil. Schrift ergibt sich ferner, was Reisende in neuerer Zeit vollkommen bestätigt haben, daß es ein Hochland, durchschnitten von furchtbaren Felsen, und daher von Natur fest war (1 Mos. 27, 39. Jer. 49, 16 fg. Obad. V. 3 fg.). Innerhalb desselben gab es aber auch einzelne fruchtbare Schluchten und Thäler, die einfachen Bedürfnisse der Bewohner zu befriedigen [3]).

Leicht geschah es, daß der Name Edom auf Esau's Nachkommen und auf das von ihnen bewohnte Land übertragen wurde. Denn er selbst hatte sich im Gebirge Seir (שֵׂעִיר, d. i. behaart, rauch, also hier wol mit Gestrüpp bedeckt) niedergelassen (vgl. 1 Mos. 32, 4. 33, 14. 16), welcher Name noch jetzt in dem arabischen Scherath (شراة) fortzuleben scheint, wie denn bereits der arabische Bibelübersetzer Saadias 1 Mos. 36, 8 Seir davon deutet. Der Gebirgsstrich nun, südlich vom todten Meere bis zum älanitischen Meerbusen, zerfällt nach neuerer Eintheilungsweise in zwei Districte, in einen nördlichen, Dschebâl (جبال), d. i. Gebirge, bei den Griechen und Römern Gebalene genannt, und in einen südlichen, welcher eben El-schera heißt. Gesenius [4]) ist der Überzeugung, daß das alte Seir beide Districte umfaßte, während Rosenmüller [5]) dafür den Beweis vermißt, daß auch Dschebâl dazu gehört habe. Der nördliche District wird, wie Burckhardt [6]) berichtet, von Kerek (oder dem vormaligen südlichen Theile Moab's) durch den Wadi el Ahsa und wiederum vom südlichen Districte durch den Wadi Moeyr getrennt. Auch Léon de Laborde [7]) nimmt an, daß das Gebirge Seir sich bis zum rothen Meere erstreckt, und also auch das Wadi Araba in sich begriffen habe; auch bemerkt er [8]), das Land Edom's dehnte sich aus vom jetzigen Wadi Garandel bis zum Flüßchen Zareb, dem heutigen el Ascha. Idumäischer Städte geschieht im Allgemeinen in der Bibel nur wenig Erwähnung. Es ist nicht entschieden, ob die 1 Mos. 36, 32 fg. erwähnten Ortschaften, aus welchen die alten edomitischen Könige stammten, sämmtlich zum Lande Edom's gehörten; doch scheint es allerdings, als sei es Meinung des Referenten. Die bedeutendste Stadt war unstreitig Sela (סֶלַע), d. i. Fels (2 Kön. 14, 7), wofür bei Griechen und Römern der gleichbedeutende Name Petra im Gebrauche war. Die Überreste derselben sind erst in neuerer Zeit wieder entdeckt und besonders von Léon de Laborde nach allen Seiten durchforscht. Das Nähere darüber s. im Art. Petra. In der Nachbarschaft derselben liegt der Berg Hor. Als die südlichsten Punkte des Landes hat man die Häfen Elath und Ezion-geber (s. d. beid. Art.) anzusehen, am älanitischen Meerbusen (5 Mos. 2, 8. 1 Kön. 9, 26. 2 Chron. 8, 17), welcher jetzt der Busen von Akabah (عقبة) heißt. Nach Theman, einem Enkel Esau's (1 Mos. 36, 10. 11), wurde eine Gegend in Idumäa benannt (Jer. 49, 7. 20. Ezech. 25, 13. Obadj. V. 9), und ein Flecken, fünf römische Meilen von

1) *Joseph.* Antiquitt. hebr. L. II. cap. 1. §. 1. nach etwas anderer Aussprache *Ἀδώμ*; er meint, die Griechen hätten den hebräischen Namen umgestaltet *ἐπὶ τὸ σεμνότερον*. 2) Z. B. die Römer, dann die Christen. Vgl. *Othon.* Lex. rabb. sub voce *Roma*. *Lightfoot*, Hor. hebr. p. 693, ed. *Carpzov.* oder Opp. ed. *Leusden*. Vol. II. p. 399. 3) Léon de Laborde (Voyage de l'Arabie Pétrée Introd. p. 1) sagt daher nach eigner längerer Erforschung des Landes: „Le pays d'Edom avait *sa brillante fertilité*; ce sont les montagnes environnant Petra, auxquelles il est facile de reconnaître ces qualités.“ Vgl. auch p. 14.

4) Im hebr. Wörterb. unter שֵׂעִיר und Anmerk. zur teutschen Übersetz. von Burckhardt's Reisen in Syrien, Palästina rc. 2. Bd. S. 1067. 5) Bibl. Alterthumskunde. 3. Bd. S. 67. 6) Reisen in Syrien, Palästina rc. in der teutschen von W. Gesenius herausgeg. Übers. 2. Th. S. 674 u. 688. 7) a. a. O. p. 1 u. 7. 8) a. a. O. p. 7.

Sela (Petra) entfernt, von welchem noch Eusebius im Onomasticon unt. d. W. *Θαιμάν* erwähnt, daß er eine römische Besatzung hatte. Theman galt als Sitz der Weisheit (Jer. 49, 7. Bar. 3, 22. 23), eben deswegen wird der bedeutendste Gegner Hiob's in dem gleichnamigen Buche als ein Themanit bezeichnet.

Aus 1 Mos. 36 ergibt sich, daß Eintheilung des Volks in Stämme bei den Idumäern ebenso wol gebräuchlich war, als bei den Hebräern und Arabern; das Haupt des Stammes hieß Alluf (אלוף, von אלף, Familie), wie bei den Horiten [9]). Ferner wird in derselben merkwürdigen Stelle ausdrücklich behauptet, daß Esau's Nachkommen das Königthum früher bei sich einführten, als die Hebräer. Rosenmüller [10]) sucht ebenso wie Chr. B. Michaelis [11]) beide Angaben durch die Annahme zu vereinigen, daß beide Verfassungen neben einander bestanden hätten, nur in verschiedenen Districten Idumäa's; namentlich glaubt er, daß über die Edomiten im nordöstlichen Theile (dem jetzigen Dschebâl) Könige geherrscht hätten. Indessen möchte der kurze und einfache Bericht der Genesis für diese Hypothese kaum geltend gemacht werden können, und v. Bohlen [12]) hat gewiß Recht, wenn er behauptet: „Von der ursprünglichen Stammverfassung waren die Edomiter, gleich den Hebräern und heutigen Afghanen, — — zu Monarchen fortgeschritten." Allerdings glaubt Rosenmüller dadurch die Differenzen, welche man zwischen 4 Mos. 20, 14—21. 21, 4. Richt. 11, 17. 18 einerseits, und 5 Mos. 2, 4—8. 29 andererseits, endlich auch zwischen 2 Mos. 15, 15 und 4 Mos. 20, 14 gefunden hat (die letztere ist übrigens höchst unbedeutend), am besten ausgleichen zu können. Da aber keine Notiz seine nicht besonders wahrscheinliche Ansicht bekräftigt, so hat man sich wol nach einer andern Erklärung jener verschiedenen historischen Angaben umzusehen, und sich an die Worte von 1 Mos. 36 ohne alle Künstelei zu halten. Auffallend ist es, daß von allen 1 Mos. 36, 32 fg. namentlich aufgezählten Königen kein einziger mit seinem Vorgänger in einem verwandtschaftlichen Verhältnisse erscheint. Rosenmüller ist geneigt [13]), daraus zu schließen, daß es ein Wahlreich war, oder auch diese Könige durch Usurpation auf den Thron gelangten. Nach 1 Kön. 11, 14 fg. jedoch gehörten wenigstens später die Könige einer bestimmten Herrscherfamilie an. Zu den Erwerbmitteln der Idumäer gehörte nach 4 Mos. 20, 17 auch Acker- und Weinbau; unstreitig viel Viehzucht und lebhafter Handel. Léon de Laborde bemerkt nach Autopsie des Landes in dieser Beziehung [14]): „Die Edomiter, welche das ganze zwischen Wadi Musa und Moilah — — befindliche Gebiet inne hatten, waren früher als die andern Stämme zu sitzenden Lebensweisen (habitudes) gewöhnt, sei es durch die fruchtbare Natur ihres Bodens, sei es durch die Nähe der Küsten." Über die Religion Edom's enthält das A. T. nur eine ganz unbestimmte Äußerung 2 Chron. 25, 20. Bei Flav. Josephus [15]) aber wird eine Gottheit *Κοζέ* erwähnt, jedoch ohne alle Charakteristik derselben.

Die geschichtlichen Thatsachen, in welchen die Idumäer mehr oder minder betheiligt erscheinen, sind hauptsächlich folgende: Schon bei dem Zuge der Hebräer von Ägypten durch Arabien in das ihnen verheißene Land Kanaan erwies sich das ihnen verwandte Volk ungefällig und widerwärtig. Jene baten nämlich um die Erlaubniß, ihren Weg durch Idumäa nehmen zu dürfen, wurden aber abschläglich beschieden (4 Mos. 20, 14 fg. vgl. Richt. 11, 17), wahrscheinlich weil man fürchtete, sie könnten sich darin festsetzen wollen (5 Mos. 2, 4), und sie sahen sich mithin genöthigt, an Idumäa's Grenze hinzuziehen (4 Mos. 21, 4). Diese Nachricht sucht Gramberg [16]) gegen die oft als widersprechend betrachtete [17]) Stelle 5 Mos. 2, 8. 29 nicht nur zu vertheidigen, sondern erklärt sich den im Deuteronomium enthaltenen Bericht durch das Bestreben des Verfassers, die zu seiner Zeit mächtigen Edomiter zu gewinnen und die schwächern Israeliten vom Kampfe mit ihnen abzuhalten (mit Bezug auf Cap. 23, 8). Zu dieser, schon von Winer [18]) mit Recht als sehr gewagt betrachteten, Vermuthung wird sich schwerlich noch sonst Jemand bekennen. Im schlimmsten Falle würde man doch nur annehmen können, daß sich über das Verhalten der Idumäer zwei verschiedene Überlieferungen vorfanden, welche alle beide in die Mosaischen Schriften übergingen. Dann aber zwingt auch 5 Mos. 2 nicht zu der Annahme eines förmlichen Durchzugs der Hebräer durch Idumäa; denn der Ausdruck ist vielmehr so allgemein gehalten, daß ein bloßes Hinziehen an der Grenze des Landes recht gut verstanden werden kann, bei welchem sich die Hebräer einiger Unterstützung mit Lebensmitteln von Seiten der idumäischen Grenzbewohner zu erfreuen gehabt hätten. Die Furcht vor Überwältigung der Hebräer, welche jene Verweigerung des Durchzugs veranlaßt und die feindliche Stellung zwischen beiden Brüdervölkern erzeugt hatte, rechtfertigte sich später als sehr gegründet. Der König Saul führte einen glücklichen Krieg gegen die Edomiter (1 Sam. 14, 47), und David legte, nachdem er sie sich völlig unterworfen hatte, Besatzungen in die bedeutenderen Orte (2 Sam. 8, 14. 1 Chron. 18, 12. 13. 1 Kön. 11, 15. 16. Ps. 60, 2). Unter Salomo unternahmen die vereinigten Hebräer und Phönizier von den Häfen am älanitischen Meerbusen aus die berühmte Fahrt nach Ophir (1 Kön. 9, 26), was ihm nur dadurch möglich wurde, daß die Edomiter von ihm abhängig waren. Gegen das Ende der Regierung Salomo's kehrte zwar Hadad, ein Sprößling des Edomitischen Königshauses, welcher sich zu David's Zeit nach Ägypten geflüchtet ge-

9) Vgl. 1 Mos. 36, 21. Beim Propheten Zacharias (Cap. 9, 7. 12, 5. 6) wird der Ausdruck auch von den hebräischen Stammhäuptern gebraucht. 10) Bibl. Alterthumsk. 3. Bd. S. 69, und Scholia in Genes. p. 557 (ed. 4). 11) Dissert. de antiquissima Idumaeorum historia. §. XV; in Pott's Sylloge commentt. theologg. P. VI. p. 217 sq. 12) Die Genesis historisch-kritisch erläutert. S. 342. 13) Bibl. Alterthumsk. 3. Bd. S. 70. 14) a. a. O. p. 14.

15) Antiquitt. Judd. L. XV. c. 7. §. 9. 16) Krit. Geschichte der Religionsideen des A. T. 2. Th. S. 472. 17) J. B. von de Wette in der Kritik der Mosaischen Geschichte. S. 359. 18) Bibl. Realwörterb. 1. Th. S. 346 (2. Ausg.).

habt hatte, in sein Vaterland zurück und gab sich Mühe, das Joch abzuschütteln (1 Kön. 11, 14 fg.); allein die durch ihn veranlaßte Bewegung muß entweder ohne dauernden Erfolg gewesen, oder blos auf einen Theil des Landes beschränkt geblieben sein. Man sieht dies nämlich daraus, daß 1 Kön. 22, 48 ausdrücklich erzählt wird, zu Josaphat's Zeit sei kein König in Idumäa gewesen. Es wurde also unstreitig durch einen hebräischen Statthalter regiert, da Josaphat die Schiffahrt von Eziongeber aus aufs Neue zu beleben suchte (1 Kön. 22, 49). Bei der Theilung des hebräischen Gebietes in zwei Reiche war Idumäa an den Beherrscher des Reiches Juda gekommen, da dieses von demselben südlich begrenzt wurde, und allein aus dieser Besitzung einen Vortheil ziehen konnte. Der 2 Kön. 3, 9. 12. 26 erwähnte edomitische König, dessen Truppen mit denen des Königs Josaphat von Juda vereinigt erscheinen, war gewiß nur hebräischer Vasall, welchem man den Königstitel verstattet hatte. Erst unter Josaphat's Nachfolger, Joram, gelang es den Edomiten, sich wieder unabhängig zu machen, und sie hatten von der Zeit wieder Könige aus ihrer Mitte (2 Kön. 8, 20 fg. 2 Chron. 21, 8 fg.). Zwar errangen die Könige Juda's von Zeit zu Zeit wieder einige Vortheile über sie, Amazia eroberte sogar ihre Hauptstadt Sela und veränderte ihren Namen in Joktheel (2 Kön. 14, 7. 2 Chron. 25, 11. 12. 14), und Usia den Hafen Elath (2 Chron. 26, 2); allein alle diese Eroberungen waren nur vorübergehend. Denn unter dem Könige Ahas von Juda konnten die Edomiten es sogar wagen, in Judäa Einfälle zu machen (2 Chron. 28, 17), und der Hafen Elath ging für die Hebräer durch König Rezin von Syrien [19]) verloren (2 Kön. 16, 6). Auch sieht man aus den prophetischen Schriften des A. T., daß die Macht der Edomiten in demselben Maße zunahm, wie das geschwächte Reich Juda seinem Untergange zueilte. Gegen die Zeit der Wegführung der Hebräer in das babylonische Exil hatten sie ihre ursprüngliche Grenze weit überschritten, und ihr Gebiet nordöstlich bis nach Bosra in Hauran und gegen Süden bis nach Dedan ausgedehnt; vgl. Jer. 49, 8. 20. Ezech. 25, 13. Jes. 34, 6. 63, 1. Babels Übermacht zu widerstehen, durften freilich auch sie nicht hoffen (Jer. 27, 3. 6); dies sahen sie ein und schlossen sich daher schlau genug dem großen Eroberer gutwillig an, welcher ihre Huldigung wol um so lieber annahm, als er nicht grade große Lust haben mochte, sein Glück in dem unwirthbaren Gebirgslande aufs Spiel zu setzen. Auf solche Weise entgingen sie dem allgemeinen Schicksale der kleinen vorderasiatischen Völker, der ihnen von hebräischen Propheten längst angedrohten gewaltsamen Unterjochung und Verwüstung ihres Landes (Jes. 11, 14. Joel 4, 19. Amos 1, 11). Mit Schadenfreude sahen sie ihren vormaligen Zwingherrn unterliegen (Klagl. 4, 21. Ezech. 35, 15. 36, 5. Obad. 12), benutzten den Moment, die Fliehenden zu tödten und auszuplündern, und gaben sich auch wol der Hoffnung hin, das Land der Hebräer später zu erhalten (Ezech. 35, 5. Obad. 10 fg.). Eine natürliche Folge davon war desto größerer Haß der Juden, wie er sich in den Aussprüchen der spätern Propheten und Dichter abspiegelt (vgl. Ezech. 25 und 35. Obadja. Jes. 34 und 63. Ps. 137). Übbrigens gaben diese Drohungen Veranlassung zu der Meinung, daß auch Idumäa in die Hände des babylonischen Königs Nebukadnezar gefallen und seine politische Existenz ganz eingebüßt habe [20]); allein Gesenius bemerkt dagegen ganz richtig [21]), aus dem spätern Auftreten desselben erhelle, daß es damals verschont geblieben sei, wie dies auch schon durch sein früheres Anschließen an den Sieger wahrscheinlich werde. Nur so viel steht fest nach Mal. 1, 3 fg., daß die unvermeidlichen Übel des Krieges dasselbe hart trafen, da es vom babylonischen Heere unstreitig durchzogen wurde. Nachdem aber die Geißel des Krieges sich hinweggewendet hatte, bemächtigten sich die Idumäer Südpalästina's (vgl. Ezech. 35, 10), namentlich auch der Stadt Hebron (1 Makk. 5, 65), was bei der allgemeinen Verödung dieser Gegenden leicht anging. Erst durch den Makkabäer Judas wurden sie wieder von dort verdrängt. Allein von dieser temporären Besitzergreifung wendet doch Josephus [22]) den Namen Idumäa zuweilen noch auf solche Punkte Judäa's an, welche zu Idumäa im engern und ursprünglichen Sinne nicht gehört hatten. Noch in der Zeit, wo die syrischen Könige Palästina besaßen, bewiesen die Idumäer ihre alte Feindschaft gegen die Juden bei jeder Gelegenheit (vgl. 1 Makk. 5, 3. 2 Makk. 10, 15. 12, 32 fg.). Johannes Hyrkan bezwang sie endlich ganz und gar, und verstattete ihnen nur unter der Bedingung, daß sie sich beschneiden ließen, in ihrer Heimath zu bleiben [23]). Doch merkwürdig genug, gelang es noch einem Idumäer, Antipater, sich dem letzten Sprossen des Hasmonäischen Hauses unentbehrlich zu machen, und endlich seinem Sohne Herodes, sich selbst über den Trümmern der schwachen Dynastie zum Könige der Juden zu erheben. Über ihn und seine Familie vgl. d. Art. **Antipater** und **Herodes**. In dem jüdisch-römischen Kriege, durch welchen das jüdische Volk als solches für immer das Land seiner Väter einbüßte, spielten die Idumäer eine sehr unrühmliche Rolle. Zur Vertheidigung Jerusalems hatte nämlich die zelotische Partei 20,000 derselben in die Hauptstadt gezogen; allein diese Horde wandte sich gegen die unglücklichen Einwohner und benutzte ihre Gewalt zu Mord und Plünderung [24]). Nutzen gewährte sie dagegen nicht, sondern verließ die Stadt, noch ehe Titus

19) Rosenmüller möchte übrigens 2 Kön. 16, 6 אדומים Edomiten lesen für ארמים Aramäer, und לאדם zu Edom für לארם zu Aram, weil Elath niemals zu Syrien gehört habe, und die Aramäer gewöhnlich ארמים heißen. Es müßte also Rezin Elath erobert und dann den Idumäern überlassen haben.

20) Vgl. Eichhorn, Die hebräischen Propheten. 2. Bd. S. 618 u. 624 u. Bertholdt, Histor.-krit. Einleit. in sämmtl. kanon. u. apokryph. Schriften des A. u. N. T. 4. Bd. S. 1389. 1440 u. 1626. 21) Philolog., krit. u. histor. Commentar über den Jesaia. 1. Th. S. 906. Anmerk. 22) Cf. *Reland*, Palaestina. L. I. cap. 12. p. 70. 23) *Joseph.* Antiquitt. Judd. L. XIII. cap. 9. §. 1. 24) *Joseph.* De bello Jud. L. IV. cap. 4. L. VII. cap. 8. §. 1.

die Belagerung derselben begonnen hatte[25]). Mit dieser Notiz schließt sich die Geschichte der Nation für immer, obschon die Idumäer in den Bewohnern des peträischen Arabiens unstreitig noch fortleben. Wie andere kleine Völkerschaften, die Ammoniten, Moabiten ꝛc., verloren sie sich unter dem allgemeinen Namen der Araber. Schon bei Josephus kommt es vor[26]), daß Petra und die umliegende Gegend zu Arabien, während der damals Idumäa genannte District zu Judäa gehörte und unter Herodes von einem besondern Archon verwaltet wurde[27]).

Außer der schon angeführten Commentatio von Christ. Bened. Michaelis, welche mit Bezug auf 1 Mos. 36 die früheste Geschichte Idumäa's im Auge hat, und *J. van Iperen*, Hist. crit. Edomaeorum et Amalek. (Leovard. 1768. 4.), welche Schrift ich nicht benutzen konnte, vgl. man besonders die gute Zusammenstellung der Geographie und Geschichte in Winer's bibl. Realwörterb. unt. d. W. Edomiter; Gesenius, Commentar zum Jesaias. 1. Th. S. 904 fg. und *Hendewerk*, Obadiae prophetae orac. in Idumaeos. p. 1 sq. Weniger gehört hierher *Christoph. Nolde*, Historia Idumaea (Franec. 1660. 12. und sonst, auch in Havercamp's Ausgabe des Fl. Josephus), welche sich nur auf das Leben und die Thaten der Herodeu bezieht. Die neuern geographischen und geschichtlichen Verhältnisse des vormaligen Idumäa hängen natürlich mit denen von ganz Arabien innig zusammen, und ist daher darüber unt. d. Art. Arabien nachzusehen. (*A. G. Hoffmann.*)

IDUMANIA. Nach Ptolemäus, welcher *Ειδουμανία* schreibt, hieß so ein Fluß in der Britannia Romana zwischen dem Abos (Humber) und Thamesis (Themse), der die Colonia Camalodunum berührte, und jetzt entweder der Chelmer oder der Blackwater in Esser, oder nach Mannert die Mündung des Stour bei Harwich in Esser ist. (*S. Ch. Schirlitz*).

IDUN, IDUNN, ITHUNN (latinisirt Iduna), eine weibliche Gottheit der nordischen Mythologie, welche sowol in der jüngern als in der ältern Edda eine wichtige Rolle spielt. Ungewiß jedoch lassen die Quellen, ob die Idun des Hrafna-Galdr Odin's ein und dasselbe Wesen mit Idun, der Gattin Bragi's, ist. Neuere, z. B. Finn Magnusen, nehmen diese Einheit als unbezweifelt an. Mir jedoch scheint sie zweifelhaft, weil sich in den Kenningar Idun's keine Anspielung auf die Sage findet, daß Bragi's Gattin zur Hel oder in die Todtenwelt hinabgesunken sei, und auch nicht von den Skalden als Iwald's Tochter bezeichnet wird. Wäre aber die Voraussetzung dieser Identität begründet, so ist doch gewiß, daß die Sage von Idun, welche das genannte Eddalied enthält, so bedeutungsvoll sie auch ist, nicht verbreitet war, weil sie sonst die Skalden dichterisch benutzt haben würden. Die Idun in dem Hrafna-Galdr Odin's, welche dort zugleich dichterisch durch Nanna und Jórunn[1]) bezeichnet wird, ist hier nicht besonders zu besprechen, da das im genannten Eddaliede von ihr Enthaltene bereits im XI. Bde. dieser Sect. S. 295. 296 angegeben ist[2]). Nur die Deutung Mone's (Gesch. d. Heidenth. im nördl. Eur. I. S. 442), welcher die Idun des Hrafna-Galdr Odin's mit dem Weibe Bragi's identificirt, von der Höllenfahrt Idun's, wie er es nennt, möge noch folgen. Er schließt aus den Umständen, unter welchen die Götter in dem genannten Eddaliede ein Todtenorakel befragen, daß Idun mit Balldur zur Hel oder richtiger unter die Esche Yggdrasil, als Begleiterin der Nanna gestiegen, und daß diese Höllenfahrt ihrem Raube durch den Riesen Thiassi entspricht, sich also daraus erklärt, warum die Götter und die Welt altern können. Es heißt nämlich: „In den Thälern verweilt die vorwissende Göttin, gesunken unter die Esche Yggdrasil's, die Alfengeschlechter hießen sie Idun, das jüngste von Iwald's ältern Kindern." Ihr Verweilen bezieht sich ohne Zweifel auf jenes des Raben Hugin, aber daß sie eine vorahnende Göttin ist, steht hier zum ersten Male. Ihr Sinken unter die Esche möchte die ewige Jugend der künftigen Welt bedeuten, da der Baum nicht umstürzt, darum vielleicht bei ihrer Abkunft die Gegensätze des Alters erwähnt sind. Die im Hrafna-Galdr Odin's vorkommende Nanna, welcher die Götter einen Wolfsbalg geben, nimmt Mone als die Göttin Nanna, welche um ihren Gatten Balldur trauert, während wahrscheinlicher Nanna dichterische Bezeichnung für Idun, da, wie der Sammler der Kenningar sagt, der Name einer Asin für den Namen einer andern gebraucht werden kann, wenn sie dabei durch eine ihrer Eigenschaften gehörig bezeichnet wird. Im Hrafna-Galdr Odin's geht aber aus dem Zusammenhange hervor, daß unter der Nanna die vorhergehende Idun zu verstehen ist. Die Trauer Nanna's ist nicht nothwendig darauf zu beziehen, daß Nanna ihren Gatten bereits durch den Tod verloren hätte, sondern Nanna, d. h. hier Idun, kann ebenso gut darum weinen, weil sie den Tod Balldur's voraussieht, eines Gottes, der für alle Götter und Menschen die größte Wichtigkeit hatte. Den Wolfsbalg ertheilen die Götter der Idun wahrscheinlich darum, damit sie ein zauberhaftes Wesen in Wolfsgestalt, ein Werwolf, würde[3]), und als dieses noch besser in die Zukunft schauen könne. Aber sie verrechnen sich darin, daß Idun mit dem bezauberten und bezaubernden Wolfsbalg auch die böse Gemüthsart eines Wolfs annimmt.

In der Einleitung in ungebundener Rede zu Ägisdrecka werden unter denen, welche dem Schmause, den Ägir den Göttern gab, beiwohnten, auch Bragi und Idun, sein Weib, aufgeführt[4]), sowie Idun auch in den Braga-

25) *Joseph.* De bello Jud. L. IV. cap. 5. §. 5. cap. 6. §. 1. 26) Cf. Antiquitt. Judd. L. XIV. cap. 1. §. 4. De bello Jud. L. I. cap. 13. §. 8. 27) *Joseph.* Antiq. Jud. XV. cap. 7. §. 9. XVII. cap. 11. §. 4.

1) Ohne Zeichen des Nominativs Jórun; a. a. O. der Encykl. S. 295 lies Jorun's für Jorum's. 2) Die Schreibart Ithun im Hrafna-Galdr Odin's macht keinen Unterschied zwischen Idun, der Gattin Bragi's, da deren Name in der Aegisdrecka auch Ithunn (ohne Zeichen des Nominativs Ithun) geschrieben wird. 3) Denn wie aus der Völsungá-Saga cap. 12 hervorgeht, dachte man sich die Werwölfe als aus Menschen entstanden, welche bezauberte und bezaubernde Wolfsbälge angezogen hätten. 4) Formáli

Rádur unter den acht Asinnen, welche zugegen waren, als Ägir bei den Göttern zu Gaste war, als vierte der Göttinnen genannt wird, und auch als fünfte [5]) derselben unter den sechs Asinnen aufgezählt ist, welche dem Gastmahle beiwohnten, zu dem Ägir die Götter einlud, als er von dem Schmause, den ihm die Götter gegeben hatten, heimkehrte. Als in der Ägisdrecka auf dem Gastmahle der Götter bei Ägir Loki seine Lästerungen gegen Bragi'n ausstößt, und dieser antwortet (Str. 12—14), bittet Idun (Str. 16) Bragi'n, daß das Band, welches sie durch Kinder und angenommene Söhne [6]) mit einander verknüpfe, etwas frommen, daß Bragi ihre Bitte berücksichtigen und Loki'n nicht mit Lästerworten in Ägir's Halle antworten möge. Loki erwiedert (Str. 17): Idun möge schweigen, denn er erkläre, daß sie die mannbegierigste aller Weiber sei, weil sie ihre vortrefflich gewaschenen Arme um den Mörder ihres Bruders gelegt habe. Idun erklärt jedoch (Str. 18): sie rede Loki'n nicht mit Lästerworten in Ägir's Halle an, sondern stille den durch Trank bewegten Bragi, denn sie wolle nicht, daß Beide erzürnt sich schlügen. Wichtig ist diese Stelle insofern, als wir daraus sehen, daß Idun den Tödter ihres Bruders geheirathet hatte, welches in den Zeiten der Blutrache einer der größten Vorwürfe war; denn unter dem, um welchen Idun ihre Arme legte, versteht man mit der größten Wahrscheinlichkeit ihren Gemahl Bragi'n selbst [7]). Bei dieser Voraussetzung wird Idun nicht einer Untreue gegen ihren Gatten beschuldigt, sondern nur der zu großen Begierde, einen Mann zu haben. Die Sage verbreitet sich aber nicht darüber, wer dieser Bruder Idun's war, den Bragi erschlug.

Die Gylfaginning in der jüngern Edda [8]) enthält über Idun Folgendes: Bragi's Weib ist Idun. Sie bewahrt in einer Schachtel ihre Äpfel, welche dadurch ausgezeichnet sind, daß die Götter, wenn sie altern, von ihnen abbeißen sollen, um wieder jung zu werden. So würde es ergehen bis zum Untergange der jetzigen Welt (Ragnarök). Zugleich wird dabei auf Idun's Entführung durch den Riesen Thiassi hingedeutet, indem hinzugesetzt wird: „das brachte einmal beinahe unüberwindliche Gefahr;" in dem vollständigeren Werke bei Rask bemerkt Har zu Ganglarin: „wovon ich dir viel erzählen könnte," in der kürzern Bearbeitung bei Resenius: „wie später gesagt wird." Die Gylfaginning und die Bragarädur werden also hier als ein zusammenhängendes Ganzes betrachtet. Die erste Sage, welche in dem Bragaräour Bragi Ägirn, als er bei den Asen zu Gaste ist, erzählt, ist dieses Inhalts [9]). Die drei Asen Odin, Loki und Hänir kamen auf einer Reise über Gebirge und öde Wälder, wo es schwer war, Kost zu erlangen. Am Abend jedoch fanden sie in einem Thale eine Heerde Ochsen, von welchen sie sich einen zurichteten. Aber er wurde durch's Kochen nicht gar. Dieses bewirkte, wie er selbst erzählte, ein über den Kessel sitzender großer Adler, welcher aber sagte, wenn sie ihm seine Sättigung von dem Ochsen gäben, so würde er gar gesotten werden. Sie erlaubten ihm jenes, und er verschlang sogleich beide Schenkel und beide Buge. Loki, darüber erzürnt, schlug mit einer großen Stange auf den Adler. Dieser flog auf, und Loki's Hand war an der Stange und das andere Ende derselben auf des Adlers Rücken fest. Loki, in Furcht gesetzt, daß seine Arme aus den Achseln gerissen würden, bat den Adler um Frieden. Dieser aber versicherte, daß Loki niemals loskommen solle, wenn er ihm nicht Eide leistete, daß er Idun mit ihren Äpfeln aus Asgard bringen werde. Loki leistete den Eidschwur und kam los. Zur abgeredeten Zeit lockte Loki Idun aus Asgard hinaus in einen Wald, indem er sagte, er habe solche Äpfel gefunden, welche ihr Kostbarkeiten dünken würden, und foderte sie auf, ihre Äpfel mit sich zu nehmen, und mit jenen zu vergleichen. Dahin kommt der Riese Thiassi in Adlerhülle, nimmt Idun und fliegt mit ihr fort nach Thrymheim zu seinem Hofe. Den Asen erging es durch das Verschwinden Idun's schlimm. Sie wurden bald grau und alt. Sie hielten Thing (Gerichtsversammlung) und forschten nach, was man zuletzt von Idun wisse, und dies bestand darin, daß sie mit Loki Asgard verlassen hatte. Loki ward da ergriffen, auf das Thing gebracht, und ihm mit Tod oder Peinigung gedroht. Er ward in Schrecken gesetzt, und sagte, er werde nach Idun in Jötunheimar (den Welten der Riesen) suchen, wenn Freya ihm ihre Falkenhülle leihen wolle. Als er diese erhalten, flog er nach Norden ins Riesenland, und kam eines Tages zum Riesen Thiassi. Dieser war auf die See gerudert und Idun allein daheim. Loki verwandelte sie in die Gestalt einer Schwalbe (oder nach anderer Lesart eine Nuß), nahm sie in seine Klauen, und flog so schnell als möglich. Als Thiassi heimkam und Idun vermißte, flog er in Adlerhülle Loki'n nach, und vermochte mehr im Fluge. Die

---

til Aegis-Drecku (Drecka ist Beugung) in der großen Ausgabe der Edda Sämunder. 1. Bd. S. 148.

5) Bei der Aufführung der Asinnen, welche zugegen sind, als Ägir bei den Göttern schmauset, folgt Idun unmittelbar nach Gesion; bei der Aufzählung der Asinnen, welche dem Schmause, den Ägir den Göttern gibt, beiwohnen, wird zwischen Gesion und Idun Skadi aufgeführt. 6) oskmegir, Wunsch-Söhne, Adoptivsöhne. 7) Mit den Worten Loki's, welche Loki an Idun richtet: Sitz thu arma thina lageder itr-thvegna um thinn bróthurbana, seit (da) du deine schön-gewaschenen Arme um deinen Brudertödter (Tödter deines Bruders) legtest, sind zu vergleichen andere Stellen, wo auf ähnliche Weise Bettgenossenschaft umschrieben wird, z. B. Hávamál: nema theirri, er mic armi verr, nur der allein, welcher mich mit dem Arme umfängt. Thiodolf umschreibt in der Höstlaung Loki'n durch Farmr Signyar arma, Ladung der Arme Signy's, und Eywinde Skalldaspillir Odinen durch: Fryggiar fathmbyggvar, der Bewohner des Busens Friggi's. Der Verfasser der Ägisdrecka kann daher auch recht gut nur eine eheliche Verbindung Idun's mit Bragi umschreiben, macht ihr aber dabei zum Vorwurfe, daß Bragi ihren Bruder getödtet habe, und nennt sie deshalb vergiarnasta, manngierigste, nicht als wenn Idun auch nach andern Männern begierig oder manntoll gewesen, sondern weil es in den Zeiten der Blutrache als der größte Tadel galt, daß ein Frauenzimmer den, der ihren Bruder oder Vater erschlagen, heirathete, und war sie ja gezwungen, eine solche eheliche Verbindung einzugehen, so galt es für ihre Pflicht, ihren Mann zu ermorden. S. Beispiele in Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 57—59 u. S. 126—128. 8) Bei Resenius, Dämisaga 24, bei Rask S. 30.

9) Bei Resenius, Dämisaga 51. 52, bei Rask S. 79.

Asen, welche den Falken mit der Schwalbe und den Adler ihm nachfliegen sehen, gehen hinaus unter Asgard, und tragen dahin Trachten von lockern Spähnen. Als der Falke über die Burg hineingeflogen und sich bei der Burgmauer niederfallen lassen, schlugen die Asen Feuer in die lockern Spähne. Als der Adler den Falken verlor, vermochte er nicht, seinen Flug zu hemmen, und die Flamme traf sein Gefieder. Die Asen waren bei der Hand und erschlugen ihn innerhalb Asgrindur (des Gatterthors Asgard). Daß die Sage von Idun, ihren Äpfeln und ihrer Entführung durch den Riesen Thiassi echt ist, geht aus den Umschreibungen hervor, welche der Sammler der Kenningar (Bezeichnungen) aus den Skaldenliedern gezogen hat; denn hier findet sich nicht nur die Bezeichnung Idun's durch Kona Braga (Weib Bragi's), sondern auch durch Ginetandi Epla, Bewohnerinnen der Äpfel, und Rángfengi Thiassa Jötuns, schiefer Fang (Beute) des Riesen Thiassi, d. h. ein Raub, welcher dem Riesen Thiassi übel bekam. Die Kenningar sind auch darum merkwürdig, weil Idun daselbst als eine der vier Hauptasinnen aufgezählt wird oder ungerechter Raub. Die Kenningar der Hauptasinnen, wie sie der Sammler derselben nennt, Frigg, Freya und Sif, werden allein mitgetheilt, dann folgen die dichterischen Umschreibungen der Idun. Unter den Nöfn Asinjauna, den Namen der Asinnen, werden alle Asinnen aufgeführt, und hier hat Idun diese Stelle Frigg, Freya, Gerdur, Gesion, Gna, Lofn, Skadi Jörd, Idun, Ilmur u. s. w. In der Höstlaung kommen auch wichtige Bezeichnungen der Idun vor, Thiodolf von Hwin, ein berühmter Skalde, welcher in dem genannten Liede einen Schild besungen hat, auf welchem dargestellt war, wie der Riese Thiassi mit den drei Asen reiset und die Idun entführt, und dafür erschlagen wird, nennt Idun 1) Mädchen (dichterisch für Weib), welches die Schmerzen zu heilen gewohnt ist, die auch die Heilmittel gegen das Alter der Asen [10]) kannte. Diese Bemerkung des heidnischen Skalden, der im 9. Jahrh. an dem Hofe Haralds des Haarschönen Hofe lebte [11]), ist für die Sage von den Verjüngungsäpfeln der Idun von größter Wichtigkeit. Die, welche der Meinung sind, daß die Nordmannen sich die Götter als rein geistige Wesen gedacht, müssen den größten Anstoß daran nehmen, daß die Götter, um nicht zu altern, der Äpfel Idun's bedürfen. Diejenigen, welche gar die Echtheit der Edda bezweifeln, können nicht anders, als diese Sage als eine christliche Dichtung ansehen; ersonnen, um die heidnischen Götter zu verhöhnen. Aber Thiodolf von Hwin rettet die Echtheit der Sage. Wollte man aber behaupten, Zauberei sei nicht Sache der gütigen, vermöge ihrer Natur Wunder thuenden Götter, sondern werde erst den gesunkenen und verachteten zugeschrieben, so streitet diese Annahme [12]) mit vielen alten Angaben. Denn z. B. Odin zählt in den Hávamál seine Zauberlieder auf, und durch einen Theil derselben kann er seinen Freunden nützen, durch einen Theil der andern seinen Feinden Schaden stiften rc. Vergleichen wir solche Göttersagen, so werden wir in Idun's Äpfeln [13]) auch nichts anderes als Zaubermittel erkennen [14]). 2) Bezeichnet Thiodolf Hwin die Idun durch goda dis, welches Finn Magnusen erklärt durch Numinum Dea s. praestantissima, quum sine ea mortalitati subjecti forent. Allerdings liegt zugleich darin, was Homer durch δῖα θεάων ausdrückt. Doch will Thiodolf von Hwin aller Wahrscheinlichkeit nach mehr sagen; er kann Idun Göttin der Götter nennen, weil die Götter sie wie eine Gottheit verehrten, da sie die Heilmittel gegen das Altern derselben in ihrer Gewalt hatte. Dis hat aber noch insbesondere die Bedeutung von Schicksals-Göttin, und Disir werden vorzugsweise die Nornen und Walkyrien genannt [15]). Ein Hauptgeschäft der Nornen war, das Lebensalter der Menschen zu bestimmen. Thiodolf von Hwin nennt also dichterisch die Idun Dis (d. h. hier Norne, Schicksalsgöttin) der Götter, weil sie die Heilmittel gegen das Alter der Götter in ihrer Gewalt hat, und also gleich einer Norne die Lebensdauer der Götter bestimmen kann. 3) Ása Leika, welches eine Variante darbietet, und das Gespielin der Asen (Genossin des Spieles oder des Lagers derselben) besagt, ist lange nicht so bedeutsam. 4) Umschreibt Thiodolf von Hwin die Idun durch Brunnakurs beckiar gérdur, Gerdur der Bank Brunnakurs. Gerdur steht für Asin, oder ein Weib überhaupt, und jene Umschreibung bedeutet also eine Asin, oder eine Frau, welche ihre Bank (ihren Sitz) in Brunnakur hat. Da aber Beckr, im Genit. Beckiar nicht blos eine Bank bedeutet, sondern es auch ein Beckr gibt, welches eins mit unserm Bach ist, so hat man vermuthet, daß jener himmlische Hof Saucquabeckr, welcher in den Grimnismál Str. 7. S. 43 als der vierte der himmlischen Höfe aufgezählt wird, über den kalte Wogen rauschen, und in dem Odin und Saga alle (oder die ganzen) Tage hindurch fröhlich aus goldenen Gefäßen trinken, etwas Gemeinsames mit dem Brunnakurs-beckr der Idun habe, und daß die Saga, die Muse der nordischen Geschichte, die Herrin des Saucquabeckr, mit der Göttin Idun als eine und dieselbe zu

10) thá er kunni *ellilyf* Asa; elli bedeutet das Alter, und lyf, Heilmittel medicamenta, pharmaca. 11) s. Snorri Sturluson's Weltkreis, übers. von F. Wachter. 1. Bd. S. 4. 12) Jac. Grimm, Deutsche Mythologie. S. 579.

13) Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. Nr. 151. August. S. 586 und Nr. 147. S. 558, wo gezeigt ist, daß sich die Nordmannen die Götter auch als zaubermächtige Wesen dachten, aber als solche, die den Menschen Wohlthaten ertheilten, während die Tröll, die ungütigen Zauberwesen, den Menschen Schaden zufügten. 14) Über den Geist und den relativen Werth der nordischen Mythologie, und über die Streitfrage, ob sie für unsere Zeit brauchbar ist, hat Herder eine Abhandlung in Gesprächsform unter dem Titel: „Iduna, oder der Apfel der Verjüngung," geschrieben, welche zuerst in Schiller's Horen, 1796. 1. St. S. 1—128, erschienen, und von Gräter im Bragur, 5. Bd. 1. Abth. (Braga und Hermode. 2. Bd. 1. Abth.) S. 156—165 beurtheilt ist. So sehr auch Herder das Vortreffliche der nordischen Mythologie hervorhebt, verschweigt er jedoch auch nicht, was sich darin Rohes findet. 15) s. z. B. Lodbroksquida Str. 29, bei v. d. Hagen, Altnordische Sagen und Lieder. S. 171. Volsunga-Saga cap. 20 bei Dems. S. 32. Übersetzung dieser Saga von Dems. S. 54. *Finn Magnusen*, Glossarium zum 2. Th. der gr. Ausg. der Edda Sämundar. S. 600. *Ejusd.* Lexicon Mythologicum. p. 317.

halten sei [16]). Brunnakur bedeutet, wie Finn Magnusen bemerkt, wörtlich des Brunnen Acker oder Wiese. Doch kann Brunnakurs auch der Genitiv von einem Brunnakurr sein, und wir erhalten also in der Umschreibung Idun's durch Brunnakurs beckiar gerdur eine Gerdur (Asin oder Frau) der Bank (oder auch des Baches) des Brunnen-Gemurmels, des Brunnen-Geräusches. Man schließt aus der Umschreibung, daß man vor Alters der Idun oder ihrem Gemahle Bragi ein Landgut, einen Hof oder Palast dieses Namens zugeschrieben. Der Name ist wichtig geworden, weil Finn Magnusen ihn zu seiner umständlichen Deutung der Sage von Idun's Entführung durch den Riesen Thiassi benutzt hat. Ähnlich hatte schon zuvor Mone diese Sage als eine Darstellung des Jahreswechsels und zwar auf diese Weise gedeutet. Odin, Hönir und Loki sind auch hier, wie bei der Menschenschöpfung, die drei Götter, die in Gemeinschaft handeln. Ihre Reise bezieht sich auf den Winter, wo sie natürlich keine Speise finden, bis sie endlich auf eine Heerde Ochsen treffen, welches sich also auf das Stierzeichen bezieht. Schon hieraus, aber noch mehr aus dem Verfolge, ersieht man, daß die Sage die jährliche Ernährung darzustellen beabsichtigt, weshalb sie mit dem Frühling und der Schlachtung des Ochsen beginnt, was mit dem Opfermahle einerlei ist. (Es hatte nämlich ein Opferfest statt zum Empfange des Sommers in weiterer Bedeutung, in welcher der Sommer zugleich den Frühling umfaßte, und es fiel nach unserer Zeitrechnung in den April; s. Allg. Encykl. 3. Sect. 4. Th. S. 134.) Das Fleisch des Ochsen, welches die drei Asen sieden, will nicht gar werden, bis sie Thiassi'n, der als Adler auf dem Baume sitzt, einen Theil versprechen. Die Sättigung der Asen ist also die Fruchtbarkeit des künftigen Sommers, aber alles darf die schaffende Kraft nicht aufzehren, auch die Materie muß ihren Theil hinwegnehmen. Je mehr die Asen essen, desto kräftiger werden sie, daher ein desto fruchtbarer Sommer; der Stier ist also überhaupt der Inbegriff der Nahrung und Fruchtbarkeit des ganzen Jahres. Der Adler fraß ein großes Stück davon, worüber Loki erzürnte, und nach ihm schlug. Aber dieser Geiz nöthigte ihn, Thiassi'n die Idun zu versprechen. Loki ist also immer die Ursache von der Asen Unglück, weil er selbst der unersättlichste Esser [17]) ist, und seiner niedrigen Natur nach Thiassi'n die Nahrung misgönnt. Die bestimmte Zeit, wann Loki seinen Eid lösen muß, und die Idun mit ihren goldenen Äpfeln aus der Götterburg in den Wald lockt, wo sie Thiassi raubt, wird also der Herbst sein. Den Winter hindurch ist Idun in Thiassi's Gewalt; die Asen, welche nicht mehr von den Äpfeln essen können, werden deswegen grauhaarig und alt [18]), der trügerische Loki muß daher die Geraubte wieder herbeischaffen. Dieses vermag er nur durch Freya's Falkengewand, und er bringt Idun als Schwalbe heim. Die Schwalbe [19]) ist der Frühlings- oder Sommervogel, eine offenbare Zeitbezeichnung; der Adler, der auf den hohen Gebirgen wohnt, wäre dann der Winter, ihm steht der Falke gegenüber als Eröffner des Frühlings, und daß dieser der Freya Vogel ist, beruht ganz im Wesen dieser Göttin [20]). Der Apfel ist im teutschen Glauben die nährende Liebe, die Mutterbrust; die Götter müssen daher nothwendig altern und schwach werden, wenn er entzogen wird [21]). Dem Adler Thiassi werden die Flügel versengt, denn Feuer ist des Winters Feind, und dadurch wird der Riese getödtet [22]).

16) *Finn Magnusen*, Lex. Mytholog. 17) Weshalb er an Utgardsloki's Hofe die Wette eingeht, daß keiner ihm in der Fertigkeit des Schnellessens gleichkomme. 18) Brátt hárir ok gamlir, schnell (bald) grau und alt.

19) Eine Art Falken, nämlich der Baumfalke (falco subbuteo), fängt wirklich häufig Schwalben, und begleitet sie deshalb im Herbste, wenn sie hinwegziehen, in feindlicher Absicht, und kehrt im Frühlinge mit den Schwalben zurück. Idun in Schwalbengestalt in den Klauen des in Falkengestalt fliegenden Loki hat also einen guten Sinn, und enthält ein Bild, welches ganz aus der Natur gegriffen ist. 20) Sie hat nämlich die Hälfte der in der Schlacht Erschlagenen (s. die Auslegung dieser Sage in der Allg. Enc. 3. Sect. 8. Th. S. 261), und valr wird dichterisch nicht blos für Falke gebraucht, sondern sehr häufig für Raubvogel überhaupt, welche die Wahlstätten besuchen. Man glaubt also, Freya besuche die Wahlstätten in Raubvogelsgestalt, und zwar insbesondere in einem valshamr. In der Sage von Idun's Entführung dachte man bei valr nicht an einen Raubvogel, der die Wahlstätten besucht, sondern an den schwalbenfangenden Baumfalken, der die Nahrung, welche die Wahlstätten bietet, verachtet. 21) Daß der Apfel diese Bedeutung habe, geht, wie Mone Note 147 zum 1. Th. der Gesch. des Heidenth. im nördl. Eur. S. 396 bemerkt, unwidersprechlich hervor aus der Skirnisför. Str. 19, wo Skirnir singt:

Eilf Äpfel hab' ich ganz goldne hier,
Sie werd' ich dir, Gerdur! geben
Freundschaft zu erkaufen, damit du bekennst, daß Freyr
Dir das Liebste zum Leben.

Gerdur singt Str. 20:

Die eilf Äpfel nehm' ich ewig nie
Nach keines Menschen Meinung,
Noch wohn' ich und Freyr, so lang' unser Leben währt,
Wir zwei zusammen.

Auch läßt sich jene Bedeutung des Apfels aus der Wolsunga-Saga cap. 3. 4 bei Fr. v. d. Hagen S. 6 abnehmen, wo erzählt wird, daß Rerir und sein Weib keine Kinder haben, die Götter mit der größten Andacht darum bitten, und erhört werden, Odin seiner Oskmey (Adoptivtochter, d. h. hier Walkyrie) befiehlt, Rerir'n einen Apfel zu bringen. Sie fliegt in Krähenhülle dahin, und läßt den Apfel in die Knie (auf den Schooß) des Königs fallen. Er glaubt zu wissen, was das zu bedeuten habe, begibt sich von dem Hügel herab und zu seiner Frau, und ißt etwas vom Apfel, und die Königin fühlt das bald, daß sie mit einem Kinde geht. Ferner läßt sich, wie Mone annimmt, jene Bedeutung des Apfels aus dem 223. Cap. der Wilkina-Saga abnehmen, wo erzählt wird, wie die Jungfrau Herburg ihrem Geliebten, dem Jarl Apollonius, einen Apfel gibt, in welchem sie einen Liebesbrief, um ihn vor ihren Ältern zu verhehlen, verborgen hat, und aus dem 226. Cap., welches darstellt, wie das Fräulein dem als ein fahrendes Weib verkleideten Jarl abermals einen Apfel gibt, in welchem sie vor den Ihrigen wieder einen Liebesbrief verheimlicht hat. In den Swenska Folkwisor I. p. 69 sagt der Bräutigam, der von seiner meuchlerischen Geliebten tödtlich verwundet worden: min häst hafver mig så til men han hafver mig stött mot en *apela-gren*. Endlich bemerkt Mone, daß Helgi in der Helga-quida Haddingia-Skáta Str. 6 wol auch nicht „umsonst" (d. h. hier, nicht nach gewöhnlicher dichterischer Umschreibung, bei welcher zur Bezeichnung eines Mannes Baum überhaupt, z. B. Baum des Mädchens Hogni's, d. h. Held, oder der Name einer Baumart gebraucht wird) Apfelbaum des Streites (rog—apaldr) genannt werde. 22) Gesch. des Heidenthums im nördl. Europa. I. S. 395. 396.

Nach Finn Magnusen's Meinung ist Idun ursprünglich für die mildere Jahreszeit, und die heitere und zugleich warme, Blumen und Früchte hervorbringende, Luft gehalten worden, durch welche die ganze Natur mit den himmlischen Genien, ihren Regierern, alljährlich die mannbare Jugend wieder zu erlangen scheint. Dieses geschieht, wenn Idun's Äpfel, wie vielleicht Sterne hießen, aufgezehrt sind, das heißt, in der Frühlings- und Sommerzeit verschwinden, weshalb die Dichter dichteten, daß die Götter sie verzehrt hätten. Daher ihre in der Frühlingszeit blühende Jugend und Zeit des Jünglingsalters, und im Sommer und Herbst die Kraft und Stärke des männlichen Alters. Wenn aber der Winter naht, erscheinen die Sterne der Nacht im nördlichen Klima wieder. Thiassi, der gigantische Dämon des Winters, ergreift [23]) Loki'n, den Genius des irdischen und Elementarfeuers, und zwingt ihn, die Idun, nachdem er ihr die irdischen Äpfel gezeigt hat, aus Asgard, das ist, in die nördlichen Gegenden der Riesen, zu locken. So wird vom Riesen Thiassi Idun nebst jenen himmlischen Äpfeln geraubt, welche jetzt die Mächte der Unterwelt und des Winters genießen und dadurch gestärkt werden, während die Götter selbst, welche die bessern Eigenschaften der Natur dirigiren, zu altern und grau zu werden anfangen. Dieser Zustand der Götter während des Verweilens des Winters auf Erden dauert und vergrößert sich, bis jener Riese des Winters im Eismeere aufgehalten, Idun gehörig zu bewachen, vergißt. Loki thut dann die Falkenhülle Freya's, der Göttin der Fruchtbarkeit und der elementarischen und himmlischen Wärme des Frühlings, an, und entfernt Idun wieder, die er in eine Nuß oder auch in eine Schwalbe verwandelt hat; beides, die Nuß und die Schwalbe, wurden für ein Sinnbild des Frühlings gehalten. Der Riese Thiassi, welcher den Hrymthursen (Reifriesen), das heißt, den ungeheuren Dämonen der Kälte, beigezählt werden muß, stellt, wie mehre seiner Blutsfreunde, den nordischen Himmel und seine Unwetter mythisch dar. Dieser stolze Räuber Idun's verfolgt sie, als sie ihm von Loki wieder entführt wird, und sie ist Sinnbild der Frühlingswärme. Thiassi, sie verfolgend, wagt selbst Asgard oder den ätherischen Himmel gewaltsam anzugreifen, indem er aus Jötunheimar, den Welten der Riesen, hervorbricht. Aber es ist Frühling, und Thiassi, der Dämon des Winters, wird innerhalb der Grenzen Asgards von Thor, dem Gotte des Blitzes, erschlagen, und durch einen großen Brand oder Scheiterhaufen der Leichenbestattung daselbst verzehrt, oder mit andern Worten, der Winter findet in den Sonnenflammen seinen Untergang. Diese Feier des Untergangs Thiassi's oder Winters hat sich noch in verschiedenen Spielen, welche sonst Volksspiele waren, erhalten, welche die Niederkämpfung des Winters vom Genius des Sommers sinnbildlich darstellen, wobei gesungen ward: Stab aus! dem Winter gehen die Augen aus [24]) ꝛc. Auch in England pflegten jene Spiele, welche ein Abbild des Krieges zwischen Winter und Sommer waren, vordem im Frühlingsfeste gefeiert zu werden [25]). In Dänemark ward auf dem Feste, auf welchem um den Maibaum getanzt wurde, ein ungeheurer Scheiterhaufen angebrannt [26]); in Schweden bis zum 16. Jahrh. unter Leitung der Obrigkeit selbst ein Fest zur Verscheuchung des Winters und Aufnahme des Sommers öffentlich gefeiert [27]). In der Heidenzeit ward wahrscheinlich an diesen Festen Thiassi's, Thrym's und Hrungnir's und ähnlicher Hrymthursen (Reifriesen) Erschlagung, welche Thor und Asen vollbracht hatten, und die Wiedergewinnung Idun's gefeiert, welche aber in der spätern Zeit in einfache Wiederaufnahme des Sommers umgewandelt ward [28]). Die aus Thiassi's oder des Dämons des Winters befreite Idun begibt sich nach ihrem Sitze Brunnakur (wörtlich der Wiese des Brunnens) zurück, d. h. sie oder die Wärme der Luft löset die gefrorenen Gewässer der Quellen auf, sowie sie auch durch himmlische Feuchtigkeiten (Frühlingsregen) die blühenden Gefilde und fruchttragenden Äcker bewässert. Jetzt sind auch jene Äpfel Idun's, das heißt, jene Sterne, welche vordem vom Winter geraubt waren, und sein Eisreich erleuchteten, aus den Augen der Erdbewohner verschwunden [29]), da sie den ätherischen Göttern, welche das Reich der Natur auf das Mildeste verwalten, wiedergegeben sind, und ihnen zugleich Kräfte und jugendliche Schönheit ertheilen [30]). Nicht unwahrscheinlich ist auch nach Finn Magnusen's Meinung die Sage von Idun's ehelicher Verbindung mit Bragi ursprünglich von derselben Beschaffenheit gewesen. Dieser Gott scheint von der Sprache [31]), der Beredsamkeit, oder vielmehr vom

---

23) Vgl. Mone I. S. 419. 420, welcher die dreimonatliche Gefangenschaft Loki's bei dem Riesen Geirröd auf dieselbe Weise auslegt, indem er die drei Monate als die Wintermonate nimmt. 24) Grimm, Kinder- und Hausmährchen. 2. Th. S. XXXIII fg. Daß dem Winter die Augen ausgehen, läßt sich als Anspielung darauf beziehen, daß Odin, um Skadi'n, der Tochter Thiassi's, Genugthuung zu geben, Thiassi's Augen nahm, sie hinauf an den Himmel warf, und zwei Sterne daven machte (Dämisaga 55). Nach Grimm (Deutsche Mytholog. S. 416) mögen die Augen Thiassi's zwei an Licht und Größe gleiche Sterne, etwa die Zwillinge, sein, und bestätigen zugleich den Zusammenhang der Sterne mit den Augen. Nach Finn Magnusen (Lex. Mythol. p. 699) erinnert das unter den größern Sternen hervorleuchtende Auge des Stieres an die in Sterne verwandelten Augen Thiassi's, des Räubers des Stieres und der Idun.

25) *Brand*, Observations by Bourne p. 281? 26) Das Fest beschreibt Sorterup und nach ihm Finn Magnusen (Lex. Mythol. p. 700. 701). 27) Umständlich handelt von diesem Feste *Olaus Magnus*, Hist. gent. Sept. Lib. XV. Cap. 2 et 3. 28) *Finn Magnusen*, Lex. Mythol. p. 699—702. 833—835. 887. 888. 29) Nämlich am nordischen Himmel, wo die Sonne im Sommer nicht untergeht, und also die Sterne nicht sichtbar sind. 30) *Finn Magnusen* im Lex. Mythol. p. 472. 473. 31) Finn Magnusen (S. 307) bemerkt: Aptius quidem nomen *Bragi* referri videtur ad vetus German. *Brage* (the Brage, s'Brage, unde recentius *Sprache* sermo, loquela), quod vocabulum Otfrido facundiam notat, mit Beziehung auf Gräter, Braga und Hermode. 1. Bd. 1. Abth. S. 7, welcher jene Ableitung unseres Wortes Sprache von Bragi hat. Das aptius bezieht sich auf seine vorhergehende Erklärung: Si autem hujus Dei nomen ex indigenis etymis (er hat nämlich den nordischen Gott Bragi in der Beugung Braga als aus Brahma, dem indischen Gotte der Sprache, Weisheit, Dichtkunst, Schrift ꝛc. entsprungen erklärt) deducere malimus, nobis quoque (praeter illud notissimum Bragr, poësis) in mentem venient verba activa: *braga*, fulgere, splendere (unde forte Islandorum, Germanorum et Danorum, Prakt,

Tone[32]), oder auch von braga, glänzen, bragga, zieren, seinen Namen erhalten zu haben, oder auch von beiden zugleich, von der Sprache und dem Glanze[33]). Nothwendig muß der Gott des Tones und der Sprache die Heiterkeit geliebt haben; daher wird auch von ihm gesagt, daß er den Trinkgelagen ergeben gewesen. Augenscheinlich aber ist die Frühlings- und Sommerzeit von der größten Heiterkeit aller Lebenden begleitet. Dann begrüßen die fröhlichen Gesänge der Menschen und Vögel die wiedergeborene Natur, und Bragi, welcher jene tönende Heiterkeit hervorruft und erfreut sich an Idun's Liebe. Wenn ihre Ehe erfüllt ist, reifen die Früchte, die Äpfel, Weintrauben und Saaten, welche den Stoff zu berauschenden und begeisternden Getränken darbieten, die Bragi'n sehr angenehm sind. Hierdurch hat die Sage von Bragi's ehelicher Verbindung ihre spätere zweite oder abgeleitete Anwendung und Deutung gefunden. Die berauschenden Getränke setzten den Gott der Sprache, der Beredsamkeit, der Musik und Dichtkunst selbst, und zugleich auch die ihm beigelegten menschlichen Dichter in Bewegung, bringen sie in Feuer und bewirken jene geistreichen Lieder, welche den Unsterblichkeit verleihenden Äpfeln Idun's mit Recht verglichen werden. Diese Beziehung der Äpfel Idun's auf die Unsterblichkeit der Lieder, nach Finn Magnusen die zweite, also spätere und abgeleitete, hat sich am früheßten verbreitet. Ihr folgen Herder[34]), welcher Idun's Äpfel bildlich für echten Dichtergeist[35]) braucht. Ähnlich andere Alterthumsforscher[36]). Streng genommen läßt sich aber aus dem, was die Quellen der nordischen Göttersage darüber enthalten, diese Bedeutung nicht erweisen, sondern blos vermuthen. Trautvetter deutet die Idun als das Gleichgewicht der Kräfte, die gleiche Stimmung, temperantia, Athene, stellt sie mit Idavöllr (s. d. Art.) zusammen, sowie dann wieder mit einem griechischen Wesen, mit der Ἡδονή, Epikur's Göttin, und deutet Idun's Raub als Winter, und Idun selbst als das Maß und Ziel, welches dem Winter, wo Alles todt erscheint, gesetzt wird, sobald die Kälte durch das Aufsteigen der Sonne gebrochen wird[37]). Auch nach Finn Magnusen's Meinung wird, wenn man die Wurzelverwandtschaft der alten griechischen und skandinavischen Sprache berücksichtigt, die Conjectur nicht ganz ungereimt sein, daß die griechische Athene und die nordische Idun (Ithun) ursprünglich verwandte Namen haben. Überdies werden den Mythologen die Beschaffenheit und Eigenschaften nicht so ganz ungleich erscheinen. Die Athene hat man auf verschiedene Weise aufgefaßt: 1) als symbolisches Bildniß des Äthers und der reinen Luft[38]); 2) als die befruchtende Göttin der Gewässer[39]); 3) als die Regentin des ätherischen Feuers und der Elementarwärme der Welt[40]). Dieses alles paßt, wie Finn Magnusen will, einigermaßen auf Idun. Denn wenn der Name derselben aus dem Altnordischen, dessen Bedeutung noch heutzutage bekannt ist, abgeleitet werden muß, so scheint er im ersten Theile einen zwiefachen oder zweideutigen Ursprung zu haben, nämlich entweder stammt er 1) von Id, Zusammenfließung, Zusammenströmung, und ida, yda, Brandung der Gewässer, Wasserfluß, was zu dem Namen der Brunnakur, Brunnenwiese, und Saucquabeckr, Bach der Versenkung, des Strudels, des Abgrundes, herrlich passen würde; oder auch 2) von id, idn, Arbeit, Fleiß. Der letzte Theil des Namens, unn von unna, gönnen, lieben, bezeichnet die Liebe nach dem erstern. Die Bedeutung des ganzen Namens würde also sein entweder 1) Liebhaberin der Zusammenströmungen des Gewässers, der Gewitterströme, oder der brandenden und fließenden Gewässer, oder 2) die Freundin der Arbeiten oder des Fleißes, welches das Beiwort der Athene ἐργάνη, ἐργάτις vollkommen ausdrücken würde. Außerdem kommt der Name Jórunn, Rossefreundin, mit welchem Idun im Hrafnagaldr Othin's bezeichnet wird, gut mit ἱππία (equestris), dem andern Beinamen der Athene, überein. Der dritte Beiname dieser Göttin, nämlich Hygea oder Medica, kann der nordischen Idun, welche die Heilmittel gegen das Alter der Götter versteht, mit dem größten Rechte beigelegt werden. Athene's vierter Name, Itonia (Ἰτωνία), scheint den Namen Idun oder Ithun selbst durch den Klang auszudrücken. Der römische Beiname der Minerva, Capta, war, wie Finn Magnusen weiter bemerkt, vordem unbekannten Ursprungs, würde aber der nordischen Idun herrlich zukommen, da sie nach der nordischen Göttersage gefangen bei dem Riesen Thiassi ist. Die Schwalbe, welche, wie es scheint, ein Vogel der Idun war, wurde als der Minerva heilig betrachtet[41]).

(*Ferdinand Wachler.*)

Idunspeugen, s. **Jedenspeigen**.

IDUNUM. Nach Ptolemäus eine Stadt in Noricum; man glaubt, daß sie mit der steuermärkischen Stadt Judenburg an der Muhr verglichen werden könne. Andere denken an Idenau, eine kleine bairische Stadt unweit Passau in Niederbaiern, noch Andere vergleichen Windisch-Matray, ein Städtchen im Salzburgischen.

(*S. Ch. Schirlitz.*)

Pracht, Pragt, splendor, magnificentia etc.). Aptius quidem etc., nun die von uns oben mitgetheilte Stelle.

32) Im Isländ. und Schwed. bedeutet nämlich braka, krachen, knacken, und im Dän. brage, krachen, rauschen, Brag, Gekrach, Getöse. 33) Hic Deus e loquela (vel forte potius sono) et simul splendore et decore proprium nomen cepisse videtur. Finn Magnusen S. 473, verglichen mit S. 307, wo er mit Beziehung auf Mone aus Fulda über Germ. Wurzelwörter zu Creuzer's Symbolik und Mytholog. d. a. V. 2. Ausg. I. S. 19 bemerkt, daß das altteutsche brechen, pregan, prehhan zu übersetzen 1) durch sprechen, 2) durch glänzen. 34) Iduna, oder der Apfel der Verjüngung, zuerst in Schiller's Horen, 1796. S. 1—28. 35) So sagt Herder: „Lassen sich daraus (nämlich aus gewissen nordischen Göttersagen, welche er zuvor aufgezählt hat), lassen sich daraus nicht Dichtungen schöpfen, die unsterblich sind, sobald sie Idun's Apfel berührt?“ 36) J. B. Bastholm, Historisk-philosophiske Undersøgelser over de ældeste Folkeslägters religiöse og philosophiske Meninger, S. 575, und Grundtvig, Nordens Mythologi eller Udsigt over Eddalæren. S. 51. 37) Trautvetter, Der Schlüssel zur Edda. S. 65. 89. 114.

38) Creuzer, Symbolik. 2. Ausg. 2. Th. S. 788 fg. 39) Ders. 2. Th. S. 648. Völcker, Die Mythologie des Japetischen Geschlechts. S. 161 fg. S. 191. 40) F. G. Welcker, Die Äschylische Trilogie Prometheus und die Kabirenweihe. S. 278 fg. 41) *Finn Magnusen*, Lex. Mythol. p. 473. 474.

IDUS (Iduum), in den ältesten Inschriften Eidus, bekannte Bezeichnung eines bestimmten Tages im römischen Kalender, nämlich des 15. im März, Mai, Juli und October, des 13. in den übrigen Monaten, worüber das Nähere im Art. Calendae bereits mitgetheilt wurde. Außer der ebendaselbst gegebenen Ableitung ist der Ausdruck auch auf videre zurückgeführt worden (vidus-idus), weil um diese Zeit der Vollmond gesehen wird, oder, wofür sich Macrobius entscheidet, auf das alte hetrurische Wort iduare (theilen, gleichmachen), insofern die Iden den Monat fast theilen [1]). Die Iden eines jeden Monats waren dem Jupiter heilig, welchem daher jedesmal ein Schaf (Idulis ovis) von dem Priester (Flamen dialis) geopfert wurde. Außerdem waren die Iden des Januar dem Augustus geheiligt [2]), die des Februar dem Faunus [3]), dem eine junge Ziege, Wein ꝛc. auf der Tiberinsel geopfert wurde, um sich die gefürchteten Faunen günstig zu machen, die des März der Anna Perenna [4]), (dieser Tag war zugleich ein ater dies wegen der an ihm geschehenen Ermordung des Gajus Julius Cäsar und hieß parricidium); die des April dem Jupiter Victor (dem an diesem Tage die Tempel geweiht sind) und der Freiheit [5]). An den Iden des Mai feierte man das Mercurfest und die Argeenopfer, welche darin bestanden, daß aus Binsen geflochtene Menschenbilder von der hölzernen Brücke (pons sublicius) in die Tiber geworfen wurden [6]); an den Iden des Juni die kleinen Quinquatrien (quinquatrus minusculae), zu Ehren der Minerva, an welchen die Flötenbläser (tibicines) maskirt die Stadt durchzogen und dann zum Tempel der Minerva gingen [7]). An den Iden des Juli war der Aufzug der römischen Ritter (equitum transvectio), welche mit Ölzweigen bekränzt und mit ihren militairischen Ehrenzeichen geschmückt von dem Tempel der Ehre (aedes Honoris) zum Capitol ritten [8]); an den Iden des August das Fest der Diana und das Sklavenfest, an welchem die Sklaven große Freiheiten genossen [9]); an den Iden des Septembers die festliche Nageleinschlagung an der rechten Seite des Jupitertempels (clavus annalis, der ursprünglich jährlich zum Zählen der Jahre, späterhin aber zum Segen des Staates und zur Abwendung eines Unglücks von einem Consul, nachher von einem Dictator, eingeschlagen wurde) [10]). An den Iden des Octobers wurde dem Mars das Octoberpferd (equus Octobris) auf dem Campus Martius geopfert [11]), weil man glaubte, daß an diesem Tage Troja eingenommen sei, und an den Iden des Novembers dem Jupiter zu Ehren ein Gastmahl angestellt [12]). (*R.*)

1) *Macrobii* Saturnal. lib. I. c. 15. *Nieupoort*, Rituum, qui apud Romanos obtinuerunt succincta explicatio. Sect. IV. cap. 4. §. 2. *Horat.* Od. IV, 11, 14. 2) *Ovid.* Fast. I, 590. 3) *Ovid.* l. c. II, 193. *Nieupoort* l. c. Sect. IV. cap. 1. §. 29. 4) *Ovid.* l. c. III, 523. *Macrobii* Saturn. I. cap. 12. 5) *Ovid.* l. c. IV, 621. 6) *Ovid.* l. c. V, 659 sqq. Vgl. auch *Heinsii* Commentar. ad h. loc. 7) *Ovid.* l. c. VI, 651. Cf. *Heins.* Comment. ad h. loc. *Valerius Maximus* II, 5, 4. *Tit. Livius*, Histor. IX. cap. 30. 8) *Valer. Max.* lib. II. c. 2. §. 9. *Nieupoort* l. c. Sect. I. cap. 3. §. 5. 9) *Martialis* XII, 68. 152. 10) *Nieupoort* l. c. Sect. II. cap. 8. §. 2. 11) *Nieupoort* l. c. Sect. IV. cap. 1. §. 9. 12) *Pitiscus*, Lex. Antiq. Tom. I. p. 931 sq.

IDVARNAK, Udvernak, ein großes, zwischen Jankahib und Nagytorda, am rechten Ufer des Alt-Begaflusses in sumpfiger Gegend liegendes Prädium des groß-becskereker Gerichtsstuhles, der torontaler Gespanschaft Oberungarns, mit 91 meist zerstreuten Häusern und 892 Einwohnern. Durch dieses Prädium führt die Straße von Nagy becskerek nach Hatzfeld. Dieser Theil des Banats ist ganz flach und stark versumpft. (*G. F. Schreiner.*)

IDVOR, ein zum teutsch-banatischen Regiments-Gebiete des temesvárer Generalates der banatischen oder ungrischen Militairgrenze gehöriger, in der großen ungrischen Ebene, in sumpfiger Gegend, unfern vom linken Ufer des Temeschflusses gelegen, der hier viele und große Schlangenwindungen bildet, mit 401 Häusern, 2222 illyrischen Einwohnern, welche Feldbau und Viehzucht treiben, und mit Ausnahme von 25 Katholiken, sich sämmtlich zur griechischen Kirche bekennen, einer eigenen Pfarre der nicht unirten Griechen, zwei griechischen Kirchen und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

IDYA *Freminville* (Zoophyta), eine Gattung der Akalephen, aus welcher der Aufsteller mit Stephanomia und Pyrosoma eine eigene Familie bildete. Als Kennzeichen gab er an: Der Körper cylindrisch glatt, einen länglichen Sack bildend, ohne Tentakeln um die Mundöffnung, die Wände aus langen Röhren mit Querwänden bestehend. Als Arten wurden angeführt: Idya infundibulum, Idya macrostoma und Idya islandica. Diese sind jetzt der Gattung Berae und Cydippe einverleibt, und der obige Name verworfen, da er bereits anderweit vorkommt. (*D. Thon.*)

IDYIA (*Ἰδυῖα*), eine Tochter des Okeanos, vermählt an Aietes und durch ihn Mutter der Medea [1]). Nach Hesiodus [2]) war sie von Thetys dem Okeanos geboren worden. (*R.*)

Idylle, s. Nachträge zum Buchstaben I.

IDYMUS. Die südliche Küste Kariens in Kleinasien, liegt der Insel Rhodus im griechischen Archipelagus gegenüber; dieser Küstenstrich wird von den alten Geographen Skylar, Strabon, auch vom Polybios Peraea Rhodiorum (Land gegenüber den Rhodiern) genannt. Seine westöstliche Ausdehnung gibt Strabon genau an; nicht so gewiß ist man über die Ausdehnung nach dem Innern zu. Man glaubt aber, daß die vom Ptolemäus an den Fluß Kalbis gesetzten Städte, Pystos, Thera und Idymos in dem Innern der Peraea Rhodiorum zu suchen seien; denn der Kalbis strömt aus dem Innern Kariens und mündet in Peraea Rhod. westlich von der Küstenstadt Kaunos. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IDZESTIE, ein dem Jenakati, Edlen von Reuß und drei andern Antheilsbesitzern gehöriges Gut im czernowitzer Kreise (Bukowina) des Königreichs Galizien, mit ausgebreiteten Waldungen, die herrliches Schiffsbauholz enthalten. (*G. F. Schreiner.*)

IDZIANA, ein neu angelegtes Colonialdorf im Thale des Stryflusses im samborer Kreise des Königreichs Gali-

1) *Apollodor*, Biblioth. L. I, 9. §. 23. *Hygin.* fab. 25. *Cic.* De Nat. Deorum. L. III, 19. 2) Theogon. 352.

zien, zwischen den Dörfern Jaswnka Wielka und Lastuski gelegen, den Überschwemmungen des Stry ausgesetzt, reich an Wäldern, und von Gebirgen umgeben.

(*G. F. Schreiner.*)

JEAN. I. Biographie s. Johann; Jean le Bel, s. Lebel; Jean Paul, s. Richter (J. P.).

II. Geographie.

A. In Afrika.

Jean (St.), ein Fluß an der westlichen Küste der Wüste Sahara, s. St. John. (*J. C. Schmidt.*)

B. In Amerika.

Jean (St.), oder St. Johns, dänische Insel in Westindien, zur Gruppe der Jungferinseln (virgin-islands) gehörig. Die Ostspitze liegt unter 18° 18′ nördl. Br., 64° 43′ westl. L. v. Greenw. (Norie). Die nächsten Inseln sind St. Thomas, 3 geogr. Meilen nordwestlich, Tortola im Nordosten. St. Jean ist eine der kleinsten Inseln jenes Archipels, 1¼ Meile lang, 1 Meile breit und hat $1\frac{1}{10}$ □ M. Oberfläche. Der Boden ist sehr uneben und erhebt sich nach der Mitte des Eilandes in beträchtliche Bergspitzen, die jedoch noch nicht gemessen sein dürften, und größtentheils der Kalkformation angehören. Die höchste Spitze trägt den Namen des Kameelberges, und bietet eine weite Aussicht über das Inselmeer. Das Innere des Eilandes enthält wenige Thäler, aber zahlreiche Abstürze, Felsgruppen und enge Schluchten, und bietet daher dem Ackerbauer ein ungleich beschränkteres Feld, als das nahe St. Croix. Die Küstengegenden sind strichweise völlig eben, und in solchen Fällen ausschließlich das Werk zahlloser Colonien von Polypen oder sogenannten Lithophyten, die nicht allein zwischen vielen der Jungferinseln Riffe gebildet, und unterseeische Verbindungen von großer Gefährlichkeit für die Schiffe hergestellt haben, sondern die ausschließliche Grundlage ganzer Eilande (z. B. Anegada) ausmachen. Auf den abgestorbenen Korallenbänken hat sich Sand angehäuft, und im Verlaufe der Zeit eine dünne Rinde von vegetabilischer Erde gebildet, und daher sind die Küstenländereien von St. Jean eben nicht von großer Fruchtbarkeit, bedürfen vielmehr einer sorgfältigen Behandlung, um nicht schnell erschöpft zu werden. Dennoch ist die Zahl der Pflanzungen und der Gewinn von Colonialwaaren nicht unbedeutend; der Letztere wurde von Colquhoun (1812) mit Einschluß des Werthes von Vieh, Lebensmitteln &c. jährlich zu 148,300 Pf. Sterl. geschätzt, und wird durch Anbau von 5000 britischen Äckern erzielt. Die Zerrissenheit der Oberfläche erschwert die Verbindung zwischen den Pflanzungen und Häfen in einem hohen Maße, und verhindert den Anbau mancher an sich nicht unfruchtbaren, aber unzugänglichen Gegend. Eigentlich besitzt St. Jean nur einen sichern Hafen (Coralbai), denn die übrigen sind den Orkanen der Regenzeit, welche überhaupt die Jungferninseln besonders häufig heimsuchen, mehr oder minder ausgesetzt. Erdbeben werden gelegentlich gefühlt, beschränken sich aber meistens auf einzelne Stöße von geringer Heftigkeit, obgleich in manchen Jahren (z. B. 1830), die vulkanische Thätigkeit stärker hervortritt. Die mittlere Temperatur des Jahres ist wahrscheinlich wenig verschieden von der durch Schomburgk auf Tortola (21° 1 R.) und Anegada (21° 10 R.) beobachteten. Die Vegetation ist ganz wie auf St. Thomas, und an Artenreichthum keineswegs mit derjenigen der größern Antillen zu vergleichen, wo die Natur ein unbestritteneres Recht ausübt, und der Ackerbau in viel geringerem Maße den ursprünglichen Charakter verwischt hat. Die Thierwelt gleicht derjenigen des übrigen Westindiens, und höchstens dürfte ihre Geschichte nur durch Studium der dort einheimischen, niedern Formen, namentlich der Zoophyten, Bereicherungen erhalten können. Die Zahl der Einwohner beträgt 2430 (nach *Carey* and *Lea*, Geogr. hist. and statist. of America and the Westindies etc. Lond. 1823) jedenfalls eine zu niedrige Schätzung, indem Andere im J. 1815 die Negersklaven allein auf 6000 anschlugen. Städte besitzt das Eiland nicht. Im Übrigen ist St. Jean viele Jahre unbewohnt und der Sitz von Seeräubern gewesen, gleich ähnlichen kleinen Inseln Westindiens, bis die Dänen (seit 1671 im Besitze von St. Thomas) auch St. Jean im J. 1717 (nach Russel im J. 1719) zu colonisiren begannen. (*Poeppig.*)

C. In Asien.

Jean d'Acre (St.), s. Ako.

D. In Australien.

1. Jean (St.), eine kleine Insel Australiens, in dem Archipel von Neubritannien, auf der Ostseite der großen Insel Neuireland, unter 3° 20′ südl. Br. und 171° 25′ östlicher L. von Ferro, wurde am 24. Jun. 1616 von den holländischen Seefahrern Jacob le Maire und Cornelius Schouten entdeckt, die ihr den Namen St. Johann gaben, da sie am Tage des Johannisfestes von ihnen zuerst gesehen wurde. Die Insel ist hoch, und die Berge oder Hügel der Insel, deren Schouten sieben bis acht aufzählt, sind mit Wald bedeckt, die Ufer aber gewähren einen sehr angenehmen Anblick, sind angebaut und die Pflanzungen mit Kokospalmen umgeben. Die zahlreichen Bewohner der Insel gehören zu den Papuas, sind schwarz und nicht so wohl gestaltet, wie die Bewohner der benachbarten Inseln, gehen ganz nackend, und sind überhaupt äußerst roh und feindselig gesinnt. Mit ihren kleinen Canoen wissen sie vortrefflich umzugehen, segeln ungemein schnell und sind vortreffliche Schwimmer. Sie durchbohren ihre Nasenlöcher und tragen darin zwei Ringe. Die nähere Beschreibung dieser Menschenrace gehört in den Artikel Papuas.

2. Jean (St.), eine kleine Insel Australiens in dem sogenannten Salomons-Archipel, der auch Neugeorgien genannt wird, liegt nahe der Nordostküste der großen Insel Isabell, vor dem Haupthafen dieser Insel, dem Hafen Praslin, der von einer Menge solcher kleinen Inseln eingeschlossen ist. (*J. C. Schmidt.*)

E. In Frankreich.

1) Jean d'Angely (St.), Stadt, Bezirks- und Cantonshauptort im französischen Departement der Nieder-Charente. Sie liegt zwischen Weinbergen am rechten Ufer der Boutonne, sowie an der Straße von Niort nach Saintes

und ist der Sitz einer Unterpräfectur, eines Friedensgerichts und einer Ackerbaugesellschaft. Die Zahl der Einwohner betrug im J. 1832 6031 Seelen; ihre Hauptbeschäftigung besteht in Handel mit Wein, Branntwein und Bauholze, welcher sehr durch die Boutonne begünstigt wird, welche von hier ab für Kähne von 30—40 Tonnen schiffbar ist. Das Arrondissement zählt 80,000 Einwohner in 126 Gemeinden, welche in sieben Cantone vertheilt sind.

2) Jean-de-Bonnefond (St.), Dorf im Canton und Arrondissement von St. Etienne des französischen Departements der Loire, mit 2400 Einwohnern, welche Nagelschmieden, Band- und Seidenfabriken unterhalten, auch auf Steinkohlen bauen.

3) Jean-de-Bournay (St.), Dorf und Cantonshauptort im Arrondissement von Vienne des französischen Departements der Isère. Es liegt an der Veronne und zählt 2700 Einwohner, welche bedeutende Fabriken von Segeltuch und geköperten Tüchern unterhalten.

4) Jean-de-Bruel (St.), Stadt im Arrondissement Milhaud des französischen Departements des Aveyron, in einem tiefen Thale an der Dourbie. Sie zählt 2300 Einwohner, welche wollene Zeuge und baumwollene Strümpfe weben. In der Nähe gräbt man gute Walkererde.

5) Jean-de-Ceizargues (St.), Dorf im Canton Vernezobre, des französischen Garddepartements mit 680 Einwohnern und mehren Mineralquellen.

6) Jean-de-Colle (St.), kleine Stadt an der Colle im Bezirke von Nontron des französischen Departements der Dordogne mit 980 Einwohnern.

7) Jean-Froidmantel (St.), Dorf im Canton Morée und Arrondissement Vendôme des französischen Departements des Loir und Cher, mit 660 Einwohnern und der Glashütte Rougemont.

8) Jean-du- Gard (St.), kleine Stadt und Cantonshauptort im Arrondissement Alais des französischen Garddepartements. Sie liegt am Gardon d'Anduze, nach der Barometermessung des Baron d'Hombres Firinas 558 p. F. über dem Meere, und zählt eine reformirte Kirche und 2580 Einwohner, welche starken Seidenbau, Seidenzeugwebereien und Seidenhutfabriken unterhalten.

9) Jean-de-Garguier (St.), Weiler mit einem Schlosse und 62 Einwohnern in der Gemeinde Géménos, Cantons Aubagne, Arrondissement Marseille des französischen Departements der Rhonemündungen. Es ist ein sehr merkwürdiger Ort, wo die Massilier einen Kornmarkt etablirt hatten; die Römer machten ihn zu einem Flecken, und im Mittelalter war er der Sitz eines Bisthums, von dessen Gebäuden man nur noch die alte Abtei sieht, aber römische Gräber, römische Ruinen mit lateinischen Inscriptionen rc., sind in großer Menge vorhanden. Es wird hier noch ein Jahrmarkt gehalten, der aus dem Kornmarkte der Massilier entstand, welche diesen Ort *Γάργαρα* nannten. Zur Zeit der Römer hieß er Gargaria und lag im Territorium der Albicier. Das Bisthum soll im J. 435 nach Riez verlegt worden sein.

10) Jean-de Losne (St.), Stadt und Hauptort eines Cantons im Arrondissement von Beaume des französischen Departements der Côte-d'or. Sie liegt am rechten Ufer der schiffbaren Saône (deren Spiegel hier eine absolute Höhe von nur 600 p. F. hat, obgleich sie in gerader Linie 57 geographische Meilen von den Rhonemündungen entfernt ist), und zählt 1725 Einwohner. Die Lage der Stadt ist aber auch in anderer Hinsicht interessant, denn von Westen her öffnet sich hier das Thal der Ouche, durch welches der Kanal von Burgund, welcher die Yonne mit der Saône (also Paris mit diesem Flusse) verbindet, herabsteigt, und nahe im Osten beginnt hier die merkwürdige Depression zwischen dem Jura und den Vogesen, welche über Dôle und Besançon zum Knie des Rheins bei Basel hinzieht und sich dort in die große Rheinebene zwischen Vogesen und Schwarzwald öffnet. Durch diese Senkung streckten schon die Römer ihren stets geharnischten Arm gegen den Rheinstrom aus (zuerst unter Julius Cäsar; s. Juragebirge), und jetzt zieht durch sie (von St. Jean-de-Losne aus) der vor Kurzem vollendete Kanal Monsieur zur Ill und zum Rhein bei Strasburg, wodurch also Paris mit dieser letzten Stadt in schiffbare Verbindung gebracht und alles Land nördlich von hier bis zur Rheinmündung in eine Insel umgeschaffen ist. St. Jean-de-Losne führt auf den genannten Kanälen und auf der Saône große Quantitäten von Korn, Holz, Eisen und andern Landesproducten aus, und dürfte sich, durch diese vortheilhafte Lage begünstigt, bald zu einer ansehnlichern Stadt erheben.

11) Jean-de-Luz (St.), Stadt und Cantonshauptort im Arrondissement Bayonne des französischen Departements der Nieder-Pyrenäen. Sie liegt im Lande der Basken, am Gestade des gascognischen Golfs, am Westfuße des Pyrenäengebirges, jedoch noch in der Sandwüste, welche sich vom Departement des Landes südlich über den Adour hinüberzieht, an einer der Straßen nach Spanien und an der Mündung der Nivelle. Dieser Fluß theilt den Ort in zwei Theile: St. Jean-de-Luz und Sibourre. Es ist hier ein Hafen, welcher die größten Schiffe aufnehmen kann und durch mehre starke Batterien und das Fort Soccoa vertheidigt wird; allein er besteht nur aus den Überresten eines großartig angelegten und nicht vollendeten Seehafens, und ist daher unsicher und namenlich den furchtbarsten Orkanen ausgesetzt. Aus Norden kommende Stürme treiben das Meer unmittelbar über den Damm oder mittelbar durch das Anschwellen der Nivelle in das Innere der Stadt hinein. Die Zahl der Einwohner beträgt 2440; sie beschäftigen sich mit Fischfang (darunter besonders Sardellen); auch rüsten sie einige Schiffe zum Stockfischfang nach Neufundland aus. Auch ist hier eine der hydrographischen Schulen Frankreichs etablirt. Sonst aber ist die Stadt ohne Regsamkeit, und nur die Durchfuhr nach und von Spanien wirft einigen Gewinn ab. Die geographische Lage des Orts ist: 43° 23′ nördl. Br. und 4° 2′ 45″ westl. Länge von Paris.

12) Jean-de-Mont (St.), Dorf und Hauptort eines Cantons im Arrondissement von Sables d'Olonne im französischen Departement der Vendée mit 3000 Einwohnern.

13) Jean-des-Ollières (St.), Dorf im Canton St.

Dier und Arrondissement Clermont des französischen Departements Puy-de-Dôme. Es zählt 2200 Einwohner und in seiner Nähe sind Mühlsteinbrüche.

14) Jean-la-Palud (St.), Dorf im Canton und Arrondissement Angoulême des französischen Departements der Charente. Es zählt 2000 Einwohner, welche bedeutende Papierfabriken unterhalten.

15) Jean-Pied-de-Port (St.), (Breite 43° 8′ N. Länge 16° 12′ O. Ferro), Stadt und Cantonshauptort im Arrondissement Mauléon des französischen Departements Nieder-Pyrenäen. Sie liegt am Nordfuße der Pyrenäen in der Vereinigung der Thäler der Nive und des Airi nach Parrot's Barometermessung 512 p. F. (165,99 Meter) über dem Meere und halbmondförmig am Fuße einer Citadelle, die sich auf einem Felsen erhebt und eine Festung vierten Ranges bildet. Diese beherrscht den Eingang in die genannten Thäler und also auch die Pyrenäenpassage durch das Thal des Airiflusses über die Rolandsbresche nach Roncevaux und Pampelona in Spanien; die Stadt hat von ihrer Lage am Fuße derselben ihren Namen erhalten; sie ist identisch mit dem Imus Pyrenäus im Itinerar des Antonin, über welchen Ort die Straße von Aquä Tarbellicä (Dax) über den Summus Pyrenäus (die Rolandsbresche) und Turissa (Roncevaux), nach Pompelo (Pampelona) in Hispanien führte. Diese Pyrenäenpassage blieb im Mittelalter der frequenteste Verbindungsweg mit Spanien, denn durch diesen Paß überstiegen die Gothen unter Eurich das Gebirge im J. 477, und fast alle Einfälle aus Frankreich nach Spanien (auch die der Franken gegen die Araber) geschahen durch diese Pforte. Das Städtchen St. Jean-Pied-de-Port zählt 1630 Einwohner. In seiner Nähe sind Kupferbergwerke und Salzquellen.

16) Jean-en-Royans (St.), Stadt und Cantonshauptort im Arrondissement Valence des französischen Departements der Drôme. Sie zählt 2550 Einwohner, welche wichtige Tuchfabriken und Papiermühlen unterhalten. Auch werden die hiesigen Jahrmärkte stark besucht.

17) Jean-de-Valeriscle (St.), Dorf im Canton St. Ambroix und Arrondissement Alais des französischen Garddepartements. Es liegt am Flusse Auzonnet und zählt 1460 Einwohner, welche auf Steinkohlen bauen und Papierfabriken unterhalten.

18) Jean-de-Vergt (St.), Marktflecken und Cantonshauptort im Arrondissement von Périgueux des französischen Departements der Dordogne, mit 800 Einwohnern. (*Klaehn.*)

F. In Italien.

1) Jean d'Arves (St.), ein großes, im sardinischen Herzogthume Savoyen, zwischen Chambery und Chastellar gelegenes Dorf mit 2100 Einwohnern.

2) Jean de Maurienne (St.), Hauptstadt und vormaliger Bischofssitz der Provinz Maurienne im sardinischen Herzogthume Savoyen mit einem bischöflichen Palaste, einer Kathedrale, einem Nonnenkloster, einem Hospital, einem Gymnasium und gegen 2100 Einwohnern. (*R.*)

G. In der Schweiz.

Jean (St.), eine Gegend der im schweizerischen Canton Genf liegenden Gemeinde Petit-Paconner, welche mehre genfer Landhäuser enthält, worunter dasjenige ist, welches Voltaire fünf Jahre bewohnte, ehe er nach Fernet zog. Es führt den Namen Les Delices. (*Escher.*)

Jeanne, s. Johanna.

Jeanne d'Arc, s. Arc und Orleans (Jungfrau von).

Jeannets (Waarenk.), s. unter Baumwollenmanufacturen.

Jeannette, s. Johanna.

JEANNIN. Der berühmte Präsident Peter Jeannin war der Sohn eines Gärbers aus Autun, der später daselbst auch das Amt eines Scheffen bekleidete, ursprünglich aber von Aligny, 2 Stunden südwestlich von Saulieu, herstammte. Zu Aligny gibt es noch heute ein meix Jeannin, und dieses Gütchen wurde von dem Vatersbruder des Präsidenten, der diesen auch zur Taufe gehalten hatte, besessen und bewohnt. Der jüngere Peter J., geb. zu Autun im J. 1539 oder 1540, studirte die Rechte unter Cujaz, wurde Advocat im J. 1569, und auch sogleich berühmt durch seinen ersten Proceß (1570), den er Namens seiner Vaterstadt führte und gewann. Die Städte Châlon und Beaune hatten nämlich dem alten Bibracte den ersten Rang in der ständischen Versammlung streitig gemacht. Im J. 1571 wurde der junge Advocat von den Ständen der Provinz zu ihrem Consulenten erwählt. Als solcher mußte er einer Berathung beiwohnen, die der Lieutenant-général der Provinz, der Graf von Charny, veranstaltet hatte, und in welcher die von Paris empfangenen Befehle, Behufs einer weitern Ausdehnung der Bluthochzeit, in Erwägung gezogen werden sollten. Als der jüngste und dem Range nach der unbedeutendste in der Versammlung, hatte J. der erste zu stimmen, und den Satz aufstellend, „daß dem Monarchen nur zögernd zu gehorchen sei, wenn er im Zorn gebietet," trug er darauf an, daß man von dem Könige förmliche Lettres-patentes begehre, ehe man die blutigen Befehle ausführe. Der Antrag wurde einstimmig beliebt, und vor Ablauf des zweiten Tages brachte ein neuer Schnellbote das Verbot, irgend etwas gegen Leben und Eigenthum der Religionsneuerer zu unternehmen. J. wurde nach und nach Gouverneur der Kanzlei von Dijon, Rath und zuletzt Präsident bei dem Parlament von Dijon, erschien auch auf dem Reichstage von Blois als Deputirter der Stadt Dijon. Anhänglichkeit für die Religion der Väter machte ihn zu einem eifrigen Ligisten, und Heinrich III., der seine Unbeugsamkeit in religiöser Hinsicht, zugleich aber auch seine einsichtsvolle Liebe zu dem Vaterlande kannte, ertheilte ihm in ausdrücklichen Worten die Erlaubniß, dem Herzoge von Mayenne zur Seite zu stehen. Mit großem Scharfsinn hatte der König anerkannt, daß J. sich allen Entschließungen, welche für die Interessen Frankreichs gefährlich, widersetzen würde. Auf den Betrieb des Herzogs wurde J. alsbald in den Conseil général de l'Union aufgenommen, und wenn dieser Conseil wirklich der demagogischen Gewalt der Sechzehn als Gegengewicht diente, so haben einzig Jeannin und Villeroy das Verdienst hiervon

anzusprechen. Unstreitig war J. von allen Ligisten auch der Erste, der seine Besinnung wiederfand, schon nach der Schlacht bei Ivry wurden ihm Namens des Siegers Vorschläge gemacht, und er versprach aus allen seinen Kräften an dem Friedensgeschäfte zu arbeiten, sobald die Leidenschaften des Herzogs von Mayenne sich nur einigermaßen abgekühlt haben würden. Dazu um so schneller zu gelangen, übernahm er die Gesandtschaft an den Hof Philipp's II., nicht zweifelnd, es werde ihm gelingen, aus des Königs Munde Geständnisse über dessen Absichten auf Frankreich zu gewinnen, die allen Hoffnungen des Herzogs mit einem Male ein Ende machen würden. Er ging nach Spanien, bewunderte Philipp's II. unglaubliche Verblendung über die Lage der Dinge in Frankreich, hörte ihn, wol nicht ohne Vergnügen, von seiner Stadt Paris, seiner Stadt Rouen oder Orleans sprechen, wußte aber doch alle Rücksichten zu beachten, welche die Lage seiner Committenten soderte. Er durfte die Kräfte der Liga nicht übertreiben, um nicht jeden Gedanken an Frieden zu verscheuchen, sie auch nicht zu gering anschlagen, um nicht Veranlassung zu geben, daß Philipp den Herzog von Mayenne gänzlich aufgebe, und er durfte auch nicht als der offene Gegner von des Königs Project, Frankreich seiner Tochter Isabella zuzuwenden, erscheinen. Darum begnügte er sich, in zwei verschiedenen Audienzen anzudeuten, wie man in Frankreich des Krieges müde werde, wie zu befürchten stehe, daß der König von Navarra durch geschmeidige Unterhändler, durch Versprechungen, durch die Äußerung, er wolle sich in dem katholischen Glauben unterrichten lassen, viele seiner bisherigen Gegner gewinnen werde, wie insbesondere der Herzog von Mayenne durch die glänzendsten Anerbietungen versöhnt worden sei; schließlich gedachte er des hohen Ruhmes, der den katholischen König erwarte, wenn er, fern von allen selbstsüchtigen Absichten sich verwenden wolle, um dem einst so blühenden Frankreich den Frieden und zugleich religiöse Sicherheit zu schenken. Eine so diplomatische Sprache in dem Munde eines Hilfesuchenden befremdete den König, und J. wurde an den Staatssecretair Idiaquez verwiesen. Verschiedene Conferenzen wurden in den gewöhnlichen Winkelzügen hingebracht, dann erklärte Idiaquez, sein Herr finde keine Sicherheit, weder in dem Frieden, noch in den Versprechungen des Königs von Navarra, alle Bourbons würden stets, was die Religion betreffe, verdächtig sein; die Infantin, als des verstorbenen Königs nächste Anverwandte, habe das nächste Recht auf dessen Krone, außerdem ein ganz ungezweifeltes Erbrecht an die Herzogthümer Burgund und Bretagne; sie sei dem Erzherzoge Ernst zur Gemahlin bestimmt, und werde die Niederlande zum Brautschatze haben, mithin Gelegenheit geben zu einer Erwerbung, die von allen für Frankreich die wünschenswertheste sein werde; übrigens sei der König, falls seine Wünsche unbeachtet blieben, gesonnen, nicht länger Geld und Menschen für das undankbare Nachbarland aufzuopfern. Der Präsident hatte hiermit seine Absicht, und vielleicht noch mehr erreicht, denn bisher war niemals von einer Vermählung der Infantin mit dem Erzherzoge die Rede gewesen, er gab darum eine willfährige, doch nichts sagende Antwort, die so sehr gefiel, daß er für den Herzog von Mayenne eine monatliche Subsidie von 10,000 Thalern erhielt, und zugleich die Zusage, daß künftig die spanischen Hilfstruppen in Frankreich ihren Sold aus Spanien beziehen sollten. Einen anderweitigen Antrag, der ihn zu einem Söldner Philipp's gemacht haben würde, wies er, unter allen Ligisten wahrscheinlich der einzige, zurück, um sodann nach Frankreich zurückzukehren, und unumwunden dem Herzoge von Mayenne zu erklären, er könne nichts Besseres thun, als sich mit Heinrich IV. zu verständigen; ein Rath, der nicht unbeachtet blieb, wenngleich mancherlei Ereignisse, thörichte Hoffnungen und des Prinzen Wankelmuth, ihn vor der Hand in den Hintergrund drängten. Gegen seine Überzeugung fuhr J. fort, dem Herzoge beizustehen, und vorzüglich in den Unterhandlungen mit den Deputirten des Herzogs von Parma, mit dem Präsidenten Richardot und mit Diego d'Ibarra (Ende 1597), entwickelte er die ganze Fülle seiner diplomatischen Kunst. Alle Foderungen gewährend, alle Leistungen verschiebend, konnten die Fremden auch nicht den fernsten Grund zu einer Klage über das trügliche Geschäft finden. Mit gleicher Gewandtheit wußte J., ganz gegen der Spanier Meinung, den sogenannten Reichstag, der sich mit der Wahl eines katholischen Königs beschäftigen sollte, nach Paris hinzuziehen, die versammelten Stände hinzuhalten, und endlich Conferenzen mit den Royalisten herbeizuführen. Diese Conferenzen, denen der Präsident selbst, als einer der Abgeordneten des Reichstages, beiwohnte, (April bis Juni 1593), übten, wie bekannt, auf die Religionsveränderung des Königs einen mächtigen Einfluß, und vernichteten mithin das Grundprincip der katholischen Liga. Gleichwol verharrte J. in seiner Anhänglichkeit zu dem Herzoge von Mayenne, bis die Schlacht bei Fontaine-Française allen Illusionen und allen Zweifeln des Prinzen ein Ende machte. Heinrich IV. mußte den General-Lieutenant des Königreichs begnadigen, den Präsidenten wollte er sich verpflichten, und er that das in so verbindlicher Weise, daß der Geschmeichelte selbst Verwunderung äußerte, so viele Huld an einen alten Ligisten verschwendet zu sehen. „Präsident," erwiederte Heinrich, „ich habe stets die rechtlichen Leute aufgesucht, und mich bei solchem Verfahren wohl befunden." Nicht nur erhielt J. die erledigte Stelle eines ersten Präsidenten bei dem Parlament von Burgund, mit der Weisung zwar, sie alsbald zu verkaufen, sondern er durfte den König überhaupt nicht mehr verlassen, und erfreute sich eines so reichlichen Antheils an dessen Vertrauen und Freundschaft sogar, daß er die Eifersucht Sully's, in Unfehlbarkeit und Unduldsamkeit das Vorbild aller Doctrinaires erweckte. Häufig spiegelt sich diese Eifersucht in Sully's Memoiren, wenn er auch nicht selten genöthigt wird, seines Nebenbuhlers Klugheit und Festigkeit anzuerkennen. Diese Eigenschaften leuchten besonders in den Unterhandlungen, die J. mit dem Legaten und mit den Gesandten des Herzogs von Savoyen zu Lyon führte, und mit dem Friedensvertrage vom 17. Januar 1601 beschloß; allgemein fand man, daß des Präsidenten Gabe für diplomatische Verhandlungen selbst

die eines Sully übertreffe. Von dieser Ansicht wenigstens einigen Vortheil zu gewinnen, scheint Sully nach Kräften beigetragen zu haben, daß J. das schwierige Geschäft eines Vermittlers in der zwischen Spanien und den Niederländern schwebenden Handlung übernehmen mußte (1607—1609). So ungünstig hierin seine Stellung, denn der Vermittler mußte sich den contrahirenden Mächten gleichsam aufdrängen, so gelang es ihm dennoch den Waffenstillstand vom 9. April 1609 und hierin die Anerkenntniß der Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande zu erreichen, zugleich aber die Abhängigkeit der Republik von Frankreich zu besiegeln. Darum danken auch die Generalstaaten in einem Schreiben vom 22. Juni 1609 dem Könige, daß er ihnen den Präsidenten zugeschickt habe, den Mann, „der ihnen so viele Beweise seiner unglaublichen Erfahrung, Urtheilskraft, Weisheit und Geschäftskenntniß hinterließ, auch durch Scharfsinn und Gewandtheit Schwierigkeiten zu überwinden wußte." Heinrich umarmte den Präsidenten, als er ihn zu Fontainebleau zum ersten Male wiedersah, und stellte ihn der Königin vor mit den Worten: „Sehen Sie sich diesen wackern Mann an; sollte Gott über mich verfügen, so dürfen Sie der treuen Anhänglichkeit J's. vertrauen, und seiner Leidenschaft für meines Volkes Wohl." Heinrich machte sich auch den Vorwurf, von dem Präsidenten immer nur Gutes gesprochen zu haben, ohne ihm doch Gutes zu thun, übertrieb aber wol in dieser Hinsicht, denn zu geschweigen, daß J. auf dessen ausdrücklichen Befehl die von den Holländern dargebotenen Geschenke annehmen mußte, so hat derselbe noch anderweitige Beweise der königlichen Freigebigkeit empfangen. J. war von dem Könige ausersehen, um die Geschichte seiner Regierung zu schreiben, brachte es aber nur bis zu einer würdig gehaltenen und geistreichen Vorrede. Nach dem Tode Heinrich's IV., nach der Entfernung Sully's, übertrug die Regierung ihm die Leitung der wichtigsten Angelegenheiten, insonderheit die Finanzen und den Schatz. Die Rechnung, die er dem Reichstage von 1614 vorlegte, ist unter dem Titel Propos tenus rc., vorhanden. Um die nämliche Zeit verlor er seinen einzigen Sohn, einen Jüngling voll der schönsten Hoffnungen. Des Ministers heilsamste Entwürfe wurden nicht selten durch die Günstlinge vereitelt, Maria von Medicis ließ sich sogar durch die Marschallin von Ancre seine Entfernung abtrotzen, aber des Herrschers Bedürfniß führte ihn schon 1617 zu den Geschäften zurück, und noch in demselben Jahre verhandelte er Namens des Königs mit den zu Rouen versammelten Notablen. Einige Jahre durfte er noch dem Dienste des Staates widmen, dann aber nöthigte ihn die reißende Abnahme seiner Kräfte, sich in die ländliche Einsamkeit von Montjeu zurückzuziehen. Er starb daselbst, nicht aber zu Paris, in dem Alter von 82 Jahren, den 31. October 1622. Die Leiche wurde in der Domkirche von Autun, das Herz in der Kirche des Priorats zu Chagny beigesetzt. „Scaliger und Barneveld, die größten Geister dieser Zeit," berichtet Salmasius, „empfanden für J. solche Hochachtung, daß sie überall verkündigten, man könne nicht mit ihm verhandeln, ohne etwas zu lernen." Der Cardinal Bentivoglio erzählt, er habe ihn in dem Rathe sprechen gehört, mit solcher Kraft und Würde, daß die ganze Herrlichkeit des Königs aus seinen Zügen zu strahlen schien. Als der spanische Gesandte den König Heinrich IV. um eine kurze Charakteristik seiner Minister bat, kam auch die Rede auf J. „Dieser," bemerkte der König, „verbirgt mir keinen seiner Gedanken, und was er denkt, das ist jederzeit das Rechte." Ein andermal war in dem Ministerrathe die Rede von einem Staatsgeheimnisse, das einer der Minister ausgeplaudert haben sollte. J. schwieg, da ergriff der König seine Hand und sprach: „für den stehe ich, Ihr andern mögt euer Gewissen befragen." Er soll wenig Vermögen hinterlassen haben, doch können wir bedeutende, durch ihn gemachte Erwerbungen nachweisen. Dergleichen waren die Baronie Chagny in Chalonais, die herrliche Baronie Montjeu, südöstlich von Autun, das von der Tochter von Chasseneuz 1603 angekaufte, mit Montjeu grenzende Lehen Preslay, die bedeutende Baronie Draci-Saint-Loup, nördlich von Autun (aus Draci haben Jöcher und seine Abschreiber Nasry gemacht), die Pfandschaft Saint-Prix-sous-Beuvray. Montjeu erkaufte er 1596 von Ludwig von Brancion; das dasige, von ihm erbaute Schloß bewahrt noch sein und seiner Kinder Portraits. Seine Négociations wurden zum ersten Male durch seine Enkel Henri Jeannin de Castille, Abt von St. Martin zu Autun, und zwar im J. 1656, Fol., dann bei Elzevir, 1659, 2 Bde. 12., und endlich 1695, 4 Bde. 12. herausgegeben. Sie werden noch heute mit Frucht gelesen; in der Handschrift bildeten sie des Cardinals von Richelieu einzige Lecture, während seines unfreiwilligen Aufenthalts zu Avignon. „Er fände stets darin zu lernen", meinte der große Politiker. Salmasius und Guyton-Morveau haben des Präsidenten Lob, jener Dijon, 1623, dieser Paris, 1766 oder 1775, geschrieben. Beinahe hätten wir vergessen, ihn als den vorzüglichsten Wohlthäter des Hospitals St. Antoine zu Autun zu nennen. Seine Tochter, Charlotte Jeannin, wurde an Peter de Castille, Contrôleur général und Intendant des finances, auch Gesandten in der Schweiz, verheirathet; durch sie, die seit 1629 Witwe, gingen von Montjeu, Draci und Chagny, sowie der Name Jeannin an die Castille über. Ihr Sohn Nicolaus Jeannin de Castille, Marquis von Montjeu, durch königliche Briefe vom December 1655, Trésorier de Lépargne, auch seit 1657 Greffier der königlichen Orden, starb 1691, aus seiner Ehe mit Claudia Fieubet mehre Kinder hinterlassend. Der einzige Sohn Kaspar Jeannin de Castille war ihm am 3. März 1688 vorausgegangen, hatte aber aus seiner Ehe mit Louise Diana Dauvet-des-Marets, eine einzige Tochter. Diese, Maria Louise Christine Jeannin de Castille, Marquise de Montjeu, denn sie beerbte den Großvater, wurde den 2. Juli 1705 an Anna Maria Joseph von Lothringen, Prinzen von Harcourt und Guise-sur-Moselle, verheirathet (vgl. d. Art. Harcourt, Bd. 2 dieser Section), und starb den 17. Dec. 1735, oder 11 Jan. 1736. Durch ein Testament hinterließ sie dem großen Seminarium zu Autun 19,000 Livres. Überhaupt bewahrte sie große Anhänglichkeit für das Land ihrer Väter; bei einem Besuche in Aligny ließ

sie sich alle Bauern des Namens Jeannin vorstellen, um solche als Vettern zu begrüßen. Ihr erlauchter Gemahl klagte einstens einer andern fürstlichen Person, durch seine Misheirath habe er seinen Kindern den Weg zu Domstiftern versperrt. „So viel ist wenigstens gewiß," fiel sie ein, „daß ich ihnen den Weg zum Hospital versperrt habe." Nach ihrem Tode mußte Montjeu verkauft werden, um die Schulden des Prinzen zu bezahlen.
(*v. Stramberg.*)

JEANROI (Dieudonné), im J. 1750 in Nancy geboren, studirte Medicin, erlangte in Paris den Doctorgrad, und wurde bald nachher Mitglied der königlichen medicinischen Gesellschaft. Im J. 1778 schickte ihn die Regierung nach Dinan in der Bretagne, wo eine mörderische Seuche wüthete, deren Opfer er beinahe selbst geworden wäre. Er lebte von dieser Zeit an als sehr geschätzter Praktiker in Paris, bis zu seinem Tode am 27. März 1816. Er hat mehre Artikel in der Encyclopédie méthodique verfaßt, Beobachtungen über obstructio pylori, Versuche über die Wirkungen der radix Dentaria bei Behandlung der Krätze bekannt gemacht und außerdem noch geschrieben: Quaestio medica, an remediorum etiam empiricorum adhibitio dogmatica? (Paris 1777). Mémoire sur les maladies, qui ont régné à Dinan, en Bretagne, en 1779. (*Fr. W. Theile.*)

Jeans (Waarenk.), s. unt. Baumwollenmanufacturen.

JEARIM (יְעָרִים), Stadt in Palästina, kommt immer nur mit dem Zusatze Kirjath-Jearim, Stadt der Wälder, oder Har-Jearim, Berg der Wälder, vor, eine der drei zum Gebiete der Stadt Gibeon gehörigen Städte (Josua 9, 17) hieß in ältern Zeiten Baala (Jos. 15, 9), auch wol Baalim Juda (2 Sam. 6, 2), auch wol Kirjath Baal (Jos. 15, 60). Sie gehörte zu dem Gebiete des Stammes Juda und lag unfern der nördlichen Grenze desselben gegen den Stamm Benjamin, an oder auf einem Berge (Jos. 15, 9. 10. 60. 18, 14. Richt. 18, 12). Nach Eusebius lag sie neun römische Meilen von Jerusalem am Wege auf Diospolis. In dieser Stadt wurde die von den Philistern zurückgeschickte Bundeslade aufbewahrt (1 Sam. 4, 11. 7, 1) und blieb daselbst, bis David sie von dort mit feierlichem Gepränge abholte und in Jerusalem niedersetzte (2 Sam. 6). (*F. G. Crome.*)

JEAURAT, 1) Edmund, Kupferstecher, geboren in Paris 1672, ebenda gestorben 1738, Schüler von B. Picart. An seinem Lehrer hatte er ein tüchtiges Vorbild für gute Zeichnung; auch verstand er es vortrefflich, die Nadel mit dem Grabstichel zu verbinden. Die Meister, nach welchen er stach, gab er glücklich und correct wieder, und empfahl sich durch die Treue, womit er ohne in sklavische Nachahmung zu verfallen, seine verschiedenen Vorbilder auffaßte. Zu seinen glänzendsten Grabstichelarbeiten, welche er nach sehr guten Meistern lieferte, gehört nach Franciscus Mola, Rahel und Jacob, nach ebendemselben, Ruhe auf der Flucht, nach Paolo Veronese, Findung Mose, sämmt. gr. roy. qu. Fol. Alle drei Blatt, zu Crozat's schönem Werke gehörend, sind wirkliche Hauptblätter. Ferner: nach Mignard, Syrinx und Pan, gr. Fol., nach Charles le Brun, der Leichnam Jesu auf dem Schooße der Mutter, gr. Fol., nach Nic. Poussin, die Taufe Christi, gr. Fol., nach Nicolas Vleughels, Thetis taucht den Achilles in den Styx, nach eben demselben, Telemach auf der Insel Kalypso, beide gr. qu. Fol., nach Sebastian le Clerc, Mardochai's Triumph, gr. qu. Fol., und mehre andere. Überhaupt nennt Füßli im Kunstlerikon 60 Blätter von ihm. (*Frenzel.*)

2) Edmund Sébastien, ein geschickter Astronom, geb. zu Paris im J. 1724. Sein Vater und seine Verwandten von väterlicher und mütterlicher Seite hatten in den zeichnenden Künsten etwas Bedeutendes geleistet, und dies Talent schien auf J. zu vererben, denn schon früh offenbarte sich bei ihm entschiedene Anlage und Neigung zur Zeichenkunst und zu den mathematischen Wissenschaften. Zweiundzwanzig Jahre alt erhielt er eine Preismedaille von der Malerakademie. Im J. 1749 half er als Ingenieur-Geograph an der großen Karte von Frankreich, wovon er, nach Lalande's Angabe, 600 Quadrat-Lieues aufnahm. Im J. 1750 gab er einen Traité de perspective heraus, der lange Zeit einer der besten und dem Künstler brauchbarsten war. Im J. 1753 wurde er Professor der Mathematik an der Militairschule und machte hier die nähere Bekanntschaft Lalande's, der ihn besonders für die rechnende Astronomie gewann. Er berechnete die Oppositionen von 1755 und den folgenden Jahren, beobachtete die Kometen von 1759 und 1760, und gab analytische Formeln zur Berechnung der Planetenbewegungen. Im J. 1763 hatten ihn seine Arbeiten schon der Ehre würdig gemacht, mit Bailly die Stimmen der Akademie bei der Wahl eines Nachfolgers für Lacaille zu theilen. Beide wurden ernannt und bewiesen ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie zusammen im J. 1766, der erstere neue Jupiterstafeln, der letztere eine Theorie der Jupiterstrabanten, herausgaben. Im J. 1775 trat J. an die Stelle Lalande's bei der Berechnung der Connoissance des tems und besorgte nach einander zwölf Bände derselben, worin man von verschiedenen Astronomen berechnete Tafeln, Berechnungen der Mondsbewegung, Reductionen von Fixsternkatalogen, Bestimmungen geographischer Längen, Tafeln der Aberration und Nutation, und andere dem Nautiker und Astronomen wichtige Gegenstände findet. Es verdienen darunter hervorgehoben zu werden die nach J.'s eigenen Beobachtungen trigonometrisch berechneten Tafeln, worin die Optiker alle Krümmungen bestimmt finden, welche sie den Objectivgläsern der Fernröhre zu geben haben. Von Jeaurat rührt auch die Idee des Diplantidianischen Fernrohrs her, welches der Optiker Navarre ausführte, und dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß es zwei Bilder, ein aufrecht stehendes und ein verkehrtes, gibt, wodurch man den Augenblick, in welchem der Mittelpunkt eines Planeten unter einem Stundenfaden durchgeht, direct zu beobachten im Stande ist. Die meisten Memoiren, Berechnungen und Beobachtungen von J. findet man in dem Bande der Savants étrangers von 1763 und in den Memoiren der Akademie für die darauf folgenden 25 Jahre.

Im J. 1796 wurde J. zum Mitgliede des Instituts von Frankreich ernannt. Lange Zeit stellte er seine Beobachtungen an der Militairschule an, wo ihm der Herzog von Choiseul das schlechte hölzerne Observatorium vervollständigen ließ, das J. sich selbst errichtet hatte. Von da ging er an die königliche Sternwarte über. J. starb als Senior aller damals lebenden europäischen Astronomen den 7. März 1803 *). (*Gartz.*)

3) Stephan oder Etienne, dessen Geburts- und Sterbejahr unbekannt ist, kam im J. 1733 in die Akademie zu Paris, wo er später zum Professor, 1743 zum außerordentlichen Professor, und endlich zum Aufseher der königl. Gemäldegalerie ernannt wurde. Jeaurat war ein vielseitig gebildeter Historienmaler, und reich an Ideen. Seine Werke hielten sich im Verhältniß des damals überhandnehmenden geringern Geschmacks für bildende Kunst dennoch auf einer achtbaren Stufe, und gingen nicht in Ausartung über. Indessen blieb er in seinen Compositionen immer glücklicher für solche Scenen, die dem Genremaler am nächsten liegen, und lieferte darin vieles Vorzügliche. Nach seinen Werken haben ziemlich viele gute Kupferstecher manches Treffliche geliefert †), besonders merkwürdig sind: Les trois grands Mystères de la Ste. Trinité, von Duchange gest., gr. Fol., Jacob und Esau versöhnen sich, von Aubert, Fol., Laban sucht die Götter, welche Rahel verborgen hatte, von Ebendems., Fol., St. Philippe Neri, von Balechou, schön gestochen, kl. Fol., neun Bl. Fabeln von Lafontaine, von Edmund Jeaurat gest., vorzüglich merkwürdig wegen der launigen Composition, kl. Fol., Venus und Adonis, von Gaillard, f. gr. Fol., vier Bl. die Elemente, von Marie Elisab. Lepicié, Fol., vier Bl. l'économe, la coquette, la devôte, la Savante, von M. Aubert, zwei Bl. l'amour petitmaitre, l'amour coquet, von Edmund Jeaurat, gr. Fol., sehr drollige Composition, zwei Bl. l'amour du vin, l'amour de la chasse, Surugue sc. gr. qu. Fol., schön, eilf Bl. Conversationsstücke, le mari jaloux, la Servante congediée, und andere vorzügliche Blätter von Balechou und Lepicié, Fol., vorzüglich merkwürdig, l'Enlèvement de police, von Claude Duflos in Hogarth's Charakter, Place Maubert, von Aliamet, qu. Fol., zwei Bl. le Sultan galant, la Sultane favorite, von Halbou gest. 1768, f. gr. Fol., Hauptblätter. (*Frenzel.*)

JEBB, Name einiger angesehenen englischen Gelehrten, meist Ärzten, bei denen außerdem zum Theil der ursprüngliche Lebensplan mit diesem Berufe nichts zu schaffen hatte. Sie gehören alle einer in Nottinghamshire ansässigen Familie an.

1) John, der älteste Sohn des gleichnamigen Dechanten von Cashell, war geb. 1736 zu London, besuchte mehre Schulen in England und Ireland, studirte seit 1753 zu Dublin und Cambridge, wurde 1757 auf letzterer Universität Baccalaureus der Künste, und fing an, als Privat-Tutor in Thätigkeit zu treten. Im J. 1760 wurde er Magister und als fellow bestätigt, 1762 zum Diakonus und 1763 zum Priester geweiht, und erhielt 1764 das Rectorat zu Ovington in der Grafschaft Norfolk, worauf er sich verheirathete. In Gemeinschaft mit zwei Freunden, Robert Thorp und George Wollaston, gab er im J. 1765 Excerpta quaedam e Newtonii principiis philosophiae naturalis cum notis variorum heraus, welche sehr geschätzt wurden, und kehrte 1766 nach Cambridge zurück, um dort abermals als Privatlehrer sich zu beschäftigen. In dieser Stellung hielt er auch Vorlesungen, namentlich begann er im J. 1768 dergleichen über das griechische N. T., und zeigte sich dabei von freisinniger Denkart, wie er es auch im Politischen gethan hat. Verbesserungen in Kirche und Staat empfahl er mit vieler Lebhaftigkeit und großem Eifer. Nachdem er im J. 1769 zu der Vicarei Flixton bei Bungay und zu den vereinigten Rectoraten Homersfield und St. Croß gelangt, auch von einem Verwandten seiner Frau, dem Grafen von Harborough, mit einer Kaplanei versehen worden war, lebte er in Folge dessen längere Zeit hindurch theils zu Bungay, theils zu Cambridge, ertheilte 1770 von seinen theologischen Vorlesungen öffentlich einen kurzen Bericht, worin Einiges Widerspruch fand, und ließ ihn 1772 mit Zusätzen abermals abdrucken. Unter dem angenommenen Namen Paulinus erschien er als Vertheidiger derer, welche die Abhängigkeit von den durch die Kirche festgestellten Glaubenssätzen zu mildern suchten; gab sich auch viele Mühe, die Erziehung und Ausbildung der Jugend zu Cambridge zu verbessern, ohne jedoch hier wie dort seinen Zweck zu erreichen. Da er sich aber mit der Lehre der anglikanischen Kirche zerfallen fühlte, beschloß er, seine Anstellungen in derselben völlig aufzugeben und sich einem Berufe zu widmen, in welchem er seiner Überzeugung zu folgen im Stande wäre, ohne dadurch einen beunruhigenden Widerspruch zwischen den übernommenen Pflichten und seinen Ansichten in sich zu tragen. Die allgemeine Achtung seiner rechtschaffenen Gesinnung und das Bewußtsein, nur dem für gut Erkannten nachgestrebt zu haben, begleiteten ihn in seine neue Laufbahn. Nachdem er also bereits im September 1775 seine kirchlichen Ämter sämmtlich niedergelegt, und ein Jahr später Cambridge gänzlich verlassen hatte, mußte er freilich daran denken, sich andere Erwerbsquellen zu eröffnen, und bildete sich unter der Leitung seines Verwandten Richard Jebb zum Arzte. Bei seinem Talente und seiner gelehrten Vorbildung, bei seinen eifrigen und fleißigen Studien gelang es ihm auch, in nicht gar langer Zeit sich die erfoderlichen Kenntnisse zu erwerben, sodaß er schon 1777 Doctor der Medicin werden konnte. Das londoner Medicinalcollegium erlaubte ihm darauf, zu prakticiren, welche Berechtigung er denn auch seit Februar 1778 ausübte. Noch im ersten Jahre seiner Praxis sah er sich von der königl. Societät der Wissenschaften zu London zum Mitgliede ernannt. Sein Trieb, an dem Vorhandenen bessernd Hand anzulegen, verließ ihn auch jetzt nicht, sondern hatte nur die Gegenstände gewechselt. In dem 1782 bekannt gemachten Werke: Select Cases of the

---

*) *Nicollet* in der Biogr. univ. T. XXI.

†) Die königl. sächs. Kupferstichsammlung besitzt 77 Blatt nach ihm.

Disorder commonly termed the Paralysis of the Lower Extremities; to which is added a Case of Catalepsy, bemühte er sich, die von Pott angewendete Methode zu empfehlen, wornach die Geschwulst des Rückgrates mit kaustischen Mitteln behandelt wird. Den damaligen politischen Verhältnissen seines Vaterlandes schenkte er große Theilnahme, und misbilligte den Krieg Englands gegen Amerika, schadete sich aber durch den Eifer, mit welchem er diesem Gegenstande nachging, in seiner Praxis. Die Anstrengungen seines Berufes und das allzu lebhafte und sorgsame Interesse an den Fragen, welche damals die Welt bewegten, untergruben bald seine Gesundheit; er starb in seinem 51. Lebensjahre am 2. März 1786. Seine sämmtlichen Schriften sind gesammelt von John Disney und in drei Octavbänden (Lond. 1787) herausgekommen; vor dieser Ausgabe befindet sich auch eine kurze Biographie desselben [1]).

2) Richard, englischer Baronet und Arzt, geb. zu Stratford in der Grafschaft Essex, bildete sich zuerst zu Oxford, konnte aber daselbst nicht immatriculirt werden, weil er ebenso wie sein Vater, Samuel Jebb, ebenfalls Arzt, zu den Eidweigerern (Non-jurors) gehörte, und ging zu seiner Vervollkommnung nach London und dann nach Leyden, auf welcher Universität er auch als Doctor der Medicin promovirte. Nach seiner Rückkehr in das Vaterland wählte er London zu seinem Aufenthaltsorte, erhielt von dem dortigen Medicinalcollegio die Erlaubniß zur Praxis, und wurde im J. 1768 selbst Mitglied jenes Collegii. Eine Zeit lang war er Arzt am St. Georgs-Hospitale und zugleich am westminster Krankenhause. Sein Ruf war ungemein bedeutend; als daher der Herzog von Gloucester in Italien erkrankte, wurde er zu demselben gesendet, um ihn zu behandeln. Eine zweite Reise im J. 1777 hatte eine gleiche Veranlassung. Um jene Zeit wurde er bei König Georg III. außerordentlicher, und im J. 1780 bei dem damaligen Prinzen von Wales (nachmaligen Könige Georg IV.) ordentlicher Leibarzt, und genoß bei der ganzen königlichen Familie das ausgezeichnetste Vertrauen. Nach dem Tode von Edward Wilmot im J. 1786 wurde er auch zum ordentlichen Leibarzte des Königs befördert, genoß aber die Früchte dieser Erhebung nicht lange; denn während er zwei Prinzessinnen, welche an den Masern krank lagen, mit seiner Kunst zu Windsor ärztlich besorgte, fühlte er sich plötzlich von einem Fieber ergriffen, und starb nach einigen Tagen am 4. Jul. 1787 im 58. Lebensjahre [2]).

3) Samuel, Vater von Richard, bekannt als Arzt, Schriftsteller im historischen Fache, und Herausgeber mehrer nützlicher Schriften, ist geboren zu Nottingham und erlangte seine Bildung zu Cambridge. Überzeugt von der Richtigkeit der Ansicht, welche die Eidweigerer (Non-jurors) geltend machten, übernahm er bei Jeremias Collier (s. d. Art.) die Stelle eines Schreibers. Noch während seines Aufenthaltes im Collegium Peterhouse zu Cambridge gab er eine Übersetzung von Martin's Antworten an Emmeline (1718, und wieder gedruckt 1719) heraus, und besorgte eine Edition von Justinus Martyr's Dialogus cum Tryphone, graece et lat. (Lond. 1719). Nachdem er Cambridge verlassen hatte, heirathete er die Tochter eines tüchtigen Apothekers zu London, welcher ihn in der Pharmacie unterrichtete; daneben setzte er seine literarischen Arbeiten fort, unternahm namentlich im J. 1722 die Herausgabe einer Bibliotheca literaria, welche aber nicht über die ersten 10 Nummern hinauskam, und schrieb nach Originalurkunden und angesehenen Autoritäten De vita et rebus gestis Mariae Scotorum reginae (Lond. 1725. 2 Voll. fol. mit Abbildungen). Auch edirte er *Ael. Aristidis* Opera omnia, graece et latine cum notis Canteri, Tristani etc. cum MSS. collata (Oxf. 1728. [3]) 2 Bde. 4.), welche Ausgabe sehr geschätzt wird; ferner *Joannis Caji* Britanni de canibus Britannicis liber unus, de variorum animalium et stirpium etc. liber unus, de libris propriis liber unus, de pronunciatione graecae et latinae linguae cum scriptione nova libellus (Lond. 1729); dann *Baconii de Verulamio* Opus majus (ib. 1733. fol.), und *Humphr. Hodii* libri II. de Graecis illustribus, linguae Graecae instauratoribus (ib. 1742), welchem Werke er eine lateinisch geschriebene Nachricht vom Leben und den Schriften des H. Hody vorsetzte. Wann er die medicinische Doctorwürde erlangte, ist nicht bekannt. Ausgeübt hat er die Arzneikunde zu Stratford in der Grafschaft Essex; späterhin zog er sich mit einem mäßigen Vermögen nach Derbyshire zurück, und starb dort im J. 1772 [4]). (*R.*)

JEBENHAUSEN, ein evangelisches Pfarrdorf mit einem Schlosse im Donaukreis und Oberamt Göppingen, Königr. Würtemberg und von liebensteinischer Grundherrschaft mit 1080 Einwohnern, worunter 485 Israeliten mit Synagoge. Der Ort hat einen gehaltvollen Sauerbrunnen, bei dem sich ehemals eine vielbesuchte Badeanstalt befand, welche aber durch das nahgelegene Bad zu Boll ganz eingegangen ist. 1344 empfing ein Johann von Ahelfingen von Würtemberg zu Lehen das Gericht zu Jebenhausen. 1463 verkauft Graf Ulrich von Würtemberg einen Theil an dem Dorfe Jebenhausen an einen von Liebenstein, und belehnt ihn 1467 mit dem halben Orte. (*Rigel.*)

JEBLAAM oder JEBLEAM oder JIBLEAM, Stadt in Palästina im Stamme Manasse, unsern Megiddo (Jo-

1) Cf. *Rees*, Cyclopaedia. Vol. XVIII. s. v. *Watt*, Biblioth. Britann. Vol. II. 543, welcher jedoch mehre seiner Schriften einem andern John Jebb zuschreibt, und *Crabb*, Universal histor. Dictionary. Vol. II. unt. d. Art. Adelung, Ergänz. u. Forts. zu Jöcher's Gel.-Ler. 2. Th. Col. 2257. 2) *Rees* l. c.

3) So Watt, Rees und Crabb; Adelung dagegen (a. a. O.) gibt 1722 an. 4) Vgl. Watt, Rees, Crabb und Adelung a. a. O. Rees schöpfte aus der General Biography und Nichol's Anecdotes of Bowyer, während Adelung sich auf Bamberger's Anekboten. Th. 1. S. 123 beruft.

sua 17, 11. Richt. 1, 27. 2 Kön. 9, 27. 1 Chron. 6, 53). (*F. G. Creme.*)

Jebneel, Jebnel, s. Jabneel.

Jebus, Jebusim, Jebusiter, s. unt. Jerusalem und Palästina.

JECHA, 1) Geogr. Kirchdorf im Amte Sondershausen des Fürstenth. Schwarzburg-Sondershausen an der Wipper, hat 600 Einwohner. 2) Mythol. s. unt. Jechaburg. (*G. F. Winkler.*)

JECHABURG, Dorf mit 220 Einwohnern im Amte Sondershausen des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen, westlich von der Stadt Sondershausen gelegen; dabei der Frauenberg, worauf sonst eine Burg, Jechaburg, Wohnung des Kaisers Ludwig II. gestanden haben soll, die 933 von den Hunnen erobert und zerstört worden sei; vielleicht eine Verwechselung mit einer ebendaselbst früher gestandenen, berühmten Dompropstei. In der Nähe ist noch ein anderer Berg, Spatenberg, der auch früher eine alte Burg, Spatenburg (Alteburg, Ohleburg), trug. (*G. F. Winkler.*)

Gewöhnlich leitet man den Namen J., der zu Anfange des 12. Jahrh. Gigeburg, zu Ende desselben Jechaborg, im 13. Jahrh. Jecheburg, in teutschen Urkunden Jichaborg, Jechaborg, Gicheburg, Jechaburc, 1360 Yhecheburgk &c. geschrieben ist, von Jecha, einer vermeinten Göttin der alten Thüringer, ab, deren Bildniß Bonifacius zertrümmert haben soll. Allein dieselbe wird von keinem glaubwürdigen Schriftsteller erwähnt, und verdankt ihr Dasein wol nur dem fabelhaften Letzner [1]). Man darf also um so weniger Anstand nehmen, diese Gottheit wieder von dem Platze zu verdrängen, den sie nebst dem Crodo, Stuffo, Püstrich, Biel &c. so lange widerrechtlich auf dem teutschen Olymp besessen hat [2]). Daß Jechaburg ursprünglich ein Schloß gewesen sei, behaupten verschiedene neuere Chronisten, und geben den König Ludwig III., welcher sich gern in den Harz- und Unstrut-Gegenden aufgehalten habe, für den Erbauer desselben, und einer dabei befindlichen Kirche aus [3]). Vorzüglich aber wird Jechaburg bei Gelegenheit des Einfalls der Ungarn in Teutschland und der Vertreibung ihrer Horden durch Heinrich I., aber ebenfalls nur von spätern Zeitbüchern gedacht [4]). Ältere Geschichtschreiber nennen dasselbe nicht ausdrücklich. Man könnte also vielleicht vermuthen, daß diese Erzählung aus der falsch gedeuteten Stelle Witichind's von Corvey [5]) und seines Epitomators, des sächsischen Annalisten [6]), entstanden sei, worin von dieser Begebenheit die Rede ist. Beide Chronisten melden nämlich bei dem J. 934, ein ungarisches Heer habe Kunde von den großen Schätzen erhalten, welche

---

1) Cf. *G. Chr. Joannis* Vol. I. Rer. Moguntiac. p. 296. Struv (Diss. II. syntagm. hist. German. §. XI. p. 36) vergleicht die Jecha mit der Diana der Römer, und leitet ihren Namen von jagen her.!! Hall. Allgem. Literaturzeit. 1834. Nr. 56. S. 285. Wenn Leuckfeld (in seiner handschriftlichen [unvollendeten] thüringischen Chronik, in der wolfenbüttel. Bibliothek. Nr. 30. 1. Mst. extravag. fol. c. VII.) erzählt, daß die Bewohner der Gegend von Jechaburg alljährlich im Sommer an einem gewissen Tage in großer Anzahl auf den Frauenberg ziehen und sich daselbst belustigen, so mag sich diese Gewohnheit nicht aus dem fernen Heidenthume, sondern vielmehr von einer Wallfahrt herschreiben, welche vor der Lutherischen Kirchenverbesserung hierher zu geschehen pflegte; worüber aber der genannte Geschichtsforscher nichts zu entscheiden wagte, indem er hinzufügt: „Ob nun solches noch aus dem Heiden- oder Papstthume seinen Ursprung habe, kann ich so gewiß nicht melden, habe aber doch wahrgenommen, daß die dabei vorgehenden Dinge, das Springen und Tanzen, Schreien und Saufen nicht aus dem alten apostolischen Christenthume, sondern aus dem neuen Heiden- und Judenthume erlernt sein mußten."!! 2) In Ansehung des Krodo ist dieses von Delius (über den vermeinten Götzen Krodo zu Harzburg [Halberst. 1827]), des Stuffo von J. Wolf (in den Abhandlungen der königl. mainz. Akademie nützl. Wissensch. zu Erfurt [Erf. 1802]) und des Püstrich von dem Unterzeichneten in dem dritten Hefte der Mittheilungen aus dem Gebiete histor. antiquar. Forschungen &c. S. 53—64 hinlänglich dargethan worden.

3) So heißt es unter andern in Wigand Gerstenberger's Thüring. und Hess. Chronik (in *Schmincke*, Moniment. Hass. T. I. p. 41): „Des buwete er auch in Doringen eyn slos genant Jecheburg uff daß er in Doringer lande auch eyne wenunge hette. Unde das muste der Hertzog von Doringen gescheen lassen, want er under eme gesessen was und buwete uff das slos eyne Kyrchin in unser liebin frauwen ere." Hiermit stimmt auch Jovius (in *Schoettgen* et *Kreysig*, Diplomatar. etc. T. I. p. 127) überein, welcher hinzusetzt: „(König Ludwig) hat auch allda eine Kirche in unser lieben Frauen Ehre, über dem Schloß auf dem Berge, welcher dahero noch heutiges Tages der Frauenberg genennet wird, erbauet, dahin vor Zeiten eine große Wallfahrt und Zulauf vielerlei Völker gewesen. Diese Kirche hat noch vor wenig Jahren, und bei Mannes Gedenken, dabei ein Clausener gesessen, gestanden, ist aber folgends, nachdem das Papstthum gefallen, allgemachsam eingegangen." Diese Kirche wird nicht in Urkunden erwähnt, und obgleich viele derselben ausdrücklich sagen, daß die jährlichen Zinsen auf den Berg zu Jechaburg geliefert werden sollen, so hat doch das Stift unten und gewissermaßen mitten an dem Frauenberge gelegen. Jovius könnte also entweder die eigentliche Domkirche, oder eine ehemals auf der Höhe des Berges erbaute Kapelle gemeint haben. 4) Z. B. in *Gobelini* Cosmodromii Aetas VI. in *Meibomii* Scriptor. Rer. Germ. T. I. p. 247: „Quare Ungari congregato exercitu C. millium armatorum veniunt per partes Bavariae et Franconiae in *Thuringiam* et *obsident castrum Jechenburg* cum L. millibus armatorum: et alia L. millia intrabant Saxoniam. Rex vero Henricus congregavit exercitum XII. millium armatorum, quorum IIX. millia timore percussi dimiserunt eum. Cum igitur quadam nocte maximae pluviae cecidissent, mane nebulae densissimae ascenderunt. Rex opportunitate capta in ipsa nebula cum IV. millibus armatorum irruit super Ungaros vehementer et percussit ex eis plurimos. Unde timore exterriti Ungari hinc inde dispersi fugerunt. Cumque fama volavit subito, quod Ungari fugerunt, omnes, qui regem reliquerant, et alii plurimi confluentes Ungaros usque *Jecheburgen* cum maxima caede persecuti sunt. Illi vero, *qui castrum obsederunt*, *obsidione soluta* nonnisi fuga se posse salvari arbitrantes, omnes in fugam versi sunt, et fere omnes passim per agros interfecti sunt." 5) Cf. *Meibom.* l. c. p. 641. 6) Die Worte desselben (in *Eccardi* Corp. historic. med. aevi. T. II. p. 255) sind: „Qui vero in oriente erat exercitus (Ungarorum) audivit de sorore Regis, quae nupserat *Veidoni* Thuringo, erat autem nata ex concubina, *quod vicinam urbem inhabitaret* et multa pecunia ei esset auri et argenti, *tantaque vi urbem oppugnare coeperunt*, ut nisi nox visum pugnantibus impediret, mox eam caperent. Ea vero nocte audientes de casu sociorum Regisque super eos adventu cum valido exercitu, *nam Rex castra metatus erat juxta locum, qui dicitur Riede*, timore perculsi, relictis castris, more suo igne et fumo ingenti agmina diffusa collegerunt" etc.

der Thüringer Wido, Gemahl einer Schwester König Heinrich's, in seiner Burg aufgehäuft hatte, und dieselbe belagert, um sie zu erbeuten, es sei aber durch die unglückliche Schlacht, ad locum Riaede, daran gehindert worden. Über die Lage und den jetzigen Namen beider Orte herrschen unter den Gelehrten widersprechende Ansichten. Einige erklären den letztern für dasjenige Riede, welches im J. 1000 zu der Grafschaft Wilhelm's von Weimar gerechnet wird (Ritteburg bei Artern?), und die benachbarte Stadt Wido's, für Weimar, Wido selbst aber für den damaligen Besitzer desselben und den Stammvater der davon benannten gräflichen Familie [7]). Andere sind anderer Meinung [8]). So viel aber ist ausgemacht, daß bis jetzt noch kein Forscher darzuthun im Stande war, daß man den Ort, wohin Wido seine Schätze geflüchtet hatte, von Jechaburg verstehen müsse. Zwar wurde die Bestätigung des einmal gefällten Urtheils auch auf anderem Wege versucht. Man wähnte nämlich, die Benennungen benachbarter Gegenden mit jenem kriegerischen Vorfall in Einklang bringen zu können, und hoffte auf diese Art reichen Stoff zu weiterer Ausbildung dieser Sage gewonnen zu haben. So hielt man die Namen: 1) der König, 2) der Hünenstein (ein großer Feldstein bei Wolkramshausen), 3) das Heunen- oder Hunnenthal, 4) das Isserthal, 5) die Todtenberge, 6) der Sülzenborn ꝛc., für mehr oder minder sprechende Beweise einer den Ungarn damals hier gelieferten Schlacht, und berufte sich zu noch festerer Begründung auf ein im J. 1642 in der Nähe des Sülzenborns ausgeackertes ehernes Gefäß, welches ein Pferd mit seinem Reiter vorstellt, den man unbedenklich für einen Ungar erklärte, und das Alb. Ritter (in commentat. II. de Zoolithodendroidis Schwarzburgo-Sondershusanis [Sondershusae 1736. 4.] p. 29), am genauesten beschrieben hat [9]). Hierzu kamen noch Überreste von alten Waffen und Rüstungen, z. B. Lanzenspitzen, Sporen, Pfeile, kleine Hufeisen von ungewöhnlicher Form ꝛc., die am Gölbner und an den Todtenbergen von Zeit zu Zeit ausgegraben wurden, in welchen man ebenfalls Denkmäler jenes Ereignisses erkennen möchte. Aus dem Umstande, daß im J. 1735 bei Anlegung eines neuen Wegs in dem Schlink- oder Hünenthale [10]) eine mit Asche und Gebeinen angefüllte Urne gefunden wurde, läßt sich schließen, daß hier ein heidnischer Begräbnißplatz gewesen sei. Auch wäre es möglich, daß jene Alterthümer von Gefechten herrührten, welche zwischen den heidnischen Wenden, die in der Nähe von Jechaburg wohnten, und der Besatzung dieses zu Schutze der neuen Bekenner des Christenthums befestigten Ortes vorgefallen sind. Denn nach der treffenden, auf glaubwürdige Zeugnisse gestützten Muthmaßung eines achtbaren Geschichtforschers [11]), waren die meisten Klöster und Stifter in dem 10. 11. und 12. Jahrh. noch von wendischen oder sorbischen Dörfern umgeben, und den Angriffen dieser streitlustigen Nation unaufhörlich ausgesetzt. Wir fürchten daher nicht, uns zu irren, wenn wir Jechaburg, nach dem Vorgange jenes Gelehrten, für einen limes sorabicus erklären.

Eine unverbürgte Nachricht läßt Kaiser Otto den Großen an die Stelle des angeblich durch die Ungarn zerstörten Schlosses Jechaburg ein dem Apostel Petrus gewidmetes Benediktinerkloster erbauen [12]). Allein mit größerm Rechte schreibt man dem Erzbischof Willigis von Mainz (v. J. 974— 23. Febr. 1011) die Stiftung dieser geistlichen Anstalt zu, und setzt deren Ursprung am sichersten in das Jahr 989 [13]), womit auch folgende Worte der Grabschrift desselben übereinstimmen:

Stephanicum in monte templum facit hoc bene sponte
Thuringis Derlam (Dorla) *Jecheburque* Valernam (Varlar).

Mit dieser aus lauterer Quelle geschöpften Angabe steht die von Jovius (in der schwarzb. Chronik bei Schöttgen und Kreysig Th. I. S. 132) zuerst mitgetheilte und von J.

---

7) J. W. J. L. L. Gebhardi in den histor. und genealog. Abhandl. 4. Th. S. 122 fg. 8) s. Wedekind's Noten zu einigen Geschichtschreibern des teutschen Mittelalters. 4. H. S. 387 fg. Stenzel's Recens. dieses Buches in der Leipz. Literaturzeit. 1825. Nr. 252. S. 2014 fg. Schultes' Director. Diplomat. 1. Bd. S. 129. Vgl. Hanov. gel. Anzeigen. 1762. 24. St. S. 316 fg. v. Leutsch, Markgraf Gero ꝛc. S. 14. v. Wersebe, Abhandl. über die Vertheilung Thüringens zwischen den alten Sachsen und Franken, in meinen Beiträgen zur Gesch. des teutschen Mittelalters. 1. H. S. 52 fg. 9) „Testante — *Oleario* (Rer. Thuring. Synt. T. I. p. 195) jam anno MDCXXXXII. ad locum, cui nomen est der Sülzenborn, aratro erutum *gutturnium majus Hungaricum* ex aere conflatum, repraesentans equitem equo insidentem, in cujus pectore est epistomium parvum ad aquam emittendam. Comes Guntherus Ludovicus II. hoc vas adferri jussit, et adservatum tamdiu in *bibliotheca Arnstadiensi*, donec Princeps — Guntherus hoc monumentum internecionis ferorum et immanium Hunnorum hoc in loco factae *Technophylacio Dresdensi* famigeratissimo dono transmisit MDCCXXXI." Jak. Nik. Röser, Anfangs Subdiakonus zu Sondershausen, später Diakonus an der Nikolaikirche zu Nordhausen, erwähnt diesen Fund in seiner Predigt: Idea Hemmauntica, das ist: Vergleichung des — Hauses Schwarzburg mit dem Städtlein Hemmaus ꝛc. (gedruckt bei J. Erasm. Hynitzsch. 1651. 4.) S. 12 fg., wo er sagt: „Ich werde berichtet, man solle noch immer Sporen, Pfeile u. dergl. auf der Wahlstatt finden, wie denn auch noch vor wenig Jahren ein ehern Pferd, auf welchem ein Mann recht wie ein Ungar sitzet, ausgepflügt worden, ist inwendig hohl, und vorn ein Hähnlein dran, wie an eim Handfaß, dazu es auch ohne Zweifel dazumal gebraucht, und jetzo als eine Antiquität und Zeichen selber Schlacht von dem Grafen Ludwigen (v. Schw.) werth gehalten wird." Abbildungen dieses und einiger andern hier gefundenen Denkmale der Vorzeit liefert Ritter a. a. O. Taf. II. Fig. I—VI.

10) s. Ritter a. a. O. Der Name Schlink oder Slinch kommt bereits in einer Urkunde vom J. 1128 vor, wo seine Beschaffenheit auf folgende Weise beschrieben wird: „Predicta Ecclesia *Gigeburgensis* habebat quoddam predium *in pago Wipperchowe*, in villa *Bercha*, juxta *Wiperam* et prefati Comitis (Rudolfi, dicti Marchionis) filius Rodulfus nomine, de beneficio — Moguntine Ecclesie habebat quendam vicum, cui nomen *huson*, in eodem pago situm, *in ea parte pagi, que pre angustia transitus vulgariter Slinch vocata a meridie Gigenburgensem Ecclesiam respicit*." Vgl. Schultes a. a. O. S. 291. 11) J. Friedr. Mülbener's, der diese Meinung sowol in seinen histor. dipl. Nachr. von Bergschlössern in Thüringen ꝛc. S. 45 fg., als auch in der Commentat. histor. dipl. de monumentis Slavicae Vandalicaeque gentis in Guldenavia. Francoh. (1756). 4. p. 9 vorträgt, und sich dabei auf das Chronicon Gottwicense beruft. 12) s. Olearius a. a. O. S. 196. 13) Cf. *Joannis* l. c. p. 454. 457 und *Würdtwein*, Diplomataria Maguntina. T. I. (Magontiaci 1788. 4.) p. 114: „Nos — e MS. sic dicto minori, ad

Ch. Olearius (Rer. Thuring. syntagm. I, 196) wiederholte Nachricht, daß Willigis am 14. Jun. 1004 das Benediktinerkloster zu Jechaburg mit päpstlicher Genehmigung in ein Domstift oder eine Propstei verwandelt habe, wenigstens im Allgemeinen nicht im Widerspruche. Zu gehöriger Würdigung der letztern aber ist es durchaus nöthig, zu erfahren, woher jene Historiker dieselbe entlehnten. Von einer Inschrift dieses Inhaltes konnten spätere Forscher keine Spur an den Resten der geistlichen Gebäude zu Jechaburg entdecken, sie müßte also in einem schriftlichen, ehemals dort vorhandenen, aber jetzt unzugänglichen Denkmale aufgezeichnet gewesen sein [14]).

Alle Zweifel und Schwierigkeiten würden sich auf eine überraschende Weise lösen, wenn es gelingen sollte, den eigentlichen Stiftungsbrief zu Tage zu fördern, welcher aber unwiederbringlich verloren zu sein scheint, da man ihn unter der beträchtlichen Anzahl jechaburgischer Urkunden in den schwarzburgischen Archiven (es sind deren überhaupt 617, theils Originale, theils Copien, die erste von 1125) vergebens sucht. Auch unter den ehemals in Mainz aufbewahrten Schriftschätzen wäre er dem Scharfblicke Würdtwein's nicht entgangen, indem dieser Gelehrte eine Sammlung jechaburgischer Documente veranstaltete, welche aber nur 76 Stücke aus dem Zeitraume von 1186—1471 enthält [15]). Den bedeutendsten Verlust an Urkunden erlitt Jechaburg im J. 1525, als es von den aufrührischen Bauern geplündert, das dasige Briefgewölbe gewaltsam erbrochen, und nur ein Theil des Geraubten nach Beendigung dieser Unruhen gerettet wurde. Das Loos völliger Vernichtung traf damals unstreitig auch das von dem Erzbischof Willigis über ein Gut zu Uthleben ausgestellte Diplom, dessen Dasein im J. 1484 aus einer Bestätigung der dem dasigen Propst darüber zustehenden Gerechtsame durch den Grafen Heinrich XXXI. von Schwarzburg deutlich erhellt.

Im J. 1128 werden einige in den Umgebungen Jechaburgs liegende Dörfer zu dem Wippergau gerechnet. Weil dieses Gaues sonst nirgends Erwähnung geschieht, so hat man das Document, worin derselbe vorkommt, als unecht verwerfen wollen [16]). Wir erfahren zugleich daraus, daß das Stift damals den nachherigen Landgrafen Ludwig und den Grafen Christian von Kirchberg zu Schutzherren oder Voigten gewählt hatte. Auch in der Folge übte die Familie der letztern die Schirmgerechtigkeit über dasselbe aus [17]). Die Grafen von Schwarzburg, deren Ahnherr, Günther der Eremit, schon im 11. Jahrh. in dieser Gegend begütert war, erbten nach dem Tode des Grafen, Heinrich von Hohenstein im J. 1356, vermöge des 1347 errichteten Vertrags, Sondershausen nebst dem dazu gehörigen Jechaburg. Eine Bulle des Papstes Bonifacius IX. sagt ausdrücklich, daß dieses Stift der weltlichen Herrschaft (dominium temporale) der Grafen von Schwarzburg unterworfen sei, oder, wie es in der Bulle Sixtus IV. von 1482 heißt, in territorio dominii Schwarzburgici liege. Aus einer päpstlichen Urkunde von 1396 sieht man, daß die Domkirche (ecclesia collegiata oder collegialis) zu Jechaburg für einen Propst, einen Dechanten und 12 präbendirte Domherren gestiftet war. Sie erkannte den Apostel Petrus für ihren vornehmsten Patron, doch wird bisweilen auch Paulus als solcher erwähnt, und ihm stets auf dem großen Siegel ein Platz eingeräumt.

Jechaburg gehörte in die mainzische Dioces, deren Erzbischöfen das Recht zustand, die Statuten und Handlungen dieses Stiftes zu bestätigen und den Propst einzusetzen. Allein im J. 1482 ging in dieser Hinsicht eine Änderung vor. Vermöge eines Privilegiums Sixtus' IV. wurde nunmehr jeder neue Propst von den Grafen zu Schwarzburg unmittelbar gewählt, und ohne Zuziehung jener geistlichen Behörde dem Abte von Paulinzelle vorgestellt, welcher ihn dann im Namen des Papstes confirmirte. Nicht nur von diesem Vorrechte, sondern auch von der mit dem Patronat zugleich verliehenen Befugniß, zu allen Präbenden taugliche Personen zu ernennen, haben die schwarzburgischen Grafen bis zur Reformation ungestörten Gebrauch gemacht.

Der erzbischöfliche Stuhl zu Mainz hatte seit den frühesten Zeiten diese geistliche Anstalt außerordentlich begünstigt und dieselbe mit Freiheiten und Gütern ansehnlich beschenkt. So wurden unter andern der dasigen Propstei eilf Sedes Archipresbyterii untergeben, 1) zu Jechaburg, 2) Marksußra, 3) Frankenhausen, 4) Markgreußen, 5) Oberberga, 6) Niederberga, 7) Germar, 8) Bleichroda, 9) Kannewurf, 10) Heilingen, 11) Wechsungen, die den Clerus Praepositurae Jechaburgensis bildeten und dem geistlichen Consistorium daselbst zu gehorchen verpflichtet waren. Der bereits erwähnte Weihbischof, Stephan Alexander Würdtwein, hatte über das jechaburgische Archidiakonat der kurmainzischen Akademie der Wissenschaften in Erfurt eine handschriftliche Abhandlung überreicht, welche aber jetzt aus den dortigen Sammlungen spurlos verschwunden zu sein scheint [18]). Man müßte sich also mit dem unrichtigen und mangelhaften Verzeich-

---

quem *Serarius* in vita *Willigisi* provocat, hujus Ecclesiae initia ad an. DCCCCLXXXIX referimus. Eandem a saepefato Archipraesule Willigiso exstructam affirmat illius epitaphium, quod lapidibus primi pinnaculi Ecclesiae St. Stephani, quae Maguntiae est, incisum olim legebatur" etc.

14) Der erste redet ziemlich unbestimmt von dieser Nachricht, welche nach seiner Angabe also lautet: Anno millesimo et quarto decimo octavo KL. Julii monasterium in Jechaburg et Monachi ibidem ordinis St. Benedicti in canonicos seculares transpositi sunt a Wilgiso Archiepiscopo Moguntino. Der zweite nennt sie ausdrücklich eine alte Inscription. 15) Dieses Diplomatarium Jechaburgense ist in dem Anm. 13. erwähnten Werke von S. 113—276 enthalten. 16) s. Anm. 10. v. Beutsch a. a. O. S. 159, welcher, wol etwas zu voreilig, diese Urkunde als untergeschoben verwirft, die jedoch Müldener in den histor. Nachrichten von dem Nonnenkloster zu Frankenhausen rc. S. 23 fg. und Andere in Schutz nehmen und für unverdächtig halten.

17) s. Müldener's Bergschlösser rc. S. 47 fg. 18) Cf. Acta academiae Electoral. Moguntin. Scientiar. utilium, quae Erfurti est, ad ann. 1780 et 1781. (Erf. 1782. 4.) Praefat. *Würdtwein*, Diplomatar. Maguntin. T. I. p. 114. not. c. und Reuter, Palmzweige auf Siegeln und Münzen des Mittelalters, was sie bedeuten? (Nürnberg 1802). S. 23 fg.

nisse der zu diesen Erzpriesterthümern gehörigen Orte begnügen, welches Wenck in das Urkundenbuch zu dem 2. Bde. seiner hessischen Landesgeschichte S. 497—499 aufgenommen hat, wenn sich nicht glücklicher Weise ein Hilfsmittel zur Ergänzung und Verbesserung desselben darböte [19]). Die engen, für diesen Aufsatz gezogenen Grenzen erlauben nicht, dasselbe in seinem ganzen Umfange zu benutzen. Es soll daher jetzt nur das Hauptsächlichste daraus entlehnt und das Übrige für eine passendere Gelegenheit aufgespart werden.

I. Zu dem Erzpriesterthum in Jechaburg, welches allezeit mit dem Dekanat verknüpft war, gehörte: 1) Praepositus et Conventus in Lore, 2) Decanus et Capitulum in Jecheburg, 3) Hachelbich, 4) Bercka, 5) Jecha, 6) Sundershusen, 7) Furra major, 8) Furra minor, 9) Ruxleuben, 10) Huppelingerode, 11) Strusberg, 12) Wermroden, 13) Wolfkramshusen, 14) Waldersleuben, 15) Heygenrode, 16) Wustene (desolat.), 17) Kerchberg [20]), 18) Immenrode, 19) Ebra superior, 20) Ebra inferior, 21) Spira superior, 22) Marsbech (desol.), 23) Spira inferior, Marbech (desol.), 24) Heynichen filia Ruxleuben, 25) Uterstedt (Suterstett), 26) Nore.

An Beneficiis non curatis hat darzu gehört zu Jecheburg: 1) Vicaria altaris St. Joh. Baptiste, 2) Vic. alt. St. Steffani, 3) Vic. St. Michaelis, 4) Vic. B. Mar. Virg., 5) Vic. St. Utilie, 6) Vic. St. Vincentii, 7) Vic. St. Katherine, 8) Vic. St. Laurencii, 9) Vic. St. Crucis, 10) Vic. St. Altaris, 11) Vic. St. Servatii, 12) Vic. B. Mar. in monte ibidem in capella. In Sundershusen: 1) Premissarius, 2) Vicarius altaris St. Katherine, 3) Vic. in capella St. Anne, 4) Vic. St. Nicolai, 5) Vic. B. Marie, 6) Vic. St. Spiritus, Ad Sanctam Crucem ibidem, 7) Vic. St. Cosme et Damiani, 8) Vic. St. Johannis, 9) Vic. St. Laurentii, 10) Vic. St. Petri et Pauli, 11) St. Gangolfi, 12) Vic. — — 13) Vic. in Castro St. Sigismundi, 14) Vic. in Capella St. Spiritus, 15) Vic. in Capella St. Magdalene. In Furra: 1) Vicaria in Parochia, 2) Vic. B. Marie in Capella St. Ciriaci. In Wolframshausen: Vic. St. trium Regum. In Hon-Ebra: Vic. — — In Spira: Superiore, Vicaria — —

II. Erzpriesterthum in Sußra: 1) Prepositus in Dietenborn, 2) Prepositus in Sußra, 3) Plebanus in Frienbessingen, 4) Absbesingen, 5) Slotheym, 6) Merstedt, 7) Kula (hodie Keula), 8) Talheim (Holztaleben), 9) Almenhusen, 10) Ebeleuben, 11) Holtz-Sußra, 12) Schernbergk, 13) Gruna (Gruba), 14) Toba major, 15) Toba minor, 16) Westerberden (Großen Bern), 17) Osternberden (Kleinen Bern), 18) Rockensusra (Rockenhusen), 19) Ingrestedt (desolat.), 20) Bruchter superior, 21) Gundersleuben, 22) Kolstedt (desolat.), 23) Doringhusen, 24) Belstedt, 25) Billeuben, 26) Honigen (desolat.), 27) Bruchter inferior, 28) Mittelbruchterode, 29) Rosungen (desol.), 30) Welrode (desol.), 31) Hemelsbergk (Himmelsberg), 32) Widdermuth, 33) Berltelderode (Belteldrode) (desol.), 34) Schernberg (Sichernberg) (desol.), 35) Rockstedt, 36) Wolfeswenden, 37) Bikenrode (desol.), 38) Altesrode (desol.), 39) Marolderode.

An Beneficiis non curatis gehören noch dazu zu Sußra: 1) Vic. B. Marie Virginis, 2) Vic. — — In Slotheim in parochiali: 1) Vic. St. Crucis, 2) Vic. Apostolorum, 3) Vic. St. Michaelis, 4) Vic. St. Nicolai, 5) Vic. B. Mario Virginis, 6) Vicar. St. Andree. In Monasterio ibidem: 7) Vic. B. Marie Virginis, 8) Vic. Corporis Christi, 9) Vic. St Crucis, 10) Vic. St. Spiritus in leprosorio ibidem. In Meler Majori: 1) Vic. Beate Marie in Meler, 2) Vic. in Capella B. Marie virginis apud Meler B. Barthom. In Schernberg: 1) Vic. St. Gangolffi, 2) Vic. St. Crucis. In Absbesingen: Vic. St. Katherine. In Frienbesingen: 1) Vic. St. Juliane virginis, 2) Vic., que fertur esse Capellania unita parochie, 3) Vic. St. Crucis ibidem, 4) Vic. St. Katherine virginis. In Holtsußra vacat. In Talheym: Vic. B. Katherine. In Ebleuben: Vic. B. Mar. Virginis.

III. Erzpriesterthum in Frankenhausen: 1) Abbas in Oldersleuben, 2) Prepositus et conuentus in Frankenhusen, 3) Prepositus in Gellingen, 4) Brucken (Brückern), 5) Artern, 6) Bendeleuben, 7) Rotleuben, 8) Ebersleuben, 9) Reitnorthusen (Rietnorthusen), 10) Gellingen, 11) Stetin, 12) Tullede, 13) Capella ibidem, 14) Bockstedt, 15) Esperstedt, 16) Burgksleuben, 17) Talheym (Stein-Thalleben), 18) Sittendorff, 19) Oldersleuben, 20) Schonfelt, 21) Badra, 22) Sega, 23) Herhusen, 24) Kastedt, 25) Hermstedt, 26) Pfelde (Pfiffel), 27) Rentzdorff, 28) Jarsselt, 29) Berndorff, 30) Capella B. Marie in Tullede, 31) Ringkleuben, 32) Odersleuben, 33) Ugkstedt (Bogkstedt).

An Beneficiis non curatis gehören noch hierzu, und zwar in Frangkenhusen: 1) Vic. ad St. Spiritum, 2) Vic. in Sollborn, 3) Vic. St. Benedicti, 4) Vic. Corporis Cristi, 5) Vic. B. Mar. Virginis, 6) Vic. Altaris St. Johannis, 7) Vic. St. Apostolorum, 8) Vic. St. Ciriaci in capella B. Mar. Virg., 9) Vic. omnium Sanctorum, 10) Vic. decem millium martirum, 11) Vic. St. Andree, 12) Vic. St. Katherine. In Bendeleuben, Vic. St. Mar. virg. In Brugken, Vic. B. Marie. In Artern: 1) Vic. St. Andree, 2) Vic. St. Sebastiani, 3) Vic. St. Crucis, 4) Vic. St. Petri et Pauli. In Borstedt: 1) Vic. St. Juliane, 2) Vic. B. Mar. virg. 3) Vic. St. Andree, 4) Vic. corporis

---

19) Das Manuscript, dessen sich der Verfasser bei Darstellung der zu dem jechaburgischen Archidiakonate gehörigen Orte bedient hat, führt folgenden Titel: Annales et Antiquitates Ecclesiae collegiatae St. Petri Jecheburgensis, oder Beschreibung der uralten und berühmten Thumpropstei und Thumstiftes St. Petri zu Jechaburg und deren Jurium zur Erläuterung der Antiquität und der sowol geist- als weltlichen, insonderheit thüringischen und fürstl. schwarzburgischen Historie, aus mehr als 1000 (!) mehrentheils Originalurkunden nach dem Laufe der Jahre, der curiösen und gelehrten Welt vorgestellt von J. Andr. Zeitzen, Quedlenburg., F. Schw. geheimen Secretarium und Archivarium (Sondershausen 1715). Das von Zeitz benutzte Original des Verzeichnisses dieser Orte hat bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden werden können.

20) Wustene Kerchberg, die Wüstung Kirchberg?

Cristi. In Oldersleuben: Vic. ibid. In Ebersleuben: 1) Vic. ibidem, 2) Vic. corporis Cristi. In Ißstedt (Ichstedt): Vic. St. Thome. In Ringkleuben Vic. St. Laurentii.

IV. Erzpriesterthum in Grussen oder Greußen: 1) Erich, 2) Balhusen Major, 3) Marktgrussen, 4) Klingen, 5) Talheym (Wasserthalleben), 6) Holtzengel, 7) Gunstedt (Grunstedt), 8) Capella ibidem, 9) Wissensehe (Weißensee), 10) Kutzleuben (Katzleuben) 11) Tenstedt, 12) Tunzenhusen, 13) Capella in Hus Sommeringen, 14) Westernengel, 15) Feltengel, 16) Topstedt, 17) Topstedt inferior, 18) Pfaffenhofen, 19) Uthenhusen, 20) Capella ibidem, 21) Fistedt (Fischstädt, hat zwischen Weißensee und Ottenhausen an der Helbenbrücke gelegen), 22) Schilff, 23) Ludersbon (Ludersborn), 24) Strusfert (Strußfurt), 25) Capella ibidem, 26) Wundersleuben, 27) Gangolffsommeringen, 28) Lutzensommeringen, 29) Capella ibidem, 30) Mittelsommeringen, 31) Swerstedt, 32) Abswenden (Abtswenden), 33) Nusessen, 34) Balhusen minor, 35) in den Osthoffen (vor Tennstedt), 36) Voringenhofen (Voringeshusen, ebenfalls vor Tennstedt zu Abendseite), 37) Tensted minor (Wenigen-Tennstedt ist seit dem 30jährigen Kriege desolat.), 38) Hussommeringen, 39) Hornsommeringen, 40) Ronstedt (Konstedt), 41) Kroborn (Krobern hat zwischen Westgreußen und Ronstadt im Thale gelegen, wovon noch die rudera der Kirche vorhanden, auch die Flur noch bekannt, sonst aber desolat.), 42) Bilderstedt (Bliederstädt), 43) Capella Herbesleuben, 44) Hernswende, 45) Groningen, filia Grussen.

An Beneficiis non curatis gehören ebenfalls dazu in Grußen: 1) Vic. St. Sebastiani, 2) Vic. trium regum, 3) Vic. corporis Cristi, 4) Vic. B. Mar. in Capella, 5) Vic. Nicolai et Kunigundis, 6) Vic. St. Juliane in Capella B. Mar. Virg. 7) Vic. in cap. St. Gertrudis. In Klingen: 1) Vic. St. Johannis Evangel. in capella St. Andree, 2) Vic. St. Gumperti, 3) Vic. B. Mar. virg. et Nicol. in Ecclesia St. Andree. In Pfaffenhofen: Vic. St. Johannis. In Tunzenhusen: Vic. in capelle ibidem. In Talheym: Vic. St. Katherine. In Strusfert: 1) Vic. St. Juliane et 2) Vic. in castro. In Wunersleuben: Vic. B. Mar. virg. In Westgreußen: 1) Vic. trium regum, 2) Vic. beate Mar. virg. In Balhusen major: Vic. St. Katherine. In Mittelsommeringen: Vic. St. Nicol. In Lutzensommeringen: 1) Vic. altaris B. Mar. virg. et Sebastiani, 2) Vicar. St. Katherine, 3) Vic. St. Nicolai. In Kutzleuben: Capella B. Marie. In Hussensommeringen: Capella. In Gangolffsommeringen: Vic. Alt. B. Mar. virg. In Tenstedt: 1) Vic. corporis Cristi, 2) Vic. St. Petri et Pauli, 3) Vic. Capelle St. Elizabeth, 4) Vic. St. Katharine, 5) Vic. St. Sebastiani, 6) Vic. B. M. virg. 7) Vic. leprosorii. In minori Tensted: 1) Vic. B. Mar. virginis, 2) Vic. corporis Cristi. In Osthofen: Vic. — — In Tenstedt (soll vielleicht Weißensee heißen, weil selbiges Tennstedt mit Osthofen und Wenigen-Tennstedt schon da gewesen): 1) Vic. St. Michaelis, 2) Vic. St. Jodoc., 3) Vic. St. Jacobi, 4) Commissio, 5) Commissio St. Anne in Capella St. Jacobi, 6) Vic. Thome in Capella St. Jacobi, 7) Commissio.

V. Erzpriesterthum in Berga superiori oder Oberberga (da das Dorf Berga in der güldenen Aue in zwei Theile getheilt wird, wovon der eine Theil Berga superior, der andere Theil aber Berga inferior genannt wird): 1) Praepositus in Northusen St. Crucis Northus., 2) Decanus et Capitulum, 3) Abbatissa novi operis, 4) Abbatissa veteris villae, 5) Plebanus St. Blasii, 6) Plebanus St. Nicolai, 7) Pleb. St. Petri, 8) Pleb. St. Jacobi, 9) Capella Barberode, 10) Capella in Gerbuchsrode abbas Ylefelt, 11) Saltz inferior, 12) Saltz superior, 13) Rosla, 14) Steynbrucken, 15) Sunthusen, 16) Utleuben, 17) Windehusen, 18) Bila, 19) Leymbich, 20) Urbich, 21) Grumbech, 22) Steygertal, 23) Bockenrode (Bockenrode), 24) Nuwenstadt, 25) Hartzungen, 26) Krimilderode, 27) Heringen, 28) Obernsachwerff (Obersachswerff), 29) Konigerode, 30) Klusingen, 31) Appenrode, 32) Bischoffrode, 33) Mauwrode, 34) Rogebisdorff (Rodigesdorff), 35) Rotenhagen, 36) Wolffleuben, 37) Wolffrode et Werna, 38) Gudersleuben, 39) Sultzhaym, 40) Elrich, 41) Capella ibidem, 42) Libenrode, 43) Klettenbergk, 44) Tettenborn, 45) Sachse, 46) Pettersdorf, 47) Sisterode (Sifferode), 48) Saffwerff infer. (Saßwerff). An Beneficiis non curatis haben ebenfalls dahin gehört: In Northusen: 1—4) in summo altari in ecclesia St. Crucis sunt quatuor vicarii it. 5) Vic. St. Johannis, 6) Vic. ejusdem altaris, 7) Vic. altaris omnium Sanctorum, 8) Vic. — 9) Premissarius vicarii, 10) Vicarius altaris B. Mar. virg., 11) Vic. capelle St. Margarethe, 12) Vic. alt. St. Crucis ante chorum, 13) Vic. alt. St. Anne, 14) Vic. trium Regum, 15) 16) duae vic. St. Mauricii, 17) 18) duae vic. St. Matterni, 19) Vic. alt. St. Martini, 20) Vic. St. Michael, 21) Vic. B. Mar. virg. 22) Sigismundi, 23) Vic. secunda sub choro, 24) Vic. capellae St. Laurentii, 25) Vic. St. Anne, 26) Vic. St. Thome, 27) Vic. St. Dionysii, 28) Vic. St. Andreae et Nicolai, 29) Vic. St. Laurentii et Andreae, 30) Vic. decem millium martirum, 31) 32) duae vicariae St. Jacobi, 33) vicaria omnium sanctorum ante chorum, 34) Vic. St. Cosme et Damiani, 35) 36) duae vic. St. Jacobi, 37) Vic. St. Anne zu St. Blasii ibidem, 38) 39) duae vicariae altaris St. Johannis Evangeliste, 40) Vic. St. Mariae ante chorum, 41) Vic. St. Nicolai, 42) Vic. St. Katharine, 43) Vic. St. Sebastiani, 44) Vic. St. Andree, 45) Vic. B. Marie, 46) Vic. St. Michaelis, 47) 48) duae Vic. Novae ibid., 49) Vicar. St. Magdalene. Zu St. Nicolai: 50) Vic. omnium sanctorum, 51) Vic. St. Andree et Jodoci, 52) Vic. omnium Apostolorum, 53) Vic. St. Michaelis, 54) Vic. Corporis Cristi, 55) 56) duae vic. St. Georii et Oswaldi, 57) Vic. St. Martini, 58) Vic. B. Marie Magdalene, 59) Vic. St. Theobaldi, 60) Vic. St. Erhardi et Laurentii, 61) Vic. trium regum, 62) Vic. St. Katharine, 63) In pretorio corporis Cristi, 64) Vic. St. Jacobi, 65) Vic. St.

Valentini, 66) Vic. St. Johannis et Andree, 67) Vic. St. Clementis, 68) Vic. B. Marie virg., 69) Vic. corporis Cristi. Zu St. Jacobi: 70) 71) duae vicariae St. Jodoci, 72) Vic. St. Michaelis, 73) Hospitale leprosorum, 74) Vic. B. Mar. virg., 75) 76) 77) Tres vicariae St. Crucis, 78) 79) duae Vic. St. Lucie, 80) 81) duae Vic. St. Sigismundi et Andree, 82) Vic. Corporis Cristi, 83) 84) duae Vic. St. Nicolai et Katherine, 85) Vic. St. Sebastiani, 86) Vic. St. Cristoferi, 87) Vic. St. Cosme et Damiani, 88) Vic. St. Johannis Baptiste, 89) Vic. B. Magdalene, 90) Vic. St. Michaelis, 91) 92) duae vicariae St. Bartholomei; in veteri villa in monasterio, 93) Vic. St. Philippi et Jacobi, 94) Vic. Sanctorum Andree et Johannis, 95) 96) duae vic. omnium Apostolorum, 97) Vic. capelle circa chorum, 98) Vic. St. Bartholmei et Katherine, 99) Vic. St. Marie et Joh. Baptiste, 100) 101) 102) Tres Vic. B. Marie Magdalene, 103) 104) duae Vic. St. Annae, 105) Capella St. Simonis et Jude, 106) V. St. Erasmi et Machabeorum. In hospitalibus St. Martini, 107) Vic. St. Spiritus, 108) Vic. St. Anne, 109) Vic. B. Mar. virginis, 110) Commissio nova. Zu St. Georii, 111) 112) 113) 114) Quatuor Vic. St. Georii. Zu St. Elizabeth, 115) Vic. — — 116) Vic. St. Barbare, 117) Vic. St. Jodoci. In Nuwenstad: Vic. St. Petri et Pauli. In Elrich: 1) Vic. St. Theobaldi, 2) Vic. St. Simonis et Jude, 3) Vic. St. Martini, 4) Vic. St. Katherine, 5) Vic. St. Lucini, 6) Vic. B. Marie, 7) Vic. St. Andree, 8) Vic. Corporis Cristi, 9) Vic. Capelle infirmorum St. Spiritus, 10) Vic. St. Nicolai, 11) Vic. St. Jacobi, 12) Vic. St. trium regum, 13) Commissio St. Bartholomei, 14) Commissio St. Anne, 15) Vic. St. Nicol. In Klettenbergk: 1) Vic. B. Marie virg. 2) Commissio St. Valentini. In Utleben: Commissio corporis Cristi. In Wufleben: Commissio — —

VI. Erzpriesterthum in Berga inferiori oder Niederberga: 1) Prepositus et conuentus in Kelbra, 2) Walhusen, 3) Bennungen, 4) Heringen, 5) Walckrode (Welckrode), 6) Gersbich, 7) Stolbergck, 8) Berga, 9) Auweleben, 10) Roßla, 11) Orungen (Tirungen), 12) Ronnelberode (Romelberode), 13) Uffterungen, 14) Breitungen, 15) Haltindorf (desol.), 16) Capella Besenrode, 17) Capella Walhusen St. Martini, 18) Major Linungen, 19) Roltedsrode (Rottelsrode), 20) Holstedt, 21) Lindeshen (Lindeschen desol. a. 1503), 22) Minor Linungen, 23) Tutichenrode, 24) Ruspelwende, 25) Ruspelwende, 26) Berneke (Bernecke), 27) Swende, 28) Swiderswende (desol.), 29) Heigenrode, 30) Scherfe, 31) Reithe, 32) Simerode (Dimerode desol.), 33) Ditteresdorf, 34 Breitenbech (Breitinbech), 35) Bredenberch (Breitinberg), 36) Wolfisberg, 37) Herlohayn, 38) Weißenborn (Wissenborn), 39) Rota (Roda), 40) Capella in Queſtenbergck. An Beneficiis non curatis gehören mit dazu: In Berga: Vic. St. Johannis. In Stalbergk: 1) Vic. Capelle in Castro, 3) Vic. St. Ursulae, 4) Vic. S. Katherine, 5) Vic. St. Crucis, 6) Vic. omnium sanctorum in Hospitali St. Georii, 7) Vic. Cosme et Damiani, 8) Vic. St. Sebastiani et Fabiani, 9) Vic. corporis Cristi, 10) Vic. St. Anne, 11) Vic. B. Marie virg., 12) Vic. St. Pauli, 13) Vic. St. Georii in hospitali, 14) Vic. St. Andree, 15) Vic. Capelle B. Mar. virg. 16) Vic. St. Anthonii et crucis, 17) Vic. St. Anthonii in parochiali, 18) 19) duae Vic. Eustachii, 20) Vic. St. Hospitalis St. Nicol., 21) Vic. noua in castro ibidem, 22) Vic. — — adjutoris in parochiali eccl., 23) Vic. in Capella — 24) Vic. trium regum. Capella in — — 1) Vic. Sophie in cripta, 2) Vic. St. Elizabeth in cripta. In Gersbich: Premissarius ibidem. In Roßla: Vic. St. Katherine. In Linungen: duae vicariae nouae. In Heringen: 1) Premissarius, 2) Vic. St. Petri et Pauli, 3) Vic. St. Crucis, 4) Vic. St. Cosme et Damiani, 5) Vic. St. Anne, 6) Vic. St. Joh. Baptiste, 7) Vic. Corporis Cristi, 8) Vic. capelle B. Marie virg., 9) Vic. noua in eadem capella, 10) Vic. St. Anne, duarum personarum. 11) Vic. B. Marie, 12) Vic. secunda ejusdem Capelle, 13) Capella infirmorum, 14) noua vicaria fundata. In Kelbra: 1) Vic. St. Bartholomei in castro, 2) Vic. trium regum, 3) Vic. B. Marie ex testamento D. Joh. Schike, 4) Vic. Capelle St. Nicol., 5) Capella St. Wenzeslai, 6) Vic. St. Sebastiani et Fabiani, 7) Vic. B. Marie in armario. In Auwleben: 1) Vic. B. Marie, 2) Vic. St. Juliane et Bartholomei, 3) Vic. Capelle St. Joh. Baptiste. In Bennungen: Vic. St. Margaretha. In Weindehusen: Vic. ibid. In Walhusen: 1) Vic. Theobaldi, 2) Vic. B. Marie in parochiali, 3) Vic. St. Crucis, 4) Vic. St. Crucis, 5) Commissio St. Martini.

VII. Erzpriesterthum in Germar: 1) Plebanus nove et veteris — — 2) Amera, 3) Germar, 4) Balstedt, 5) Korner-Wiperti, 6) Korner B. Marie, 7) Belchtede, 8) Meler major, 9) Meler minor, 10) Graba major, 11) Dornede, 12) Lengefelt, 13) Hersmar (Harsmar), 14) Buthenheilingen superior (Buthenheiligen), 15) Ifferheilingen, 16) Hospital in Molhusen. 17) Netzrode, 18) Rysern, 19) Wiba, 20) Tutenroda, 21) Ebrolderode, 22) Kaisershain, 23) Pusel (Pusel), 24) Forste, 25) Salvelt, 26) Graba minor, 27) Sampach, 28) Appenheilingen, 29) Popenrode, 30) Ylmenhusen (Ymelhusen, Almenhausen), 31) Urbich, 32) Aldenguttern, 33) Eigenreiden, 34) Buthenheilingen (Buttenheilingen) infer., 35) Windeberck. An Beneficiis non curatis gehören auch dazu in Molhusen: 1) Vic. in monast. Monichalium in ponte, 2) Vic. St. Anthonii et Michaelis, quatuor doctorum ad St. Joh., 3) Vic. St. Andree et Gregorii ad St. Joh., 4) 5) Duae Vic. St. Bonifacii, 6) Vic. altaris B. Marie in Capella St. Anthonii, 7) Vic. X. milium martirum, 8) Vic. St. Michaelis et Martini ad St. Anthon., 9) Vic. B. Marie in Ponte, 10) Vic. St. Crucis et Erhardi ad St. Anthon., 11) Vic. ad St. Anthon., 12) Vic. B. Marie Magdalene in ponte. 13) 14) Duae vic. ad. St. Joh., 15) Vic. St. Crucis ad St. Joh. 16) Vic. ad St. Joh., 17) Vic. in

eadem capella St. Joh. in armario, 18) Vic. corporis Cristi ad St. Joh., 19) Vic. alt. B. Mar. Magdal. 20) Vic. St. Crucis ad St. Anthon., 21) Vic. St. Anne in ponte, 22) Vic. St. Amplonie ad St. Joh. 23) Vic. B. Marie ad St. Anthon., 24) Vic. in pretorio, 25) Vic. omnium Sanctorum, 26) Vic. ad St. Anthonium, 27) Vic. B. Marie virginis in ponte, 28) Vic. B. Mar. Magdalene et Joh. Evang., 29) Vic. St. Anne in ponte. 30) Vic. ad St. Joh. 31) Vic. ad St. Anthon., 32) Vic. St. Dorothee, Katherine et Adelberti ad St. Joh., 33) Vic. St. Joh. Evangel. ad St. Joh., 34) Vic. Petri et Pauli in summo altari ad St. Joh., 35) Vic. St. Martini ad St. Anthonium, 36) Vic. St. Anne et trium regum in ponte, 37) Vic. B. Marie et St. Jodoci ad St. Johannem, 38) Vic. B. Marie virg. ad St. Joh., 39) Vic. St. Petri et Pauli ad St. Anthonium, 40) Vic. in testudine ad St. Anthon., 41) Vic. St. Panthaleonis ad St. Anthon., 42) Vic. St. Petri et Gorgonii, 43) Vic. alt. St. Crucis ad St. Joh., 44) Vic. St. Joh. ad St. Joh., 45) Vic. in capella St. Johannis, 46) Vic. capelle S. Joh., 47) Commissio in ponte, 48) Vic. St. Agnetis in ponte. In Aldenguttern: 1) Vic. B. Marie virg. ad St. Martini, 2) Vic. St. Crucis ibid. 3) Vic. in castro, 4) Vic. trium regum in parochiali ecclesia ibidem. In Buthenheilingen: Vic. St. Crucis. In Meler: vicar — — In Korner: Vic. B. Marie. In Balstedt: Vic. St. Katherine in capella.

VIII. Erzpriesterthum Blicherode oder Bleicherode: 1) Abbas Gerrode, 2) Plebanus in Blichrode, 3) Barbefelde (Baldefelde), 4) Monichrode, 5) Luterode, 6) Bischoffrode, 7) Gussenbach, 8) Wernigrode (Wernichrode), 9) Bodungen (Badungen) major, 10) Bodungen minor, 11) Bula major, 12) Lipprechtrode, 13) Kirchenhayn, 14) Gebar superior, 15) Inferior Gebar, 16) Solstedt, 17) Renungen, 18) das Rodichen (das Bodischee), 19) Weltelrode (Woltebrode), 20) Asscha, 21) Heigenrode, 22) Sultzingen, 23) Haldungen filia, Bisschoffrode, 24) Kirchdorf, 25) Hasschenrode, 26) Nuwenstad, 27) Wolffinrode, 28) Utenrode, 29) Krage, 30) Wustete (Wustede), 31) Wilrode, 32) Walrode. An Beneficiis non curatis aber in Blichrode: 1) Vic. Nic. in Blichrode, 2) Commissio nova corporis in parochiali ecclesia. 3) Commissio St. Sebastiani, 4) 5) 6) Tres Vic. Capelle — — 7) Commissio nova in Capella Sebastiani, 8) Commissio in Kulendoro, 9) Capella St. Crucis, 10) Vic. St. Wolgangi in turri. Die übrigen beneficia non curata ermangeln, weil Fol. 22 des Manuscripts, worauf selbige gestanden, verloren gegangen.

IX. Erzpriesterthum Kannewerf oder Kannewurff: 1) Kannewerf St. Petri, 2) Kannewerff St. Nicolai (indem Kannewurff ehemals in zwei Theile getheilt gewesen oder zwei parochias), 3) Kindelbrucken, 4) Besa superior, 5) Besa inferior, 6) Gunsrade (Günsrode, Güntzerode), 7) Sassenborg (Sachsenburg), 8) Fromstedt (Frömstedt), 9) Bultzingesleuben (Biltzingsleben), 10) Trebir (Trebra), 11) Wessenleuben (jetzt desol.). Die übrigen Beneficia curata und non curata können nicht mit specificirt werden, weil ein Blatt verloren gegangen.

X. Erzpriesterthum Kerch-Heilingen: 1) Thommesbrucken, 2) Kerch-Heilingen, Wiperti, 3) Kerch-Heilingen Bonifacii, 4) Kerch-Heilingen Marie, 5) Welsbech, 6) Welsbech a^{or}, 7) Nunheilingen b^{or}, 8) Blanckenberg, 9) Urbleuben (Urleiben), 10) Sancti Bonifacii, 11) Cletstedt, 12) Vargila a^{or}, 13) Vargila b^{or}, 14) Toteleyben, 15) Reylstede, 16) Bruchstedt (Bruchfeldt), Dug de Swartzburg, 17) Merrleuben. An Beneficiis non curatis: In Nunheilingen: 1) Vic. B. Mar. virginis, 2) Vic. St. Philippi et Jacobi, 3) Vic. St. Crucis et Petri, 4) Vic. St. Andree et Bartholomei, 5) Vic. St. Crucis for. valvam. In Kirchheilingen: Vic. St. Katherine. In Tungisbrucken: 1) Vic. St. Ciriaci in parochiali Eccles., 2) Vic. St. Mauritii for. castrum in Capella, 3) Vic. B. Marie virg. in Capella ibidem, 4) Vic. St. Crucis in Capella eadem, 5) Commissio corporis Cristi, 6) Vic. St. Crucis for. valvam., 7) In Capella B. Mar. vicar. St. Sebastiani et Fabiani, 8) Vic. St. Nicolai in parochiali ecclesia. In Urleuben: Vic. St. Ciriaci in Eccl. B. Marie virg. In Vargula: 1) Vic. B. Mar. virg., 2) Commissio St. Sebastiani et corporis Cristi. In Welsbich: Vic. St. Bartholomei. In Klested: Vic. B. Mar.

XI. Erzpriesterthum Wessungen oder Wechsungen: 1) Major Wessungen (Großen Wechsungen), 2) Guntzerode, 3) Rodesleuben superior, 4) Hesserode (Hestenrode), 5) Kemstedt, 6) Schata, 7) Werter major, 8) Werter minor, 9) Roldesleuben, 10) Butzleuben, 11) Lumelingrode, 12) Hafferungen, 13) Mackenrode, 14) Blidungen, 15) Fronrode, 16) Merbich, 17) Schidungen, 18) Etzlesrode, 19) Minor Wechsungen, 20) Hetstede, 21) Trebra.

Die übrigen Beneficia, sowol curata als non curata, mangeln hinwiederum, weil abermals ein Blatt aus der consignatione membranacea verloren gegangen ist.

Die im J. 1373 von dem Erzbischof Johann zu Mainz confirmirten Statuten dieses Stiftes bestehen aus 27 Artikeln. Außerdem wird noch eines, unstreitig im Bauernkriege abhanden gekommenen, Statutenbuches gedacht. Die jechaburgischen Pröpste in ununterbrochener Reihe aufzuführen, wird durch den Verlust so vieler, besonders älterer Urkunden unmöglich. Ohne daher auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, sei es genug, durch sorgfältigen Gebrauch der vorhandenen Nachrichten die von Jovius (a. a. O. S. 133) mitgetheilte Liste derselben zu verbessern. Dieser Geschichtschreiber zählt überhaupt 24 jechaburgische Pröpste, bei genauerer Untersuchung aber ergibt sich, daß ihrer 29 und zwar folgende waren: 1) Reginhard, den Jovius mit Stillschweigen übergeht, kommt in einer Urkunde vom J. 1105 vor, in welcher er unter den als Zeugen angeführten Pröpsten die erste Stelle einnimmt (cf. *Leuckfeld*, Antiquitat. Katelenburg. p. 24 und *Ejusd.* Antiquitat. Walckenred. P. I. p. 253). 2) Heinrich, vom J. 1125—1144, stand bei den Erzbischöfen Adelbert I. und II. von Mainz in vorzüglicher Gunst, welche das Stift unter seiner Regierung ansehnlich beschenkten. In einem katelenburgischen Diplom vom J.

1134 (s. Leuckfeld a. a. O. S. 27) hat er vor den Äbten und weltlichen Fürsten, die dasselbe bezeugten, den Vorrang. Daß im 12. Jahrh. in dieser Gegend der Weinbau schon eifrig betrieben wurde, erhellt aus zwei Dokumenten dieses Propstes, worin er seinen in der Nähe der Propstei liegenden Weinberg dem Stifte verehrt. Als aber dieses Grundstück von seinem Nachfolger Burkard veräußert worden war, so suchte der Propst Werner im J. 1210 diesen Verlust durch Ankauf eines andern von 14 Ackern wieder zu ersetzen. 3) Burkard I. von 1150—1196, wenn nicht etwa, wie Jovius vermuthet, zwei Pröpste dieses Namens unmittelbar auf einander gefolgt sind, was jedoch von ihm nicht hinlänglich erwiesen worden ist. 4) Werner, 1195. 1202. 1210. 1217. 5) Burkard II., 1219. 1221. 1223. 1224, zugleich Domherr zu Halberstadt, auch balsamenischer Archidiakonus (cf. *Leuckfeld*, Antiquitat. Walckenred. P. I. p. 139). 6) Werner II. (nach einer Urkunde vom 7. Jul. 1294, von Libesberg, den Jovius wol ohne Grund zu der gräflich Kirchbergischen Familie zählt), 1233. 1251. 7) Hermann, auch Propst zu Limburg und Domherr zu Mainz, nach Jovius aus gräflichem Geschlechte und ein Blutsverwandter des Propstes zu Nordhausen, Eiliger, Grafen von Hohnstein, 1277. Da in einem Documente vom J. 1294 Eckard Mein sich den dritten Propst nach Werner genannt hat, so muß entweder vor oder nach diesem noch ein Propst eingeschaltet werden. 8) Eckard Mein oder Meyn, aus einem noch zu Anfange des 15. Jahrh. blühenden adeligen Geschlechte, 1294. 9) Eberwein (Eberwinus) von Cronberg, auch Domherr zu Mainz (1293), 1299. 1300. 10) Eberhard, 1315, wo er auch Cantor ecclesiae Moguntinae heißt. 11) Hermann (nach Gebhardi in den hist.-geneal. Abh. 4. Th. S. 112 fg., ein Sohn Heinrich's III., Grafen von Blankenburg), war auch Archidiakonus zu Jechaburg, und stand, wie Jovius behauptet, dem Stifte von 1339—66 vor. Seiner wird bereits im J. 1319 gedacht (s. Gebhardi a. a. O.). 12) Heinrich von Pholde (Pfuhl, Fulda?), Pfaff und Schreiber des Erzbischofs Gerlach von Mainz, wurde zwar von dem Papst selbst zum Propste bestätigt, mußte aber dieses Amt den 14. August 1366 zu Aschaffenburg dem Grafen Heinrich von Schwarzburg wieder abtreten. Im J. 1371 erscheint er als Kanonikus unseres Stiftes. 13) Heinrich (XXI.) Graf zu Schwarzburg, Domherr zu Hildesheim. Seine Ältern waren Heinrich XVII. von Schwarzburg, Herr zu Arnstadt und Agnese, geb. Gräfin von Hohnstein. Man muthmaßt nicht ohne Grund, daß er im J. 1374 die Propstei an 14) Bußo von Querfurt überlassen habe. 15) Heinrich (Graf?) von Gleichen, 1384—88. 16) Friedrich von Hopfgarten, 1388—93. 17) Günther (XXXI.), Graf zu Schwarzburg, Domherr zu Würzburg und Cöln, ein Sohn Günther XXV. und seiner Gemahlin Elisabeth aus dem hohnsteinschen Hause, denen er 1358 geboren wurde. 18) Günther (XXXV.), Graf zu Schwarzburg und Domherr zu Cöln, jüngster Sohn Günther's XXIX. und Anna's, Landgräfin von Leuchtenberg, Bruder des Erzbischofs Günther von Magdeburg, geboren im J. 1391, erhielt die Propstei 1399. 19) Heinrich von Werberg wurde 1404 von dem Papste Bonifacius IX. zum Propste des Stiftes ernannt, und behauptete sich in dieser Würde trotz des Widerstrebens des erzbischöflich mainzischen Stuhles, welcher sie dem Sohne Adolph's von Nassau, Johann, zuwenden wollte. Ob der Letztere in der Folge noch dazu gelangt sei, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, es ist aber deswegen nicht unwahrscheinlich, weil sonst in sehr langer Zeit kein Propst vorkämе. 20) Berld Wilding soll ums J. 1427 gestorben sein. 21) Johann von Rengelderade, wurde den 27. Dec. 1427 Propst. Eine Urkunde vom 11. Jun. 1431 erwähnt ihn zugleich als Provisor des erzbischöflich mainzischen Hofes zu Erfurt. Am 8. Dec. 1449 entsagte er der ersten Stelle, welche nun 22) Heinrich (XXXII.), Grafen von Schwarzburg zu Theil wurde, der 1440 am Sonntage nach Martini geboren war. Der Papst hatte in diese Veränderung blos unter der Bedingung gewilligt, daß die Propstei einstweilen einer andern, vollkommen dazu passenden, Person übertragen werden sollte, bis Heinrich das erfoderliche Alter erreicht hätte. Ein solcher Stellvertreter scheint im J. 1456 Heinrich Gaßmann gewesen zu sein. Erst den 25. October 1459 übernahm der Graf dieses Amt selbst, welches er aber wegen seiner Wahl zum Administrator des Bisthums Bremen (1463) und zum Bischofe zu Münster (1464) seinem, den 21. Febr. 1449 gebornen Bruder, 23) Heinrich (XXXIII.) im J. 1465 überließ, der außerdem mehre geistliche Stellen bekleidete, und die gegenwärtige bis zum 19. Nov. 1481, an welchem Tage er bei einem Angriffe auf die Stadt Delmenhorst eine tödtliche Wunde empfing, verwaltete. Sein Leichnam ist in der Stiftskirche zu Bremen beigesetzt. 24) Heinrich, Graf von Schwarzburg, Bruder des Vorigen, erblickte das Licht der Welt den 10. August 1452, wurde ums J. 1475 Kanonikus und 1481 Dompropst zu Hildesheim, und den 30. Dec. des nämlichen Jahres von dem Papst Sixtus IV. zum Dompropste zu Jechaburg bestätigt. Er starb Ostern 1499 und soll in der genannten Stadt begraben liegen. 25) Heinrich (XXXV.) Graf zu Schwarzburg, geb. den 31. Dec. 1456, hatte schon 1470 eine Domherrnstelle in Strasburg erhalten, wozu 1479 ein Kanonikat nebst einer Präbende in Köln und 1499 die Propstei Jechaburg kam. Jovius irrt, wenn er behauptet, daß Heinrich zu Strasburg gestorben und beerdigt sei, da vielmehr nach glaubwürdigen Zeugnissen sein Tod zu Arnstadt, Mitwochs nach Viti 1505, erfolgte. 26) Wilhelm, Graf zu Hohnstein, gelangte 1505 zur jechaburgischen Propstei und 1507 zum Bisthum in Strasburg und leistete 1510 auf die erste Stelle Verzicht, worauf sie von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg an 27) Heinrich Reuß von Plauen, Herrn zu Greiz und Kranichfeld, verliehen wurde, dessen bis zum J. 1531 in diesem Verhältnisse gedacht wird. Er ist wahrscheinlich der Nämliche, welcher laut der reußischen Geschlechtstafel (Genealogia Ruthenorum Comitum ac Dominorum in Plauen. Norimbergae 1715. fol. Tab. IV.) als Dechant zu Cöln und Kanonikus zu Mainz, den 18. Sept. 1532 gestorben sein soll. 28) Ernst, Graf von Mansfeld und Herr zu Heldrungen, welcher 1543 diese Stelle freiwillig niederlegte.

29) Johann Günther, Graf zu Schwarzburg, oder vielmehr dessen Vater, Günther XL. als Administrator. Der erste war zugleich Domherr zu Cöln, Strasburg, Bamberg und Würzburg. Im J. 1544 entsagten etliche Canonici des Stiftes dem Papstthume, und bekannten sich zur evangelischen Lehre. Dadurch und einige bald hierauf von dem Grafen Günther, z. B. wegen Entrichtung der Zinsen an einen von ihm selbst dazu bestellten Einnehmer getroffene Verfügungen fand die Reformation auch hier ungehinderten Eingang, und die bisherigen Verhältnisse lösten sich endlich völlig auf.

Laut einer Urkunde vom J. 1481 betrugen die Einkünfte der Propstei 30 Mark Silbers. Vergleicht man aber die darüber geführten Rechnungen, so findet sich hinlänglicher Grund, dieselben weit höher anzuschlagen. Nach der Reformation wurden sie nebst dem Ertrage der Präbenden und Vicarien zu Errichtung einer Stadt- und Landschule zu Sondershausen, zu Besoldung der Geistlichen daselbst und zu Jechaburg, ingleichen zu Stipendien für Studirende und zu weltlichen Zwecken (ad usus saeculares) verwendet. Die Einführung der Lutherischen Lehre in der untern Herrschaft des jetzigen Fürstenthums konnte nur allmälig von Statten gehen und erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. ganz vollendet werden, da noch im J. 1554 der Dechant, Senior und das Capitel zu Jechaburg vorkommen. Das Stift besaß beträchtliche Güter an benachbarten und entfernten Orten, z. B. zu Großenehrich, Gorsleben, Oberbösa, Oberspira 2c., welche sämmtlich anzuführen zu weitläufig sein würde. Alles, was wir über den Zustand der ehemaligen Domkirche wissen, beschränkt sich auf die wenigen Bemerkungen, welche der schwarzburgisch-sondershäusische Rath und Archivar, Joh. Andr. Zeiz, bei einem Besuche derselben am 8. April 1715 aufgesetzt hat. Dieser beschreibt zuerst ein auf dem Altar befindliches, mit mehren andern Figuren umgebenes Marienbild, von hohem Alter und ausgezeichneter Schönheit, unter dem man folgende Verse liest:

Christiparam cuncte gentes venerentur adorent,
Hujus et assiduo numina magna colant.
Coelituum chorus hanc nunquam celebrare recusat,
Hujus et ante pedes procubuisse genu.

Ferner erwähnt er ein hier aufgestelltes hölzernes Bild des Apostels Petrus. An dem Taufsteine fand er die Jahrzahl MCCCCXCIIII. und an einer Emporkirche: 1648, welche letztere vielleicht andeuten soll, daß dieser in den Unruhen des dreißigjährigen Kriegs verödete und seines Daches beraubte Tempel damals wieder zum Gottesdienste eingerichtet worden sei. Auch hatte sich eine Glocke mit dem Bildnisse des Apostels Petrus und der Jahrzahl MCCCLVIIII. erhalten. Nach den noch sichtbaren Trümmern der vorigen Kirche bestimmt jener Gelehrte die Länge derselben mit Einschluß des Thurmes auf 72, die Breite auf 14 Schritte. (*L. F. Hesse.*)

Jechanja, Jechonja, s. Jojachin.

Jecheskiel (Hesekiel), s. Ezechiel.

JECHIEL (יְחִיאֵל), was Gesenius *) geneigt ist, für abgekürzte Form statt יְחַיֶּה אֵל (den Gott erhalte) zu nehmen, ist Name mehrer biblischen Personen, von denen jedoch keine einzige historische Wichtigkeit hat. Unter andern hieß so ein Sohn des Königs Josaphat (2 Chron. 21, 2). Denselben Namen führten viele Rabbinen, unter denen sich jedoch kein einziger durch große oder wichtige Schriften besonders hervorgethan hat. Endlich hieß auch bei den Juden ein angeblich über die Thiere gebietender Dämon Jechiel. (*A. G. Hoffmann.*)

*) Hebr. Wörterb. unt. d. W.

JECHNER (Johann Joseph, Freiherr von), geb. 1749 auf dem adeligen Gute Hackenberg, in der vormaligen gräflich Wallmodenschen Herrschaft Gimborn-Neustadt, widmete sich früh aus Neigung der militairischen Laufbahn. Im J. 1763 trat er zu Hamm in der Grafschaft Mark, als Junker in das Infanterieregiment von Wolffersdorf, in welchem er als Lieutenant dem bairischen Erbfolgekriege, den Feldzügen 1787 in Holland, und 1792—1794 gegen Frankreich beiwohnte. Um diese Zeit war er Capitain geworden. Bei der Belagerung von Mainz und besonders bei dem Sturme der zahlbacher Schanze erstieg er an der Spitze einer Abtheilung von Freiwilligen zuerst die Brustwehr. Er begründete sich dadurch den Ruf eines der tapfersten und unerschrockensten Officiere. Im Februar 1795 zum Major erhoben, ward ihm der Befehl über die in der Gemarke an der Wupper gezogene Demarcationslinie. Das Wohl der dortigen Bewohner berücksichtigte er nach allen seinen Kräften auf eine so edle und uneigennützige Weise, daß der König von Preußen sich bewogen fand, ihm als Beweis seines Wohlwollens (1798) den Verdienstorden zu verleihen. Nach der Rückkehr in seine Garnison widmete sich J. der Führung und Ausbildung seines Grenadierbataillons mit rastlosem Eifer und so herzlicher Fürsorge für das Wohl seiner Untergebenen, daß er mit Recht ihr Vater genannt werden konnte. Noch ehe der Krieg von 1806 ausbrach, ward er zum Oberstlieutenant und Commandeur seines Regiments ernannt, mit welchem er der Schlacht bei Jena beiwohnte. Nach Auflösung seines Regiments begab er sich (1807) zu dem preußischen Armeecorps in Schwedischpommern, wo ihn Blücher, damals als Generallieutenant commandirend, seines unumschränkten Vertrauens würdigte, und ihn durch mehre militairische Aufträge ehrte. Im J. 1813 ward J. von Friedrich Wilhelm III. zum Obersten, bald nachher zum Generalmajor, und auf den Vorschlag des Ministers Freiherrn von Stein zum Chef der Militairorganisation im Herzogthum Berg ernannt. Rechtlichkeit und Humanität leiteten ihn auch in diesem Geschäftsverhältnisse. Im J. 1815, nach erfolgtem Frieden, ward er von seinem Monarchen, in gerechter Anerkennung seiner dem Vaterlande geleisteten Dienste mit einer ansehnlichen Pension in Ruhestand versetzt. Seine Gesundheit war längst erschüttert worden. Als der letzte seines altritterlichen Geschlechtes starb er, nach mehrjährigen Leiden, den 22. Dec. 1820 zu Düsseldorf. Der preußische Staat verlor in ihm einen seiner treuesten Unterthanen, die Welt einen Biedermann, dessen Leben stilles Wohlthun und ein echtchristlicher Sinn charakterisirten *). (*Heinrich Döring.*)

*) Vgl. v. Zedlitz, Pantheon des preußischen Heeres (Berlin 1835). 1. Bd. S. 160 fg.

JECHNITZ, böhmisch Gesenicze, ein zur gräflich Czernin'schen Herrschaft Petersburg gehöriges Municipalstädtchen im saazer Kreise des Königreichs Böhmen, in der Nähe der rakonitzer Kreisgrenze, 2¼ Meilen westwärts von Rakonitz, in sanft geschwungener Gegend gelegen, mit 132 Häusern, 952 teutschen Einwohnern, einer eigenen kathol. Pfarre von 1815 Seelen, nach der ein Districtsvicariat des leitmeritzer Bisthums den Namen hat, einer schon in den Jahren 1384 und 1418 als Pfarrkirche vorkommenden Dekanatskirche und einer Stadtschule, welche unter dem Patronate des Herrschaftsbesitzers steht, und vier Jahrmärkten, an welchen auch Viehmärkte abgehalten werden. Die Stadt hat einen eigenen Magistrat. In der Nähe des Ortes befindet sich ein großer Teich. In frühern Zeiten waren in dieser Gegend Goldbergwerke im Betriebe, und noch heutzutage findet man hier schöne Zinngeschiebe. (*G. F. Schreiner.*)

JECHTINGEN, ICHTINGEN, Pfarrdorf im großherzogl. badischen Bezirksamte Breisach, 1½ teusche M. nördlich von der Amtsstadt am Rheinstrome, nächst einer stark benutzten Rheinüberfahrt, mit 846 Einwohnern in 151 Familien, alle kathol. Confession, eine grundherrliche Besitzung des Freiherrn v. Fahnenberg, in der ehemals österreichischen Herrschaft Kürnberg. Der Zehnte gehört der Universität zu Freiburg, sowie auch der Pfarrsatz, welchen ihr Herzog Sigismund von Österreich im J. 1468 geschenkt hat. Ein alter Ort aus den Urkunden des Mittelalters unter dem Namen Ühtingen bekannt. Sonst ein Marktflecken, aber in den Zeiten des 30jährigen Krieges erschöpft und verdorben, besonders durch Plünderungen der Schweden, welche in der Nähe eine Brücke über den Rhein hatten, auch eines Tages die zu einer öffentlichen Andacht in der Kirche versammelte Pfarrgemeinde überfielen, und sie sammt dem Pfarrer am Altare bis auf das Hemd auszogen und beraubten. (*Thom. Alfr. Leger.*)

JECO, ein kleiner Küstenfluß in der östlichen Hälfte des nordamerikanischen Freistaats Florida; er ergießt sich in den Meerbusen von Mexiko. (*J. C. Schmidt.*)

JECONAN, Stadt in Palästina im Stamme Sebulon. (*F. G. Crome.*)

Jecu, soviel als Jacui (s. d. Art.).

JED, ein kleiner Fluß im südlichen Schottland, entspringt in den Grenzgebirgen zwischen England und Schottland, und tritt dann in die Grafschaft Roxburgh ein, in welcher er eine halbe teutsche Meile seitwärts von Jedburgh in den Teviot fällt. Der Fluß hat ein felsiges Bett und fließt größtentheils durch enge, stark bewaldete Thäler. Man findet in demselben viele vortreffliche Forellen. (*J. C. Schmidt.*)

JEDAJA HAPPENINI (ידעיה הפניני), ein angesehener jüdischer Rabbi des 13. Jahrh., von dessen Lebensumständen jedoch nur wenig bekannt ist. Er war ein Sohn des Abraham Bedraschi (oder Badreschi, בדרשי), wird auch selbst Habbedraschi genannt, stammte also wahrscheinlich aus der Stadt Beziers in dem jetzigen französischen Departement Herault (in der ehemaligen Provinz Narbonne) [1]), scheint sich jedoch meist in Spanien aufgehalten zu haben, und ist um 1298 zu Barcelona gestorben. Außer dem Lobe eines rechtschaffenen und sehr gelehrten Mannes hat er sich auch den Ruhm eines ausgezeichneten Schriftstellers bei den Seinen erworben. Namentlich gilt er als einer der besten jüdischen Dichter seiner Zeit, und selbst Burtorf ist so von ihm eingenommen, daß er ihn den Cicero der Hebräer nennt. Seine Beredsamkeit veranlaßte seine Volksgenossen, ihm den Namen המליץ, orator, beizulegen. Weniger klar ist dagegen, warum er auch Anbonet Abram (אנבונים אברם) oder Aboneto (אבונימו) Abram geheißen habe. Seinen Ruhm begründete er hauptsächlich durch sein Werk Bechinath olam (בחינת עולם), d. i. „Erforschung der Welt," welches vielmals gedruckt und commentirt, auch ins Lat. und Französische übersetzt ist. Die Ausgaben enthalten zum Theil blos den Text, andere außerdem noch Noten oder auch eine Übersetzung. Besonders geschätzt wird die Ausgabe von A. Uchtmann, welche auch eine lat. Übersetzung enthält (Leyden 1650 u. 1688. 12.). Wegen ihrer Nettigkeit und Neuheit ist zu erwähnen die im J. 1807 erschienene fürther Ausgabe; sie liefert auch Erklärung in hebräischer Sprache und eine teutsche Übersetzung. Eine französische Übersetzung erschien Metz 1808 unter dem Titel: L'appréciation du monde. Der Verfasser ermahnt in diesem Buche, die Eitelkeit der Welt zu verachten und das Reich Gottes zu suchen. Die übrigen Schriften Jedaja's sind: ein Commentar zu den Psalmen, Leschon hassahab (לשון הזהב) betitelt; eine Erklärung der dunkelsten Stellen in Aben Esra's Commentar zum Pentateuch, Biur (ביאור) genannt; ein apologetischer Brief (מכתב התנצלות) an Salomo ben Adrath, um die gehässige Beurtheilung philosophischer Studien zu widerlegen, und sie vor dem 25. Lebensjahre den Jünglingen zugänglich zu machen; ein Gebet in Akrostichen und einiges Andere von geringerer Bedeutung. Das Mibchar happeninim (מבחר הפנינים), d. i. „Auswahl der Perlen," eine Blumenlese von Gnomen, wird ihm zwar auch zugeschrieben, allein sie ist vielmehr, wie schon Wolf urtheilt [2]), ein Werk des Salomo ben Gavirol [3]). (*A. G. Hoffmann.*)

JEDALA, oder **JEDEALA, JIDALA**, Stadt in Palästina im Stamme Sebulon (Jos. 19, 15). (*F. G. Crome.*)

JEDBURGH, 1) ein Kirchspiel Schottlands in der Grafschaft Roxburgh, ungefähr 13 englische Meilen (2⅘ teutsche Meilen) lang, und 6—7 englische Meilen breit, dessen größerer Theil Hügelland ist und als Schafweide benutzt wird. Das artbare Land beträgt nicht mehr als ein Fünftel des Ganzen.

2) Jedburgh, ein Burgflecken Schottlands und Haupt-

---

1) Das hebräische ברדשי entspricht nämlich dem lateinischen Biterrensis oder Bedersensis. 2) Biblioth. Hebr. T. I. p. 404 sq. 3) Cf. *Wolf* l. c. T. I. p. 401 sq. T. III. p. 283 sq. et T. IV. p. 827. Jöcher's Gelehrten-Lex. 2. Bd. Col. 1556 unt. d. Art. Happenini. *Labouderie* in der Biograph. Univers. T. XXI. p. 524 sq.

stadt der Grafschaft Roxburgh, neun teutsche Meilen südlich von Edinburgh, hat eine angenehme Lage am nördlichen Ufer des Flusses Jed, an einem Bergabhange. Hügel von beträchtlicher Höhe umgeben von allen Seiten die Stadt, welche aus vier Hauptstraßen besteht, die sich in rechten Winkeln durchschneiden und in einem Marktplatze endigen. Die Stadt ist ein Burgflecken von hohem Alter, und scheint, wie man aus einer Urkunde ersieht, worin sie Jedworth genannt wird, schon vor dem J. 1165 ein Platz von Bedeutung gewesen zu sein. Im Anfange des 17. Jahrh. war sie einer der Hauptplätze an der englischen Grenze, und wurde nach der Vereinigung Schottlands mit England der Mittelpunkt eines ausgebreiteten und gewinnreichen Schmuggelhandels, besonders mit Leder und Malz, der die Stadt ungemein bereicherte. Geschärfte Gesetze und vergrößerte Aufmerksamkeit der Behörden vernichteten endlich diesen Handel, wodurch die Stadt schnell in Verfall gerieth, von dem sie sich erst seit dem J. 1770 nach und nach wieder erholte, nachdem man Wollenmanufacturen von bedeutendem Umfange angelegt hatte, die mit Geschick und Vortheil betrieben wurden. Seit dieser Zeit hat sich die Industrie immer mehr gehoben und an Umfange zugenommen, eine Menge neue Häuser — darunter ein elegantes und geräumiges Stadthaus — sind entstanden und die Bewohnerzahl auf 5000 gestiegen. Die Abtei von Jedburgh, gegründet vom Könige David I., liegt an der Südseite der Stadt und an den Ufern des Jed; sie war ein weitläufiges und prächtiges Gebäude, in der Form eines Kreuzes gebaut. Der westliche Theil derselben wurde im J. 1792 zur Kirchspielskirche eingerichtet und mit Sorgfalt und Geschmack dem Style des alten Gebäudes angepaßt, sodaß sie jetzt zu den schönsten Kirchen des Königreichs gerechnet werden kann. Außer dieser Kirche bestehen noch drei Versammlungshäuser der Dissenters; zwei dieser Gemeinden haben im J. 1818 zwei neue hübsche Bethäuser erbaut. In den frühern Zeiten waren die Umgebungen der Stadt wegen ihrer Obstgärten bekannt, die von Geistlichen angelegt worden waren; sie geriethen in Verfall, sind aber in den neuesten Zeiten in einer größern Ausdehnung wieder angelegt, und befinden sich in einem gedeihenden Zustande. Ein großer Nachtheil für die Stadt ist die Theurung des Feuerungsmaterials, das meistens in Kohlen besteht, die aus Northumberland hierher geschafft werden. Sie ist der Sitz der Grafschaftsbehörden, hält vier Jahrmärkte und jedesmal Dinstags einen Wochenmarkt. (*J. C. Schmidt.*)

JEDDELI, ein kleiner Fluß Habessiniens, ergießt sich nördlich von dem See von Tzana in den Bahar el Azrek oder den blauen Fluß, den man nach den Nachrichten der meisten und vorzüglichsten Reisenden für den östlichen Hauptarm des Nils hält. (*J. C. Schmidt.*)

JEDDEREN, eine Landschaft im südwestlichen Norwegen am Meere, welche mit der angrenzenden Landschaft Dalerne eine Voigtei (zusammen mit neun Pastoraten, 21 Kirchen und etwa 15,000 Einwohnern) bildet, im Amte Stavanger, Stifts Christiansand. Hier liegt die kleine, aber ansehnlichen Handel treibende Seestadt Stavanger. Das Land hat ziemlich fruchtbare Äcker, sodaß es etwas Roggen und Gerste verkaufen kann, ist aber ganz wald-, ja baumlos. Die Fischerei, auch Lachsfang, ist einträglich; kleinere Häfen mangeln, welcher Umstand sonst nirgends an Norwegens Küsten eintreten soll. Torfmoore sind in großer Zahl vorhanden. Fahrwege finden sich nicht überall. Nackte Berge sind häufig. Das angrenzende Dalerne ist ein ganz armes Land. (*v. Schubert.*)

JEDDESBYE (**Gieddesbye**), Kirchdorf auf Falster (Dänemark), der südlichste bewohnte Punkt dieser Insel. (*Benicken.*)

JEDDO oder **YEDDO**, chinesisch Kiang-hou, Hauptstadt des japanischen Reichs im Umfange des Fürstenthums Musaki enthalten. Sie liegt 35° 52′ nördl. Br. und 156° 30′ östl. L. von Ferro, in einer weiten, unabsehbaren Ebene, halbmondförmig um den Busen von Jeddo, auf der Südküste der Insel Nifon und an der Mündung des Flusses Tonjak, weshalb sie eben Jeddo, d. i. das Thor des Stromes, genannt wird. Sie hat, nach Angabe der Japaner, einschließlich ihrer beiden Vorstädte, Sinagawa und Takanawa, welche nur aus einer einzigen Straße bestehen, aus der man über die berühmte Brücke Niponbos, von welcher die Entfernung aller übrigen Städte des Reichs gerechnet wird, in die eigentliche Stadt gelangt, eine Länge von 7, eine Breite von 5 und einen Umfang von 21 Ri (von denen bei Kämpfer 37½ auf 1° des Äquators gehen), ist gleich den andern japanischen Städten offen, aber von breiten Gräben nebst hohen und mit Bäumen bepflanzten Wällen durchschnitten, welche als Festungswerke angesehen werden können. Sie ist auch eine der fünf großen Reichsstädte und seit der Regierung des Seogoun Gonghen (er regierte von 1604—1616 unserer Zeitrechnung) die Residenz des Seogoun oder militairischen Kaisers, weshalb sie auch im Gegensatz des westlicher gelegenen Miako, woselbst der Daïri oder geistliche (eigentliche) Kaiser wohnt, Toung-tou, d. i. die Ostresidenz, genannt wird. Auch die höchsten Staatsbehörden haben in ihr ihren Sitz aufgeschlagen. Das kaiserliche Schloß, welches, sowie die Paläste anderer Großen, Goten genannt wird, im Gegensatz der Mia oder des Palastes des Daïri, liegt im nördlichen Theile der Stadt, hat mit allem Zubehör einen Umfang von fünf Ri (zwei geographischen Meilen), und besteht aus einer doppelten Vorburg, einer großen Festung, worin sich die eigentliche kaiserliche Residenz befindet, zwei befestigten Nebenschlössern, mehren Plätzen, Lust- und Blumengärten. Die äußerste Vorburg hat eine Enceinte von Wällen und ausgemauerten Gräben, umgibt die größte Hälfte der kaiserlichen Residenz gleich einer Contregarde und umschließt in ihrem Innern die in Straßen geordneten, schön gebauten Paläste (Goten) der vielen Lehnsfürsten des Reichs, welche hier für immer mit ihren Familien wohnen müssen, und nur für ihre Personen jährlich in ihren Fürstenthümern abwesend sein dürfen, um während dieser Zeit der Regierung ihrer Unterthanen obzuliegen. Ebenfalls von dieser äußersten Burg umschlossen ist eine zweite, sehr stark befestigte, worin die ältesten Reichsräthe, die Gouverneurs und einige der angesehensten Fürsten in schönen Palästen leben. Die eigentliche kaiserliche Residenz, nur ein Stockwerk

hoch, aber im japanischen Geschmacke reich verziert und außerordentlich weitläufig, liegt auf etwas erhöhtem Boden, wird von einem breiten, mit Quadersteinen aufgemauerten Graben umgeben, dessen Escarpe mit enormen Werksteinen unter einiger Böschung in die Höhe geführt, dahinter mit Erde gefüllt, oben mit langen Gebäuden besetzt und mit thurmförmig viereckten Wachthäusern besetzt ist. Die Enceinte des Walles gestaltet sich, fortificatorischen Regeln gemäß, in bestimmten Distanzen zu steinernen Bollwerken. Unter andern Gebäuden, die den innern Hofstaat des Kaisers bergen, bemerkt man einen hohen, Alles überragenden, viereckigen weißen Thurm, der mit vielen Stockwerken, Prunkdächern und Ornamenten versehen ist und dem Schlosse das prächtigste Ansehen gibt. Auch an den andern Gebäuden fehlen die Ornamente nicht; sie sind mit gefachten, ausgebogenen Dächern versehen, an denen das Ornament des Drachenkopfes in zahlreicher Wiederholung angebracht ist. Die beiden Nebenschlösser, nach Art der Circularbefestigung angelegt, sind runde Citadellen, jede nur über eine hohe und lange Brücke und durch ein einziges Thor zugänglich, hoch umwallet und mit tiefen und nassen Gräben umgeben, sind ohne äußerliche Pracht, und es werden in ihnen die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen erzogen. Die Stadt selbst, im J. 1458 durch Do-da-bô-kwan gegründet, und nur allmälig zu ihrer jetzigen Größe angewachsen, ist daher ziemlich unregelmäßig gebaut; doch wird jedes Quartier, wenn es während einer Feuersbrunst abgebrannt sein sollte, stets in geradlinigen Straßen wieder aufgebaut. Die Häuser sind sämmtlich von Holz mit Lehmwänden, der häufigen Erdbeben wegen nur ein-, höchstens zweistöckig, mit Schindeln gedeckt, im Innern mit papiernen Scheiben und Fensterjalousien versehen, der Boden mit ausgestopften feinen Binsenmatten belegt, kurz das Ganze gleichsam aus den brennbarsten Materialien zusammengefügt, daher Feuersbrünste hier, der musterhaften Löschanstalten ungeachtet, (eine Feuercompagnie durchzieht Tag und Nacht die Straßen) sehr häufig sind und gewöhnlich großen Schaden anrichten. Auch die ungemein zahlreichen Klöster und Priesterwohnungen sind nicht schön zu nennen, da sie sich in Hinsicht der Architektur nur wenig von den Bürgerhäusern unterscheiden. Neben denselben findet man stets einen kleinen Tempel oder einen ansehnlichen, mit Altären und Idolen versehenen Saal. Außerdem aber gibt es noch mehre prächtige, dem Amida, Sjacka, Quanwan und andern Götzen gewidmete öffentliche Tempel (Mia), die sich mit den Wohnungen der Priester und andern Gebäuden zu ansehnlichen und ausgebreiteten Anlagen erheben, und zu welchen große, einzeln stehende Thore und Ehrenbogen führen, in denen sich die eigenthümliche japanische Säulenordnung, welche Tori-i (Aufenthalt der Vögel) genannt wird, zu erkennen gibt. Was die Zahl der Häuser betrifft, so wird dieselbe von den Japanern auf 280,000 angegeben, und Hassel berechnet hiernach die Zahl der Bewohner auf 1,680,000, wobei er annimmt, daß jedes Haus im Durchschnitt sechs Bewohner zählt. Sie ernähren sich von den Ausflüssen des Hofes, des Hofstaates, der Regierungsbehörden, von wichtigen Manufacturen in allen Zweigen der japanischen Industrie, von Handwerken und von einem wichtigen Handel; denn die Stadt ist zugleich eins der wichtigsten Emporien für Japan, obgleich ihr verschlämmter Hafen nur kleinen Schiffen den Zugang gestattet. (*Klaehn.*)

Jedeala (Geogr.), s. Jedala.

Jedel (Geogr.), s. Jeedel.

JEDENSPEIGEN, ehemals **IDUNSPEUGEN**, 1) eine dem Grafen Maximilian von Kollonitsch gehörige Fideicommißherrschaft im V. U. M. B. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, am rechten Ufer des Marchflusses, theils in der Ebene und theils in den Ausläufern der Hochleithen gelegen; zu dieser Herrschaft gehören die Ortschaften Jedenspeigen, Sirndorf und näher gegen den Fluß zu der herrschaftliche Meierhof, der Wimmerhof genannt. Die Anhöhen, welche einen Theil der Oberfläche der Herrschaft bedecken, sind fast ganz holzlos, dafür aber auf den sonnigen Abhängen mit Rebenpflanzungen bedeckt. 2) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriger alter Markt, in einer thalähnlichen Vertiefung unfern von der March, zwischen den Marktflecken Drösing und Dürnkruth gelegen, mit einem herrschaftlichen Schlosse, **141** Häusern, **873** teutschen Einwohnern, die sich vom Feld- und Weinbau nähren, einer alten katholischen Pfarre, welche zum Erzbisthume Wien und zum Dekanate unter der Hochleithen gehört, einer katholischen Kirche und einer Schule, die unter dem Patronate der Ortsherrschaft stehen. (*G. F. Schreiner.*)

JEDERCH, auch **JADERCH**, Mali- und Veliki-, teutsch Klein- und Groß-J., zwei neben einander gelegene Dörfer im Gerichtsstuhle jenseit der Culpa der agramer Gespanschaft Kroatiens, im Gebirge gelegen, fast gleichweit von der Maria-Luisen- und der Karolinischen Straße entfernt, nach Lukodol (Bisthum Agram) eingepfarrt, davon der erstere Ort zur Herrschaft Szeverin, der letztere nach Boszilyevo gehört, mit einer katholischen Filialkirche in Groß-J., 55 Häusern und 528 kroatischen Einwohnern, welche sämmtlich Katholiken sind und von der Landwirthschaft leben. (*G. F. Schreiner.*)

JEDI KÜLA (يدي قلاع), verstümmelt Hiedicouler, der türkische Name der sieben Thürme, des bekannten Schlosses und furchtbaren Gefängnisses in Constantinopel. Pouqueville sagt in seiner Voyage en Morée vol. II. p. 62: „Dies kaiserliche Schloß, welches die Türken Hiedecouler und die Griechen Eftacoulades nennen, wird in der byzantinischen Geschichte seit dem 6. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung als ein Punkt angeführt, der zur Vertheidigung von Constantinopel diente." Das neugriechische ephta ist so viel, wie *ἑπτά*, sieben, und *κουλάδα* ist eine Lähmung der Hand. Vielleicht soll es aber *κόλασις*, die Strafe, Züchtigung, Marter und Folter bedeuten (*κολάζειν*, strafen). Einige Stellen an den sieben Thürmen sind noch jetzt schwarz verbrannt, angeblich von dem griechischen Feuer (nach Pouqueville und nach der Meinung einiger Griechen), welches in der Eroberung von Constantinopel gebraucht wurde (vgl. d. Art. Constantinopel. 1. Sect. XIX. S. 148). (*Karl Iken.*)

JEDITHUN (ידיתון) oder JEDUTHUN (ידותון), wol so viel als der Lobende, hieß nach der Chronik ein Zeitgenosse des Königs David, welcher dem Levitischen Stamme angehörte und sich als Musiker auszeichnete (1 Chron. 16, 41. 42. 25, 1). Unter seinen Nachkommen fehlte es nicht an solchen, welche ihm darin nacheiferten (2 Chron. 35, 15. Neh. 11, 17). Das in den Überschriften von Ps. 39. 62 und 77 vorkommende Jeduthun bezieht man gewöhnlich auf diese, also die Jeduthunder, nicht auf ihren gleichnamigen Ahnherrn. (*A. G. Hoffmann.*)

JEDLERSDORF, 1) Groß-J., auch Jedelsdorf und Klein-Mariataferl genannt, eine Herrschaft im V. U. M. B. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, in ebener, zum Theile sandiger Gegend, die durch die von Wien nach Brünn führende Commercial-, Haupt- und Poststraße sehr belebt wird. Auf den Feldern dieser Gegend findet starker Anbau des Buchweizens und eine ausgebreitete Geflügelzucht statt. 2) Ein Dorf und Hauptort der Herrschaft gleiches Namens, im Marchfelde, nächst der brünner Poststraße, 1¼ Viertelstunde südlich von der Poststation Stamersdorf gelegen und 1¼ Stunden von Wien entfernt, mit 81 Häusern und 540 teutschen Einwohnern, welche sich größtentheils mit Feld- und Weinbau beschäftigen, nebenbei aber auch einen bei der Nähe von Wien sehr einträglichen Obst- und Spargelbau und einen Handel mit Geflügel und andern Lebensmitteln treiben, einer eigenen neuen katholischen Pfarre, welche zum Dekanate auf dem Marchfelde und dem wiener Erzbisthume gehört, im J. 1829 779 Pfarrkinder zählte und unter dem Patronate der Ortsherrschaft steht, einer katholischen Kirche, in der ein Muttergottesbild zur Verehrung ausgestellt ist, zu welchem häufige Wallfahrten geschehen, und einer Trivialschule. 3) Klein-J., insgemein Jedlersdorf im Spitz genannt, ein zur Herrschaft und Pfarre Groß-J. gehöriges Dorf desselben Kreises und Landes, außer der großen Donaubrücke am Tabor gelegen und an Florisdorf stoßend, gleich dem es auch den Überschwemmungen des Donaustromes ausgesetzt ist. Die Einwohner nähren sich vom Obstbau und Geflügelhandel nach der benachbarten Hauptstadt. (*G. F. Schreiner.*)

JEDLESEE oder JETELSEE, 1) eine kleine Herrschaft im V. U. M. B. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, in ganz ebener Lage am linken Ufer der Donau gelegen und den Überschwemmungen dieses Flusses ausgesetzt. 2) Ein Dorf und Hauptort der Herrschaft gleiches Namens, an der schwarzen Lacke, einem Arme des linken Donauufers, gelegen, von der nach Prag führenden Commercial-, Haupt- und Poststraße durchschnitten, mit 94 Häusern, 678 teutschen Einwohnern, welche Feld-, Obst- und Gemüsebau, sowie auch einige Viehzucht treiben, einen ergiebigen Handel mit Lebensmitteln nach Wien unterhalten, und einen Leimsieder unter sich zählen, einer eigenen katholischen Localie, welche zum Dekanate am Michaelsberge der wiener Diöcese gehört und unter dem Patronate der Ortsherrschaft steht, einer katholischen Kirche, einem hübschen Schlosse, einer Trivialschule und einem der größten und bekanntesten Brauhäuser im Lande, welches zwei Pfannen und zwei Branntweinkessel enthält, 25 Arbeiter beschäftigt und im Durchschnitte jährlich gegen 20,000 Eimer Branntwein und 80,000 Eimer Bier erzeugt, von dem drei Viertheile nach Wien abgeführt werden. (*G. F. Schreiner.*)

JEDLICZE, eine dem Kajetan, Freiherrn von Karnicki, gehörige Herrschaft im jasloer Kreise des Königreichs Galizien, mit einem eignen Wirthschafts- und Justizamte und dem Dorfe und Hauptsitze der Herrschaftsverwaltung gleiches Namens. Dieses Dorf liegt am rechten Ufer des Jasiel- oder Jasielkaflusses und besitzt ein herrschaftliches Schloß, eine eigene katholische Pfarre von 3606 Seelen, welche zum jasloer Dekanate des przemysler lateinisch-katholischen Bisthums gehört und unter dem Patronate des Herrschaftsbesitzers steht, einer kathol. Kirche, einer Trivialschule und einem großen Meierhofe. (*G. F. Schreiner.*)

JEDLOVETZ, einer der bedeutenderen Berge in der sároser Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns; er gehört zu jener Gebirgsreihe, welche das lange Thal des Tarcza- oder Toriszkaflusses bilden, es von dem Flußgebiete des Töpl scheiden und zum Theil an dem edelsten Opal reich sind. (*G. F. Schreiner.*)

Jedo, s. Jeddo.

JEDOGAWA, Fluß auf der japanischen Insel Nison, der Abfluß des großen Binnensees Mitsu-umi- oder Biwa-no-umi (Oitz der europäischen Karten), welcher sich in der Provinz Domi ausbreitet und im J. 285 v. Chr. in einer einzigen Nacht bei einem gewaltigen Erdbeben entstand, während zu gleicher Zeit der Fusi-no-yama, der höchste Berg Japans (zugleich auch der furchtbarste Vulkan des Landes) aus der Erde emporstieg, und aus welchem See sich 82 Jahre n. Chr. die große Insel Tsikubosima erhob, welche noch existirt. Der Abfluß aus dem See findet bei dem Dorfe Tsitanosas statt, woselbst der Fluß eine doppelte Brücke trägt, welche nämlich auf einer kleinen Insel zusammenstößt. Der Jedogawa nimmt alsbald eine südwestliche Richtung an, empfängt auf dem rechten Ufer denjenigen Fluß, woran die japanische Westresidenz (die des Daïri) liegt, und fließt auf die Städte Udsi und Jodo zu, bei welcher letztern die berühmte Brücke Jodo-Obas über ihn führt, welche 400 Schritte lang ist, und auf 40 Bogen ruht. Dicht vor und in der Stadt Osaka, einem wichtigen Emporium, theilt er sich in mehre Arme und Kanäle, welche kostbare Brücken von Cedernholz tragen, und mündet gleich darauf in das Meer. Er ist in seiner Mündungsgegend wasserreich und schiffbar, daher stets mit Tausenden von Junken bedeckt, und verschafft der Stadt Osaka, welche als der Hafen von Miako betrachtet werden kann, Handel und Reichthum. (*Klaehn.*)

JEDOWNITZ, GEDOWNICE, 1) ein mit der altgräflich Salmischen Allodialherrschaft Raitz und Blansko schon seit den Jahren 1568 und 1571 durch Ankauf verbundenes Gut im brünner Kreise des Markgrafthums Mähren, in einer an großen Kalkhöhlen reichen, und auch sonst durch ihren malerischen Charakter merkwürdigen Gegend. Der tragbare Boden besteht aus einer dünnen, auf Kalkstein gelagerten Dammerdeschicht, und ist reich an Waldungen, welche ein besonderes, nach dem Gute benanntes Revier bilden. 2) Ein zu dem Gute gleiches

Namens gehöriger Marktflecken, an und um einen Hügel und an einem großen Teiche gelegen, 2¼ Meilen ostwärts von Raitz entfernt, mit 144 Häusern, 1067 slawischen Einwohnern, welche sich von der Landwirthschaft nähren, einer eigenen katholischen Pfarre von (1831) 3350 Seelen, welche zum gleichnamigen Dekanat des brünner Bisthums gehört und unter dem Patronat des Herrschaftbesitzers steht, schon im 14. und 15. Jahrh. bestand, im darauf folgenden von den Protestanten besetzt und erst nach der Schlacht am weißen Berge den Katholiken wieder zurückgegeben wurde, einer durch den am 7. Mai 1822 ausgebrochenen Brand verheerten und darauf wieder hergestellten katholischen Kirche, einer Schule, einem Hochofen mit Eisengießereien, einem großen obrigkeitlichen Meierhofe, einem Armeninstitute mit (1833) 743 Fl. Einkünften, einer Specerei und gemischten Waarenhandlung, einem Gast- und einem Wirthshause, zwei Mühlen, einem Woll- und zwei Jahrmärkten und einer, wenn auch kleinen, doch höchst interessanten Höhle, in der man einen Wasserfall erblickt, der 15 Klaftern hoch herabstürzend, ein Becken füllt, welches in einen kleinen See abläuft. Eine unbeschreibliche Wirkung machen ein Paar Fackeln hinter dieser ganz frei herabfallenden Cascade, die sich dann wie ein Feuerregen darstellt. J. war schon im J. 1268 ein Städtchen mit einem eigenen Gerichte, dem ein Voigt vorstand. *(G. F. Schreiner.)*

JEDRZYCHOW, JENDRICHAU, auch **Andrychow** und **Andrychau**, 1) eine dem Grafen Roman Bobrowski gehörige ansehnliche Herrschaft im wadowicer Kreise des Königreichs Galizien; sie liegt in gebirgiger Gegend, wird von dem Wieprżowkabache und von einigen kleinern Wässern bewässert, von der nach Lemberg führenden wiener Haupt-, Commercial- und von der saypuscher Militair- und Commercial-Verbindungsstraße durchschnitten und von den Herrschaften und Gütern Inwald, Bulowice, Bestwina, Wieprż und Kenty begrenzt. Zu ihr gehören das Städtchen Andrychau und die Dörfer Andrychau, Targanica und Sulkowice. Die Herrschaft ist reich an Waldungen und hat ein eigenes Wirthsschafts und Justizamt. 2) Ein offenes, zur Herrschaft Jedrzychow gleiches Namens gehöriges Städtchen, am linken Ufer des Wieprżowkabaches, über welchen hier eine 28 Klafter lange, ganz von Holz gebaute Brücke führt, 1½ Meile südostwärts von Kenty, an der von Wien nach Lemberg führenden Commercial-, Haupt und Poststraße, von der sich hier die Karpathenstraße loslöst, in romantischer Lage, mit 158 Häusern, 1109 slawischen Einwohnern, welche sehr betriebsam sind und etwa 260 Leinweber unter sich zählen, einem herrschaftlichen Schlosse, einer eigenen katholischen Pfarre von (1834) 8500 Seelen, welche zum wadowicer Dekanat des tarnower Bisthums gehört, unter dem Patronat des Herrschaftbesitzers steht, und von drei Priestern besorgt wird, einer katholischen Kirche, einer Schule, einem Gasthause, starker Leinwand-, Drillich-, Damast- und Tuchweberei, einem organisirten Magistrat, einem Commercial-Waaren-Stempelamte, besuchten Monatsmärkten, auf denen nebst den gewöhnlichen Lebensmitteln auch ein größerer Verkehr mit Linnenwaaren getrieben wird, guten Wochenmärkten, indem das rohe Garn aus der nahen Gebirgsgegend zur Leinwand und zum Drillich hier in Menge verhandelt wird, mehren Leinwandhandlungen und guten Bleichen. Das hiesige Tischzeug ist in Galizien sehr gesucht. *(G. F. Schreiner.)*

JEDRZYSZKOWCE, eine dem Franz von Truskolaski gehörige Herrschaft im sanoker Kreise des Königreichs Galizien, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte. Sie grenzt mit den Herrschaften und Gütern Dubynce, Nowataniec, Nowosielec, Pissarowce und Zarszyn, wird durch den Pielnicafluß bewässert, und umfaßt außer dem Dorfe Pielna die Ortschaft gleiches Namens, welche am rechten Ufer des genannten Flusses, in hügeliger Gegend, an der von Bukowsko und Nadolany an die Karpathenstraße führenden Verbindungsstraße liegt, nach Pielnia eingepfarrt ist und ein herrschaftliches Wohngebäude besitzt. *(G. F. Schreiner.)*

JEDUTENBERGE (die), Königr. Hanover, Herzogth. Bremen, unfern des Fleckens Lehe und des Ausflusses der Geeste in die Weser. Vormals ein heidnisches Heiligthum, dann ein christlicher Wallfahrtsort. *(Crome.)*

Jedzed (Ized), s. unt. **Amschaspands.**

JEEDEL, auch **JEDEL** und **JEDL**, mähr. Gedle, ein zur fürstl. Lichtensteinischen Herrschaft Hohenstadt gehöriges großes Dorf im olmützer Kreise des Markgrafthums Mähren, im Gebirge gelegen, eine Meile nordwärts von dem Hauptorte der Herrschaft entfernt, mit 196 Häusern, 1427 slawischen Einwohnern, welche vom Feldbaue leben, einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum schildberger Dekanat des olmützer Erzbisthums gehört, im J. 1831 3065 Pfarrkinder zählte und unter obrigkeitlichem Patronat steht, einer alten, im J. 1786 neu erbauten katholischen Kirche und einer Trivialschule. *(G. F. Schreiner.)*

JEEL, ein unbedeutender Binnensee Vorderindiens, südwestlich von Delhi gelegen. *(J. C. Schmidt.)*

Jeel (Jelle), s. **Holzjellen** und **Jölle.**

JEEND, eine Stadt Vorderindiens in der Provinz Delhi, am Flusse Chittung-Nullah, liegt unter 29° 6′ nördl. Br. und 93° 39′ östl. L. in einer niedrigen, stark bewaldeten und fruchtbaren Gegend, die aber schlecht angebaut ist. Sie ist der Hauptort eines Bezirks, der einem kleinen Sikhhäuptlinge, welcher hier residirt, zugehört, und seit 1814 von den Briten abhängig geworden ist. Die Stadt ist mit Wall und Graben umgeben und mit einem alten Fort versehen. *(J. C. Schmidt.)*

JEËSJU oder **JETSINGO**, auch **YETSINGO**, Fürstenthum oder Provinz in der Landschaft Fokurokudu auf der japanischen Insel Nifon. Es breitet sich auf dem Westabfalle des Gebirgsystems dieser Insel aus, stößt in N.W. an das japanische Meer und ist sonst von O. nach W. gerechnet von den Provinzen Dewa, Kutsfeh oder Koodsuke, Simotsfeh oder Simoodsuke, Fida und Jeëtsiu oder Jetsiu umgeben, und hat nach Kämpfer (I. p. 90) sechs Tagereisen im Umfange. Die Berge in in S.W. sind hoch, doch ist der Boden überall gut und das Land reich an Blei, Wachs, Lack, weißem Senf, Baumwolle und Baumwollenwaaren, weißen Hasen, Stören und andern Fischen, Tannen- und Lärchenholz, Hanf,

Gokokf (d. i. Reis, Gerste, Weizen und Hülsenfrüchte), und bei dem Dorfe Kura-gava-mura befindet sich ein ergiebiger Brunnen von Naphta, den die Einwohner in ihren Lampen brennen (Klaproth's Beschreibung der Vulkane Japans in Poggendorf's Annalen XXI. S. 331—336). Das Fürstenthum zählt sieben Districte oder Gerichtsbarkeiten: Kabigi, Kof, Missima, Iwoodsi, Kambara, Nutari und Iwafure, die sechs Städte: Takata, Simbota, Murakami, Itsumosaki und Moramats, und wurde bis zum J. 658 n. Chr. zu dem Lande der Yeso's (d. i. der Ainu) oder der Asuma-Yebis (d. i. östliche Barbaren) gezählt, um diese Zeit aber erobert und mit Japan vereinigt. (Cf. *Rinsifée de Sendaï*, San Kokf Tsou Ran To Sets, traduit par *Klaproth*. p. 214. Vgl. auch Jesso). (*Klaehn.*)

JEËTSU, JAËSSIGU oder **JETSIU**, auch **YETSIU**, Fürstenthum oder Provinz in der Landschaft Fokurokudo (d. i. Weg der nördlichen Districte oder Nordergrundweg) auf der japanischen Insel Nifon. Es stößt im N.W. an das japanische Meer, ist übrigens von O. nach W. von den Fürstenthümern Jeëtsju, Fida, Jetsissen, Kanga und Noto umgeben, hält drei Tagereisen im Umfange (Kämpfer I. 90), ist gebirgig, aber gut cultivirt und reich an Bauholz, Gokokf (d. i. Reis, Getreide und Hülsenfrüchte), Salpeter, gelbem Lotos, Blei, auch Fischen. Die Bewohner verfertigen viele Baumwollenzeuche und allerhand Töpferwaaren. Das Land zerfällt in die vier Districte: Tonami, Imidsu, Mebu und Niikawa und seine Capitale ist Toyama. Bis zum J. 658 n. Chr. gehörte dasselbe zu dem Lande der Yeso's (d. i. der Ainu) oder Asuma Yebis (d. i. der östlichen Barbaren), ward aber um diese Zeit erobert und mit Japan vereinigt. (Cf. San Kokf Tsou Ran To Sets, par *Rinsifée de Sendaï*, traduit par *Klaproth*. p. 214. Vgl. auch Jesso). (*Klaehn.*)

JEETZ, JEETZE, ein altes adeliges Geschlecht der preußischen Monarchie, welches Johann von dem Knesebeck, von Jeetze genannt, zum Stammvater hat (1458). Die Söhne desselben ließen den Familiennamen hinweg und nannten sich blos nach ihrem Schlosse Jeetze. Ihre Besitzungen sind (außer Jeetze): Döllnitz, Losenrode, Alt- und Neueckenhof, Poritz, Büst, Hohenwulsch und Flessow, nebst Grassau, Grünenwulsch, Zwischendeich, und Wahrenberg. Aus diesem Geschlechte haben sich einige vorzüglich in der preußischen Armee berühmt gemacht, namentlich aus der Linie zu Hohenwulsch, Joachim Christoph von Jeetz, königl. preuß. Generalfeldmarschall, Gouverneur von Peitz, Ritter des schwarzen Adlerordens, Chef eines Regiments zu Fuß, Amtshauptmann zu Wolmirstädt und Wanzleben, Senior des Jeetz'schen Geschlechts auf Hohenwulsch, Büst, Poritz, Döllnitz rc., Erbherr. Er war zu Hohenwulsch 1673 den 16. September geboren; seine Ältern waren Joachim Parum (Paridam) von Jeetze und Dorothea Elisabeth von Winzelberg gewesen. Nach einer guten häuslichen Erziehung ward er 1686 Page bei Kurfürst Friedrich Wilhelm, dessen feierlichem Leichenbegängnisse er 1688 beiwohnte. Sodann trat er als Freiwilliger bei dem Regiment Markgraf Philipp in Kriegsdienste. 1689 nahm er an den Belagerungen von Rheinbergen, Kaiserswerth und Bonn Theil, und ward Fähnrich wegen des bei diesen Gelegenheiten bewiesenen Muthes. In den kriegerischen Begebenheiten, welche hierauf folgten, war er größtentheils mit thätig, avancirte 1693 zum Second- und 1697 zum Premierlieutenant. Im spanischen Erbfolgekriege war er 1702 bei den Eroberungen von Kaiserswerth, Venloo und Ruremonde, 1703 bei der Einnahme von Rheinbergen und Geldern, und 1704 in der Schlacht bei Höchstädt. In derselben wurde er im Unterleibe verwundet, und hat die erhaltene Kugel mit in sein Grab genommen. Im J. 1705 befand er sich bei den preußischen Hilfstruppen, die in Italien fochten, 1706 bei dem Entsatze von Turin, 1707 bei dem Einbruch in die Provence und bei der Eroberung von Toulon, 1708 beim Einfalle ins Delphinat, bei der Eroberung von Exilles und Fenestrelles, 1709 beim Einbruche in Savoyen und bei vielen andern Vorfällen, bis zu dem 1713 geschlossenen utrechter Frieden. 1702 war er indessen Stabscapitain geworden, erhielt 1706 eine Compagnie und 1712 die Majorscharge. 1715 war er bei der Belagerung von Stralsund gegenwärtig, und ward bei dieser Gelegenheit Oberstlieutenant. 1719 den 15. Jun. erhob ihn König Friedrich Wilhelm der Erste zum Obersten und versetzte ihn bald darauf zum Finkenstein'schen Regimente. 1733 erhielt Jeetze das erledigte Regiment von Thiele. 1734 und 1735 wohnte er dem Feldzuge am Rheinstrome bei, der aber, wie bekannt, ohne besondere Ereignisse blieb. 1740, im December, gebrauchte ihn König Friedrich II. bei der Blokade von Großglogau, und 1741 im Juni bei der Einnahme von Namslau. In der Schlacht bei Molwitz befehligte J. den linken Flügel, und mußte nach derselben auf königl. Befehl zur Belagerung von Brieg abgehen. Da diese Stadt den 5. Jun. überging, ward er gleich darauf Generallieutenant von der Infanterie. Als der Monarch im Lager bei Grotkau das erste Treffen der Armee ausrücken ließ, um solches zu besichtigen, ließ er vor demselben, durch seinen ersten Generaladjutanten, Jeetzen den schwarzen Adlerorden umhängen, und bestellte ihn bald darauf zum Gouverneur von Peitz, und den 21. August zum Amtshauptmann von Wolmirstedt und Wanzleben. In der Schlacht bei Czaslau, 1742 den 17. Mai, führte J. den linken Flügel des ersten Treffens an, verlor dabei das Pferd unterm Leibe und blieb unter den Todten liegen, ward aber glücklich gerettet, und konnte noch, da ihm der König auf erhaltene Nachricht von seiner Lage ein Pferd zugesandt hatte, den Feind verfolgen. 1744 half er Prag erobern, erhielt 1745 den 19. Januar das Patent als General der Infanterie, und befehligte in der Schlacht bei Hohenfriedberg, den 4. Jun. letztgedachten Jahres, den rechten Flügel des ersten Treffens, den er auch den 30. September im Gefechte bei Trautenau anführte. 1747 den 26. Mai ward er General-Feldmarschall, starb 1752 den 11. Sept. zu Potsdam, wohin ihn der König damals berufen hatte, im 78. Jahre seines Alters, und liegt auf seinem Gute Hohenwulsch begraben. Er war mit Dorothea Sophia von Borstell aus dem Hause Groß- und Klein-Schwarzlosen verehelicht und zeugte mit ihr

vier Söhne und eine Tochter. Von jenen war Karl Wilhelm, königl. preuß. Oberstlieutenant und Commandant eines Grenadierbataillons (geb. 1710 den 7. Jul. zu Mantua, † 1753), zeichnete sich durch seine Tapferkeit in der Schlacht bei Hohenfriedberg und in dem Gefechte bei Zein vortheilhaft aus. Im J. 1744 verehelichte er sich mit der Tochter des Generallieutenants von Einsiedel, Dorothea Sophia, und erzeugte mit ihr zwei Söhne, deren Nachkommen noch leben. Aus der Linie von Poritz ist bemerkenswerth Adam Friedrich von Jeetze, königl. preußischer Generallieutenant von der Infanterie, Chef eines Regiments zu Fuß, Amtshauptmann zu Mühlenhof und Mühlenbeck, Ritter des Ordens pour le mérite, Erbherr auf Poritz, Wüst und Jeetze. Seine Ältern waren Adam Friedrich von Jeetze, welcher 1717 den 2. März, als kurbrandenburgischer Cornet verstarb, und Hedwig Elisabeth von Eichstedt aus dem Hause Eichstedt, die 1739 den 10. März die Welt verließ, und ihn 1689 den 26. August zu Flessow geboren hatte. Mit Anfang des J. 1708 trat er bei dem Regimente Markgraf Philipp Wilhelm als Fahnjunker in Dienste und befand sich bis 1712 in den Feldzügen, welche durch den utrechter Frieden beendigt wurden. 1713 wurde er Fähnrich bei dem Kameckenschen Regiment, befand sich 1715 in dem pommerschen Feldzuge, und besonders den 21. August bei Bestürmung der peenamünder Schanze. Gleich darauf wurde er Secondlieutenant; landete den 15. November auf der Insel Rügen, und befand sich bei der Belagerung von Stralsund. Nachdem er 1721 Premierlieutenant, hierauf Regimentsadjutant, geworden, ließ er sich zu Werbegeschäften gebrauchen. Im J. 1723 den 10. Juli ernannte ihn der König zum Stabshauptmann und gab ihm 1723 eine Compagnie. Im J. 1734 den 29. Mai wurde er Major und erhielt den Orden pour la générosité. Um diese Zeit bediente sich der König seiner zu wichtigen Geschäften und würdigte ihn eines vorzüglichen Vertrauens, sowie ausgezeichneter Gnade. König Friedrich II. gab ihm gleich nach Antritt seiner Regierung, statt des vorerwähnten Ordens, den neugestifteten Orden pour le mérite, und erhob ihn 1741 den 2. Februar zum Oberstlieutenant. Den 10. April letztgedachten Jahres befand Ad. Friedr. von Jeetze sich in der Schlacht bei Molwitz, im October bei der Belagerung von Neiße, und 1742 in der Schlacht bei Czaslau. Im zweiten schlesischen Kriege wurde er 1745 den 16. Januar Oberster und focht mit in der Schlacht bei Hohenfriedberg, nach welcher er sich zum Commandeur des Regiments Prinz von Hessen-Darmstadt ernannt sah. Während des Treffens bei Soor deckte er das Lager und die Bäckerei, und beim Rückzuge der Preußen aus Böhmen nach Schlesien den Nachzug. Hierauf wurde er zu der Armee gesandt, welche der Fürst Leopold von Dessau an der Elbe zusammenzog, und bewies in der Schlacht bei Kesselsdorf vorzügliche Bravour. Im J. 1747 schenkte ihm der König zum Beweise der Zufriedenheit mit seinem Diensteifer die hohe Jagd auf seinem Gute Poritz, und gab ihm 1748 im November das la Motte'sche Regiment mit Generalmajorscharakter und den Amtshauptmannschaften von Mühlenhof und Mühlenbeck. Als 1756 der dritte schlesische Krieg ausbrach, fand sich Jeetz nicht mehr bei Kräften, solchen mitmachen zu können und bat daher um seine Entlassung. Diese erhielt er als Generallieutenant mit einer Pension von 1500 Thlrn. Er starb auf seinem Gute Poritz in der Altmark, wo er den Rest seines Lebens außer Dienste zugebracht hatte, den 10. August 1762, und hat sich zweimal verehelicht, 1) seit dem 1. Julius 1739 mit Sophien Wilhelminen von Viereck, einer Tochter des preußischen Etatsministers Adam Otto von Viereck, welche den 30. Oct. 1742 starb, und einen Sohn und zwei Töchter geboren hat, welche aber sämmtlich vor dem Vater verschieden. 2) Im J. 1756 den 2. Nov. mit Sophia Marie Charlotte von Lattorf. Sein Bruder Hans Christoph, königl. preuß. Generalmajor und Chef eines Garnisonregiments, war 1694 den 12. Junius zu Flessow in der Altmark geboren. Im J. 1711 trat er bei dem Regiment Kronprinz von Preußen in Dienste und ward 1713 zu dem Kameckenschen Regiment versetzt, bei dem er 1715 den 18. Febr. Fähnrich ward, und im pommerschen Feldzuge der Einnahme der peenamünder Schanze und der Eroberung von Stralsund beiwohnte. Im J. 1718 den 30. October wurde er Second-, 1723 den 10. Julius Premierlieutenant, 1730 Stabs- und 1734 den 28. März wirklicher Hauptmann. Hierauf gebrauchte man ihn zu Werbegeschäften mit vielem Nutzen. König Friedrich II. ernannte ihn 1740 den 1. October zum Major, als welcher er sich im ersten schlesischen Kriege in der Schlacht bei Molwitz, im zweiten aber in den Schlachten bei Hohenfriedberg und Soor, wo er am Kopfe gefährlich verwundet wurde, und bei dem berühmten Rückzug über die Elbe rühmlichst hervorgethan hat. Im J. 1746 den 10. März ward er Oberster und erhielt das v. Bredow'sche Garnisonregiment. Achtzehn Tage vor seinem Ableben bat er den König um seine Dienstentlassung, die er den 14. April 1754 mit Generalmajorscharakter erhielt. Er starb zu Neustadt-Eberswalde 1754 den 28. April, und liegt zu Liebenwalde begraben. Im J. 1746 den 10. August hatte er sich mit Sophia Friederike von Hessig verehelicht, von ihr aber keine Kinder erhalten *). Das Wappen: wie das des Knesebeck'schen Geschlechts, der weißen Linie. Im silbernen Felde eine Greifsklaue, auf dem Helme drei silberne Fahnen zwischen drei schwarzen Hahnenfedern. Der König Friedrich Wilhelm von Preußen erhob Joachim Christoph von Jeetze in den Freiherrnstand, und da derselbe dreimal die Heeresfahne aus Feindeshänden gerettet hatte, so wurde zum Andenken dieser Waffenthat erlaubt, das alte Familienwappen mit einem Nebenschilde, worin eine rothe Adlersklaue sich befindet, und drei Fahnen über dem Helme zu vermehren. Wegen seiner Rittergüter im königl. bairischen Franken ist dieses freiherrliche Geschlecht in Baiern durch Karl Wilhelm Albrecht, königl. bair. Major eines Jägerbataillons, immatriculirt. (*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

JEFFERSON, ein Name, der in der politischen Geo-

*) Vgl. Biographisches Lexikon aller Helden und Militairpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben (Berl. 1789). 2. Th. S. 198.

graphie der nordamerikanischen Freistaaten sehr oft vorkommt, und von Grafschaften, Orten, Flüssen und Bergen geführt wird, die in nachfolgender Reihe genau von uns aufgeführt sind:

1) **Jefferson**, eine Grafschaft des nordamerikanischen Freistaats Indiana, grenzt im O. an die Grafschaft Switzerland, im S. an den Ohio, im N. O. und N. W. an die Grafschaften Jennings und Ripley, und im W. und S. W. an die Grafschaften Scott und Clarke. Diese Grafschaft liegt im Ohiothale, besteht aus äußerst fruchtbarem Getreidelande, und wird von einer Menge kleiner Flüsse und Bäche, die dem Ohio zufließen, bewässert. Die Bewohnerzahl hat in den neuesten Zeiten rasch zugenommen, und mag wol jetzt (1838) gegen 20,000 betragen. Der Hauptort der Grafschaft und der zweite des ganzen Staates heißt Madison am Ohio, hat die Grafschaftsgebäude, mehre Kirchen, ein Postamt, eine Bank, eine Druckerei, gegen 300 Häuser und gegen 2000 Einwohner, welche Handel treiben. Außerdem sind noch zu bemerken die kleinen Orte Lexington mit einem Postamte; New-Lexington, mit einem Postamte, einer reichhaltigen Saline und einer Druckerei; Paris, New-Washington und Smookville mit Postämtern, und der Ort Somerset.

2) **Jefferson**, Grafschaft des nordamerikanischen Freistaats Kentucky, grenzt im N. an die Grafschaft Henry, im S. an Bullet, im S. W. an die Grafschaft Hardie und den Fluß Salt, im W. an den Ohio. Sie hat einen äußerst fruchtbaren, reich lohnenden Boden, auf dem Getreide aller Art, Tabak und vieles Obst, namentlich aber sehr viele Pfirschen erbaut werden. In dieser Grafschaft macht der Ohio seine Stromschnellen, zu deren Umgehung ein Kanal angelegt worden ist. Die Bewohnerzahl mag jetzt (1838) 30,000 überschreiten, worunter ungefähr 7000 Sklaven sich befinden. Hauptort ist: Louisville, an dem Ohio und grade an den Stromschnellen dieses Flusses gelegen. Sie ist der zweite Ort des ganzen Staates, hat eine schöne Lage auf einer kleinen Anhöhe, die sanft absteigend sich in der Ebene längs dem Flusse verliert, ist gut gebaut und befindet sich in einem sehr blühenden Zustande. Die drei Hauptstraßen laufen mit dem Flusse parallel, und von der vordersten Straße aus hat man einen sehr schönen Blick auf die Stromschnellen, auf das Ufer und die Hügel am entgegengesetzten Theile des Flusses. Die Stadt hat ein schönes Rathhaus, drei Kirchen, ein Markthaus, eine Akademie, mehre Banken, drei Druckereien, ein Postamt, eine Assecuranzgesellschaft. Die Industrie ist lebhaft in mancherlei Zweigen, und vorzüglich sind zu bemerken eine sehr bedeutende Branntweinbrennerei, die für die größte in den ganzen Ver. Staaten gilt, eine große Seifen- und Lichtfabrik, eine Dampfmaschinenfabrik, eine Zuckerraffinerie ꝛc. Der Handel ist von großer Ausdehnung, wird vorzüglich mit Natchez, St. Louis und New-Orleans geführt und gewinnt fortwährend an Ausdehnung. Man rechnet jetzt (1838) über 8000 Einwohner. Zu bemerken sind noch: Shippingport, Dorf und Landungsplatz unterhalb der Stromschnellen des Ohio, hat eine Seilerbahn, ein Schiffswerft und mehre Fabriken. Alle Schiffe, die mit ihrer Ladung den Ohio aufwärts fahren, legen hier an; Schiffahrt und Handel sind mit denen von Louisville verschmolzen. Der Ort mag jetzt (1838) gegen 1000 Einwohner zählen. Transsylvania, Jefferson, Portland, Floydsburg und Middleton, Dörfer mit Postämtern.

3) **Jefferson**, Grafschaft des nordamerikanischen Freistaats Georgien, wurde im J. 1794 aus Theilen der Grafschaften Burke und Warren errichtet, und wird begrenzt von den Grafschaften Colombia, Richmond, Burke und Emanuel. Sie hat einen unfruchtbaren, sandigen Boden, der mit dichten Nadelholzwaldungen bedeckt ist; nur an den Ufern des großen Ogeechy, des Hauptflusses der Grafschaft, ist der Boden angebaut. Die Bewohnerzahl mag jetzt gegen 9000 betragen, worunter sich über 3000 Sklaven befinden. Innerhalb der Grafschaft liegen die sogenannten Richmondbbäder. Hauptort ist: Louisville, Marktflecken in einer gut angebauten Gegend am Ogeechy, war sonst Hauptort des ganzen Staats, hat ein gutgebautes Gerichtshaus, eine Akademie, eine Kirche, ein Postamt und gegen 1000 Einwohner, die einen ansehnlichen Binnenhandel treiben und Wochenmärkte halten.

4) **Jefferson**, Grafschaft des nordamerikanischen Freistaats Missouri, wird begrenzt von der Grafschaft St. Louis, St. Geneviève, Washington, Franklin und dem Flusse Missisippi. Der Boden ist an dem Ufer des Missisippi äußerst ergiebig und für die meisten landwirthschaftlichen Erzeugnisse vortrefflich geeignet, während der von den Flüssen entfernter liegende Boden, wegen seiner steinigen und trocknen Beschaffenheit, noch großer Cultur bedarf. Zu bemerken ist noch der Fluß Mariamek. In die Grafschaft erstreckt sich ein Theil des Ozarkgebirges, welches zwei Bleiminen enthält; auch findet man viele gute Töpfererde und Kaolin. Die Bewohnerzahl ist gering und beträgt nur über 2000, unter denen sich einige Hundert Sklaven befinden. Hauptort: Herculaneum unweit des Missouri am Joachimkrik, enthält die Grafschaftsgebäude, ein Postamt, beschäftigt sich mit dem Baue von Flußfahrzeugen, unterhält eine Schrotfabrik und mehre Mühlen, und treibt einen ansehnlichen Handel. Die Bewohnerzahl beträgt 300. Big-River, Platon und Joachim, Ortschaften.

5) **Jefferson**, Marktflecken und Hauptort der Grafschaft Camden, im nordamerikanischen Freistaate Georgien, liegt an dem Flusse, die große Santilla genannt, hat ein Postamt und 250 Einwohner.

6) **Jefferson**, Hauptort der Grafschaft Ashtabula im nordamerikanischen Freistaate Georgien, liegt an einem Bache, welcher dem Grand-River zufließt, und befindet sich in einem blühenden Zustande, hat die Grafschaftsgebäude, ein Postamt und gegen 300 Einwohner.

7) **Jefferson**, ein Stadtgebiet (township) der Grafschaft Morris im nordamerikanischen Freistaate New-Jersey, hat 1500 Einwohner.

8) **Jefferson**, Grafschaft des Staates Ohio, wird begrenzt von den Grafschaften Colombiana, Harrison, Belmont und dem Ohio, in dessen Thale die ganze Grafschaft gelegen ist. Zunächst dem Ufer des Stromes ist das Land rauh und unfruchtbar, hingegen im Innern fruchtbar und gut angebaut. Man bearbeitet Eisenminen und reich-

haltige Steinkohlengruben. Mehre kleine Flüsse, worunter die beiden Indian-Rivers, fließen hier dem Ohio zu. Die Bewohnerzahl mag über 25,000 betragen. Hauptort: Steubenville am Ohio, gut gebaute und äußerst blühende Stadt, die jedes Jahr an Ausdehnung und Wohlhabenheit zunimmt, hat ein Rathhaus, mehre Kirchen, zwei Akademien, zwei Banken, ein Postamt, ein Markthaus, einen großen Marktplatz, eine große Wollmanufactur mit einer Dampfmaschine, eine Papiermühle mit einer Dampfmaschine, eine Baumwollenmanufactur, eine Buchdruckerei, eine Seifen- und Lichtfabrik, viele Waarenhäuser und eine Menge Gasthöfe. Schiffahrt und Handel sind äußerst lebhaft und man unterhält Wochen- und Jahrmärkte. Zu bemerken sind noch die townships: Knox am Ohio, mit 1300 Einwohnern; Croß-Creek mit 1350 und Island-Creek mit 1000 Einwohnern, beide am Ohio; Salem mit 1000 Einwohnern; Smithfield am Ohio mit 1400 Einwohnern; Springfield mit 850 Einwohnern; Somerset mit 700 Einwohnern; Mountpleasant am Ohio mit drei Kirchen, einer Buchdruckerei und 900 Einwohnern. In der Nähe befindet sich eine Tuchfabrik, zwei Walk-, eine Papier- und mehre andere Mühlen. Warren hat zusammen mit dem Dorfe Warrentown, wo sich ein Postamt befindet, 1500 Einwohner; Wayne mit 1350 Einwohnern.

9) Jefferson, Grafschaft des Staates Tennessee, Abtheilung Osttennessee, wird begrenzt von den Grafschaften Grainger, Hawkins, Greene, Cocke, Sevier und Knox, und liegt zwischen den Flüssen Holston und French-Broad. Eine Bergkette, welche reiche Bleiadern enthält, tritt von N. O. in die Grafschaft. Die Bewohnerzahl beträgt gegen 12,000, unter denen sich ungefähr 900 Sklaven befinden. Hauptort: Dandridge am Freche-Broad, mit 2000 Einwohnern und einem Postamte.

10) Jefferson, Dorf der Grafschaft Rutherford im Westtennessee, liegt am Zusammenflusse der beiden Arme des Flusses Stone und hat ein Postamt.

11) Jefferson, Grafschaft des Staates Pennsylvanien, wird begrenzt von den Grafschaften Mac-Kean, Clearfield, Warren, Armstrong und Venango. Sie ist die am wenigsten bevölkerte Grafschaft des ganzen Staates, hat eine hohe Lage, ist größtentheils mit Wald bedeckt und hat theils fruchtbaren, theils ganz dürftigen Boden, der aus Mangel eines großen Flusses, durch den der Absatz der gebauten Producte mehr gesichert wäre, noch thätigere Bebauer erwartet. Mehre kleine Flüsse bewässern die Grafschaft, von denen die ansehnlichsten Toby und der Sandy-Lick dem Alleghany zuströmen. Die Bewohnerzahl mag kaum gegen 1000 betragen. Hauptort, Jefferson, mit ungefähr 300 Einwohnern. Bis zum J. 1820 war dieses der einzige Ort der Grafschaft; ob seitdem neue Ortschaften entstanden sind, können wir in Ermangelung neuerer Nachrichten nicht angeben.

12) Jefferson, Hauptort der Grafschaft Cooper im Staate Missouri und Hauptstadt dieses ganzen Staates, Sitz der Regierung und Versammlungsort der gesetzgebenden Versammlung, seit dem J. 1821. Sie liegt in einer äußerst fruchtbaren Gegend, unweit der Einmündung des Osage in den Missouri, hat ein Postamt, und nimmt jedes Jahr an Bedeutung zu. Die Bewohnerzahl soll nach neuern, freilich unverbürgten Nachrichten, gegen 800 betragen.

13) Jefferson, Hauptort der Grafschaft Jackson im Staate Georgien, liegt an dem Academy-Fork, einem der Quellenflüsse des Flusses Alatahama, enthält die Grafschaftsgebäude, ein Postamt und 500 Einwohner.

14) Jefferson, ein Stadtgebiet (township) der Grafschaft Greene im Staate Pensylvanien, hat ein Postamt und 1400 Einwohner.

15) Jefferson, ein blühender Ort (township) der Grafschaft Scoharie im Staate New-York, liegt auf einem der höchsten Punkte des Katskillgebirges, zwischen den Flüssen Susquehanna und dem Delaware, und hat 2000 Einwohner.

16) Jefferson, Stadtgebiet (township) der Grafschaft Lincoln, im Staate Maine, hat 1350 Einwohner.

17—28) Jefferson; diesen Namen führen folgende 12 township des Staates Ohio: 1) in der Grafschaft Guernsey, hat 500 Einw.; 2) in der Grafschaft Logan, mit einem Postamte und 700 Einw.; 3) in der Grafschaft Montgomery, liegt am Flusse Miami und hat 1600 Einw.; 4) in der Grafschaft Fayette, hat 450 Einw.; 5) in der Grafschaft Adams mit 650 Einw.; 6) in der Grafschaft Roß am Flusse Scioto, mit 1700 Einw.; 7) in der Grafschaft Muskingum und am Flusse Muskingum mit 1150 Einw.; 8) in der Grafschaft Scioto mit 350 Einw.; 9) in der Grafschaft Pickaway, mit einem Postamte und 700 Einw.; 10) in der Grafschaft Preble mit 480 Einw.; 11) in der Grafschaft Richland, ein 1820 erst angelegter Ort; 12) in der Grafschaft Darke, auch Fort Jefferson genannt, wo sonst wirklich ein Fort dieses Namens stand.

29) Jefferson, Grafschaft des Staates New-York, wird begrenzt von den Grafschaften St. Lawrence, Lewis und Oswego, westlich vom See Ontario, und nordwestlich vom sogenannten Tausendinselsee. Der Boden besteht meistens aus sehr fettem Marschlande, das sich besonders zu Viehweiden vortrefflich eignet, und ein bedeutender Theil ist mit Waldung bedeckt. Das Ganze ist gut bewässert durch die Flüsse Black-River, Monsieur le Comte und mehre kleine Zuflüsse des Oswegatschie. Die Industrie besteht in starker Weberei von wollenen, baumwollenen und linnenen Zeuchen, Gärberei, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Die Bewohnerzahl beträgt gegen 25,000. Hauptort: Watertown, nahe an der Mündung des Black-River, eine gut gebaute und blühende Stadt, hat ein Rathhaus, wo die Grafschaftsgerichte ihre Sitzungen halten, ein Kriegszeuchhaus für den ganzen Staat New-York, eine Druckerei, ein Gefängniß, eine Papiermühle und mehre andere bedeutende Mühlen. Zu bemerken sind noch die townships: Sacket-Haarbour, ein blühender und wegen seiner Lage wichtiger Ort an der Mündung des Black-River in den Ontariosee und an der Hungarybai gelegen, hat einen der besten Häfen des ganzen Staates, der, obgleich nicht groß, für die größten Schiffe tief genug, und gegen alle Winde vortrefflich geschützt ist. Der Ort treibt Handel, Schiffahrt und Fischerei, und nimmt fortwährend an Ausdehnung und

Wohlstande zu. Dieser Platz ist von großer militairischer Bedeutung für die ganzen Ver. Staaten, daher in seinen nächsten Umgebungen mehre starke Forts, feste Blockhäuser und große Militairbaraken angelegt worden sind. Die bedeutendsten befestigten Punkte sind die Forts Tompkins, Pike, Virginia und Chancey. Brownville am Black-River; Chaumont an der gleichnamigen Bai; Henderson am Ontariosee mit 1400 Einw.; Rutland am Black-River, hat gegen 2000 Einw.; Adams mit 1500 Einw.; Rodman mit 1400 Einw.; Leray am Black-River mit 1380 Einw.; Charthage mit 800 Einw.; Ellisburgh am Ontariosee mit 1900 Einw.; Champion am Black-River mit 1680 Einw. Sämmtliche vorgenannte Orte, mit Ausnahme von Leray, haben Postämter. Die kleinen bewohnten Inseln Fox, Grenadier, Galos und Stony, sowie mehre der tausend Eilande im St. Lorenz, gehören zu dieser Grafschaft.

30) Jefferson, eine hohe Bergspitze des Gebirgszuges, der eine Fortsetzung der californischen Gebirge bildet, und sich längs der Westküste der Ver. Staaten in nicht großer Entfernung vom westlichen Ocean hinzieht, und in die nordwestlichen britischen Besitzungen übergeht. Die Lage dieses Pik wird von mehren Karten unter 42° 10′ nördl. Br. angegeben; seinen Namen hat er von den Reisenden Lewis und Clark erhalten.

31) Jefferson, einer der drei Quellenflüsse des Missouri, der unter 43° 50′ in den Rocky-Mountains (Felsengebirge) entspringt, und sich unter 45° 10′ mit den beiden andern Hauptquellenflüssen des Missouri, den Flüssen Madison und Gallatin, vereinigt, von wo aus alle drei zusammen den Missouri bilden. Er hat ebenfalls von den Capitains Lewis und Clark seinen Namen erhalten. (*J. C. Schmidt.*)

JEFFERSON (Thomas) *), war den 2. April 1743 zu Shadwall in Virginien geboren. Schon in früher Jugend zeichnete er sich aus durch Regsamkeit des Geistes, Kraft und Energie, verbunden mit persönlicher Anmuth. Durch diese Eigenschaften empfahl er sich dem Doctor William Small, der in dem William- and Mary-Colledge, welches Jefferson zwei Jahre hindurch besuchte, sein vorzüglichster Lehrer war, und auf die höhere Ausbildung seines Geistes einen wesentlichen Einfluß gewann. Durch Small ward Jefferson mit George Whyte, dem Statthalter Fouquier und andern gebildeten Männern seines Vaterlandes genau bekannt. Der Umgang mit Whyte scheint besonders seine Gerechtigkeitsliebe, Uneigennützigkeit und seinen Patriotismus genährt zu haben. Von der Geometrie, Physik und Astronomie, die in der Jugend seine Lieblingsstudien waren, wandte er sich bald mit entschiedener Vorliebe zur praktischen Jurisprudenz, und betrat im J. 1769 eine Laufbahn, auf der er späterhin vor vielen Andern glänzen sollte.

Um diese Zeit war Jefferson von dem Staate von Virginien zum Mitgliede der Gesetzgebung gewählt worden. Er erhob, wiewol vergeblich, seine Stimme zur Emancipation der Sklaven, und lenkte hierauf die Aufmerksamkeit der Legislatur auf einen höchst unbilligen Beschluß des englischen Parlaments, dem zufolge jedes von einem Amerikaner begangene Verbrechen, selbst bloße Vergehungen, mit der Verbannung aus dem Vaterlande bestraft werden sollte. Gemeinschaftlich mit den Gebrüdern Lee, M. Caor und andern wackern Männern, die, wie er, von reinem Patriotismus beseelt waren, entwarf er den Plan, in allen amerikanischen Colonien Correspondenzbüreaux zu errichten, um in Folge ununterbrochener Mittheilungen wirksame Maßregeln treffen zu können gegen die Eingriffe, die sich England in die Rechte der amerikanischen Freistaaten erlaubte.

Die Sperrung des Hafens von Boston gab ihm (1774) neue Gelegenheit, seine Thätigkeit und seinen Eifer zu zeigen. Nach genommener Verabredung mit mehren Vaterlandsfreunden ward der erste Junius des genannten Jahres als der Tag bestimmt, an welchem das Volk sich in den Tempeln versammeln und den Himmel anflehen sollte, den Amerikanern die nöthige Entschlossenheit zur Verfechtung ihrer Rechte zu verleihen, dann aber auch dem Könige von England und seinen Räthen minder feindselige Gesinnungen gegen Amerika einzuflößen. Um dieser Handlung mehr Feierlichkeit zu geben, verfügte sich Jefferson mit seinen Freunden zu dem Doctor Nicolai, einem Manne von würdigem und religiösem Charakter, der sich geneigt zeigte, das Vorhaben zu unterstützen. Der Statthalter verkündete nun die Auflösung der virginischen Gesetzgebung, und man beeilte sich, den Correspondenzausschuß von den nun zu ergreifenden Maßregeln in Kenntniß zu setzen. Die Provinz sollte Deputirte wählen, die sich den 1. August zu Williamsburg versammeln sollten, um den nordamerikanischen Freistaat anzuerkennen. Die Seele, die Haupttriebfeder aller dieser kräftigen Entschlüsse war Jefferson.

Den 1. Jun. hielt der Klerus, von den Vaterlandsfreunden aufgefodert, überall Reden, geeignet zur Aufregung der Menge. Die Wirkung dieser Ceremonie entsprach den Erwartungen ihrer Urheber. Unruhe und Besorgniß verbreiteten sich in allen Theilen der amerikanischen Provinzen. Allein Jefferson wollte, seinem feurigen Charakter gemäß, auf einmal die schwachen Bande lösen, welche die amerikanischen Freistaaten noch an die britische Herrschaft fesselten. In der Instruction, die er als Mitglied des Convents, der die Deputirten des Congresses ernennen sollte, denselben mitgab, empfahl er ihnen, dem Congresse aus einander zu setzen, daß die Bande, die noch zwischen Großbritannien und seinen Colonien existirten, keine andern wären, als die zwischen Schottland und England vor der Vereinigung dieser beiden Länder, daß diese Verhältnisse dieselben wären, welche damals Hanover an England banden, mit Einem Worte, daß die beiden Länder nichts gemein hätten, als dieselbe executive Gewalt, kein anderes politisches Band aber ihnen nöthig sei; daß endlich die Auswanderungen der Engländer nach Amerika der britischen Regierung nicht mehr Recht gäben auf die amerikanischen Colonien, als die Auswanderungen der

*) Vgl. über ihn die ausführliche Schrift: The life of *Th. Jefferson*, third President of the United States etc. By *Geo. Tucker*, Prof. of Moral Philosophy in the Univ. of Virginia (Lond. 1836. 2 Vols.). (*H.*)

Dänen und Sachsen heutzutage Sachsen oder Dänemark ein Recht gäben auf England. Diese kühne Sprache, die den, der sie führte, in die größte Gefahr stürzen konnte, ward von Randolph, Lee, Nicolai, Pendleton und Andern gemisbilligt, die sich bisher als die wärmsten Patrioten gezeigt hatten. Sie behaupteten, England habe das Recht, den Handel der Colonien zu leiten und zu besteuern. Jefferson reiste dessenungeachtet nach Williamsburg, wo der Convent sich versammeln sollte. Eine Krankheit, die ihn auf dieser Reise überfiel, nöthigte ihn jedoch, seine Erklärung Randolph zu übergeben, der sie, bei Eröffnung der Sitzung, der Versammlung mittheilte. Dort fand sie so wenig Beifall, wie unter den Patrioten, mit denen Jefferson sich darüber berathen. Man fand den Entwurf zu ungestüm und überhaupt zu feindselig gegen die englische Regierung. Gleichwol widerfuhr jener Erklärung Jefferson's die Ehre des Drucks. Sie erschien unter dem Titel: „Summarische Übersicht der Rechte des englischen Amerika," und indem sie sich so den Weg nach England bahnte, veranlaßte sie im Parlament so lebhafte Streitigkeiten, daß Jefferson bald seinen Namen zugleich mit Haucooll, Adam, Randolph und Andern auf einer Proscriptionsliste erblickte.

Dieser edle und muthige Widerstand gegen die Bedrückung seines Vaterlandes war nur das Vorspiel zu Jefferson's späterem Benehmen. Der Convent hatte sich, wie es verabredet worden, den 1. August versammelt. Er hatte seine Deputirten an den Congreß gewählt, und ihnen Instructionen voll weiser Mäßigung gegeben. Die Deputirten reisten nach Philadelphia, wo sich der Congreß versammeln sollte, und kamen dort zu rechter Zeit an. Die Verhandlungen jenes Congresses sind bekannt. Der Convent von Virginien billigte bei seiner nächsten Sitzung alle seine Beschlüsse, dankte seinen Deputirten für die Partei, die sie genommen, und wählte sie, mit Hinzufügung Jefferson's, zu Repräsentanten der Colonie an die merkwürdige Versammlung, die im Mai ihre Sitzungen eröffnen sollte. Es handelte sich darin um die Freiheit eines ganzen Volkes; es mußte siegen. Die Hoffnung einer Versöhnung, die halben Maßregeln waren nicht mehr möglich. Man war schon zu weit gegangen. Der Plan eines Bruchs, den Jefferson der virginischen Gesetzgebung vorgelegt, fand jetzt seine Anwendung.

Jefferson, der zu viel Scharfblick besaß, um sich über die Folgen der ernsten Debatten zu täuschen, welche die beiden Länder trennten, hatte gleich Anfangs begriffen, daß er das Joch brechen oder verzichten müsse, darunter zu leben. Seine Überzeugung theilte diesmal die Mehrzahl der Mitglieder des virginischen Convents, der ihm, wie den andern Deputirten, geeignete Instructionen ertheilt hatte, um die Lösung jener ernsten Streitfrage herbeizuführen. Zur Sprache kam sie in der Sitzung des Congresses den 7. Jun. 1776. In dieser Sitzung machten Jefferson und seine Collegen einen Antrag, durch den sie den Congreß auffoderten, die amerikanische Unabhängigkeit und die Befreiung der Colonien Amerika's von aller Verbindlichkeit gegen die englische Krone zu erklären. Sie verlangten außerdem, daß ein Bund gestiftet werde, um die Colonien inniger an einander zu knüpfen, und daß man so schnell als möglich Maßregeln treffen möchte, um im Nothfalle die Hilfe der fremden Mächte in Anspruch zu nehmen. Diese Frage erregte heftige Debatten. Alle begriffen die Alternative, in welche die amerikanischen Colonien gestellt würden. Die Aussicht auf einen Bürgerkrieg, die Furcht der Gefahr hielt noch die minder Eifrigen zurück. Wilson, Robert, Livingston, Dickinson und Andere bemühten sich, den Antrag zu bekämpfen. Sie behaupteten, die Maßregel sei unzeitig; die Bewohner von Maryland, Pennsylvanien, Delaware, Jersey und Newyork wären noch nicht vorbereitet auf eine so entscheidende Maßregel. Ginge der Beschluß durch, so werde er Unruhen im Lande verbreiten und die Gährung nähren. Endlich würden Frankreich und Spanien, wenn sie neben ihren Colonialbesitzungen eine Macht aufstehen sähen, wol geneigter sein, Großbritannien beizustehen, als Amerika zu begünstigen. Diese Vorstellungen hatten keinen Erfolg. Jefferson, durch Lee, Whyte und Adams unterstützt, erwiederte: daß die alten Verhältnisse zwischen den amerikanischen Colonien und England nicht mehr füglich bestehen könnten; daß überdies die Unabhängigkeit Amerika's schon in der That existire; daß es daher unnöthig sei, für die Annahme jener Maßregel zu stimmen; und daß es endlich wahrscheinlich sei, daß Frankreich sich zu Gunsten der Colonien erklären und in seinen Häfen die Waaren und Schiffe Amerika's aufnehmen möchte, statt, wie man glaube, feindliche Gesinnungen zu zeigen. Diese Meinung ging durch. Eine Commission, an welcher Jefferson, Lee, Adams und Franklin Theil nahmen, ward zur Abfassung der Unabhängigkeitsacte ernannt, und Jefferson insbesondere mit derselben beauftragt. Er stattete darüber dem Congreß Bericht ab. Die Verhandlungen dauerten vier Tage. Nach Verlauf dieser Zeit ward die Erklärung von der Kammer angenommen, und von allen Mitgliedern, mit Ausnahme eines einzigen, unterzeichnet.

Der Abfall der amerikanischen Colonien von England war erklärt, und die Partei, welche Jefferson bei diesem großen Schritte ergriffen, sowie seine frühern Dienste, entschieden für seine abermalige Wahl in der nächsten Sitzung. Allein die neue Regierung hatte sich jetzt organisirt, und Jefferson, der der Gesetzgebung von Virginien nützlicher zu werden glaubte, entsagte seiner Stelle beim Congreß. Seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Seine Vorschläge zur Errichtung von Gerichtshöfen, zur Abschaffung des Erstgeburtrechts, und endlich der Sklaveneinfuhr in die Provinz zeigten seinen regen Eifer für die Sache der Freiheit. Allein ein glänzenderer Ruhm war ihm vorbehalten, als er sich zu Gunsten der Religionsfreiheit erklärte, obschon er in dieser Hinsicht bitter getadelt und heftig angegriffen ward.

In der von Sir Walter Raleigh zur Zeit der ersten Auswanderungen der Engländer nach Amerika entworfenen Concession befand sich eine ausdrückliche Clausel, nach welcher die Colonisten keine andere Religion haben sollten, als die des Landes, welches sie verlassen. Sobald die Umstände es erlaubten, war die Colonie in Kirchsprengel getheilt, und in jedem derselben ein Geistli-

cher der anglikanischen Kirche ernannt worden, dem man eine Wohnung und mehre Morgen Landes gab, und der unabhängig von einem festen Gehalt, eine gewisse Quantität Tabak empfing. Man deckte diesen Aufwand durch eine Steuer, die man von allen Einwohnern ohne Unterschied erhob. Mochten sie zur herrschenden Religion gehören oder nicht, sie bezahlten, nach dem Zustande ihres Vermögens mehr oder weniger. Inzwischen kamen Quäker; sie wurden jedoch bald aus der Colonie getrieben und der Zutritt ihnen bei schwerer Strafe verboten. Die anglikanische Geistlichkeit widmete sich hierauf dem Anbaue ihrer Felder, erntete regelmäßig ihre Einkünfte, und beschäftigte sich gelegentlich mit dem Religionsunterrichte ihrer Beichtkinder. Andere Sekten, besonders die Presbyterianer, folgten den Quäkern, und machten eine große Zahl von Proselyten. Indessen war jeder, wie früher, genöthigt, zu bezahlen, um den Aufwand der Geistlichkeit zu decken. Dies waren die Misbräuche, welche Jefferson's Vorschlag zu beseitigen strebte. Es gab heftige Debatten, denn die Mehrzahl der Mitglieder der Gesetzgebung der Provinz gehörte noch zur herrschenden Kirche. Nach einem heftigen Kampfe, der vom 11. Oct. bis zum 5. Dec. dauerte, kamen Jefferson und alle Vaterlandsfreunde, die jene Maßregel unterstützten, überein, das Gesetz aufzuheben, welches die Einführung eines fremden Cultus neben dem der anglikanischen Kirche in der Provinz untersagte. Die Frage kam in mehren Sitzungen wiederholt zur Sprache, bis endlich Jefferson über seine zahlreichen Gegner siegte, und die Vorrechte der anglikanischen Kirche gänzlich aufgehoben wurden. Er sah sich indessen plötzlich umgeben von zahlreichen und unversöhnlichen Feinden; seine Handlungen, sein Privatleben, seine religiösen Grundsätze wurden dem strengsten Tadel unterworfen.

Was seinen religiösen Glauben betrifft, so gehörte Jefferson keiner besondern Sekte an, obgleich er sich zum Socinianismus neigte. Er verwarf die Offenbarung, und glaubte, Christus habe nicht mehr Ansprüche auf Göttlichkeit, als Sokrates, und die christliche Moral schien ihm in mehren Theilen mangelhaft zu sein. Seine Ansichten über den Erlöser enthält die nachfolgende Stelle in einem Briefe an William Short. „Indem sich Jesus Christus," sagt er, „für den Sohn Gottes ausgab, wollte er keineswegs den Menschen ignoriren; er ward selbst getäuscht durch seine Erhöhung. Begabt mit einer feurigen Einbildungskraft und einer reinen Seele, im Besitze einer milden und überzeugenden Beredsamkeit, die ihm unter seinen Zuhörern so viele Proselyten erwarb, glaubte er sich vom Himmel inspirirt. Sokrates war wie er; dieser Philosoph glaubte unter dem Einflusse eines Schutzengels zu stehen. Wie viele Menschen glauben selbst heutzutage an die Wirklichkeit dieser Inspirationen, obgleich die Richtigkeit ihres Urtheils in anderer Hinsicht nichts zu wünschen übrig läßt!" Dies waren Jefferson's religiöse Ansichten. Sie waren das Resultat einer mehrjährigen und tiefen Überzeugung, der er stets treu blieb. Niemand war übrigens toleranter, als er. „Gott," sagte er, „macht keinen Sektenunterschied; alle gerechten Menschen sind ihm Kinder und Brüder Einer Familie: Cato, Aristoteles, Penn, Littleton." Man darf sich daher nicht wundern über den Eifer, mit dem er die einmal angenommenen Grundsätze geltend zu machen suchte.

Die heftigen Angriffe, unter denen er dies that, schadeten auf keine Weise seiner politischen Laufbahn. Noch immer war ihm das Vertrauen seiner Mitbürger geblieben. Die Verwirrung, die noch immer in der Anwendung der Gesetze herrschte, bewog ihn, das amerikanische Gesetzbuch einer Revision zu unterwerfen. Eine eigene Commission ward ernannt, die sich dieser schwierigen Arbeit unterzog. Jefferson war einer ihrer Mitglieder. Ihm fiel die Durchsicht und Prüfung des gemeinen Rechts und der Strafgesetze zu. Er wünschte die Abschaffung der Todesstrafe für alle Verbrechen; allein seine Collegen bestanden darauf, daß dieselbe bei dem Hochverrathe und Morde, bei andern Verbrechen aber die Frohnarbeiten und in einigen Fällen das Vergeltungsrecht eintreten sollten. Auch als Mitglied der Gesetzgebungscommission, wie in seinen anderweitigen Verhältnissen, zeigte er überall ebenso viel Kenntniß und Umsicht, als Muth und Standhaftigkeit, wo er mit seinen Ansichten durchdringen zu müssen glaubte.

Er hatte sich als Staats- und Geschäftsmann bereits mehrfach ausgezeichnet, als das Jahr 1786 ihn nach England führte, von wo er mit Aufträgen der Republik nach Paris ging. Am dortigen Hofe ward er zum Botschafter der vereinigten Staaten von Nordamerika ernannt, nachdem es ihm gelungen war, dem nordamerikanischen Handel mehre Begünstigungen zu verschaffen. Nach dreijährigem Aufenthalte in Frankreich kehrte er (1789) wieder zurück in sein Vaterland, dessen politische Schwäche damals von England mehrfach gemisbraucht ward. Besonders war dies im J. 1792 der Fall. Da verfocht Jefferson als Staatssecretair der Bundesregierung unerschrocken und mit Freimüthigkeit die Rechte der amerikanischen Staaten. Von umfassender Einsicht und Gründlichkeit zeugten mehre Berichte, die er damals dem Congreß vorlegte. Sie betrafen die Einheit des Maßes, der Münze und des Gewichts, die Fischerei, den auswärtigen Handel und andere Gegenstände. Besondern Dank ward ihm sein Vaterland schuldig, als er die Kuhpockenimpfung einführte, und bemüht war, sie auch unter den Stämmen der Wilden zu verbreiten. Für die höhere Geistescultur sorgte er durch Stiftung einer Hochschule zu Charlotteville, in der Nähe von Monticello. Auf dieser Universität, die den Namen Virginia erhielt, wurden und werden noch heutzutage alle Wissenschaften, mit Ausnahme der Theologie, gelehrt.

Nachdem Jefferson im J. 1794 seine bisher bekleidete Stelle niedergelegt, trat er bald nachher als Vicepräsident an die Spitze der Regierung. Die damals in den Verwaltungsangelegenheiten herrschende Parteisucht vermochte er nicht zu unterdrücken, so muthig er sich derselben auch widersetzte. Unmuthig hierüber zog er sich zurück von allen öffentlichen Geschäften, um in dem Leben des Privatmannes die verlorene Ruhe wiederzufinden.

Aber harte Beschuldigungen, wie er sie schon oft erduldet, trafen ihn, seitdem er als entschiedenes Haupt der Oppositionspartei betrachtet ward. Man ging so weit, zu behaupten, er habe den Sturz der Constitution beabsichtigt, um sich als Tribun an die Spitze des Volkes zu stellen.

Beschuldigungen dieser Art mußten bald in ihrem wahren Lichte erscheinen, und das Falsche derselben sich offenbaren. Einen Beweis des ihm noch immer gebliebenen Vertrauens erhielt Jefferson, als er den 17. Febr. 1801 an Adams' Stelle, und den 17. Febr. 1805 abermals zum Präsidenten des Congresses gewählt ward. Er rechtfertigte die auf ihn gefallene Wahl durch den Muth und die Standhaftigkeit, womit er die Rechte der nordamerikanischen Freistaaten gegen die wiederholten Anmaßungen Englands in Schutz nahm. In jene Zeit fällt sein Entwurf eines Vertheidigungsplans. Einige Jahre später (1807) brachte er die Aufstellung eines Linienheeres in Vorschlag. Bei den Blokadedecreten, welche damals Napoleon und Großbritannien erließen, und sich in dieser Hinsicht fast gegenseitig überboten, schützte Jefferson den vaterländischen Handel vor den ihn bedrohenden Verlusten besonders dadurch, daß auf die amerikanischen Schiffe ein allgemeiner Beschlag gelegt ward. In der innern Staatsverwaltung wurde Jefferson der Begründer des wohlthätigen Systems, nach welchem die weiße und rothe Bevölkerung der vereinigten Staaten (Europäer und Indianer) allmälig verschmolzen, und die letztern zu einem gewissen Grade von Civilisation geführt werden sollten. Durch eine so mannichfach verzweigte, segensreiche Wirksamkeit war Jefferson seinem Vaterlande so wichtig geworden, daß Pennsylvanien im J. 1809, wo er seinen bisher bekleideten Posten an Madison abgetreten, ihn abermals zum Präsidenten wählen wollte. Er wies indessen die ihm gemachten Anträge mit der Erklärung zurück, daß er, den Grundsätzen der Constitution gemäß, in den Privatstand zurückzutreten gesonnen sei. Seitdem lebte Jefferson im Schooße der Wissenschaften und des Landlebens auf seinem Gute Monticello in Virginien, wo ihn aber der Druck äußerer Verhältnisse zu dem Schritte nöthigte, die Legislatur von Virginien um die Erlaubniß zu bitten, seine Besitzungen durch eine Lotterie verkaufen zu dürfen. Bereits im J. 1814, als die Engländer zu Washington die Bibliothek des Congresses verbrannt, hatte er demselben zum Ersatz seine eigene auserlesene Büchersammlung unter vortheilhaften Bedingungen angetragen. Sie hatte ihm wesentliche Dienste geleistet bei der Abfassung mehrer, zum Theil wichtiger Schriften. Erwähnung verdienen unter denselben, außer der bereits früher namhaft gemachten summarischen Übersicht der Rechte des englischen Amerika, die Bemerkungen über Virginien (1781), der Entwurf einer Fundamentalconstitution (1783) und die 1789 aufgestellte scharfsinnige Hypothese einer Abstammung der Völker Asiens von den amerikanischen Indianern. Sein Handbuch des Parlamentrechts ward von Pichon zu Paris 1816 ins Französische übersetzt. Außerdem verfaßte Jefferson mehre Denkschriften über die fossilen Riesenknochen in Virginien, über die geistigen Anlagen der Neger, und über die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Noch in den letzten Jahren seines Lebens (1824) übersetzte er de Tracy's Commentaire sur Montesquieu ins Englische. Die Annales du Musée d'histoire naturelle enthalten eine ausführliche Beurtheilung und Zergliederung seiner nach geometrischen Grundsätzen versuchten Verbesserung der Gestalt der Pflugschar, von welcher Jefferson dem Observatoire des arts et métiers in Paris ein Modell übergeben hatte. Von dem dortigen Nationalinstitut war er bereits im J. 1800 zum Mitgliede ernannt worden.

Jefferson schloß seine irdische Laufbahn den 4. Jul. 1826, am funfzigsten Jahrestage der von ihm 1776 entworfenen und unterzeichneten Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten, nachdem er einige Zeit vor seinem Tode den Posten eines Rectors der Akademie, die er gestiftet, niedergelegt hatte. Er war 84 Jahre, als er starb. Seine Beerdigung geschah ohne alle Feierlichkeit, wie er es gewünscht. Doch glaubten seine Mitbürger, die sich zahlreich seinem Sarge anschlossen, die letzte Achtung dem Manne erweisen zu müssen, der sich in so mannichfacher Hinsicht, besonders auch durch eine Rede für die Preßfreiheit, seinem Vaterlande unvergeßlich gemacht hatte. Seine irdischen Überreste wurden in der Nähe von Monticello beigesetzt, und ein acht Fuß hoher Obelisk erhob sich über seinem Grabe mit der Inschrift: Hier ruht Thomas Jefferson, Verfasser der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, des virginischen Gesetzes über die Religionsfreiheit, der Vater der Universität von Virginien; Handlungen, die Jefferson als die schönsten Ansprüche auf die Erkenntlichkeit der Nachwelt betrachtete.

Wenn seinem Leben, einem Leben der Aufopferung, des Ruhmes und der Verluste, etwas zum Vorwurfe gereichen könnte, so wäre es Jefferson's Eigenliebe und zu große Reizbarkeit. Er fürchtete das Urtheil Anderer, obgleich er sich keins über die Handlungen seiner Gegner erlaubte. Tadeln kann man besonders die hohe Meinung, die er von sich und seinen Mitteln hegte, die Begierde, mit der er nach Lob haschte, und die Heftigkeit seiner Angriffe gegen Adams und Hamilton. Abgesehen von diesen Schwächen zeigten nur wenige Politiker mehr Talent, Einsicht, Beurtheilungskraft und Gewandtheit, eine Idee zu ergreifen und sie gelegentlich anzuwenden. Mit bewundernswerthem Scharfblick sah Jefferson die Zukunft und den allmäligen Wechsel in den gesellschaftlichen Lebensverhältnissen voraus, oft lange vorher, ehe jene Veränderung eintrat. Die hohe Meinung, die er von sich hegte, war weniger die Wirkung seiner Eigenliebe, als das Resultat seiner innern Überzeugung. Er behauptete wiederholt, vierzig Jahre der Erfahrung in der Kunst, die Menschen zu beherrschen, seien mehr werth, als zehn Jahrhunderte der Lectüre; und er hatte Recht. Bekannt mit den Menschen, mit ihrem Charakter und den Beweggründen ihrer Handlungen, beobachtete nicht leicht Jemand schärfer und verstand ihre guten Eigenschaften und ihre Fehler richtiger zu würdigen, als er. Schon Jefferson's Uneigennützigkeit muß ihm zu hohem Ruhm gereichen, da er 64 Jahre

die ersten Staatsämter bekleidete, und doch seine Laufbahn ärmer schloß, als er sie angetreten *). (*Heinr. Döring.*)

JEFFERSONIA. So nannte Barton (Transact. of Americ. Soc. III. p. 334) eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der achten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Podophylleen, zu Ehren des verstorbenen Präsidenten Thom. Jefferson, welcher sich auch um die Pflanzenkunde seines Vaterlandes verdient gemacht hat. Char. Der Kelch hinfällig, gefärbt, meist vierblätterig; die offene Corolle besteht aus acht ablang-linienförmigen, stumpfen Blättchen; die sehr kurzen Staubfäden stehen aufrecht den Corollenblättchen gegenüber und tragen zweifächerige, längliche Antheren, deren Fächer sich, wie bei den Berberideen, in zwei von Unten nach Oben zurückgeschlagenen Klappen öffnen (*Hooker*, Flor. bor. amer. Part. I.); die schildförmige Narbe sitzt fast auf dem Fruchtknoten auf; die Kapsel ist umgekehrt eiförmig, kurz gestielt, einfächerig, vielsamig, und öffnet sich unter der Spitze elastisch mit einem runden Loche; die Samen, welche an der Basis mit einer zerfetzten Ausbreitung des Keimganges (arillus) versehen sind, hangen an dem seitlichen Mutterkuchen. Die einzige bekannte Art, J. Bartonis *Michaux* (Flor. bor. amer. I. p. 237, J. diphylla *Persoon* Synops. I. p. 418, *Sims* Bot. mag. t. 1513, Podophyllum diphyllum *Linn.*), wächst auf den westlichen Gebirgen des Staates Tennessee in Nordamerika, als ein stengelloses, glattes, perennirendes Kraut. Aus der Wurzel (welche, wie die von Podophyllum pellatum, purgirend wirken soll) kommt ein Blattstiel, welcher an der Spitze zwei herzförmige, zweilappige, unten schimmelgrüne Blätter trägt, und ein nackter Blüthenschaft mit einer einzigen weißen Blume. (*A. Sprengel.*)

JEFFERSONIT, von schwärzlich grüner Farbe, in das Olivengrüne sich ziehend. Bricht derb, eingesprengt, sehr selten in Krystallen. Letztere sind auf und durch einander gewachsen, und bisher nur mit rauher, matter Oberfläche und nicht ganz scharfen Kanten gefunden worden, scheinen aber von denen des basaltischen Augites nicht abzuweichen. Ein Durchgang der Textur ist deutlich und glänzend von Fettglanz, er scheint einer breiten Seitenfläche des Oblongprisma's zu entsprechen, ein zweiter Durchgang, der breiten Fläche einer Oblongpyramide entsprechend, den erstern unter ungefähr 106° schneidend, ist mehr oder minder deutlich. Man bemerkt in manchen Stücken noch andere unvollkommene Durchgänge. Bruch uneben, splitterig und schimmernd. Undurchsichtig. Die Härte ist in frischen Stücken der des Apatites ziemlich gleich. Pulver blaßgrünlich. Specifisches Gewicht 3,4—3,6. Schmilzt vor dem Löthrohre unter Aussprühen von Funken zu einer schwarzen Perle. Enthält nach Keating †) 56,0 Kieselerde, 15,1 Kalkerde, 2,0 Thonerde, 10,0 Eisenperoxyd, 13,5 Manganprotoxyd, 1,0 Zinkoxyd, und möchte als Abänderung des Augites zu betrachten sein. Bricht bei Sparta in New-Yersey in Nordamerika. (*Germar.*)

*) Cf. Revue Britannique. Septembre 1837. No. 21. p. 52—72.

†) Edinb. philos. Journ. Vol. VII. p. 317.

JEFFERSON'SCHES THIER (Paläozoologie), heißt manchmal das hauptsächlich durch den Präsidenten Jefferson bekannt gewordene Megalonyx. (*H. G. Bronn.*)

JEFFERSONTOWN, Hauptort der Grafschaft Ashe im nordamerikanischen Freistaate Nordcarolina, hat ein Postamt und über 300 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

JEFFERSONVILLE, Hauptort der Grafschaft Floyd im nordamerikanischen Freistaate Indiana, oberhalb der Fälle des Ohio, nicht weit von der auf dem entgegengesetzten Ufer liegenden Stadt Louisville, hat eine Druckerei, ein Postamt und eine Landoffice, d. h. eine Behörde, welche den Verkauf der Staatsländereien besorgt. Der Ort hat über 1000 Einwohner, welche Handel und Schifffahrt treiben, und deren Wohlstand wegen der glücklichen Lage jährlich zunimmt. (*J. C. Schmidt.*)

JEFFREYS (Georg), auch mitunter Jefferys geschrieben, dessen Geburtsjahr unbekannt geblieben ist, scheint sich früh der Jurisprudenz gewidmet und in seinen Studien rasche Fortschritte gemacht, und sowol durch seine Kenntnisse, als durch seine Unterhaltungsgabe viele Freunde erworben zu haben. Ihrer Verwendung verdankte er früh eine Anstellung, und seine rastlose Thätigkeit ward mehrfach in Anspruch genommen. Er war noch nicht Advocat, als man ihm erlaubte, gerichtliche Processe zu führen. Sein erstes öffentliches Auftreten fällt in das J. 1666. Damals erschien er bei der Sitzung der Assisen zu Kingston, wo wegen der herrschenden Pest nur wenige Rechtsgelehrte sich einfanden. Mit rastlosem Eifer beförderte er die mitunter sehr willkürlichen Maßregeln der damaligen Regierung, und bahnte sich dadurch den Weg zu immer einflußreichern Ämtern und höhern Würden, bis er zuletzt unter Jacob's II. Regierung sich bis zum Lordkanzler emporschwang. Das damals herrschende System der Willkür und Bedrückung fand in ihm einen entschiedenen Anhänger und Vertheidiger. Dies ließ sich von einem Manne erwarten, der schon unter Karl II. den thätigsten Antheil genommen hatte an der Verfolgung der Geistlichen, die von den Lehren der bischöflichen Kirche abwichen.

Widerrechtlich und grausam verfuhr er nicht blos gegen die Anhänger des Herzogs von Monmouth, sondern auch ganz besonders gegen den von ihm persönlich gehaßten Staatsmann Algernon Sidney. „Fühlt meinen Puls und seht, ob mein Blut in Unruhe ist!" soll dieser Märtyrer für die Freiheit seines Vaterlandes geäußert haben, als Jeffreys ihn höhnisch ermunterte, mit Ergebung sein Schicksal zu ertragen, das ihn zur Strafe des Stranges und des Viertheilens verdammte. Groß war die Gewandtheit, womit Jeffreys vor Gericht sprach. Aber er verschmähte zugleich kein auch noch so unrechtliches Mittel, wenn es ihm zu seinen Zwecken förderlich sein konnte. War der Angeklagte von einer andern Partei, oder glaubte Jeffreys durch die Verurtheilung desselben sich dem Hofe empfehlen zu können, so gönnte er dem Beschuldigten kein Wort zu seiner Vertheidigung. Er überhäufte ihn mit den niedrigsten Schmähungen, und bot Alles auf, die Zeugen, die für ihn auftraten, lächerlich zu machen. Mit Geldbuße und Gefängniß drohte er sogar den

Geschworenen, wenn sie irgend Bedenken trugen, den Gefangenen für schuldig zu erklären. Die Wahrheit des Ausspruches von Voltaire, daß Jeffreys zum Henker, doch nicht zum Richter geboren sei, schien schon sein Äußeres zu bekräftigen. Sein glühendes Gesicht und seine furchtbare Stimme erschreckten selbst den Schuldigen, und setzten den Unschuldigen in Furcht.

Daß Jeffreys die Rechte der Bürger kannte und ihnen Achtung zu verschaffen wußte, bewies er in Fällen, wo der Vortheil der Regierung nicht dadurch beeinträchtigt ward. Als er einst als Lordkanzler von der Regierung den Auftrag erhalten hatte, alles aufzubieten, um einen Günstling des Hofes ins Parlament zu bringen, setzte er sich am Wahltage, um die Wähler zu schrecken, neben den anführenden Mayor, der sich jedoch stellte, als kenne er ihn nicht, und einen Anhänger des Hofes zurückwies. Da verlangte Jeffreys rauh und ungestüm die Zulassung des Stimmführers, indem er hinzufügte, er sei der Lordkanzler. Der Mayor, ihn mit verächtlichem Blicke messend, bezweifelte dies, indem er äußerte, wenn er der Großkanzler wäre, so würde er wissen, daß hier, wo der Mayor den Vorsitz führe, für ihn nichts zu thun sei. Noch an demselben Abend lud Jeffreys, der nach jener Äußerung beschämt hinweggegangen war, und die Wahl des Anhängers der Volkspartei hatte durchgehen lassen, den Mayor zu sich, und ging, als dieser sich zu kommen weigerte, selbst zu ihm. Er rühmte seine Kenntniß der Landesgesetze und die Unerschrockenheit und Festigkeit, die er bewiesen, und bethätigte seine Dankbarkeit noch dadurch, daß er einen seiner Verwandten zu einer sehr einträglichen Stelle beförderte.

Eine traurige Wendung nahm Jeffreys' Schicksal nach der Landung Wilhelm's von Oranien in England. Wie alle Anhänger des Königs gerieth auch er in die größte Bestürzung. In Matrosenkleidung saß er in einer Schenke, um auf eine Gelegenheit zu warten, wo er entschlüpfen könne. Von dem Pöbel jedoch entdeckt, ward er ergriffen und vor die Obrigkeit gebracht. Sein Schicksal war noch nicht entschieden, als er, im Tower verhaftet, im J. 1689 vor Gram starb. (*Heinrich Döring.*)

JEFFREY'S LEDGE, eine Sandbank der Küste des nordamerikanischen Freistaates Maine gegenüber. Diese Bank hat eine bedeutende Ausdehnung und erstreckt sich in der Richtung von Nordosten nach Südwesten zwischen 42° 40′ und 43° 37′ 30″ nördl. Br. und zwischen 68° 52′ 30″ und 69° 45′ westl. L. von Greenwich. (*J. C. Schmidt.*)

JEFREMOW, eine von Peter I. angelegte Kreisstadt in dem russischen Gouvernement Tula, an der in den Don fallenden Metscha. Sie hat 410 meistens mit Stroh und Schindeln gedeckte Häuser, 7 Kirchen und 2600 Einwohner, welche größtentheils Ackerbau treiben. (*J. C. Petri.*)

Jega (Geogr.), s. Jeja.

Jegarma (Geogr.), s. Ikarma.

JEGAR SAHADUTA (1 Mos. 31, 47), „Hügel oder Steinhaufen des Zeugnisses," so nannte Laban den Haufen von Denksteinen, welchen bei seiner Trennung von Jacob dieser Gal-ed (Gilead) „Hügel des Zeugnisses" nannte. (*F. G. Crome.*)

Jegenstorf, s. Jegistorf.

JEGENYE, auch Legyio, teutsch Tannendorf, ein zur Herrschaft Kolos-Monostor gehöriges Dorf im obern Kreise und bácser (batscher) Gerichtsstuhle der koloscher Gespanschaft im Großfürstenthume Siebenbürgen, im Gebirge, zu beiden Seiten eines raschen Baches, von Magyaren bewohnt, mit einer eigenen katholischen Kirche und einer Schule. Nahe bei demselben befindet sich eine vortreffliche kalte alkalisirende kohlensaure Mineralquelle, welche zur Heilung von Hautkrankheiten für Menschen und Thiere sehr wirksam ist. Auch wird das Wasser derselben zum Bleichen der Leinwand verwendet, welche dadurch schnell eine vorzügliche Weiße erhält. (*Benigni* und *G. F. Schreiner.*)

JEGHER (Christoph), ein sehr berühmter Künstler in der Holz- und Formenschneidekunst, geboren in Teutschland 1596, gestorben in den Niederlanden 1670 [1]). Von seinen frühern Lebensverhältnissen ist sehr wenig bekannt, man weiß nur so viel, daß er gegen 1620 sich in Antwerpen niederließ. Hier war es, wo der berühmte Peter Paul Rubens, welcher zugleich eine treffliche Schule von Kupferstechern, wie Dr. Portius, Dr. Vorsterman, Dr. Bolswert u. A. bildete, das Talent des in Holz schneidenden Künstlers ausmunterte, indem er ihn vieles nach seinen Zeichnungen in Holz schneiden ließ und seine Arbeiten sehr begünstigte, weil er sah, daß er den Maler mit aller Treue wiederzugeben wußte. Jegher's Blätter zeigen eine besondere Festigkeit in den Umrissen und sehr kühnen Lagen in den Schraffirungen, übrigens ist das Ganze mit besonnenem Geiste und gutem Ausdruck gearbeitet, wodurch er sich wirklich als ein vorzüglicher Künstler zeigte. Mehre seiner Platten, worunter bedeutende große Blätter nach Rubens, sind auch im Helldunkel (mit mehren Platten, wo eine die Hauptschatten und äußere Formen und Schraffirungen, eine zweite die halben Töne und die erscheinenden Lichter, auch eine dritte oder vierte verschiedene untergeordnete Töne zeigt) [2]), gedruckt; jedoch dürften sie zu den Seltenheiten gehören. Die besten Abdrücke davon sind die, welche mit Rubens' Namen als Verleger angezeigt sind; auf den spätern Drucken, die nach Rubens' Tode erschienen, fehlt dessen Name gänzlich und befindet sich dafür blos der von Jegher. Als vorzügliche Blätter nach Rubens dürfen besonders gerechnet werden: 1) Büste eines bärtigen Mannes, kl. Fol.; 2) Susanna und die beiden Alten, f. gr. qu. Fol.; 3) Ruhe auf der Flucht nach Ägypten, f. gr. qu. Fol., als sehr selten in gutem Druck; 4) Jesus und Johannes spielen mit einem Lamme, qu. Fol.; 5) Krönung der Maria, dit.; 6) ein trunkener Silen von zwei Satyrn geführt, gr. Fol., vorzüglich ausdrucksvolles Blatt; 7) der Liebesgarten, eine der schönsten Compositionen von Rubens, da er in diesen Gegenstand

1) Heller sagt: geboren 1578, gestorben 1660. 2) In welcher Art früher Hugo da Carpi, Andreani, N. Vicentino, Dürer, Burgkmair und Andere vieles Merkwürdige lieferten; Hugo da Carpi und Ulrich Pilgrim betrachtet man als die ersten, welche in dieser Art arbeiteten. Vgl. d. Art. Holzschneidekunst.

die Bildnisse von sich, seiner ersten und zweiten Gattin, des von van Dyk und andern guten Künstlern, auf höchst sinnreiche Art darstellte [5]), s. gr. qu. Fol. (*Frenzel.*)

JEGING, ein Dorf im Districtscommissariate und Landgerichte Friedburg, im Innviertel des Erzherzogthums Österreich ob der Ens, ganz einsam gelegen, einerseits vom Mattichflusse, und andererseits von hohem Gebirge beschränkt, 29 Poststunden westsüdwestlich von Linz, eine halbe Stunde östlich von Kirchberg und 1½ Stunde vom Mattsee entfernt, am linken Ufer des Mattichflusses, mit einer alten, zum Dekanate Pischelsdorf der bischöflichen Diöcese Linz gehörigen katholischen Pfarre, welche von einem Priester besorgt wird und nach dem Diöcesanschematismus für das J. 1835 in sieben eingepfarrten Ortschaften und 90 Häusern 380 Seelen zählte, einer katholischen Kirche zum heil. Stephan und einer Schule, welche unter dem landesfürstlichen Patronatsrechte stehen. Die nächste Poststation ist Mattighofen. Das Dorf gehört mehren Dominien. In alten Beschreibungen kommt Itinga statt dieses Pfarrortes vor. (*Schreiner.*)

JEGISTORF, JEGENSTORF, großes und schönes Pfarrdorf zwei Stunden von Bern, an der Straße nach Solothurn, mit 600 Seelen; zur nämlichen Pfarre gehören aber noch zehn Ortschaften mit einer Bevölkerung von 2000 Seelen. Die Gegend ist fruchtbar und gut angebaut, sodaß viel Wohlstand herrscht, obgleich Jegistorf mehre Male durch große Feuersbrünste gelitten hat. Die Edlen dieses Namens werden schon gegen Ende des 12. Jahrh. urkundlich erwähnt, und waren nachher Bürger zu Bern. Nach ihrem Erlöschen kam das Schloß mit den dazu gehörigen Voigteirechten über das Dorf in verschiedene Hände. Das jetzige Schloß wurde vor ungefähr hundert Jahren erbaut, und zeichnet sich durch schöne Gartenanlagen aus. Seit der Staatsumwälzung 1798 hat, wie überall in der Schweiz, die Patrimonialgerichtsbarkeit aufgehört. In dem großen Bauernaufstande 1653 wurde das Dorf von den Truppen der Regierung eingenommen und geplündert. (*Escher.*)

JEGORJEWSK, Kreis und Stadt im Gouvernement Rjäsan des europäischen Rußlands, östlich an Moskau grenzend. Er wird von mehren kleinen Flüssen bewässert und hat viele größere und kleinere Landseen, weitläufige Waldungen und Moräste. Der Ackerbau ist unbeträchtlich, blos Flachs und Hanf gerathen gut. Die Viehzucht ist ebenfalls von geringem Belange. Die Einwohner nähren sich daher meistens von den Erzeugnissen der Waldcultur, der Garnspinnerei und Linnenweberei. Die kleine gleichnamige Kreisstadt an der Gusliza hat etwas über 100 Häuser, eine Kirche und 550 Einwohner, die noch meistens blos ländliche Gewerbe treiben. (*J. C. Petri.*)

JEGUN, kleine Stadt und Cantonshauptort im Arrondissement Auch, des französischen Departements des Gers. Sie liegt am Flusse Loustere und zählt 2200 Einwohner. In ihrer Nähe sind Marmorbrüche. (*Klaehn.*)

JEHANABAD (Jehenabad), 1) Stadt Vorderindiens in dem Staate des Maha Raja Sindia, in der Provinz Kandesh und im gleichnamigen Districte unter 21° 18′ nördl. Br. und 76° 21′ östl. L. gelegen. 2) Stadt Vorderindiens in der Provinz und dem gleichnamigen Districte Bahar, 6½ teutsche Meilen südwestlich von der großen Provinzialhauptstadt Patna, unter 25° 13′ nördl. Br. und 82° 5′ östl. L. gelegen. Außer diesen beiden Städten gibt es in Ostindien noch mehre ganz unbedeutende Orte dieses Namens, welche ihren Namen von dem berühmten Jehan Khan angenommen haben sollen. (*J. C. Schmidt.*)

JEHASIEL, genauer nach dem Hebräischen Jachasiel (יַחֲזִיאֵל, der Gott anschauet), Name einiger biblischen Personen, darunter bemerkenswerth ein Prophet zur Zeit des Königs Josaphat (2 Chron. 20, 14). (*A. G. Hoffmann.*)

Jehazbore, Jehazpoor (Geogr.), s. **Jagepoor.**

Jehenabad, s. **Jehanabad.**

Jehiskia, s. **Ezechias.**

Jehoahas, Jehoahaz, s. **Joahas.**

Jehoasch, s. **Joas.**

Jehojada, s. **Jojada.**

Jehojakim, s. **Jojakim.**

JE-HOL [1]) (**Dsche-hol, Je-ho, Je-ho-eul, Schu-pi-schan-tschang** [2]), **Dschecho**), kaiserl. chinesische Sommerresidenz und einst Lieblingsort des Kaisers Khien-long, welcher hier 1793 die britische Gesandtschaft unter Lord Macartney empfing, liegt unter 40° 3′ 36″ (nach Capt. Parish unter 41° 58′) nördl. Br. und 132° 37′ 30″ östl. Länge im Norden der großen Mauer und in der zur Scharramongolei, als deren Hauptort Je-hol — Stadt kann man nicht wohl sagen, da sich nur wenige elende Hütten in krummen Straßen hier finden, — betrachtet wird, gehörigen Provinz Kortschin. Die zahlreichen, nach chinesischem Geschmacke prachtvoll eingerichteten und mit sehr reichen, aber geist- und geschmacklos veranstalteten Kunstsammlungen versehenen Paläste mit ihren Menagerien, Gärten, Wäldern, Seen und Wasserfällen, sowie die dazu gehörigen Mandarinenpaläste und Lamatempel, unter denen der Putala, welcher mit goldenen Ziegeln gedeckt sein soll, der allerheiligste ist, nehmen fast das ganze gleichnamige Thal, welches ein Theil des Lan-hothales ist, mit seinen Verzweigungen ein. Die Residenz wurde im J. 1703 nach dem Plane des Palastes zu Peking für den Kaiser Kang-hi als Jagdschloß angelegt, späterhin aber sehr vergrößert und verschönert [3]). (*G. M. S. Fischer.*)

---

5) Später wurde dieses Bild, von welchem in mehren Galerien Wiederholungen sich befinden, so auch in der dresdener ein vorzügliches Bild, sehr schön von Lempereur in Kupfer gestochen; auch gibt es davon ein älteres gestochenes Blatt aus Rubens' Schule mit dem Titel: Venus Lust-hof.

1) d. i. Sitz der lieblichen Kühlung. 2) Nach der chinesischen Reichsgeographie übersetzt von Klaproth in *Timkowski*, Voy. Tom. II. p. 281—284. Daher die Schreibart Dsecho bei Hüttner, Nachricht von der britischen Gesandtschaftsreise durch China ꝛc. S. 52. 3) Ein Je-hol betreffendes Prachtwerk mit 36 in Kupfer gestochenen Ansichten und einer Erläuterung in Versen, ist in Peking erschienen. Vgl. Ritter's Erdkunde. 2. Th. S. 132—140. Mit Peking steht Jehol durch eine 30 teutsche Mei-

Digitized by Google

Jehoram, s. Joram.

Jehoschaphat, s. Josaphat.

JEHOVA (יְהֹוָה), in abgekürzter Form Jah (יָהּ), die in der Bibel oft vorkommende Bezeichnung des höchsten Wesens, welche nicht, wie der allgemeinere Ausdruck Gott, also das hebräische Eloah, Elohim (אֱלוֹהַּ, אֱלֹהִים) eine Anwendung auf die von Heiden verehrten Gottheiten zuließ, sondern nur von dem einzigen wahren Gotte, welcher zugleich Schutzgott des hebräischen Volkes war, gebraucht werden konnte und durfte. Man hat also Jehova als einen Eigennamen zu betrachten. Bekanntlich hat dieses Wort im hebräischen Originaltexte lediglich eine von dem Worte Adonai (אֲדֹנָי) entlehnte Vocalisation, nur mit der Modification, daß das dem Buchstaben Alef (א) entsprechende, aber dem Jod (י) weniger angemessene Chatef Patach (das kürzeste a) nicht beibehalten, sondern mit dem gewöhnlichen Schwa (dem kürzesten e) vertauscht wurde. Diese Herübernahme einer demselben ursprünglich fremden Vocalisation ist unstreitig blos durch die fromme Scheu veranlaßt, den eigentlichen Namen Gottes auszusprechen. Aus gleicher Quelle stammt die Gewohnheit der Juden, Gott durch haschschem (הַשֵּׁם d. i. der Name) [1]) zu bezeichnen, und die der Samaritaner, durch Schima (ࠔࠉࠌࠀ), was mit dem Hebräischen in der Bedeutung gleich ist. Schon im A. T. selbst zeigen sich Spuren von dem Glauben, daß der göttliche Name zu heilig sei, um von Menschen ausgesprochen zu werden (1 Mos. 32, 30 [2]). Vgl. auch Jos. 5, 14. 15. Richt. 13, 18), und in 2 Mos. 20, 7 („du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht misbrauchen") fand die jüdische Exegese gegen das, was die Sitte untersagte, ein förmliches Verbot, und rechnete das Erwähnen des göttlichen Namens zu der 3 Mos. 24, 11 hart gerügten Gotteslästerung. Daher hat denn auch schon die alexandrinische Version Jehova immer durch ὁ *Κύριος* übersetzt, was dem hebräischen Adonai genau entspricht und drückt also dem Sinne nach dasselbe aus, was der hebräisch lesende Jude durch das von ihm für Jehova substituirte Wort andeutet.

Philo [3]) hält das „von den Theologen sogenannte Tetragrammaton" Jehova gradezu für einen solchen Namen, *ὃ μόνοις τοῖς ὦτα καὶ γλῶτταν σοφίᾳ κεκαθαρμένοις θέμις ἀκούειν καὶ λέγειν ἐν ἁγίοις, ἄλλῳ δ' οὐδενὶ τὸ παράπαν οὐδαμοῦ* [4]). Anderswo [5]) erklärt er den des Todes würdig, wer Gottes Namen zur Unzeit (*ἀκαίρως*) auszusprechen wage, und sucht dies Urtheil durch diese Schlußfolge zu rechtfertigen. Da schon die Menschen, sagt er, aus Achtung die eigentlichen Namen ihrer Ältern nicht gebrauchen, sondern diese Vater und Mutter nennen, wodurch sie den Empfang großer Wohlthaten bezeugen, und zugleich eine dankbare Gesinnung bethätigen: so läßt es sich mit nichts entschuldigen, wenn man den heiligsten Namen Gottes misbraucht, indem man ihn wie gewöhnliche Worte anwendet („*λόγων ἀναπλήρωμα ποιούμενοι*"). Auch Theodoret [6]) bemerkt vom Namen Jehova: *τοῦτο δὲ παρ' Ἑβραίοις ἄφραστον ὀνομάζεται· ἀπείρηται γὰρ αὐτοῖς τοῦτο διὰ τῆς γλώττης προφέρειν.* Ähnlich Hieronymus zu Ps. 8. Fl. Josephus erzählt [7]), daß er über diesen Namen sich nicht öffentlich aussprechen dürfe, obschon er aus Priestergeschlecht abstammte [8]).

Wenn im biblischen Texte Adonai unmittelbar neben Jehova angetroffen wird, das letztere also füglich dann nicht ebenso zu lesen war, erhielt letzteres in der Schrift die Vocalisation von Elohim (יֱהֹוִה), und wird noch jetzt von den Juden Elohim ausgesprochen.

Der alte Streit über die Aussprache des Wortes Jehova [9]) ist in der neuern Zeit fast eingeschlafen, weil er in den Augen der Gelehrten an Wichtigkeit verloren hatte. Man ist darüber einverstanden, daß durch die jüdische Aussprache nur ein anderes Wort (im Keri) die Stelle des im Texte stehenden (des Chetibh) einnehme, welchem auch die Vocalisation angehöre. Die Frage, wie der aus vier Buchstaben bestehende Name Gottes [10]) eigentlich laute, gilt fast nur noch als eine historisch-philologische Curiosität. Viele glaubten, Jahvo (יַהְוֹה) sei die richtige Aussprache, und zwar mit Berufung auf die Nachricht der Alten, daß der Gott der Hebräer Jao [11]) heiße. Die

---

len lange Kunststraße in Verbindung, welche blos für den Kaiser bestimmt ist. Von drei zu drei Meilen stehen kaiserliche Paläste zur Aufnahme der hohen Reisenden bereit. Ritter a. a. O. S. 133.

1) Auch mit dem Beisatze hammeforasch (הַמְּפֹרָשׁ); vgl. darüber *Buxtorf*, Lexic. chald. talm. rabb. s. v. שֵׁם. 2) Auch Philo (De nominum mutatione in der Ausg. seiner Werke edit. Francof. p. 1046) versteht diese Stelle schon so, daß Gott seinen eigenthümlichen Namen absichtlich nicht mittheile. 3) De vita Mosis L. III. (p. 670. ed. Francof.). 4) *Mercurius Trismegistus* sagt in ähnlichem Sinne: *Ἔστι γὰρ ὁ ὢν ἀνώνυμος*, und über die Deutung des Namens: *οὗ τὸ ὄνομα οὐ δύναται ἀνθρωπίνῳ στόματι λαληθῆναι.* 5) a. a. O. S. 684.

6) Quaest. in Exod. XV. (Opp. T. I. p. 133. ed. *Schulze*). 7) Antiquitt. Judd. L. II. cap. 12. §. 4. 8) Vgl. auch Talmud, Tract. Sanhedrin. cap. 7. §. 5. *Maimonides*, Moreh nebochim, T. I. cap. 62. p. 111. 9) Einige der früherhin darüber erschienenen Schriftchen hat Hadr. Reland unter d. Titel: Decas exercitationum philologicarum de vera pronuntiatione nominis Jehova, wieder zusammen abdrucken lassen, mit einer Vorrede begleitet und die Gründe für und wider zwar kurz, aber doch recht übersichtlich angegeben (Traj. ad Rhen. 1707). Zu Gunsten der Aussprache des Wortes durch Jehova sind die Abhandlungen von Fuller, Gatacker und Leusden, während Drusius, Amama, Cappelle, Buxtorf und Alting die Aussprache Adonai vertheidigen. Die letztere Ansicht erklärt auch Reland in der Vorrede für die seinige, findet es jedoch nicht grade tadelnswürdig, wenn Jemand die herkömmliche Weise der Aussprache beibehalten wolle, zumal in der Predigt und beim Volksunterrichte. Unter den von Reland nicht aufgenommenen Schriften bemerke man Dan. Schwenter's oratio de sancto et magno nomine *τετραγραμμάτῳ*, Jehova (Norimb. 1608. 4.), welcher die Juden darüber hart tadelt, daß sie Adonai statt Jehova lesen. 10) שֵׁם שֶׁל אַרְבַּע אוֹתִיּוֹת bei den Juden, daher τὸ *Τετραγράμματον* im Griechischen und Lateinischen. Selbst in die Sprache der Zauberei und Magie ist diese letztere Benennung übergegangen. In Faust's Höllenzwang z. B. kehrt Tetragrammaton in den Beschwörungsformeln oft wieder. 11) Diod. Sicul. (L. I. c. 94) hat *Ἰαώ*, und Theodoret (Quaest. in Exod. XV.) berichtet: *καλοῦσι δὲ αὐτὸ* (den Namen Gottes) *Σαμαρεῖται μὲν Ἰαβέ, Ἰουδαῖοι δὲ Ἀιά* (Handschriften haben auch *Ἰά*, nicht *Ἰαώ*). Nach Macrobius (Saturn. L. I. c. 18) hieß die Sonne auch *Ἰάω*. In der Lehre der Gnostiker kommt der Name

Analogie hätte diese Form im Allgemeinen wol (wie Jacob, יַעֲקֹב), aber bei einem auf He ausgehenden Stamme ist sie durchaus ungewöhnlich. Daher ziehen Andere [12]) es vor, das Wort Jahve (יַהְוֶה) zu lesen, worauf auch die samaritanische Pronuntiation hinweist. Die abgekürzten Formen Jahu (יָהוּ) und Jah (יָה) unterstützen diese Vermuthung. Die Vertheidiger der entgegengesetzten Ansicht stützen sich freilich mit einigem Schein auf die Abkürzung יְהוֹ und יוֹ, welche in vielen Nominibus propriis hervortritt (יְהוֹנָתָן, יוֹנָתָן Jonathan, יְהוֹיָדָע Jojada, יְהוֹיָכִין Jojachin ꝛc.), wol auch auf die angebliche Verwandtschaft mit dem lateinischen Jovis und Jupiter. Von dieser Combination mit Jovis aber, als einer ganz unsichern und vielfach bestrittenen, ist völlig abzusehen, und die abgekürzte Form Jého hat offenbar den Vocal o nur deswegen, weil sie mit Waw schließt, also einem Buchstaben, der wegen seiner Flüssigkeit leicht in den Vocal o oder u übergehen konnte, keineswegs aber, weil das abzukürzende Wort auf o ausging. Manche lesen auch Jihve, weil der Vocal i bei der hier angewendeten Verbalform der gewöhnliche ist. J. D. Michaelis [13]) ist für die Aussprache Jehova, und betrachtet sie als sehr alt, wenigstens viel früher entstanden, als die von den Masorethen den Consonanten hinzugefügte Vocalisation, weil schon in der Bibel eine damit übereinstimmende Deutung gegeben werde. Aus der biblischen Erklärung läßt sich aber natürlich auf die Aussprache kein sicherer Schluß machen; es läßt sich Jahvo und Jahve damit vereinigen. Michaelis konnte mit diesem Grunde nur die jüdische Aussprache Adonai abweisen.

Über die Bedeutung des göttlichen Namens Jehova (Jahvo, Jahve) äußert sich 2 Mos. 3, 14. 6, 3 ziemlich genau. Nachdem Gott aus dem brennenden Busche die Befreiung seines Volkes aus der ägyptischen Dienstbarkeit dem Moses aufgetragen hat, und Moses nach seinem Namen fragt, um dem Volke Rede stehen zu können, antwortet der erstere: „ich bin, der ich sein werde" (אֶהְיֶה אֲשֶׁר אֶהְיֶה, oder: „ich bin, der ich bin"), was Luther minder deutlich übersetzt: „ich werde sein, der ich sein werde," indem er das sogenannte Futurum auch das erste Mal von der Zukunft faßt.

Die erstere Stelle wird zwar verschieden erklärt [14]), aber darüber herrscht kein Streit, daß die Deutung des Namens Jehova vom Verbo הָוָה (= הָיָה) sein ausgehe [15]). Man hat demnach den Begriff des Seienden, also des Unveränderlichen und Ewigen, darin gefunden. Es wird zwar gegen die Ableitung eingewendet, daß sie nur von einem erst aus einer verwandten Sprache herbeigezogenen Worte ausgehe [16]), und daß der Name ein fremdartiges und ausländisches Gepräge habe [17]). Indessen möge es sich damit verhalten, wie es wolle; jedenfalls verband man damals, als der Pentateuch in seiner jetzigen Gestalt entstand, mit dieser Bezeichnung Gottes den erwähnten Begriff. Darauf spielt auch Hos. 12, 6 an, und Offenb. 1, 4. 8 ist das *ὁ ὤν, καὶ ὁ ἦν καὶ ὁ ἐρχόμενος* offenbar nachbildende Ausdeutung der Stelle in 2 B. Mose's. Verglichen hat man damit die von Plutarch [18]) erwähnte Inschrift im Tempel zu Saïs: *ἐγώ εἰμι πᾶν τὸ γεγονὸς καὶ ὂν καὶ ἐσόμενον, καὶ τὸν ἐμὸν πέπλον οὐδείς πω θνητὸς ἀπεκάλυψεν* [19]), ohne jedoch allemal zugleich einen historischen Zusammenhang vorauszusetzen oder dadurch begründen zu wollen. Wenn man einen fremdartigen Ursprung des Namens Jehova vermuthete, wendete man nämlich den Blick vorzüglich nach Ägypten, jedoch auch nach Phönizien und Indien. Es gebricht diesen Hypothesen aber an einer sichern Grundlage, weshalb sie auch neuerdings sehr lebhaft bekämpft wurden [20]) und zwar, wie es scheint, nicht ohne Glück [21]). Doch waren für sie manche Stimmen von nicht geringem Ansehen; unter den neuesten Vertheidigern derselben ist A. Th. Hartmann zu nennen [22]), desgleichen gewissermaßen Vatke [23]). Aber v. Cölln [24]) erklärt es am sichersten, „bei der in der hebräischen Überlieferung gegebenen Ableitung des hebräischen Eigennamens der Gottheit aus einem hebräischen Stamme stehen zu bleiben" [25]). Mit Umsicht erklärt sich v. Cölln [26]) über den in Jehova niedergelegten Begriff.

Jao ebenfalls vor (cf. *Irenaeus* advers. haeres. L. I. c. 34. p. 109. ed. *Grabe*), und steht auch auf den Gemmen der Basilidianer. Abweichend ist die Form *Ἰευώ*, welche Eusebius (de praeparat. evangel. L. I. c. 9. p. 31. ed. Colon. 1688. fol.) aus Philo Byblius entnommen hat, aber wenigstens der Laut der letzten Sylbe (nämlich o) deutet doch auf Jao.

12) J. W. Gesenius im Wörterb., und Ewald in seiner Übersetzung der poetischen Bücher des A. T. 13) Supplement. ad lex. hebr. P. II. p. 524 sq. und Mos. Recht. Th. 5. §. 251. 14) Cf. *Rosenmuelleri* Scholia in Exod. p. 55 (ed. 3). 15) Eigenthümlich, aber auch nicht haltbar, ist die Meinung von H. E. G. Paulus (Aufklärende Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- und Religionsgesch. 2. Ausg. S. 33), daß יַהְוֶה ein nach der Form der Verba ע״ו gebildetes Piel sei und bedeute: is qui esse facit et faciet.

16) Ewald, Die Composit. der Genesis unters. S. 10. 17) P. v. Bohlen, Die Genesis historisch-krit. erläutert. S. CIII. 18) De Iside et Osiride. c. 9. (Opp. moral. ed. *Reiske*. Tom. VII. p. 396). 19) So z. B. schon J. D. Michaelis in den Supplem. ad lex. hebr. s. v. יהוה. 20) In Tholuck's liter. Anzeiger. 1832. Nr. 28—30: über die Hypothese des Ursprunges des Namens Jehova aus Ägypten oder aus Indien, und v. Hengstenberg (Die Authentie des Pentateuchs erwiesen. 1. Bd. S. 204 fg.). 21) Vatke, Die bibl. Theol. wiss. dargestellt. 1. Th. S. 669 und sein Urtheil über die in Tholuck's lit. Anz. befindliche Abhandlung in den Jahrb. für wissenschaftl. Krit. 1837. 1. Bd. Nr. 119. S. 146. 22) Historisch-krit. Forschungen über die Bildung, das Zeitalter und den Plan der fünf Bücher Mose's. S. 156; dagegen entscheidet sich v. Bohlen (Erklär. der Genesis. S. CII fg.) nicht, ist aber der Hypothese günstig. 23) Bibl. Theol. 1. Bd. S. 670: „Ägypten verliert somit seine nähern Ansprüche an die Originalität der hebräischen Institute und des Gottesnamens; die Wahrscheinlichkeit, daß der letztere von Außen oder aus einem frühern Zusammenhange der Hebräer mit andern asiatischen Völkern überliefert sei, bleibt jedoch, da sie hauptsächlich auf der Form dieses Namens beruht." 24) Bibl. Theol. 1. Bd. S. 102. 25) S. 63 seines Werkes ist damit nicht in entschiedenem Widerspruche, wie es in den Jahrb. für wissenschaftl. Kritik, 1837. 1. Bd. Nr. 119. S. 945. 946 genommen werden will. Denn hier vermuthet v. Cölln nur, daß die ägyptische Priesterreligion nicht weit von der Idee des Monotheismus war, und dazu dienen konnte, dieselbe bei Moses zu wecken. Dagegen entscheidet er hier über den Ursprung des Namens Jehova gar nicht. 26) a. a. O. S. 100 fg.

„Der Name Jave," sagt er, „bezeichnet eigentlich den Seienden für die Folgezeit, den, welcher jederzeit ist und sein wird. Durch den Namen schon sollte das Wesen Gottes als ein wahrhaft beständig Seiendes (τὸ ὄν, τὸ ὄντως ὄν) bezeichnet werden. Daß dieser Begriff des göttlichen Wesens auch wirklich der herrschende war, ergibt sich daraus, daß man den falschen Göttern im Gegensatze zu Jehova Namen beilegte, welche die Vorstellung des Nicht-Seins oder eines blos scheinbaren Seins ausdrücken. Von dieser Art sind die ganz gewöhnlichen Bezeichnungen der fremden Gottheiten, wie אלילים = Nichtigkeiten, הבלים = Wahnwesen." Dagegen ist die 2 Mos. gegebene Erklärung des Namens Jehova einigen Gelehrten für die frühere Zeit zu abstract erschienen. „Der Gott der Hebräer," sagt de Wette [27]), „ist ein individueller Gott, erst durch den spätern Propheten und Dichter hat er jene philosophische Allgemeinheit erhalten, die den Übergang vom Hebraismus zum Christenthume bezeichnet." Minder bestimmt äußert sich A. Th. Hartmann [28]); dagegen tritt P. v. Bohlen [29]) de Wette's Meinung ganz bei. Vatke ist überzeugt, daß die Grundform des Namens Jehova ausländisch sein möge [30]) und die ursprünglich damit verbunden gewesene Vorstellung nicht der spätere hebräische Monotheismus gewesen, „sondern eine Anschauungsform, welche noch dem Boden der Naturreligion angehörte, obgleich höher, als die gewöhnliche kanaanitische Form derselben, nämlich die Vorstellung eines höchsten Gottes in der sinnlichen Erscheinung des Lichtes oder des lichten Äthers, des Himmels, der natürlichen Idealität, über die einzelnen Erscheinungsformen, namentlich Sonne, Mond, Planeten und Sterne, erhaben, ohne sie jedoch von dem Begriff der Gottheit auszuschließen" [31]). Er bezeichnet es auch als etwas Festes und Sicheres, „daß der hebräische Monotheismus mit dem Namen Jehova den Hebräern nicht von Außen überliefert ist" [32]), und in der vormosaischen Zeit müsse man „nach der allgemeinen Analogie stufenweiser Entwickelung vom Natürlichen zum Geistigen vermuthen, daß die Vorstellung vom höchsten Gotte noch enger an die sinnliche Erscheinung gekettet war, als später."

Da das höchste Wesen im A. T. bald Jehova, bald Elohim, zuweilen Jehova Elohim (in der Lutherischen Übersetzung Gott der Herr) genannt ist, so entstand die Frage: findet ein Unterschied zwischen beiden Bezeichnungsarten statt und welcher? Gesteigert wurde das Interesse an dieser Frage, seitdem man anfing, nach dem Wechsel der Gottesnamen die Genesis theils in Bruchstücke zu zerlegen, theils als eine entweder ausschließlich oder doch hauptsächlich aus zwei Urkunden entstandene Schrift zu betrachten, von denen jede eine eigenthümliche Bezeichnung Gottes gehabt habe. Die Annahme dieser beiden vermeintlichen Urschriften (ebendaher Jehovist und Elohist, oder Jehova'surkunde und Elohims'urkunde genannt) stützte sich freilich nicht blos auf diese merkwürdige Erscheinung, doch hatte sie sich in der Untersuchung, zumal Anfangs, ein großes Gewicht erworben. Manche halfen sich leichten Kaufs über alle in diesem Wechsel liegende Schwierigkeit hinweg, und gaben Machtsprüche statt der Gründe. So heißt es noch in einer am Ende des vorigen Jahrh. erschienenen anspruchsvollen Erklärung von 1 Mos. 1 fg. [33]): „Die verschiedene Benennung Gottes bald durch אלהים, bald durch יהוה אלהים, bald durch יהוה allein, zeigt dem philosophischen Forscher die Fortschritte des menschlichen Geistes von Vielgöttern zu einem Obergotte, und von diesem zu einem einzigen allmächtigen Schöpfer und Regierer der Welt." Es ist hier nicht der Ort, in alle die verschiedenen Deuteleien einzugehen, welche ein zum Theil übel angebrachter Scharfsinn auf diesem Felde zu Tage gebracht hat, sondern nur einige kürzlich zu berühren, welche entweder durch den von ihnen geübten Einfluß und durch die Auctorität, von welcher sie ausgingen, oder auch nur durch ihre Sonderbarkeit Anspruch darauf haben. In die letztere Classe gehört unstreitig die Meinung von Sam. Dav. Luzzatto [34]), nach welcher das Wort Jehova aus zwei Interjectionen יה oder יהו, angeblich Zeichen der Freude, und הו, vermeintlicher Ausruf des Schmerzes, zusammengesetzt sei, sodaß die Juden durch den Namen יהוה hätten anzeigen wollen, ihr Gott sei der einzige Urheber des Glücks und Unglücks [35]). Nichts Besseres läßt sich von M. H. Landauer's Versuche sagen [36]). Ihm zufolge bezeichnet Jehova das Sein und Wirken der Gottheit innerhalb der Dinge der Welt, die Kraft Gottes, welche sich in die Werke der Schöpfung niederließ, sie hält und belebt; Elohim dagegen das außer- und übernatürliche Sein und Walten der Gottheit. Durch den Plural Elohim sollen drei Personalitäten unterschieden werden: Macht, Weisheit und strenge Gerechtigkeit (von welcher jedoch Liebe und Gnade nicht ausgeschlossen); „in dem aber, was von Elohim hervorgebracht, erhalten und wieder aufgelöst wird, thront Jehova als Personalität der Güte und Treue, der Unveränderlichkeit und Beharrlichkeit" [37]). Gegen solche Phantasterei läßt

27) Kritik der israel. Gesch. S. 182. 28) Histor.-krit. Forschungen über die Bildung ꝛc. der Bücher Mose's. S. 143. 29) Genesis histor.-krit. erklärt. S. CIII fg. 30) Die bibl. Theol. wissenschaftl. dargest. S. 668. 31) a. a. O. S. 686. 32) a. a. O. S. 689.

33) Über die ältesten heiligen Semitischen Denkmäler, eine Abhandlung unserer theologischen Routine entgegen, von K. Frz. Schwind (Strasb. 1792). S. 18. 34) In seinen *Animadversionibus in Jesaiae vaticinia*, welche vor *E. F. C. Rosenmuelleri* Schol. in V. T. in compendium redacta. Vol. II. abgedruckt sind, zu Cap. 38, 11 (l. c. p. XXIV). 35) Es fällt daher auf, diese Erklärung von dem Beurtheiler in Röhr's krit. Pred. Bibl. 19. Bd. 1. Heft. S. 114 nicht unbedingt verworfen zu sehen. 36) יהוה und אלהים oder Begriff dieser Gottesnamen bei den alten Hebräern, a) als Grund der Wahl dieser Namen in den verschiedenen Stücken und Versen; b) als die Grundlage und theils als der Gegenstand der Geschichte; c) als der Gegenstand der Symbolik und d) als die dogmatische Idee der meisten Gesetze der Bücher Mosis. Verglichen mit den Vorstellungen anderer Völker des alten Orients und der Lehre des Christenthums (Stuttg. u. Augsb. 1836). Auch unt. d. Titel: Jehovah und Elohim, oder die althebräische Gotteslehre als Grundlage der Geschichte, der Symbolik und der Gesetzgebung der Bücher Mosis. 37) Vgl.

Digitized by Google

man sich immer lieber die einfachen, wenn auch nicht grade gründlich erwiesenen, Deutungen der Rabbinen gefallen, welche von Landauer als unrichtig verworfen werden[38]), z. B. daß Jehova den Nebenbegriff der Barmherzigkeit, und Elohim den der Gerechtigkeit enthalte, oder daß Elohim die Bezeichnung des natürlichen Wirkens, Jehova die des höhern, übernatürlichen Waltens der Gottheit sei, oder in Berücksichtigung der Etymologie in Jehova vorzugsweise die Idee des Seins, in Elohim dagegen die Vorstellung der Kraft liege, oder endlich auch wol mit Rücksicht auf den Umstand, daß יהוה von den Juden nicht gelesen wird, Jehova die Gottheit in Bezug auf ihr inneres („unausgesprochenes"), einiges Sein und Wesen anzeige, Elohim dagegen in Bezug auf den Ausdruck ihres innern Seins, auf die Mehrheit ihrer Kraftäußerungen. J. G. Hasse[39]) findet den Schlüssel für die Erklärung der beiden Gottesnamen in 2 Mos. 20. Das Wort Elohim, sagt er, bedeutet eine besondere Gottheit außer Jehova, und ist nomen proprium; Jehova, eigentlich der Ackergott, und daher nur den Ackerbau Treibenden (daher den Hebräern) günstig, bildet den Gegensatz zu Elohim, muß die andern Götter stets befeinden und besiegen. Die Verbindung beider Namen (Jehova Elohim) bezeichnet nach Hasse, daß Jehova nach Elohim handele[40]). K. H. Sack[41]) bestimmte das Verhältniß zwischen den beiden Bezeichnungsarten dahin, daß Elohim der allgemeinere, Jehova aber der speciellere Name sei, ersterer nur die Idee der Gottheit überhaupt nach ihrer Wirksamkeit in der Natur ausdrücke, letzterer sie aber, insofern sie sich den Menschen geoffenbart habe. Im Wesentlichen ist dies auch die Ansicht von Mor. Drechsler[42]): „Elohim," heißt es hier, „ist Nomen appellativum, Jehova dagegen Nomen proprium. — — Elohim ist Gott im Gegensatze zur Creatur, der selbst Unerschaffene, Alles Schaffende, Erhaltende und Regierende. — — Jehova ist Gott, sofern er aus freier Gnade, aus grundlosem Erbarmen sich in die Sphäre des Creatürlichen herabläßt, — — Gott, sofern er an diesem oder jenem Orte, zu dieser oder jener Zeit leiblich gestaltet sich offenbart und damit geschichtliche Person wird." Dieser Auffassung einigermaßen verwandt, aber unbefangener, ist die von H. A. Ewald vorgeschlagene, welche nicht ohne Grund mehr Berücksichtigung gefunden hat[43]). Beide Namen, behauptet Ewald, sind nicht gleich an Ursprung und Gebrauch, sondern Jehova ist als Inbegriff der theokratischen Macht der den Israeliten ausschließlich eigene Name für ihren individuellen Gott, Elohim dagegen das allgemeine und generelle Wort, der gemeinere und niedere Ausdruck für Gott überhaupt. Endlich nach Hengstenberg[44]) muß der doppelte Name auch eine zwiefache Anschauung von Gott zur Grundlage haben; Elohim ist der allgemeinere, Jehova der tiefere und bezeichnendere; dort ist die Analogie mit dem Heidenthume, hier die mit der Vollendung der Theokratie vorwiegend[45]).

Seit welcher Zeit diese beiden Namen bei den alten Hebräern in Gebrauch gekommen, darüber herrschen verschiedene Vorstellungen. Die Untersuchung geht hauptsächlich von 2 Mos. 6, 3 aus, wo Gott sagt, er sei den Patriarchen Abraham, Isaak und Jacob erschienen, habe ihnen aber seinen Namen Jehova nicht offenbart. Es wird darin bestimmt ausgesprochen, hieß es, daß es eine Zeit gegeben habe, wo der wahre Gott unter einem andern Namen verehrt sei[46]). Gewöhnlich folgerte man aus jener Äußerung in 2 Mos., daß die Bezeichnung Gottes durch Jehova erst im Mosaischen Zeitalter aufgekommen sei; Hengstenberg[47]) dagegen gibt sich Mühe, diese Auffassung zu beseitigen und zu zeigen, daß beide Namen immer neben einander bestanden hätten. Die Stelle handele von einer thatsächlichen (nicht nominellen) Kundgebung Gottes als Jehova. „Der von der einen Seite Jehova war, war von der andern bisher noch immer Elohim gewesen; jetzt nahte sich die große Katastrophe, wodurch Jehova-Elohim in Jehova verwandelt werden sollte." Der Gegensatz des frühern Nichtoffenbarens und des gegenwärtigen Offenbarens als Jehova, meint Hengstenberg, dürfe nicht auch sachlich als absolut betrachtet werden, sondern sei „vielmehr aus der Beziehung auf die Empfindung zu erklären, der das Frühere hinter dem spätern unendlich Herrlicheren und Vollkommneren so zurücktritt, daß es ihr gar nicht vorhanden zu sein scheint." Von den Kritikern, welche den Mosaischen Ursprung des Pentateuchs leugnen, haben Manche diese Bemerkung 2 Mos. 6, 3 nicht als ein genaues historisches Zeugniß betrachtet, und demgemäß sich nach andern geschichtlichen Spuren umgesehen, welche auf die Einführung des Wortes Jehova hinweisen dürften. Ein sicheres, oder auch nur in weiten Kreisen beifällig aufgenommenes Resultat haben diese Forschungen zur Zeit nicht zu geben vermocht, wie die Natur des Gegenstandes und die Beschaffenheit der zu benutzenden Quellen dies mit sich bringen. A. Th. Hartmann[48]), dem sich v. Bohlen[49]) anzuschließen geneigt ist, hegt die Meinung, daß der Name Jehova frühestens in David's Zeitalter in

---

die kurze, aber treffende Kritik in Gersdorf's Repertor. der gesammten teutschen Literatur. 11. Bd. 4. Heft. S. 310 fg.

38) In der Schrift: Jehova und Elohim rc. S. VIII fg. 39) Entdeckungen im Felde der ältesten Erd- und Menschengesch. 2. Th. S. 219 fg. 40) Vgl. die gute Widerlegung von H. A. Ewald in der Schrift: Die Composition der Genesis kritisch untersucht. S. 101 fg. 41) De usu nominum Dei אלהים et יהוה in libro Geneseos in den Commentationes ad theolog. histor. (Bonn. 1821) und Apologetik. S. 157 fg. 42) Die Einheit und Echtheit der Genesis. S. 10 fg. 43) Vgl. Composit. der Genesis. S. 17 fg.

44) Die Authentie des Pentateuchs erwiesen. 1. Bd. S. 262 fg., besonders S. 286. 45) Nach Br. Bauer in der Zeitschr. für specul. Theol. 2. Bd. 2. Heft. S. 454 „muß der tiefe Gehalt dieser Bemerkungen von einigen Momenten befreit werden, die seine Wirkung wesentlich beschränken möchten," und nach Tholuck's literar. Anz. 1836. Nr. 79 liegt in der Art und Weise, wie die Richtigkeit der Regel im Einzelnen nachgewiesen werden soll, etwas Beängstigendes, auch wird daselbst dem Beweise die überzeugende Kraft abgesprochen. 46) Vgl. z. B. Vatke's bibl. Theol. 1. Bd. S. 675. 47) a. a. O. S. 287 fg. 48) Histor.-krit. Forschungen über die Bildung rc. der fünf Bücher Mose. S. 157. 49) Die Genesis histor.-krit. erklärt. S. CIV.

den religiösen Sprachgebrauch der Hebräer verpflanzt worden sei. (*A. G. Hoffmann.*)

Jehovablümchen, s. Saxifraga (umbrosa und punctata).

JEHOVAMÜNZEN. Man bezeichnet mit dem Namen Jehovamünzen insgemein alle diejenigen Münzen und Medaillen, auf welchen sich das gewöhnlich strahlende Wort: יְהוָה, Jehova, theils allein, theils in Verbindung mit dem Worte Jesus [1]), oft auch mit darauf Bezug habenden Denksprüchen findet [2]); und da dies vorzüglich bei vielen Thalern der Fall ist, so hat man diese unter dem Namen Jehovathaler in eine eigene Classe gebracht. Es lassen sich aber diese wieder in drei Classen zerfällen, nämlich a) in solche, welche keine andere Bestimmung hatten, als gleich dem übrigen Gelde Handel und Wandel zu befördern, b) in solche, welche außer dieser Bestimmung noch die hatten, irgend eine mehr oder minder wichtige Begebenheit auf die Nachwelt zu bringen, c) in solche, bei welchen die letztere Bestimmung die einzige war, daher sie auch oft nichts mit dem Thaler gemein haben, als Werth und Gestalt [3]). Als Typus der ersten Classe mag ein schwedischer Jehovathaler dienen. Er stellt den König auf dem Avers in ganzer Gestalt, geharnischt und gekrönt, im Talar mit Schwert und Reichsapfel dar. Über dem Haupte das Wort Jehova. Zu den Füßen drei Wappenschildchen und ein Tisch mit dem Scepter und einem Schlüssel. Umschrift: CAROLVS IX. D. G. GOTHOR. VANDALOR. zc. REX. Revers: Der Heiland, daneben die Jahrzahl 1610. Umschrift: SALVATOR. MVNDI. SALVA. NOS. Von Außen: IEHOVAH. SOLATIVM. MEVM. Madai nr. 210. Zum Typus der zweiten Classe mag dienen ein Sterbethaler des Landgrafen Wilhelm von Hessen, Avers. Umschrift: WILHELMg V. DICTg. CONSTANS. HASSIAE. LANDGRAVIg. Inwendig in neun Zeilen: NATVS XIV. FEBRVARI AN. MDCII. MORT: XXI. SEPTEMB. AN. MDCXXXVII. REGNAvit ANNOS X. MEN.ses. VI. D.ies IV. VIXIT ANN. XXXV. MENSES. VII. D. VII. G. K. Revers: Der Jehovaname im Strahlenkranze, darunter ein unter Sturm und Hagel vom Blitz getroffener Weidenbaum, in der Ferne eine Stadt. Umschrift: VNO. VOLENTE HVMILIS LEVABOR. Madai nr. 1253. Als Typus der dritten Classe eine holländische doppelthalerförmige Münze, welche auf die Zerstörung der sogenannten unüberwindlichen Flotte geprägt wurde. Avers: Eine auf einem Felsen erbaute, von Sturm und Wellen bestürmte Kirche. Darunter das gekrönte nassau-oranische Wappen. Umschrift: ALLIDOR. NON. LAEDOR. Der Revers, Umschrift: FLAVIT. יְהוָה. ET. DISSIPATI. SVNT. 1588. Madai nr. 4681. Wir bemerken hier nur noch, indem wir auf d. Art. Medaillen und Thaler verweisen, daß die Zahl der Jehovathaler nicht unbedeutend ist, da wir außer den schwedischen [4]), hessischen [5]) und holländischen auch dänische, kurfürstlich und herzoglich sächsische, fürstlich anhaltinische, braunschweig-lüneburgische, gräflich gronsfeldische und stolbergische, sowie städtisch erfurter, baseler, danziger, genfer, nürnberger, thorner zc. Jehovathaler jeder Art besitzen. Man vgl. hierüber Madai's vollständiges Thalercabinet, Köhler's historische Münzbelustigung, Jacob's Sammlung verschiedener merkwürdiger, rarer und anderer Thaler, Joachim's neueröffnetes Münzcabinet und andere. (*G. M. S. Fischer.*)

Jehovathaler, s. Jehovamünzen und Thaler.

JEHU (יֵהוּא), Name einiger biblischen Personen, unter welchen jedoch nur zwei historisch interessant sind.

1) **Jehu**, der zehnte König des Reiches Israel, Nachfolger des Joram (2 Kön. 9, 14). Sein Vater hieß Josaphat und sein Großvater Nimsi *); doch ist von Beiden weiter nichts bekannt. Nach 1 Kön. 19, 16 sollte schon der Prophet Elias während Ahab's Regierung ihn zum Könige salben, damit durch ihn die der Abgötterei ganz ergebene Familie Ahab's vom Throne verdrängt würde, allein nach 2 Kön. 9, 1 fg. geschah die Salbung erst durch einen Propheten, welchen Elisa damit beauftragte, und zwar während der König Joram, Ahab's Sohn, an seinen Wunden zu Jesreel krank lag. Jehu war damals Befehlshaber in dem israelitischen Heere, und stand mit demselben vor Ramoth in Gilead. Er hatte bei den Kriegern unstreitig viel Ansehen und Einfluß gehabt; denn er wurde sogleich anerkannt, als er das Vorgefallene mittheilte. Ehe aber irgend eine Kunde davon zu dem Könige gelangen konnte, eilte er mit einer Truppenabtheilung nach Jesreel. Der König, welcher nicht erfahren konnte, was es mit dem anrückenden Zuge für eine Bewandtniß habe, fuhr demselben entgegen in Begleitung

1) Madai nr. 1457. 2) Solche Denksprüche sind: Jehova solatium oder vexillum meum, Jehova sors mea, Jehova volente humilis levabor zc. 3) Wegen dieser historischen Beziehung werden die beiden letzten Classen wieder in Geburts-, Tauf-, Hochzeit-, Ehe-, Sterbe-, Begräbniß-, Kriegs-, Siegs-, Belagerungs-, Eroberungs-, Friedens-, Krönungs-, Huldigungs-, Jagd-, Prämien-, Bergwerks- und so fort Thaler eingetheilt, oder wenigstens zu diesen gerechnet. Übrigens hat man, wenn wir nicht irren, in dem Königreiche Baiern die alte gute Sitte, die Thaler auch zu historischen Zwecken zu benutzen, wieder aufgenommen.

4) Schweden hat vielleicht die meisten Geldjehovathaler geliefert. Sie wurden hier seit dem Interregnum (1598), wo man vielleicht, aus Mangel eines irdischen Königs an den himmlischen zu denken mehr veranlaßt war, bis zum Tode Gustav Adolf's ununterbrochen geprägt. Die Königin Christina mochte sich wol aus dem Jehova nicht viel machen, daher ließ sie seinen Namen auf ihren Münzen weg, was nachher blieb. 5) Wilhelm V., welcher überhaupt seinen Regierungsantritt durch Thaler von einem fünffachen Gepräge zu verherrlichen suchte, war der Erste, welcher in Hessen Jehovathaler schlagen ließ. Die Veranlassung dazu soll folgende gewesen sein. Als er sich einst auf einer Reise befand, schlug der Blitz in eine nahestehende Weide — die Numismatiker sind uneins, ob es nicht vielleicht eine Garbe oder ein Grashaufen gewesen sei —, der Schreck warf das Pferd und somit auch ihn zu Boden. Als nun die herbeigeeilten Pagen ihn fragten, wie sich der gnädigste Herr befinde, antwortete er: „Nicht unten, sondern oben ist der gnädigste Herr, durch dessen Gnade ich und ihr noch das Leben habt." Madai 1. Th. S. 403. 2. Th. S. 423.

*) 1 Kön. 19, 16 heißt er Nimsi's Sohn; nach der genauern Angabe 2 Kön. 9, 2. 16 steht Sohn offenbar in dieser Stelle für Großsohn (Enkel). Auch 2 Kön. 9, 20 und 2 Chron. 22, 7 findet sich derselbe ungenauere Ausdruck.

des Königs Ahasja von Juda, fand indessen sogleich beim Zusammentreffen mit Jehu, daß dieser nichts Gutes im Schilde führe, und suchte durch die Flucht der drohenden Gefahr zu entgehen. Allein Jehu traf ihn mit einem Pfeile durchs Herz; hierauf ließ dieser den König Ahasja, seinen Freund (2 Chron. 22, 9), auch tödten, Jesebel (Isebel), Ahab's Witwe, aus dem Fenster stürzen, und alle Nachkommen und Verwandte desselben umbringen, ebenso die Priester des Baal, und den Tempel dieses Götzen zu Samarien zerstören (2 Kön. 9 und 10). Auffallend bleibt es bei diesem Eifer Jehu's, daß er den Kälberdienst zu Bethel und Dan bestehen ließ (2 Kön. 10, 29. 31); wahrscheinlich betrachtete er diesen Cultus aus einem andern Gesichtspunkte, als die Propheten seiner Zeit und die biblischen Schriftsteller. Es war doch Verehrung Jehova's, wenn auch eine ungesetzliche, welche er aber beibehalten zu müssen glaubte, um seine Unterthanen von dem Besuche des Heiligthums zu Jerusalem abzuhalten, wodurch leicht Verbindung mit dem David'schen Hause hätte hergestellt werden können. Er regierte 28 Jahre (2 Kön. 10, 36), nach gewöhnlicher Bestimmung vom J. 884—856 vor Chr. Geb., und starb zu Samarien eines natürlichen Todes, worauf sein Sohn Joahas in der Regierung folgte. Zu seiner Zeit hatte das Reich beständig mit Syrien zu kämpfen, und da es dabei nicht von Juda unterstützt wurde, war der Kampf sehr ungleich, und fiel zu Gunsten der Syrer aus, an deren Spitze der tapfere König Hasael focht. Das Land, welches Gad, Ruben und der halbe Stamm Manasse jenseit des Jordan besaßen, ging verloren, also Gilead und das herrliche Basan (2 Kön. 10, 32 fg.).

2) Jehu, Hanani's Sohn, (nach 1 Kön. 16, 1. 7. 12) ein Prophet zur Zeit des Königs Baesa von Israel, also ums J. 952 v. Chr. Geb. Die Chronik erwähnt unter dem Könige Josaphat von Juda ebenfalls einen Propheten des Namens, der auch Hanani's Sohn heißt (2 Chron. 19, 1—3), und schreibt ihm auch ein Werk über die Geschichte der hebräischen Könige zu (2 Chron. 20, 34). Man streitet darüber, ob hier von derselben Person die Rede sei; wegen der weit aus einander liegenden Zeit möchte ich der Vermuthung den Vorzug geben, daß es zwei verschiedene Propheten waren.

(*A. G. Hoffmann.*)

JEHUD, Stadt in Palästina im Stamme Dan, Jos. 19, 45. (*F. G. Crome.*)

Jehuda, s. Juda.

JEJA oder Jega, ein Fluß im Lande der tschernomorskischen Kosaken, d. h. der Kosaken am schwarzen und asowschen Meere im europäischen Rußland, welcher nördlich längs der Grenze des Landes der donischen Kosaken strömt, mehre kleine Flüsse aufnimmt und durch einen nicht unbeträchtlichen Liman in den asowschen Meerbusen fällt. (*J. C. Petri.*)

JEICHI, Porto d', ein in Sanitätshinsicht unter dem Sanitätsamte Volosska stehender Hafen an der Ostküste Istriens im küstenländischen Gouvernement des Königreichs Illyrien. Er wird durch eine kleine Bucht unterhalb des gleichnamigen Dorfes im nordwestlichsten Winkel des quarnerischen Busens gebildet, der ein Theil des adriatischen Meeres ist. Wegen der geringen Tiefe des Hafens können in denselben nur kleine Barken einlaufen, und selbst diese gerathen zuweilen auf den Grund. Das gleichnamige Dorf liegt im Bezirke Castua, heißt auch Ichichi und befindet sich zwischen den Ortschaften Abazia und Ika, von der erstern 2325 und von der letztern 400 österr. Straßenklaftern, deren 4000 auf eine österr. Straßenmeile gehen, entfernt. Durch dasselbe geht der Saumweg von Porto Sellastino längs der östlichen Küste Istriens bis Fianona. (*G. F. Schreiner.*)

Jejunum (Leerdarm), s. unt. Darm.

JEJURRY, Stadt Vorderindiens in der Provinz Aurungabad im District Jooneer, liegt 5¼ teutsche Meilen südöstlich von Poonah, der Hauptstadt dieses Districts, unter 18° 16′ nördl. Br. und 74° 17′ östl. L. Diese Stadt ist vorzüglich bemerkenswerth wegen ihres berühmten, dem Mahadewa (Siva, Schiwa) geweihten Tempels, der von schönen zugehauenen Steinen auf einem hohen Hügel in schöner Gegend erbaut ist, von wo aus er einen wahrhaft majestätischen Anblick gewähren soll. Dieser Tempel hat das bedeutende jährliche Einkommen von 40,000 Thalern C.-M., das ganz für den glänzenden Dienst dieses Gottes verwendet wird; denn man hält Elefanten und Pferde für diese Gottheit, wäscht sie täglich mit Rosenessenz und geheiligtem Gangeswasser, das zu diesem Zwecke 200 teutsche Meilen weit aus dem Ganges hierher geschafft wird, und unterhält eine Anstalt, worin eine große Anzahl junger Mädchen zum Dienste der Gottheit im Tanzen und in andern Künsten unterrichtet wird. Außerdem gibt es hier eine Menge Braminen und Bettler in Unzahl. Dieser Platz ist ein Lieblingsort der Maharatten, wo die bigotten und exaltirten Schwärmer aus dieser Nation sich einer Grausen erregenden Ceremonie zur Abbüßung begangener Sünden unterziehen. Diese Ceremonien bestehen darin, daß man dem Büßenden einen eisernen Haken durch die fleischigen Theile des Rückens bohrt, ihn vermittels dieses Hakens an einer Art von Schnellgalgen 20—50 Fuß hoch aufhängt, und dann den querliegenden, um eine eiserne Achse sich drehenden Balken, an dessen Ende der Büßende befestigt ist, eine bestimmte Zeit im Kreise umherschwingt. (*J. C. Schmidt.*)

JEKABZEEL oder Kabzeel, Stadt in Palästina, im südlichen Theile des Stammes Juda, an der Grenze von Idumäa (Jos. 15, 21. 2 Sam. 23, 20. 1 Chron. 11, 22. Nehem. 11, 25). (*F. G. Crome.*)

Jekaterina, s. Katharina.

JEKATERINBURG oder Jekaterinenburg (Katharinenburg), die wichtige und befestigte Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in dem Gouvernement Perm im nördlichen Landstriche des asiatischen Rußlands, am Isset und an der sibirischen Heerstraße (56° 50′ Br., 78½° L.), mitten im Uralgebirge. Sie ward auf Befehl Peter's I. im J. 1723 angelegt, regelmäßig erbaut, befestigt, und zu Ehren seiner Gemahlin, Katharina I., so benannt. Die Absicht bei ihrer Erbauung war, in derselben Kupfer und Eisen zu schmelzen, Kupfermünze zu prägen und Geschütz zu gießen. Sie hat 1200 Häuser, 5 Kirchen, ein schö-

nes Münzhaus, in welchem jährlich 1—1½, bisweilen auch 2 Millionen Kupfergeld geprägt wird, eine Bergwerksschule, eine Bergdruckerei, eine teutsche Schule, mehre öffentliche Gebäude, Magazine, Fabrikhäuser, einige Schlossereien und Kleinschmieden, eine Kanonen- und eine Eisengießerei, eine Stahlhütte, eine Drahtzieherei, eine Steinschleiferei, worin Marmor, Achat, Jaspis, Amethyst ꝛc. verarbeitet wird, ferner fast alle nöthigen Künstler und Handwerker, und gegen 9000 Einwohner. Die Stadt ist der Sitz eines Oberbergamts für alle Berg- und Hüttenwerke in Permien und Sibirien. Hier ist auch eins der großen Kornmagazine des Reichs und ein Kaufhof eingerichtet. Weil die Heerstraße nach Sibirien hier durchgeht, so findet ein einträglicher Verkehr und überhaupt ein starker Kram- und Productenhandel statt, den zwei Jahrmärkte noch lebhafter machen. Die hiesigen Kaufleute sind die zahlreichsten und wohlhabendsten in ganz Perm; sie handeln hauptsächlich mit Getreide, Eisen, Kupfer, Leder und Talg, auch mit etwas Pelzwerk. In der Nähe der Stadt ist ein Goldhüttenwerk mit zwei Pochwerken und 18 Stempeln, in dem Umkreise der Stadt aber noch acht Goldhütten*), welche zusammen 3600 Meisterleute und 1255 beständige Arbeiter beschäftigen, und jährlich gegen 20 Pud (à 40 Pfund) Gold liefern. Nicht weit davon ist auch ein Sauerbrunnen, dessen Wasser zum Trinken und Baden benutzt wird. Der ganze katharinenburger Kreis ist überhaupt an Gold-, Kupfer- und Eisenerzen, buntem Marmor und verschiedenen edlern Steinarten, als Topasen, Amethysten, Jaspis, Achat, Karneol, Serpentin, Malachiten u. a. m. überaus reich; auch fehlt es nicht an Ackerland, Wiesen und fischreichen Seen. Er enthält 28 Hütten, Sloboden und Dörfer mit Kirchen, 4 Kronhütten, 4 Goldwäschereien, eine Stahlfabrik, 2 Sägemühlen, eine Privatkupferhütte, 15 Eisenhütten ꝛc. S. Beschreibung der Statthalterschaft Perm, in Hermann's Beiträgen ꝛc. Bd. 3. Ökonom. Beschreib. des permischen Gouvernements vom Staatsrath Moderach, 2 Th. 1809 (russisch geschrieben). Georgi, geogr. Beschreib. des russ. Reichs, 2 Th. Heym, Encyklopädie des russ. Reichs. Makinowitz, geogr. Wörterbuch des russ. Reichs (russ.). Pallas' Reisen. Gmelin's Reisen durch Sibirien ꝛc. Hermann's mineralog. Reisen in Sibirien vom J. 1783—96. (*J. C. Petri.*)

JEKATERINODAR, eine neuangelegte Kreisstadt in der Provinz der Kosaken am schwarzen Meere in dem russischen Gouvernement Taurien, am Kuban, der Sitz eines Oberhaupts der Kosaken und des obern Militairgerichts der tschernomorskischen Kosaken, mit zwei Kirchen und 3000 Einwohnern, die einige Gewerbe, etwas Landbau und Verkehr treiben. Der Ort selbst hat bis jetzt noch wenig von dem Äußern einer Stadt. Die Wohnungen bestehen aus großen, roh gebauten, hölzernen Hütten, die meistens weit aus einander liegen und mit Feldern und Gärten umgeben sind. Die Luft ist ungesund und das Wasser schlecht, der Boden dagegen sehr fruchtbar. Man baut etwas Wein, aber kaum hinreichendes Korn. (*J. C. Petri.*)

JEKATERINOGRAD (Katharinenstadt), eine kleine Festung in der asiatisch-russischen Statthalterschaft Kaukasien, an der Malka, auf einer lehmigen Anhöhe, 5 Meilen westlich von Mosdok, und 257 Meilen von St. Petersburg, mit einer großen Kosakenslobode (Vorstadt), Graben, Wällen und einigen Batterien, eine Kirche und etwa 150 Mann Besatzung. (*J. C. Petri.*)

JEKATERINOSLAW, eine seit dem J. 1784 auf Befehl der Kaiserin Katharina II. neuorganisirte Statthalterschaft im südlich europäischen Rußland, die sich vom 46° 53′ bis zum 49° 28′ nördl. Br. und vom 51° 8′ bis zum 57° 19′ östl. L. erstreckt, und den Namen von ihrer jetzigen Hauptstadt erhalten hat. Sie grenzt nordwestlich an Pultawa, nördlich an Charkow (oder die slobodische Ukräne), nordöstlich an Woronesch, östlich an Kaukasien und an die donsche Provinz, südlich ebenfalls an Kaukasien, das asowsche Meer, an Taurien und Cherson, und westlich auch an Cherson. Ihr Areal beträgt nach Wichmann 1510 □M. (nach andern Angaben an 2000 □M.), die Bevölkerung aber 762,000 Köpfe, wonach auf eine □M. 505 Menschen kämen. Sie hat mit dem Gouvernement Cherson fast gleiche physische Beschaffenheit, ein gemäßigtes, mildes Klima, einen gelinden Winter, und im Ganzen reine, gesunde Luft. Jedoch fällt dann und wann auch strenge, hier ungewöhnliche Kälte ein. Das Land ist größtentheils flach, offen, trocken, etwas hoch gelegen, aber ganz ohne Berge und nur mit wenigen kleinen Anhöhen durchschnitten. Auf der Ostseite des Dnepr ist es eine völlige, zum Theil holzlose Steppe, die Westseite hingegen und die übrigen, zumal an Flüssen und in Niederungen liegenden Gegenden haben guten, tragbaren und zum Ackerbau geeigneten Boden, besonders vortreffliche Viehweiden; hin und wieder ist er aber auch mager, thonig, sandig, steinig und unfruchtbar; doch nehmen solche Strecken kaum ein Drittheil des Ganzen ein. Andere Striche könnten mit Vortheil in Ackerland verwandelt werden, wenn es nicht an Händen fehlte. Getreide wächst in den fruchtbareren Gegenden in ziemlicher Menge; mehr aber noch Obst und Melonen in Überfluß; auch gedeihen hier Weinstöcke und Maulbeerbäume, doch wird auf ihren Anbau noch nicht der gehörige Fleiß verwendet. An Holz ist Mangel, daher wird hier, wie in andern Steppen, Schilf, Stroh, Geröhrig, Unkraut und Strauch, ja selbst getrockneter Mist zur Feuerung benutzt. Die Viehzucht ist beträchtlich und Pferde gibt es heerdenweise. Der üppige Graswuchs in den Steppen, die vortrefflichen Weiden, die fruchtbaren Auen und Gefilde befördern die Pferde-, Vieh- und Schafzucht ungemein. Besonders ist die letztere unter Alexander's Regierung durch spanische Stäre außerordentlich verbessert worden. Die Fischerei ist sehr einträglich, und auch die Bienenzucht wird fleißig getrieben; die Seidencultur ist im Zunehmen begriffen. Der ergiebige und fleißig getriebene Ackerbau bleibt jedoch, neben der Viehzucht, immer die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Außer den gewöhnlichen Getreidearten baut man Mais, Hirse,

*) Sie heißen Alexandrowsk, Beresowsk, Jelisawetsk, Klutschensk, Nischnei, Issetsk-Petropawlowsk, Pyschminsk und Uktusk. (K.)

Mohne, Hanf, Flachs, Tabak, Buchweizen, Erbsen, Linsen, Bohnen, Senf, Saflor, spanischen Pfeffer ꝛc. Melonen und Arbusen gedeihen im freien Felde, in den Gärten Obst, rothe Rüben, Gemüse aller Art, auch Wein (nur daß die Rebe nicht selten durch Nachtfröste leidet), Pfirschen, Aprikosen, Feigen, selbst Mandelbäume, deren Früchte jedoch, so wenig wie die der Wallnußbäume, nicht zur Reife kommen. An Mineralien findet sich hauptsächlich Salz, Kalk, Sumpferz, Lehm, Granit, Kreide in ganzen Bergen, zumal an den Ufern des Donetz. Der bei weitem größere Theil des Landes ist von vielen Erdschluchten durchschnitten, weite Vertiefungen oder Niederungen, in welchen an kleinen Bächen gewöhnlich hübsche Dörfer angelegt sind, die man nicht eher gewahr wird, als bis man die steile Wand der Schlucht hinabkommt. Solche Schluchten sind meistens an den steilen Seiten mit niedrigen, verkrüppelten Eichen und Heckschlehen bewachsen, aus deren Beeren man einen säuerlichen Wein bereitet, den man durch einen Aufguß von Spiritus oder Branntwein erhält. Eine besondere Merkwürdigkeit der hiesigen Steppengegenden sind die vielen Grabhügel (Kurgans) durch Menschenhände aufgeführt, Begräbnißplätze der ehemaligen Nomaden, die früher hier hauseten und die einzigen noch übrigen Denkmäler aus jenem Zeitraume *). Die Jagd ist eine Nebenbeschäftigung der Städter sowol, als der Landleute. Außer den in den Steppen gewöhnlichen Thieren und Vögeln, als Wölfe, Füchse, Hasen, Trappen, Wachteln, wilde Enten, Steppen- und Rebhühner, vielerlei Schnepfen, Rohrdommeln ꝛc., findet man hier auch den Bobak oder das russische Murmelthier, den Suslik (arctomys citillus, die Ziselmaus), den Spring- oder Erdhasen, eine Art Antilopen, wilde Katzen, den Tigermarder, die Bisamratze, die große und kleine Haselmaus, den Pelikan und andere seltenere Vögel. Die wichtigsten Flüsse sind der Dnepr, Don, Donetz, Ingul, Orel, Mius, Kalmius, die Berda, Sinjucha und Samara, alle sehr fischreich, was den Einwohnern einen guten Ertrag verschafft. Die jetzigen Bewohner sind theils Russen und Kosaken, theils, und zwar in zahlreichen Colonien, Serbier, Arnauten, Bulgaren, Wallachen, Moldauer, Armenier, Albanier, Neugriechen, auch mehre Teutsche, Franzosen, Schweden und Italiener, Tataren, Juden und Georgier. Früher wohnten hier die Haidamaken oder Saporogerkosaken, ein wilder, grausamer und unbändiger Schlag Menschen, ein wahrer Abschaum aller Barbarei und ein Auswurf der Menschheit, daher sie auch auf Befehl der Kaiserin Elisabeth im J. 1755, und Katharina's II. 1770—72, um sie nach und nach auszurotten, versetzt, verschenkt und bei verschiedenen Gelegenheiten auf die Schlachtbank geführt wurden. Aber auch selbst nach ihrer Auflösung sind von ihnen noch einige Stämme übrig geblieben, welche an den beiden Ufern des Dneprs zerstreut wohnen. Durch die zahlreichen neuen Ansiedeler ist das Land jetzt ungleich besser angebaut, mehre Dörfer sind angelegt und hin und wieder auch kleine Holzungen angepflanzt worden. Viehzucht und Ackerbau sind ihre Hauptnahrungszweige, nächst ihnen Obstcultur und Gartenbau. Bis zum J. 1755 war der Landesstrich Neuserbien noch eine menschenleere Wüste. In diesem und den folgenden Jahren aber wurden hier vielen Tausenden ausgewanderter Serbier, Ungarn, Moldauer und Wallachen Wohnsitze angewiesen und Husarenregimentercolonien aus ihnen gebildet. Ihre Dörfer hießen Compagnien und wurden nach fortlaufender Zahl benannt; ihre Verwaltung war militairisch und hatte Ähnlichkeit mit den jetzigen Militaircolonien in Rußland. Seit 1783, noch mehr aber seit 1802, hat diese Provinz, sowie die ganze Statthalterschaft, zu der sie jetzt gehört, mit dem übrigen Reiche einerlei bürgerliche Verfassung. Die Industrie ist übrigens noch im Anfange und nicht sehr blühend, doch gibt es einige Lederfabriken, Salz- und Salpetersiedereien, Branntweinbrennereien, Seifen- und Talgsiedereien, Lichtziehereien, auch etliche Zeuch-, Linnen- und Baumwollenmanufacturen; der Handel ist daher beinahe größtentheils blos auf die Ausfuhr der überflüssigen Landesproducte beschränkt. Das ganze Gouvernement ist in acht Kreise eingetheilt und die Hauptstadt, nach der es benannt worden, ist Jekaterinoslaw (Katharinenstadt), unter 48° 27′ n. Br. und 52° 42′ östl. L., eine neue, im J. 1784 auf Befehl der Kaiserin Katharina II. regelmäßig angelegte und nach ihr benannte Stadt, am Dnepr und dem Einflusse des Kidak in denselben, am Fuße eines Berges, unter den Trümmern der früher hier gelegenen Stadt Kidak, 225 Meilen von St. Petersburg, der Sitz des Gouverneurs und aller Gouvernementsbehörden, des Obervormundschaftsamtes für die Colonien im südlichen Rußland und des Erzbischofs von Jekaterinoslaw, Cherson und Taurien. Sie hat bis jetzt 850 meistens hölzerne Häuser, einen großen und schönen Marktplatz, schnurgerade, noch nicht überall bebaute Straßen, drei Kirchen, ein geistliches Seminar, zwei Schulen, eine große kaiserl. Tuchmanufactur, einige Strumpfwebereien und 5000 Einw., welche Kramhandel, Garten- und auch einigen Ackerbau treiben. Nach Odessa geht von hier ein wichtiger Speditionshandel. In der Nähe der Stadt gibt es viele Gärten, unter welchen der ehemalige Potemkin'sche der ansehnlichste und schönste ist. Die Umgegend wird jetzt immer mehr angebaut. Man vergl. bei diesem Artikel vornehmlich Campenhausen, Bemerkungen über Rußland, besonders über einige Provinzen dieses Reichs ꝛc. Hassel, Erdbeschreibung des russ. Reichs in Europa. Böber's ökonomische Bemerkungen über Jekaterinoslaw, in den Abhandlungen der ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg, Th. I. Junker's Beschreibung des Landes zwischen dem Don und Dnepr (in Müller's Sammlung russ. Geschichten, Bd. 9.). Crome's neues Journal für Staatskunde, I. St. (die Gegend von Asow ꝛc.). *(J. C. Petri.)*

Jekelfalva, Jekelsdorf, s. Jaklowce.

Jekil Irmak, s. Jeschil Irmak.

JELABUGA, eine hübsche Kreisstadt in dem russischen Gouvernement Wiätka, (55° 30′ nördl. Br. und 69° 30′ östl. L.) auf der Bergseite der Kama und an einem See gleiches Namens, mit 3 Kirchen, 600 Wohnhäusern und 3650 Einwohnern, welche größtentheils Landwirthschaft treiben, aber auch viele Handwerker, als Silberarbeiter,

*) Man s. Campenhausen, Bemerkungen über Rußland ꝛc. S. 98 fg.

Kupferschmiede, Klempner, Heiligenbildermaler, Tapezirer, Kattun- und Leinwanddrucker unter sich haben; auch werden viele Gurken, Zwiebeln und Knoblauch hier gebauet. Eine Viertelmeile von der Stadt sieht man in einer höchst reizenden Gegend die Trümmer und Gemäuer alter Gebäude, welche die Einwohner Tschartowa-Gorodestsche, d. h. Teufelsstadt, nennen, die aber wahrscheinlich ein heidnischer Tempel gewesen sind, bei welchem sich, einer alten Sage zufolge, ein berühmtes und stark besuchtes Orakel befand, mit einer heiligen, göttlich verehrten Schlange, der man von gefangenen Fremdlingen Menschenopfer brachte, ein Überbleibsel der alten biarmischen oder schamanischen Religion. (*J. C. Petri.*)

JELALABAD, 1) Stadt Vorderindiens in der Provinz Delhi, District Bareily unter 27° 45′ nördl. Br. und 79° 37′ östl. L., und neun teutsche Meilen südöstlich von der Districtsstadt Bareily gelegen. 2) Stadt Vorderindiens im Reiche Afghanistan in der Provinz Kandahar, 15 teutsche Meilen südöstlich von der Hauptstadt Kabul gelegen. Manche Schriftsteller nehmen an, daß diese Stadt das alte Zarang sei, dessen die alten Geschichtschreiber im Feldzuge Alexander's des Großen gegen Ostindien erwähnen. (*J. C. Schmidt.*)

JELALPOOR, Stadt Vorderindiens im Königreiche Lahore, District Jinhut, am Flusse Jhylum, unter 35° 23′ nördl. Br. und 93° 10′ östl. L. Hierher wird von vielen Geographen das Schlachtfeld zwischen Alexander dem Großen und dem indischen Könige Porus verlegt. (*J. C. Schmidt.*)

Jelamdenu, s. unt. **Midrasch.**

Jelängerjelieber, s. **Lonicera (Caprifolium), Viola (tricolor)** und **Myosotis (palustris).**

JELATMA, eine Kreisstadt in dem russischen Gouvernement Tambow, unter 55° nördl. Br. und 60° 13′ östl. L., an der Oka und Mokscha, altmodisch gebaut, mit 10 Kirchen, 800 Häusern (worunter 40 Kaufläden) und an 6000 Einw., welche einen einträglichen Productenhandel treiben und mehre Fabriken unterhalten, als eine Linnenweberei, eine Baumwollenstrumpfwirkerei, eine Vitriolsiederei, eine Schwefelhütte, eine Eisenhütte, auch etwas Ackerbau und Viehzucht haben. Die Gegenstände des Handels sind hauptsächlich Getreide, Hanf, Flachs, Leinsaat, Wachs, Honig und mehre selbstverfertigte Fabrikwaaren. Die Lage der Stadt ist überaus angenehm, von der Ostseite Wald, von den übrigen Seiten Ackerfelder. (*J. C. Petri.*)

JELDÄTSKAJA, eine Citadelle im ufaschen Kreise der Statthalterschaft Orenburg in Rußland, an der Ufa, 62 Meilen von Orenburg. Sie ward im J. 1735 auf Befehl der Kaiserin Anna angelegt, hat aber blos hölzerne Werke, eine Kirche, 110 Häuser, eine halbe Compagnie Infanterie und 100 Kosakenfamilien zur Besatzung. (*J. C. Petri.*)

JELDESAH, eine kleine Stadt im südöstlichen Theile Habessiniens, in der Landschaft Hurrur (Harrar), liegt nach der Karte des bekannten Reisenden Salt, unter 9° 10′ nördl. Br. und 43° 33′ östl. L. von Greenwich. (*J. C. Schmidt.*)

JELECHOWIEC, ein der zloczower (spr. slotschower) lateinisch-katholischen Pfarre gehöriges Gut im zloczower Kreise des Königreichs Galizien, in gebirgiger, waldreicher Gegend, an die Herrschaften Sassow, Bienow, Chylczyce und Zloczow grenzend, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, welches der Magistrat der Kreisstadt verwaltet, und dem Dorfe gleiches Namens; dieses liegt unfern von der von Zloczow nach Brody führenden Haupt-, Commercial- und Poststraße, hat einen guten Boden und mehre an Kalksteinen reiche Berge. (*G. F. Schreiner.*)

JELENSPERGER (Daniel), von Geburt ein Teutscher, wurde in der Tonkunst hauptsächlich von Reicha unterrichtet und arbeitete sich namentlich im Theoretischen der Kunst so bedeutend empor, daß er am Conservatorium der Musik zu Paris als adjungirter Professor angestellt wurde, welches Amt er zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und zum Nutzen Vieler bis an seinen Tod verwaltete. Außer seinem Unterrichte machte er sich noch dadurch nützlich, daß er den Franzosen durch eine gute Übersetzung die Chorgesangschule von A. F. Häser in Weimar zugänglich machte [1]). Ferner wurde im Jahre 1830 in Paris von ihm gedruckt: **L'harmonie au commencement du 19me siècle et méthode pour l'étudier**, welches Werk von A. F. Häser ins Teutsche übertragen (Leipz. 1833. 4.) wurde unter dem Titel: „Die Harmonie des 19. Jahrh. und die Art, sie zu erlernen." Es wird also in diesem Buche nicht die Harmonie in ihrer strengsten Reinheit erörtert oder möglichst vollkommener begründet, sondern eine Statistik derselben gegeben, daß der Mechanismus derselben vor Augen gestellt werde, wie sie seit etwa 50 Jahren von den geachtetsten Componisten praktisch ausgeübt wurde. Diese zeitgemäße Harmonie auf die leichteste Art zu erlernen, leitete er aus den Mustern der neuern Zeit Regeln ab und lieferte daher in auszuarbeitenden Beispielen Stoff zu Übungen in fortschreitender Schwierigkeit. Das Buch ist also vorzüglich dazu gut, außer dem Nutzen für Schüler, den Stand der Harmonie in den angegebenen Zeiten zu ersehen [2]). Kurz nach der Ausgabe dieses Werkes wurde der hoch in den 50ziger Jahren stehende Mann kränklich, reiste zu seiner Wiederherstellung an den Oberrhein und starb zu Mühlhausen am Rhein am 30. Mai 1831, von seinen Freunden aufrichtig beklagt. Er hinterließ im Allgemeinen den Ruf eines in Erfüllung seiner Pflichten eifrigen und sehr rechtschaffenen Mannes. (*G. W. Fink.*)

JELENSZKA, **Dolna** und **Gorna**, Ober- und Unter-J., zwei zur gräflich erdödy'schen Herrschaft Monoszló gehörige Ortschaften im kreuzer Gerichtsstuhle und Comitate des Königreichs Kroatien, welche beide, ungefähr 1¼ Meile von einander entfernt, an demselben Bache gleiches Namens, der sich in die Lonya ergießt, im Gebirge liegen, mit 162 Häusern und 1086 kroatischen Einwohnern, welche vom Feldbaue leben und sämmt-

1) Vgl. die allgem. musikal. leipziger Zeitung. 1832. S. 406.
2) Man vgl. darüber die leipz. allgem. musikal. Zeitung. 1806. S. 593 fg.

Digitized by Google

lich Katholiken sind. Das erstere Dorf ist nach Nagy-Ludina eingepfarrt und liegt an dem ausgebreiteten und merkwürdigen Walde Jelenschack, der sich viele Stunden weit längs des linken Ufers des Lonjaflusses hinzieht; die letztere Ortschaft mit 126 Häusern und 867 Seelen hat eine eigene katholische Pfarre, welche zum agramer Bisthume gehört, eine katholische Kirche und eine Schule.

(*G. F. Schreiner.*)

JELENY, 1) ein mit Daubleb vereinigtes, gräflich Bubna'sches Fideicommisgut im königgrätzer Kreise Böhmens gelegen, welches am linken Ufer des stillen Adlerflüßchens allmälig gegen Südwesten sich erhebt, von diesem und dem wilden Adler- und Stiebnitzbache bewässert wird, neun Teiche unterhält, die reich an Fischen sind, reich an Waldungen ist, dafür nur einen höchst mittelmäßigen Ackerboden, dessen herrschende Felsunterlage der Plänerkalk bildet, 2 Meierhöfe, 9 Dörfer mit 660 Häusern und 3830 Einwohnern und ein eigenes Wirthschafts- und Justizamt besitzt. 2) Ober-J., ein unterthäniger Marktflecken und Hauptort des gleichnamigen Gutes, in der Nähe der chrudimer Kreisgrenze, in hoher Lage gelegen, 2¼ St. westsüdwestwärts von Daubleb, und etwa drei Viertelstunden nordöstlich von der über Holitz von Königgrätz nach Hohenmauth führenden Chaussée entfernt, mit 258 Häusern, 1510 czechischen Einwohnern, welche außer Feldbau verschiedene Gewerbe, Flachsspinnerei, Weberei und Spitzenklöppelei treiben und einen Wundarzt und eine Hebamme unter sich zählen; einer zum reichenauer Vicariatsdistricte des königgrätzer Bisthums gehörigen, erst im J. 1792 förmlich gestifteten kathol. Pfarre von (1831) 2213 Seelen, welche unter dem Patronate der Ortsobrigkeit steht; einer in den Jahren 1600—1602 erbauten katholischen Kirche, welche ein sehenswerthes altes Grabmal, ein schönes Gemälde des gegeißelten Heilandes von Skreta und drei Glocken von den Jahren 1475 und 1480 enthält; einer Schule; einer Försterei; einem Jägerhause; 6 Teichen, einem Brau-, einem Branntweinhause, 2 Mühlen, 3 Wirthshäusern, 6 Jahr- und stark besuchten Viehmärkten und einem Wochenmarkte. 3) Unter-J., böhmisch Dolni-Geleny, ein zum Gute J. gehöriges, nach Ober-J. (Horny-G.) eingepfarrtes Dorf mit 58 Häusern, 305 czechischen Einwohnern, welche vom Feldbaue leben und mit Ausnahme einer protestantischen Familie, sämmtlich Katholiken sind, einem Wirthshause und einem Teiche *).

(*G. F. Schreiner.*)

JELEZ, eine alte, ziemlich ansehnliche und gut gebaute Kreisstadt in der russischen Statthalterschaft Orel, an der Sosna, mit 1200 Wohnhäusern, 130 Kramläden, 15 Kirchen, 3 Armenhäusern und 8100 Einwohnern, welche allerlei städtische Gewerbe und Handel, daneben auch etwas Ackerbau treiben. Es sind hier Seifensieder, Gärber, Goldschmiede, Schlosser, Glockengießer und fast alle andern nöthigen Professionisten. Der Productenhandel ist auch ziemlich beträchtlich und ein Paar besuchte Jahrmärkte befördern ihn noch mehr. In der Nähe ist auch ein Eisenwerk mit einer Fabrik eiserner Geräthschaften.

(*J. C. Petri.*)

JELGERHUIS (Rienk), Maler, Zeichner und Kupferstecher, geboren 1729 zu Leeuwarden, gestorben 1806. Zu den Werken, durch die er vorzüglich bekannt ward, gehören seine Portraits in Crayonmanier. Er besaß die Gabe, in sehr kurzer Zeit ein wohlgetroffenes Bildniß zu fertigen. In den Sommertagen lieferte er deren oft zwei in Einem Tage. Dessenungeachtet blieb ihm noch Muße zu andern künstlerischen Arbeiten und zur Erholung. Nach einer eigenhändigen Angabe in seinem Nachlasse belaufen sich die von ihm verfertigten Portraits auf 7763. Er malte auch in Öl. Vorzüglich gut und täuschend stellte er musikalische Instrumente dar. Zu einem besondern Studium machte er die Perspective. C. Philips Jacobß zog ihn mehrfach zu Rathe bei der Herausgabe seines Werkes: Uitvoerig Onderwijs in de Perspectiva (Amsterdam 1765). Er selbst hinterließ ein handschriftliches Werk über die Perspective, und für seine Gewandtheit in dieser Kunst sprechen mehre seiner Zeichnungen, vorzüglich die der Geschichte Joseph's. Jelgerhuis ätzte auch in Kupfer, und führte einige Portraits in Merrotinto aus, z. B. J. Buma, den Schauspieler Angemeer, Mejasorouw van Maarle u. a. m. Man hat von ihm ein Blatt, auf welchem er sich selbst dargestellt, auf der Nase die Brille, deren er sich beim Zeichnen bediente. Er war ein sehr unterrichteter und belesener Mann, dabei stets heitern Humors, selbst noch im höhern Alter, als ihm die Abnahme seiner Kräfte sehr fühlbar ward. So gleichmüthig gestimmt, sah er dem Tode ruhig entgegen *).

(*Heinrich Döring.*)

JELGERSMA (Jako Hajo), geboren zu Härlingen den 24. Oct. 1702, gestorben den 18. März 1795 zu Harlem, ein guter holländischer Maler, der schon in seiner Jugend eine große Neigung zur Kunst bezeugte und den Unterricht seines Landsmannes W. Vitringa genoß. In der frühern Zeit legte sich J. auf das Fach seines Lehrers, und zeichnete daher viele Schiffe und Marinen, wozu ihm auch die friesländischen Küsten so manches schöne Bild der Natur boten, und wobei sein Lehrer ihn gut unterstützen konnte. Späterhin jedoch begab er sich nach Harlem, beschäftigte sich dort vorzüglich mit Bildnißmalerei und fertigte manchem Wohlhabenden und Reichen sein Portrait, wie auch verschiedenen großen Herren auf Reisen. Auch zeichnete er eine große Zahl Bildnisse von Künstlern nach dem Leben und nach Bildern für Sammlungen von Kunstliebhabern, mit welchen er freundschaftlich verbunden war. Eine besondere Freundschaft genoß er im Hause der Familie van Oosten de Bruin. Als eines vorzüglichen von ihm gezeichneten Blattes darf man des von Jacob Houbraken schön gestochenen Bildnisses des Laurentius de Coster gedenken. Seine Zeichnungen von Marinen und Schiffen sind in einer breiten und sehr feinen Manier in Bister und Sepie getuscht. Dergleichen be-

*) s. das Königreich Böhmen, statistisch-topographisch dargestellt von J. G. Sommer (Prag 1836). 4. Bd. S. 315 fg.

*) Cf. *R. v. Eynden's* Gesch. der Vaterland. Schilderk. T. II. p. 204 sq. G. K. Nagler's allgem. Künstlerlexikon. 6. Bd. S. 437.

finden sich in vielen Kunstsammlungen. Es ist nur zu bedauern, daß er sich nicht mehr auf dieses Fach gelegt hatte. Auch fertigte er Zeichnungen grau in grau, nach Art der Basreliefs in dem Geschmack von Jan de Witt, sowie solche Basreliefs in der St. Johanneskirche zu Harlem und mehre Zeichnungen in der Sammlung einer Witwe (Frau von Druyverstein) sich befinden. J. war übrigens ein sehr kenntnißvoller und belesener Mann; sein längster Aufenthalt war in Harlem, wo er bis an sein hohes Alter lebte, und daselbst im 92. Lebensjahre verstarb. Sein Bildniß ist von seinem Freunde, Cornelius van Noorde, geäzt *). (*Frenzel.*)

Jeljä (Geogr.), f. Jelnjä.

JELISAWETGRAD (Elisabethstadt), eine neuerbaute, regelmäßig angelegte Kreisstadt in einer reizenden Ebene am Ingul in der russischen Statthalterschaft Cherson unter 48½° der Br. und 50° 8′ der L. Sowol die Stadt als Festung, welche sechs Bastionen hat, wurde im J. 1754 auf Befehl der Kaiserin Elisabeth erbauet zu werden angefangen. Sie hat jetzt beinahe 1400 meistens hölzerne Häuser, sechs Kirchen, viele Magazine, ein großes Hospital, vier Sloboden (Vorstädte), breite, schnurgerade, zum Theil mit Alleen besetzte Gassen, und an 12,000 Einwohner, meistens Roskolniken (Altgläubige), Griechen und Nachkommen der Servier, welche einen einträglichen Handel, Gewerbe und auch Landwirthschaft treiben. Von weitem stellt sich Elisabethgrad wegen seiner vielen Windmühlen, Baumanlagen und Alleen, die beide Seiten der Straßen einfassen und auch die Umgegend zieren, als eine niederländische Stadt dar. Der hiesige Jahrmarkt ist der wichtigste in der ganzen Provinz, wird von vielen Tausenden von Menschen besucht und bewirkt einen Umsatz von mehr als einer Million Rubel. An den Ufern des Ingul wächst der echte Safran mit weißen und violettgestreiften Blumen, mit denen aber, sowie mit der Wurzel dieses nützlichen Krautes, die Kinder aus Unwissenheit spielen und sie so ungenutzt umkommen und verderben lassen. Man sehe Campenhausen, Bemerkungen über Rußland. S. 73 fg. (*J. C. Petri.*)

JELISAWETPOL (Elisabethstadt), Kreis und Stadt in der kaukasischen Provinz Grusien (Georgien), im russischen Asien, westlich von Tiflis. Er ist von mehren Bergreihen durchzogen, die zum Gebirgssystem des Ararat gehören, hat aber auch längs dem Kur und Jori, seinen zwei Hauptflüssen, gutes Ackerland und Viehweiden, und wird meistens von Turkmanen und Armeniern, auch von Grusiern und Juden bewohnt. Er ist der wärmste aller grusischen Kreise und hat viele Baumwolle und Seide, auch etwas Weinbau. Die gleichnamige Kreisstadt, ehedem der Sitz eines eigenen Khans, ist ein elender, unbedeutender Ort, doch mit einigen Festungswerken umgeben. (*J. C. Petri.*)

JELLALPOOR, Stadt Vorderindiens in der Provinz Agra, in dem Gebiete von Kalpee, was seit 1806 den Briten abgetreten worden ist. Die Stadt liegt an dem Flusse Betwah und hat viele steinerne Häuser, die der Vertheidigung wegen mit Schießscharten versehen sind. (*J. C. Schmidt.*)

JELLASORE, nach der Angabe einiger Schriftsteller auch Jaleswar und Jelasir genannt, ist eine Stadt Vorderindiens, in der Provinz Bengalen, District Midnapore, und liegt 17 teutsche Meilen südwestlich von Calcutta an dem östlichen Ufer des Flusses Subunreeka, der die Grenze zwischen den Provinzen Orissa und Bengalen macht. Die Einwohner gewinnen einen großen Theil ihres Unterhaltes durch die Pilgrime, welche nach dem Tempel von Jagernaut wandern. (*J. C. Schmidt.*)

Jelle, f. Holzjellen und Jölle.

JELLECA. So schreibt Strabon (L. V. p. 217 edit. *Casaub.*), wenn die Lesart richtig ist, den Namen eines kleinen, sonst weiter nicht bekannten Ortes, der auf der Straße von Placentia nach Genua liegen soll. Die neuern Geographen vergleichen ihn mit dem jetzigen Stradella, einem Marktflecken zwei Meilen südöstlich von Pavia und 2½ westlich von Piacenza. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JELLENZ (Franz Xaver), geboren zu Selzach in Oberkrain den 26. Nov. 1749, verdankte der teutschen Schule zu Villach in Kärnthen, sowie den Lyceen zu Klagenfurth und Laibach seine wissenschaftliche Bildung. Von seinem Vater verlassen, der ihn zum geistlichen Stande bestimmt hatte, ging er 1770 nach Wien, um die Rechte zu studiren. Noth und Mangel trieben ihn, Soldat zu werden. Er blieb es jedoch nicht lange, sondern kehrte wieder zu den Wissenschaften zurück, seinen Geist durch das Studium der Alten sorgfältig ausbildend. Auch die berühmtesten Historiker Englands, Italiens und Teutschlands hatten ein besonderes Interesse für ihn. Im J. 1779 ward er Lehrer des geistlichen Rechts an der hohen Schule zu Insbruck, und nach Aufhebung derselben (1782) Prof. des bürgerlichen Rechts zu Freiburg. Mit Beibehaltung dieses Lehramts bekleidete er seit dem J. 1791 auch die Stelle eines Appellationsraths. In der Zuneigung der Studirenden fand er hinlängliche Mittel, die damalige Gährung der Meinungen zu beseitigen und Treue und Gemeinsinn zu wecken, bei dem bald nachher ausbrechenden Kriege. Er starb den 19. April 1805 zu Insbruck, wohin er sich 1797 begeben hatte, als Appellationsrath und Director der juristischen Facultät, mit dem Ruhme eines hellen Kopfes, der in seinem Wirkungskreise mehrfach genützt durch seine vielseitigen und gründlichen Kenntnisse. Rühmliche Zeugnisse seines Wissens sowol, als seiner Freimüthigkeit sind mehre seiner historischen und poetischen Aufsätze [1]). Lesenswerth sind seine zwei Reden über die allgemeinen Grundsätze des Criminalrechts und der Literaturgeschichte desselben [2]). Posselt's wissenschaftliches Magazin, in welchem er (im dritten Heft vom J. 1785) eine

*) van Eynden Vol. II. p. 117.

1) Rede auf den Tod der römischen Kaiserin Maria Theresia (Insbruck 1780). Der Mann am Capitel, besungen (Kempten 1784). Panegyrikus, Joseph II., im Namen der hohen Schule zu Freiburg gehalten . . . 1790 (auch gedruckt in Posselt's Archiv für ältere und neuere, vorzüglich teutsche Geschichte, Staatsklugheit und Erdkunde [Memmingen 1789]. 1. Bd., und im Auszuge in den Beiträgen zur Beförderung des ältesten Christenthums [Ulm 1790]. Heft 10.) u. a. m. 2) Wien 1785. 4.

Rede bei Eröffnung seiner Vorlesungen über das römische Recht mittheilte, enthält auch mehre seiner Ausarbeitungen über einzelne Gegenstände des öffentlichen und Privatkirchenrechts. Er war auch Mitarbeiter an der jenaischen und an der oberteutschen Literaturzeitung [9]).

(*Heinrich Döring.*)

Jellisri (Geogr.), s. Jillisree.

JELLING (Ting), Kirchdorf auf Seeland (Dänemark), an der Straße von Korsoer über Nestved nach Prästö und Wordingborg. Hauptort des Kirchspiels, zu dem, außer einzelnen Landstellen, das Dorf Söder-Jelling gehört. (*Benicken.*)

JELLINGE (Jyllinge), Kirchdorf auf Seeland (Dänemark), am Roeskildefiord, auf der Straße von Friedrichssund nach Roeskild. (*Benicken.*)

JELLINGHY, ein Arm des Ganges, der nach seiner bei Kischenagur statthabenden Vereinigung mit dem Kossimbusar den schiffbaren Hugly (Hoogly) bildet. Vgl. Ganges im Art. Hindostan. S. 466 fg. (*R.*)

JELNJÄ (auch Jeljä), eine neue und noch im Werden stehende Kreisstadt des gleichnamigen Kreises an der Desna, in der europäisch-russischen Statthalterschaft Smolensk, vordem ein bloßes Kron-Kirchdorf, mit 220 Wohnhäusern und 1090 Einwohnern, welche Kramhandel und ländliche Gewerbe treiben. (*J. C. Petri.*)

JELS, Kirchdorf, Hauptort des gleichnamigen Kirchspiels im Amte Hadersleben (Herzogthum Schleswig; Dänemark), mit 600 Einwohnern. (*Benicken.*)

JELTON, auch Elton und Altan, einer der größten Salzseen in Rußland, im Gouvernement Saratow, hat 2—3 Meilen im Durchmesser, 8 Meilen im Umfange und ist wegen seines Reichthums an Salz merkwürdig. Er scheint unerschöpflich zu sein, denn er liefert schon seit Jahrhunderten jährlich mehr als sechs Millionen Pud (à 40 Pfund) Salz, mit welchem die Salzmagazine in Saratow, Kamüschin rc. angefüllt werden, von wo dann das Salz weiter im Reiche verführt wird. Es ist aber selten ganz rein, fällt ins Grauliche und hat einen etwas bittern Geschmack. (*J. C. Petri.*)

Jelum oder Dschilum, s. unt. Himalaya.

JEMAMAH oder JAMAMAH, اليمامة (nicht Al-Amame, الامامة, wie wenigstens Niebuhr S. 343 der Beschreibung von Arabien die Stadt gleiches Namens nennt). So heißt die auf der Ostseite von Mekka, zwischen Hedschaz, Bahhrein und Oman gelegene innere Provinz Arabiens, welche Andere ihres kleinen Umfanges wegen bald zu Hedschaz (wie Ibn Haukal), bald zu Nadsched (dem Hochlande) rechnen, wie dies namentlich Niebuhr hinsichtlich der Hauptstadt Jemamah thut. Bei einigen arabischen Geographen heißt sie auch Arudh, عروض, entweder wegen des sie durchschneidenden Gebirges Aredh (s. d. Art. Aredh), oder weil sie selbst in diesem Gebirge einen die Abdachung bedingenden Durchschnitt im Hochlande Arabiens macht. Das Gebirge Aredh nämlich, auf dessen Rücken und Absenkung die zwei Hauptstädte Jemamah und Hadscher liegen, im Westen an Hedschaz stoßend, verschließt südöstlich den Weg nach Oman (dem Königreiche Maskat), sodaß die Reisenden weiter hinauf östlich den großen Umweg über Bahhrein der Küste entlang nehmen müssen. Die Pilger dagegen, welche von Basra und Bahhrein (namentlich Lachsa oder Al-Ahhsa) westlich und südwestlich nach Mekka und Medinah ziehen wollen, reisen in einer Einsenkung von Al-Aredh, da wo das Thal von Jemamah, genannt Cherdsje, الخرج, ausgezeichnet durch Wasserquellen, Korn und andere Saaten, einen trefflichen Aufenthalt gewährt; durch eine Schlucht, welche bis zu den Thälern von Medinah reicht. Noch jetzt hausen in dieser Provinz die zur Zeit der Wahabiten mit andern Stämmen Nadscheds vereinten, von Abulfeda genannten, Beduinenstämme: Tai, Amer, Modhar und Honeifah. Außer Jabrin nennt er die Hauptstadt Jemamah (nach d'Anville unter 64° d. L. und 25° d. Br.) und Al-Hhadscher, الحجر. 1) Jemamah (auch Dschau, جو, vorzeiten genannt), vier Tagereisen von Katif und Al-Ahhsa, 16 von Basra und Kufah (immer in gleichen Entfernungen), ist die Kornkammer der ganzen Provinz, durch das ergiebige Thal, an dessen Absenkung sie liegt, durch Dattelbäume ausgezeichnet, eine zu wenig bekannte Hauptstation des innern Arabiens. Hier wo der Stamm Honeifah seinen Hauptsitz hat, erregte schon zur Zeit Muhammed's ein berühmter Prophet Moseilemah, مسيلمة, einen damals unterdrückten Aufstand. 2) Zwei Tagereisen nordwestlich von Jemamah liegt die Stadt Al-Hhadscher (welche man nicht mit Hedscher in Hedschas verwechseln darf), nach d'Anville unter 63° 30′ d. L., 25° 30′ d. Br.; sie war zur Zeit Edrisi's verwüstet, nachher wieder aufgebaut, sodaß sie Abulfeda eine zwar kleine, aber fruchtbare Stadt nennt. Hier sind die Gräber der Muhammedaner, welche unter Abu Bekr im Kampfe gegen Moseilemah fielen. Die Stämme Honeifah und Modhar haben daselbst ihren Sitz. 3) Jabrin, يبرين (nicht Dsiebrin, جبرين, wie Niebuhr schreibt), an der Grenze von Bahhrein, drei Tagereisen von Jemamah, und ebenso viel von Al-Ahhsa (sodaß nach Abulfeda's Bemerkung die drei Städte Jemamah, Jabrin und Al-Ahhsa ein Dreieck bilden, wobei jedoch die letztere zu Bahhrein gehörige Stadt in den nordöstlichen Winkel zu setzen ist), ein auf salzigem Boden, wenngleich in der Nähe von süßen, den medinensischen ähnlichen Dattelbäumen und zweier Wasserquellen liegender Ort, der ehemals in dem Rufe der Ungesundheit stand. Wenigstens hörte Abulfeda, daß die Einwohner aus Furcht vor dem dortigen Fieber sich scheuten, die Dattelbäume von Jabrin zu benutzen (davon zu essen oder darunter zu schlafen), oder

9) Vgl. seine Selbstbiographie in Bock's und Moser's Sammlung von Bildnissen, Heft 14 (wo sich auch das seinige befindet); Todtenfeier des Herrn Jellenz (Insbruck 1805). Meusel's gel. Teutschland. 8. Bd. S. 525. 10. Bd. S. 22. 12. Bd. S. 345.

auch von den dortigen Wasserquellen zu trinken. (Vgl. meinen Commentar zu Abulfeda S. 83 ꝛc.) (*Rommel.*)

JEMAPPE (Schlacht bei). Mit etwa 20,000 Mann (19 Bataillonen, 23 Compagnien und 25 Schwadronen) standen die Österreicher unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen und dem General Clerfait am 3. Nov. 1792 in der Position von Jemappe oder Jemappes, einem an der Haine im Bezirke Mons der belgischen Provinz Hennegau gelegenen Dorfe mit 2900 Einw., ihre Vorposten bei Thalin und Boussu. Die Avantgarde der französischen Hauptarmee unter Dumouriez griff diese Vorposten am genannten Tage an, wurde aber bis Crespin und Quievrain zurückgeworfen; ein mit neun Bataillonen am 4. wiederholter Angriff zwang jedoch die Vortruppen der Österreicher zum Rückzuge; am 5. griffen die Franzosen mit ihrer Avantgarde vergebens Quaregnon, mit ihrem rechten Flügel erfolgreich Trameries an, und die französische Hauptarmee entwickelte sich mit etwa 50,000 Mann zwischen Siply, Trameries und Wasmes der verschanzten Stellung von Jemappes gegenüber. Um das Doppelte also dem Gegner überlegen, brach am 6. Nov. früh um sieben Uhr der französische General mit der ganzen Linie gegen die österreichische Stellung zum Angriff auf. Der linke Flügel, unter Ferrand, griff Quaregnon an, die Mitte unter Dumouriez selbst und der rechte Flügel unter Beurnonville beschossen die feindliche Hauptstellung, während von den Höhen bei Siply das Corps von Harville die Höhen von Barlaimont zu erobern suchte, um von dort aus, Mons umgehend, des Feindes Rückzugslinie auf Brüssel zu bedrohen. Starke Reserven waren hinter der Mitte und dem linken Flügel in Bereitschaft. Quaregnon ward von den Österreichern tüchtig vertheidigt, und erst als vier Bataillons der feindlichen Reserve den Angriff verstärkten, um zehn Uhr von ihnen verlassen; womit der Weg zum Angriff auf die Hauptstellung gebahnt war. Zu diesem ward um Mittag geschritten; die Truppen aus Quaregnon rückten gegen das verschanzte Dorf Jemappe vor, wurden durch das mörderische Feuer der Österreicher rechts gegen einen Eingang des Dorfes gedrängt, der — im eingehenden Winkel und als Zusammenhangspunkt des Dorfes mit den verschanzten Höhen — zu wenig beachtet worden war, drangen mit einer ungeordneten Masse an diesem Punkte durch und warfen sich den Vertheidigern des Dorfes in den Rücken, während drei andere Bataillone links über den morastigen Bach Trouille, den man für unzugänglich gehalten, das Dorf umgingen. So allseitig angegriffen, mußten die Österreicher das Dorf verlassen. Bei ihrem mit großem Verluste ausgeführten Rückzuge kamen mehre Hunderte von ihnen beim Überschreiten der Haine um. Gleichzeitig war die Mitte der Franzosen in Bataillonscolonnen rasch und ohne großen Verlust über die Ebene bis an das Gehölze vor der Fronte der feindlichen Stellung vorgedrungen, wo sich ein heftiges Gefecht entspann. Der Angriff wurde durch Geschütz- und Flintenfeuer aus den Redouten und von der Höhe abgewiesen; die in Unordnung zurückweichenden Angreifer warfen sich auf die nachrückenden Massen, und brachten sie dergestalt in Verwirrung, daß sogar eine Brigade des zweiten Treffens aus der Linie wich, als die österreichische Cavalerie zum Einhauen vorging. In diesem kritischen Momente warf der junge Baptiste, Dumouriez' Kammerdiener, sich zwischen die Fliehenden, hielt mit sieben schnell herangeführten Schwadronen die feindliche Cavalerie im Schach und stellte hier das Gefecht wieder her, indessen der General Egalité (gegenwärtig Louis Philipp, König der Franzosen) weiter links einen Haufen Flüchtiger sammelte, ihn das Bataillon von Jemappe benannte, und an dessen Spitze die Linie wieder zum Angriff auf die Höhe vorführte, die nun nach dem lebhaftesten Widerstande von der Übermacht erstiegen wurde. Die also umgangenen Redouten fielen in der Angreifer Gewalt; gleichzeitig eroberte Beurnonville die Verschanzungen des linken Flügels, und nach zweistündigem blutigem Gefechte mußten die allseitig geworfenen Österreicher den Rückzug antreten, der durch den französischen rechten Flügel, welcher das Dorf Cuesmes genommen hatte, und mit seiner Artillerie von dort aus die Straße von Jemappe nach Mons bestrich. Indessen gelang es der österreichischen Cavalerie, die feindliche, welche aus der Mitte vorbrach, und die Arrièregarde der abziehenden Truppen warf, im Zaume zu halten, und wenn sie auch gegen die Übermacht der Franzosen wenig auszurichten vermochte, so leistete sie doch zur Begünstigung des Rückzuges gute Dienste. Die Österreicher verloren acht Geschütze und etwa 4000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Der französische Verlust kann auf mindestens ebenso viel berechnet werden. Am 7. Nov. mußte in Folge der Schlacht Mons verlassen werden, das die Sieger besetzten. Nur schwach verfolgt erreichten die Österreicher am 8. Tubize, wo der Herzog von Würtemberg zu ihnen stieß*). (*Benicken.*)

JEMARROU, ein kleiner Negerstaat im westlichen Afrika in Senegambien, liegt am südlichen Ufer des Gambia, ungefähr unter 13° 50′ nördl. Br. und 24 teutsche Meilen aufwärts von der Mündung dieses Flusses. Ein Häuptling steht an der Spitze dieses kleinen Staates, dessen Einwohner sich größtentheils zum Islam bekennen, und aus einem Gemisch mehrer Völkerschaften bestehen. (*J. C. Schmidt.*)

JEMAULABAD, eine Stadt und Festung Vorderindiens, im Süden der Provinz Canara, die von den Eingebornen gewöhnlich Carnata genannt wird, und sonst den Namen Narsinga Angady führte, liegt unter 13° nördl. Br. und 75° 24′ östl. Länge. Die Festung, welche auf einem mächtigen Felsen erbaut ist, besteht schon seit undenklichen Zeiten, wurde aber in der neuern Zeit von dem berühmten Sultan Tippoo völlig wieder hergestellt, und ist nur auf einem schmalen Fußsteige zugänglich, sodaß sie gewöhnlich für uneinnehmbar gehalten wird. Allein schon nach einem Bombardement von drei Tagen wurde sie im J. 1799 von den britischen Truppen eingenommen. Überhaupt ist es für die Besatzung fast ebenso schwierig, im

*) Cf. La vie de Dumouriez. Tom. III. Österreichische Militair-Zeitschrift. S. 53—68. Moniteur p. 1339—1344. Gesch. der Kriege in Europa seit 1792. 1. Th. S. 120—125 fg.

Angesichte des Feindes von der Festung herabzukommen, als es dem Feinde wird, einen Zugang zu gewinnen, und ein schwaches, aber mit Artillerie gut versehenes Belagerungscorps kann eine starke Besatzung im Zaume halten. Der Platz ist demnach von geringem strategischen Nutzen, aber im Kriege ein vortrefflicher Sicherungsplatz für Kostbarkeiten und werthvolle Schriften. Die Umgegend von Jemaulabad ist beinahe ganz mit Wald bedeckt, und hat größtentheils einen sehr fruchtbaren Boden. (*J. C. Schmidt.*)

JEMBA oder **Emba**, von den Kirgisen **Dschem** genannt, ein Fluß im russischen Asien, der auf dem kirgisischen Grenzgebirge Moguldschar entspringt, und in südsüdwestlicher Richtung dem caspischen See zufließt. (*R.*)

JEMELNIA, auch **JEMELINY** und **JAMELNA**, ein dem Marcus Swidzinski gehöriges Gut im westlichen Theile des lemberger Kreises des Königreichs Galizien, in einem wellenförmig-hügeligen Terrain und einer an einem schwarzen und fruchtbaren Boden reichen Gegend, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, und dem Dorfe gleiches Namens; dieses liegt seitwärts und zwar südlich von der von Radymno nach der Hauptstadt der Provinz führenden sogenannten jaworower Commercial-Nebenstraße, ¼ Meilen südostwärts von dem Marktflecken Janow entfernt, und hat eine eigene katholische Pfarre, welche zum lemberger Erzbisthume gehört, und eine katholische Kirche. (*G. F. Schreiner.*)

JEMEN, oder nach der arabischen Aussprache **JAMAN** (اليمن), das ist das zur rechten Hand von Mekka oder der Kaaba von Mekka (als dem Mittelpunkte der Welt), wenn man das Gesicht nach Osten kehrt, gelegene Land; so heißt das bei den griechischen Geographen zuerst wegen seines Handelsreichthums sogenannte glückliche Arabien, *Ἀραβία ἡ εὐδαίμων*, eine schon bei Eratosthenes, dem Gewährsmanne Strabon's, dem sogenannten wüsten Arabien entgegengesetzte Bezeichnung, welche Ptolemäus, unter Hinzufügung des nach Petra, der Hauptstadt der Nabatäer, sogenannten peträischen (nicht steinigen) Arabiens, zuerst einführte oder allgemeiner verbreitete. Aber die Araber wissen nichts von dieser in Betracht der großen Wüste des südlichen oder glücklichen Arabiens ungenauen, nur auf einen Theil des südlichen Küstenlandes anwendbaren Bezeichnung (in dem Periplus des rothen Meeres heißt Aden die alte Küsten- und Handelsstadt Jemens par excellence das glückliche Arabien). Jemen in der weitern Bedeutung umfaßt bei ihnen 1) die gleichnamige Landschaft (welche wieder in das Küsten- und Hochland, in Tehama oder Tehajim-al-Jaman, und in Dschäbbel oder Nadsched-al-Jaman zerfällt), 2) Hadramaut, 3) Schehhr, 4) Mahrah, 5) Oman (jetzt nach der Hauptstadt das Königreich Maskat genannt). So folgen diese Provinzen in der Richtung von Westen nach Osten an der ganzen Südküste Arabiens. Abulfeda schneidet davon Oman gänzlich ab. Im engern Sinne begreifen sie die von Niebuhr zuerst, wenngleich nur an der Westküste genauer beschriebene Landschaft, mit Ausnahme der unter 2, 3, 4, und noch mehr 5 genannten Provinzen, unter Jemen. Unbekannt ist ihnen die jetzt gebräuchliche Beschränkung Jemens auf das sogenannte Königreich oder Gebiet des Imams von Sana. In neuerer Zeit ist auch die kleine Landschaft Schehhr (nicht Sabschar, im Arabischen شحر), von Hadramaut und Mahrah begrenzt, zu wenig berücksichtigt und der Landschaft Hadramaut einverleibt worden, wie dies schon Niebuhr that, bis endlich Hassel (Vollständige Erdbeschreibung) nicht blos Schehhr, sondern auch Mahrah unter die ungebührlich ausgedehnte Landschaft Hadramaut rechnete. Dieser Irrthum hinsichtlich der kleinen, Niebuhr selbst unbekannten, Provinz Schehhr kommt daher, weil eine Hafenstadt Schehhr im Bezirke von Hadramaut liegt. Sie gehört aber einem jemenischen in der Landschaft Jafa angesessenen Sultan, welcher sich gleich andern südarabischen Häuptlingen hadramautische Districte unterworfen hat.

Die Geschichte von Jemen, von der wir nur Bruchstücke besitzen, reicht in das höchste Alterthum. Man kann sie unter folgenden Gesichtspunkten übersehen:

1) Uralte hebräische, semitische und chuschitische Bevölkerung, in deren Folge die unter der Herrschaft der Nachkommen Joktan's (Kachtan's) und Hamjar's (Joktaniden und Hamjariten) blühenden Städte und Staaten von Saba, Thaphar und Aden, und die Seestädte von Hadramaut, dem Hauptsitze der alten Specereien, durch den indischen, ägyptischen und phönizischen Handel sich bereicherten. Dieses ist die Periode der alten Schiffahrt nach Ophir, man mag nun dies Eldorado der Phönizier nach Jemen, Hadramaut oder Oman versetzen. Moses erwähnt in der Genesis (besonders 1 Mos. 10) so vieler Städte in Jemen und Hadramaut, daß, wenn er nicht selbst in diesen Gegenden war, doch der Ruhm derselben durch die Einwohner von Midian und durch andere Tradition ihm bekannt wurde [1]). Weihrauch, Myrrhen, und wahrscheinlich auch Aloe (diese besonders in der südarabischen Insel Socotora), vielleicht auch andere nachher vernachlässigte edle Producte Jemens waren schon damals die Quellen jenes Reichthums, welcher die Bezeichnung des glücklichen Arabiens veranlaßt hat. Wenn die Angabe Abulfeda's richtig ist, daß das alte Reich der Hamjariten, das ungefähr 3000 Jahre vor Muhammed begann, eine Dauer von 2020 Jahren hatte, so muß man diesen Herrschern die Ausdehnung der alten südarabischen Herrschaft über einen Theil von Asien und Afrika zuschreiben, welche Bakui und Abulfeda selbst aus alten Inschriften in der Tatarei, Samarkand und selbst in der Sandwüste Afrika's beweisen wollen. Nach alten griechischen Nachrichten zog ein südarabischer Hamjaritenkönig Arrajes bis zum Indus [2]). Und wenn auch die in Ägypten ein-

1) Man vgl. Niebuhr's Forschungen über diese Städte in seiner Beschreibung von Arabien. S. 283 fg. 2) In diesem Könige Haret, Arrajes, der die getheilten Stämme Jemens vereinigte, findet Volney (Chronologie d'Hérodote. II, 192—208) jenen arabischen König Arraïes, der (nach Ktesias) verbunden mit Ninus an dessen Eroberungen in Asien Theil nahm. Der Name Haret, Aretas, war mehren arabischen Königen eigen. (Cf. *Pococke*, Specimen historiae Arabum, sive Abulfaragii etc. p. 74.)

fallenden Hirtenkönige (Hyksos) und jene Araber, gegen welche, nach der Erzählung des Diodorus Siculus, Sesostris eine Linie bis Pelusium zog, in die nördliche Beduinengegend gehören, so kann doch die von Stephanus Byzantinus behauptete arabische Abstammung der afrikanischen Äthiopier oder Habessinier nur auf Jemen sich beziehen. Diese Verbindung zwischen Habessinien und Jemen stellt sich auch bei einem spätern Ereigniß hervor. Im 6. Jahrh. vor Chr. Geb. soll Lokman, ein Tyrann von Jemen, nach andern arabischen Schriftstellern aber früher Balkys, die Königin von Saba, vermuthlich dieselbe, welche mit Salomo in Verbindung stand, um zugleich die Fruchtbarkeit dieses Landes zu sichern, und den Gefahr drohenden Wassern einen Weg zur See zu eröffnen, jenen berühmten Damm von Saba, oder wie diese Stadt auch hieß, Mareb (Sitte Mareb hieß der Damm) gegründet haben, dessen Durchbruch späterhin eine Völkerwanderung und Culturverbreitung nach Mittel- und Nordarabien veranlaßte. In dieser Zeit waren die Sabäi das herrschende oder ausgezeichnetste Volk; wenn die Griechen in einer gewissen Zeitfolge außer den Sabäi, die Katabani, Homeritä (die alten Hamjariten, welche der Verfasser des Periplus maris erythraei zuerst Homeritä nennt) und die Chatramotitä (d. h. die Einwohner von Hadramaut, welche Eratosthenes zuerst so bezeichnet) nach einander folgen lassen, so ist dies eine Täuschung (von Mannert in der Geographie der Griechen und Römer. Th. VI. Bd. 1. 1831 wiederholt), da jene Stämme in ihren benachbarten Gebieten unstreitig gleichzeitig sich entwickelten, und insgesammt dem hohen Alterthume angehören.

2) Altgriechische und römische Periode, hinsichtlich der Bekanntschaft, welche die Griechen und Römer seit der Zeit des Darius bis in die Zeit des Mittelalters mit Jemen unterhielten. In dieser Zeit behauptete die schon bei Ezechiel berühmte Stadt Aden, als Athane, eine welthistorische Bedeutung, sodaß die Schiffe der Griechen und Römer hier ihren Hauptlandungsplatz hatten. Herodot rühmt die Unabhängigkeit Jemens selbst zur Zeit des großen Darius; die fast insularische Lage von Jemen schützte dieses Land auch gegen Alexander den Großen, der hier einen zweiten Sitz seiner asiatischen Herrschaft gründen wollte, und gegen Augustus, dessen Feldherr Älius Gallus nur bis in die Gegend von Mekka oder auch Nebscheran drang, wo Jemen in seiner nördlichsten Grenze an Hedschaz, den Sitz der heiligen Städte, stößt.

3) Durchbruch des Dammes von Mareb [3]), Periode der Auswanderung der südarabischen Völker, Untergang des alten Reichs der Hamjariten, obgleich die Übervölkerung und größere Stärke den jemenischen Stämmen den Sieg über die mittel- und nordarabischen Beduinen (Ismaeliten) verschafft haben soll. In dieser Periode, welche etwa vom 2. bis zum 6. Jahrh. nach Chr. Geb. reicht, trat das alte in Jemen ursprünglich herrschende Judenthum (meistens von der Lehre oder dem Ritus der Pharisäer) in Kampf mit dem großentheils von Habessinien eingeführten Christenthume, welches schon im 3. und 4. Jahrh. hier Schutz gegen die römischen Verfolgungen fand. Als der letzte Fürst der alten Hamjaritischen Dynastie Naowasch, als Jude, die jemenischen Christen verfolgte, kam der christliche Neguisch von Habesch seinen Glaubensbrüdern zu Hilfe. Er brachte aber auch die Kinderblattern mit, welche sich seit dieser Zeit (im 6. Jahrh. nach Chr. Geb.) durch Handelsverkehr über Asien und Europa verbreiteten. (Vgl. über die altchristlichen Religionsverhältnisse in Arabien besonders *Assemani*, Chronicon Orientale.)

4) Zeitalter vorübergehender ausländischer Herrschaft. Vom J. 529 bis 601 nach Chr. Geb. residirten nämlich habessinische Statthalter in Jemen; diese Invasion unter religiösem Vorwande erregte die Eifersucht der Perser oder Parther unter Chosroes, dessen Herrschaft nach der Vertreibung der Habessinier nur einige Jahre dauerte.

5) Einführung des Islams (seit dem 8. Jahrh.). Da diese Reform Arabiens zunächst von der Kaaba in Mekka und von dem Koreischitischen Stamme ausging, so nahmen die isolirten Bewohner Jemens, wenngleich Muhammed und seine Nachfolger von Zeit zu Zeit ihnen Missionare zuschickten, keinen schnellen und allgemeinen Antheil daran. Sie wurden auch keine echten Rechtgläubige (Sunniten), sondern Zeiditen (nach der Lehre des Zeid Ibn Ali Ibn Hossein Ibn Ali) [4]), sodaß sie wie die Schiiten oder Separatisten Kopfsteuer bei der Kaaba zahlen müssen; nur in der Provinz Hadramaut ist die orthodoxe Lehre vorherrschend geworden; auch gibt es zerstreute Sunniten-Orden in Jemen, bei denen man Mönche oder Derwische, sonst hier unbekannt, findet. Einzelne alte Familien, die ihren Ursprung von den ältesten Herrschern ableiten, und selbst solche, die sich Tobbas (Tobabaahi) nach dem Ehrentitel der alten Hamjaritischen Könige nennen, hat es von jeher in Jemen gegeben; und sie blieben auch die Häuptlinge der südarabischen Districte unter allen Muhammedanischen Khalifen aus den Häusern Ommiah, Abbas, sowie unter den Ajubiten, selbst Saladin dem Großen.

6) Invasion der Türken im 16. Jahrhun-

3) Es ist bekannt, daß dieser Durchbruch (Seil al Arem, سيل العرم, vergl. Alcoran Sur. 34. v. 15) in verschiedene Zeiten gesetzt wird. Sale, in seiner Vorrede zum Koran, nimmt die Zeit kurz nach Alexander dem Großen, Reiske, der dem arabischen Schriftsteller Beidhawi folgt (in der Abhandlung de Arabum epocha vetustissima Sail ol Arem dicta [Lipsiae 1748]), das erste Jahrh. nach Chr. Geb. an. Vgl. jedoch Silvestre de Sacy in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions XLVIII., wonach man diese Epoche in das 2. Jahrh. nach Chr. Geb. setzen kann. Das ehemalige Wasserbehältniß von Mareb (Sitte Mareb) lag in einem fünf teutsche Meilen langen Thale zwischen zwei Reihen von Bergen, wo sechs bis sieben kleine fischreiche Flüsse zusammentraten. Die Öffnungen der Berge waren mit einer nun gänzlich zerfallenen Mauer nach Osten zu, wo die Berge standen, verschlossen. Auch führten drei große Thüren das überflüssige Wasser nach Osten und Norden. Die Mauer war die Grundlage des Dammes.

4) Vgl. Sale's Vorrede zu seiner Übersetzung des Korans.

dert[5]). Auch hier war die Wirkung der Invasion von kurzer Dauer; denn die Türken wurden nach und nach aus fast allen Hafenstädten wieder vertrieben, und die Einwohner von Jemen kehrten mit erneuter Liebe zu ihren Fürsten zurück, unter denen der Imam oder König von Sana seit der Erhebung des großen Seid Khassem's, eines Nachkommen Muhammed's I., der Mächtigste wurde. Nachrichten über ihn und seine Dynastie findet man bei Niebuhr.

7) Die Veränderung der asiatischen Handelsstraßen in Folge der portugiesischen und europäischen Umschiffung Afrika's ist von großer, wenngleich verderblicher Wichtigkeit für Südarabien geworden; denn von nun an nahm Jemens Reichthum und Handel und eigene Schiffahrt, obschon diese nie sehr activ war und sich auf ihre eigene Küste beschränkte, immer mehr ab. An die Stelle des welthistorischen Adens trat die neuere See- und Handelsstadt Mocha; von hier, von den Districten Hodeida, Loheia und Dsiesan bringen die Jemener ihren größten und wichtigsten Handelsartikel, den Kaffee, nach der weiter nördlich gelegenen, von Europäern und Indiern gleich besuchten, Haupthafenstadt Dschidda (in der Nähe von Mekka); die im Alterthume mehr als jetzt gesuchten Specereien (unentbehrlich dem Ritus verschiedener Religionen) verführen die Einwohner von Hadramaut und Schehhr größtentheils nach Maskat (Oman) im persischen Meerbusen; von hier aus, wo jetzt ein größerer asiatischer und europäischer Markt ist, als an dem arabischen Meerbusen, holen auch die Kaufleute, denen eigene Schiffe zu Gebote stehen, die Producte Jemens, um sie an die indischen und europäischen Kaufleute abzusetzen.

Sprache von Jemen. (Vgl. überhaupt Gesenius über die arabische Sprache in dem Art. Arabien.) Außer der vor-muhammedanischen Hamjaritischen Sprache, welche sich nach Niebuhr in alten Inschriften Jemens erhalten hat, und worüber die Forschungen Seetzen's leider durch seinen frühen Tod unterbrochen wurden[6]), hat sich Jemen von jeher durch einzelne Mundarten ausgezeichnet. Man unterscheidet noch jetzt die Hofsprache zu Sana, die Volkssprache im Küstenlande (Tehama), und den Dialekt der zwischen Hedschaz und Abuarisch gelegenen Landschaft. In der bergigen Gegend des sogenannten Königreichs von Sana herrscht auch eine andere Mundart als in Tehama, und beide sollen von der der Beduinen verschieden sein. Die Schriftsprache des Korans (ursprünglich die Sprache des Koreischitischen Stammes), die man selbst in Mekka als eine gelehrte Sprache ansieht, wird in Jemen als ein besonderes Studium betrieben. (Niebuhr a. a. O. S. 84. 85 rc.) Die Sprache in Hadramaut war für Niebuhr so unverständlich, daß er sich besonderer Dolmetscher bedienen mußte.

Beschaffenheit des Landes. Jemen ist ein aller regelmäßigen Flußbette entbehrendes Terrassenland; die südliche, dem Meere sich annähernde Gegend hat ihren Wasserreichthum den Berg- und Küstenflüssen zu verdanken; diese tragen in Tehama, wo die Sandküste seit Jahrhunderten anwächst, da, wo sie bis zur See strömen, viel zur Versandung der Ankerplätze bei. Da die äthiopische Küste Jemen gegenüber fast überall höher emporsteigt, so hat man nicht ohne Grund vermuthet, daß die Sandmassen der arabischen Küste nicht blos durch die Strömungen, sondern auch durch die Winde abgerissen und hinübergeführt werden. Die Stadt Loheia, vor 300 Jahren an der arabischen Küste erbaut, hat jetzt einen fast ganz versandeten unzugänglichen Hafen. Haly, zur Zeit Edrisi's eine Uferstadt, liegt jetzt drei Stunden von der See. Die Wetter- und Wasserscheide im südlichen jemenischen Gebirgslande bilden besonders drei dicht über einander folgende Berge: von Süden herauf der berühmte Sabber bei Taas, der alle Kräuter der Welt enthalten soll, der Marras bei Dschöblah, und der Summara bei Jerim. Im Allgemeinen ist nach Seetzen der Urboden Jemens vulkanisch; der ganze Weg von Aden bis Sana soll aus vulkanischen Steinarten bestehen, bei Sana bedient man sich der Lava als gewöhnlichen Bausteins. Das Klima, im Ganzen heiß, wird in Tehama durch die Seewinde gemäßigt. Die Nächte sind fast allenthalben kühl, doch bringen sie den Thälern wohlthätigen Thau.

Einwohner, Industrie, Landbau, Handel rc. Etwa vier Millionen (drei Millionen unter dem Imam von Sana) in Städten und Dörfern größtentheils seßhafte Einwohner rechnet man zu Jemen; meistens sehr fleißige, nüchterne, zuvorkommende, patriarchalische Menschen, ein Alpenvolk, welches Seetzen an Teutschland erinnerte, ganz verschieden von den räuberischen Beduinen des nördlichen Arabiens. Sie stehen ungeachtet der ausgedehnten Herrschaft des Imams in vielen Gegenden unter einem alten Adel (Schechs, Scherifs, die sich für unmittelbare Nachkommen Muhammed's ausgeben, ungeachtet ihr Adel nicht selten älter ist). Die kleinen Fürsten in Hadramaut, Jafa und Dsof nennen sich Sultane; die Gouverneure des Imams von alter Familie Wali's.

Wenngleich die Natur dieser Gegend Reis, wie auch Hafer versagt hat, so ist doch Jemen reich an andern trefflichen Producten; denn außer den Weinreben, Pfirsichen, Aprikosen, Pflaumen und Äpfeln in den Terrassengärten des Südens findet man hier sehr guten Weizen, Mais oder Durra (türkischer Weizen, wovon oft das 400. Korn gewonnen wird), kleinen Mais (Holcus), Gerste, Bohnen, Linsen, Rübsamen, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle, gelb- und rothfärbende Kräuter, Indigo, Sennesblätter, die große indische Nuß, Nardschil auf arabisch, sonst gemeiniglich Coco genannt, und Betel oder Tenbul (wie diese zwei letztern Producte schon Abulfeda bei Thaphar bemerkte)[7]). Dattelbäume, den indischen, syrischen und be-

5) Unter den in den Notices et Extraits des MSS. de la Bibliothèque du Roi ist für die Geschichte der türkischen Invasion besonders die Erzählung des Scheich Kothbeddin (Tom. IV.) zu bemerken. 6) Vgl. auch Catalogus librorum tam MSS. quam impressorum, qui a beato Seetzenio in Oriente emti in Bibliotheca Gothana asservantur, auctore *Moellero* (1825. 1826).

7) Vgl. meinen Commentar zu Abulfeda's Arabien, S. 31, und die daselbst angeführte Schrift von Ibn al Wardi, auch Ovington und Niebuhr.

nen von Mittelarabien (Nadscheb und Jemamah) nachstehend, sind nur in der niedern Küstengegend (Tehama). Dagegen hat die Gegend von Dschiorasch einen großen Reichthum an Akacienbäumen (**Al-Karadh** القرظ), deren Rinde in den dortigen Wasserbehältern und Fabriken schon zu Abulfeda's Zeit zu Leder bereitet wurde [8]). Die an die große Wüste Südarabiens (**Al-hkaf**) stoßende Provinz Mahrah, gänzlich arm an Dattelbäumen und Palmen, findet ihren Ersatz in Weihrauch und Dromedaren. Jemen hat dagegen Pferde, deren Geschlechtsregister man **2000** Jahre zurückführt (**Kochlani**); die unedeln Racen (**Kadischi**) werden zum Ackerbau gebraucht. Eigentliche Industrie findet man jedoch nur in Hadramaut, hier verfertigt man Leinwand, Teppiche, seidene Shawls und die Gürtelmesser (**Jambea** genannt), mit welchen Waaren ganz Jemen versehen wird, obgleich die Hadramauten auch bis Indostan wandern und von da bereichert zurückkehren. In Hadramaut haben auch die Hafenstädte noch immer den Handel mit Weihrauch, Myrrhen und Aloe behauptet, welche Artikel sie sammt dem arabischen Gummi bis Maskat und Ostindien führen. Dagegen hat Jemen den Vorzug des mit großem Fleiß betriebenen, den eigentlichen Ackerbau ersetzenden Kaffeebau's. Der beste (in Europa gewöhnlich nach dem Orte des Haupthandels Mocha benannte) Kaffee findet sich auf den zugleich feuchten und heißen, nicht allzusehr dem Regen ausgesetzten Hochterrassen von Uhden, Kusma, Dsebi (nicht Schebi, wie Hassel schreibt) und Kataba (vgl. Niebuhr's Karte von Jemen zu seiner Beschreibung Arabiens). Jemen versieht hiermit ganz Arabien und führt noch ungefähr **700,000** Cent. aus. Im J. **1787** versendete man von Beit el Fakih, wo die Hauptniederlage ist, nach dem Zollregister **609,000** Centner nach Dschidda, der Überrest geht nach Persien, Ostindien, Afrika und Europa [9]). Außer diesem Kaffeebau beschäftigen sich die Jemener viel mit einer gartenmäßigen Bebauung ihres Feldes, wobei die Bewässerung großen Fleiß erfodert. Auf den Bergterrassen ziehen sie regelmäßige Furchen und Rinnen, in den Thalern Dämme; die Cisternen legen sie an dem Fuße der Gebirge und zwischen denselben an.

Kleidung. Der gemeine Mann in Jemen trägt weder Beinkleider noch Hemd, sondern nur ein Tuch um die Hüfte, in den kalten Gebirgen einen Schafpelz. Die von mittlerem Stande tragen weite Beinkleider, und über dieselbe in Tehama ein weites weißes, in dem Gebirge ein blaues und weißes, mit weiten langen Ärmeln versehenes Hemde. Die vornehmen Araber in Jemen zeichnen sich durch eine Weste mit engen Ärmeln und einen weiten Rock, auch gelbe lederne Schuhe oder Pantoffeln aus. Außer dem auch in Jemen gewöhnlichen, krummen, spitzen Messer (**Jamben**) besitzen alle wohlhabenden Araber ein Oberkleid ohne Ärmel, ein großes feines Tuch für den Nacken und die Schulter, Lacken oder Mützen von Leinwand, und darüber als Turban den Sasch, ein großes, feines, verschiedenartig gewundenes Nesseltuch; auch bedienen sie sich der Riemensohlen. In dem Königreiche Sana läßt sowol der Vornehme als Geringe seinen Kopf scheeren (nirgends den verehrten Bart), in andern Gegenden Jemens gibt es Schechs, die ihr Haupthaar wachsen und es hinten im Nacken mit einem Tuch oder feinem Strick binden lassen. Einige Beduinen auf der Nordgrenze Jemens (sowie in Hedschas) tragen Mützen von geflochtenen Dattelblättern. Die Weiber zu Sana, Mocha und Taas, wenn sie ausgehen, bedecken das ganze Gesicht mit einem Flor, sonst in ganz Jemen mit einem Schleier, der ein Auge frei läßt. In der Regel tragen sie blauleinene Beinkleider, die in Tehama nur ein breites Tuch um die Hüfte. Der Schmuck der jemenischen Frauen sind Ringe um die Arme und Finger, Glasperlen um den Hals. Die Nägel werden bluthroth, die Hände und Füße meistens braungelb gefärbt. Von Natur braungelb sind jedoch die Mädchen in den kältern und bergigen Gegenden weit hübscher von Gesicht, als die übrigen Araberinnen. Wenn es nicht ein Mährchen ist, welches der geschwätzige Jussef, Seetzen's Gewährsmann, ihm aufheftete, so gibt es einen Beduinenstamm in Jemen (wo, wie in ganz Arabien, ein großer Werth auf die Jungferschaft gelegt wird), genannt Merekkedeh, wo die Gäste ganz besonders geehrt werden. Der Ehemann überläßt dem Gaste seine Frau zur nächtlichen Gefährtin. Hat diese Ursache mit dem Fremdling zufrieden zu sein, so erzeigt man ihm am andern Morgen die größte Achtung. Wo nicht, so nimmt man ihm seine Kopfbinde, und färbt ihm Bart und Hände roth (v. Zach's monatliche Correspondenz **1809**. Bd. **XIX**. Febr.).

Wir wollen nun eine kurze Übersicht der Provinzen, Districte und Städte Jemens nach Niebuhr und Abulfeda geben.

A. Die eigentliche Landschaft Jemen im weitern Sinne, welche das Gebiet oder Königreich Sana in sich schließt. Sie zerfällt in Beziehung auf die Abdachung in

a) Tehama (bei Abulfeda Tehajim-al-Jaman [10]), das flache Küstenland), und b) das Gebirgsland, Dschäbbel [11]) oder Nadsched-al-Jaman. In chorographischer und politischer Hinsicht begreift die Landschaft Jemen (nach Niebuhr, der bis jetzt aus eigener Ansicht und Erfahrung die richtigste Darstellung geliefert hat) folgende Provinzen und Districte:

1) Das Königreich Sana, oder das Gebiet des Imams von Sana, mit ungefähr drei Millionen Einwohnern; worunter man die dasigen Beduinenstämme und **5000** alte jüdische Familien begreift, welche alle Pharisäer oder Talmudisten sind, deren Bücher, wie Niebuhr

8) Abulfedae Arabia l. c. p. 51. 52. 9) Vgl. überhaupt über den arabischen Handel Couplet in den allgem. geograph. Ephemeriden. Bd. XXXIII.

10) Der Unterschied zwischen Tehama und Tehajim ist der, daß dieses eine Küstengegend überhaupt bedeutet (daher auch Tehajim al Hedschaz), dagegen Tehama auf eine bestimmte Landstrecke der Küste von Jemen erstreckt bei den alten Arabern selbst im Sinne einer Provinz genommen ward. 11) Dschaebbel, oder nach genauerer Aussprache Dschäbbäl, bedeutet auf Arabisch einen Berg, Gebirge überhaupt, aber es ist falsch, dies Wort, wie Hassel thut, Schebel zu schreiben.

Digitized by Google

wenigstens bemerkte, in Amsterdam oder Venedig gedruckt waren. Der Thron dieses Landes, welches in seiner ganzen Länge ungefähr 48, in der mittlern Breite 20 teutsche Meilen begreift (nach Westen an den arabischen Meerbusen, nach Osten an Jafa, Hadramaut und Chaulan, nach Norden an die Landschaft Haschid und Bekil, nach Nordwest an das Gebiet Abuarisch grenzend), ist erblich, und wenn die Prinzen alle gleich gute Eigenschaften haben, so wünschen die Unterthanen jeder Zeit den ältesten, von einer ehelichen Frau des Imams gebornen, zum Regenten. Aber der Mangel eines gesetzlich festgestellten Erstgeburtsrechts gibt oft Veranlassung zu innern Fehden. Der Imam, zu der Zeit Niebuhr's selbst Khalif oder Emir-al-Mumenin (Beherrscher der Gläubigen) genannt, weil er weder Sunnite (Rechtgläubiger) war, noch seinen Stamm von Muhammed ableitete, bekümmert sich als unabhängiger Herr weder im Geistlichen noch Weltlichen um eine auswärtige Macht; ob er gleich nur in seinem Lande einen geistlichen Einfluß übt. Unumschränkt regiert er nicht; alle peinliche Sachen stehen unter dem höchsten Gericht zu Sana, wo der Imam über ungefähr 20 Kadis oder Richter den Vorsitz führt. Der Proceß, wo auch Fürsprecher zugelassen werden, ist hier sowol mündlich als schriftlich. Da der Imam die Kadi's verändern kann, so sind die Urtheile oft von ihm abhängig. Auch hier gibt es zuweilen Empörungen, sobald der Imam Tyrann wird. Niebuhr's Erzählung von dem Wechsel der Tyrannen Jemens ist sehr belehrend. Das Gebiet der Imams zu Sana begriff sonst auch die Landschaft Abuarisch, dessen Scherif sich mit einem Stück von Tehama vergrößerte und Abuarisch unabhängig machte. Alle höhern Staatsbeamte (man nennt sie mit dem auch Secretairen und Gelehrten zukommenden Titel Fakih) sind abhängig; der Imam ertheilt zuweilen auch freigelassenen Sklaven höhere Bedienungen. In jedem Amt ist ein Statthalter, Dola oder Emir genannt, welcher die herrschaftlichen Einkünfte erhebt (er sitzt selbst auf dem Zollhause) und die Truppen des Imams in seinem Gebiete befehligt; ihr Amt dauert selten über drei Jahre, damit sie sich nicht zu sehr bereichern. Ein besonderer Controleur (Bas Kateb) steht in den größern Ämtern unter dem Imam selbst, nicht unter dem Dola, dessen Geisel er gewöhnlich ist; die Aussprüche der Amtsrichter (nach dem Koran) sind von dem Statthalter überhaupt unabhängig, sie sind in ihrem Amte lebenslänglich und in der Regel unbestechlich und den türkischen Kadis hierin nicht gleich. Auch die Polizei ist musterhaft, sodaß Seetzen versichert, man reise hier so sicher, wie in irgend einem europäischen Lande. Die Einkünfte des Imams, der zur Zeit Niebuhr's monatlich über 80,000 Speciesthaler einnahm, wurden sowol durch Abreißung einzelner Districte als durch die Deputate appanagirter Prinzen verringert. Eroberungskriege muß der Imam aus seinem Privatschatz bestreiten. Nach Niebuhr hatte der damalige Imam 4000 Mann zu Fuß und 1000 Mann zu Pferde, welche von Scheicks oder Arabern vom alten Adel angeführt werden. Die Angabe Couplet's (a. a. O.) von einem Heere von 60,000 Mann bezieht sich auf eine außerordentliche Zeit; denn bei einem außerordentlichen Kriege ist jeder Bürger Soldat, und muß sich mit Waffen und Lebensmitteln versehen. Der Soldat bekommt monatlich 4, der Officier 20 Piaster. Kleidung ist nicht Uniform; Lanzen, Säbel und Pistolen sind ihre Waffen bei der Reiterei, Schießgewehre und breite Messer bei dem Fußvolk. Die Taktik ist sehr schlecht; wenngleich die Reiter große Gewandtheit besitzen. Kanonen sind nur in den Castellen; sie werden gewöhnlich von verlaufenen Türken oder europäischen und indischen Renegaten bedient. Auf den Münzen, welche der Imam schlagen läßt (Silber- und Scheidemünzen), sieht man, wie dies auch bei den türkischen und persischen neuern Münzen der Fall ist, keine Figur, sondern nur Schrift. Es cursiren aber auch hier venetianische Goldmünzen. Die gebirgigste Gegend dieses Landes (Dschäbbel) wird in 24, das Tehama in 6 Ämter abgetheilt (welche man bei Niebuhr und Hassel genauer verzeichnet findet)[12]. Dort ist Sanna (schon zur Zeit Abulfeda's eine große blühende, mit Damask verglichene Stadt und alte Residenz der Fürsten von Jemen, obgleich damals, d. h. im 13. Jahrh., die Stadt Taas ihr den Rang abgelaufen hatte), hier Mocha. Diese 5000 Einwohner enthaltende, mit europäischen Factoreien (einer britischen, dänischen und französischen) versehene Seestadt, in welcher 250 Banianen oder indische Kaufleute den Zwischenhandel versehen, ist in neuerer Zeit die wichtigste Handelsstadt von Jemen geworden, weil hier der Haupthandel des Kaffee's, der Specereien, des Gummi's und aller arabischen Producte ist, welche die Europäer und Amerikaner aufkaufen. Die Engländer (jetzt im Besitz des persischen Meerbusens) bringen hier indische Waaren zum Austausch, bis zum Werth von einer Million Pfund Sterling.

2) Unabhängig von Jemen seit 1740 und unter einem eigenen Schech ist die Herrschaft Aden, welche südlich an das Meer, westlich und nördlich an das Gebiet des Imams, östlich an kleinere unabhängige Herrschaften grenzt (vgl. den Artikel Aden).

3) Das Fürstenthum Kaukeban, größtentheils zwischen Landen des Imams liegend, unter einer alten vom Imam zu Saade und von Muhammed sich ableitenden Familie, welche mehre Jahrhunderte über verschiedene Städte Jemens herrschte, und bei der Vertreibung der Türken durch den Stammvater des Imams mediatisirt wurde, wenigstens den Titel Imam ablegte. Sie heißen nun Sejid oder Sidi, welches ein geringerer fürstlicher Titel ist. Das Geschlechtsregister der regierenden Familie findet man bei Niebuhr (S. 250). Die kleine Hauptstadt Kaukeban liegt auf einem großen, fruchtbaren, wohlbebauten, aber steilen, hohen Berge, dessen Zugang erst zur Zeit Niebuhr's gepflastert und selbst für beladene Kameele breit genug gemacht wurde.

4) Die Landschaft (oder Bellad) Al-Kobail, nach zwei arabischen Häuptlingen, Haschid und Bekil genannt, westlich an Abuarisch, südlich an das Gebiet des Imams und Kaukeban, östlich an Dsof und nördlich an die Wüste

12) Vgl. die Artikel Beit el Fakih, Belad Anes, Belad Ibn Aklan, Bab el Mandeb in der 1. Sect. dieser Encykl.

Amasiah stoßend. Diese Landschaft besteht aus einer Menge kleiner, unabhängiger Herrschaften unter Schechs, deren Conföderation im Kriege unter einem Haupte oder etlichen Feldherren steht, und dadurch sowol dem Imam von Sana als dem Scherif von Mekka Achtung und Furcht erweckt. Von den kriegerischen Einwohnern (Kobail) dienen aber auch viele bei jenem Scherif, und der Imam hat oft ganze Regimenter derselben in seinem Solde, die nur unter ihren eigenen Officieren stehen. Es ist dies die arabische Schweiz. Haschid und Bekil waren, der Sage nach, zwei Söhne eines Abenteurers, Babroscham aus Magnesia, der, von vornehmer Geburt und jung, sich die Prinzessin Nedsiema aus Bursa in Bithynien, nachdem sie ihr königlicher Vater in ein Bergcastell gesteckt, unter dem Gewande eines Heiligen und Eremiten (dessen man sich zur Wiederherstellung der liebekranken Nedsiema bediente) bei Mondenschein über Damask und Mekka bis Jemen entführte. (Diese Erzählung bei Niebuhr [S. 260. 261] gibt reichen Stoff zu einem neuen Drama.) Wenn Niebuhr 29 unabhängige Herrschaften dieses merkwürdigen Landes aufzählt (darunter in der Landschaft Cheiwan die gleichnamige Stadt, nach Abulfeda die Grenze der Wohnungen einer von den alten Tobabaah تبابعة d. h. Hamjaritischen Königen abstammenden Familie, nach Niebuhr eine alte Residenz derselben, sowie nachher des jemenischen Imams und noch jetzt durch Ruinen uralter Paläste ausgezeichnet, in der Nähe eines Dorfes, Beit el Tôba [tobabaah] gelegen), so ist diese Aufzählung späterhin durch keinen unserer Reisebeschreiber berichtigt und ergänzt worden, und sehr zu bedauern, daß Seetzen diese Gegend nicht berührte. Man weiß nur, daß die tapfere Eidgenossenschaft von Kobail sich vor etwa 40 Jahren den Wechabiten unterworfen hat; ob aber dies Wechabitenreich hier noch besteht, ist unbekannt.

5) Das Gebiet Abuarisch, von der gleichnamigen Stadt am arabischen Meerbusen genannt und zum Tehama gehörig, sonst eine Provinz des Imams, welche dieser verlor, als er gegen seine sonstige Staatsregel, Abhängige oder Freigelassene zu Gouverneurs zu ernennen, einen von Muhammed abstammenden Scherif hierher sandte, den die Schechs von Kobail, ungeachtet sie im Dienste des Imams ihn bekriegten, heimlich unterstützt zu haben scheinen. Hier liegt eine Tagereise von Abuarisch die Hafenstadt Dsiesan, wo der Haupthandel mit Senesblättern getrieben wird, vermuthlich Edrisi's Ghassan, und das von den Alten genannte Land der Cassaniten.

6) Der Küstenstrich von Abuarisch bis an die Grenze von Hedschas, von Beduinen unter eigenen Schechs bewohnt, die man in Jemen für Räuber und Ungläubige (Kaffers) hält, und die, weil sie eine eigene Religion, Beschneidung und Mundart haben, und in der Nähe der alten Cassaniten wohnen, für die Abkömmlinge der Alilái der Alten (Beni Halal bei Edrisi) gehalten werden.

7) Das Gebiet Chaulan, westlich von Saade (nach Edrisi zwischen Sana und Mekka), vermuthlich die südliche Grenze der alten Ismaeliten und das in der Genesis (10, 7 und 25, 18) genannte Chavila der Chuschiten, obgleich unweit Sana ein gleichnamiger District liegt.

8) Die Landschaft Sahan mit der Hauptstadt Saade, ein großer, bergiger Strich Landes zwischen Kobail und Hedschas, neben der Wüste Amasiah, reich an Weintrauben und ausgezeichnet durch einige Eisenbergwerke, denen aber das Holz und die Betriebsamkeit der Einwohner abgeht. Diese Bergbewohner, welche von Fleisch, Honig, Milch und Kräutern leben, und bei einem sehr scharfen Gesicht sehr alt werden (ihre Töchter heirathen gegen die Gewohnheit der sehr frühzeitigen Verlobung der Araber, erst im 15. Jahre), sind zugleich gastfrei und räuberisch, werden für Sternkundige gehalten, meiden allen Umgang mit Fremden und reden eine eigene reine Mundart. Der Imam von Saade, durch dessen Gebiet der Weg von Sana nach Mekka geht, hat einen sehr ansehnlichen Zoll. In seiner Nähe liegt der Berg Om elleile (dunkle Nacht), wo die Familie des Imams eine Belagerung der Türken sieben Jahre ausgehalten haben soll.

9) Die Herrschaft Nedscheran, drei Tagereisen von Saade, mit der alten Stadt gleiches Namens نَجْرَان (die nach Abulfeda 10 Tagereisen von Sana und 20 Tagereisen von Mekka lag). Hier war ehemals eine Residenz der Hamjariten (*Assemani* Biblioth. Orient. T. I. p. 364. T. II. part. II. p. 765). Die ganze schöne, wasserreiche, durch Korn und Datteln ausgezeichnete Gegend ernährt auf ihren vortrefflichen Weiden die besten in ganz Jemen gesuchten Pferde und Kameele. Sie stand zur Zeit Niebuhr's unter einem berühmten, vielgereisten, tapfern und gelehrten Schech (Mekrami), der sich rundherum durch seine Feldzüge furchtbar machte, aber eines eigenthümlichen Glaubens, weder Seidit noch Sunnit war. Seine Amulete und Ablaßzettel, wodurch er das Paradies ellenweise verkaufte, und die Anordnung von Bußtagen und Processionen, wodurch er vom Himmel jeder Zeit Regen errang, gaben ihm bei den abergläubischen Arabern ebenso viel Ansehen, als die ungewöhnlich schnelle Art, wodurch er mit seinen Parteigängern alle benachbarte Gebiete überraschte.

10) Die Herrschaft Kachtan, drei Tagereisen nördlich von Nedscheran auf dem Wege nach Mekka, vermuthlich der Sitz der von Ptolemäus genannten Katanitá (vgl. auch wegen des Namens dieser sonst unbekannten Landschaft, von der selbst Niebuhr durch einen mistrauischen Einwohner nichts erfahren konnte, Genesis 10, 26). Man weiß nur, daß diese an Pferden reiche Gegend unter einem unabhängigen Schech steht.

11) Die Landschaft Dsof, جوف, voll sandiger Ebenen (wo man nach dem Regen Gold im Sande wollte bemerkt haben), eine größe, von Norden herab (von Nedscheran an) bis Hadramaut von der westlichen Grenze oder Kobail her, weit nach Osten bis in die Wüste, welche zwischen Jemen und Oman liegt, sich erstreckende Provinz, der Sitz der alten Sabäerstadt Mareb, sowie jenes berühmten Wasserbehälters. Sie besteht aus drei verschiedenen Regionen oder Gebieten, 1) Bellad el Bedui

(das Land der Beduinen, wo die kriegerischen, mit Kameelen und Pferden umherziehenden, mit Harnischen und Helmen, Säbeln, Messern und Lanzen bewaffneten, als Dichter berühmten Nomaden sich herumtreiben, denen man nachsagt, daß sie den Dorfbewohnern ihre Mädchen entführen). 2) Bellad el Saladin (das Land der Sultans, eine von unabhängigen Herren, hier Sultans genannt, bewohnte bergige Gegend), und 3) Bellad el Scheraf, das Land der Scherifs, d. h. die Städte und Dörfer, wo die Nachkommen Muhammed's regieren, wozu auch Mareb gehört, dessen Scherif seine Vasallen in benachbarten Districten hat. Die Berge bei Mareb enthalten Steinsalz, womit ganz Jemen versehen wird. Die einzelnen Örter dieses Landes (in dem sich noch ein altes Bergcastell der Hamjaritischen Könige findet) sind zu wenig bekannt (vgl. z. B. die sonst treffliche Arrowsmith'sche Karte, sowie die übrigen von Hassel [S. 376] der vollständigen Erdbeschreibung Bd. XIII. bezeichneten Landkarten).

12) Das kleine, an Kobail (Haschid und Bekil) von einer, und von der andern Seite an Dsof grenzende Gebiet von Nehhm نهم, welches unter einem kriegerischen, selbst vom Imam geachteten Schech steht. Auf dem Berge Asiba daselbst soll man ehemals Silber gefunden haben. Beim Castell Charet findet man eine Seltenheit Arabiens, nämlich ein warmes Bad.

13) Gebiet Chaulan, das zweite dieses Namens in Jemen, einige Meilen südöstlich von Sana, dessen Schech eine Zeit lang dem Imam als Feldherr diente. Die merkwürdigsten Örter sind hier: Tanâjim, ehemals der vornehmste Sitz der südarabischen Juden und großer Synagogen, jetzt sehr verlassen (auch in der Hauptstadt der Catabaner oder Gebaniten Jamna [Thumna] lagen nach dem Bericht der Griechen 65 Tempel), und Beit el Kibsi, ein von lauter Scherifs bewohntes Dorf, aus denen man alljährlich den Anführer der 2—3000 Mann starken Karavanen von Sana nach Mekka nimmt.

14) Die Landschaft Jafa يافع, welche zwischen Aden und Hadramaut an Hodserie, Kataba und Robda grenzt, unter drei Fürsten, welche sich mehre Districte von Hadramaut, darunter die Hafenstadt Schehhr, unterworfen haben. Sie ist reich an Kaffee und Hornvieh und war ehemals ein Theil des sogenannten Königreichs von Sana.

Dies sind die bis jetzt bekannten Gebiete von Jemen im engern Sinne. Über die zerstreuten Beduinenstämme und ihre Sitten hat Seetzen einige Nachrichten ausfindig gemacht (monatl. Correspondenz v. Zach 1809. Bd. XIX).

B. Hadramaut (das Chatramotitis der Alten, auf arabisch حَضْرَمَوْت Hhadhramaut), mit Jemen zusammen bei den Griechen und Römern das glückliche Arabien genannt, und mit Ausnahme der südöstlichen Seeküste und der großen Wüste von Oman im Nordosten, von Jemen selbst auf der westlichen und von Schehr und Mahrah auf der östlichen Seite begrenzt, ungeachtet einige Schriftsteller auch diese beiden Provinzen Schehr und Mahrah unter Hadramaut begreifen. Alle alte Geographen erkennen das Land für den Hauptsitz der arabischen Specereien (Weihrauch, Myrrhen und Aloe), dessen Hauptabsatz jetzt über Oman (Maskat) geht; auch Achat und Onyx gibt es hier in der Nähe der Hauptstadt Schebam, wie schon der persische Geograph Abdolmoal bemerkt, indem er hinzusetzt, daß nirgends im Orient diese Steinarten vortrefflicher sich vorfänden [13]). Auch findet sich hier der Bescham, welcher den berühmten mekkanischen Balsam gibt. Für Europa ist Hadramaut gewissermaßen noch zu entdecken; Niebuhr, der hierher so wenig als Seetzen kam, gibt wenigstens an, wie man zum Behuf einer solchen Reise sich bei den Kaufleuten zu Bombay und Surate erkundigen und die Bekanntschaft der Banianen aus Ostindien als der hiesigen Mäkler und Wechsler suchen muß. Die Hadramauten halten sich für weiser und gelehrter als die Jemener (im engern Sinne), von denen sie in Sprache und Sitten und als Rechtgläubige abweichen. Ein gutes Vorurtheil gewährt es schon, daß man hier, wo ein zwar heißes, aber gesundes Klima ist, sicherer reist, als in Jemen selbst, wenngleich die kleinen unabhängigen Herren auf den Burgen von Hadramaut oft in Fehde leben. Man findet hier eine Menge Schechs in patriarchalischer Verfassung, unter denen sowol die Bergbewohner (Kobail) als die Beduinen stehen. Der Schech der Hauptstadt Schebam شبام (unter 67° der L. und 16° der Br. nach d'Anville) ist der mächtigste. Diese, schon zur Zeit Edrisi's und Abulfeda's berühmte, bei den alten Griechen und Römern Sabbatha und Sabota genannte Stadt, zehn Tagereisen von Mareb, acht von Sana, lag damals als eine feste, wohlbefestigte Burgstadt auf dem wasserreichen und fruchtbaren Berge Schebam selbst. Fast alle Städte Hadramauts, mit Ausnahme der Seestädte Dhafar, Keschin, Hardschah und Makalla, liegen hier auf den Vorbergen der Hochebene, die sich kettenweise an das Küstenland drängen. Nach Schebam ist Terim oder Tariam تريم die wichtigste Stadt (ebenfalls den alten arabischen Geographen bekannt), jetzt ist sie berühmt durch die seidenen, mit Gold durchwirkten Shawls, die man hier webt. Zu Hadramaut gehört die gegenüber liegende alte Aloeinsel Socotora; denn der Schech der Hafenstadt Keschin (von deren Rhede Niebuhr einen Grundriß mittheilt) ist Herr von Socotora. Das Verzeichniß, welches Niebuhr von den Städten im Innern Hadramauts mittheilt, und die geographische Stellung, welche ihnen Hassel (a. a. O.) nach zerstreuten Bemerkungen der Reisenden gibt, verdienen eine genauere Prüfung.

---

13) Andere arabische Geographen nennen die hier vorkommenden Edelsteinarten Onyx الجزع und Carneol العقيق (s. meine Abulfedae Arabia p. 37). Noch jetzt wird der jemenische Carneol Akik Jemani genannt (cf. *Forskål*, Flora aegyptiaco-arabica p. 84). In seiner Blumenlese von der edlen Mineralogie (florilegium rei gemmariae) handelt der Araber Ahhmed Al-Teifaschi von obigen Edelgesteinen (s. die Ausgabe von Rau unter dem Titel: Specimen arabicum Teifaschii etc. p. 43. 44).

Die Landschaft Schehhr liegt zwischen Hadramaut und Mahrah vom Cap Fartasch bis zum Cap Curia Muriah. Sie scheint in ältern Zeiten (ungeachtet sie selbst Abulfeda nur beiläufig erwähnt) einen größern Umfang gehabt zu haben, da die Hafenstadt Schehhr (nicht Sahar) im Osten von Makalla innerhalb Hadramauts liegt [14]). Die östlich von Merbath (auf der Grenze von Mahrah) gelegene Stadt Thaphar (ظفار) nennt Abulfeda ausdrücklich die Hauptstadt Schehhrs, ob er sie gleich unter Tehajim al Jaman beschreibt. Hier, wie bei Schehhr selbst, wird der beste arabische Weihrauch (Oliban) gewonnen.

Die Landschaft Mahrah, ein Küstenland zwischen Schehhr und Oman, nördlich an die große Wüste Ahkaf (deren Pforte sie genannt wird), südlich an das Weltmeer stoßend, ist zwar arm an Kornfrüchten und Dattelbäumen, aber reich an Kameelen. Hier wohnen Beduinenstämme, deren Stammvater oder Chef der ganzen Provinz den Namen gab. Die Hauptstadt Merbath, ehemals ein berühmter Hafen, liegt an der westlichen Grenze in dem Busen von Thaphar (nach d'Anville unter 71° der L. und 17° der Br.). Hier auf den Bergen ist der Ursitz des Weihrauchs und in der Nähe (nach Edrisi fünf Tagereisen davon, nach Niebuhr's Nachrichten unweit Keschin und Ainad) das alte Grab Eber's oder Kachtan's, den die Araber Hud nennen (قبر هود Kubr Hud), dessen Körper die Muhammedaner unter Abu Bekr mit einem Schwert an der Seite in seinem Grabe fanden, und wohin alljährlich viele Pilger wandeln. (*Rommel.*)

Jemen ala (Geogr.), s. unt. Dschaebbal u. Jemen.

Jemeny, drusische Sekte s. unt. Drusen.

JEMGUN, Königr. Hanover, Fürstenth. Ostfriesland, eine der sogenannten Herrlichkeiten, das Pfarrdorf (37 Häuser, 222 Einw.) mit dem ritterschaftlichen Gute umfassend. (*F. G. Crome.*)

Jemielnica (Geogr.), s. Himmelwitz.

JEMINI (das Land Jemini 1 Sam. 9, 4), statt „das Land der Benjaminiten." Ebenso steht 2 Sam. 20, 1. איש ימיני „ein Mann Jemini," statt „ein Mann aus dem Stamme Benjamin." (*Crome.*)

Jemlah, s. Jumila.

JEMMA, ein ansehnlicher Fluß Habessiniens, im Reiche Anchara, der wahrscheinlich im Südosten dieser Provinz, auf den Gebirgen von Gojam, entspringt und in dem Lande der Agows sich in den Nil ergießt. Die wenigen, bis jetzt uns bekannten Notizen von diesem Flusse verdanken wir dem berühmten Reisenden James Bruce, der uns, so weit er ihn kennen lernte, davon berichtet, daß er in der Nähe des hohen Berges Adama, dem höchsten Punkte des Gebirgszuges Amid Amid, vorüberfließe und durch eine herrliche, romantische Gegend, die er mit der Umgegend von Richmond an der Themse vergleicht, seinen Lauf nehme. Er soll ein schöner, fischreicher Fluß sein, der keine Krokodile enthalte, und dessen Ufer meistens von Akacienbäumen beschattet seien. (*J. C. Schmidt.*)

JEMNISCHT, böhm. Gemnjsstie, 1) eine gräflich Bucquoi'sche Allodialherrschaft im südwestlichen Theile des kaurzimer Kreises des Königreichs Böhmen gelegen, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, einem mittelmäßigen Ackerboden und einem gebirgig-hügeligen Terrain. Die Herrschaft grenzt im Westen an den berauner Kreis. 2) Ein Dorf und Hauptsitz der Herrschaft gleiches Namens, an der von Beneschau nach Czechtitz führenden Straße, sechs M. südsüdostwärts von Prag entfernt, mit einem herrschaftlichen Schlosse, und schönem Garten, einer eigenen katholischen Schloßkapellanei, welche zum bistritzer Vicariatsdistricte des prager Erzbisthums gehört und unter dem Patronate des Herrschaftsbesitzers steht, einer im J. 1724 durch Adam, Grafen von Trautmannsdorf, angelegten und durch W. Rainer mit hübschen Fresken verzierten Schloßkapelle, einer katholischen Kirche, 36 Häusern, 216 Einwohnern und einer Mahlmühle. (*G. F. Schreiner.*)

JEMTELAND (Jämteland), eine Provinz des nordwestlichen Schwedens, zu dem schwedischen Norrland gehörig. Sie bildet nebst der Provinz Herjeådalen, das Östersunds-Län (s. Östersund). Beide Landschaften waren in älterer Zeit Theile bald des norwegischen, bald des schwedischen Reiches; seit dem Frieden von Brömsebro 1645 sind sie letzterem verblieben. Jemteland ist von Norden nach Süden von Jäddnems Röset (Norwegen) bis Hällehojden 30 Meilen lang, von Westen nach Osten von Skarsdörren (an der norwegischen Grenze) bis Jallerasen, wo Medelpad und Ångermannland zusammenstoßen, 22 Meilen breit; das Areal wird zu 330 □M. angegeben. Auf diesem weiten Flächenraume, den freilich auch zahlreiche Sümpfe und Seen, niedere und höhere Berge, besonders im Westen zum Theil Alpen (an der norwegischen Grenze), Weideländer, auf welchen Lappen nomadisiren, unerschöpfliche Waldungen (wovon 84 □M. Kronwald), zum Theil noch undurchdringliche Urwälder, die kaum je eines Menschen Fuß betrat, ausfüllen, wohnten im J. 1825, in zwei Propsteien, der nördlichen und südlichen, unter Hernösands Stift, in 12 Pastoraten und in 45 Landkirchspielen, wie in einer Stadtgemeinde (Östersund mit 377 Seelen) nur 34,193 Menschen, einschließlich des ganzen Jämtelands Lappmark; in den J. 1816—1820 wurden geboren 4259 und starben 2245; in den J. 1821—1825 wurden geboren 4574 und starben 2398, und zwar ausschließlich des Lappenbezirks von Ström und Fölmje. Zum Heere stellt Jemteland 1100 Mann (eine Schwadron Jäger zu Pferde und ein Feldjägerregiment). Im Westen grenzt Jemteland an Norwegen, im Norden an Norwegen und an Åsele Lapmark, im Osten an Ångermannland und Medelpad, im Süden an Medelpad, einen kleinen Theil von Helsingland und an Herjeådalen. Viehzucht, meist als Sennenwirthschaft betrieben, Jagd und Fischfang, auch in den Alpen, bilden die Hauptnahrungszweige; der Ackerbau ist gering, wiewol er schon zugenommen hat, und noch viel bedeutender werden könnte, da der Boden im Allgemeinen gut ist; Jemteland bietet sichere

14) Bei Abulfeda wird die Hafenstadt Schehhr, zwischen Aden und Thaphar, jedoch zu Jemen gerechnet, sowie er auch die vier Stunden davon gelegene sonst unbekannte Stadt Hadramaut mit Abdolmoal in dies Gebiet setzt.

Gelegenheit zu lohnenden Urbarmachungen dar, als fast irgend eine andere Provinz, selbst noch am Fuße der Alpen; jetzt gibt der Roggen höchstens das zwölfte, Erbsen das eilfte, Gerste (die Hauptaussaat) das zehnte, Hafer das sechste Korn, Weizen wird nur wechselsweise gesäet; auch baut man Mengkorn. Neuerdings hat man angefangen, aus Moorerde künstlichen Dünger zu bereiten. Eine Landhaushaltungsgesellschaft besteht. Nachtfröste richten oft Schaden an. Der Kartoffelbau ist sehr gestiegen. Seit 1804 bestehen, allmälig vermehrte, schottische, seit 1820 auch isländische Schäfereien. Hanf ist ein Haupterzeugniß. Obstbäume kommen nicht fort. Zur Förderung der Weberei hat die Krone Prämien ausgesetzt; Wollenzeug wird viel bereitet. In einzelnen Kirchspielen gibt es zahlreiche Handelsbauern, die ihre Reisen nach Stockholm und Norwegen machen; Vogelwild, Talg, Butter, Lederwaaren, bilden die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel; eingeführt werden Kaffee und Zucker, in geringen Quantitäten, da der Bedarf sehr klein ist, Färbestoffe, Rauch- und Schnupftabak (letzterem ist das männliche Geschlecht sehr ergeben). Die Jemtländer sind ein schöngebildetes, lebendiges, kräftiges und noch sehr unverdorbenes Volk, von mittlerer Größe, behende und leicht und geborene Jäger; sie sind einfach und mäßig, arbeitsam, wohlwollend, gastfrei, aufrichtig und gottesfürchtig, haben wenig Bedürfnisse und erreichen nicht selten ein hohes Alter. Die Höfe sind meistens im Viereck gebaut; die Dächer mit Bretern oder kleinen Stangen belegt, die Fußböden werden sehr rein gehalten; das Wohnzimmer ist zugleich Küche, nach der Weise Norrlands, doch westerbothnische Reinlichkeit findet man nicht. Überall wechseln die lieblichsten Seen, die anmuthigsten Thäler, die erhabensten Alpenscenen; man glaubt sich bald nach Italien, bald in die Schweiz versetzt. In den Waldungen findet man Elenthiere, Bären, Wölfe, Luchse; der Vogelfang ist sehr bedeutend. Das Land hat eine einzige Trivialschule, auf der Insel Fröson im großen Landsee Storsjön. Daneben gibt es einzelne feste Landschulen und wandernde Elementarschullehrer; doch hauptsächlich besorgen die Ältern den Unterricht ihrer Kinder, und zwar besser, als es an vielen Orten in Schulen geschieht; denn Religion und Kirche sind diesem Volke noch die höchsten Güter des Lebens. Nur auf wenige Theile des Landes dürfte diese allgemeine Schilderung keine Anwendung finden. Die Sonntagsfeier ist streng; aber keineswegs blos äußerlich. Mit Herjeådalen besteht erst seit 1821 eine unmittelbare und bequeme Verbindung auf fahrbarem Wege. Bergbau wird betrieben; Kupfer und Eisen ist vorhanden; auch Sumpfeisen; neuerdings hat man wieder Bleierz gefunden. Auch Topfstein wird gebrochen. Die Bergwerke von Jemteland bilden mit dem von Medelpad und Ångermannland die Bergmeisterschaft Wester-Norrland; doch wird in jeder Provinz Berggewicht (Bergsting) gehalten. Im J. 1825 ward eine Briefpost durch Jemteland nach Trondhjem eingerichtet. In juridischer Hinsicht bildet Jemteland nebst Herjeådalen zwei Häradshöfdingebezirke, den nördlichen und den südlichen, unter Wester-Norrlands Lagsaga (Lagmansdistrict) und Svea Hofgericht; in administrativer Hinsicht, ohne Herjeådalen, zwei Voigteien, die nördliche und die südliche. Einer der höchsten Berge ist die isolirte Areskutan, 4850 par. F. über das Meer sich erhebend, mit einem Gesichtskreise von etwa 40 Meilen. Die größten Flüsse sind der Indal (s. Indal), der Ljungan, der Gimelf; der größte Landsee ist der Storsjö. Jemtelands Wappen ist ein Elenthier mit einem Wolf vor der Gurgel und einem Falken auf dem Rücken. (*v. Schubert.*)

JEMTELANDS-FJÄLL (Alpen). So heißt ein 12 Meilen langes hohes Alpengebirge in Åsele-Lappmark. (*v. Schubert.*)

JEMTELANDS-LAPPMARK, richtiger Jemtelands- und Herjeådalens-Lappmark, umfaßt in einer Länge von etwa 30 und einer Breite von etwa 3—15 Meilen, die Alpen und Thäler längs der norwegischen Grenze, von Nordjemteland bis Norddalekarlien, also Theile der Provinzen Jemteland und Herjeådalen. Dieser Lappendistrict bildet nicht, wie die übrigen Lappmarken, eigene Pastorate, sondern Theile der jemtischen Pastorate Hammardal, Fölinge und Undersåker, wie des herjeådalischen Pastorats Hede; daher man auch Hammardal's (Ström's), Fölinge's, Undersåker's und Hede's Lappmark zu unterscheiden pflegt. Im J. 1815 war die Zahl der Lappen in Ström und Fölinge 294; im J. 1825, 295 (121 männliche, 174 weibliche); geboren wurden ebenda in den J. 1816—1820 39, und starben 20, in den J. 1821—1825 wurden geboren 48, starben 21; es müssen also Auswanderungen stattgefunden haben; diese Lappen haben 10,000 Rennthiere, von deren Ertrage, wie von Fischerei, sie leben; sie sind des Schwedischen mächtig; daher vor ihnen nur Schwedisch gepredigt wird; sie besitzen allgemein schwedische Bibeln. Ihre Andacht beim Gottesdienste ist rührend. Mit den Lappen wandern zwei Katecheten, die im Christenthum unterrichten. Bei der Kirche Fölinge besteht seit 1746 eine Lappenschule. Auch durch Eindrang der schwedischen Colonisten nehmen die Lappen ab. Jene Anbauer treiben wenig Ackerbau. Die Lappen sind gastfrei, dienstfertig und von großer Sittenreinheit. Hier trifft man die Kapellen Hotagen und Froshvik, unt. Fölinge (s. d. Art.). Die Lappen von Undersåker, im J. 1816 164 Seelen, leben in den Alpen von Kall, Åre, Undersåker und Offerdal; sie sind Rennthierlappen, und wenige schwedische Colonisten wohnen unter ihnen. Auch diese Lappen verstehen Schwedisch, einige, in Norwegen geboren, erhalten ihren Unterricht in norwegischer Sprache. Die Lappen von Kall und Offerdal leben am weitesten vom Prediger entfernt; daher sie auch wenig christliche Erkenntniß besitzen. Sonntäglich lesen sie mit einander schwedische Postillen, so oft sie nicht zur Kirche kommen. Zwei Katecheten reisen unter ihnen umher. Die Lappen von Hede, zu welchen die des jemtischen Pastorats Ovikèn gehören, weil auch sie der Seelsorge des Pastors zu Hede übergeben sind, bestanden im J. 1814 in 20 Haushaltungen, aus etwa 80 Personen. Auch sie verstehen Schwedisch und sind Rennthierlappen, doch meistens arm. Ein Katechet wandert mit ihnen. Sie halten viel auf Frömmigkeit und sittlichen Wandel; strenge Arbeit sichert sie, wie überhaupt dieses Völkchen, vor Ausschweifungen. Nach obigen speciellen

Angaben würde die Zahl der Lappen in Jemtelands-Lappmark 539 betragen. Da die schwedische Sprache unter diesen Lappen gottesdienstlich ist, wiewol sie unter einander lappisch reden, so dürfte ihre Verschmelzung mit den Schweden sich mehr und mehr nähern. Ihrem ursprünglichen Nomadenleben sind sie treuer geblieben, als die westerbothnischen Lappen. (*v. Schubert.*)

JEMTSKOGEN, d. h. Jemtwald, welcher die Grenze von Jemteland und Medelpad (in Nordschweden) bildet; ein vier Meilen langer, dichter, aus Nadelholz und Birken bestehender Wald, in dem man nur einzelne Sennenhütten, Heuscheunen, Wassermühlen und Höfe trifft; viele umgefallene Bäume vermodern unbenutzt. Eine durch den Wald gehauene gerade Linie, die von den Bergen herabsteigt, bezeichnet die Grenze beider Provinzen. (*v. Schubert.*)

JENA. I. Die Stadt. Sie gehört zum Großherzogthume Sachsen-Weimar-Eisenach und liegt in dem fruchtbaren und reizenden thüringer Saalgrunde, welcher, geognostischen Untersuchungen zufolge, in uralten Zeiten Meeresgrund gewesen, zu der hauptsächlich vom Meerwasser hervorgebrachten Flötzformation gehört. Außer einer Menge Bäche verschiedener Größe, deren ansehnlichster, die Leutra, Jena durchläuft, bewässert dieses Thal die Saale, ein Fluß, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach, durch Cultur des Bodens und Verminderung des Waldes von seiner frühern Größe verloren, auch ehedem der Stadt Jena näher als jetzt geströmt haben mag, worauf besonders der 1575 gemachte Ansatz von zwei neuen Bogen an die große steinerne Brücke daselbst hindeutet[1]). Die das Thal bildenden Bergketten zeichnen sich bei Jena dadurch aus, daß ihre kahlen Köpfe abstechend über die fruchtbaren und bebauten Leiber hervorragen. Die Zeit der Erbauung J.'s ist ebenso unbekannt, als der Name ihrer Gründer. Man weiß blos, daß diese Gegend im 7. Jahrh. von einem slawischen Volke, von den Sorben, aufgesucht und bei deren Vertreibung eine befestigte Grenzlinie von Saalfeld bis über Dornburg hinab zur Mündung der Saale, in ihrer Breite aber bis nach Weimar hin, ohne stets gesicherten Schutz durch die Thüringer angelegt worden ist, und daß Bonifacius, wenn auch ungewiß, ob er im folgenden Jahrhunderte ins Saalthal gekommen, hier doch lange Zeit im guten Andenken gestanden hat, während das 10. Jahrh. bereits mehre Ortschaften mit dem Stadtrechte in J.'s Nähe und die Burg Kirchberg aufzuweisen hatte. Auch steht J. im 11. Jahrh. schon urkundlich in der Reihe thüringer Städte, sodaß es nicht unwahrscheinlich wird, die Stadt habe zur Zeit, als jene slawischen Völker dort in verschiedenen Jahrhunderten umherschweiften, wenn nicht von ihnen selbst, seinen Ursprung erhalten, wie auch der Name solchen Herkommens sein mag. Nur ist nicht annehmlich, daß das Wort Jena vom wendischen Jeden, woraus Jeen, d. h. eins, geworden, abstamme, und eine aus drei Ortschaften zusammengeschmolzene Stadt bezeichne, weil man in dem Namen des nahe dabeiliegenden Berges Jenzig (Janzk)[2]), und des daran hinrieselnden Baches Gembda (auch Jembda und Jenzaw sonst geschrieben), dasselbe slawische Wort ohne Anlaß zu solcher Erklärung, ferner in mehren Bezeichnungen alter Ortschaften der Saalgegenden, wie in der Bennenung einer Gasse der Stadt J. selbst sowol, als eines nahgelegenen Thales und des Flüßchens Jahne im meißnischen Kreise Sachsens wiederfindet, wenn auch das Vorhandensein eines alten teutschen adeligen Geschlechtes von demselben Namen hierbei nicht in Rechnung gebracht werden kann. Die Vermuthung unterstützen andere slawische Namen mehrer noch in der Nähe stehenden Dörfer; daher unwahrscheinlich, daß J. entweder aus einer verderbten Aussprache des Wortes Johannes, oder vom Worte Gahn (der Weinarbeiter), oder von Gähnen, Gehen, Gnieß, oder gar aus „Jener Aue" entstanden sei. Die unhistorischeste aller Erklärungen, anderer absurden zu geschweigen, ist, daß es vom hebräischen Worte יין, der Wein, herstamme, indem die Juden nach Zerstörung ihres Reiches dahin gekommen, den Weinbau zugleich mit Gründung der Stadt begonnen hätten. Die Schreibart des Wortes ist übrigens sehr mannichfaltig gewesen, wie z. B. in Genea, Geen, Gene, Gena und Gana, aber auch in Jana, Jaina, Janis, Jhen, Jhena, Jhene, Jehna und Jehne gesehen werden kann, und selbst zu Anfange des 18. Jahrh. bediente man sich noch der letzten beiden Schreibarten. Graben, Mauern und Thürme[3]) der Stadt, wie sie noch im 18. Jahrh. gesehen wurden, verriethen ein ziemlich hohes Alter, zugleich den unveränderten Raum, auf welchem der Ort selbst Anfangs gegründet wurde, und erinnerte der Ähnlichkeit wegen an Weimars alte äußere Beschaffenheit und Anlage. Indessen hatte es ehedem nur drei Thore an ebenso vielen Seiten; denn das vierte gehörte der Burg oder dem Schlosse an, dessen Entstehung in unbekannte Zeiten hinaufgeht. Seine vier Vorstädte, welche unstreitig erst in neuern Zeiten die Mehrzahl der Wohnhäuser abgegeben haben mögen, waren ursprünglich noch im 14. Jahrh. Dörfer. So hieß die St. Johannisvorstadt Krot- (oder Krautdorf) und Schetzelsdorf, die zwezener Vorstadt Nollendorf, die Saalvorstadt Schottelsdorf uff dem Sande, und die lödder (lobedaer) Vorstadt Zwievel-, Zwiebel-, Zwiefelbach. Zwar zählte der berühmte Hortleder noch 425 Wohnhäuser in der innern Stadt, bald nachher fanden sich blos 381, wie in der äußern Stadt 410 Häuser angenommen wurden, und da vor Errichtung der Akademie der Einwohner Hauptnahrungszweig in Ökonomie und Gärtnerei bestand, so ist leicht begreiflich, daß die Gäste

1) Sie hat neun Bogen, und wurde statt einer hölzernen zu Anfange des 15. Jahrh. angelegt. Im J. 1637 sprengte der schwedische General Stalhanske einen Bogen dieser Brücke, und Herzog Wilhelm IV. ließ ihn erst 1655 wiederherstellen.

2) Dieser Berg wird in alten Urkk. Genzege, Genzeke, Janzk (Janzk), Jentzike, Jencige, und noch im 14. Jahrh. Jentzke genannt. Der Gipfel des Jenzigs heißt noch heute die Hundskoppe, eigentlich Hunnenkoppe, und urkundlich apex Hunnorum. 3) Von den alten Thürmen und Warten hat man nur noch wenige erhalten, von denen sich der viereckige westlich gelegene auszeichnet, sowol durch sein erkerartiges Gefängniß (Käsekorb) für liederliche Weibspersonen, als durch die vier in Stein gehauenen Affengesichter an den Ecken des Thurmes, welche den Jenensern den Beinamen Philister zugezogen haben sollen.

auf Herzogs Wilhelm III. von Sachsen Hochzeit im J. 1446 mit 3860 Pferden bei ihnen bequem herbergen, und die stark besuchte Akademie zu Wittenberg sich in den Jahren 1527 und 1535 auf ihrer Flucht vor pestartigen Seuchen hier ganz heimisch und behaglich finden konnten. Ihrer Thätigkeit wegen erhielt die Stadt zeitig zwei jährliche Kram- und Viehmärkte, den dritten verlieh Kurfürst Friedrich der Weise erst 1492. Der Ursprung der drei Wochenmärkte ist unbekannt. Ihre Jahrrenten für die Landesfürsten lassen sich ins 14. Jahrh. zurückdatiren, und 1435 betrugen sie 70 Mark Silber, von welchen aber Landgraf Friedrich IV. 30 Mark erließ, sowie sich für einen Ort solcher mittelmäßigen Größe als merkwürdig nachweisen läßt, daß J. schon gegen Ende des 13. Jahrh. Straßenpflaster erhielt, um dieselbe Zeit in vier Viertel eingetheilt worden war, und eine ansehnliche Schule, die sich im Thurme der jetzigen Stadtkirche befand, pflegte unter dem Schutze lobdaburger Edeln, welche 1309 das Patronat über selbige ihrer Schwester, der Äbtissin des dasigen Nonnenklosters, übergaben[4]). Diesen frühzeitigen Sinn für Bildung, Ordnung und Bequemlichkeit erzeugte städtischer Gewerbstrieb. Als solcher aber findet sich (den sehr alten Anbau des Meerettigs abgerechnet) vorzugsweise der Weinbau namhaft gemacht. Mit Sicherheit weist erst das 12. Jahrh. diesen Erwerbszweig bei Jena nach. Konrad's von Meißen Sohn (?), Lunf von Camburg legte in der Mitte genannten Jahrhunderts bei dieser Stadt und in ihrer Nachbarschaft Weinberge an; fast gleichzeitig that dies auch Landgraf Ludwig I. von Thüringen, und von diesem soll der nordwestlich von Jena gelegene Berg, Steiger, den Namen Landgraf führen, während behauptet wird, Jena habe schon in den ersten Decennien des 11. Jahrh. so emsigen Weinbau gepflegt, daß mit seinen Erzeugnissen in dem benachbarten Weimar offener Markt gehalten werden konnte. Wie dem auch sei, so ist doch gewiß, daß der Weinbau zu J. den Ackerbau frühzeitig verdrängte, und daß die Abnahme seiner Pflege und seines Handels erst 1558 vom dortigen Stadtrathe beklagt wurde, der Ruf seiner Güte aber schon zu Luther's Zeiten verschrieen und bespöttelt worden war[5]). Gleichwol finden sich noch in Rechnungen aus dem Ende des 17. Jahrh., daß die Ernestinisch-Sächsischen Höfe, besonders der weimarsche, ihre Keller mit großen Massen jenaischen Rebensaftes anfüllten und ihre Hof- und Staatsbeamten auf dieses acetum Jenense, wie ihn Luther nennt, zum reichlichen Labetrunk anwiesen. Daher die großen Weinkeller in der Stadt und in deren Nähe auf den Dörfern. Gleich Heidelberg zeigte J. ehedem auch ein berühmtes Weinfaß von 381 Eimern in dem Fürstenkeller[6]), welches noch 1618 von dem Hauskellner mit einem Becher voll seines Inhaltes zum Trunke Schaulustigen gezeigt wurde. Andere überschätzen den Umfang dieses Fasses, wenn sie es 1500 Eimer halten lassen. Mit der Zunahme des Verrufes nahm in neuerer Zeit der Weinbau in Jena ab, sodaß Obstgärten und Feldbau die Überhand gewannen. Von der Goldwäsche bei J. ist kaum der Mühe werth zu reden, da nur einmal, laut sichern Nachrichten, ein Versuch deshalb in der Saale zu Ende des 17. Jahrh. angestellt wurde, obschon nicht abgesprochen wird, daß dieser Fluß Goldkörnchen mit sich führt, die aber die Kosten der Mühe nicht übersteigen. Der Ertrag jenes Versuches, durch die Witwe des bekannten Rechtsgelehrten Struve unternommen, findet sich in einer Goldplätte von der Größe eines Doppellouisd'or in der jena'schen Stadtkirche aufbewahrt. Übrigens mögen Lage und Umstände J. nicht zu größerer Industrie eingeladen haben, da die Mehrzahl seiner Einwohner den durch Errichtung der Akademie dargebotenen Nahrungszweig ausschließlich ergriff, der aber, wenn auch von Einzelnen, wie auf andern Universitätsstädten, gemißbraucht, gewiß nicht solche Verrufenheit der Bürgerschaft nach sich gezogen hat, als selbst der ungenannte geistvolle Verfasser der Briefe über J. (1793) voreiligerweise noch darzuthun bemüht ist. Diesen Nahrungszweig erhielt die Stadt eigentlich schon 1547, als das dortige Paulinerkloster in ein Pädagogium (Landesschule) umgewandelt wurde. Im folgenden Jahre zogen zwei Professoren mit Studenten herbei, Bürger besuchten ihre Vorlesungen, bis das Böttcherfest zu Jacobi desselben Jahres die schöne Eintracht zwischen der Bürgerschaft und dem Pädagogium störte, und Reibungen bis zum J. 1550 veranlaßte. Schon drei Jahre vor Gründung der wirklichen Hochschule hatten sich die Studenten zu etlichen hundert Mann eingefunden, die nur 94 Stuben bewohnten. Zu dieser Einschränkung gesellten sich scharfe Verfügungen der Herzoge von Sachsen über Kost- und Miethpreise, um den Studirenden einen wohlfeilen Aufenthalt zu verschaffen, woraus eine stehende Ansicht vom äußerst billigen Leben in Jena sich nach und nach bis auf den heutigen Tag gebildet hat, obschon jene strenge Vorschriften mit der Zeit verschwanden. Die Glanzperioden, welche diese berühmte Akademie Teutschlands gehabt hat, haben aber in der That zur Vergrößerung und Bevölkerung der Stadt selbst nicht beigetragen. Zuerst verursachte der Befehl, daß die Studirenden, nur mit seltenen Ausnahmen, wegen ihrer Wohnungen auf die innere Stadt gewiesen wurden, eine Veränderung der Instadt, statt aber deren Häuserzahl zu vermehren, wurde sie durch das Zusammenbauen kleiner in große Gebäude verringert, und ohne Zweifel ein Theil der Bewohner in die Vorstädte verdrängt, daher deren Häuserzahl seit dem Bestehen der Akademie die der Instadt übersteigt. Sodann richteten die Pest (von 1578—1637 zählt man neun Pestjahre), Kinder- und andere Krankheiten zu verschiedenen Zeiten große

4) Die Nonnen daselbst hatten im 15. Jahrh. bereits eine hübsche Büchersammlung.

5) Die Masse Weins, welche die Stadt ehedem baute, blickt auch aus einer Volkssage hervor, die sich an einem alten, jetzt nicht mehr vorhandenen Wartthurm in der St. Johannisvorstadt geknüpft hatte. Bei Erbauung desselben nämlich soll der Kalk mit rothem Weine eingemengt worden sein.

6) Dieses Gebäude wurde vom Kurfürsten Johann Friedrich in den Jahren 1534 bis 1537 gegründet. In demselben trat auch der unglückliche Fürst bei seiner Rückkehr aus kaiserlicher Haft nach Weimar am 24. Sept. 1552 ab; dagegen hatte er zu Ende Junius 1547 im Durchzuge der Kaiserlichen als Gefangener im Burgkeller zu Jena übernachtet.

Verheerungen an. Vom J. 1636—1644 drangsalten fremde Kriegsheere, Schweden [7]) und Kaiserliche, den Ort auf jammervolle Weise. Feldmarschall Götz ließ ihn 1637 drei volle Tage plündern, und 1642 rissen die Kaiserlichen viele Häuser und Scheunen ab, um mit dem daraus gewonnenen Holze und Steinen die Stadt zu verpallisadiren. Feuersbrünste hat sie zwar nur wenige und sehr unbedeutende erlebt, aber desto mehr Überschwemmungen, theils durch Wolkenbrüche, theils durch Aufbrechen des Saaleises, wie z. B. im Febr. 1784. Und so ergibt sich aus uralten Kirchenlisten von 1574—1797, also aus einem Zeitraume von 223 Jahren, daß nur 546 Paar getraut, 1782 Kinder geboren wurden, aber 1846 Menschen gestorben, daß nach Faselius von 1600—1800 31,494 Menschen geboren und 36,076 gestorben und nach Wiedeburg von 1765—1784 1202 Menschen mehr gestorben, als geboren worden sind. Indessen finden sich im 17. und 18. Jahrh. gewisse Perioden, in welchen die Zahl der Geborenen die der Gestorbenen beträchtlich übersteigt; im Ganzen aber, wenn auch die Kirchenlisten nicht genau abgefaßt worden sein mögen, mag die Seelenzahl der wirklichen Einwohner Jena's seit Errichtung der Akademie höchstens 5000 gehalten, und die Häusermasse mit Einschluß der Vorstädte kaum 800 betragen haben. Nach der neuesten Zählung vom J. 1835 zählt man 5338 Einwohner (ohne Studenten) in nur 731 Wohnhäusern [8]). Als sich die Bürgerschaft an das Pädagogium gewöhnt hatte, zeigte sie sich auch bei Stiftung der Universität am 2. Febr. 1558 sehr theilnehmend, und ihr Bürgermeister überreichte mit einer lateinischen Rede dem ersten Rector (v. Schröter) einen künstlich gearbeiteten silbernen, stark vergoldeten Pokal im Namen der Stadt. Außer der Akademie gaben auch die mit ihr in Verbindung stehenden Gewerbe, wie Schriftgießerei, deren zwei daselbst bestehen, Buchdruckerei und Buchhandel, Nahrung an die Hand. Die erste Buchdruckerei veranstaltete Herzog Johann Friedrich II. im J. 1553 in dem aufgehobenen Karmeliterkloster zum Drucke der Lutherischen Werke. Der erste Buchdrucker, Rödiger oder Rödinger, wurde von Magdeburg berufen. Zu Anfange des 17. Jahrh. zählte die Stadt sechs Druckereien und acht Buchhandlungen; gegen Ende desselben nur sechs Buchladen und ebenso viele Druckereien, im J. 1805 aber vier Buchhandlungen und acht Druckereien, von welchen auch drei das Verlagsrecht hatten, und im J. 1835 fünf Buchhandlungen, eine Kupfer- und sechs Buchdruckereien. Die wöchentlich zweimal erscheinende jena'sche politische Zeitung erhielt ohne Zweifel erst in der Mitte des 18. Jahrh. ihren Ursprung. Die vier Apotheken, von denen eine wenigstens bei Gründung der Akademie wol schon vorgefunden worden sein mag, schmolzen nach und nach in zwei noch bestehende zusammen; eine dritte ist erst seit einigen Jahren bis auf Weiteres eingerichtet. Daneben gehören zur Stadt vier Mehlmühlen in und sechs mit einer Papiermühle außer derselben, wie auch in ihr ein (von den akademischen verschiedenes) großherz. Rent- und ein Postamt mit einer Sparcasse ihren Sitz haben. Sonst hat sich die Anhänglichkeit der Stadt an die Hochschule stets treu erhalten, wie sie sich vorzüglich im Sommer 1792 laut aussprach, als die Studenten den in den akademischen Annalen berühmt gewordenen Auszug und Wiedereinzug hielten.

Die frühern städtischen Einrichtungen Jena's unter einem mit obrigkeitlicher Gewalt versehenen Stadrathe mochten, da fast gar nichts hierüber bekannt geworden ist, im Wesentlichen mit denen anderer, besonders thüringischer, Städte übereingetroffen haben. Wann und von wem Jena sein Stadtrecht erhalten hat, ist bis jetzt nicht ermittelt worden; Statuten bekam es 1677 und 1704, und eine neue Stadtordnung am 16. Jul. 1810 (Nachtrag dazu im J. 1830), welche nachmals bei mehren andern ertheilten Ordnungen weimarischer Städte zum Muster gedient hat. Der Stadtrath zu J., dessen Wappen der Erzengel Michael ist, bestand ehedem in drei Räthen, deren jeder zwei Bürgermeister hatte. Sechs solche Bürgermeister finden wir schon 1401 aufgezeichnet, und 1701 bestanden zwar die drei Räthe noch, allein die Bürgermeister waren bereits 1604 auf zwei beschränkt worden, davon einer das Bürgermeisteramt und der andere das Stadrichteramt bekleidete. In neuerer Zeit (1810) trennte man vollends Beide, sodaß ein Bürgermeister ohne gelehrte Bildung besteht, und das für sich bestehende (landesfürstliche) Stadtgericht, dem bis zum J. 1838 sechs Dörfer zugleich untergeben waren, die Gerichtsbarkeit mit Ausschluß der Criminalsachen, die einem eigenen Gerichte zu Weimar angehören, allein ausübt, während an der Polizeiverwaltung außer dem Stadtrichter und einem Gliede des Stadtrathes, auch ein Mitglied der Universität noch Antheil nimmt, wie schon früher eine eigene Polizeicommission dieser Anstalt wegen erheischt worden war. So begrenzt nun auch heutzutage die städtischen Vorrechte sind, so ausgedehnt waren sie früher, namentlich durch Begünstigung der thüringer Landgrafen. So erhielt J. zu Anfange des 15. Jahrh. gewisse Zollfreiheiten und Gerichte, und für gewisse Fälle auch Befreiung von Gerichtsbarkeit der landgräfl. Beamten, gegen Zahlung einer Geldsumme. Doch wiesen die Landgrafen 1408 die Bürger an das erneuerte Geschoßbuch, während 1410 ein Zoll auf die Holzstammflöße (die Brennholzflöße wurde erst 1572 errichtet) gelegt, 1448 dem Stadtrathe die Münzgerechtigkeit für die geringsten Kupfermünzen ertheilt, und 1452 die Hilfe geistlicher oder ausländischer Gerichte in weltlichen Streitsachen untersagt wurde, da die Stadt unter dem Namen Dingbank besondere gehegte Gerichte besaß. Merkwürdig ist, daß bereits 1525, ehe die Reformation sich in Sachsen noch festgesetzt hatte Kurfürst Johannes dem jena'schen Stadtrathe das Patronatrecht verlieh. Die Errichtung des gemeinschaftlichen Hofgerichts für die Ernestinisch-sächsischen Länder neben den Landesregierungen (1566), das eine Zeit lang seine Sitzungen auf dem sehr alten Rathhause gehalten hat, wurde 1816

7) Der Feldmarschall Banner hatte im März 1640 dicht bei Jena in der sogenannten Rasenmühle sein Hauptquartier. 8) Das im Mai 1835 erschienene sorgfältig bearbeitete Staatshandbuch des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach gibt S. 170 für das J. 1834 mit Einschlusse der Studenten 5718 Einwohner an.

aufgelöst und in ein Oberappellationsgericht (eröffnet im Jan. 1817) für dieselben und die fürstlich reußischen Länder als oberstes Gericht und letzte Instanz in allen denjenigen Civilrechtsstreitigkeiten und Criminalsachen, die nach jedes Landes besonderer Verfassung dahin gelangen, sowie als schiedsrichterlich entscheidende Behörde in allen Rechtsstreitigkeiten, welche zwischen den großherzogl. und herzogl. sächsischen, auch fürstl. reußischen Höfen, mit Ausnahme von S.-Coburg[9]), selbst vorkommen, verwandelt. Das von Herzog Johann Friedrich II. errichtete Ernestinisch-sächsische Consistorium wurde unter der Vormundschaft des Kurfürsten August 1574 von Weimar nach J. verlegt, bei vorgenommenen Landestheilungen der Stammlinie zertheilt und hinweggenommen, sowie auch das weimarische 1612 wieder in die Hauptstadt zurückgebracht worden ist. Das von Herzog Bernhard II. (s. d. folg. Art. Jena als Herzogthum) gebildete Consistorium hielt sich bis zum J. 1804, dann wurde es in ein geistliches Ministerium mit einem Superintendenten, drei Stadtgeistlichen und 19 Predigern, inbegriffen die 5 Adjuncten bei 43 Ephoralkirchen, verwandelt[10]), während das Justizamt für eine Stadt, 33 Amtsdörfer und 5 Gerichtsdörfer die Gerechtigkeitspflege versieht. Nicht weniger als 18 Wüstungen zählt man heut zu Tage in diesem Amtsbezirke. Stadtgeschichtlich zu merken wären in J. noch die Klöster, Kirchen und Kapellen. Das wichtigste Kloster war das Nonnen- oder St. Michaeliskloster, Cisterciensergelübdes, dessen erste Gründung in ungewisse Zeit fällt, die Erneuerung und reichere Begabung aber dem Ende des 13. oder dem Anfange des 14. Jahrh. angehört. Ihm gehörten nicht nur einige Vorstädte der Stadt, sondern auch mehre benachbarte Dörfer. Die Nonnen wirthschafteten gegen die Sitte anderer benachbarten Klöster, wie die Nonnen zu Weimar z. B. so schlecht, daß sie Tadel und Strafe sich zuzogen, bis man 1513 anfing sie fortzuschicken, und die aufrührischen Bauern ihnen zwei Jahre nachher das Garaus machten. Kurfürst Johannes schuf aus dem Kloster die gegenwärtige Stadtschule, die, aus sechs Abtheilungen bestehend, von sieben Lehrern gepflegt wird. Das Pauliner- oder Dominikanerkloster, erst 1285 von einem kirchberger Burggrafen oder 1286 von den lobdaer Edeln, welche auch das Nonnenkloster neu gegründet hatten, gestiftet, war nicht reich begabt. Seine Mönche trieben Weinhandel, Fischerei in der Saale, quacksalberten und bettelten (Nullen genannt). Im Bauernkriege 1525 wurde das Kloster gemishandelt, die Mönche bis auf drei Mann, welche späterhin ein lebenslängliches Gnadenbrot erhielten, verjagt, und die Kirche gänzlich zerstört. Bei Errichtung des Pädagogiums 1548 wurde die Anstalt in die Klostergebäude verlegt, sowie sie 1558 in die akademischen Räume verwandelt, die daranhangende, mit Gräbern und Epitaphien versehene Kirche aber erst 1595 wieder hergestellt wurde. Über das Karmeliter- oder heiligen Kreuzkloster in der Löbdervorstadt schweigen die alten Nachrichten gänzlich. Nur Beier weist seinen Ursprung ins J. 1214; aber von Gütern der Mönche und deren Getreibe ist Nichts bekannt. Am 3. Mai 1225 erlitt es gleichfalls einen jammervollen Sturm der Bauern. Der Stadtrath stoppelte hierauf die entwendeten Klostersachen zusammen, verkaufte sie und schickte den Erlös seinen im Lager vor Mühlhausen stehenden Bürgern zu. Die Klostergebäude wurden, wie bereits erwähnt, zur ersten jena'schen Buchdruckerei, und von den Kaiserlichen zur einstweiligen Herstellung des 1637 durch Stalhanske gesprengten Bogens der großen Brücke benutzt, sodaß an die Stelle des vernichteten Klosters der Gasthof zum gelben Engel treten konnte. Von den Kirchen in Jena gehört die St. Johanniskirche auf dem Friedhofe in der Johannesvorstadt unstreitig zu den ältesten thüringischen christlichen Tempeln. Sie hatte mehre Altäre, denkwürdige Gemälde und Grabdenkmale; gegenwärtig ist sie verfallen und seit 1695 vertritt eine neue gleichnamige Kirche auf demselben Platze ihre Stelle, die auch Grabmale in sich schließt. Seit dem 14. Jahrh. erscheint ein Kirchlein oder eine Kapelle vor dem zwezener Thore, die später verändert mit dem Hospitale zu St. Jacob verbunden wurde; außerdem finden sich eine Kapelle zum Brüderhospitale zu St. Nicolai aus frühern (1319) und eine zum Weiberhospitale zu St. Maria-Magdalena aus spätern Zeiten (1505) in der Saalvorstadt. Die schönste und größte Kirche war und ist noch die jetzige Haupt- und Stadtkirche zu St. Michaelis, ehedem auch Engels-, Kloster-, Nonnen-, Dom- und Collegiatkirche genannt. Sie gehörte vor der Reformation zum Nonnenkloster, und wurde in ihrer jetzigen Gestalt 1400 angelegt und langsam erbaut an der Stelle einer ältern zerstörten oder verfallenen. Mit 16 Altären ehemals versehen, ruht sie gegen Morgen auf einem Kreuzgewölbe, unter welchem hinweggefahren werden kann. Ein sehr hoher und massiver Thurm ziert das Gebäude und die ganze Gegend. Außer den bürgerlichen, adeligen und fürstlichen Begräbnissen, welche diese Kirche in sich faßt, bewahrt sie noch ein metallenes Bild Luther's in Lebensgröße, das für dessen Grab in der wittenberger Schloßkirche vom Kurfürsten Johann Friedrich bestimmt, allein nach den politischen Veränderungen durch die mühlberger Schlacht im J. 1572 vom Herzoge Johann Wilhelm in dieser Kirche aufgestellt wurde. Das seit Anfange des 18. Jahrh. besonders durch die in J. lebende Herzogin, Witwe Johannette von Sachsen-Eisenach, gestiftete Waisenhaus erlitt mit der Zeit passende Veränderungen und wurde 1811 von der Waisenanstalt zu Weimar aufgenommen, sowie auch die mit ihm verbundene Buchhandlung längst wieder verschwunden ist. Was endlich das jena'sche Schloß oder Fürstenhaus anlangt, so ist die Zeit seines Ursprungs so wenig als der Name seines Gründers auf die Nachwelt gekommen. Alt genug mag das erstere gewesen sein, da es Herzog Wilhelm III. äußerst wandelbar fand und 1471

---

9) Die fränkische Ernestinisch-sächsische Linie, wozu damals Coburg auch gehörte, trennte sich schon 1597 von dem gemeinschaftlichen Hofgerichte. 10) Die jena'sche Diöces hatte zur Zeit Herzogs Johann Wilhelm 69 Pfarrer und einen Superintendenten, von welchen sechs den kryptocalvinischen Cabalen 1573 unterlagen. Die katholische Gemeinde zu Jena ist klein und ihre Kirche wurde 1813 erst gestiftet.

ausbessern lassen mußte. Daraus ist zu schließen, daß die frühern Besitzer schon ein Residenzhaus in Jena gehabt hatten. Wer aber nach den Kaisern der erste Besitzer J.'s war, ist in Dunkel gehüllt. Jene schufen zwar 1130 das ihnen zustehende Thüringen in ein Reichslehen um, dessen Träger aber, die Landgrafen von Thüringen, wurden erst nach Verlauf von 200 Jahren vollständige Besitzer dieses Landes. In dieser dunkeln Zeit hatte J. eigne Besitzer, von denen nur die Herren von Arnshaugk, lobdaburger Linie (nicht die Grafen von Orlamünda, wie Einige irrig behaupten) bekannt sind. Diese Herren waren nach Beier schon vor dem 13. Jahrh. im Besitze der Stadt; und von ihnen erbte Landgraf Friedrich der Freudige oder mit dem Bisse durch seine Gemahlin, Elisabeth, Tochter Otto's von Arnshaugk, 1303 ein Viertel der Stadt J., während die andern drei Viertel von demselben und dessen Sohne durch Kauf erworben wurden. Friedrich der Ernste soll seiner Gemahlin diese Stadt zum Leibgedinge verschrieben haben; also ist möglich, daß sie ihren Witwenstand hier verlebt habe. Um dieselbe Zeit, nämlich die Mitte des 14. Jahrh., saßen die Landgrafen, welche durch den freudigen Friedrich zugleich Markgrafen von Meißen geworden waren, in Thüringen erst durch die endliche Unterwerfung der Edelleute und Grafen fest, nachdem diese vorher sich bald zu ihnen, bald zu den Kaisern unter gegenseitigem Zwiespalte und bestehenden Verbindungen gehalten hatten. Bei solchem verwirrenden Unheile war zuverlässig auch J. vor dem 14. Jahrh. mancherlei Drangsalen ausgesetzt worden, wenn man bedenkt, daß nicht nur die schwarzburger und orlamünder Grafen dicht bei der Stadt Besitzungen hatten, sondern sie selbst auch von eilf auf den benachbarten Bergspitzen gelegenen festen Burgen mit raub- und kampflustigen, wie ihrer Vasallenverhältnisse wegen, uneinigen Edelleuten umgeben war. Der J. gegenüber auf dem Hausberge stehende Fuchsthurm [11]) ist noch gegenwärtig als trauriges Wahrzeichen jener barbarischen Zeit übrig geblieben. Die Stadt sah noch 1304 fast vor ihren Thoren eine achtwöchentliche Belagerung der drei burggräflichen Schlösser Greisberg, Kirchberg und Windberg durch die mühlhäuser und erfurter Bürger. Sie blieb indessen den thüringer Landgrafen zuständig, und als diese Kurfürsten und Herzoge von Sachsen geworden, ihre Besitzungen unter die Stammesverwandten theilten, gehörte J. bald einem jüngern, bald einem ältern Gliede dieser Stammlinie. Im Bruderkriege (von 1445—1450) schützte es Herzog Wilhelm III., der überhaupt diese Stadt liebte, gegen die Befehdungen seines ältern Bruders, während im Bauernkriege (1524 und 1525) Luther, Melanchthon und Kruziger, die sich damals eben eine Zeit lang in J. aufhielten, auf die Einwohner besänftigend wirkten. Beide Kriege vernichteten jedoch 14 in der Nähe der Stadt gelegene Dörfer, deren Namen sich nur in Wüstungen erhalten haben. Bei der Trennung der Stammlinie der thüringischen Landgrafen in das Ernestinische und Albertinische Herrscherhaus (1485) blieb J. bei ersterem, ebenso Kraft der wittenberger Capitulation 1547, und als die Ernestiner sich wieder in mehre Seitenzweige vertheilten, kam J. an das Haus Sachsen-Weimar, dessen Stammherr, Herzog Johann Wilhelm, die Gebäude des alten Wilhelminerschlosses, wie es die jena'schen Topographen zu nennen pflegen, 1570 erweiterte. Und von nun an wurde dasselbe ein Zufluchtsort des weimarischen Hoflagers in Zeiten pestartiger Krankheiten. Daher vergrößerte schon Johann Ernst der Jüngere 1620 die Hofgebäude, hingegen ließ dessen Bruder Wilhelm IV. das alte Hauptgebäude 1659 in das noch vorhandene Schloß umbauen, und auf dessen Dach die große Weigel'sche Himmelskugel, die aber längst wieder verschwunden ist, stellen [12]). Noch bei seinen Lebzeiten hatte dieser Herzog (5. Febr. 1662) jedem seiner vier am Leben gebliebenen Söhne ein Schloß zur Wohnung angewiesen. Daher kam, daß sein jüngster, Bernhard, Neffe des großen gleichnamigen Kriegshelden, nicht nur seinen Wohnsitz, sondern auch eine besondere Regierung in J. aufschlug, sodaß diese Stadt für 28 Jahre den Namen zu einem Ernestinisch-sächsischen Herzogthume hergab. (*B. Röse.*)

Die Stadt J. ist nach Weimar und Eisenach die größte; sonst aber auch als Sitz der den Fürstenhäusern der sachsen-ernestinischen Linie gemeinschaftlichen Universität und des ihnen ebenfalls gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts, nach der Residenz die bedeutendste Stadt

11) Dieser bekannte Thurm wurde 1584 vom Herzoge Johann III. von Sachsen wieder hergestellt. Seine Überbleibsel gehörten einer alten Burg, dem Kirchberge, an, welcher sammt den Schlössern Greisberg und Windberg auf dem Hausberge lag, und von dem sehr alten burggräflichen Geschlechte der Kirchberger besessen wurde. Diese Burggrafen kamen 1358 unter die Hoheit der thüringer Landgrafen, und im Bruderkriege sollen ihre drei Burgen, nach den neuesten Forschungen, zwar unversehrt geblieben sein, allein gleich nachher läßt sich deren Verfall, der schon 1480 unbestritten war, nachweisen, sowie auch ihre Besitzer um diese Zeit in Armuth geriethen. Die Burggrafen traten nun in bürgerliche Beschäftigungen und Dienstverhältnisse, und verpflanzten ihr Geschlecht in der erstern Hälfte des 17. Jahrh. ins Hessendarmstädtische, wo es sich mit dem Sayn'schen Grafengeschlechte vermischte, und sogar ins Nassau-Weilburg'sche Fürstenblut überging. Der Fuchsthurm, nach Berghaus 1060 pariser Fuß über dem Meere und 666 pariser Fuß über der Saale stehend, hat seinen Namen späterhin unstreitig von der Menge Füchse, die sich in seiner Nähe aufhalten, und nicht der gewöhnlichen Sage nach von dem bei diesem Gemäuer durch die Studenten an ihren neuen Genossen ehedem ausgeübten Pennalismus empfangen.

12) Von diesem berühmten Astronomen, Erhard Weigel zu Jena, wurde 1667 das merkwürdige Haus in der Johannisstraße eingerichtet, welches unter die sieben Wunderwerke der Stadt und Umgegend gezählt wurde. Darauf zielt auch das unter den Jenensern noch fortbestehende Distichen:

Ara, caput, draco, mons, pons, vulpecula turris,
Weigeliana domus; septem miracula Jenae.

Übrigens wurden zu dieser Arbeit benutzt M. Adrian Beier's Athenae Salanae in 4., eine mit stupendem und geschmacklosem Fleiße verfaßte Handschrift, deren Hauptinhalt auch in desselben Verfassers Geographus und Architectus Jenensis wiedergegeben worden ist; Schwabe's historisch-antiquarische Nachr. von der ehemaligen kaiserl. Pfalzstadt Dornburg a. d. Saale; Wiedeburg's Beschreibung der Stadt Jena, 2 Bände; Faselius' neueste Beschreibung der herzogl. S. zc. Stadt Jena; Schmid's Geschichte der Kirchbergischen Schlösser auf dem Hausberge bei Jena; Wiedeburg's kurze Nachr. von dem uralten sogenannten Fuchsthurme; G. Müller's sächs. Annalen; Sächs. Provinzialblätter, 3. u. 5. Bd.; Schultes' Directorium diplomaticum, 1. Bd.; Olearius u. A. m.

im ganzen Großherzogthume Sachsen-Weimar-Eisenach [13]), liegt am linken Ufer der Saale, in einem von Süden nach Norden streichenden Thale, in gleicher Entfernung zwischen Kahla und Camburg und zwischen Naumburg und Rudolstadt, unter 50° 56′ 19″ nördl. Br. und 29° 13′ 33″ östl. von Ferro. Die Gegend um die Stadt ist äußerst reizend, vielleicht die schönste im ganzen Saalgrunde, in welcher besonders der Hausberg (1251 Fuß über dem Meere) mit dem Fuchsthurm, der Janzig, der Gleisberg mit den Ruinen der Kunizburg, der Landgrafenberg mit dem Windknollen (oder Napoleonshöhe), die Ruinen der Lobedaburg, die Höhe bei der Rasenmühle, der Johannisberg, die Triesnitz rc. mit ihren herrlichen Aussichten zu bemerken sind. In der Begeisterung von den mannichfaltigen Schönheiten dieser Gegend nannte man daher die Stadt J. bisweilen das teutsche, das sächsische, das thüringische Florenz. Das Gestein, woraus die jena'schen Berge bestehen, gehört größtentheils zur sogenannten secundären Flötzformation. Die unterste zu Tage gehende Schicht bildet lauter Sandstein, dann lagert sich darüber der mit Thon verbundene Gyps, hierauf kommt der rothe Mergel und endlich der Kalk [14]). Was der Verfasser der anonymen Schrift vom J. 1726 [15]) in und um Jena von kostbaren Mineralien gefunden haben will, ist heutzutage nicht mehr anzutreffen. An architektonisch merkwürdigen Gebäuden ist die Stadt J. arm, außer der Haupt- oder Michaeliskirche, erbaut zu Ende des 13. Jahrh., bei der man es sonst für ein Wunder ausgab, daß man unter ihrem Altare mit einem Fuder Heu wegfahren könnte, und ihrem Thurme, auf den 283 Stufen führen, sind kaum noch das Weigel'sche Haus, durch dessen innerer Spindel man am Tage vom Keller aus die Sonne sehen konnte und in dessen einzelne Zimmer zu jeder Zeit mittels einer hydraulischen Maschine frisches Wasser gebracht werden konnte; der Fürstenkeller mit seinem überaus starken und bestimmten Wiederhall, und etwa noch die Collegienkirche mit ihrem hochgewölbten Schiffe zu bemerken [16]). Historisch merkwürdig sind der Gasthof zum gelben Engel, der an die Stelle des ehemaligen Karmeliterklosters gekommen, die alte Johanniskirche, welche jetzt der kleinen katholischen Gemeinde zu ihrem Cultus überlassen worden ist, und der linke Theil des Gasthofs zum schwarzen Bär, wo Luther bei seiner Flucht von der Wartburg übernachtete und die bekannte Unterhaltung mit einem Schweizer hatte, und im J. 1524 seine berühmte Disputation mit Karlstadt hielt. Der Marktplatz steht, wenigstens bei den Studirenden, im Rufe der Schönheit. Ehe J. eine Universitätsstadt wurde, war es ein kleiner, unbedeutender Ort, und hatte außerhalb der Ringmauer nur wenige Häuser. Als im J. 1527 der Pest wegen, die Universität von Wittenberg auf einige Zeit nach J. verlegt wurde, hatte man große Noth, die wenigen Professoren und Studenten, die sich hierher begeben hatten, unterzubringen. Die Hauptnahrungsquelle der Einwohner war zu jener Zeit Weinbau und Tuchweberei. Der hier gebaute Wein stand zwar in dem Rufe, daß er Kolik verursache [17]); dessenungeachtet wurde viel davon, hauptsächlich nach Leipzig, Wittenberg, Dresden und Berlin ausgeführt. Die Bürger zu J. waren gutmüthige Menschen, und Melanchthon kann in seinen Briefen nicht genug Rühmens von ihrer Freundlichkeit und Zuvorkommenheit machen [18]). Die erste Buchdruckerei kam im J. 1523 durch Karlstadt nach J. [19]). Um die Geschichte der Stadt J. hat sich vorzüglich Adr. Beier, welcher im J. 1678 als Archidiakonus daselbst gestorben ist, durch seinen Architectus Jenensis (Jena 1681), seinen Geographus Jenensis (ibid. 1672), und durch seine handschriftlich hinterlassenen Annales Jenenses verdient gemacht. So mislungen diese Schriften durch ihre unausstehliche Weitläufigkeit, Geschmacklosigkeit und Armuth der Sprache sind, so brauchbar sind sie als reiche Sammlung zum Theil sehr wichtiger und interessanter Notizen aus Quellen, die uns jetzt nicht mehr zugänglich sind. Hundert Jahre nach Beier hat J. E. Basil. Wiedeburg eine Beschreibung der Stadt J., nach der topographisch-politisch- und akademischen Verfassung (Jen. 1780) herausgegeben, die sich durch Genauigkeit und Kritik auszeichnet. Als Auszug, Fortsetzung und theilweise Berichtigung der Wiedeburgischen Schrift erschien im J. 1793 zu Eisenach eine Schrift unter dem Titel: Beschreibung von J., deren ungenannter Verfasser der ehemalige jena'sche Stadtkirchner J. Adlf. Leop. Faselius war. Der Auszug ist aber blos mit den Fingern gemacht, die Fortsetzung dem jena'schen Wochenblatte entnommen und die unbedeutenden Berichtigungen durch Vergleichung mit den Kirchenbüchern entstanden.

(*F. T. L. Danz.*)

II. Das Herzogthum. Jena bestand als Herzogthum einer weimarischen Seitenlinie des Ernestinisch-

13) Im J. 1784 betrug sie, excl. der Studirenden, der Handwerksgesellen, der Knechte und Mägde, 4366. 14) s. F. Chr. Schmidt, Histor. mineral. Beschreibung der Gegend um Jena (Gotha 1799). J. C. W. Voigt, Mineralog. Reisen durch das Herzogth. Weimar (Lpz. 1794), und besonders J. C. Zenker im historisch-topograph. Taschenbuche von Jena und seiner Umgebung (Jena 1836). S. 187 fg., und Gust. Suckow, über die Mineralien u. Gewässer (Ebend.). S. 177 fg. 15) Kurze Nachr. von den Gold-, Kupfer- und Eisensteinen, wie auch von den Diamanten, Granaten, Sapphiren, Prasen, Krystallen, Jaspis rc., welche bei und um Jena gefunden werden (Jena). 16) Cf. *Casp. Sagittarius*, Miracula et Monumenta Templi Jenensis academici (Jen. 1685. 4.).

17) Cf. *Melanchthonis*, Epp. ex edit. *Bretschneideri*. N. 481. 18) In einem Briefe an Just. Jonas, bei Bretschneider N. 1346, schreibt er von Jena: „Caeterum omnium ordinum atque civium benevolentia erga universum nostrum sodalitium summa est, et, Dei beneficio, crescere quotidie videtur. Initio enim, quia vetus illa opinio de Scholasticorum ferritate haerebat in animis, videbantur nonnihil abhorrere a nobis, neque nos ad se recipiebant. Nunc incredibile est, quantum suos quisque hospites praedicet, quam amanter complectantur, cum vident tantam esse tranquillitatem, unitatem, concordiam, denique in omni officii genere diligentiam juventutis optime moratae. Tanta virtutis vis est, ut agrestes etiam homines ejus pulchritudo moveat.“ Cf. *Lud. W. Balhorn*, Or. de Jena literar. sede ante conditam ibi Academiam (Jen. 1755. 4.). 19) s. Luther's Brief an den Kanzler Gregor. Brück, d. d. 10. Jan. 1524: „Carlstadius Jenam typographiam erexit.“

Digitized by Google

sächsischen Stammhauses eigentlich nur insofern, als dort eine fürstliche Familie aus dem Hause Sachsen-Weimar herstammend, sich eine Hofhaltung einrichtete, und von da aus einen erblichen Landesbezirk unter beschränkendem Seniorate beherrschte. Der weimarische Theilungsvertrag vom 20. Sept. 1662, welcher den Grund zu diesem Herzogthume legte, und von den herzoglichen Brüdern, Johann Ernst V., Adolf Wilhelm, Johann Georg I. und Bernhard geschlossen worden war, war blos eine Örterung, wie sie im Hause Sachsen üblich und besonders im 15. Jahrh. öfters versucht und gehandhabt worden war. Gestützt auf den Grund des Vertrags vom 2. März 1629 ging derselbe nur die Kammer- und Rentereieinkünfte, mit Ausnahme der Ilm-, Werra- und Saalflöße, welche in Gemeinschaft blieb, an, während Land- und Tranksteuern, die Residenzstadt Weimar, die Wilhelmsburg und der große welsche Garten daselbst, die Wartburg bei Eisenach mit dem Zeughause daselbst und zu Weimar, die Zillbach mit ihren Jagden und Waldungen, die Reichs-, Kreis- und Universitätsangelegenheiten und einige andere Stücke den vier Herzogen gemeinschaftlich blieben, sowie dem Ältesten von ihnen, Johann Ernst, die Landesregierung in aller Namen übertragen wurde. Nur in obiger Hinsicht fiel dem jüngsten Fürsten, Bernhard, außer dem jena'schen Schlosse, Stadt und Amt J. mit Burgau und Lobeda, das Amt Kapellendorf, die Voigteien Brembach und Gebstedt, die Vorwerke Ettersburg und Döbritschen, und das Geleite zu Wiegendorf und Buttelstedt zu. Dieser kleine Landesbezirk, worüber auch die Hoheitsrechte der Gemeinschaft angehörten, erhielt durch das Aussterben der altenburgischen Linie und durch den über die Erbschaft mit Gotha getroffenen gütlichen Vergleich in einem „Erbtheilungsvertrag" des 25. Juli 1672 einen Zuwachs durch die Städte und Ämter Allstedt, Dornburg an der Saale, und Bürgel mit dem Vorwerke Kniebsdorf, durch das Amt Hausdorf, die Voigtei Magdala, ein Viertel des thüringer Obergeleites zu Erfurt, die Hälfte vom georgenthaler Hofe, die Hälfte der Saalflöße mit dem döbritscher Gehölze und Wehrfange, nachdem die Voigtei Brembach und das Vorwerk Ettersburg an Johann Ernst zu Weimar abgetreten worden waren, sodaß die Einkünfte dieses Bereiches mit Ausnahme der Saalflöße (laut eines Anschlages) 22,282 Fl. 1 Gr. 4. Pf. betrugen. Mit Ausnahme der Ilmflöße und des weimarischen Residenzschlosses, welche an Weimar fielen, blieb alles vorhin genannte gemeinschaftliche Besitzthum sammt den Anwartschaften, dem Gymnasium zu Schleusingen, allen Bergwerken, der Werraflöße, den Fräulein- und andern außerordentlichen Steuern einer besondern Gesammtverwesung unter Aufsicht des ältesten Gliedes dieser nur noch aus drei Fürsten zusammengesetzten Regentenlinie unterworfen, während das Getheilte und die darin befindliche Ritterschaft eigenen Landesregierungen anheim gegeben ward. Eine solche wurde nun auch zu J. mit untergeordneten Verwaltungszweigen errichtet, ohne daß sonach dieses im jetzigen Großherzogthume Sachsen-Weimar geographisch zerstreut gelegene Fürstenthum eine selbständige Reichsstandschaft, geschweige eine besondere Landstandschaft erhalten hatte. In diesem abhängigen Zustande behauptete sich dieses Land 28 Jahre, als 1690 die zu J. residirende Nebenlinie erlosch, worauf es unter Irrungen der fürstlichen Erbnehmer an Sachsen-Weimar und Eisenach, und zwar Stadt und Amt J. neben andern Bezirken an letzteres fiel. Die hohen Collegien zu J. verschwanden von nun an, nur das Consistorium hielt sich, bis es in neueren Zeiten in ein geistliches Ministerium umgewandelt wurde. Als am 26. Juli 1741 mit dem Tode Herzogs Wilhelm Heinrich die sachsen-eisenacher Nebenlinie auch ausstarb, fiel J. an den Hauptstamm zu Weimar zurück und bildete mit seinem Bereiche bis zur Umgestaltung des Herzogthums Sachsen-Weimar ein Großherzogthum, eine besondere Abtheilung des Ganzen unter dem Namen jena'sche Landesportion, mit einem schon seit 1728 bestandenen Steuercollegium bis zum J. 1809 versehen, welches mit Deputirten der Landstände besetzt war, sowie bereits der Landesantheil, welcher Kraft des Theilungsrecesses am 12. Jul. 1691 dem Herzogthume Sachsen-Weimar von der jena'schen Erbschaft zufiel, die jena'sche Erbportion geheißen hatte. Jene Landesportion nun wurde zuerst am 14. Decbr. 1741 zum Fürstenthume Weimar, am 13. April 1750 aber zum Fürstenthum Eisenach (obschon dieses auch ein wesentlicher Theil von jenem war) und den 10. Jan. 1756 wieder zu Weimar geschlagen. Gegenwärtig ist sie mit dem weimarischen Kreise des Großherzogthums verschmolzen.

Was nun die fürstliche Familie betrifft, welche zu J. wohnte, so ging sie vom sechsten Sohne Herzogs Wilhelm IV. von Sachsen-Weimar und dessen Gemahlin Eleonore Dorothee, einer geborenen Fürstin von Anhalt, aus. Bernhard, seines Namens der Zweite, in Rücksicht auf seinen oben genannten Oheim, Bernhard I. und der Ältere in Hinsicht seines gleichnamigen jüngern Vetters, des Herzogs von Sachsen-Meiningen (von der sachsen-gotha'schen Linie abstammend) geheißen, war der Stifter dieser Seitenlinie und zu Weimar geboren am 21. Febr. 1638 a. St., grade an seines kriegerischen Oheims glänzendem Siegestage bei Rheinfelden. Nachdem er sorgfältigen Unterricht in Religion, Sprachen, Staatswissenschaften, Geschichte und Mathematik empfangen, doch immer dem Festungsbaue und der Tonkunst den Vorzug in seinem Fleiße gegeben hatte, reiste er mit seinem jüngern Bruder, Friedrich, am 13. Jun. 1653 nach Oberteutschland, sah zugleich den römischen König Ferdinand IV. zu Regensburg krönen, machte mit ihm und den anwesenden Reichsfürsten Bekanntschaft und traf am 10. Sept. d. J. wieder in Weimar ein. Zur Fortsetzung seiner gelehrten Ausbildung bezog er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Friedrich am 24. Febr. 1654 die jena'sche Hochschule unter Leitung des für beide gemeinschaftlichen Hofmeisters von Schwechhausen und Lehrers Daniel Lipstorp. Die Studenten gingen ihm unter Anführung eines jungen Grafen von Königsmark entgegen, und die Professoren empfingen ihn feierlich im herzogl. Schlosse. Vier Tage später übernahm er in Gegenwart seiner Ältern und Geschwister das akademische Rectorat unter feierlichem Gepränge in der jena'schen Stadtkirche. Der Prinz sprach dabei in latei-

nischer Rede über Werth und Wesen dieses Amtes, während sein Bruder Friedrich die nachher zur fürstl. Tafel geladenen Gäste mit einer zierlichen teutschen Rede im Schlosse empfing. Am 8. Nov. übergab Bernhard seine akademische Würde dem Prinzen Friedrich, und sprach sich dabei abermals mit römischer Zunge über den großen Einfluß der Wissenschaft auf teutsche Cultur in damaliger frommer Redeweise aus. Am 26. Sept. 1655 übernahm er das Rectorat wieder und bekleidete es bis zu seinem Abgange am 16. Nov. 1657, nachdem sein Bruder Friedrich am 18. August 1656 durch den Tod von seiner Seite gerissen worden war. Obschon er am 23. Nov. 1657 eine Reise ins Ausland angetreten hatte, wählte ihn doch die Akademie zu Anfange des J. 1658 wieder zum Rector, welches Amt er in seiner Abwesenheit vom Prorector verwalten ließ. Das Ziel von Bernhard's Reise war Frankreich, die spanischen Niederlande und die vereinten Generalstaaten Hollands. In Paris besuchte er auch den königl. Hof, rief durch sein Geschlecht und seinen Namen das gefeierte Andenken an den großen Oheim wieder zurück und lernte dessen Freunde, die noch lebten, kennen, insbesondere den ausgezeichneten Marschall von Turenne. Dieser führte ihn in das wohlhabende, mit vielen leeren Ländertiteln begabte Haus Heinrich's von la Tremouille, Herzogs von Thouars, der mit Maria von Latour d'Auvergne, Herzogin von Bouillon, vermählt, und seit seiner Bekehrung zum katholischen Glauben im Lager vor la Rochelle 1628 in Dienste seines Königs getreten war. Tremouille's Familie, wenigstens ist es von seinem fünften Kinde, Maria Charlotte (den 26. Jan. 1632 zu Thouars in Poitou geboren) erwiesen, war nicht katholisch erzogen worden, sondern dem reformirten Glaubensbekenntnisse treu geblieben. Dies mochte Ursache sein, warum sich Mutter und Kinder mehr zu Thouars als in der Hauptstadt aufhielten; als des Herzogs Sohn Heinrich Karl von Tremouille von den hochmögenden Staaten zum Statthalter in Herzogenbusch bestellt wurde, begab sich Maria Charlotte mit dessen Gemahlin, einer geborenen Landgräfin von Hessen, ebenfalls dahin, und bereiste von da mehre nahe oder fern verwandte teutsche Fürstenhöfe, bei welchen sie sich Ruhm und Achtung durch ihre leiblichen und geistigen Eigenschaften erwarb. Sei's, daß Bernhard sie entweder zu Paris oder in Holland kennen lernte, so ist doch zu vermuthen, daß ein Heirathsbündniß jetzt schon zwischen Beiden eingeleitet wurde. Am 19. Octbr. 1659 fand er sich zwar wieder in Weimar ein, aber am 24. März 1662 trat er seine zweite Reise nach Frankreich an, und verlobte sich, als erste Ausnahme der sächsischen Fürsten, welche seit der Reformation Verheirathungen mit nicht teutschen Prinzessinnen streng vermieden hatten, und, wie ausdrücklich bemerkt wird, auf Anrathen Turenne's, am 7. (?9.) Jun. mit Marie Charlotte von Tremouille, gemeinhin Marie genannt, und den 10. desselben Monats verband beide die priesterliche Hand im Palaste der holländischen Gesandtschaft zu Paris. Kraft der Ehepacten empfing das Fräulein 80,000 Thlr. Mitgift, nämlich 16,000 zum Ehegeld, 10,666 für Schmuck und Kleider, und 53,334 Thlr. wurden ihr jährlich von Paris aus verzinset, wofür sich die gesammte Familie Tremouille verbindlich gemacht hatte unter der Bedingung, daß die Summen zu Erwerbung nützlicher Besitzungen in Teutschland verwendet werden sollten, und wenn Marie vor ihrem Gemahle kinderlos sterben würde, sollte das Capital mit Ausnahme des Ehegeldes an ihr Haus zurückfallen, während Bernhard's Erben im Falle seines frühern Ablebens, der Herzogin, sobald sie sich wieder verheirathen würde, die Ehegelder zurückzahlen und die gleichstarken Wiederlagsgelder auf Lebenszeit verzinsen sollten. Am 1. Jul. 1662 nöthigte ihn der am 17. Mai erfolgte Tod seines Vaters zum schleunigen Ausbruche in die Heimath, um nach dessen Vermächtnisse die Theilung der Erbschaft mit seinen drei noch lebenden Brüdern zu bewerkstelligen, und die dadurch nothwendig gewordene Hofhaltung zu Jena einzurichten. Er bezog dieselbe mit seiner Gemahlin, die inzwischen von Paris abgereist, und von ihm in Cassel abgeholt worden war am 8. Decbr. 1662 unter feierlichem Gepränge der Akademie und Bürgerschaft, und vollendete den von seinem Vater angefangenen Bau des dasigen Schlosses [20]). Ein Hauptgeschäft dieses Fürsten war zunächst die Betreibung einer zuverlässig mit seiner Vermählung zusammenhängenden Erbschaftssache, welche sich von seinem in französischer Verbindung gestandenen Oheime Bernhard herschrieb. Dieser ausgezeichnete Herr hatte durch seinen Tod (8. Jul. a. St. 1639) und sein Testament den hinterlassenen Brüdern zu Weimar eine bedeutende Anwartschaft auf eroberte Provinzen am Rhein und in Hochburgund sammt einer Menge anderer werthvollen Gegenstände verschafft. Herzog Wilhelm und dessen Bruder Ernst (der Dritte, Albrecht, starb 1644 während der Verhandlungen) hatten bisher, kleine Geldsummen und etliche Juwelen abgerechnet, durch kostbare Sendungen am französischen Hofe nichts, als die Auslieferung des fürstlichen Leichnams zu Breisach 1655 erwirken können [21]). Obschon der Werth der Erbschaft dadurch gesunken war, so übertrugen doch Ernst der Fromme zu Gotha und Wilhelm von Weimar dem im März 1662 nach Paris reisenden Prinzen Bernhard II. die persönliche Betreibung derselben am französischen Hofe; und da auch dieser Nichts ausrichtete, verzichtete Ernst von Gotha auf seinen Antheil, und Bernhard kam hierauf am 22. Mai 1663, da er den Muth nicht verloren hatte, mit seinen Brüdern, Johann Ernst V., Adolf Wilhelm und Johann Georg I. überein, daß sie ihm allein die Erbschaft des Oheims sammt den Foderungen des Vaters an die französische Krone erb- und eigenthümlich überließen. Die letztern bestanden in rückständigen Jahrgeldern, welche dem Herzoge Wilhelm zur Zeit seiner königl. schwed. Generallieutenantschaft zu Folge eines von Ludwig XIII. ertheilten Brevets (d. d. Fontainebleau 26. Mai 1634) von

20) Im J. 1718 erhielt dieses Schloß ein plattes Dach, dessen Brustwehren mit 12 versilberten, aus Holz verfertigten, riesenartigen Standbildern geziert wurden. Sie trotzten aber der Witterung nicht lange, und wurden nach Verlauf von 30 und etlichen Jahren wieder hinweggenommen. 21) Vgl. Röse's Bernhard der Große. II, 335 fg., wo diese Erbschaftsangelegenheit nach archivalischen Acten erzählt wird.

30,000 Livres bündig versprochen worden waren. Die erstern enthielten 1) angemessene Entschädigungen für die von Frankreich an sich gezogenen Eroberungen Bernhard's I. an Land und Leuten; 2) Ersatz für die 1,050,000 Livres, welche derselbe bei der Belagerung Breisachs (1638) und zum Unterhalte des Heeres aus seinem Beutel dargereicht hatte; 3) die Ablieferung der 60 Stücke Geschützes, welche derselbe hatte gießen und in seine Festungen vertheilen lassen, oder eine genügende Geldentschädigung für dieselben; 4) Zahlung der rückständigen Generalatsbestallung und bewilligten Jahrgelder desselben Fürsten; 5) Erstattung der 4000 spanischen Pistolen, welche derselbe bei Übernahme der Festung Hohentwiel vorgeschossen, und endlich 6) Auslieferung aller ihm zuständig gewesenen Mobilien, Kleinodien und Silberzeug, welche die Erlach'sche Familie zu Bern unter dem Vorwande der Bezahlung des von Bernhard gestifteten Legates willkürlich an sich gerissen hatte. Es erging aber dem Herzoge Bernhard II. mit diesen großen Ansprüchen, wie der Familie seiner Gemahlin mit den übrigen; er erhielt nichts, und als nach seinem und seines Sohnes Tode die männlichen Erben zu Weimar und Eisenach diese Ansprüche an Frankreich dem Herzoge Friedrich von Gotha und dessen Brüdern gegen Vergütung von 2000 Fl. überlassen wollten, so hielten diese in Rücksicht zweifelhaften Erfolges den kleinen Ersatz für übergroß; daher kam die Sache in gänzliche Vergessenheit.

Glücklicher war Herzog Bernhard mit der Erbschaft, die ihm und seinen Brüdern durch das Aussterben eines Gliedes der weimarischen und einer verwandten fürstlichen Seitenlinie zufiel. Nämlich sein Neffe, Herzog Wilhelm August zu Eisenach, war am 23. Febr. 1671 und Friedrich Wilhelm, der Enkel seines Großoheims, Herzog von Sachsen-Altenburg, am 14. April 1672, beide kinderlos mit Tode abgegangen. Mit seinen Brüdern wegen des Anfalles von Eisenach noch nicht einig, begab sich Bernhard mit Vollmacht derselben auf die Nachricht von dem Tode des Letztern nach Altenburg, und schnitt in Gegenwart eines Notars und etlicher Zeugen aus der Thür eines herzoglichen Gemaches im Schlosse einen Spahn ab, zum Zeichen, daß er Stadt und Amt Altenburg in Besitz genommen hätte. Die gotha'sche Linie that ein Gleiches mit andern Ämtern des verwaisten Fürstenthums. Hierauf kamen der Prinz Friedrich von Sachsen-Gotha, Johann Georg von Markfuhl und Bernhard in Altenburg zusammen, wo sie im Namen aller rechtmäßigen Erben bestimmten, daß Weimar und Gotha bis zur Entscheidung der Sache im Besitze der ergriffenen Bezirke bleiben sollten. Der Vergleich erfolgte am 16. Mai, und am 25. Jul. desselben Jahres kam Bernhard mit seinen Brüdern Johann Ernst und Johann Georg über den doppelten Zuwachs an Länderbesitz überein, worüber sie sich, wie oben erzählt, mit einander in herkömmlicher Weise abfanden. Von nun an traten auch von Bernhard Einrichtungen für Gesetzgebung und Verwaltung des kleinen Herzogthums langsam hervor; so wurde ein Consistorium erst am 30. August 1673 geschaffen, eine Kanzleiordnung am 6. Jun. 1675; fast gleichzeitig wurde das Criminalwesen verbessert, und allmälig traten mehre in verschiedene Zweige der Verwaltung eingreifende Verfügungen ans Licht, besonders für bürgerliche und akademische Polizei. Daneben sah Bernhard sorgfältig auf Verschönerung der Stadt, wie der zum Schlosse gehörenden Räume und Gebäude, weshalb die Akademie mehre ihr früher geschenkte Grundstücke einbüßen mußte, während er von Privatleuten Gärten und Gebäude durch Kauf an sich brachte. Den Graben, welcher die innere Stadt umgürtet, ließ er 1664 wegen drohender Türkengefahr vertiefen und die Stadt in Vertheidigungsstand setzen. Überdies pflanzte er Alleen, baute ein Schießhaus, und da er die Vermehrung der öffentlichen wie der Privatgebäude gar sehr begünstigte, so richtete er nicht nur eine Ziegelhütte her, sondern ließ auch die herrschaftlichen Fröhner zum Dienste der Baulustigen aufbieten. Das noch vorhandene Ballhaus ist ein Werk seines architektonischen Geschmackes. Den Fürstenkeller schuf er in ein öffentliches Bier- und Weinhaus um, und zu Bürgel richtete er einen Thiergarten ein. Daneben ließ er hin und wieder große und kleine Münzen prägen, auch Medaillen, von denen nur eine sich durch künstlerischen Geschmack und Sinn jener Zeit auszeichnet, nämlich die auf seinen Geburtstag 1673 geschlagene, 15 Dukaten haltende goldene Münze, auf deren einer Seite ein vor Anker gelegtes Schiff abgebildet steht, auf welches Winde aus einem feuerspeienden Berge stürmen, mit der Umschrift: **Anchora jacta Manet, Dum Temperet Aeolus Auras**, und auf der andern steht der ausführliche Titel und Name des Herzogs mit Tag und Jahr [22]). Den Wissenschaften lag er fortwährend ob, wobei ihm eine auserlesene Handbibliothek, die später mit der öffentlichen Büchersammlung zu Weimar vereint wurde, unterstützte.

Mit seiner Gemahlin lebte Bernhard eben nicht in schöner Eintracht. Sie im dritten Jahre der Ehe kränklich geworden — auch ihn soll sein schöner und starker Körperbau selten vor Krankheit geschützt haben — wurde von Steinbeschwerden und andern Leiden neben hypochondrischen Zufällen gequält, wozu sich endlich der Gram über die Untreue ihres Gemahls gesellte. Ohne Zweifel keinen Grund zur Eifersucht auf Marien habend — wenigstens melden die sächsischen Geschichtschreiber nichts davon — faßte Bernhard aus großem Unmuthe, wie er selbst gesteht, über seine Gemahlin, nach und nach unwiderstehliche Neigung zu deren Kammerjungfer (Hoffräulein) Marie Elisabeth von Kospot, die ihm lange Zeit kein Gehör gab, bis er sie einst, nach Häufung der ehelichen Zwiste, in ihrem Zimmer unter inbrünstigen Betheuerungen, sie heirathen und sich von Marien scheiden lassen zu wollen, überfiel. Da aber die Ehescheidung gehindert wurde und die Aussöhnung des Herzogs mit seiner Gemahlin unter der Bedingung, das Fräulein von Kospot vom Hofe zu entfernen, bewerkstelligt worden zu sein schien, so mußte er zum Schutze des Fräuleins auf bitteres Verlangen von

22) Seltene Thaler von ihm sind die 1675 geprägten, welche, wie man vermuthet, sich auf die kaiserliche Lehenempfängniß beziehen. Ihr Avers enthält B.'s Brustbild mit seinem Namen und Titel zur Umschrift, der Revers sein Wappen mit der Umschrift: **Deo Duce, comite Fortuna.**

dessen Verwandten am 20. Oct. 1672 ein schnödes Zeugniß ausstellen. Zugleich ertheilte er der Kospot den Titel einer Dame d'Altstedt und ein erbliches Jahrgeld von 1000 Reichsthalern. Marien mochte diese Liebschaft nicht verborgen geblieben sein, sodaß der Zwist von Neuem mit Heftigkeit ausbrach, weshalb der Herzog sich wahrscheinlich zu Anfange des J. 1673 durch den Professor Wigand, einen Apostaten der katholischen Kirche und des Jesuitismus, vor drei Zeugen mit der Frau von Altstedt heimlich trauen ließ, und ihr, wenn nicht schon früher, eine Wohnung zu Kapellendorf einräumte. Vier Wochen nach der Trauung kam sie mit einer Tochter nieder, welche in reifern Jahren den königl. polnischen Kammerherrn von Tümpling heirathete. Der Gedanke an widergesetzliche Polygamie aber quälte den Herzog allmälig dergestalt, daß er am 5. Decbr. 1674 Rechtsgelehrte und Theologen zu J. in Berathung zog, ihnen das bestehende Geheimniß entdeckte, die sonderbaren Qualitäten und das alte adelige Geschlecht der Kospot zu Hilfe nahm und mit stillschweigender Zurücksetzung seiner Gemahlin anfragte, ob seine heimliche Eheverbindung mit der Frau von Altstedt rechtlich bestehen könne. Die aus sechs Gelehrten bestehende Commission, an deren Spitze der berühmte Struve stand, entschied sich zehn Tage nachher für die Ungültigkeit derselben. Hierauf, wie es scheint, und zwar noch in demselben Jahre, traf er mit der Frau von Altstedt die Übereinkunft, ihr heimliches Verhältniß treulich zu wahren, es vor Allen, namentlich vor dem Könige von Dänemark und etlichen Reichsfürsten zu verhehlen, die daraus hervorgehenden Sprößlinge für rechtmäßige, eheliche adelige Kinder zu achten, und damit sie standesgemäß leben konnte, verschrieb er ihr 20,000 Thlr. Capitalstamm als Morgengabe, die jährlich mit fünf pro Cent aus herzoglicher Rentkammer verzinst wurden, und wies ihr auf die Dauer seines Lebens und nachher bis zu ihrer anderweitigen gänzlichen Befriedigung das herzogliche Schloß zu Dornburg als Wohnung mit einer gewissen Anzahl Wildpret für ihre Küche und den Holzbedarf an, welches alles mit ihrem Tode, wenn er ohne Leibeserben erfolgen würde, kraftlos, dem Herzoge oder seinen Leibeserben wieder zu Gute kommen müsse [23]). Ob nun schon zwei Kinder erwähnt werden, welche Bernhard mit der Frau von Altstedt erzielte, und die beide die Ältern überlebt haben, so sicherte diese Übereinkunft aus unbekannten Gründen doch keineswegs die Buhlin, sondern sie verschwand nach des Herzogs Tode aus dem dornburger Schlosse, erhielt nichts von dem verschriebenen Capitale, und starb, man weiß nicht wo und in welchen Umständen, angeblich, aber zu Folge eingezogener Erkundigungen irrig, im J. 1716 zu Niederröblingen bei Altstedt. Falsch ist jedenfalls auch die Annahme, daß Herzog Bernhard diese Frau noch in den Grafenstand habe erheben lassen.

Eingedenk seiner schwächlichen Gesundheit vollzog der Herzog am 18. März 1678 seinen letzten Willen und bestellte darnach seine Gemahlin Marie, welche zu Folge der pariser Ehepacten, der Leibgedingsverschreibung und des freundbrüderlichen Vertrags (1672) reichlich und anständig bedacht wurde, zur Vormünderin der beiden unmündigen Kinder Charlotte Marie und Johann Wilhelm mit ausdrücklicher Hinweisung auf deren protestantische Erziehung unter der Obervormundschaft seines ältesten Bruders Herzogs Johann Ernst, von Sachsen-Weimar, und im Fall, daß dieser frühzeitig stürbe, Herzogs Friedrich von Sachsen-Gotha; stürbe ferner Marie und ihr unmündiger Sohn, solle die bewegliche Erbschaft, in Mobilien und inventirten Gegenständen bestehend, Charlotte Marien anheimfallen. Der Obervormund wurde ausschließlich mit Leitung der Regierungsgeschäfte beladen. So besorgt erkrankte Bernhard späterhin an einem hitzigen Fieber und starb am 3. Mai 1678 im 41. Lebensjahre. Am folgenden Tage eröffnete Johann Ernst von Sachsen-Weimar das Testament seines Bruders in Gegenwart der vornehmsten Beamten, und traf am 30. desselben Monats mit der Herzogin Witwe nach langen Verhandlungen eine Übereinkunft, welche Bernhard's Testament im Wesentlichen bestätigte und „aus beweglichen Ursachen" der Herzogin Witthum (Schloß, Stadt und Amt J.) 3400 Thlr. jährlich austragend, außer den 1200 Thlrn. für ihre Equipage mit 1400 Thlrn. aus der herzogl. Rentkammer vermehrte, so lange sie der unmündige Sohn überleben würde [24]). Holz, Wildpret und die Benutzung der Lust- und Küchengärten zu J. und Burgau wurden ihr unentgeltlich zugestanden, sowie für die Hofhaltung der beiden Kinder 1000 Thlr. auf jedes der drei nächsten Jahre festgesetzt wurden. Der Obervormund erhielt zugleich gewisse Zimmer im Schlosse für seinen Gebrauch und nahm die Jagd bei dem der Herzogin gehörenden vorstendorfer Gute in Pacht. Am 20. Jun. 1678 wurde Bernhard's Leichnam in dem von ihm selbst errichteten Begräbnisse der Stadtkirche, wo sein zweiter Sohn, Bernhard, schon begraben worden war, einfach, doch standesgemäß beigesetzt. Dieser Prinz war den 9. Nov. 1667 geboren und den 26. April 1668 gestorben. Die beiden ältern, mit Marie gezeugten, Kinder waren Wilhelm, geboren den 24. Jul. 1664 und gestorben am 21. Jun. 1666, und eine todtgeborene Tochter 7. April 1666, die in der weimarischen Stadtkirche begraben liegen. Die ihn überlebenden hießen Charlotte Marie, geboren am 20. Decbr. 1669 und Johann Wilhelm, welche der Mutter sorgsamer Pflege anvertraut wurden. Ungeachtet der häufigen Besuche durchreisender fremder Herrschaften ließ Marie ihren Kindern nichts abgehen, stellte aber auch ihre Foderungen an die Kammercasse um so höher. So reichte sie am 21. Febr.

---

23) Vgl. Lünig's teutsches Reichsarchiv, part. spec. continuat. II, 594 sq. J. A. Chr. von Hellfeld's Geschichte der erloschenen herzogl. jena'schen Linie 2c. S. 33 fg. kennt zwar diese Urkk., hat sie aber verkehrt angesehen, und sogar aus den 20,000 70,000 Mfl. gemacht. Dieses Büchlein ist der erste Versuch einer Specialgeschichte dieser fürstl. Seitenlinie, hat aber noch Vieles zu wünschen übrig gelassen.

24) Was die Herzogin an Früchten empfing, wurde mit eingerechnet. So hatte man ihr z. B. 110 Eimer Wein à 1 Thaler mit ausdrücklicher Bedingung angerechnet, daß derselbe vom jena'schen Gewächse sein müsse.

1681 eine dahinzielende Vorstellung bei dem Obervormunde ein, die weder den Absichten desselben, noch den Kräften der Kammercasse, welche mit Schulden zu kämpfen hatte, entsprach. Doch verwilligte eine am 17. Mai desselben Jahres getroffene Übereinkunft 700, statt der gefoderten 1500 Thlr. zur Erhöhung ihrer Witthumsgelder, und zur Verbesserung des Hofstaates ihrer Kinder wurden 1200 Thlr. zugelegt, sodaß die Fürstin jährlich 5500 Thlr. und ihre Kinder 2200 Thlr. nach genauern Vorschriften genossen [25]). Frühere Bitterkeiten des Ehestandes, worüber sie sich zwar mit dem Gemeinspruche, qui craint Dieu, sort de tout! zu trösten gewußt haben soll, hatten ihre Kränklichkeit unheilbar gemacht, sodaß sie am 24. August 1682 in ihrem 51. Jahre starb, nachdem sie durch ein Testament vom 16. August 1679 ihre beiden Kinder zu unbeschränkten Erben eingesetzt hatte. Das Vermögen aber war, weil sie immer hatte zusetzen müssen, zusammengeschmolzen; daher auch ihre Vermächtnisse für die Diener, Hausarme und Studenten nur mittelmäßige Summen austrugen. Ihr Leichnam wurde mit Gepränge in der Stadtkirche beigesetzt. Ihre Kinder aber hatten kein beneidenswerthes Loos, und von schwächlichen Ältern geboren, war blos

Charlotte Marie von einer dauerhaften Gesundheit, aber desto unangenehmern Verhältnissen ausgesetzt. Ein Jahr nach ihrer Mutter Tode wurde sie, 14 Jahre alt, schon mit Herzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar verlobt und mit ihm am 1. Nov. 1683 zu Eisenach vermählt. Ihre Mitgift bestand in 16,000 Thlr. Ehegeld und 11,428 Fl. 12 Gr. Schmuckgeldern. Zugleich nöthigte man sie zu feierlicher Verzichtleistung auf Ansprüche aller Erbschaften, die nicht von der Mutter herflossen. Charlotte Marie war von angenehmem Äußern, liebreichem Wesen, mittler Größe und guter Erziehung, doch ohne Festigkeit des Charakters und leichtsinnig; allein die siebenjährige kinderlose Ehe war voll von Unfrieden, Zwist und gegenseitigen Beschuldigungen, welche von den Eigenschaften der Fürstin sowol, als von der Herrschsucht und Hitze des Herzogs ihren Ursprung genommen haben mochten. Als sie nun einst ohne des Gemahls Zustimmung eine Reise zu unternehmen wagte, ließ sie derselbe steckbrieflich verfolgen, verhaften und nach Weimar zurückbringen, wo sie in Gefangenschaft schmachten mußte, bis eine, aus Juristen und Theologen bestellte Commission zu J. sie am 23. Aug. 1690 von dem Fürsten mit der Bedingung trennte, daß ihr, sobald sie die Zustimmung ihrer Verwandten dazu erhalten hätte, wie ihm wieder zu heirathen frei stehe. Allein beide vermählten sich nicht wieder. Charlotte Marie zog zu ihrem Bruder nach J., wo dieser unter vormundschaftlicher Aufsicht studirte, aber nach dessen frühzeitigem Tode wurde ihr der Aufenthalt in dem dortigen Schlosse streitig gemacht. Schon bei der bräutlichen Ausstattung betrogen, in der unzufriedenen Ehe knapp und kärglich gehalten, kämpfte sie mit Schulden, da die Summen für versetzte Juwelen nicht ausreichten, und nach der Scheidung mußte sie von „einem Orte zum andern wegen Mangels an gehöriger Verpflegung" wandern, als ihr zu Ringleben, einem damals zu Eisenach gehörenden Dorfe, die nöthigsten Lebensmittel mangelten, während ihre Ansprüche auf die bewegliche Hinterlassenschaft ihres Bruders, die nicht gering war, das Erbe ihrer Mutter und was sie als Rückstand von Weimar zu fodern hatte, eine Summe bildeten, die ihr einen anständigen Unterhalt verschafft haben würde. Dieses durchzusetzen war die Aufgabe des mitleidigen Herzogs Friedrich von Sachsen-Gotha, der sich der Herzogin annahm und ihr gestattete, sich an beliebigen Orten seines Landes aufzuhalten. Es kam seit Ende des J. 1690 zu Unterhandlungen mit dem weimarischen Hofe, der aber allerhand Einwendungen, besonders die räthselhafte eisenacher Verzichtleistung der Fürstin zu seinen Gunsten anzuführen wußte, während die Prinzessin den erlittenen Schimpf wegen steckbrieflicher Verfolgung in Anregung brachte, und 200,000 Thlr. zur Tilgung der Schmach verlangte. Weimar aber wollte blos von dem kärglichen Unterhalte wissen, der ihr allem Anscheine nach nicht einmal gereicht wurde, da sie laut der bis jetzt noch verschleierten Nachrichten [26]), vom gotha'schen Hofe ihren Unterhalt zog, wofür sie, zu Folge eines in Ichtershausen am 4. October 1692 ausgestellten Bekenntnisses, ihr freies Erblehngut Porstendorf und Neuengönna, die an Weimar zu fodernden Ehegelder und was sie sonst noch besaß, verpfändete. Herzog Wilhelm Ernst aber entriß ihr mit List das porstendorfer Gut, weshalb ein zweiter Proceß entstand, der an den Kaiser Leopold I. gelangte. Dieser beauftragte den Landgrafen von Hessen-Cassel, die Sache zu schlichten. Charlotte Marie erhielt ihr Gut zurück und verkaufte es 1694 dem eisenacher Hofmarschall von Wurm, und tilgte mit der gelösten Summe ihre Schulden. Nach kümmerlichem unsicherm Umherziehen bestimmte ihr der gotha'sche Hof erst 1693 3000 Thlr. jährlichen Unterhalt und den beliebigen Aufenthalt auf irgend einem herzoglichen Schlosse; zugleich verwilligte Herzog Friedrich die Zahlung ihrer dringendsten Schulden und die Einlösung ihrer zu Hamburg, Erfurt und Halberstadt verpfändeten Kostbarkeiten. Sie führte aber fortwährend ein äußerst sorgenvolles Leben, da sie entweder nicht zu wirthschaften verstand, oder durch die verdrießlichen Händel in immerwährende Krankheit gestürzt, gewissenlosen Dienern preisgegeben worden war. Durch Herzogs Friedrich Verwendung kamen endlich die Klagen wegen der von Weimar geweigerten Befriedigung ihrer Ansprüche im J. 1701 an den kais. Hof, welcher den Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz zum Schiedsrichter bestellte. Am 1. Decbr. desselben Jahres beschied dieser die streitenden Parteien in den Gasthof zum Propheten in Erfurt, um einen gütlichen Vergleich zu versuchen. Allein vergebens, und so schied Charlotte Ma-

25) Dem Prinzen waren 300 Thlr. und seiner Schwester 500 Thlr., und für die Kost Beider 400 Thlr. davon bestimmt, das Übrige empfingen 17 ihnen dienende Personen.

26) J. A. Chr. v. Hellfeld gebührt das Verdienst, zuerst einige, doch mangelhafte, Nachrichten aus Handschriften über diese Fürstin gegeben zu haben. Die wahren Ursachen zur Ehescheidung hat er aber auch nicht mitgetheilt. Vgl. Dessen Geschichte der erloschenen jena'schen Linie Herzogs Bernhard II. (Jena 1828).

rie bei diesem Gezänke zu Tonna im Herzogthume Sachsen-Gotha im 34. Jahre ihres Alters 1703 von dieser Welt. Dort liegt sie auch begraben. Ihr jüngerer Bruder

Johann Wilhelm, der Siebente seines Namens in der Ernestinisch-sächsischen Stammlinie, und der Jüngere in Rücksicht seines ältern gleichnamigen Vetters, des Herzogs von Sachsen-Eisenach, war zu J. am 28. März 1675 geboren und drei Jahr alt, als er seinen Vater durch den Tod verlor. In seinem achten Jahre verlor er seinen Oheim und Vormund Johann Ernst von Sachsen-Weimar, und drei Jahre später seinen zweiten Vormund, Herzog Johann Georg von Sachsen-Eisenach, welcher ihn seit dem Sommer 1683 zu sich nach Eisenach genommen hatte. Nun gerieth er seit dem 19. Sept. 1686 unter die Vormundschaft seines Schwagers, des Herzogs Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar trotz der auf Hausverträge und nähere Anwartschaft gegründeten Widersprüche Johann Georg's des Jüngern von Sachsen-Eisenach. Doch blieb Johann Wilhelm bei seiner Pflegemutter, der Herzogin Johannette von Eisenach, bis ihn die Obervormundschaft am 12. Jul. 1687 zur Fortsetzung der Studien auf die jena'sche Hochschule schickte. Johann Wilhelm hatte schon seit seinem vierten Jahre Unterricht empfangen, und sich dadurch sowol, als durch gleichbleibende gute Erziehung an unermüdete Thätigkeit gewöhnen müssen, wobei ihn der frühzeitige Hang zum Festungsbau, zu allen der Mathematik verwandten Wissenschaften und zum Zeichnen freiwillig antrieb. In J. wurde seine Ausbildung mannichfaltiger und vielseitiger, und reizte sein Streben nach ungewöhnlichen Dingen, wie sein Sinnspruch: Non est mortale, quod opto! schon andeutet. Obschon auch in körperlichen Bewegungen und Künsten nicht vernachlässigt, behielt er den von Kindheit an empfangenen siechen Leib bei, welcher mit scharfen, beschwerlichen Flüssen, wozu sich Husten und Schnupfen gesellte, in abwechselnden Jahreszeiten behaftet war. Diese Kränklichkeit stimmte ihn religiöser als gewöhnlich, sodaß man von ihm rühmt, er habe bis zu seinem Tode die Bibel neun bis zehnmal durchgelesen. Mit trefflicher Fassungskraft des Geistes, angenehmer Bildung des Leibes und seltener Unerschrockenheit begabt, machte er sich bei der Akademie so beliebt, daß er einmal erst zum Rector derselben gewählt, nachmals immer wieder für diese Würde bestimmt wurde. Die erste Wahl geschah 1688, und die Übernahme des Amtes am 23. Febr. desselben Jahres mit außerordentlichem Gepränge. Auch er hielt, wie früher sein Vater an diesem Tage in der Stadtkirche eine oratio inauguralis, worauf von Professoren und Verehrern eine Menge Reden gehalten und Gedichte abgesungen wurden, die in eine Sammlung gebracht und gedruckt, mit dem Brustbilde des Prinzen und einem Kupferstiche des Ehrenbogens, durch welchen sich der feierliche Zug bewegte, geziert einen ansehnlichen Folianten bilden und der Nachwelt von dem Enthusiasmus löbliches Zeugniß ablegen, mit welchem die Jenenser den letzten Sprößling ihres fürstlichen Hauses feierten, während der Vormund, Herzog Wilhelm Ernst, dieses Fest durch eine Gedächtnißmünze mit der Inschrift: Tuetur et ornat, verherrlichte. Johann Wilhelm starb aber, am 26. Oct. 1690 an den Blättern erkrankt, schon am darauf folgenden 4. Nov. in seinem 16. Lebensjahre voll von Standhaftigkeit und Ergebung, nachdem ihm kurz vorher eine vereitelte Erbschaft an Land und Leuten durch das Aussterben des sachsen-lauenburger herzoglichen Geschlechtes blos einen Zuwachs seines Titels — Herzogs von Engern und Westfalen — erworben hatte. Wegen des eingetretenen Erbstreites vergaß man, dem fürstlichen Leichnam in der Stadtkirche bei seinen Ältern die angemessene Ruhestätte anzuweisen. Erst am 19. Febr. 1691 geschah es des Nachts und am folgenden Tage die kirchliche Trauer. Mit Johann Wilhelm erlosch dieser Ernestinisch-sächsische Nebenzweig [27]). *(B. Röse.)*

III. Die Universität. Die Universität J. verdankt ihre Entstehung dem unglücklichen Ausgange des sogenannten schmalkaldischen Bundeskrieges. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen verlor nach der Schlacht bei Mühlberg den 23. April 1547 nicht blos seine Freiheit, sondern wurde auch durch die wittenberger Capitulation genöthigt, mit der Kurwürde auch dem Besitze des Kurkreises für sich und seine Nachkommen zu entsagen, was beides auf den Herzog Moritz von Sachsen überging. Mit dem Kurkreise ging auch für ihn die von ihm mit besonderer Vorliebe gepflegte Universität Wittenberg verloren; er ließ daher, diesen Verlust zu ersetzen und eine neue Universität in seinen Erblanden anzulegen, eine seiner ersten Sorgen sein. Die Verhandlungen hierüber leiteten die beiden Räthe des Kurfürsten, Brück und Burckard, welche bei der durch die Gefangenschaft des Vaters verwaisten fürstlichen Familie in Weimar zurückgeblieben waren, und zogen dabei den Bischof von Naumburg, Nikolaus von Amsdorf, in der Folge auch Philipp Melanchthon zu Rathe [28]). Mit letzterem war eine besondere Conferenz in Nordhausen veranstaltet worden. Die Angelegenheit wurde mit solchem Eifer und solcher Eile betrieben, daß schon im März des J. 1548 das neue Paedagogium provinciale oder Gymnasium academicum eingeweiht werden konnte. Der Kurfürst selbst hatte zum Sitz derselben J. gewählt, theils wegen der angenehmen und gesunden Lage [29]) des Orts, theils wegen des natürlichen Reichthums der Gegend und der Wohlfeilheit der

---

27) Benutzt wurden außer den genannten Schriften Schmidt's Gesetzsammlungen, 5. u. 8. Bd., Glafey's Kern der sächsischen Geschichte, Rüdiger's sächs. Merkwürdigkeiten, M. Adr. Beier's Architectus Jenensis, die akademischen Gelegenheitsschriften über die Herzoge Bernhard II. und Johann Wilhelm, der christfürstl. Lebenslauff der Durchl. Fürstin und Frau Marie rc., der Christfürstl. Lebenslauff des weyland Durchl. Fürsten und Herrn Johann Wilhelm, Ötter's Sammlung historischer Nachrichten, 2. Bd., Tenzel's Ernestinisches Medaillen-Cabinet, 3. Th., Seb. Müller's sächs. Annalen, verglichen mit Galetti's thür. Geschichte und de Wette's kurzgef. Lebensgesch. der Herzoge zu Sachsen. 28) *Melanchthon.* Epp. Lib. II. p. 149. Lib. V. p. 219 sq. Epp. ad Stigelium edit. *Danzio.* N. 28. Ratzenberger in C. Renat. Hausen, Gesch. der Protestanten in Teutschland (Halle 1767). 1. Th. Beil. S. 125 fg. 29) Keine protestantische Universität hat so viele bis zu einem hohen Alter gelangte Lehrer, als Jena. Im J. 1726 waren nur allein in der juristischen Facultät vier Mitglieder von 81, 79, 77 und 70 Jahren.

Lebensmittel[30]). Viktorin Strigel und Johann Stigel waren die ersten auf die neue Universität berufenen Lehrer, Studenten aus Erfurt und Wittenberg ihre ersten Schüler; Melanchthon war nicht zu bewegen gewesen, dem an ihn ergangenen Rufe zum Professor auf derselben zu folgen[31]). Stigel hielt Vorlesungen über griechische und lateinische Classiker und über die Kunst der Beredsamkeit, Strigel aber über Philosophie und Geschichte, später auch über Melanchthon's Locos theologicos. Zu ihnen kam im J. 1549 Ehrh. Schnepf, als Professor der Theologie, dem vom J. 1554 an Johann Schröter, von Wien hierher gerufen, und Matthias Flacius folgten.

Nachdem endlich durch die glücklichen Bemühungen des Professors Schröter, früher kaiserl. Leibarztes, das zur Errichtung einer Universität erfoderliche kaiserl. Privilegium in gewünschter Art unterm 15. Aug. 1557 ausgefertigt und mit der eigenhändigen Unterschrift Ferdinand's I. versehen, nach J. gekommen war, wurde die solenne Inauguration der Universität den 2. Febr. 1558 vorgenommen. Die Zahl der bei der Inauguration inscribirten Studenten betrug 162, zu denen für das Winterhalbjahr noch 71 kamen, und für diese 233 Studenten hatte die Universität schon 24 Lehrer, als 4 in der theologischen, 5 in der juristischen, 2 in der medicinischen und 13 in der philosophischen Facultät.

Die bald nach der Einweihung unter den Theologen der wittenbergischen und jena'schen Schule, sowie unter den Juristen[32]) und Theologen zu J. selbst entstandenen Streitigkeiten, die leidenschaftliche befangene Theilnahme der Regierung an denselben, die daraus hervorgegangenen Amtsentsetzungen und Verhaftungen mehrer Professoren, die damit zum Theil zusammenhängenden Rottirungen, Bewegungen, Unruhen und Tumulte unter den Studenten, waren nichts weniger als geeignet, die junge Universität besonders emporzubringen. Während Wittenberg, auf dessen Ruin es bei diesen Streitigkeiten mit abgesehen war, einen jährlichen Zuwachs von 6—700 Studirenden erhielt, mußte J. mit 150 bis höchstens 230 zufrieden sein. Im J. 1562 und dem darauf folgenden war ein einziger und noch obenein wenig bedeutender Mann, Johann Stößel, Professor der Theologie, und im J. 1569 mußten mit einem Male vier Professoren der Rechtsgelehrsamkeit, und unter diesen der berühmte Matth. Wesenbeck, vier Professoren der Philosophie und ein Professor der Arzneigelahrtheit, theologischer Grillen wegen[33]), die Universität verlassen. Eine im J. 1570 angeordnete Generalvisitation brachte zwar das durch so viele Unbilden und verfehlte Maßregeln der Regierung in Unordnung gerathene Universitätswesen einigermaßen wieder in Ordnung, aber auch nur auf kurze Zeit; denn etwa im J. 1573, wo die große Kirchenvisitation in den Ernestinischen Landen gehalten wurde, entstand sogar eine gänzliche, ein ganzes Halbjahr dauernde Vacanz in der theologischen Facultät. Nun wächst aber vom J. 1574 an die Zahl der Studirenden fortwährend, und vom J. 1589 an war eine lange Reihe von Jahren hindurch die Zahl der jährlich Inscribirten fast nie unter 300, einige Male aber selbst über 400. Die stärkste Frequenz der Universität im ersten Jahrh. der Existenz fällt in das Decennium vom J. 1613—1622, in welchem 3833 Studirende immatriculirt wurden; die stärkste Frequenz aber in der ganzen Zeit ihres Daseins, grade ein Jahrh. später, von 1713—22, wo der Neuangekommenen 6630 waren; im J. 1717 kamen allein 778 an. Die Mittelzahl der jährlich Inscribirten des ersten Jahrhunderts ist 282, die des zweiten aber 581. Den schwächsten Zufluß im ersten Jahrhundert erhielt die Universität in dem J. 1579 und 1580, wo sie der Pest wegen nach Saalfeld verlegt worden war, nämlich nur 144; im zweiten Jahrhundert im J. 1767, wo 347 die Matrikel erhielten, und in den ersten 60 Jahren des dritten Jahrhunderts, im J. 1806, wo aus leicht begreiflichen Ursachen es im Wintersemester nur 31 wagten, zu den im Sommer Inscribirten, 66 nach J. zu kommen; die stärkste dagegen im J. 1792, wo 453 Neuangekommene gezählt wurden. Die Mittelzahl in diesen 60 Jahren ist 264. Die Mittelzahl der in den letzten 22 Semestern von Ostern 1827 bis Michaelis 1837 in J. studirenden Inländer ist 291, die der Ausländer 209. Die meisten Inländer befanden sich daselbst im Sommer 1827, nämlich 355; die wenigsten im Wintersemester 1837, nämlich 232; die meisten Ausländer im Winter 1828, nämlich 278; die wenigsten im Winter 1837, nämlich 147. Die Mehrzahl der Studirenden bestand von je her aus Theologen, daher auch die ersten sechs Convicttische 1569 ausschließlich für Theologiestudirende gestiftet wurden. Das zahlreichste Lehrerpersonal hatte die Universität im J. 1798, 7 in der theologischen, 7 in der juristischen, 13 in der medicinischen und 27 in der philosophischen Facultät, zusammen 54.

Im ersten Jahrhundert bestanden bei der Errichtung der neuen Lehranstalt sieben andere Lutherische Universitäten in Teutschland, und es kamen vier neue hinzu; im zweiten Jahrhunderte noch vier: Kiel, Halle, Göttingen und Erlangen.

Die Mittel zur Erhaltung der Universität kommen nach den darüber geschlossenen Verträgen[34]) zur Hälfte von der weimarischen Linie des Sachsen-Ernestinischen Hauses, und zur andern Hälfte von der gotha'schen Linie. Diese Mittel waren in den ersten Zeiten noch sehr gering, und mehre der Professoren in der philos. Facultät hatten kaum etwas über 100 Mfl. fixes Einkommen. Noch im J. 1643 betrug

30) Vgl. dagegen *Melanchthonis* Epp. edit. *Bretschneider*. N. 1346. 31) Warum Melanchthon nicht nach Jena gegangen ist? s. Strobel, Neue Beiträge zur Literatur. III, 2, 131 fg. 32) Einen Beweis von der Art, wie es bei diesen gelehrten und ungelehrten Fehden zugegangen, geben zum Theil Basil. Monner in seiner Orat. de Calumniis, quibus Diabolus asseverat, Jurisconsultos a gubernatione rerum publicarum amovendos esse, welche er den 16. Febr. 1559 mit großem Beifall gehalten, und die Beschreibung der Wesenbeck'schen Händel mit den Theologen, bei Salig, Historie der augsburg. Confession. I, 579 fg. 33) Die aber doch dem Superintendenten Wolff zu Cahla wichtig genug schienen, um die Bürger von der Kanzel herab zu warnen, ihre Söhne nach Jena zu schicken.

34) s. Achat. L. C. Schmid, Zuverläss. Unterr. v. d. Verfassung d. herzogl. sächs. Gesammtakademie zu Jena (Jena 1772). S. 52 fg.

Digitized by Google

die Besoldung des ersten Professors der Theologie und der Medicin nicht mehr als 200 Mfl., die des ersten Professors in der juristischen Facultät 230 Mfl. und die des Professors der Moral in der philosophischen Facultät, eines Mannes, der das Amt eines akademischen Lehrers schon 32 Jahre verwaltet hatte, 100 Mfl. In theuern Zeiten oder bei besondern Veranlassungen wurden die Professoren durch außerordentliche Zuschüsse unterstützt. Obschon aber die firirten Erhaltungsmittel nicht von Erheblichkeit waren, so scheuten doch die Fürsten keine Ausgabe, wenn es galt, der Universität irgend einen preiswürdigen Vortheil zu verschaffen oder einen tüchtigen Mann für sie als Lehrer zu gewinnen. So wurden im J. 1662 dem Professor Heerbrand in Tübingen 1000 Gulden Gehalt angeboten, wenn er Tübingen mit J. vertauschen wollte, wozu er aber keine Lust bezeigte. Zu eigenem Vermögen kam die Universität durch allerlei Verhältnisse und Schenkungen (aber erst im J. 1633 erfolgte die ihr gleich bei der Stiftung verheißene Fundation mit Gütern): durch die vom letzten Grafen Ludwig von Gleichen an die Herzoge Ernestinischer Linie übergegangene Herrschaft Remda, und durch das nach dem Tode Anton Friedrich Vitzthums von Apolda heimgefallene Gut Apolda, von deren Einkünften drei Viertheile der Besoldungen bestritten werden sollten. Es war hauptsächlich der berühmte Theolog Johann Gerhard, der bei den fürstlichen Höfen in außerordentlichem Ansehen stand, durch dessen Verwendung die Universität ihre Fundation erhielt. Jetzt betragen die Unterhaltungskosten der Universität nahe an 40,000 Thlr. Die Vermögensverwaltung ist seit dem J. 1817 in den Händen einer eigenen Commission. Was die Universität dabei gewonnen, zeigt der jetzige Zustand ihrer Finanzen.

Die jetzige Verfassung der Universität, soweit dieselbe gesetzmäßig ist, lernen wir aus dem Statut kennen, welches im J. 1829 in Druck erschienen ist. Man erkennt in demselben das Bestreben, das Republikanische der frühern Einrichtung dem Monarchischen näher zu bringen und die frühern innungsmäßigen gelehrten Leistungen den in das Lehrercollegium Eintretenden zu erleichtern. Zu den einflußreichsten Begebenheiten für den Zustand der Universität gehört ohne Zweifel die Reorganisation derselben durch eine besonders dazu ernannte, sich der Sache mit edler Liebe und Eifer annehmende Commission, die um 8000 Thlr. vermehrten firen Einkünfte derselben, die Errichtung eines akademischen Witwenfiscus, die Verwandlung der Convictoriumsanstalt in eine freiere Speiseanstalt, die Errichtung einer Quästur zur Einnahme der Collegienhonorare, die Verlegung des Sitzes eines Oberappellationsgerichts nach J., die Verbindung desselben mit der Juristenfacultät und die Ernennung eines Curators der Universität, jetzt des Präsidenten vom Oberappellationsgericht.

Unter den wissenschaftlichen Sammlungen steht nicht ohne Auszeichnung die Universitätsbibliothek oben an. Die Grundlage derselben ist die kurfürstliche Bibliothek zu Wittenberg, welche von da nach Jena gebracht und 1548 zum freien Gebrauch der Studienanstalt aufgestellt wurde. Ihre Vermehrung geschah hauptsächlich durch Legate, namentlich das Arumäische, Sagittarische, Birckner'sche, und Buder'sche, und Ankauf und Einverleibung von Privatbibliotheken, namentlich der Bose'schen, Danzischen und Büttner'schen. Literarische Schätze und Seltenheiten sind ihr besonders durch die kurfürstliche Bibliothek zu Theil geworden, als eine fast vollständige Sammlung von Aldinischen Ausgaben der griechischen und lateinischen Classiker; viele altteutsche und altfranzösische Manuscripte, als die berühmte Handschrift der Minnesänger, welche die Manessische Sammlung ergänzt, auch den Krieg von Wartburg vervollständigt, ferner mehre, die sich auch durch treffliche Malereien und andere Denkwürdigkeiten auszeichnen; ein böhmisches Manuscript, Antithesis Christi et Antichristi betitelt u. s. w. Aus der Sagittarischen Bibliothek sind ihr mehre nicht werthlose historische Handschriften zugekommen; die Danzische Bibliothek hat sie mit einer schönen Sammlung rabbinischer Schriften bereichert; die Buder'sche Bibliothek sie in den Schriften über die Specialgeschichte Teutschlands und das Staatsrecht ergänzt, und die Büttner'sche sie mit den besten Reisebeschreibungen und Schriften zur Sprache und Sprachenkunde versehen. Die Gesammtzahl der Bücher mag sich wol über 150,000 belaufen [35]).

Nächst der Universitätsbibliothek sind das großherzogl. mineralogische Museum nebst Petrefactensammlung, das zoologische und osteologische Cabinet zur vergleichenden Anatomie und der botanische Garten, als zum Theil sehr achtbare Sammlungen anzusehen. Von dem mineralogischen Museum wird nicht nur der große Reichthum der Sammlung, sondern auch das Prachtvolle und Ausgesuchte der einzelnen Exemplare, sowie die reichen Suiten aus den Ländern fast aller Erdtheile, als die Aufmerksamkeit der Mineralogen besonders in Anspruch nehmend, genannt [36]).

Die der Universität zur Besorgung und Benutzung zugewiesenen medicinisch-praktischen Anstalten haben zwar nicht das Weite und Großartige von dergleichen Anstalten in Wien, Berlin u. s. w., aber desto mehr empfehlen sie sich durch ihre für die Bildung der Studirenden höchst zweckmäßige Einrichtung und die Geschicklichkeit und nützliche Thätigkeit der dabei angestellten Vorsteher und Lehrer. Es begreifen aber diese medicinisch-praktischen Anstalten 1) die von J. Chr. Stark 1781 als Privatanstalt gegründete, und sieben Jahre später zu einer öffentlichen Bildungsanstalt erhobene ambulatorische Klinik [37]); 2) das im J. 1803 errichtete und 1811 zu einer Landesanstalt erhobene Landeskrankenhaus, dem seit 1824 ein neues, besser eingerichtetes Local mit hinreichendem Raume für 40 Betten zugewiesen worden ist [38]);

35) Güldenapfel's jena'scher Universitäts-Almanach (Jena 1816). S. 301 fg. 36) Über diese und ähnliche Sammlungen s. Historisch-topographisches Taschenbuch von Jena und seiner Umgebung, herausgeg. von J. C. Zenker (Jena 1836). S. 53 fg. 37) Die Zahl der in der ambulatorischen Klinik behandelten Kranken beträgt in neuerer Zeit über 1000. 38) Die Zahl der Kranken, welche zu gleicher Zeit im Landeskrankenhause verpflegt und behandelt werden, beträgt in der Regel 20 bis 30; im Durchschnitte jährlich zwischen 90 bis 100.

3) das Entbindungsinstitut, verbunden mit einer Hebammenschule. Das Entbindungsinstitut besteht überhaupt seit dem J. 1778, in seiner bessern Einrichtung und größern Ausdehnung aber seit dem J. 1825 [39]); 4) das Landesirreninstitut in einem eigenen, seit 1801 errichteten Gebäude, zu dem 1826 noch ein besonderes für Tobsüchtige bestimmtes und eingerichtetes Haus kam [40]).

Unter den wissenschaftlichen Anstalten, die für Naturstudien vorhanden sind, gehört auch die großherzogl. Sternwarte mit dem meteorologischen Institute. Die erste ist im J. 1812 im vormaligen v. Schiller'schen Garten errichtet worden; das zweite, welches den Zweck hat, zur Beförderung der Meteorologie entsprechende Beobachtungen anzustellen, besteht überhaupt seit 1821, in seiner jetzigen Verfassung aber seit 1833. Mit der Universität stehen beide nur in weiterer Verbindung, indem sie der Oberaufsicht über unmittelbare Anstalten für Kunst und Wissenschaft untergeben sind.

Enger mit derselben verbunden sind: das philologische Seminarium, das theologische und das Predigerseminarium. Das philologische Seminarium wurde eröffnet den 25. Jan. 1818. Als Hauptzweck desselben bestimmen die Gesetze: denjenigen, welche sich dem Studium der classischen Alterthumswissenschaft widmen, durch besondere Vorträge und Übungen eine höhere Ausbildung zu gewähren, und namentlich diejenigen, welche sich als Lehrer an Schulen und Universitäten einst wirksam zu sein bestimmt haben, zu dem künftigen Berufe vorzubereiten. Die Übungen der Mitglieder bestehen theils in Interpretation und Kritik griechischer und lateinischer Classiker, theils in schriftlichen Ausarbeitungen über philologische Gegenstände und darüber zu haltende Disputationen — Alles in lateinischer Sprache [41]). Die jetzt dabei thätigen Lehrer, deren Name schon hinreicht, auf die Leistungen desselben aufmerksam zu machen, sind die Professoren Eichstädt, Hand, Göttling.

Zu gleicher Zeit mit dem philologischen bildete sich auch das theologische Seminarium [42]), welches zur gelehrten Selbstbildung studirender Theologen bestimmt ist. Zur Erreichung dieses Zwecks üben sich die Mitglieder desselben sowol im Disputiren über theologische Gegenstände aus allen Fächern, theils nach bloßen Sätzen, theils nach kleinen Abhandlungen, als auch im Interpretiren des A. und N. T., wo sie selbst über eigene Abschnitte der Bibel exegetische Vorlesungen halten, oder in dem Vortrage anderer Aufgaben aus der Dogmatik, biblischen Theologie, Moral, Kirchen-, Dogmengeschichte rc. Jetzt stehen demselben vor und befördern durch rühmlichen Eifer den Zweck desselben, die von der gelehrten Welt mit Auszeichnung genannten Professoren Baumgarten-Crusius und Hoffmann.

Das Predigerseminarium oder Pastoralinstitut bestand seit dem J. 1812 als blos homiletisches Seminarium bis zum J. 1817, wo mit demselben auch das katechetische Institut verbunden wurde, welches nur praktische Anweisung zum ersten Unterricht in der christlichen Religion mit besonderer Berücksichtigung der katechetischen Form beabsichtigt. Die Pflichten und Geschäfte der Mitglieder des homiletischen Seminariums beziehen sich hauptsächlich auf die von ihnen beim akademischen Gottesdienste zu haltenden Predigten [43]). Unter der Leitung des ebenso bescheidenen als gelehrten, ebenso geschickten als treufleißigen Schott befand sich dasselbe in einem sehr blühenden Zustande [44]).

Unter der Oberaufsicht über unmittelbare Anstalten für Kunst und Wissenschaften hat J. auch eine Thierarzneischule, bei welcher außer dem Director, jetzt Professor Renner, noch ein Gehilfe oder Prosector, ein Lehrschmied und ein Aufseher über das Inventarium angestellt sind. Im Winterhalbjahre werden die Anatomie der Hausthiere, desgleichen allgemeine und specielle Pathologie und Therapie ihrer eigenthümlichen Krankheiten nebst der thierärztlichen Arzneimittellehre, sowie auch der Hufbeschlag vorgetragen und zootomische Übungen vorgenommen. Im Sommerhalbjahre folgen die thierärztliche Chirurgie, Geburtshilfe, gerichtliche Thierheilkunde und äußere Pferdekenntniß mit der Gestütskunde; auch wird von dem Director die vergleichende Anatomie gelehrt [45]).

Die großherzogl. Lehranstalt für Chemie trat im J. 1811 ins Leben. Zu einem dem Professor der Chemie zu seinen lehramtlichen Functionen angewiesenen Auditorium und Laboratorium kam bald eine ziemlich reiche physikalisch- und technisch-chemische Bibliothek, ein chemischer Apparat und in der neuesten Zeit ein zur Ausführung chemischer Operationen eigens eingerichtetes Laboratorium. Jetzt befindet sich die Anstalt im Gebrauche des berühmten Döbereiner.

Das pharmaceutische Institut wurde zuerst im J. 1821 von dem Prof. Göbel, jetzt in Dorpat, errichtet, und kam nachher unter die Leitung des Prof. Wackenroder. Dieses Institut, an sich eine Privatunternehmung, schließt sich jedoch der Universität unmittelbar an, und zwar so, daß die Theilnehmer an demselben als immatriculirte Studirende alle diejenigen akademischen Vorlesungen besuchen, welche bei einem gründlichen Studium der Pharmacie vorausgesetzt werden, und daher auch im Lehrcursus des Instituts vorgeschrieben sind. Dieser Lehrcursus ist auf den Zeitraum von einem Jahre festgesetzt. Es erfreut sich dasselbe fortwährend einer lebhaften Theilnahme, und zählt bis jetzt nahe an hundert Mitglieder aus den verschiedenen Ländern Teutschlands, aus der Schweiz, Dänemark und Rußland [46]).

39) Die Zahl der jährlichen hier vorkommenden Geburten ist zwischen 48 bis 50. 40) Geisteskranke, welche alljährlich im Irrenhause behandelt werden, zählt man im Durchschnitte 30 bis 40. 41) Cf. Annales Academiae Jenensis, ed. *H. C. Abr. Eichstädt.* Vol. I. (Jen. 1823. 4.) p. 179 sqq. 42) Cf. Annales. p. 183 sqq.

43) Eine ausführliche Nachricht von dieser Anstalt findet sich in H. A. Schott's Beschreibung des homiletischen Seminariums der jena'schen Universität (Jena 1816). 44) Über die dermalige Einrichtung der sämmtlichen von der theologischen Facultät geleiteten Seminarien vgl. Rheinwald's Repertorium. Jahrg. 1838. Februar- und Märzheft. 45) s. Zenker, Histor.-topograph. Taschenbuch von Jena. S. 89 fg. 46) s. Wacken-

Neben diesen besondern Bildungsanstalten befinden sich jetzt in J. auch mehre gelehrte Gesellschaften und Vereinigungen, deren Zweck auf die weitere wissenschaftliche Ausbildung der Studirenden gerichtet ist. Dahin gehört auch die großherzogliche lateinische Gesellschaft, welche im J. 1733 von dem vier Jahre darauf verstorbenen außerordentlichem Prof. der Philosophie G. L. Herzog als Privatverein gestiftet wurde, aber bald darauf die öffentliche Autorisation und für die Statuten der Gesellschaft die erfoderliche Sanction erhielt. Der nächste Zweck derselben war, durch fortgesetzte Lectüre lateinischer Classiker und Übung im lateinischen Styl zu einer gründlichen Kenntniß der römischen Literatur und zu einer Fertigkeit im Sprechen und Schreiben der lateinischen Sprache zu gelangen. Selbst Männer von Verdiensten und ausgezeichnetem Rufe als Gelehrte, ein J. Matth. Gesner, ein Petr. Wesseling, ein G. Ant. Gori, ein J. Jac. Reiske, ein J. Bapt. d'Ansse de Villoison u. v. A. m., sagten derselben ihre Theilnahme zu. Der jetzige Director derselben ist der wahre Prof. der lateinischen Beredsamkeit durch Lehre und Beispiel, H. C. Abrah. Eichstädt [47]). Vor Stiftung der lateinischen Gesellschaft hatte sich hier eine teutsche Gesellschaft unter der Benennung: der teutschen Sprache beflissenen Gesellschaft, und unter der Direction des Mag. Fabricius im J. 1728 gebildet, die aber zu Anfange dieses Jahrh., ohne Bedeutendes gewirkt zu haben, wieder eingegangen ist [48]).

Die großherzogl. naturforschende Gesellschaft wurde im J. 1793 von dem Prof. A. J. G. C. Batsch gestiftet zu dem Zweck, theils die Naturkunde überhaupt und ihre einzelnen Zweige zu erweitern, theils den Studirenden in Jena zu eigenem Beobachten und Untersuchen der Natur Gelegenheit zu geben. Sie besitzt eine nicht unansehnliche Sammlung von Naturkörpern aus allen drei Reichen der Natur, eine Bibliothek und einen Apparat von physikalischen Instrumenten, unter welchem besonders eine Luftpumpe von Körner und eine große Voltaische Batterie zu bemerken sind. Durch den Tod des Prof. Batsch im J. 1802 ging ihr die Hauptstütze ihrer Thätigkeit und ihres Ansehens verloren. Seit dem J. 1805 hat die Gesellschaft keine Versammlungen mehr gehalten [49]).

Die großherzogl. Gesellschaft für die gesammte Mineralogie verdankt ihr Dasein dem im J. 1831 im hohen Alter verstorbenen Bergrath und Prof. J. G. Lenz. Sie war ursprünglich eine Privatgesellschaft, bis sie im J. 1803 zu einer großherzoglichen erhoben wurde. Nach der Absicht des Stifters sollten durch dieselbe die Bemühungen aller Kenner der Mineralogie gleichsam in einem Punkte vereinigt, und durch vervielfachte Mittheilungen die Ausbildung dieser Wissenschaft befördert, auch die Studirenden für das Studium derselben gewonnen und aufgemuntert werden. Die Gesellschaft ist ein Beweis, was unausgesetzte Thätigkeit und Eifer, Begeisterung für die Sache und ein nicht zu erschütternder Muth zu leisten im Stande sind. Sie begann mit wenig Mitgliedern unter den Studirenden und einem Fonds von wenigen Thalern, und ist jetzt nicht nur im Besitz einer ansehnlichen Bibliothek, sondern auch einer der reichsten Mineraliensammlungen (das jetzige großherzogl. mineralogische Museum) und zählt fast alle ausgezeichneten Mineralogen unter ihren Mitgliedern. Der jetzige Director derselben ist der herzogl. altenburgische Geheime Hofrath und Professor C. F. Bachmann [50]).

Diese Anführungen werden hinreichen, um sich zu überzeugen, daß die jena'sche Universität mit Recht als eine mit wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen wohl versehene betrachtet werden könne. Außer diesen öffentlichen Anstalten bestehen aber auch in ihr mehre Privatvereine, deren Zweck auf größere wissenschaftliche Ausbildung gerichtet ist, z. B. die exegetische Gesellschaft unter Leitung des Kirchenraths Hoffmann, die Gesellschaft für das Studium der arabischen Sprache unter Leitung des Prof. Stickel, das juristische Seminarium unter der Direction des Prof. Danz u. a. m.

Die Blüthenzeit der jena'schen Universität ist von zweierlei Art: die eine, rücksichtlich der Frequenz, in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., die zweite während der Regierung des verstorbenen Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach, Karl August, hauptsächlich vom J. 1787 bis zum J. 1806. In dieser Zeit hat sich im Reiche der Wissenschaften nichts Großes und Bedeutendes ereignet, woran J. nicht Antheil, und oft einen großen, ja den größten gehabt hätte. Von den gefeiertsten Namen unter den Gelehrten waren viele Namen jena'scher Professoren; seinen akademischen Lauf in J. gemacht zu haben, eine akademische Würde in J. erlangt zu haben, als Privatdocent in J. aufgetreten zu sein, gereichte einige Jahrzehnte zu einer besondern Empfehlung; ein Ruf nach J. galt unter den Gelehrten für eine Art von Decoration und einen jena'schen Professor für sich zu gewinnen, wurde bei andern Universitäten für ein Glück gehalten. Wie in Weimar Dichtkunst, Beredsamkeit, Musik und alle die heitern Künste des Geschmacks gleichsam zu Hause zu sein schienen; so hatten in J. die ernsten Wissenschaften des Denkens und des Forschens in den Tiefen des menschlichen Geistes, der Natur, der Geschichte und des Menschenlebens ihre Wohnung genommen.

---

roder, über die wissenschaftl. Ausbildung junger Pharmaceuten rc. (Jena 1826), und Ebend. Ankündigung u. Plan des pharmaceutischen Instituts zu Jena (1828). Auch Zenker a. a. O. S. 64 fg.

47) Über ihre Geschichte s. *Eichstädt*, Acroasis pro Societatis Latinae Jenensis instauratione (Jen. 1800); von ihren Leistungen geben Zeugniß die Exercitationes Soc. Latinae Jenensis (Lips. 1747. 48). II, 8., und die Acta Societatis Latinae (Jen. 1752—56). V, 8. 48) s. C. Ghf. Müller, Nachr. von der teutschen Gesellsch. zu Jena (Jena 1753). 49) s. Neue Statuten der naturforschenden Gesellschaft zu Jena (Jena 1800), auch Güldenapfel a. a. O. S. 292 fg.

50) s. J. F. H. Schwabe, Histor. Nachricht von der Societät für die gesammte Mineralogie (Jena 1801), und Dess. fortgesetzte histor. Nachrichten (Ebend. 1804). Was durch sie geschehen, ersieht man zum Theil aus den Annalen der herzogl. Societät für die gesammte Mineralogie, herausg. von Lenz u. Schwabe (Jena 1802—11). IV, 8.

Um mit demjenigen den Anfang zu machen, wovon alle Wissenschaft ausgeht, und worauf, als auf das unterste Fundament, sich alle wissenschaftliche Bildung stützt, mit der Philosophie; so hat J. das ganz besondere Glück gehabt, die berühmtesten und einflußreichsten Denker neuerer Zeit und teutschen Ursprungs, einen einzigen ausgenommen, unter seinen Lehrern zu sehen. Und selbst diesen würde J. den seinigen genannt haben, wenn sein Aufenthaltsort nicht Königsberg gewesen und die philosophische Speculation mehr Anklang und Beifall gefunden hätte. Aber obschon Kant nicht J. angehören sollte, so verdankt dagegen seine Philosophie das Glück, das sie gemacht, und die Anerkennung, die sie gefunden, hauptsächlich mit den Schriften und Vorlesungen eines C. Chr. Erh. Schmid und eines C. Leonh. Reinhold, sowie der Probation, welche ihr die hiesige Allgemeine Literaturzeitung angedeihen ließ. An die Stelle Reinhold's, der im J. 1794 einem Rufe nach Kiel folgte, kam J. G. Fichte, der mit seiner Wissenschaftslehre eine eigene philosophische Schule gründete, zu welcher sich in J. selbst F. Imm. Niethammer, F. C. Forberg und J. Bapt. Schad bekannten. Im Sommer 1800 ging Fichte von J. weg, jedoch hatte sich schon vier Jahre vorher F. W. Jos. Schelling nach J. gewendet, um Fichte zu hören und seit 1798 selbst mit einem neuen philosophischen System, dem man den Namen der All-Eins-Lehre gab, sein Glück versucht. Neuheit, Originalität, lebhafter Vortrag, verschafften ihm als akademischen Lehrer einen ganz außerordentlichen Beifall. Als auch dieser im Sommer 1804 J. verließ, trat G. W. F. Hegel, mit Schelling durch ein gemeinschaftliches Vaterland und sonst noch verbunden, nachdem er über die Differenz der Fichte'schen und Schelling'schen Philosophie geschrieben, mit einem System der Philosophie auf, das seine Wurzel in dem Schelling'schen hatte, gehört aber J. nur bis zum J. 1806 an, wo er nach Bamberg ging, um daselbst zu privatisiren. Zugleich mit den beiden zuletzt Genannten lebten auch in Jena A. W. Schlegel, F. Schlegel, Jac. F. Fries und C. Chr. F. Krause, lauter Männer von großem literarischen Rufe und einer weitverbreiteten wissenschaftlichen Wirksamkeit; den Schluß dieser philosophischen Glanzperiode für J. machte Lor. Oken, der im J. 1807 als außerordentlicher Professor der Medicin von Göttingen nach J. kam, und mit vielem Beifall Naturphilosophie vortrug.

Den nächsten Antheil an dieser Glanzperiode der philosophischen Facultät hatte die medicinische. So viel ausgezeichnete Ärzte hatte zu gleicher Zeit J. noch nie gehabt. Chr. Gfr. Gruner, wie früher Ge. Wffg. Wedel, der gelehrteste Arzt seiner Zeit, und auch allgemein dafür anerkannt; Just. Chr. Loder, als Lehrer der Anatomie und medicinischen Anthropologie mit Ehre genannt, beliebt und nützlich; J. Chr. Stark der Ältere, mit einem weitverbreiteten Rufe als glücklicher, praktischer Arzt, dessen Vorlesungen über ärztliche Politik den Mann von reicher Erfahrung am Krankenbette beurkundeten; Chr. W. Hufeland, der nach einem achtjährigen Aufenthalte in J. sich zu einem solchen Rufe erhoben, daß er, wie fast hundert Jahre früher Ge. F. Stahl aus dem Bereiche des weimarischen Hofes als königl. preuß. Leibarzt nach Berlin abgerufen wurde. Auf kürzere Zeit haben auch C. Himly und Fidel. Ackermann medicinische Lehrstellen zu J. bekleidet. Die mit der Heilwissenschaft in enger Verbindung stehenden Naturwissenschaften haben besonders würdige Vertreter an Batsch, seit 1786 außerordentl. Prof. der Naturgeschichte, unsterblich für die Wissenschaft durch seinen Versuch, ein natürliches Pflanzensystem zu gründen; an J. F. A. Göttling, dessen Name sich in vielen wichtigen chemischen Entdeckungen erhalten wird; an Oken, dessen Pflanzen- sowol, als Thiersystem nicht weniger Aufmerksamkeit erregt, als sie Beifall gefunden haben.

Für das Studium der orientalischen Sprachen sind die Namen eines J. Gfr. Eichhorn, H. Eberh. G. Paulus, J. Sever. Vater, J. Gfr. L. Kosegarten, sowie für die Sprachen des classischen Alterthums und dessen Studium die Namen des genialen Chr. Gfr. Schütz und des ebenso genialen C. Reisig, gewiß Namen, die aller Achtung werth sind.

Unter den Juristen sind J. A. v. Hellfeld, C. F. Walch, G. Hufeland, Andr. Jos. Schnaubert, P. J. Anselm Feuerbach, And. F. Just. Thibaut, Chr. W. Schweitzer, unter den Theologen aber E. Jac. Danov, J. Jac. Griesbach, J. Chrph. Döderlein, Paulus, J. Phil. Gabler und H. A. Schott wol als Männer zu nennen, auf deren Besitz J. stolz zu sein Ursache hat.

In der Geschichte der akademischen Disciplin tritt J. als diejenige Universität hervor, auf welcher das Unwesen des Duellirens und der Pennalismus am meisten überhand genommen. Die Kleinheit der Stadt und das daraus hervorgehende Zusammendrängen der Studenten in einen engen Raum, die dadurch nothwendig herbeigeführten öftern und heftigen Reibungen unter denselben mußten dem ganzen Studentenleben einen besondern Charakter anbilden, zu dem es in größern Städten nicht würde haben kommen können. Beleidigungen der eingebildeten Studentenehre und Verbindungen zu Ausbrüchen jugendlichen Muthwillens mußten hier weit öfter vorkommen als anderwärts. Dagegen aber hat auch J. das Verdienst, dem Pennalismus am kräftigsten entgegengewirkt zu haben, und den Ruhm, daß man von Seiten der Studirenden auf keiner andern Universität so oft Versuche zur Abstellung des Duellwesens gemacht hat. Übrigens kann man im jena'schen Studentenleben in den letzten hundert Jahren drei Hauptabschnitte machen: die Zeit der vorherrschenden Landsmannschaften, die Zeit der sich hervordrängenden Studentenorden und die Zeit der aufstrebenden allgemeinen Burschenschaft. Das Entstehen der Studentenverbindungen in J. unter der Form geheimer Orden ist nicht mit Gewißheit zu ermitteln. Die Namen des Faßbinderordens, des Concordien-, Bier-, Stern- und Kreuzordens kommen zwar schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vor, und im J. 1767 erging ein Mandat gegen dieselben; aber über das Alter ihres Bestehens erfährt man nichts.

Einige historisch-statistische Bemerkungen mögen den Schluß dieses Artikels machen.

Als die Universität sich der stärksten Frequenz erfreute, hatte sie in den ersten drei Facultäten kaum zwei außerordentliche Professoren und etwa drei öffentlich angestellte Privatdocenten. Die berühmtesten Lehrer, welche J. in frühern Zeiten gehabt, sind auch alle in J. gestorben. Im J. 1724, wo weit über 500 immatriculirt wurden, betrug das Alter der ordentlichen Professoren in den drei ersten Facultäten für jeden einzelnen 64 Jahre; dagegen zu Ausgang des J. 1776 kaum 41 Jahre. Der stärkste Professorenwechsel war in dem J. 1569, wo auf einmal 11, und 1575, wo auf einmal 12 Professoren die Universität verließen. In den Jahren, wo die Frequenz am größten war, kamen auf einen öffentlich angestellten Lehrer etwa 110—125 Studenten; in neuern Zeiten hat es Jahre gegeben, wo auf einen öffentlich angestellten Lehrer sieben bis acht Studenten im Durchschnitt gekommen sind. Als die Universität am stärksten war, kostete den Nutritoren ein Student etwa 6—7 Thlr.; seit zehn Jahren aber immer zwischen 65—80 Thlr.

Die größten Vielschreiber unter den Professoren lebten zu der Zeit, wo die meisten Studenten in J. waren. Da lebten J. Franz Buddeus, Burkh. Gtf. Struve und Ge. Wfg. Wedel, unter deren Namen über 3600, 3500 und 950 Bogen in Druck erschienen, die unter fremdem Namen geschriebenen Dissertationen nicht mit gerechnet [51]). (*J. T. L. Danz.*)

IV. Die Schlacht bei Jena. Am Abende des 13. Oct. 1806 standen die preußisch-sächsische Armee unter dem Fürsten von Hohenlohe bei Kapellendorf, deren Vortruppen unter den Generalen Tauenzien und Holzendorf, in Closwitz, Lützerode, Isserstädt, dem isserstädter Forst, und in den Dörfern nördlich von Nerkwitz bis in die Gegend von Camburg, 43 Bataillons, 62 Escadrons, 12 Batterien, das Reservecorps unter dem General Rüchel, 18 Bataillons, 20 Escadrons, 2 Batterien bei Weimar; die französische Hauptarmee unter dem Kaiser Napoleon, wie folgt: das dritte Corps (Prinz von Ponte Corvo) bei Flämingen, das vierte Corps (Soult) auf dem Scheidepunkte der von Gera nach Jena und Naumburg führenden Straße, das fünfte Corps (Lannes) bei Jena, das sechste Corps (Ney) bei Rode, das siebente Corps (Augereau) bei Kahla, die Infanterie der Garde in Jena: etwa 50,000 Preußen und Sachsen gegen 100,000 Franzosen ꝛc., ungerechnet der Reservecavalerie Murat's (20,000 Pferde), die nur zum Verfolgen, nicht zur Entscheidung, ins Gefecht kam.

Bereits am 13. war ein lebhaftes Gefecht bei Jena dadurch entstanden, daß die Franzosen den Landgrafenberg besetzten und die preußisch-sächsischen Vorposten bis Closwitz, Lützerode und an die Schnecke zurückdrängten. Fürst Hohenlohe war vorgerückt, hatte den General Tauenzien aufgenommen, die Franzosen bis an den Landgrafenberg zurückgeworfen, und grade den Angriff auf dieselben geordnet, als ein Befehl des Herzogs von Braunschweig eintraf, der jede Offensive verbot. Dieser Befehl, dessen Befolgung das Einsehen der Stärke des Feindes bei Jena hinderte, muß als erste Ursache des unverhältnißmäßigen Kampfes am nächsten Tage angesehen werden, mit der Überzeugung, einen um das Doppelte überlegenen Feind vor sich zu haben, wäre am 13. ein Rückzug auf die Hauptarmee noch ausführbar gewesen. So aber blieb die wahre Stärke des Gegners unerkannt und die Armee ihr ruhig gegenüber.

Zwischen fünf und sechs Uhr am Morgen des 14. hatte General Tauenzien die am Dornberg und Pfarrholze stehenden Bataillons einige hundert Schritte gegen Cospoda und Closwitz vorgehen lassen, als das Corps von Lannes, das vom Landgrafenberg aus vorging, um der debouchirenden Armee Raum zur Aufstellung zu geben, mit ihnen zusammentraf. Es entstand inmitten des dichten Nebels, der die Gegend einhüllte, ein Gefecht, dessen Einzelnheiten genau anzugeben unmöglich, nur das gewiß ist, daß die nach und nach in dasselbe verwickelten preußisch-sächsischen Truppen sich mit Ausdauer, auch momentan mit Erfolg schlugen, und der Feind, der weder ihre Stärke noch Stellung übersehen konnte, mit einiger Unsicherheit manövrirte, sodaß, ungeachtet seiner großen Überlegenheit, das Gefecht mehre Stunden dauerte, und erst dann entscheidend werden konnte, als gegen neun Uhr der Nebel von der Sonne etwas niedergedrückt wurde. Sofort rückten unter dem Schutze des nun mit Sicherheit gerichteten Geschützfeuers vom Landgrafenberg die Franzosen vor und warfen das Corps Tauenzien's in theilweiser Auflösung bis gegen Vierzehnheiligen zurück. Während dessen Verfolgung durch Tirailleurs und Cavalerie stellte Lannes die Masse seines Corps rechts vorwärts von Lützerode in der Richtung nach Altengönne auf, rückte die Gardeinfanterie auf den Dornberg, das Corps Ney und ein Theil des Corps Augereau durch die Schluchten von Cospoda auf die Höhe von Lützerode, Front gegen den isserstädter Forst, eine Division vom Corps Soult durch das Rauthal nach dem Lohholze, wo sie das Corps Holzendorf, das von Rödigen aus gegen Closwitz vorrücken wollte, mittels eines stehenden Feuergefechts (gegen zehn Uhr) so lange festhielt, bis französische Cavalerie von der Schäferei her anrückte, die feindliche warf, den Widerstand der Infanterie erschütterte und dadurch den Rückzug des Corps in der Richtung nach Stobra erzwang. Um eilf Uhr Mittags passirte das letzte preußische Bataillon Nerkwitz.

Schon gegen acht Uhr, als das Feuer bei Closwitz und Lützerode immer zunahm, ließ General Grawert seine bei Kapellendorf lagernde Division (10 Bataillons, 15 Escadrons, 4 Batterien), in der Richtung von Kleinromstedt links abmarschiren, was der Fürst Hohenlohe,

51) Es ist zu verwundern, daß die Universität Jena bis jetzt noch keine öffentliche, vollständige, pragmatische Geschichte hat, da doch viele andere weniger bedeutende Universitäten die ihrigen haben. Einzelnes ist zwar über Jena genug vorhanden, Erzählungen besonderer Begebenheiten und Ereignisse, Nachweisungen über den Zustand derselben zu gewissen Zeiten, Lebensbeschreibungen und Charakteristiken ihrer Lehrer, Nachrichten von mehren seiner Anstalten ꝛc.; nur eine zusammenhängende Geschichte derselben ist noch nicht im Druck erschienen. Eine solche Geschichte aber müßte, bei so vielem Eigenthümlichen, was die Universität in ihrer Regierungs- und Verwaltungsform gehabt hat und zum Theil noch hat, von großem Interesse sein.

obgleich in dem Wahne, daß ein ernstlicher Angriff an diesem Tage nicht stattfinden werde, genehmigte. Von Kleinromstedt ging die Cavalerie in Escadrons mit großen Intervallen gegen Vierzehnheiligen vor, die Infanterie folgte, und trat nach einem kurzen Halt an dem zwischen Großromstedt und Vierzehnheiligen liegenden Gehölz zum Angriff en Echelon auf die das Corps Tauenzien verfolgenden feindlichen Truppen an, warfen dieselben zurück, verfolgten sie jedoch nicht. Vierzehnheiligen blieb längere Zeit von beiden Theilen unbesetzt; ein Officier wurde mit der schriftlichen Ordre zum schleunigen Heranrücken zum General Rüchel geschickt, den er bei Umpferstädt fand. Einige Bataillons vom Corps Tauenzien mußten von hier aus als gefechtsunfähig zurückgeschickt werden; der Rest des Corps schloß sich der Division Grawert's an; auch die sächsischen Truppen kamen heran und die Armee nahm zwischen zehn und eilf Uhr folgende Position ein: 15 Bataillons, 39 Escadrons rückwärts Vierzehnheiligen bis Hermstedt; 6 Bataillons, 3 Escadrons rechts rückwärts dieser Linie, Front gegen Isserstädt; 9½ Bataillons, 4 Escadrons, in und rückwärts um Isserstädt bis zur Schnecke, 1 Bataillon 2 Escadrons Front gegen den schwabhäuser Grund. Das Corps Rüchel sollte gegen den linken, das Corps Holzendorf gegen den rechten Flügel des Feindes wirken. Der Marschall Ney hatte sich indessen mit 4 Bataillons, 6 Escadrons durch das Corps Lannes durchgezogen, war grade gegen Vierzehnheiligen vorgegangen und hatte durch seine Cavalerie eine Batterie erobert, um deren Besitz sich ein Reitergefecht entspann, das anfänglich für die Preußen, zuletzt aber für die Franzosen siegreich sich entschied. Folge war, daß die nachrückende Infanterie das Dorf nahm, theils besetzte, theils daneben sich in Quarrés bildete. Da das Corps Lannes zur Unterstützung herankam, den linken Flügel der feindlichen Aufstellung bedrohte, den isserstädter Forst mit Tirailleurs und Geschütz angriff, so entspann sich bald auf der ganzen Linie ein für die preußisch-sächsischen Truppen nachtheiliges Feuergefecht, zwei Versuche zur Wiedernahme des Dorfes blieben fruchtlos, auch das Anzünden durch Granatenwürfe konnten den Feind nicht vertreiben, der die in regelmäßigen Salven feuernde Linie mit einem verderblichen Kugelregen beschüttete. Ein allgemeiner Cavalerieangriff auf die rechte Flanke der Franzosen sollte dem wachsenden Unheile begegnen, aber das hörbare Zurückgehen des Feuers bei Stobra, wo Holzendorf im Nachtheil focht, und das Anrücken zahlreicher Colonnen gegen den isserstädter Forst, hemmten jede Offensive; es blieb nichts übrig, als in der genommenen Stellung das Eintreffen Rüchel's zu erwarten.

Während dessen war Holzendorf völlig geschlagen, durch Bernadotte von Dornburg her nach Buttelstädt gedrängt, und das Corps Soult wendete sich gegen Hermstedt, der linken Flanke des Feindes zu, indeß Lannes und Augereau durch die Wegnahme Isserstädts dessen rechte Flanke bedrohten. Der Fürst Hohenlohe mußte vor diesen überlegenen Streitkräften den Rückzug antreten, der Anfangs auch in Ordnung blieb, durch das heftige Ausdrängen des Feindes aber bald zerstört wurde und theilweise in Auflösung überging. So erreichten die Verfolger Kapellendorf, als General Rüchel mit 18 Bataillons, 18 Escadrons jenseit des Dorfes anlangte, während die rechte Flügeldivision der preußisch-sächsischen Armee sich noch unangegriffen an der Schnecke befand. Es war zwei Uhr Nachmittags. Der General, den Stand der Schlacht und die aus diesem hervorgehende Nothwendigkeit des Festhaltens der siegreichen Gegner — um die bereits geschlagene Armee, namentlich die noch intacte Division an der Schnecke zu retten — gänzlich verkennend, wollte mit seinen 15,000 Mann durch eine rasche Offensivbewegung den unrettbar verlorenen Sieg erfechten, und nahm zur Ausführung dieses mehr als kühnen Entschlusses die mindestens sonderbare Maßregel, seine Kraft zu theilen. Sieben Bataillons, sechs Escadrons nämlich ließ er als Reserve auf verschiedenen Punkten hinter dem Defilé von Kapellendorf vertheilt, führte den Überrest durch dasselbe, ließ ihn zwischen Kötschau und Romstedt aufmarschiren und durch die ihm noch überwiesenen Theile der sächsischen Cavalerie, seinen rechten Flügel decken. Dann griff er den ihm gegenüber formirten dreifach überlegenen Feind durch eine Echelon-Attake aus der Mitte mit aller Kunstgerechtigkeit des Exercirplatzes an, wurde aber durch ein verheerendes Geschütz- und Flintenfeuer und ein schnelles Umfassen seines linken Flügels nach einem kurzen, mörderischen Kampfe zurückgeworfen, er selbst schwer verwundet. Erst hinter Kapellendorf gelang es, die geschlagenen Truppen bei den Reserven wieder zu ordnen; ihren Rückzug, vereint mit den Trümmern der Division Grawert und Tauenzien, führte der letztere nach Osmannsstedt, mit Ausnahme jedoch der sächsischen Cavalerie, die nach einem tüchtigen Gefechte mit französischer Cavalerie gegen Hohlstedt abzog, als die Infanterie geschlagen war.

Am Ostrande des Webichtbusches, wo ein Theil der Reserve des Corps von Rüchel nebst einigen noch geordnet gebliebenen sächsischen Bataillons à cheval der Chaussee Stellung nahmen, um den allseitig hier zusammenströmenden Flüchtlingen Raum und Zeit zu schaffen, kam es nochmals zu einem Gefechte mit einem Theile der herangekommenen Reservecavalerie Murat's, das nach kurzem Widerstande mit einem neuen Rückzuge hinter die Ilm endigte. An die sächsische Cavalerie, welche nach Hohlstedt retirirt war, schloß sich der General Zeschwitz mit den Trümmern der Cavalerie der indessen gleichfalls zersprengten Division an der Schnecke, schlug sich nach Dennstädt durch, ging dort über die Ilm und erreichte am späten Abend Buttelstädt, wohin sich auch die Generale Tauenzien und Holzendorf gewendet hatten, während die sächsischen Truppen, welche am Webicht gefochten, sich nach Cölleda, die Reste der Division Grawert aber nach Erfurt warfen. Der Fürst Hohenlohe, dem es gelungen war, einige Cavalerieregimenter hinter Weimar zu sammeln, wollte mit diesen nach Liebstädt aufbrechen, um die Hauptarmee zu erreichen und unter ihrem Schutze seine geschlagenen Truppen zu sammeln, als er die Nachricht von dem Verluste des Treffens von Auerstädt erhielt. Er setzte seinen Rückzug inmitten der allgemeinen Auflösung über Daasdorf und Ollendorf nach

Schloß Vippach fort. Die Sieger folgten bis Weimar, Umpferstädt und Schwabsdorf. Das Corps von Bernadotte, das nur durch sein Erscheinen Antheil an dem Kampfe genommen hatte, lagerte bei Apolda *). (*Benicken.*)

JENA (Biogr.), 1) **Friedr. von J.**, wurde im J. **1620** zu Zerbst geboren, wo sein Vater, Peter von Jena, damals Oberbürgermeister war. Nachdem er das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt einige Jahre lang besucht hatte, studirte er die Rechte auf der Universität zu Jena, und beschloß seine akademische Laufbahn daselbst schon im J. **1640**, durch eine unter dem Vorsitze von Erasmus Ungebaur (oder Ungepauer) vertheidigte Disputation de mutuo; worauf er sich nach Zerbst zurückbegab und als Advocat daselbst prakticirte. Im J. **1650** wurde er zu Wittenberg Licentiat beider Rechte, und erhielt hierauf **1652** eine Professur der Rechte zu Frankfurt a. d. O., welche er bis **1655** bekleidete. Doctor der Rechte wurde er erst **1653** zu Wittenberg; wobei man ihm, da er reformirten Glaubens war, den damals üblichen Verpflichtungseid auf die **Formula Concordiae** bei der Promotion erließ. Literarisch machte er sich in dieser Zeit nur durch eine Anzahl akademischer Disputationen bekannt, die er für Andere verfertigte, und unter seinem Vorsitze von ihnen vertheidigen ließ [1]).

Aus welchem Grunde Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg sich veranlaßt fand, grade unsern Friedrich von Jena im J. **1655** zum Geheimenrath und Minister in Berlin zu ernennen, darüber schweigen meine Quellen; jedenfalls aber mußte er ihm nicht allein sehr gut empfohlen sein, sondern sich auch zeitig als sehr brauchbar bewähren; denn er wurde schon im September desselben Jahres als königl. Bevollmächtigter nach Marienwerder geschickt, um den Verhandlungen der wegen des schwedischen Kriegs zusammengetretenen preußischen Landstände beizuwohnen. In gleicher Eigenschaft nahm er **1656** Antheil an dem Tractate von Labiau, wodurch der Kurfürst von Brandenburg die Souverainetät über Preußen und Ermeland vom Könige Karl Gustav von Schweden zugestanden erhielt [2]).

Im J. **1657** ging Friedrich von Jena als brandenburgischer Gesandter zur römischen Kaiserwahl nach Frankfurt a. M., und **1658** war ihm die Vermittelung der Verhältnisse zwischen Schweden und Dänemark beim kaiserl. Hofe, sowie zugleich die Intercession zum Besten der schlesischen Protestanten übertragen; während er **1669** an dem polnischen Wahltage als preußischer Gesandter Theil nahm. Bei allen diesen Verhandlungen bewährte er sich, auch nach Pufendorf's Zeugniß, seinem Hofe als geschickter Staatsmann, und behielt dessen Vertrauen bis an seinen Tod. Er starb zu Berlin den **10.** September **1682** [3]).

2) **Gottfried von J.**, war der jüngere Bruder des nur genannten Friedrich's von Jena, und wurde den **20.** Nov. **1624** zu Zerbst geboren. Sein lebhafter Geist überwand bald die Hindernisse, welche für sein wissenschaftliches Streben aus seiner Kränklichkeit schon während der Schuljahre hervorgingen; wie er denn überhaupt an natürlichen Anlagen seinem Bruder weit überlegen war. Das Rechtsstudium betrieb er sowol zu Wittenberg, als auch zu Gießen und Marburg, und bereitete sich dann auf den künftigen Staatsdienst würdig vor, indem er mehre Jahre lang Teutschland, die Niederlande, England, Frankreich und einen Theil von Spanien und Italien durchreiste, und mit den besondern politischen Verhältnissen dieser Länder sich näher bekannt machte. Hierauf promovirte er im J. **1649** zu Heidelberg als Doctor der Rechte, und begann daselbst juristische Vorlesungen zu halten. Der gute Erfolg davon gab Anlaß, daß ihm nach einigen Jahren eine ordentliche Professur der Rechte übertragen wurde; im J. **1655** aber vertauschte er Heidelberg mit Frankfurt an der Oder, weil man ihn als Nachfolger seines Bruders dahin berief. Hier blieb er nun bis **1662**; da er sich nicht entschließen konnte, den im J. **1658** erhaltenen Antrag zur Rückkehr nach Heidelberg anzunehmen, so vortheilhaft auch die Zusagen dafür waren.

Mit dem J. **1662** führte ihn das Schicksal auf die Bahn, welcher er nun sein ganzes Leben hindurch treu bleiben sollte; er wurde nämlich auf den Vorschlag des Staatsministers, Freiherrn von Schwerin, an den Hof nach Berlin berufen, und erhielt hier nach erfolgter Ernennung zum Geheimenrath, die Bestimmung, als Gesandter zum Reichstage nach Regensburg abzugehen. In diesem Posten blieb er fünfundzwanzig Jahre lang, und vertrat hierbei nicht nur das Interesse seines Landesherrn, sondern arbeitete auch zugleich in den Angelegenheiten mehrer anderer teutschen Reichsstände; auch wurde er in diesen Geschäften durch seine Ernennung zum Kanzler der Regierung zu Minden (im J. **1663**) auf keine Weise gehindert, denn er verwaltete diesen letztern Posten nur eine ganz kurze Zeit im J. **1671** persönlich, und kehrte sehr bald wieder nach Regensburg zurück. Den

*) Vgl. Massenbach's Denkwürdigkeiten. II, 141—162. Bericht eines Augenzeugen rc. Moniteur p. 1302 u. 1303. *Jomini*, Rélation succincte de la bataille de Jena. Geschichte der Kriege in Europa rc. Th. VII. S. 55—67.

1) Die Titel dieser Abhandlungen sind folgende: a) De donationibus (resp. *J. H. Wisner*). (Francof. 1652. 4.). b) De Majestate et ejus juribus, quae vulgo regalia majora vocantur (resp. *H. B. de Kötschau*). (ibid. 1652. 4.). c) De Imperatore Romano-Germanico (ibid. 1653. 4.). d) De successione descendentium ab intestato (ibid. 1653. 4.). e) De Felonia (ibid. 1653. 4.) f) De actionum in heredes transitione (ibid. 1654. 4.). g) De thesauris (ibid. 1655). h) De causa conventionum et casu pro amico (resp. *J. C. Neander*. (ibid. 1655. 4.). i) Theses miscellaneae de jure civili, canonico, publico et feudali (ibid. 1655. 4.). Ich kenne von diesen Dissertationen nur die unter a. b. und h. aufgeführten aus eigener Ansicht; sie sind sämmtlich sehr mittelmäßig. Rücksichtlich einiger andern, die ihm auch zugeschrieben werden, sind selbst die Angaben bei Jugler (s. nachher Anm. 3) so unsicher, daß ich sie lieber ganz mit Stillschweigen übergehe. 2) Vergl. hierzu Pufendorf's Res gestae Friderici Guilielmi (Berlin 1695. Fol.). S. 1570 fg.

3) Benutzt wurden bei diesem Artikel J. C. Beckmann's Historie des Fürstenthums Anhalt (Zerbst 1710. Fol., Abth. VII. S. 344) und dessen Analecta de vitis Professorum Francofurtensium (Frankf. 1712). S. 221., sowie J. F. Jugler's Beiträge zur juristischen Biographie, Bd. 3. St. 1. (Leipzig 1777). S. 1—4.

Digitized by Google

aus Wien im J. 1665 erhaltenen Antrag, eine Reichshofrathsstelle dort anzunehmen, lehnte er ab, übernahm aber neben seinem bisherigen Posten noch im J. 1680 die Stelle eines Regierungskanzlers zu Magdeburg. Daß er die Verwaltung derselben im J. 1687 wirklich antrat, davon lag der Grund in seiner zu dieser Zeit erfolgenden Zurückberufung von Regensburg nach Berlin. Man war mit ihm unzufrieden, weil er sich durch seine Vielgeschäftigkeit hatte verleiten lassen, den gegen Teutschlands Integrität gerichteten feindseligen Vorschlägen Frankreichs williges Gehör zu leihen, und sogar bei der Cabinetsberathung mit seinen Collegen die Meinung zu unterstützen, daß zur Sicherheit des 1684 abgeschlossenen zwanzigjährigen Waffenstillstandes einige Städte des teutschen Reichs an Frankreich abgetreten werden möchten. Auch zeigte sich sehr bald, daß dieser Vorwurf, den er freilich möglichst zu entkräften suchte, nicht ungegründet war; denn Frankreich führte über seine Zurückberufung vom Gesandtschaftsposten die heftigsten Beschwerden.

Seit dieser Zeit lebte Gottfried von Jena als Regierungskanzler bis zu seinem am 1. Januar 1703 erfolgten Tode in Halle. Kurz vorher gründete er noch daselbst ein weltliches Stift für zehn adelige Fräulein reformirter Religion, wozu er sein Haus sammt einem Capitale von 50,000 Thalern vermachte; während er schon 1697 das Hospital „zur christlichen Liebe" für arme, gebrechliche Personen dort gestiftet hatte. Er hinterließ keine Kinder, obwol er zweimal verheirathet war.

Nach dem Urtheile seiner Zeitgenossen war von Jena ein sehr offener Kopf, der alle seine Geschäfte mit mehr als gewöhnlicher Leichtigkeit durchzuführen vermochte. Auch machte ihn die Annehmlichkeit des geselligen Tons, welche er sich angeeignet hatte, namentlich bei der französischen Gesandtschaft auf dem Reichstage, beliebt, und erhöhte so seinen Einfluß, zumal da er hiermit eine damals ziemlich seltene Kenntniß der neuern Sprachen, des Französischen, Englischen, Holländischen, Spanischen und Italienischen verband; obschon auch das classische Alterthum mit seinen Sprachen ihm nicht fremd geblieben war; wie unter andern seine ziemlich zahlreichen Schriften deutlich zeigen[4]).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

4) In Jugler's biogr. Nachr. über Gottfried von Jena (Beitr. zur jurist. Biograph. B. III. St. 1.) befindet sich S. 10—13 ein Verzeichniß von dessen Schriften, woraus ich hier nur folgende anführen will: 1) Die Dissert. theoretico-practica de lege commissoria (Francof. a. V. 1656. 4.), welche auch als besonderer Tractat ebendas. (1662, 12.) wieder gedruckt wurde, mit einem nicht vom Verf. herrührenden Anhange unter dem Titel: Centuriae tres selectissimarum regularum ex utroque jure. 2) Fragmenta de ratione Status (zuerst Frankf. 1660. 4., alsdann ebendas. 1667 und zuletzt Halle 1692. 4.). 3) Tractatus de Senatusconsulto Macedoniano, et incidenter de denunciatione evangelica (Frankf. 1662. 12.). Er ist der Meinung, daß dieses S. C. seinen Namen von einem ungerechten Wucherer erhalten. Seine beigefügte Ansicht von der denunciatio evangelica, deren Grund er in dem Festhalten der christlichen Liebe sucht, ward später namentlich von Thomasius angefochten. 4) In Caesarin. Fürstenerii tractatum de jure Suprematus ac Legationis Principum Germaniae notae et animadversiones Germanopoli (Coloniae 1682), (anonym, und gegen die gewohnheitsmäßigen Vorrechte der kleinern Reichsfürsten gerichtet.

JENATSCH (Georg), ein als Parteiführer und Krieger in den Kämpfen, welche im zweiten, dritten und vierten Jahrzehente des 17. Jahrh. Graubündten so schrecklich zerrütteten, merkwürdig gewordener Mann. Er war gebürtig aus dem Zehengerichten-Bund und bekleidete zu der Zeit, wo er zuerst in der Geschichte erscheint, die reformirte Pfarrstelle zu Samaden im Engadin. Nach der furchtbaren Ermordung aller Reformirten im Veltlin (Jul. 1620) und dem mislungenen Versuche, die Spanier wieder aus dieser bündtnerischen Herrschaft zu vertreiben, war der früher verbannte Pompejus von Planta, das Haupt der spanischen Partei, wieder auf sein Schloß Rietberg im Domleschger-Thale zurückgekommen. Hier wurde er den 25. Febr. 1621 von 18 Verschwornen, unter denen neben dem Anführer, dem Pfarrer Jenatsch, noch andere Geistliche aus dem von den Österreichern verheerten Münsterthal und Engadin waren, überfallen und getödtet. Von da an zeichnet sich Jenatsch in den vielen Gefechten, die in Bündten bis 1637 stattfanden, immer durch Muth, Einsicht und Tapferkeit aus. Als endlich im J. 1635 Frankreich den Krieg öffentlich gegen Österreich erklärt hatte, und unter dem Herzog von Rohan einen Heerhaufen durch die Schweiz nach Graubündten sandte, mit welchem sich 4600 Mann von Zürich, Bern, Solothurn, Uri, Schwyz, Freiburg und 6000 Bündtner vereinigten, um die Spanier und Österreicher ganz aus dem Gebiete der Bündtner zu vertreiben, trat auch Jenatsch als Oberst eines Regiments in diesem Heere auf, und trug sowol durch seine Tapferkeit, als durch seinen Rath bei Entwerfung der Operationsplane sehr viel bei zu dem Siege dieser Armee über die Österreicher und Spanier. Doch als nun die Franzosen aus Verbündeten Herren in Graubündten zu werden suchten, die Zurückgabe der wieder eroberten Herrschaften Cleven, Veltlin und Worms an die Bündtner verzögerten, und der französische Gesandte Lanier die Rolle eines übermüthigen Proconsuls spielte, während der kranke Herzog von Rohan seine redlichen Bestrebungen ganz gelähmt sah, entschloß sich Jenatsch mit mehren Andern, die bisher die entschiedensten Gegner der Spanier gewesen, ihr Vaterland nun auch von der französischen Tyrannei zu befreien. Sie traten heimlich mit Österreich und Spanien in Unterhandlungen. Jenatsch reiste selbst nach Insbruck und führte die Unterhandlungen mit großer Kunst und Gewandtheit; zugleich aber wußte er auch die Franzosen mit seltener Schlauheit über seine Zwecke zu täuschen. Als Alles vorbereitet war, traten die Verschwornen, 31 an der Zahl, zu Tomils zusammen, und gaben den 18. März 1637 das Zeichen zur Ergreifung der Waffen gegen die Franzosen. Unter Anführung von Jenatsch umringte das aufgestandene Volk dieselben, und es blieb dem Herzoge von Rohan nichts übrig, als mit seinen 5000 M. nach geschlossener Capitulation Bündten zu verlassen. Schon damals schien das Schicksal eines gewaltsamen Todes den Obristen Jenatsch zu ereilen. Der Marschall von Lecques drückte mit den Worten: c'est ainsi qu'on prend congé d'un traitre, eine Pistole auf ihn ab; allein der Schuß ging nicht los. Jenatsch übte nun einen ganz entscheidenden Einfluß auf alle Angelegen-

Digitized by Google

heiten und maßte sich zu Cleven eine beinahe unumschränkte Gewalt an. Allein den 24. Januar 1639 wurde er zu Chur bei einem Hochzeitfeste durch mehre Vermummte angegriffen. Von einer Kugel verwundet kämpfte er noch gegen seine Mörder, wurde aber von dem Streiche einer Art zu Boden gestreckt. Katharine Planta, die Tochter von Pompejus Planta, Gemahlin des Freiherrn von Travers-Ortenstein, soll diesen Streich mit der nämlichen Art geführt haben, mit welcher Jenatsch 18 Jahre früher ihren Vater erschlagen hatte. Jenatsch wurde mit militairischen Ehren begraben. Aber es erfolgte keine Untersuchung und die wohlbekannten Mörder, an deren Spitze Rudolf Planta, der Sohn von Pompejus, stand, wurden nicht beunruhigt. Dieser Rudolf Planta verlor dann aber 1640 bei einer Volksbewegung im Engadin das Leben. Es ist übrigens ungewiß, ob Jenatsch blos als Opfer der Privatrache der Planta fiel, oder ob französische Rachsucht, oder Eifersucht und Mistrauen gegen den allgewaltigen, furchtbaren Demagogen den Mord bewirkte. Es traute ihm Niemand und von seiner Gewaltthätigkeit waren wirklich neue Gefahren zu besorgen. Jene 31 Verschwornen hatten sich gegenseitig Gewalt über Leben und Tod gegen jeden Verräther zugesagt, und wenn auch der Mord nicht von ihnen ausging, so verdankten ihnen die Mörder doch ihre Straflosigkeit. (*Escher.*)

JENATZ, reformirtes Pfarrdorf im Canton Graubündten, im Zehengerichtenbund. Es gehört zum Hochgerichte Castels und liegt auf der linken Seite der wilden Lanquart sehr zerstreut am Abhange, sodaß es einen sehr lieblichen Anblick gewährt. Es werden hier zwei Jahrmärkte gehalten. Weiter hinauf, 3740 Fuß über der Oberfläche des Meeres, liegt ein von dem Dorfe benanntes Bad. Das Wasser ist kalt, aber sehr leicht, und enthält etwas Schwefel. Es wurde früher stärker besucht als in den neuesten Zeiten. (*Escher.*)

Jenaub, Khenaub, Khenab oder Chinab, s. d. Art. unt. Himalaya.

JENBACH, 1) ein reißender Wildbach der gefürsteten Grafschaft Tyrol, welcher in der Gegend von Walchsee im Landgerichte Kufstein, im Kreise Unter-Inn- und Wippthal entspringt, hierauf durch drei andere Bäche vergrößert wird, von seinem Ursprung sich mehr und mehr westwärts wendet und endlich innerhalb Kufstein zwischen Ebs und Niederndorf der bairischen Grenze gegenüber, am rechten Ufer in den Inn fällt. 2) Ein zur Herrschaft und zum Patrimoniallandgerichte Rottenburg gehöriges Dorf im unterinn- und wippthaler Kreise, im Viertel Innthal Tyrols, am linken Ufer des Innflusses, an der von Schwatz über Stans an den Achensee, nach dem Badeorte Kreut und nach Tegernsee führenden Seitenstraße auf einer mäßigen Anhöhe am Kaasbache gelegen, zwei Stunden nordwestwärts von Schwatz entfernt, mit einer eigenen kathol. Curatie der Pfarre Münster (Dekanat Fügen, Bisthum Brixen) von 811 Seelen, welche von zwei Priestern besorgt wird, einer dem heil. Wolfgang und Leonhard geweihten katholischen Kirche, einer Schule, einer Eisengießerei, einem Eisenschmelz- und Hammerwerke, einem Drahtzuge, einer Stahlraffinerie und drei Sensenschmieden. Weiße Farben und Schwerspath sind Erzeugnisse der hiesigen Privatindustrie. (*G. F. Schreiner.*)

JEND, ungar. Jóód und Jád, ein der adeligen Familie Szaplonczay gehöriges großes Dorf im obern Gerichtsstuhle (Processus) der marmaroser Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, im höchsten Theile des Comitats, in einem Seitenthale des Izaflusses zwischen hohen Bergen gelegen, deren Fuß der gleichnamige Bach bewässert, mit 179 Häusern, 1670 Einwohnern, welche bis auf 69 Juden, sämmtlich Wallachen und der katholischen Kirche zugethan sind, einer griechisch-katholischen Pfarre und Kirche und einer jüdischen Synagoge. Die Lipszky'sche Karte versetzt auf einen diesem Dorfe benachbarten Berg ein Kloster (?). (*G. F. Schreiner.*)

Jendrichau, Jendrichow (Geogr.), s. Jedrzychow.

Jenecquin (Biogr.), s. Jannequin.

JENESIEN, ein Dorf im Botzner- oder Etschkreise der gefürsteten Grafschaft Tyrol, einst der Hauptort und Sitz des ehemaligen Gerichtes dieses Namens, jetzt im k. k. Landgerichte Karneid und Jenesien, im Etschviertel auf dem Berge gleiches Namens gelegen, zwei Stunden nordwestwärts von der Stadt Botzen entfernt, wohin die Bewohner viel Gemüse und Obst zu Markte bringen, mit einer eigenen katholischen Pfarre von (1826) 907 Seelen, die zum botzner Dekanate des Bisthums von Trient gehört, und von zwei Priestern besorgt wird, einer dem heil. Genesio geweihten katholischen Kirche und einer Schule. Die Gegend ist freundlich, mit Weingärten und Obstbaumpflanzungen bedeckt, und erhebt sich auf dem rechten Ufer des Talferbaches, der bei Botzen in die Etsch fällt. (*G. F. Schreiner.*)

Jenibasar (Geogr.), s. Novibasar.

JENICHEN (Gottlob August), geboren den 9. Jul. 1709 zu Leipzig, der Sohn eines dortigen Advocaten, der ihm früh durch den Tod entrissen ward. Seine Großväter mütterlicher und väterlicher Seite, J. Horn und Georg Jenichen, beide Prediger, jener zu Leipzig, dieser zu Eutritzsch, sorgten gemeinschaftlich für die Erziehung des Knaben, dessen Fähigkeiten sich in frühem Alter entwickelten. Noch mehr verdankte Jenichen seinem Oheime, dem 1735 verstorbenen Professor der Moral und Politik, Gottlob Friedrich Jenichen, der ihn zu sich nahm und ihn durch Privatlehrer unterrichten ließ. J. S. Müller, L. Chr. Crell und J. U. König sorgten mit redlichem Eifer für die Bildung seines Geistes. In der Schulpforte, die er seit dem Jahr 1723 besuchte, waren Schreber und Freitag seine vorzüglichsten Lehrer. Mit gründlichen Vorkenntnissen ausgerüstet, eröffnete Jenichen (1726) seine akademische Laufbahn in Leipzig, wo er sich der Jurisprudenz widmete. Rechenberg, Rivinus, Franckenstein, Mascov und Bauer waren seine Hauptführer im Gebiete jener Wissenschaft. Philosophische Collegien hörte er bei seinem Oheime G. F. Jenichen, Rhetorik bei Schmidt und Jöcher, Geschichte und Politik bei Mencke. Unter Bauer's Vorsitze vertheidigte Jenichen (1727) seine Abhandlung: De feudo inofficiose quaesito, und hielt in dem genannten Jahre in der akademischen Kirche eine

Rede [1]), zu welcher der Professor der Theologie Samuel Deyling durch ein Programm [2]) eingeladen hatte. Im J. 1728 ward Jenichen Candidat der Rechte, und schrieb bei dieser Gelegenheit seine zu Leipzig in demselben Jahre gedruckte: Epistola, singularia quaedam de XX. viris doctis continens. Im J. 1729 ward Jenichen kaiserl. Notar, 1730 Magister und zugleich Doctor beider Rechte [3]). Seitdem verband er mit dem Wirkungskreise eines Advocaten akademische Vorlesungen, und erwarb sich durch mehre Schriften einen geachteten Namen in der Literatur. Mehre Anträge zu auswärtigen Lehrstellen, die von Wittenberg, Greifswalde und Upsala in Schweden in den Jahren 1735—1737 an ihn ergingen, hatte er abgelehnt. Doch ging er 1747 als Professor der Rechte nach Gießen, und eröffnete sein dortiges Lehramt mit der Rede: De eminentissimis Serenissimorum Principum Gentis Hasso-Darmstadianae virtutibus. Er starb mit dem Charakter eines hessen-darmstädtischen Hofraths, den er 1755 erhalten, den 1. April 1759 [4]).

Die Auszeichnung, von der kurmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften, der duisburger gelehrten Gesellschaft und der lateinischen Gesellschaft zu Jena zum Mitgliede ernannt worden zu sein, hatte Jenichen in mehrfacher Hinsicht verdient. Er war ein vielseitig gebildeter Mann, der sich durch glückliche Naturanlagen und rastlosen Fleiß mannichfache gelehrte Kenntnisse erworben hatte. Zu seinen Lieblingsstudien gehörte das Lehnrecht und die juristische Literärgeschichte. Er erwarb sich als Schriftsteller einen geachteten Namen in den genannten Fächern, in jenem besonders durch seinen Thesaurus juris feudalis [5]). Dies Werk zeichnet sich neben seiner Gründlichkeit auch durch Reinheit und Eleganz der Schreibart aus, die man seinem lateinischen Styl ohne Ausnahme nachrühmen kann. In seinen teutschen Schriften vermochte Jenichen nie ganz die Klippe der Weitschweifigkeit und leeren Declamation zu vermeiden. Von seinen literär-geschichtlichen Kenntnissen und zugleich von seinem rastlosen Fleiße zeigen sein juristischer Büchersaal, in welchem er Nachrichten von den neuesten juristischen Werken gab [6]); ferner *Lipenii* Bibliotheca realis juridica post *F. G. Struvii* curas recens. [7]) und die unparteiischen Nachrichten von dem Leben jetzt lebender Rechtsgelehrten [8]). Außer diesen und mehren andern Schriften, von denen Meusel ein vollständiges Verzeichniß geliefert hat [9]), ist Jenichen Verfasser einer Dissertation juristischer Abhandlungen. Zu den Gelehrten, deren Schriften er mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt herausgab, gehören besonders J. N. Gundling, A. Leyser, J. S. Brunquell, J. H. Mylius und J. C. Lünig.

Mit seiner gründlichen und umfassenden Gelehrsamkeit verband Jenichen den Charakter eines streng rechtlichen, wohlwollenden und friedliebenden Mannes. Ungeachtet es ihm, seinem eigenen Geständnisse zufolge, nicht an Gegnern fehlte, vermied er jede literärische Fehde, weil er, wie er äußerte, seine Zeit besser als zu nichtigen Wortkämpfen verwenden zu können glaubte [10]).

(*Heinrich Döring.*)

JENICZKOWA-LHOTA, ein mit der Herrschaft Patzau verbundenes, dem böhmischen Religionsfond gehöriges und zur Dotation des budweiser Bisthums dienendes Gut im taborer Kreise des Königreichs Böhmen, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte und dem Dorfe gleiches Namens, mit 32 Häusern und 192 czechischen Einwohnern, die sich mit Ackerbau beschäftigen. Das Dorf liegt auf der von der Kreisstadt nach Jungwoschitz führenden Straße und ist von Tabor nur drei Viertel österr. Straßenmeile nordnordostwärts entfernt.

(*G. F. Schreiner.*)

JENIDSCHE KARASU, eine am Karasu im Sandschak Galiboli des europäisch-osmanischen Ejalets Dsche-

1) De augustissimo Servatoris triumpho, Romanorum Imperatorum triumphis et pompae magnificentia et victoriae magnitudine utilitateque longissime anteponendo. 2) De triduana Jonae commoratione in ventre ceti non parabolica aut aenigmatica. 3) Seine Inauguraldissertation führt den Titel: De clerico nepote, exsule successionis in Geradam aviae maternae. (Lips. 1730. 4.) Gleichzeitig schrieb er ein Programm: De necessario tutorum in sponsalibus minorum contrahendis consensu, praesertim in Saxonia Electorali. (Lipsiae 1730. 4.) (Sehr vermehrt [Leipzig 1740. 4.] und abermals vermehrt in A. v. Leyser's Meditat. ad Pandectas. Vol. XI. p. 25—74). 4) Vgl. Götting. gel. Zeitung. 1743. S. 368 fg. 5) Continens optima atque selectissima Opuscula, quibus Jus feudale explicatur, illustratur atque emendatur. Ab Editore ordinatus ac suis annotationibus passim et opusculis auctus et locupletatus. Tom. I—III. (Francof. ad Moen. 1750—1754. 4.) Vgl. unparteiische Kritik über juristische Schriften. 1. Bd. S. 102 fg. 2. Bd. S. 477 fg. Allerneueste Nachrichten von juristischen Büchern. 8. Bd. S. 117 fg. 9. Bd. S. 32 fg. 10. Bd. S. 675 fg. Götting. gel. Zeitung. 1751. 71. St. S. 685. Leipziger gel. Zeitung. 1750. Nr. 24. 1752. Nr. 53. Erlanger gel. Anzeigen. 1750. 12. St.

6) Leipzig 1737—1739. 16 Theile in 2 Octavbänden. Fortgesetzt unter dem Titel: Allerneueste Nachrichten von juristischen Büchern, akademischen Abhandlungen, Deductionen rc. (Jena 1739—1747). (Nur die ersten 46 Theile gab Jenichen heraus; den 47. bis 76. J. A. Hofmann, und den 77. bis 80., mit welchem das Werk schloß, C. F. Walch in Jena.) 7) Lipsiae 1738. fol. (Cf. Nova Acta JCtorum. P. I. p. 1 sqq. Den juristischen Büchersaal. 1. Bd. 7. St. S. 563 fg.) Supplementa, emendationes et illustrationes ad Bibliothecam jurid. Lipenio-Jenichianam. (Lipsiae 1743. fol.) (Vgl. Allerneueste Nachrichten von juristischen Büchern. 4. Bd. S. 3 fg. Hamburger Berichte von gel. Sachen. 1742. S. 281 fg. Götting. gel. Zeitung. 1742 fg. S. 447 fg. Frankfurter gel. Zeitung. 1743. S. 382 fg.) Neueste Ausgabe, besorgt von H. G. Francke (Leipzig 1757), nebst einem Supplementbande von C. A. Schott (Ebend. 1775). (Vgl. Leipziger gel. Zeitung. 1757. 53. St. Göttinger gel. Zeitung. 1758. 20. St. Hommel's Literatura juris. p. 14 sqq.) 8) Leipzig 1739. Vgl. den juristischen Büchersaal. 2. Bd. S. 414 fg. 9) s. Dessen Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorb. teutschen Schriftsteller. 6. Bd. S. 251 fg. 10) Vgl. die Vorrede zu Jenichen's Abhandlung von Witwencassen (Leipzig 1730). Jenichen's unparteiische Nachrichten von dem Leben und den Schriften der jetzt lebenden Rechtsgelehrten. S. 103 fg. G. Stolle's Anmerkungen zu Heumann's Conspect. reipubl. liter. S. 1052 fg. Nova Acta JCtorum. P. IV. p. 416 sqq. Moser's Lexikon der jetztlebenden Rechtsgelehrten. S. 111 fg. Weidlich's Geschichte der jetztlebenden Rechtsgelehrten. 1. Th. S. 417 fg. Dessen zuverlässige Nachrichten von jetztlebenden Rechtsgelehrten. 4. Th. S. 375 fg. Saxii Onomast. liter. P. VI. p. 429 sqq. Strieder's hessische Gelehrten- und Schriftstellergeschichte. 6. Bd. S. 329 fg.

zair oder Statthalterschaft der Inseln gelegene Stadt mit einem großen Han, mehren Moscheen, Bädern gutem Tabaksbau und 2500 Einwohnern. (*R.*)

JENIDSCHE KISILAGACS, oder JENI KISILAGACS, ein Marktflecken an der Tundscha im Sandschak Tschirmen des europäisch-osmanischen Ejalets Rumili mit 2500 Einwohnern. (*R.*)

JENIDSCHE VARDAR, eine Stadt am Vardar im Sandschak Salonik des Ejalets Rumili mit vielen griechischen Kirchen, Moscheen, Schulen, Hanen, Bädern und gegen 6000 Einwohnern, die viel und den besten Tabak von ganz Makedonien bauen. Sie hat Gerichtsbarkeit über 12 Dörfer und in ihrer Nähe befinden sich die Ruinen des alten, als Residenz der makedonischen Könige, sowie als Geburtsort Alexander's des Großen bekannten Pella. (*R.*)

JENIKALE, früher Pontico, eine kleine Stadt und Festung dritter Classe an der Meerenge von Kaffa, in dem russischen Gouvernement Taurien, auf einer bedeutenden Anhöhe. Die Meerenge ist hier 1½ Meile breit und wird die jenikalische oder taurische Straße genannt. Sie hat keinen Hafen, sondern nur eine kleine Rhede, wo einiger Handel getrieben wird. Die Festung ist ein irreguläres Vieleck mit einer Kirche, einer Quarantaine und einigen Casernen, unterhalb derselben eine Vorstadt mit 110 Häusern und 650 Einwohnern, fast lauter Griechen. Ein marmorner Sarkophag dient jetzt hier statt eines Waschtrogs. (*J. C. Petri.*)

JENIKAU, 1) Goltsch-J., Goltz-J., slaw. Genikow, eine mit Hostaczow verbundene gräflich Trautmannsdorf'sche Herrschaft im czaslauer Kreise des Königreichs Böhmen, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, einem Markte und 23 Dörfern, deren Bewohner meist mit dem Ackerbaue beschäftigt sind. Die Gegend ist offen, freundlich und fruchtbar, und verflächt sich gegen Czaslau in eine weite blühende, durch ihren Reichthum an Wild ausgezeichnete Ebene. Zur Zeit der Schlacht am weißen Berge gehörte die Herrschaft den Herren von Ržiczan, die sie durch Confiscation einbüßten. Kaiser Ferdinand II. verlieh Jenikau im J. 1648 dem Feldherrn und General der Artillerie Max, Freiherrn von der Goltsche, zur Belohnung seiner gegen die Schweden geleisteten Dienste, von dem auch das Gut den Beinamen erhalten hat. 2) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriger Marktflecken an der von Wien nach Prag führenden Commercial-, Haupt- und Poststraße, in der fruchtbaren czaslauer Fläche, an einem Bache und Mühlgange gelegen, über den eine acht Klafter lange, mit einem Mittelpfeiler versehene Brücke führt, 5966 wiener Klaftern südsüdostwärts von der Kreisstadt entfernt; mit 219 Häusern, worunter sich 30 jüdische Wohnstätten befinden; 1400 czechischen Einwohnern, die außer einigen städtischen Gewerben meist Ackerbau treiben, einer eigenen katholischen Pfarre von (1831) 3914 Seelen, welche schon im J. 1395 und noch im J. 1680 bestand, später nach Hostaczow gehörte und aushilfsweise durch die im J. 1652 von dem Freiherrn von Goltsche hier eingeführten Jesuiten versehen, und erst nach Aufhebung dieses Ordens im J. 1775 wieder hergestellt wurde, gegenwärtig zum zlebener Vicariatsdistrict des königgrätzer Bisthums gehört und unter dem Patronate des Herrschaftbesitzers steht; zwei katholischen Kirchen, einer Loretokapelle, einem Spitale, einer Schule, einem geräumigen, im J. 1650 erbauten Schlosse, einer Mühle, einem Zier- und einem Fasanengarten, mehren Wirthshäusern und einer Poststation, welche mit Czaslau und Steinsdorf Pferde wechselt. Die hier früher betriebene kaiserl. königl. Tabakfabrik ist nach Sedletz nächst Kuttenberg übertragen worden. Hier werden zwei Jahr- und jede Mittwoche Wochenmärkte gehalten. Eine Viertelstunde hinter Jenikau ästet gegen Süden die Saarerstraße aus, die kunstgemäß ausgebaut ist und in das mährische Städtchen Saar führt. Die hier durchziehende wiener Hauptstraße bringt eine große Lebhaftigkeit in den Flecken und gewährt den Gewerbsleuten bedeutende Vortheile. 3) Windig-J., böhm. Jenikow wietrny oder wietssy, eine weltliche Stiftungs-Fonds-Herrschaft im südlichsten Theile des czaslauer Kreises Böhmens, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, einem Marktflecken und 21 Dörfern, die von Czechen bewohnt werden. Die Gegend ist hoch gelegen und wird von dem die große Wasserscheide zwischen den nördlichen und südlichen Meeren bildenden europäischen Hauptgebirgsrücken durchzogen, doch gehört das Gebiet der Herrschaft größtentheils zum Flußgebiete der March, Donau und des schwarzen Meeres. Das Klima ist rauh und nur dem Gedeihen weniger Cerealien günstig, und der Boden kalt und steinig. Darum ist der Ackerbau sehr mühsam, fast nur auf Korn und Hafer beschränkt; und das Sommergetreide nur bei besonderem Fleiße und nur auf wenigen Gründen zu erklecklichen Ernten zu bringen. Dafür wurde früher Bergbau getrieben, wie die häufigen Halden zeigen, der aber heutzutage nicht mehr im Schwunge ist. 4) Ein Marktflecken und Hauptsitz der Herrschaft gleiches Namens, in der Nähe der mährischen Grenze im böhmisch-mährischen Grenzgebirge gelegen, nur zwei Meilen westnordwestwärts von Iglau entfernt, mit einem herrschaftlichen Schlosse, einer eigenen katholischen Schloßkapellanei von 1235 Seelen, welche zum lippnicer Vicariatsdistricte des königgrätzer Bisthums gehört und unter dem Patronate des königgrätzer Consistoriums steht, und dessen Seelsorger zugleich Cooperator im Sprengel von Branschow ist, einer eigenen katholischen Kirche, die schon im J. 1384 ihren eigenen Seelsorger hatte, der später nach Branschau gezogen und erst im J. 1771, zur Zeit starker Epidemien, von denen die Gegend heimgesucht worden war, von der Grundobrigkeit hier wieder angestellt wurde, einer Schule und einem Wirthshause. Dieser Markt gehörte zur Zeit der Schlacht am weißen Berge mit der Herrschaft dem Peter Stubika, wurde hierauf eingezogen und um 48,434 Schock verkauft. In der ersten Hälfte des nächst verflossenen Jahrhunderts kam er in den Besitz des Ritters Johann von Minetti, der ihn im J. 1744 in seinem letzten Willen mit dem Gute dem wälschen Spital zum heil. Karl Borromeo zu Prag vermachte. 5) Ein zur fürstlich Palmischen Herrschaft Czechtic und Krziwsaudow gehöriges, böhm. Jenikow genanntes, Dorf des-

selben Kreises, mit 32 Häusern, 192 czechischen Einwohnern und einer eigenen katholischen Kirche, die schon im J. 1395 vorkommt. 6) Ein mit der Herrschaft Datschitz vereinigtes, auch Klein-J. genanntes, dem Karl, Freiherrn von Dalberg gehöriges Gut im südwestlichsten Theile des iglauer Kreises, im Markgrafenthume Mähren, an der Grenze des taborer Kreises im Gebirge gelegen, welches im J. 1722 zu Datschitz hinzugekauft, im J. 1698 mit 6000 und 1713 mit 7800 Fl. bezahlt wurde. 7) Klein-J., ein zum Gute gleiches Namens gehöriges Dorf in der Nähe der böhmischen Grenze gelegen, mit 32 Häusern und 192 Einwohnern, welche Ackerbau treiben. 8) Groß-J., ein in der Nähe des vorigen gelegenes Dorf derselben Herrschaft, 5¼ Meilen südsüdwestwärts von der Kreisstadt entfernt, welches im J. 1533 mit Marquaretz der Johanna von Oszeczan, Gemahlin des Arkleb von Hodiegow, gehörte. 9) Ein zu dem gräflich Auerspergischen Gute Malletsch gehöriges Dorf im czaslauer Kreise des Königreichs Böhmen, nächst Willimow, mit 12 Häusern und 60 czechischen Einwohnern, welche sich durch die Landwirthschaft nähren. 10) Ein, gleich dem vorigen, slaw. Jenikow genanntes, zur fürstlich Thurn- und Taxis'schen Herrschaft Richenburg gehöriges Rusticaldorf im chrudimer Kreise des Königreichs Böhmen, an einem sanften Gebirgsabhange gelegen, nach Kamenitschek (Vicariatsdistrict Skucz, Bisthum Königgrätz) eingepfarrt und davon nur eine halbe Stunde nordwärts entfernt, mit 38 Häusern und 478 czechischen Einwohnern, welche außer einem ziemlich guten Feldbau, Spinnerei, Weberei und Töpferei, bei den Häusern auch etwas Obstbaumzucht treiben. 11) Ein auch Minichshof und slaw. Genichow genanntes, zu den Herrschaften Koschatek und Lieblitz gehöriges Dorf im bunzlauer Kreise Böhmens, 1¼ Stunde nordwestwärts von Neukoschatek gelegen, nach Nebažel (Vicariatsdistrict Melnik, Bisthum Leitmeritz) eingepfarrt, mit 36 Häusern und 225 czechischen Einwohnern, unter denen 18 protestantische und eine israelitische Familie sich befinden. (*G. F. Schreiner.*)

Jenikowitz (Geogr.), s. Jenkowitz.

JENINS, reformirtes Pfarrdorf von 400 Seelen im Canton Graubündten, in dem zum Zehengerichtenbund gehörigen Hofgerichte Maienfeld. Es wird hier sehr viel Wein gebaut und die Gegend gehört zu den schönsten des Landes. Über dem Dorfe liegen die Ruinen der Burg Aspremont (Ruchberg), deren Besitzern Jenins einst unterworfen war. Zu Jenins wurde zuerst von dem Bundespräsidenten Tscharner das Erziehungsinstitut gegründet, das später nach seiner Verlegung nach Reichenau mit Recht auch in weitern Kreisen berühmt wurde. Über das frühere eigenthümliche politische Verhältniß von Jenins und überhaupt der Hochgerichte von Maienfeld ist zu vergleichen der Artikel Herrschaften. (*Escher*)

JENIOWES, böhm. Gewnêwes, 1) eine mit Weltrus vereinigte gräflich Chotek'sche Majoratsherrschaft im nordöstlichen Theile des rakonitzer Kreises Böhmens, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte und 15 Dörfern, von der Moldau durchflossen und von mäßigen Höhen durchzogen. Der Boden ist theilweise, besonders am linken Moldauufer gegen Budin hin, sandig, meist aber besteht er aus Thon und ist ziemlich fruchtbar. 2) Ein zur Hälfte zur gleichnamigen, zur Hälfte aber zur Herrschaft Raudnitz gehöriges Dorf, in dem am linken Ufer der Moldau gelegenen Theile der Herrschaft, mit einem ergiebigen Ackerbaue. Es ist 2½ Stunden von Budin entfernt. (*G. F. Schreiner.*)

JENISCH, 1) Bernhard, Frhr. von, der aus einer bedeutenden Familie der ehemaligen Reichsstadt Kempten herstammte, wurde zu Wien, wo sein Vater Hofsecretair war, den 10. November 1734 geboren. Da er sich zu seiner Hauptbeschäftigung das Studium der orientalischen Sprachen gewählt und sich bis zum J. 1755 bereits so weit in seiner Vaterstadt ausgebildet hatte, daß er als Sprachknabe (Jeune de langue) nach Constantinopel gehen konnte, machte er in letzterer Stadt als Dolmetscher bei der kaiserlichen Gesandtschaft solche Fortschritte, daß man ihm bereits zwei Jahre später (1757) den Posten eines Grenzdolmetsch zu Temeswar anvertrauen konnte. Später, 1770, wurde er als Hofsecretair in die geheime Staatskanzlei für das Departement der auswärtigen Angelegenheiten nach Wien berufen, ging aber schon 1772 in Abwesenheit des Freiherrn von Thugut als Geschäftsträger bei der Pforte wieder nach Constantinopel. Abermals zurückgerufen vollzog er als Commissair die Grenzberichtigung in der neuerworbenen Bukowina, wurde 1776 Rath, 1791 Hofrath der geheimen Hof- und Staatskanzlei für die Section des Orients, 1798 Director der italienischen Kanzlei, und folgte dem verdienstvollen van Swieten als Präfect der kaiserlichen Hofbibliothek. Unter ihm bekleidete Johannes von Müller die Stelle eines ersten Custos. Früher schon, 1790, war er in den ungarischen Adelsstand erhoben worden, und 1800 wurde er Freiherr. Er starb als geheimer Stabsofficial 23. (nach Andern 22.) Febr. 1807. Wie seine Laufbahn ihm vielfache Gelegenheit gegeben hatte, sich als praktischen Staatsmann auszubilden, so benutzte er dieselbe auch für rein gelehrte Forschungen. Wir besitzen von ihm mehre auf die morgenländische Literatur sich beziehende Werke und Abhandlungen, wie die Anthologia Persica, die er im Namen der von Maria Theresia gestifteten orientalischen Akademie 1778 schrieb und herausgab (Wien 4.). Sie enthält Fabeln aus dem Beharistân des Dschami, Sentenzen, kleinere Gedichte und Biographien (87 S.). Umfassender ist seine Historia priorum regum Persarum, ex Mohammede Mirchond persice et latine cum notis geographico-literariis (Viennae 1782. 4. 178 S.). Noch wichtiger ist die zweite Auflage des arabisch-persisch-türkischen Wörterbuchs von Meninsky, die er in den J. 1780—1802 in vier Foliobänden zu Wien, vorzüglich auf Veranlassung des Freiherrn Bindar von Kriegelstein besorgte. Er schrieb dazu eine gelehrte Einleitung (164 Folioseiten) unter dem Titel: De fatis linguarum orientalium, die auch besonders, obwol anonym, 1780 ausgegeben wurde. Überdies hatte er bei der Redaction dieser zweiten Auflage manche Veränderung mit der ersten vorgenommen und diese auch vielfach durch Benutzung neuerer Quellen bereichert. Die Kaiserin Maria Theresia pränumerirte zur Unterstützung des Unternehmens auf 100 Exemplare, allein außer ihr fand sich nur noch

Digitized by Google

ein einziger Pränumerant, der König von Polen. Später kaufte der Buchhändler Schalbacher in Wien, was noch übrig war, trat aber ebenfalls fast den ganzen Rest an den pariser Buchhändler Renouard ab; allein jetzt ist das Werk ebenso selten als die erste Auflage, und wird in Paris nicht unter 260 Fr. verkauft. Seine Versuche, durch Vermittelung des Nuntius Garampi, tiefer in die orientalischen Schätze des Vaticans einzudringen, haben wenigstens keine zur öffentlichen Kenntniß gelangten Früchte getragen. (Vgl. Gräffer's österr. National-Encyklopädie und Leipz. Liter. Ztg. Intellgb. Nr. 13 vom J. 1807. S. 202.) (*Gustav Flügel.*)

2) Daniel, geboren den 2. April 1762 zu Heiligenbeil in Ostpreußen, studirte Theologie und Philosophie zu Königsberg. Seit dem J. 1786 lebte er in Berlin, wohin er, nachdem er nach Holland gereist und eine Zeit lang in Braunschweig Hofmeister gewesen war, wieder zurückkehrte. Im J. 1789 ward er Prediger an der dortigen Marien- und 1800 an der Nikolaikirche. Zugleich ward ihm bei der berliner Akademie der bildenden Künste die Professur der Alterthümer, die des Geschäftsstyls bei der Bauakademie, und ein öffentliches Lehramt der teutschen Literatur an dem französischen Gymnasium zu Berlin übertragen. Bereits im J. 1786 war er als Schriftsteller aufgetreten mit einer Übersetzung des Agamemnon von Äschylus, die er mit erläuternden Anmerkungen, einer Vorrede über das Genie des Dichters und Betrachtungen über die Menschendarstellung der Alten begleitete. Er zergliederte die einzelnen Charaktere des genannten Trauerspiels, und verglich dasselbe mit den gleichnamigen Tragödien Seneca's und des Engländers Thomson [1]). Aus dem Englischen übersetzte Jenisch das von Harris verfaßte Handbuch der philosophischen Kritik der Literatur [2]) und machte sich außerdem durch eine Reihe von literarischen Producten nicht unvortheilhaft bekannt. Auch unter den überhäuftesten Amtsgeschäften blieb sich seine ausgebreitete literarische Thätigkeit gleich. Für seine gründlichen Kenntnisse in den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Fächern, wie für seine ausgebreitete Belesenheit, seinen Scharfsinn und philosophischen Geist, schien der bei weitem größere Theil seiner Schriften aufs Unzweideutigste zu sprechen. In psychologischer Hinsicht wichtig ist dasjenige, was Jenisch als Einleitung zu einem historisch-kritischen Werke, Geist der Alten betitelt [3]), über Menschenbildung und Geistesentwickelung hinsichtlich der alten und neuen Schriftsteller sagt. Treffend schilderte er Moses Mendelssohn's Charakter in einer biographischen Skizze, mit welcher er die kleinen philosophischen Schriften jenes Autors begleitete [4]). Lesenswerth ist vorzüglich seine philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von vierzehn ältern und neuern Sprachen [5]), nachdem Jenisch bereits seine gründlichen Kenntnisse des Griechischen in einer Übersetzung der Ethik des Aristoteles [6]) dargelegt hatte. Seine Abhandlung über Grund und Werth der Entdeckungen Kant's in der Metaphysik, Moral und Ästhetik [7]) erhielt von der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften das Accessit, während das obengenannte Werk, in welchem er mehre ältere und neuere Sprachen mit einander verglichen hatte, des Preises für würdig erachtet worden war. Von seiner politischen, moralischen, ästhetischen und wissenschaftlichen Seite betrachtete Jenisch den Geist und Charakter des 18. Jahrh. [8]), schrieb eine ästhetisch-kritische Parallele der beiden größten Redner des Alterthums, des Demosthenes und Cicero [9]), gab Vorlesungen über die Meisterwerke der griechischen Poesie heraus [10]). Auch sein eigenes Dichtertalent prüfte er in den zwölf Gesängen seiner Borussias [11]), einem epischen Gedichte, in welchem er die Thaten Friedrich's des Großen im siebenjährigen Kriege verherrlichte, und seinen Charakter als Mensch, als Held, als Weiser und als König darstellte. Auch suchte er in einer eigenen Schrift [12]) die Eigenthümlichkeiten des Göthe'schen Romans: Wilhelm Meister's Lehrjahre hervorzuheben.

Von diesen poetischen und ästhetischen Versuchen, die von dem teutschen Publicum im Allgemeinen nur kalt aufgenommen wurden, kehrte Jenisch wieder zu seinen philosophischen Forschungen zurück, für die ihm ein ungeschwächtes Interesse geblieben war. Gründliche Gelehrsamkeit, verbunden mit einer seltenen Genialität des Geistes, empfahl den Theil seiner Schriften, in denen er die Resultate seines Nachdenkens niederlegte. Aber eigentliche Vollendung ging allem ab, was aus seiner Feder floß. Seine glücklichen Naturanlagen gediehen nie zu völliger Reife, weil Jenisch, höchst reizbar und leidenschaftlich gestimmt, zu weit hinausschweifte über die Schranken der ruhigen Meditation. Fast in allen seinen Ansichten paarte sich das Vortreffliche mit dem Einseitigen, Übertriebenen und Halbwahren. Sein Gedankensystem ward völlig zerrüttet, als er sich mit unglaublicher Geistesanstrengung dem Studium der kritischen Philosophie zuwandte. Zu empörender Bitterkeit verleitete ihn die Zerrissenheit seines Innern in der Schrift: Über Gottesverehrung und kirchliche Reformen [13]), wiewol dies Werk auch manche beherzigenswerthe Wahrheiten über Liturgie und Predigtwesen enthielt. Wenige Monate vor seinem Tode schrieb er die Vorrede zu seiner Kritik des dogmatisch-idealischen und hyper-idealischen Religions- und Moralsystems [14]). In diesem Werke war Jenisch als entschiedener Vertheidiger der Gefühlsreligion auf-

---

1) Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. 82. Bd. S. 253 fg. 83. Bd. S. 548. Vgl. die angeführte Biblioth. 97. Bd. S. 135 fg. 2) Berlin 1789. Vgl. Ebend. 97. Bd. S. 135 fg. 3) Berlin 1789. 4) Berlin 1789. Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. 2. Bd. S. 425 fg. 5) Ebend. 1795. 6) Danzig 1791.

7) Berlin 1796. 8) Ebend. 1800. 1801. 3 Thle. (Auch unter den besondern Titeln: Culturcharakter des 18. Jahrh., nach bürgerlicher Verfassung, Sittlichkeit, Kunstgeschmack und Wissenschaft; Charaktergemälde der Nationen und Staaten Europa's; Culturgeschichte des 18. Jahrh.) 9) Ebend. 1801. 10) Ebend. 1802. 2 Thle. 11) Berlin 1794. 2 Bde. Vgl. Nationalzeitung der Teutschen. 1794. Nr. 75 und 94. Proben dieses Gedichtes waren früher in der berliner Monatsschrift (1791. 17. Bd. 1793. 22. Bd.) und im neuen teutschen Merkur (1792. 8. St.) erschienen. 12) Berlin 1797. 13) In besonderer Hinsicht auf die von Friedrich Wilhelm III. dem preußischen Oberconsistorium abgefoderten Vorschläge zur Beförderung eines echt religiösen Volkssinnes (Berlin 1802). 14) Nebst einem Versuche, Religion und Moral von philosophischen Systemen unabhängig zu begründen, und zugleich die Theologen aus der Dienstbarkeit zu befreien, in welche

getreten. Er vermochte sich indessen nicht aufrecht zu erhalten an dieser zerbrechlichen Stütze und endete sein Leben in einem Anfall von Schwermuth in der Spree den 9. Febr. 1804 [15]). (*Heinrich Döring.*)

JENISCHEHR, 1) das alte Larissa Thessaliens, eine äußerst gewerbsame Handelsstadt in einer herrlichen Gegend am Salambria im Sandschak Tirhala des europäisch-osmanischen Ejalets Rumili, ist mit Mauern versehen, hat einen griechischen Erzbischof, viele griechische Kirchen, 22 Moscheen, bedeutende Färbereien (Rothgarn), Saffian- und Tabaksfabriken, Seiden- und Baumwollenweberei, guten Weinbau und lebhaften Verkehr mit Janina, Salonik und Morea. Die Zahl der Häuser beläuft sich auf 4000 mit 25,000 Einwohnern. 2) Auch Jänissari, ein Vorgebirge im türkisch-asiatischen Sandschak Bigha, s. unt. d. Art. Osmanisches Reich S. 336. (*R.*)

JENISCHOWITZ, Groß- auch Großjenc, ein zur Herrschaft des Großherzogs von Toscana Tachlowitz gehöriges Dorf im rakonitzer Kreise des Königreichs Böhmen, westwärts von Prag an der von Busin nach Straschitz führenden Nebenstraße in mittelgebirgiger Gegend gelegen, 1½ Meile von der Hauptstadt entfernt, mit 93 Häusern, 540 czechischen Einwohnern und einem überaus guten Boden, von dem in frühern Zeiten das Sprüchwort ging, daß Jenischowitz allein hinlänglich wäre, um die ganze prager Kleinseite mit Getreide zu versehen. Am 16. August 1253 schenkte König Wenzel I. von Böhmen dieses Dorf sammt dem Patronatsrechte über die Kirche zu Drewnitz den Kreuzherren an der prager Brücke.

(*G. F. Schreiner.*)

JENISSEI, einer der gewaltigsten Ströme des Erdbodens und im russischen Reiche außer allem Zweifel der größte. Seine Quelle ist auf dem flachen, welligen, offenen und sehr hohen tibetschen Gebirge in Hochasien, nach den Karten unter dem 49° n. Br. und dem 107° ö. L. Er fließt ununterbrochen von Süden nach Norden zu, nimmt eine Menge Nebenflüsse auf (die unten genannt werden), und fällt nach einem Laufe von mehr als 700 Meilen durch die lange und schmale nach ihm benannte Bai der 72 Inseln ins Eismeer. Die Tataren und Mongolen nennen ihn von seiner Quelle an bis an die in ihn mündende obere Tunguska Kem, die Ostjaken Guk oder Chosek (den großen Fluß), die Tungusen Jehanneses (nach ihrer Aussprache Jeanedsi), die Russen vom Ursprunge bis zur russischen Grenze mit den Mongolen Kem, und im russischen Gebiete Jenissei, wahrscheinlich vom tungusischen Jeanedsi. Er bildet sich durch die Vereinigung der beiden Flüsse Ulukem und Beikem, die in der chinesischen Soongarei entspringend, unter dem 51° 30′ n. Br. und unter dem 111° östl. L. zusammenkommen, strömt mitten durch Sibirien, über ein steiniges, von hohen Bergen und Felsen eingeschlossenes Bett und wird zuerst bei Abakansk schiffbar. Bei Jenisseisk ist er im Herbste bei flachem Wasser schon 570 Klafter, im Frühjahre hingegen bei hohem Wasser 795 Klafter breit. Zwischen Krasnojarsk und Jenisseisk hat er einige, doch nicht gefährliche Wasserfälle. Am sichersten ist er von der letztern Stadt bis Turuchansk (Mangasea) zu befahren. Unterhalb dieser Stadt nach Sekalino hin, wo er einen Busen bildet, hat er eine außerordentliche Breite, die (nach Pallas) bei Frühlingsfluthen an 1½ Meile beträgt. In gerader Linie würde er 430 Meilen lang sein, mit seinen Krümmungen hingegen ist er über 700 teutsche Meilen lang. Auf seiner ganzen Länge werden an seinen Ufern Elefanten-, auch Mammuthsknochen angetroffen. Er hat einen überaus reißenden Strom und viele Inseln, doch fließt er gegen seine Mündung zu so sanft, daß man den Strom kaum bemerkt, und ist überaus fischreich. Er mündet sich durch einen 2—7 teutsche Meilen breiten, inselreichen Busen in den Polarocean. Seine Mündung wird selbst im Juni bei einem Nordwinde mit Eis aus dem Eismeere angefüllt, und nur bei Südwinden ist dessen tiefer Busen im Sommer von Eise frei. Diese Ungewißheit macht die Schiffahrt auf dem Flusse bis an die Küsten des Polarmeeres sehr zweifelhaft.

In den Umgegenden des Jenissei und seiner Nebenflüsse ziehen und wohnen außer den Grenzen und im Gebirge Mongolen, Soongaren, Sajanen, Beltiren, und im flachen Lande Katschinzen, Ostjaken, Burätten, Tungusen und andere sibirische Völkerschaften, in den obern Gegenden auch viele Russen. Zwischen dem Ob und Jenissei zieht ein Landrücken dem letztern ziemlich parallel und meistens nahe; ein ähnlicher zwischen dem Jenissei und der Lena, streicht der Lena näher, daher der Jenissei an der Linken nur kurze, an der Rechten hingegen größere und längere Flüsse erhält. Mehre der Ob- und Jenissei- und der Jenissei- und Lenaflüsse haben ihre Quellen so nahe, daß durch kurze Kanäle unter denselben leicht Gemeinschaft und eine Wasserfahrt vom östlichsten Sibirien bis an den Ural, und wenn Tobolflüsse mit Kamaflüssen vereinigt würden, bis ins kaspische Meer, ins schwarze Meer, ja in die Ostsee, auch durch Verbindung der Kama mit der Dwina, nach dem weißen Meere bewerkstelligt werden könnte.

Das Flußsystem des Jenissei ist von einem sehr bedeutenden Umfange. Von seiner Quelle an gerechnet fallen in dem russischen Gebiete folgende Flüsse in denselben: 1) von der rechten Seite, der Ur, die Tuba, Mana, der Kan, die Bachta, die obere, mittlere und untere Tunguska. Die obere Tungusk entsteht aus der Vereinigung der untern Angara und des Ilim. Jene kommt aus dem Baikalsee und fließt 142 Meilen nördlich durch eine gemäßigte, fruchtbare und gut angebaute Gegend, und wird nach der Aufnahme des Ilim Tunguska genannt. Diese hat gleich Anfangs fünf Fälle, unter denen der eine, vier Klafter hoch, gefährlich ist; nachher wird sie schiffbarer, und endet nach

---

sie sich seit langer Zeit an die Philosophie verkauft haben (Leipzig 1804).

15) Einer minder verbürgten Nachricht zufolge soll Jenisch heimlich aus Berlin entwichen und in ein Kloster gegangen sein. Vgl. über ihn Allgem. Literaturzeitung. 1804. Intelligenzblatt Nr. 100. Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 2. Bd. S. 20 fg. Baur's neues histor.-biogr.-liter. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 674 fg. Schmidt's und Mehring's neuestes gelehrtes Berlin. 1. Th. S. 222 fg. Meusel's gelehrtes Teutschland. 3. Bd. S. 526 fg. 10. Bd. S. 22 fg. 11. Bd. S. 397 fg. 14. Bd. S. 231.

Digitized by Google

einem westlichen Laufe von beinahe 70 Meilen oberhalb Jenisseisk. Unter allen Nebenflüssen des Jenissei ist die obere Tunguska der wichtigste; sie verbindet den Baikalsee, aus welchem sie kommt, mit dem Jenissei, in den sie sich südlich von Jenisseisk ergießt, und hat ihr eigenes, ziemlich ausgebreitetes Wassersystem. 2) Von der linken Seite fallen in den Jenissei: der Kemtschug, Abakan, Kem, Sim, Kaß, der Jelogui, Turukan und einige andere minder bedeutende. Die wichtigsten sind der Abakan und Turukan. Man vergleiche hierbei Pallas' Reisen, Bd. 3. Georgi, Beschreibung des russischen Reichs, Bd. 1. S. 348 fg. (sehr ausführlich und genau). Friebe, Rußlands Handel ꝛc. Bd. 3. Beschreib. des russ. Reichs von Schäffer, Bd. 2. Wichmann, russ. Monarchie, Th. 1. Makinowitz, geographisches Wörterb. des russ. Reichs. Gmelin's Reisen durch Rußland, durch Sibirien ꝛc. (*J. C. Petri.*)

JENISSEISCHES GEBIRGE, am rechten Ufer des Stromes gleiches Namens im asiatischen Rußland (Sibirien), gegen die Uda und Tunguska, zwei ansehnliche Flüsse, abfallend. Es ist reich an Kupfer, aber zum Theil wild und schwer zu besteigen. Ein Zweig desselben zieht sich hoch nach Norden hinauf und endet theils am Ocean, theils am linken Lenaufer, ist aber bis jetzt so wenig bekannt, daß es nicht einmal einen eigenen Namen führt. (*J. C. Petri.*)

JENISSEISK, eine Kreisstadt am linken Ufer des Jenissei, in dem Gouvernement Tomsk in Sibirien, unter dem 58° 27′ 18″ n. Br. und unter dem 109° 38′ 30″ östl. L. Der Fluß hat hier eine Breite von 570, bei hohem Wasser von 796 Klafter, und ist vom October bis in den April zugefroren. Die Lage der Stadt ist niedrig, aber angenehm, nur daß sie oft Überschwemmungen ausgesetzt ist. Sie ist seit 1618 angelegt, nach alter Manier befestigt, hat 4 Kirchen, 2 Klöster, über 860 Häuser und 8000 Einwohner, welche einen beträchtlichen Handel, besonders mit Getreide und Pelzwerk, treiben. Der Handel geht größtentheils zu Wasser, und alle chinesische und ostsibirische Producte und Waaren, welche auf dem Wasserwege nach Europa gehen, und alle europäische Artikel, die diesen Weg nach Irkutzk und China nehmen, werden hier durch gebracht. Im Augustmonat, wenn die Schiffahrt am lebhaftesten ist, wird eine ansehnliche, fast von allen sibirischen Kaufleuten, besonders aus Tomsk, Tobolsk, Irkutzk und Jakutzk, selbst aus Moskau, besuchte Messe gehalten, und ein sehr beträchtlicher Um- und Absatz bewirkt. Einem großen Verluste sind aber auch nicht selten die Kaufleute dadurch ausgesetzt, daß, wenn sie sich bis weit in den September verspäten, ihre Fahrzeuge einfrieren, wodurch, wenn alsdann die Waaren zu Lande fortgeschafft, oder gar liegen bleiben müssen, ein großer Theil des Gewinnes verloren geht. Außer der Meßzeit unterhält die Stadt vom Mai bis in den September eine fast ununterbrochene vierfache Schiffahrt: nach Krasnojarsk, Turuchansk, Irkutzk und Jakutzk. S. Pallas' Reisen Th. 3. Herrmann's Beiträge ꝛc. Th. 1. Müller's Sammlungen ꝛc. Th. 3. Gmelin's Reise, Th. 3. Georgi, Naturhistor. Beschreib. Th. 2. Brömsen, Geographie ꝛc. Th. 2. Friebe, Rußlands Handel Th. 3. u. a. m. (*J. C. Petri.*)

Jenit (Mineral.), s. Lievrit.

Jenitscheri, s. Janitscharen.

JENKE, auch JENKOVCZE und JENKOWCI, ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf im nagykaposer Gerichtsstuhle (Processus) der unghvárer Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, an dem von Németi herabkommenden Bache gelegen, eine Meile westnordwestwärts von Unghvár, mit 83 Häusern, 725 meist slowakischen Einw., worunter sich 398 Katholiken, 213 Protestanten und 111 Juden befinden, einer eigenen katholischen Pfarre (des Bisthums Szathmar), einem Pastorate der Evangelischen helvetischen Confession, einer katholischen Kirche, einem Bethause der Reformirten, einer jüdischen Synagoge und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

JENKIN (Robert). Dieser bei den Engländern nicht unangesehene Schriftsteller wurde im J. 1656 zu Minster auf der Insel Thanet geboren, besuchte, nachdem er sich die nöthigen Vorkenntnisse erworben, die Universität zu Cambridge, wurde daselbst 1680 Collegiat, 1711 Doctor und Professor der Theologie, verlor aus politischen Ursachen seine Ämter, und starb 1727 zu Norfolk bei seinem Bruder. Seine Hauptschrift in englischer Sprache führt den Titel: The Reasonableness and Certainty of the Christian Religion. Sie erlebte von 1697—1721 fünf Auflagen, und Lowndes (Bibliographers Manual, Art. Jenkin) nennt sie a work of learning and research, containing a very considerable portion of correct and useful information *). (*G. M. S. Fischer.*)

JENKINSON (Anton). Zu einer alten aus Yorkshire stammenden Familie gehörend, erwählte Jenkinson zu seinem Berufe den Kaufmannsstand, und zeichnete sich bald so aus, daß ihn die damals existirende, sogenannte Moscowitische Compagnie im J. 1557 abschickte, um eine Handelsverbindung mit dem innern Asien anzuknüpfen. Hierin durch die usbeckischen Tataren gestört, hielt er sich längere Zeit in Rußland auf, in welches Land er später noch dreimal reiste, und zwar einmal als Gesandter der Königin Elisabeth. Von Rußland aus reiste er nach Persien, wo er selbst am Hofe gut aufgenommen wurde. Seine Reisen sind nicht blos für den Handelsstand, sondern auch für die gelehrte Welt namentlich dadurch von Bedeutung, daß er die Breitengrade an Ort und Stelle aufnahm. Seine gemachten Beobachtungen legte er in Briefen nieder, welche er der gedachten Gesellschaft, sowie einigen Freunden zusandte, und Makluyt und Purchas haben sie in ihre Sammlungen aufgenommen, wie man sie auch in dem Recueil des voyages au Nord findet. Seine Reise nach Persien ist wirklich und nicht blos, wie

---

*) Man hat außerdem folgende Schriften von ihm: Historische Prüfung des Ansehens der allgemeinen Kirchenversammlungen. Eine Vertheidigung des Bischofs Lake; das Leben des Apollonius Tyanäus, aus dem Franz. übersetzt; und endlich: Defensio St. Augustini adversus Joh. Phereponi animadversiones (Lond. 1728). Das letztere Werk gehört zu Jenkin's besten Leistungen.

Jöcher vermuthet, unter dem Titel: The voyages of Persia by the merchants of London herausgekommen. Einen Auszug seiner Reisebeschreibung in die Bucharei findet man in der allgemeinen Historie der Reisen, 7. Th. S. 519, und unvollkommen ist die Reise nach Persien in Elzevir's Persia p. 275—279 enthalten. Einer seiner Nachkommen war Charles Jenkinson, welcher sich als Buchhändler in London auszeichnete. (*G. M. S. Fischer.*)

Jenkinsonia (Bot.), s. Pelargonium.

Jenkoveze, Jenkowci, s. Jenke.

JENKOWITZ, auch JENIKOWITZ, ein zur fürstlich Colloredo-mannsfeldischen Herrschaft Opocna gehöriges Dorf im königgrätzer Kreise des Königreichs Böhmen gelegen, zwei Stunden westsüdwestwärts von dem Hauptorte der Herrschaft entfernt, nach Hohenbruck (Vicariatsdistrict Hohenbruck, Bisthum Königgrätz) eingepfarrt, mit 89 Häusern, von denen 10 mit 58 Einwohnern zur Stadt Hohenbruck gehören, 540 czechischen Einwohnern, welche vom Feldbaue leben und eine Hebamme unter sich zählen, einer den heil. Aposteln Peter und Paul geweihten katholischen Filialkirche, einem herrschaftlichen Meierhofe mit einer Schäferei, einem Jägerhause, einer Ziegelbrennerei und einem Wirthshause. (*G. F. Schreiner.*)

JENMOO, ein kleines Fürstenthum Vorderindiens, Provinz Orissa, District Cuttak. Es gehört zu den 29 kleinen Vasallenfürstenthümern der Ghurjaut und zahlt nach Walter Hamilton's Angabe jährlich 620 Rupien Tribut an die britische Regierung, ist aber den britischen Gesetzen und Einrichtungen nicht unterworfen. (*J. C. Schmidt.*)

JENNE, auch JINNIE und GINNIE genannt, Stadt und Handelsplatz am nördlichen Ufer des Niger und unterhalb des Landsees Dibbie im Innern Afrika's, im sogenannten Sudan, ungefähr unter 14° 10′ nördl. Br. gelegen, wird von manchen Geographen zum Negerkönigreiche Masina gerechnet, mag aber wol von dem mächtigern Nachbarreiche Bambarra abhängen. Der größere und mächtigere Theil der Einwohner sollen Mauren sein, in deren Händen sich auch die Regierung der Stadt befindet. Noch kein Europäer hat uns aus eignem Anschauen eine vollständige Beschreibung dieser Stadt geliefert, und unsere Nachrichten bestehen daher nur in Notizen von Eingeborenen gesammelt, die sehr oft einander widersprechen. Mungo Park, der auf seinen beiden Reisen der Stadt ziemlich nahe war, hat uns jedesmal verschiedene Angaben geliefert. So viel geht aus allen Nachrichten hervor, daß Jenne eine blühende Handelsstadt ist, wo namentlich von den Mandingokaufleuten ein lebhafter Zwischenhandel mit dem Sudan und Senegambien betrieben wird. Berühmt sind die Goldarbeiten von Jenne, die einen wichtigen Handelsartikel ausmachen und durch Sennaar nach den Häfen des rothen Meeres ausgeführt werden. (*J. C. Schmidt.*)

JENNELT, Königr. Hanover, Fürstenth. Ostfriesland. Eine der sogenannten Herrlichkeiten, das Pfarrdorf (37 H. und 222 E.) mit dem ritterschaftlichen Gute umfassend. (*Crome.*)

Jenner, s. Januar.

JENNER. Ein sehr zahlreiches patricisches Geschlecht zu Bern, aus welchem sich viele theils in Staatsämtern, theils in französischen, niederländischen und savoyschen Kriegsdiensten bekannt gemacht haben; besonders ist zu bemerken Samuel, geb. 1705, der theils im östreichischen Erbfolgekriege bei den Belagerungen von Brüssel, Mons und Namür 1746, in der Schlacht bei Raucour, wie in dem Treffen bei Laffelde 1747, theils während des siebenjährigen Krieges sich ausgezeichnet hat, unter andern durch Deckung des Rückzuges der Franzosen nach der Niederlage bei Warburg an der Dimel 1760. Im J. 1774 verließ er die Kriegsdienste und starb 1779 als Landvoigt zu Romainmoutier. (*Escher.*)

JENNER (Edward), wurde am 17. Mai 1749 zu Berkeley, einem Flecken in der englischen Grafschaft Gloucestershire, als dritter Sohn seiner Ältern geboren. Der Vater bekleidete die Stelle eines Vicarius, und starb schon im J. 1754. Dieser Verlust wurde jedoch einigermaßen durch die theilnehmende Sorgfalt des ältern Bruders, Stephan Jenner, ausgeglichen. Schon in der frühern Schulzeit gab sich eine Neigung Jenner's zur Naturwissenschaft darin zu erkennen, daß er Fossilien und andere Naturalien sammelte. Er entschied sich für das Studium der Arzneikunde, und kam deshalb, nach englischem Gebrauche, zunächst zu einem Chirurgen, Namens Daniel Ludlow in Sodbury unweit Bristol, in die Lehre. Von hier begab er sich, zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung, im J. 1770 nach London. In des berühmten Anatomen und Wundarztes John Hunter Hause lebte er zwei Jahre mit Eifer der Wissenschaft, und es wurde der Grund zu der engen freundschaftlichen Verbindung zwischen beiden Männern gelegt, die von einem anhaltenden Briefwechsel Beider begleitet war.

Noch während Jenner's Aufenthalts bei Hunter, im J. 1771, kehrte Cook von seiner ersten Reise zurück. Jenner übernahm auf Hunter's Vorschlag die Ordnung und Aufstellung der durch Joseph Banks gesammelten Naturalien, und führte diesen Auftrag zu solcher Zufriedenheit aus, daß man ihm die Stelle des Naturforschers für die im folgenden Jahre zu unternehmende zweite Reise Cook's anbot. Rücksichten der Dankbarkeit gegen seinen ältern Bruder ließen ihn jedoch das glänzende Anerbieten ablehnen, und er ließ sich 1772 als Chirurg in seinem Geburtsorte nieder. Neben seiner mühseligen Praxis beschäftigten ihn hier naturgeschichtliche und medicinische Untersuchungen, die zum Theil in Hunter's Arbeiten eingeflochten sind, zum Theil in medicinischen Vereinen (der medico-convivial Society zu Rodborough und der convivio-medical Society zu Alveston) vorgetragen wurden, und auch in den Philosophical Transactions Aufnahme fanden. Die Fortpflanzung der Kröten, der Winterschlaf des Igels, die Wärme verschiedener Thiere, die Versteinerungen, die Hydatiden im menschlichen Körper, die beste Bereitung des Brechweinsteins, waren Gegenstände seiner Forschung; besonders aber verdient der wichtige Aufsatz in den Phil. Trans. vom J. 1778 Erwähnung: über die Art und Weise, wie der junge Kukuk gleich nach dem Ausbrüten im fremden Neste, die Eier

oder andern ausgekrochenen jungen Vögel aus dem Neste schafft.

Folgende Anekdote aus Jenner's Leben verdient Erwähnung, da sie Zeugniß abgibt, in welchem Geiste er sich der Erforschung der Natur widmete. Er befand sich bei einem großen Gastmahle in Bath, als etwas aufgetragen wurde, zu dessen Erwärmung ein Kerzenlicht nöthig war. Man warf die Frage auf, ob es besser sein würde, den Gegenstand etwas oberhalb der Flamme oder lieber in dieselbe zu halten. Jenner bat sich die Kerze aus. Er hielt einen Finger kurze Zeit mitten in die Flamme, mußte ihn aber sogleich zurückziehen, als er ihn oberhalb der Flamme brachte. Hier, meine Herren, sagte er, haben Sie einen klaren Beweis. Dieses originelle Verfahren erregte die Aufmerksamkeit des anwesenden Generals Smith, der Jenner'n vorher nicht gekannt hatte, ihn aber nichtsdestoweniger am folgenden Tage besuchte, um ihm eine Anstellung in Ostindien anzubieten, die ihm jetzt gutes Einkommen, späterhin eine Jahresrente von 300 Pfund gewährte. Nach einer Berathung mit seinem Bruder schlug Jenner dieses Anerbieten aus. Ebenso lehnte er auch Hunter's, vielleicht im J. 1775 gemachten Vorschlag ab, als Lehrer an einer größern Lehranstalt für Naturgeschichte, menschliche und vergleichende Anatomie, die Hunter zu errichten Willens war, Theil zu nehmen. Er blieb in seinem Geburtsorte Berkeley, und verheirathete sich daselbst am 6. März 1788 mit Katharine Kingscote, die ihm am 24. Januar 1789 seinen ältesten Sohn Edward gebar. Die Besorgung der ärztlichen und wundärztlichen Praxis wurde ihm allmälig zu beschwerlich; er beschloß deshalb, den wundärztlichen Theil derselben abzugeben, und blos die innere Praxis beizubehalten; zu welchem Ende er 1792 die medicinische Doctorwürde zu St. Andrews in Schottland erwarb. Seit 1798 lebte er, aus nachher anzuführenden Gründen, häufig in London, sein eigentlicher Wohnort war aber in den spätern Jahren Cheltenham und Berkeley; im letztgenannten Orte starb er am 26. Januar 1823 in einem Alter von 74 Jahren, wahrscheinlich an einem Schlagflusse.

Jenner war von mittlerer Statur und hatte einen kräftigen Körperbau. Er war in jeder Hinsicht als Mensch achtbar. Er war ein Freund gesellschaftlicher Unterhaltung und nahm bis ins späteste Alter voll Heiterkeit an Gesellschaften Theil; er liebte Musik und Poesie. Ein treffliches Gedicht, worin alle Vorzeichen des Regens aufgeführt werden, findet sich in der Lebensbeschreibung Jenner's, welche Choulant in den Zeitgenossen (1. Bd. 7. Heft 1829) niedergelegt hat. Eine zwar voluminösere, aber an innerem Werthe der ebengenannten weit nachstehende Lebensbeschreibung erschien 1827 in London von Dr. John Baron, in dessen Händen Jenner's literarischer Nachlaß sich befindet, unter dem Titel: **The Life of Edward Jenner, M. D. etc., with Illustrations of his doctrines, and selections from his correspondence. XXIV.** und 624 S.

Jenner's großes Verdienst, wodurch er sich unvergänglichen Ruhm erwarb, ist die Entdeckung der gegen die Pocken schützenden Kraft, welche die Einimpfung der Kuhpocken besitzt. Wenn auch diese Schutzkraft der Vaccine vor Jenner angeblich beobachtet, oder gleichzeitig neben Jenner erkannt wurde, wie es im Holsteinischen durch einen Schullehrer Platt im J. 1791 geschah, so ist doch Jenner der Mann, der die nähern Verhältnisse der Vaccination sorgfältig untersuchte, auf dessen Autorität hin die Kuhpockenimpfung innerhalb weniger Jahre in allen Welttheilen ausgebreitet wurde, und der also mit vollem Rechte als der Entdecker derselben bezeichnet werden darf. Bereits vor dem J. 1770, als sich Jenner noch beim Wundarzte Ludlow in Sodbury befand, wurde seine Aufmerksamkeit auf die schützende Kraft der Kuhpocken gelenkt. Eine Bäuerin, die den Wundarzt consultirte, erklärte nämlich, als die Rede auf die Menschenpocken kam, sie könne diese nicht bekommen, weil sie die Kuhpocken gehabt hätte. Jenner theilte diese in Gloucestershire verbreitete Ansicht seinem Lehrer Hunter mit, er sprach mit seinen Kunstgenossen in der Umgebung von Berkeley davon, fand aber nirgends Anklang. Nichtsdestoweniger begann er, von der Wichtigkeit des Gegenstandes durchdrungen, ernstlichere Untersuchungen auf den Meiereien in Gloucestershire, seit dem J. 1775. Er fand viele Personen, die nie Menschenpocken gehabt hatten, und die sich auch dagegen geschützt glaubten, weil sie die Kuhpocken durch Ansteckung von Kühen gehabt hatten. Dagegen fand er auch mehre Individuen, die früher von Kuhpocken angesteckt und späterhin dennoch von den Menschenpocken befallen worden waren. Die Untersuchung der an den Eutern der Kühe vorkommenden pustulösen Ausschläge belehrte ihn, daß diese sehr verschiedenartig sind, daß aber nur eine einzige Art, die echte Kuhpocke, gegen die Menschenpocken schützt. Leider fanden sich aber Fälle, wo Personen durch echte Kuhpocken angesteckt waren, und gleichwol späterhin von den Menschenpocken ergriffen wurden. Jenner überzeugte sich nun in den Meiereien, daß die Ausschläge an den Händen der Milchmädchen, die von echten Kuhpocken herrührten, ein verschiedenartiges Aussehen hatten, je nachdem die Ansteckung in einem frühern oder spätern Stadium der Kuhpockenentwickelung erfolgt war, und dadurch löste sich denn die zuletzt genannte Schwierigkeit. Es bedarf nicht nur echter Kuhpocken, um gegen die Menschenpocken zu schützen, sondern diese wirken auch nur in einem gewissen Zeitraume der Entwickelung schützend. Im J. 1788 konnte er mehren Kunstgenossen in London genaue Zeichnungen der echten Schutzpocke, wie sie an den Händen der Melkerinnen vorkommt, vorzeigen. War nun Jenner auch um diese Zeit schon genugsam überzeugt, daß die unmittelbar von den Kühen übertragene Krankheit gegen die Menschenblattern schützt, so war nun noch die wichtige Frage zu erörtern, ob sich nicht die schützende Kuhpocke ebenso von einem Menschen auf den andern, wie von Kühen auf den Menschen, übertragen lasse, und ebenso schützend wirke. Der 14. Mai 1796 ist der in der Geschichte der Medicin so denkwürdige Tag, an welchem Jenner zum ersten Male aus der Schutzpockenpustel einer angesteckten Melkerin einen achtjährigen Knaben, Namens James Phipps, impfte; diese Impfung zeigte sich durchaus erfolgreich, indem man bald nachher die Einimpfung der Menschenpocken vergeblich an dem

Knaben versuchte. Zufälligerweise verschwanden damals die Kuhpocken in den Meiereien von Gloucestershire; erst im J. 1798 erschienen sie wieder, und nun versuchte Jenner die Fortimpfung durch fünf Generationen mit Glück. Jetzt glaubte er in seinen Untersuchungen so weit gekommen zu sein, daß er sie veröffentlichen konnte. Er wollte dazu die Philosophical Transactions wählen, gab aber dann eine besondere Schrift darüber heraus. Nach einer Angabe wäre der Grund hiervon kein anderer gewesen, als weil er von der königl. Gesellschaft, der die Abhandlung eingeschickt worden war, die Antwort erhielt: er möge doch den durch die bisherigen Abhandlungen erlangten Ruhm nicht durch die gegenwärtige aufs Spiel setzen. Die denkwürdige Schrift führt den Titel: An Inquiry into the causes and effects of the variolae vaccinae, a disease discovered in some of the western counties of England, particularly Gloucestershire, and known by the name of the Cow-pox (Lond. 1798. 4.) 75 p. with plates. (Ins Teutsche übersetzt von Georg Friedrich Ballhorn [Hanov. 1799]. Ins Lateinische, zugleich mit zwei andern im J. 1799 von Jenner herausgegebenen Schriften, von Aloysius Careno unter dem Titel: Jenneri disquisitio de causis et effectibus variolarum vaccinarum. [Vindob. 1799. 4.] Ins Französische von de la Roque [Lyon 1800]. Ins Italienische von Luigi Careno [Pavia 1800]. Ins Holländische von L. Davids [Harlem 1801]). Die Mittheilungen in dieser Schrift über das Verhältniß der Kuhpocken zu den Menschenpocken waren schon ziemlich vollständig. Namentlich wird darin berichtet, daß in mehren Fällen sehr lange Zeit nach vorgängiger Kuhpockenansteckung die Einimpfung der Kuhpocken (die neuerer Zeit empfohlene Revaccination) fruchtlos versucht wurde, zum Beweis, daß einmalige gehörige Impfung vollkommen schützt. Der verflossene Zeitraum betrug in der ersten Beobachtung 25 Jahre, in der zweiten 27, in der vierten selbst 31 Jahre. Er berichtet (was in Berkeley ganz bekannt war), daß Personen, welche die Menschenpocken überstanden haben, keine gehörig verlaufenden Kuhpocken durch Einimpfung bekommen.

Um den in der Schrift aufgestellten Behauptungen Glaubwürdigkeit verschaffen zu können, begab er sich im Frühjahre 1798 nach London, fand aber während eines 11 wöchentlichen Aufenthalts keine Gelegenheit zur Vaccination. Er überließ dem Wundarzte Henry Cline einen Theil der Kuhpockenlymphe, der sich nach Jenner's Abreise durch einige im Thomashospitale vorgenommene Impfungen von der Richtigkeit der Sache überzeugte, und Jenner'n zu bewegen suchte, er möge London zu seinem Wohnsitze erwählen, wo er durch das Impfgeschäft eine jährliche Einnahme von 10,000 Pfund bekommen würde.

Der Arzt am großen londoner Inoculationshospital für Menschenpocken, William Woodville, mußte natürlich großes Interesse an der von Jenner verkündigten Kuhpockenimpfung nehmen. Jenner konnte seinem Gesuche um Kuhpockenlymphe nicht nachkommen; Woodville verschaffte sich daher von pockenkranken Kühen in der Nähe Londons, im Januar 1799 Lymphe, und veranstaltete nun gemeinschaftlich mit Pearson, der bereits eine Schrift über die Kuhpocken herausgegeben hatte, Impfungen, aber in einem mit Menschenpocken-Contagium überfüllten Locale, und überhaupt mit Vernachlässigung aller zweckmäßigen Vorsichtsmaßregeln. Deshalb gelangte er zu dem öffentlich bekannt gemachten Resultate, daß die Vaccine ebenso drohende allgemeine Krankheitszufälle hervorbringe, als die Menschenpocken, und daß viele Vaccinirte einen Ausschlag über den ganzen Körper bekämen, der kaum von den echten Menschenpocken zu unterscheiden wäre. Dies gab zu Jenner's zweiter Schrift Veranlassung, die den Titel führt: Farther Observations on the Variolae vaccinae or Cow-pox (Lond. 1799. 4. 64. p.). Bald nachher ging Jenner nach London, wo er sich überzeugte, daß Woodville, dessen besondere Schrift über die Vaccination, oder eigentlich gegen die Vaccination und gegen Jenner inzwischen erschien, mit ganz unreiner Lymphe geimpft hatte. Es entstanden mehre Streitschriften, und die dritte Schrift Jenner's unter dem Titel: Continuation of facts and observations relative to the variolae vaccinae, or Cow-pox (Lond. 1800. 4.).

Die Angriffe des Dr. Benjamin Moseley gegen die Vaccination, daß durch dieselbe ein widerliches thierisches Gift in den Organismus gebracht würde; die Angriffe eines alten londoner Arztes, William Rowley, der behauptete, daß durch die Vaccination der Mensch in ein thierähnliches Geschöpf umgewandelt würde, was er sogar durch Abbildungen darzuthun suchte, eine Ansicht, der auch der Wundarzt John Birch beistimmte, konnten der segensreichen Entdeckung nur wenig hindernd entgegentreten. Vielmehr breitete sich die Vaccination schnell in Wien, Hanover, Berlin, bereits in J. 1799 aus; ebenso in Nordamerika; 1800 in Frankreich, Spanien, selbst in Constantinopel; 1801 bereits in Ostindien rc. Sehr wichtig war die frühzeitige Einführung, nämlich anfangs 1801, auf der englischen Marine, durch Anregung des Doctors Gilbert Blanc. Diese Einführung der Vaccination wurde durch eine Denkmünze gefeiert, welche die Unterschrift trägt: Alba nautis stella refulsit. Jenner wurde im J. 1800 dem Könige vorgestellt. Aus allen Welttheilen erhielt er Briefe, worin er um Übersendung guter Kuhpockenlymphe gebeten wurde, und alsbald beeiferte man sich von allen Seiten, ihn zum Mitgliede gelehrter Gesellschaften zu ernennen. Die Kaiserin Marie von Rußland beehrte ihn unterm 10. Aug. 1802 mit einem eigenhändigen anerkennenden Schreiben nebst einem Brillantringe. Im J. 1802 erkannte ihm das englische Parlament eine Nationalbelohnung von 10,000 Pfund Sterling zu, und im J. 1807 eine nochmalige Belohnung von 20,000 Pfund. Im J. 1804 ertheilte ihm die Stadt Cheltenham, in der er seitdem theilweise lebte, eine obrigkeitliche Ehrenstelle, und im J. 1805 übersandte ihm die Stadt London in einer mit Diamanten verzierten Kapsel das Bürgerdiplom.

Im J. 1801 erschien Jenner's Account of the origin of the vaccine inoculation. Ferner wurde Jenner zu Ehren im J. 1802, unter dem Patronat des Königs und der Königin, eine Anstalt für zweckmäßige und an Armen unentgeltlich vorzunehmende Vaccination ge-

gründet, die im J. 1803 ins Leben trat, und den Namen Royal Jennerian Society annahm. Jenner wurde Präsident des ärztlichen Ausschusses, ein Quäker, Dr. John Walker, wurde erster Impfarzt. Die Ansichten des letztern über das Impfgeschäft waren sehr abweichend von denen Jenner's, und als drei Jahre später Walker resignirte, so erhielt er einen Ersatzmann, der dem Geschäfte nicht mit Fleiß und Treue oblag. Jenner verzweifelte deshalb an einer zweckmäßigen Wirksamkeit der Jennerian Society, er beabsichtigte ein unter der Aufsicht des Collegiums der Ärzte und Wundärzte zu London stehendes Institut, das auch am Ende des J. 1808 unter dem Namen National Vaccine Etablishment zu Stande kam und sich bald einer gedeihlichen Blüthe erfreute.

Auch noch in den spätern Jahren fand Jenner Veranlassung, einiges über die Vaccination bekannt zu machen. Schon 1804 hatte er im Medical and Physical Journal über die durch Hautausschläge modificirten Kuhpocken etwas bekannt gemacht; später erschien: On the varieties and modifications of the vaccine pustule occasioned by an herpetic state of the skin (Cheltenham 1819. 4.). Ferner erschien 1821 im Med. and Phys. Journal, sowie im Edinburgh med. and surg. Journal (Hufeland's Journal 1822. Januar): Circular lettre on the causes of varioloids. Endlich erschien noch: A letter to C. H. Parry on the influence of artificial eruptions in certain diseases incidental to the human body, with an inquiry respecting the probable advantages to be derived from farther experiments (Lond. 1822. 4.) 67 p.

Zahlreiche Denkmünzen ehren das Andenken eines Mannes, dessen Entdeckung das wirksamste präservative Cosmeticum enthält, das je erfunden wurde, dessen Entdeckung präservativ eine so große Anzahl von Menschenleben gerettet hat und fortwährend rettet, wie es wol von keinem andern Mittel behauptet werden kann.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

JENNINGS, Grafschaft des nordamerikanischen Freistaats Indiana, wird begrenzt von den Grafschaften Delaware, Jackson, Jefferson, Scott und Ripley. Der White und dessen Zuflüsse bewässern die Grafschaft, deren Bewohnerzahl gegen 3000 beträgt. Hauptort: Vernon am White mit einem Postamte und 500 Einwohnern.

(*J. C. Schmidt.*)

JENNY-MASCHINE, JENNY-MULE (Bastard-Jenny) von Mule, Maulthier, eine von dem Engländer Richard Arkwright erfundene und nach seiner Frau Jenny benannte Spinnmaschine, s. unt. Baumwollenmanufacturen, Krämpelmaschine und Spinnmaschine. (*R.*)

JENÖ, 1) ein auch Jenö genanntes, ehemals dem Orden der Pauliner, jetzt aber dem ungarischen Religionsfond gehöriges, großes Dorf der Herrschaft Mágocs, im transmontaner Gerichtsstuhle der baranyer Gespanschaft im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, in gebirgiger Gegend gelegen, mit 128 Häusern, 890 Einwohnern, welche theils Magyaren, größtentheils aber Teutsche, und unter ihnen 19 Juden, sind, einer der Pfarre Gödri zugetheilten katholischen Filialkirche und ergiebigem Feldbaue. Die Bewohner sind fast sämmtlich Katholiken. 2) Ein zur Abtei Telky der Schotten in Wien gehöriges Dorf im pilifer Gerichtsstuhle der vereinigten Comitate Pesth, Pilisch und Sólth, im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, 2¼ Meile westnordwestwärts von Ofen, am Gebirge gelegen, mit 84 Häusern, 656 teutschen, katholischen Einwohnern, welche sich vom Feldbaue nähren, einer um das J. 1686 errichteten katholischen Pfarre von (1834) 879 Seelen, welche zum ofener Vicearchidiakonats-Districte des graner Erzbisthums gehört, und unter dem Patronate des genannten Abtes steht, einer katholischen Kirche und einer Schule. 3) ein Tisza-J. genanntes Prädium der heveser Gespanschaft mit 14 Häusern und 104 Einwohnern. 4) Mehre andere Prädien in verschiedenen andern Comitaten des Königreichs Ungarn.

(*G. F. Schreiner.*)

JENÖ, Boros-J., 1) ein Bezirk oder Gerichtsstuhl (Processus) der arader Gespanschaft im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, der nordöstlichste des Comitats, welcher im Osten an Siebenbürgen grenzt, und außer 4 Marktflecken noch 79 Dörfer umfaßt. 2) Ein Marktflecken und Hauptort des Districts gleiches Namens (n. Br. 46° 25′ 30″ ö. L. 39° 29′ 31″), welcher seinen Namen höchst wahrscheinlich von dem bedeutenden Weinbaue hat, den schon Kaiser Probus durch seine Soldaten hier begründet haben soll, theils der Kammer und theils den adeligen Familien Atzél gehört, in waldigen Umgebungen, am westlichen Gebirgsabhange, an der von Zaránd nach Boros-Sebes und Dézna führenden Straße am linken Ufer des weißen Körösflusses liegt, 453 Häuser und 1634 ungarische und wallachische Einwohner zählt, von denen sich 1071 zur morgenländisch-griechischen, 520 zur katholischen und 40 zur protestantischen Kirche bekennen, drei aber Juden sind. Der Marktflecken hat eine eigene katholische Pfarre, welche zum csanader Bisthume gehört, eine Pfarre der nicht unirten Griechen, eine katholische und eine morgenländisch-griechische Kirche, eine Schule, ein altes Schloß, welches jetzt zum Speicher dient, besuchte Jahrmärkte und starken Weinbau. Boros-Jenö war einst eine Stadt und ist noch immer der Sitz eines griechischen Protopopen. 3) Ein teutsch Weindorf genanntes, dem ungarischen Religionsfonds gehöriges Dorf im pilifer Gerichtsstuhle der pesther Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, an der von Ofen über Csép nach Gran führenden Seitenstraße, in gebirgiger Gegend liegend, 1½ Meile nordwestwärts von Ofen entfernt, mit 102 Häusern, 712 katholischen, meist teutschen Einwohnern, einer eigenen katholischen Pfarre, einer katholischen Kirche und einer Schule.

(*G. F. Schreiner* und *Gamauf.*)

JENÖ, Kis-J., 1) ein der königl. ungarischen Kammer gehöriger Marktflecken im zaránder Gerichtsstuhle (Processus) der arader Gespanschaft im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, am rechten Ufer des weißen Körosflusses, an der von Altarad nach Großwardein führenden Poststraße, in der großen ungarischen Ebene in waldreicher Gegend, mit 220 hübschen Häusern, 1739 meist wallachischen Einwohnern, welche vom Feldbaue und der Viehzucht leben und 1478 nicht unirte Griechen, 240 Ka-

tholiken und 21 Evangelische unter sich zählen, mit einer eigenen Pfarre der nicht unirten Griechen, einer nach Tek (Bisthum Csanad) eingepfarrten katholischen Filial- und einer Kirche der nicht unirten Griechen, einer Schule und einer Poststation, welche mit Nagy-Zerind und Simánd Pferde wechselt. 2) Ein dem Domcapitel zu Großwardein gehöriges großes Dorf im großwardeiner Gerichtsstuhle der biharer Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß in einem Seitenthale des rechten Ufers der schnellen Körös, beinahe zwei Meilen ostnordostwärts von Großwardein entfernt, mit 192 Häusern, 1156 magyarischen Einwohnern, einer nicht unirt-griechischen und einer Pfarre der evangelischen helvetischen Confession, einer griechischen Kirche, einem Bethause und einer Schule. 3) Ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf im devecser Gerichtsstuhle der veszprimer Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, am rechten Ufer des Tornaflusses, an der von Jánosháza nach Veszprim führenden Straße, am Fuße bewaldeter Höhen gelegen, mit 82 Häusern, 628 magyarischen Einwohnern, welche nach Tüskevár eingepfarrt sind, und einer katholischen Filialkirche. In nicht großer Entfernung von diesem Dorfe befindet sich der seines guten Weines wegen in Ungarn berühmte Berg Somlyó. 4) Ein auch Jinomike, teutsch Klein-Jahren, genanntes, mehren Grundherren gehöriges Dorf im kis-iklóder Gerichtsstuhle und obern Kreise der dobokaer Gespanschaft im Lande der Ungarn des Großfürstenthums Siebenbürgen, in einem Seitenthale des linken Ufers der kleinen Szamos, in gebirgiger Gegend gelegen, von Wallachen bewohnt, mit einer Pfarre und Kirche der unirten Griechen.
(*G. F. Schreiner* und *Gamauf*.)

JENOTAEWKA, ein Kreis in der asiatisch-russischen Statthalterschaft Astrachan, mit der Kreisstadt Jenotajewsk. Er erstreckt sich vom 60° 49′ bis 65° 30′ östl. L. und vom 44° 56′ bis 47° 40′ nördl. Br., grenzt nördlich an Tschernoijarsk, östlich an Krasnoijarsk, südöstlich an Astrachan, südwestlich an Kaukasien, westlich an das Land der donschen Kosaken, mit einem Areal von 866 □ M. Innerhalb dieser Fläche liegt der merkwürdige Berg Bogdo, mit dem darunter liegenden gleichnamigen Salzsee, der aber wenig benutzt wird. Der größte Theil des Kreises zieht sich bis nach Kaukasien herunter und ist ein Theil der wolgaschen und kumanischen Steppe. In Südwesten strömt der Manitsch, der hier die Grenze mit Kaukasien macht. Der Boden ist dürr, mit vielen Salztheilchen geschwängert, sandig und nicht sehr fruchtbar. Wiesen und Weideplätze gibt es hinreichend, dennoch aber ist die Viehzucht, außer bei den nomadisirenden Völkern in den Steppen, nur unbedeutend. An der Sarpa und am Sall sind einige Colonien angelegt, die besser gedeihen würden, wenn es nicht an Aufmunterung, Unterstützung, Holze und gutem Trinkwasser fehlte. Blos an den Ufern der Wolga, die einen Theil des Kreises berührt, sowie an der Sarpa, liegen mehre feste, zum Theil von Kosaken bewohnte Dörfer; der übrige Strich aber und die Steppe wird im Sommer von Kalmücken durchzogen, die aber den Winter hindurch größtentheils auf der Südseite des Manitsch ihr Lager haben.

Die Kreisstadt Jenotajewsk, beinahe 20 Meilen von der Hauptstadt Astrachan entfernt, im J. 1740 zu erbauen angefangen, liegt am rechten Ufer der Wolga, ist mit einem Fort und einer Kaserne versehen, der Sitz einer kaiserlichen Kanzlei zur Verwaltung der Angelegenheiten der derbetewschen Kalmückenhorde und außer einigen russischen Kaufleuten blos von Kosaken bewohnt; übrigens noch ganz von ländlichem Aussehen. Zuweilen residirt der Zar der Kalmücken hier; auch hat sie eine kleine Besatzung.
(*J. C. Petri.*)

JENS (Johann) oder Jensius, wie er sich nach der Sitte seines Zeitalters nannte, geb. den 16. Dec. 1671 zu Leyden, der Sohn eines dortigen Doctors der Arzneikunde, verdankte die erste Bildung den Schulen seiner Vaterstadt. Dort eröffnete er auch seine akademische Laufbahn. Der berühmte Jacob Gronov war sein Hauptführer im Gebiet der Wissenschaften, besonders aber in der Philologie, in welcher er rasche Fortschritte machte. Mit Glück versuchte er sich in lateinischen Gedichten, in welchen er unter andern (1693) Jesu Christi salutiferos humano generi triumphos besang [1]). Noch nicht 23 Jahr alt, folgte Jens einem Rufe nach Dordrecht. Er ward Conrector an dem dasigen Gymnasium, und eröffnete sein Lehramt mit der Rede: de summa graecas perdiscendi literas necessitate. Von Gronov begünstigt, weckte er den Neid einiger holländischer Gelehrten, zu denen besonders Francius und Brukhusius gehörten. Mit ihnen ward er in eine literärische Fehde verwickelt, über welche man in den von Kellner zu Breslau 1725 herausgegebenen Annotationibus in Suetonium *Jacobi Perizonii* nähere Auskunft findet. Als Jens nach dreijährigem Aufenthalte in Dordrecht die Stelle eines Conrectors zu Grafenhaag erhielt, eröffnete er dort sein Lehramt mit der Rede: Hagae comitum celebratio. Mit dem Rectorate, das er späterhin erhielt, ward ihm zugleich das Lehramt der schönen Wissenschaften übertragen, wodurch er mit seinem Amtscollegen, dem Professor der Theologie van Till, in erfreuliche Berührung kam. Die bisher bekleideten Ämter legte Jens nieder, nachdem er sie funfzehn Jahre hindurch mit unermüdeter Berufstreue verwaltet, und lebte ohne eine öffentliche Anstellung zu Grafenhaag seinen Studien. Doch übernahm er 1718 die Professur der schönen Wissenschaften und der griechischen Sprache an dem Erasmischen Gymnasium zu Rotterdam. Im September 1752 legte er seine Ämter nieder. Er starb den 14. März 1755 an einem Schlagflusse im 83. Jahre, nachdem ihm die Abnahme seiner körperlichen und geistigen Kräfte immer fühlbarer geworden war. Kurz vor seinem Tode hatte er sein einfaches Begräbniß angeordnet und dabei den Wunsch geäußert, daß man sein Andenken nicht, nach herkömmlicher Weise, durch Gedichte oder andere Feierlichkeiten ehren möchte [2]). Ein solcher Wunsch floß aus der ihm eigenen Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit seines Charakters, die ihn auf sich und sein Verdienst wenig Werth legen ließ. Er war gleichwol ein

1) Cf. *Petri Francii* Opera posthuma. p. 451 sqq. 2) Vgl. den Bocksaal, März 1755. S. 329.

Digitized by Google

vielseitig gebildeter Mann, und ward von seinen Zeitgenossen besonders als Philolog geschätzt. In kritischer Hinsicht beachtenswerth sind vorzüglich die von ihm herausgegebenen Stricturae ad Justiniani Caesaris codicem et Pandectas (Rotterd. 1749. 4. Editio II. Lugd. Batav. 1764. 4.). Er schrieb außerdem Lectiones Lucianeae. (Hagae Comit. 1689). Collectanea purae et impurae latinitatis (Rotterd. 1720. und cum notis *Kappii.* Lips. 1728). Lucubrationes Hesychianae (Rotterd. 1742) u. a. m. Aus seinem Nachlasse erschienen noch Senilia de stylo Homeri zu Rotterdam 1758 gedruckt, und zu den literärischen Seltenheiten gehörend, indem nur 200 Exemplare gedruckt wurden [3]). (*Heinrich Döring.*)

JENSEN (Boye), war den 4. April 1799 zu Bredstedt, einem schleswigschen Flecken, geboren und der Sohn eines Handschuhmachers und Lotterieeinnehmers. Der Gelehrtenschule zu Husum verdankte Jensen seine wissenschaftliche Bildung. Mit ausgezeichneten Geistesanlagen verband er einen rastlosen Fleiß. Er konnte indessen nur auf eine mäßige Unterstützung von seinen Ältern rechnen, und mußte durch Ertheilung von Unterrichtsstunden die Mittel zu seiner Subsistenz sichern. Auf der Universität zu Kiel widmete er sich, neben der Theologie, auch der Pädagogik. Er war hierauf einige Zeit Hauslehrer in Angeln und späterhin Informator der Söhne des Kammerherrn von Statfeld auf Travendahl, nachdem er eine Zeit lang den Prediger Ebsen zu Norder-Brarup in seinen Amtsverrichtungen unterstützt hatte. Im J. 1826 erhielt er das Rectorat an der Stadtschule zu Crempe bei Glückstadt. Seine Einkünfte wären, auch nachdem er sich verheirathet hatte, für einen mäßigen und geregelten Haushalt hinreichend gewesen. Er stürzte sich jedoch durch Ausgaben, die seine finanziellen Kräfte überstiegen, durch Reisen in den Ferien nach Hamburg, Kopenhagen u. a. Orten, in Schulden. Das unangenehme Verhältniß, in welches er dadurch mit seinen Gläubigern gerieth, wirkte zugleich nachtheilig für seinen Ruf und für seine Bewerbungen um ein einträglicheres Amt. Er mußte sichs gefallen lassen, als ihm ein Vermögenscurator beigesellt ward. Vorherrschende Neigung zum Genuß geistiger Getränke beschleunigte seinen Tod. Er fiel als Opfer der Cholera den 17. Sept. 1832.

Jensen besaß viel Lehrertalent und war sehr beliebt unter seinen Schülern. Auch zum Prediger eignete er sich durch seinen lichtvollen Vortrag und durch sein herrliches Organ. So oft er in Crempe predigte, fand er die Kirche gedrängt voll Zuhörer, die nur mit seinem Lobe sie wieder verließen. Obgleich klein von Gestalt, war er sehr regelmäßig gebaut und seine Gesichtszüge ausdrucksvoll, obgleich sie in der letzten Zeit seines Lebens etwas Starres erhielten. Als Schriftsteller machte sich Jensen bekannt durch einem 1826 entworfenen Plan zu einem Erziehungsinstitute, durch einen Leitfaden beim Unterricht in der Religionsgeschichte [1]) und durch eine Mythologie der Griechen und Römer [2]). Außerdem lieferte er mehre Beiträge zum itzehoer Wochenblatte und einigen andern Zeitschriften. In C. Carsten's Zeitschrift für Volksschullehrer (Bd. 1. Heft 4. S. 585 u. fg. finden sich einige beherzigenswerthe Worte von ihm über den Kirchengesang [3]). (*Heinrich Döring.*)

JENSON (JANSON) (Nikolaus). Er war einer der ersten Buchdrucker nach der Erfindung dieser Kunst. Aus Frankreich stammend, setzte er sich im J. 1470 in Venedig, und druckte hier theils theologische Schriften mit gothischen, theils andere mit römischen oder Cursivlettern. Er sah sehr auf Reinheit und Zierlichkeit des Drucks und die von ihm herausgegebenen Werke stehen denen der Manutiusse wenig nach. (*G. M. S. Fischer.*)

JENSTEIN, böhm. Genstein, Genzenstein, ein zur k. k. Kammeralherrschaft Brandeis gehöriger Markt im kaurzimer Kreise des Königreichs Böhmen, in offener, mittelgebirgiger Gegend, zwischen Winarž und Kostomlatek, ostwärts von der aus Prag nach Brandeis führenden schlesischen Haupt-, Post- und Commercialstraße gelegen, 1¼ österreichische Straßenmeile ostnordostwärts von der Hauptstadt der Provinz entfernt, mit 50 Häusern, 350 Einwohnern, die meist von der Feldwirthschaft leben und einem alten merkwürdigen verfallenen Schlosse, welches ehemals der Sitz und auch der Stammort des adeligen Geschlechtes der Herren von Genzenstein war. Im J. 1621 den 27. März schenkte Kaiser Ferdinand II. Jenstein sammt Sluh und Dechtar den Jesuiten in der Altstadt Prag, als Ersatz für allen Schaden, den sie auf dem Gute Kopanina und Bernarditz erlitten hatten. (*G. F. Schreiner.*)

JENTSCHOWITZ, böhm. Genzowicze, auch Genicżowecz, ein zur gräflich Desfours-Walderodeschen Fideicommißherrschaft Großrohosetz gehöriges Dorf im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, auf einer Anhöhe gelegen, drei Viertelstunden nördlich vom Hauptorte der Herrschaft entfernt, mit 87 Häusern, 529 größtentheils czechischen Einwohnern, unter welchen sich viele geschickte Musiker befinden, die den Sommer über im Lande sich zerstreuen und mit ihrem Erwerbe gegen den Winter zurückkommen, einer schon im J. 1384 vorkommenden, nach dem 30jährigen Kriege eingegangenen und 1728 wieder hergestellten katholischen Pfarre von 4920 Seelen, welche zum reichenberger Vicariatsdistricte des leitmeritzer Bisthums gehört, einer katholischen, im J. 1744 von Stein neu aufgeführten Kirche, welche unter dem Patronate der Grundherrschaft stehen, einem Fasangarten, einem Meierhofe, einem Förster- und einem Jägerhause und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

JENTZSCH, 1) Johann Gottfried, geboren den 5. Octob. 1759 zu Hinterjossen, einem Dorfe bei Pirna, der Sohn eines dortigen Fischers, verdankte seinen unbemittelten Ältern nur eine dürftige Erziehung. Doch ward er von ihnen fleißig angehalten zum Besuch der Schule und

3) Vgl. Strodtmann's neues gel. Europa. 1. Th. S. 39 fg. 11. Th. S. 764 fg. 15. Th. S. 850. Baur's neues histor.-biogr.-literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 884.

1) Glückstadt 1827. Unter der Vorrede hat er sich genannt. 2) Itzehoe 1827. 3) Vgl. Lübker's und Schröder's Lexikon der schleswig-holstein-lauenburgischen und eutinischen Schriftsteller. 1. Abth. S. 277. Den neuen Nekrolog der Teutschen. X. Jahrg. 2. Th. S. 671 fg.

Kirche. Schon in früher Jugend entwickelte sich sein Künstlertalent. Er benutzte die romantische Umgebung seiner Heimath, indem er Felsenpartien, Bäume, Waldstücke und andere Gegenstände nach der Natur zu zeichnen versuchte. Er verrieth bei diesen Jugendversuchen schon einiges Talent zur Perspectivmalerei. Den wiederholten Vorwürfen seiner Ältern, die jene Beschäftigungen misbilligten, weil sie ihn zu dem Gewerbe eines Fischers oder Landwirths bestimmt hatten, gab er kein Gehör. Mit einem andern Knaben aus seinem Geburtsorte begab er sich heimlich nach Meißen, um in der dortigen Schule sein Talent weiter auszubilden. In der Porzellanfabrik zu Meißen machte er so rasche Fortschritte, daß er schon im J. 1780 als tüchtiger Landschaftsmaler gebraucht werden konnte. Die Arbeiten, die er seinen dortigen Lehrern zeigte, erregten um so mehr Bewunderung, da er nie weder eine Anweisung erhalten, noch irgend ein Muster vor Augen gehabt hatte. Nach Beendigung seiner Lehrjahre (1785) benutzte er, da ihn seine Ältern nur wenig unterstützen konnten, mit Aufopferung seiner Gesundheit jede Muße zum Studium der Architektur, Perspective und Kupferstecherkunst, und entwarf viele Risse und Zeichnungen zu Privat- und öffentlichen Gebäuden, von denen mehre in und um Meißen ausgeführt wurden. Als Kupferstecher beschäftigte er sich im J. 1789 mit Ansichten der sächsischen Schweiz in Aberli's Manier. Über diese Blätter äußerten selbst Künstler, daß noch Niemand jene Manier so wahr und treu wiedergegeben. Er ward dadurch im Auslande, besonders in Wien, Berlin, München, Nürnberg, Augsburg, Frankfurt a. M. und Leipzig, rühmlich bekannt und erhielt viele Bestellungen und Aufträge zu neuen Unternehmungen. Im J. 1797 ward er von dem damaligen Director der Porzellanfabrik zu Meißen, dem Grafen Markolini, und dem Freiherrn von Rachnitz als damaligem Intendanten des dresdener Hoftheaters in jene Residenz gerufen, um die erste Decoration zu einer Oper als einen Versuch zu malen. Dort vollendete er im März 1798 für das königliche Hoftheater einen Prospect zu dem unterbrochenen Opferfest, eine Gegend in Peru darstellend. Noch gelungener als dieser erste Versuch, der bereits großen Beifall gefunden, war eine im Juni 1799 von ihm gefertigte Decoration für die Oper Camilla. Während eines längern Aufenthalts in Dresden beschäftigte er sich anhaltend für sein Fach mit der Betrachtung der Kunstgegenstände jener Residenz. Dorthin begab er sich wieder zurück im December 1799, nach einer kurzen Anwesenheit in Meißen. Er ward auf mannichfache Weise für das Hoftheater beschäftigt, bis er im Mai 1800 die Anstellung eines kurfürstl. Hoftheatermalers in Dresden, mit einem anständigen Gehalte und einer Wohnung erhielt. Sein sehnlicher Wunsch, zu dem ihm bereits früher der Graf Markolini Hoffnung gemacht, Italien zu sehen, ging im April 1802 in Erfüllung. Er unternahm jene Reise, mit kurfürstlicher Unterstützung, in Begleitung der Professoren Pettrich und Pochmann, des Bildhauers Kühn und des Kupferstechers Veit. Über Wien, Triest, Venedig, Bologna, Ferrara und Ancona ging er nach Rom. Dort kam er den 1. Juni an, nachdem er auf seiner Reise die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten in den Gemäldegalerien, Theatern, Kirchen und Bibliotheken betrachtet. In Rom lernte er Auguste Kaufmann kennen. Zu Tivoli beschäftigte er sich mehre Wochen mit Aufnehmen der dortigen Umgegend. Im October ging er nach Neapel und von da wieder nach Rom zurück. Günstig für die höhere Ausbildung seines Künstlertalents wirkte die Bekanntschaft mit mehren Gelehrten und Künstlern. In Mailand benutzte er fleißig die öffentlichen Vorträge über Architektur und Perspective. Mehrfach bereichert an Kenntnissen kehrte er im Juli 1803 nach Dresden zurück, wo er 1804 zu der Oper Achilles die erste Decoration verfertigte. Seit 1805 lebte er in sehr glücklichen ehelichen Verhältnissen mit einer Tochter des 1808 zu Schleiz verstorbenen Archidiakonus H. G. Franz. Der Tod seiner Gattin löste indessen dies Band bereits im September 1812. Seinem Fleiß und Talent, seinen praktischen und theoretischen Kenntnissen hatte er bereits 1809 die Auszeichnung zu verdanken gehabt, mit einer Gehaltserhöhung von 200 Thlrn. auch als Lehrer der Perspective an der königl. Akademie der Künste angestellt zu werden. Sein rastloses Streben schien dadurch einen neuen Sporn erhalten zu haben. Er ward allgemein geschätzt, sowol von seinen Zöglingen, als von seinen Collegen und Vorgesetzten. Einen vorzüglichen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste gab ihm der König von Sachsen, als er ihn (1824) zum wirklichen Mitgliede der dresdener Kunstakademie ernannte und seinen Gehalt bedeutend erhöhte. Diese Auszeichnung ward getrübt durch den Zustand seiner Gesundheit. Schon seit länger als zehn Jahren hatte er an Verschleimung und einem Asthma gelitten, das der ärztlichen Hilfe hartnäckig Trotz bot. Selbst die ihm empfohlenen Badereisen verschafften ihm nur wenig Linderung. Oft unter den furchtbarsten Brustbeklemmungen unterzog er sich seiner gewohnten Thätigkeit. Er mußte jedoch, als sein Übel einen immer bedenklichern Charakter anzunehmen schien, sowol aus dem Malersaal, als aus dem Auditorium der Kunstakademie wegbleiben. Zu Hause blieb er noch immer beschäftigt mit Zeichnungen für die Bühne, bis er zuletzt, ohne bettlägerig zu sein, einer Geschwulst unterlag, die den 16. Februar 1826 seinen Tod im 67. Lebensjahre beschleunigte, nachdem er wenige Tage zuvor mit Beibehaltung seines ganzen Gehalts in Ruhestand versetzt worden war. Die Trauer über seinen Verlust sprach sich bei seiner Beerdigung aus. Viele seiner Freunde und Bekannten, mehre Professoren und Schüler der Akademie folgten seinem Sarge [1]). Liebe zu seinem Vaterlande war die Ursache gewesen, weshalb er mehre vortheilhafte Anträge zu Stellen im Auslande abgelehnt hatte. Noch während seines Aufenthalts zu Meißen hatte er die vortheilhaften Anerbietungen, die ihm der Herzog von Sachsen-

1) Was er ihnen gewesen war, schilderte die einfache Inschrift auf seinem Grabsteine in den nachfolgenden Versen:

Als Künstler, als Lehrer, als Freund,
Von gleichem, gediegenem Werthe,
Bedecke, von Freunden beweint,
Dich sanft hier die friedliche Erde.

Digitized by Google

Coburg machte, von sich gewiesen. Fast ausschließlich seiner Kunst lebend, bildete er oft unentgeldlich talentvolle junge Leute zu Malern, Architekten und Professionisten. Genügsamkeit war ein Hauptzug in seinem Charakter. Ernst und in sich verschlossen, entschlüpfte seinen Lippen selten eine Klage, ungeachtet er seit früher Jugend bis in sein höheres Alter mit manchen Sorgen zu kämpfen gehabt und manche trübe Lebenserfahrung gemacht hatte. Mit Uneigennützigkeit zeigte er sich bereit, jeden, der seines Rathes und Beistandes irgend bedurfte, zu unterstützen. Auch in dieser Hinsicht entsprach er würdig seiner Bestimmung als Mensch und als Künstler. Zu nicht geringer Empfehlung dienten ihm seine ausgezeichneten Kenntnisse in mehren Kunstfächern und sein ebenso belehrender als anziehender Vortrag, bei welchem ihm ein sehr glückliches Gedächtniß zu Hilfe kam. Seine letzte Arbeit als Hoftheatermaler war eine Decoration zu der Oper Olympia [2]). (*Heinrich Döring.*)

2) **Moritz Gottfried**, geboren zu Liebethal in der sächsischen Schweiz (unweit Pirna und Dresden) 1769 oder 1770 den 7. December, lernte die ersten Anfangsgründe in Dresden bei der königl. Akademie der Künste, wo er später längere Zeit studirte und sich auch einige Zeit in den Unterricht des besonders für das Zeichnen und Aufnehmen von Ansichten bekannten Professors Zingg begab. Nach späterer Zeit, als er sich an verschiedenen Orten und bei einigen wohlhabenden Kunstfreunden, wie z. B. bei den Fürsten Reuß im sächsischen Voigtlande, aufgehalten, bei einigen kleinen Höfen theils Unterricht ertheilt, theils auch mehre Gemälde in Aquarell oder Tuschmanier (meist Ansichten vorstellend), gefertigt hatte, widmete er sich der Theaterdecorationsmalerei. Hier vollendete er besonders für das landschaftliche Fach sehr ausgezeichnete Gegenstände in freier Behandlung zugleich von sehr angenehmem warmem Ton, und manche Oper oder manches Schau- und Lustspiel, was unter König Friedrich August's Regierung nach Verhältniß der Größe des Theaters zu Dresden mit einem gewissen, nicht überladenen Prachtsinn aufgeführt wurde, wurde von ihm und seinen Collegen, da er mit Winkler *) getheilt die Stelle eines Hoftheatermalers zu Dresden erhielt, sehr reichlich und mit Geschmack durch schöne Decoration ausgestattet, die von den Kunstfreunden sehr bewundert wurden, und wegen einer darin vorherrschenden Wahrheit allgemeinen Beifall erhielten. Auf einer Reise nach Italien, die er mit bedeutendem Nutzen zu seiner Kunstarbeit unternahm, sammelte er einen großen Theil Studien, woraus die herrlichsten Zeichnungen zu größern Werken von ihm geformt wurden und worin viele den Reisenden in Italien weniger bekannte Gegenstände, deren Bilder durch Ansichten in Gemälden oder Kupfern nicht vorkommen, sich befanden.

Dahin gehören z. B. die Marmorbrüche von Carrara, auch die Umgegend von Novi, welche in Farben ausgeführte Zeichnungen nebst mehren andern sich in der königl. Handzeichnungssammlung zu Dresden befinden. Er beschäftigte sich auch mit der Radir- und Ätzkunst und lieferte in seiner Jugendzeit mehre Platten in Umrissen radirt, Gegenden von Meißen und aus der sächsischen Schweiz vorstellend, die er in Aberli's Manier colorirt herausgab. Überdies wurde von ihm ein großer Theil sächsischer Gegenden in sehr gefälliger Manier gezeichnet, viele auch in kräftiger Manier in Gouachefarben ausgeführt. Der fleißige und sehr thätige Künstler, welcher auch noch eine besondere hohe Kenntniß der Perspective besaß und deshalb als Mitglied der königl. Akademie zu Dresden dabei eine besondere Lehrstelle für das Fach der Perspective erhielt, bildete darin mehre gute Schüler. Sein kränklicher Körper, dessen Leiden ihn oft zur Schwermuth und Hypochondrie hinneigten, ließ ihn kein hohes Alter erreichen und er unterlag unter längerm Krankenlager 1827. Sein reicher Kunstnachlaß, besonders seine Originalhandzeichnungen und Skizzen, wurde bald nach seinem Tode zu Dresden öffentlich versteigert und manches Portefeuille damit geschmückt. (*Frenzel.*)

JENYNS (Soame), geboren 1704 zu London, aus einer angesehenen Familie stammend, studirte zu Cambridge und ward 1741 Parlamentsmitglied, späterhin (1755) auch Beisitzer des Handelscollegiums. Die letztere Stelle behauptete er bei allem Wechsel der Administration bis zum J. 1780. Um diese Zeit entzog er sich den Parlamentsgeschäften. Er starb den 18. Dec. 1787 im 83. Jahre. Sein Leben charakterisirte eine fast ununterbrochene gemeinnützige Thätigkeit. Aber auch auf den Namen eines geachteten Schriftstellers hatte er gegründete Ansprüche. Seine Geistesanlagen, unter denen besonders sein poetisches Talent hervortrat, hatte er sorgsam ausgebildet, und verband mit kritischer Schärfe im Urtheil einen richtigen Geschmack und eine reiche Ader von Witz und Humor. Sein Styl war höchst fließend und correct. Burke ertheilt ihm das Lob, daß er das einfachste und reinste Englisch geschrieben habe. Auch den abstractesten Materien wußte er durch seine Darstellung einen unwiderstehlichen Reiz zu geben, wie unter andern seine Enquiry on the origin and the necessity of evil beweist. Diese Schrift erschien im J. 1757, und erregte große Sensation. Jenyns hatte darin die keineswegs unerhörte Meinung geltend zu machen gesucht, daß das Übel in der Welt ein wesentlicher Bestandtheil des Guten sei, daß die Gottheit selbst es nicht aufheben könne, ohne zugleich das überwiegende Gute mit aufzuheben; daß demnach die Wegschaffung des Übels oder die Hervorbringung einer übelfreien Welt ein Widerspruch sei, dessen Verwirklichung nicht innerhalb der Grenzen der Allmacht liege. Wie sehr aber Parteienwuth und der Hang zum Paradoxen auch den hellsten Verstand irre führen könne, zeigen mehre von Jenyns verfaßte theologische und politische Abhandlungen, vor allen aber sein naiver Beweis für die Wahrheit des

2) s. Artistisches Notizenblatt zur dresdener Abendzeitung. 1827. Nr. 3. H. K. Nagler's allgem. Künstlerlexikon. 6. Bd. S. 441 fg. Den neuen Nekrolog der Teutschen. IV. Jahrg. 2. Th. S. 804 fg.

*) Johann Georg Winkler, sowie Jentzsch, erhielten die Stelle eines Hoftheatermalers zu Dresden getheilt nach des berühmten Theile Tode, Ersterer für das Architektur-, Letzterer für das Landschaftsfach.

Christenthums, den er aus dessen Vernunftwidrigkeit herleitete. Er that dies in der 1776 erschienenen Schrift: **A View of the internal evidence of the christian religion** [1]). Dies Werk ward viel gelesen, und ebenso übermäßig gelobt, als getadelt. Ihn traf die Beschuldigung, daß er der Sache, die er vertheidigen wollte, mehr geschadet als genützt, indem er die Einwürfe gegen das Christenthum zwar auf das Hellste beleuchtet, doch nur höchst unbefriedigend beantwortet habe. Leugnen läßt sich nicht, daß die Principien, von denen er bei seiner Vertheidigung ausgegangen war, nach Maßgabe der Stimmung des Lesers ebenso gut zum Skepticismus als zur Schwärmerei verleiten konnten. Am Schlusse seines Werks erklärt sich Jenyns über seinen Glauben an die Lehren des Christenthums mit folgenden Worten: „Sollte dieser meiner Schrift die Ehre widerfahren, der sogenannten guten Gesellschaft in die Hände zu gerathen, so wird letztere keinen Augenblick anstehen, zu behaupten, daß der Verfasser entweder ein Schwärmer oder ein Methodist, oder ein Bettler oder ein Wahnsinniger sein müsse. Es sei mir daher erlaubt, zu versichern, daß derselbe sich in keinem dieser Fälle befindet, daß er einst vielleicht ebenso wenig glaubte, als sie selber, daß aber die Muße, deren er glücklicherweise genoß, und mehr noch die ihm eigene Neugierde, ihn zur ausführlichen Untersuchung einer Frage bestimmten, die ihm nicht unwichtig zu sein dünkte: Ob nämlich das Christenthum wirklich das sei, wofür es Einige ausgeben, ein offenbarer, auf eine abgeschmackte, unglaubliche und längst veraltete Fabel gegründeter Betrug? oder ob es sei, was es zu sein behauptet, eine den Menschen durch die Vermittlung einer übernatürlichen Macht mitgetheilte Offenbarung? Sowie er in seiner Untersuchung fortschritt, sah er sich von allen Seiten von neuem Lichte umglänzt; und grade die dunkelsten Gegenden des zu erforschenden Gegenstandes lieferten ihm die klarsten Beweisgründe, da selbige ebenso wenig durch menschliche Kunstgriffe zu erfinden, als durch die menschliche Vernunft zu entdecken sein konnten. Diese Argumente, die ihn selbst von der Göttlichkeit seiner Religion überzeugten, hat er in gegenwärtigem Werke aufs Gedrängteste und Klarste zusammengestellt, in der Hoffnung, daß sie an Andern sich auf gleiche Weise bewährten, und daß jedem wahren Christen, wofern es deren noch in unsern Tagen einige geben sollte, sein Buch nützlich und erfreulich, dem Publicum aber in keiner Rücksicht nachtheilig werden könnte."

Unter den Gegenschriften, die das ebenerwähnte Werk veranlaßte, verdienen besonders zwei bemerkt zu werden. Die eine, von Archibald Maclaine verfaßt, dem Übersetzer von Mosheim's Kirchengeschichte, führt den Titel: **A Series of Letters to Mr. Soame Jenyns etc. (Lond. 1777)** [2]); die zweite: **An answer to the lately published View of the internal evidence of the christian religion (Ibid. 1777).** Der Verfasser der zuletzt genannten Schrift, Henry Taylor, äußert sich gegen Jenyns mit den Worten: „Das Interesse des Christenthums liegt mir zu sehr am Herzen, als daß ich gegen Ihre Art, es zu vertheidigen, mich nicht feierlich verwahren sollte. Ihre Übersicht seiner innern Beweisgründe unterliegt in der That seinen erheblichen Einwürfen. Ihr Räsonnement ist im Ganzen weder genau noch bündig, ihre Erläuterungen entfernen sich zu weit von den Principien, zu deren Erläuterung und Erhärtung sie dienen sollten. Zuweilen sollte man glauben, Sie hätten jene Principien in dem Gedränge desultorischer Bemerkungen und abschweifender Nebenuntersuchungen, wo Sie selbige zu stützen vermeinen, selbst aus dem Gesichte verloren. Ergötzt durch manche schöne Züge des Genies, des Witzes und der Beredsamkeit, welche mitten in dem schimmernden Chaos uns überraschen, bedauern wir um so mehr den Mangel jener lichtvollen Ordnung und philosophischen Bestimmtheit, da wir Werke dieser Art am allerwenigsten entbehren können. Sie gleichen einem Manne, der plötzlich in eine Gegend versetzt wurde, wo eine Menge ihm ganz neuer Gegenstände mit einem Mal auf ihn eindringen, und der sie zu beschreiben anfängt, ehe er Zeit gewann, ihren Zusammenhang und ihre wechselseitigen Beziehungen wahrzunehmen. Oder, um mich eines Bildes zu bedienen, das Ihrem besondern Falle noch näher kommt, Sie gleichen einem eifrigen und muthvollen Freiwilligen, der sich in ein von Feinden umringtes und von Ungewittern bestürmtes Fahrzeug einschifft, und die Lenkung und Vertheidigung des Schiffs sich anmaßt, oder weder in der Schiffahrts- noch Vertheidigungskunde in dem Grade bewandert zu sein, die die Rettung des Schiffs erfodert."

Mit dem Werke: **Inquiries on several objects (Lond. 1782)** schloß Jenyns seine schriftstellerische Laufbahn. In dieser Schrift finden ~~sich manche seltsame und paradore~~ Behauptungen. Bemerkenswerth ist besonders eine Abhandlung über den präexistirenden Zustand der Menschen. Aus Bibelstellen, die gewöhnlich auf die Erbsünde bezogen werden, folgert Jenyns, daß jener präexistirende Zustand ein Stand der Züchtigung gewesen sei. In einem Aufsatze über bürgerliche Verfassung (civil constitution) bekennt er sich zu Grundsätzen, die mit gesunden Rechtsprincipien ebenso unvereinbar sind, als mit einer auch noch so gemäßigten bürgerlichen Freiheit. Schonungslos und ohne mildernde Ausnahme verurtheilt Jenyns in einer Untersuchung über das vernünftige Christenthum, alle diejenigen, deren Glaube sich auf Vernunftgründe stützt, oder die sich das Christenthum auf eine mit gesundem Menschenverstande verträgliche Weise erklären. Er behauptet gradezu: Die Lehren der christlichen Religion widersprächen den Principien der menschlichen Vernunft auf so auffallende Weise, daß sie vor dem Richterstuhle der letztern den Proceß verlieren müßten. So seltsamen Behauptungen konnte es nicht an Gegnern fehlen. Besonders fand seine Bekämpfung der bürgerlichen Freiheit (civil liberty) manche ernste und gründliche Widerlegung. Meisterhaft persiflirt ward sie in einer anonymen Flugschrift, der Dechant und der Landjunker betitelt.

Bleibendern Werth, als die genannten Schriften, ha-

1) Aus dem Englischen übersetzt von J. C. Volborth unter dem Titel: Über die innere Klarheit der christlichen Religion (Göttingen 1776). 2) Vgl. **Catalogue of five hundred celebrated authors of Great-Britain now living (Lond. 1788). p. 158.**

Digitized by Google

ben die von Jenyns verfaßten Gedichte. Er zeichnete sich mehr durch Eleganz und Correctheit aus, als durch lebhafte Phantasie, aber dessenungeachtet durch lebhaften Witz, ungesuchten Humor und treffende Satyre. Auch der leichte und fließende Versbau diente seinen Gedichten zur Empfehlung. In frühem Alter hatte sich sein poetisches Talent entwickelt. Bereits im J. 1728 erschien eins seiner berühmtesten Gedichte, Art of dancing betitelt, 1729 ein Gedicht auf des Grafen von Orford Büchersammlung, 1730 ein anderes an den Lord Chesterfield, als derselbe zum Ritter geschlagen ward und 1733 eine Epistel an Lord Lovelace. Diesen Gedichten folgten: Der feine Herr nach der Mode; der Junker und der Pfarrer, eine Ekloge; eine Nachahmung der ersten Epistel im zweiten Buch des Horaz, die feine Dame nach der Mode u. a. m., die zu London 1752 und in spätern Ausgaben ebendaselbst 1761 und 1770 gesammelt wurden. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien zu London 1790 in vier Octavbänden. Der erste enthält seine vermischten Gedichte; der zweite eine Übersetzung von Browne's Gedicht: de immortalitate animi; fünf Nummern aus der von ihm 1752 herausgegebenen Zeitschrift: the world [3]); sodann mehre seiner früher einzeln gedruckten Aufsätze: Wenige, aber dringende Gründe für die Errichtung einer Nationalmiliz; Gedanken über die Ursachen und Folgen des hohen Preises der Lebensmittel; Einwürfe gegen die Tarirung der amerikanischen Colonien durch die gesetzgebende Macht; Betrachtungen über verschiedene Gegenstände; Gedanken über eine Parlamentsreform; Entwurf zu einer Coalition der Parteien; Gedanken über die Nationalschuld [4]). In dem dritten Bande befinden sich freie Untersuchungen über die Natur und den Ursprung des Übels in sechs Briefen: über das Übel in Allgemeinen; über das Übel der Unvollkommenheit; über natürliche Übel; über moralische Übel; über politische Übel; sodann sieben Abhandlungen: über die Kette des allgemeinen Seins; über die Grausamkeit gegen geringere Geschöpfe; über den präexistirenden Zustand; über die Natur des Rufes; über die Analogie zwischen materiellen und intellectuellen Dingen; über das vernünftige Christenthum; über Verfassung und bürgerliche Freiheit. In dem vierten Bande findet man eine Übersicht der innern Beweisgründe für die Wahrheit der christlichen Religion, und kurze cursorische Bemerkungen über mehre Stellen des N. T. (zum ersten Mal gedruckt).

Was der Herausgeber von Jenyns' Werken in einem späterhin anzuführenden Aufsatze über seinen sittlichen und intellectuellen Charakter sagt, verdient, wenn auch unverkennbar mit der Vorliebe der Freundschaft und der Wärme einer wehmüthigen Rückerinnerung niedergeschrieben, hier auszugsweise eine Stelle. „Jenyns," heißt es, „war ein Mann von seltener Herzensgüte. Mit angeborener Lebhaftigkeit des Charakters vereinigte er Milde und Sanftmuth. Er hütete sich irgend Jemand zu kränken oder zu beleidigen, und zeigte eine seltene Toleranz gegen alle, deren Gesinnung und Denkungsart von der seinigen abwich. Die Religion war ihm Herzensangelegenheit, und mit dem öffentlichen Gottesdienste, dem er regelmäßig beiwohnte, verband er noch daheim religiöse Übungen und Betrachtungen. Der englischen Kirche blieb er unveränderlich zugethan, und hielt die bei derselben übliche Liturgie für die reinste Form des öffentlichen Gottesdienstes, obgleich er nicht leugnen konnte, daß dieselbe durch zweckmäßige Abänderungen noch einen höhern Grad von Vollkommenheit erlangen könnte. Durch eine Fülle von Kenntnissen, durch Witz und Humor ward er im Privatleben, wie in geselligen Kreisen höchst anziehend. Zu diesen Eigenschaften gesellte sich noch seine reine Herzensgüte, die ihn zum Mitleid und zu reger Theilnahme spornte. Den Sommer hindurch pflegte er auf einem Landsitze in freundlichen Verhältnissen mit seinen Pächtern und Nachbarn zuzubringen. Oft tadelte er die unter den Vornehmen immer herrschender werdende Mode, mit dem Eintritt des Frühlings London zu verlassen, um weit entlegene Brunnen und Badeorte zu besuchen, da sie doch, nach seiner Ansicht, jene Zeit ebenso genußreich auf ihren Landsitzen verleben könnten. Dadurch behauptete er, werde das Geld aus den Quellen hinweggeleitet, aus denen es ursprünglich geflossen, und in die es billig zurückfließen müsse. Die Pächter würden dadurch um die Vortheile betrogen, welche ihnen die Anwesenheit ihrer Herrschaften bieten würden, und wozu sie gewissermaßen berechtigt seien; die Gastfreundschaft litte; der Strom der Mildthätigkeit, der die Herzen dürftiger Nachbarn erquickt hätte, versiege; das Beispiel der Vornehmen, die in unaufhörlichem Taumel kaum zur Besinnung kämen, wirke nachtheilig auf die geringern Stände, ihre Sitten verschlimmerten sich zu großem Nachtheile des allgemeinen Besten. Mit solchen Ansichten, die aus seinem regen Wohlwollen flossen, vereinigte er eine unerschütterliche Rechtschaffenheit und umfassende Einsicht. Von Nah und Fern pflegte man seinen Rath einzuholen und ihn um seine Vermittlung und Entscheidung zu ersuchen."

„Als Dichter stand er bei seinen Zeitgenossen in großem Ansehen. Was er in Prosa oder in Versen schrieb, ward mit Begierde gelesen. Besonders bearbeitete er in seinen Gedichten die gefälligsten Stoffe, ausgerüstet mit lebhafter Phantasie, glänzendem Witz und Correctheit des Styls. Glücklich war Jenyns vorzüglich in der burlesken Nachahmung der Griechen und Römer, deren Ideen er auf neuere Zeiten, Sitten und Begebenheiten geschickt anzuwenden wußte. Die Regeln jener Gattung der Poesie hat Jenyns selbst kurz, aber treffend niedergelegt in dem Vorberichte, mit welchem er seine Nachahmung der ersten Horazischen Epistel des zweiten Buchs begleitete. Auch unter Englands Prosaisten gebührt ihm ein hoher Rang durch die bereits früher erwähnte Reinheit der Sprache und Correctheit des Styls, sowie durch die Mannichfaltigkeit, die er seinem Periodenbau zu geben wußte. Zugleich wußte er, während er über politische, moralische, religiöse und metaphysische Materien schrieb, immer für seinen Gegenstand die angemessenste Darstellung zu wählen, mit einer Schärfe

3) Nr. 126. 153. 157. 163. 178.

4) Zum ersten Male gedruckt.

und Bestimmtheit des Urtheils, wie sie sich nur selten unter Englands gleichzeitigen Schriftstellern findet[5]).
(*Heinrich Döring.*)

JENYSUS. Dieser Name kommt nur bei Herodot (III, 5) vor, nach welcher Stelle Jenysos (oder Janysos ohne Rücksicht auf den ionischen Dialekt), *Ἰηνύσος πόλις*, eine Stadt auf der Grenze Ägyptens und Palästina's war, die zur Zeit, als Kambyses, der persische König, seinen Zug gegen Ägypten unternahm (528 vor Chr. Geb.), noch zu dem Gebiete der Syrer, d. h. der Palästinenser, gehörte, und am Eingange einer großen Sandwüste lag. Von Janysos, sagt Herodot, bis an den serbonischen See, bei dem sich der Berg Kasios (in Ägypten) an das Meer erstreckt, ist es Syrisch; von dem serbonischen See geht Ägypten an. Was nun zwischen der Stadt Janysos und zwischen dem Berge Kasios und dem serbonischen See liegt, und das ist keine kleine Strecke, ist eine schreckliche, wasserlose Wüste, wol drei Tagereisen lang. Die spätern Geographen setzen in jene Gegenden zwei ganz anders lautende Städtenamen: Raphia und Rhinocorura, wovon jene als letzte palästinensische, diese als erste (östlichste) ägyptische Stadt genannt wird. Die neuern Geographen wissen nicht, ob die Herodotische Stadt eine von beiden und welche, oder ob an gar keine von beiden zu denken sei. Vgl. *Relandi* Palaestina p. 828 u. 829 und Mannert's Geograph. VI, 1. S. 267. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jepantscha (Geogr.), s. Tjumen.

JEPHLET oder JIPHLETI, Stadt in Palästina auf der Grenze der Stämme Benjamin und Ephraim (Jos. 16, 3). (*F. G. Crome.*)

JEPHTACH oder JIPHTACH, Stadt in Palästina im Stamme Juda (Jos. 15, 43). (*F. G. Crome.*)

JEPHTACH-EL oder JIPHTACH-EL, ein Thal zwischen dem Gebiete der Stämme Sebulon und Ascher, durch welches die Grenze lief (Jos. 19, 14. 27).
(*F. G. Crome.*)

JEPHTHA oder JEPHTAH (hebr. יִפְתָּח, der Öffner, nach Gesenius dagegen so viel als: den [Gott] öffnet oder befreiet), Name einer vormaligen palästinensischen Ortschaft (s. Jephtach), dann aber eines Richters der Hebräer, aus Gilead stammend, hauptsächlich bekannt wegen eines Gelübdes, durch welches er um seine einzige geliebte Tochter kam. (Vgl. Richter 11 und 12.) Als ein von Gilead mit einer Buhlerin erzeugtes Kind wurde er aus dem väterlichen Hause entlassen, und wandte sich in das Land Tob, eine jenseit des Jordans gelegene Gegend (1 Sam. 10, 6), womit das 1 Makk. 5, 13. vgl. 2 Makk. 12, 17 erwähnte Tubion oder Tobion einerlei zu sein scheint. Hier erwarb er sich als kühner und gewandter Anführer von Räubern einen Namen, weshalb die Gileaditen bei einem bevorstehenden Kriege mit den Ammoniten ihn an die Spitze ihres Heeres stellten, sich dagegen aber anheischig machen mußten, ihm auch nach errungenem Siege die Leitung ihrer Angelegenheiten zu überlassen. Nachdem die Ältesten Gilead's dieses Versprechen geleistet und die Volksversammlung zu Mizpa sich ebenfalls hierüber befriedigend erklärt hatte, schlug Jephtha zunächst den Weg der Unterhandlung ein, aber die Ammoniten waren hartnäckig, und meinten im Rechte zu sein, wenn sie das ihnen ursprünglich zugehörige, freilich durch die Amoriter ihnen vormals entrissene, und jetzt durch Besiegung der Amoriter von den Hebräern besessene Land zwischen dem Arnon und Jabbok (Wadi Mudscheb und el Serka) zurückfoderten. Unter diesen Umständen blieb dem entschlossenen und kampfgeübten Helden nichts übrig, als die Sache durch die Waffen zu entscheiden. Ehe er aber durch Gilead und Manasse nach dem ammonitischen Gebiete zu zog, benutzte er ein im Volksglauben der alten Hebräer gut geheißenes und für sicher gehaltenes Mittel, sich den Sieg zuzuwenden. Er that nämlich ein Gelübde (Richt. 11, 31), Gotte als Brandopfer darzubringen, wer ihm nach erkämpftem Frieden bei seiner Rückkehr aus seiner Hausthüre zuerst entgegenkomme. Gewöhnlich hat man an den Worten herumgedeutelt, um das widerwärtige Versprechen eines Menschenopfers, oder auch nur die gegen Erwarten des Gelobenden eingetretene Nothwendigkeit, sein Wort durch eine solche rohe Verehrung der Gottheit zu lösen, aus der Erzählung zu entfernen. Man thut den Worten aber ebenso Gewalt an, als wenn man V. 39 (vgl. V. 31) so auffaßt, Jephtha's Tochter sei nicht geopfert, sondern nur ewiger Jungfrauschaft geweiht worden*). Bei einem Manne, welcher bis dahin ein rauhes, wildes Leben, und noch dazu in der Nähe von Heiden, geführt hatte, läßt sich ein solches Gelübde recht gut erwarten, und die Gewissenhaftigkeit in Erfüllung desselben ist ganz in dem Geiste einer solchen kräftigen, noch nicht verbildeten Natur, welche das einmal Versprochene auch da nicht vorenthält, wo es die engsten und liebsten Verhältnisse trübt, oder gar zerstört. Jephtha's Kriegszug war glücklich; er schlug die Ammoniten und nahm 20 Städte derselben ein von Aroer bis Minnith, sodaß ihre Macht gebrochen wurde. Die Tochter des Siegers, von dem unseligen Gelübde nichts ahnend, will mit andern Jungfrauen den heimkehrenden Vater vor seinem Hause zu Mizpa jubelnd begrüßen und verkehrt für ihn die Freude in bitteres Leid. Wahrhaft ergreifend ist die Ergebung der Jungfrau in ihr herbes Geschick, mit der sie den gebeugten Vater noch auffodert, Wort zu halten; nur zweimonatlichen Aufschub der Opferung erbittet sie, um ihren frühzeitigen Tod, noch ehe sie Gattin und Mutter geworden, zu beweinen. Ihre Bitte

5) Vgl. die vor den Works of Soame Jenyns (Lond. 1790) befindliche Skizze seines Lebens und Charakters, entworfen von seinem Freunde Charles Nalson Cole. Kosegarten's britisches Odeon. 1. Bd. S. 401 fg. Eschenburg's britisches Museum für die Teutschen. 1. Bd. 2. St. S. 162 fg. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 8. Bd. S. 333. Baur's neues histor.-biograph.-literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 884.

*) Kurz aber bündig widerlegt derlei Ansichten G. L. Studer, Das Buch der Richter grammat. und histor. erklärt. S. 290 fg. Vgl. auch Winer's bibl. Reallexikon unt. d. Art. und die dort gegebene reichliche literärische Nachweisung über diesen Gegenstand.

wurde gewährt. Nach Ablauf der bestimmten Zeit aber geschah ihr, wie ihr Vater gelobt hatte, und es entstand die Sitte, daß alljährlich die Jungfrauen vier Tage lang Jephtha's Tochter beklagten. Die stolzen Ephraimiten, statt die Früchte des Sieges dankbar zu genießen, machten es aus Eifersucht dem Jephtha zum Vorwurfe, daß er den Feind ohne sie angegriffen und geschlagen habe, während sie doch früher von ihm um Hilfe angesprochen, keine Bereitwilligkeit gezeigt hatten, sich in den Kampf gegen die Ammoniten einzulassen. Jetzt drohten sie sogar, ihn für sein Verdienst um Volk und Vaterland zu verbrennen sammt seinem Hause. In gerechtem Unwillen griff sie daher Jephtha an, und schlug sie mit seinen Gileaditen vollkommen. Das Richteramt verwaltete dieser überhaupt sechs Jahre lang (Richt. 12, 7). Wenn er im Briefe an die Hebräer (Cap. 11, 32) gepriesen wird, so bezieht sich dieses nur auf sein festes Gottvertrauen, in welchem er die Feinde seines Volkes angriff; dagegen ist über sein ihm selbst nachtheilig gewordenes Gelübde kein Urtheil gefällt. Auch hat sein Benehmen selbst in dieser Sache etwas durchaus Ehrenhaftes, da er lieber sein eigenes Glück zertrümmert, als sein Wort zurücknehmen will. (*A. G. Hoffmann.*)

JEPIFAN oder **EPIFAN**, eine kleine Kreisstadt in der russischen Statthalterschaft Tula, am linken Ufer des Don, mit sieben Kirchen (worunter zwei steinerne), 120 hölzernen Wohnhäusern, 10 steinernen Buden und gegen 1000 Einwohnern, die Kramhandel und Landwirthschaft treiben. (*J. C. Petri.*)

Jerabriga (alte Geogr.), s. Hierabriga.

JERACH (יֶרַח), auch **JARACH**, **JARAH** geschrieben, heißt nach 1 Mos. 10, 26 der vierte Sohn des Joktan; zu Folge der Tendenz, welche die Völkertafel 1 Mos. 10 anerkanntermaßen hat, muß jedoch der Name von einem arabischen Stamme oder einer einem solchen gehörigen Landschaft verstanden werden. Da sich aber keine ähnlich lautende Benennung bei den Arabern nachweisen läßt, betrachtet man Jerach, welches als Appellativum Monat bedeutet, als eine Übersetzung des arabischen Hilal (هلال), oder Kamar (قمر). Nach Edrisi [1]) waren nämlich in der Nähe von Mekka die Hilaliten (Benu-Hilâl), womit die von Agatharchides, Diodor von Sicilien und Ptolemäus [2]) an der östlichen Küste des arabischen Meerbusens erwähnten Alilâer und wahrscheinlich auch die von Niebuhr [3]) zwischen Abuarisch und Hedschas angetroffenen, von den übrigen Arabern als Ungläubige und Räuber betrachteten Beni Halal einerlei sein werden. Während nun Einige mit diesem Stamme, welcher ursprünglich den Mond (هلال wird besonders vom Neumonde gebraucht) verehrt haben möge, das biblische Jerach vergleichen, setzen es Andere mit Gobb el Kamar (غب القمر), d. i. Mondküste, einer Niederung zwischen den Städten Schorma und Merbat, östlich von Hadramaut, in Beziehung. Diese wird von einer Anhöhe eingeschlossen, Dschebel el Kamar (جبل القمر) genannt, weil ihre Gestalt der Mondsichel ähnlich ist [4]). (*A. G. Hoffmann.*)

JERACHMEL, 1 Sam. 27, 10. 30, 5. 1 Chron. 2, 9. 25. 26. ob eine Stadt oder eine Familie des Stammes Juda, oder beides, muß ungewiß bleiben. (*F. G. Crome.*)

Jerashind', s. Dscharasandha.

JERAWNICE, ungar. Jernye, ein der adeligen Familie Szinyey gehöriges Dorf im siroker Gerichtsstuhle (Bezirke oder Processus) der saroser Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns im Gebirge gelegen, mit 83 Häusern, 645 slowakischen Einw., welche, mit Ausnahme von 22 Juden, sämmtlich Katholiken sind, einem herrschaftlichen Castelle, einer eigenen katholischen Pfarre von 956 Seelen, welche schon im J. 1334 bestand, später einging und erst 1700 wieder hergestellt wurde, gegenwärtig zum siroker Vicearchidiakonats-Districte des kaschauer Bisthums gehört und unter dem Patronat der Familie Mer'se de Szinye steht, einer katholischen Kirche, einer Schule und einem Getreideschüttboden. (*G. F. Schreiner.*)

Jerbi, Dschjerbi, Dsjerbi (Geogr.), s. Gerbi.

JEREA (Paläozoologie). Lamouroux hat unter diesem Namen ein Geschlecht für einen fossilen Körper gebildet, von dem es ihm seines unvollständigen und abgerollten Zustandes wegen zweifelhaft schien, ob er zu den Actinien, Alcyonien &c. zu rechnen sei. Er stellte ihn daher nur provisorisch zu den letztern. De Blainville wies demselben eine Stelle unter seinen Amorphozoen zwischen Manon und Tethya an. Uns scheint, wie schon in der Lethäa bemerkt worden, Goldfuß denselben mit allem Rechte für eine bloße Siphonia erklärt zu haben. Blainville gab die Lamouroux'sche Definition nach demselben Exemplare auf folgende Weise verbessert wieder: Polyparium ovale, globulosum, subpediculatum, subtiliter et irregulariter porosum, e tabulis numerosis erectis flexuosis compositum, extremitate superiore truncatum, et ostiolis tubulorum cribrosum. Einzige Art: I. pyriformis *Lamouroux* p. 79. pl. 78. f. 3. *Defrance* im Dict. XXIII. p. 3. *De Blainville* ibid. LX. p. 507. Das einzige, etwas abgerollte Exemplar in der Sammlung der Stadt Caen ist etwa 0m012 lang und stammt aus dem blauen Thonmergel (Oxfordthon?) der Oolithengruppe bei Caen *). (*H. G. Bronn.*)

JEREBICZA, einer der bedeutenderen Berge des Königreichs Dalmatien, welcher sich im Kreise Spalato

1) Klima. II. Abschn. 5. 2) Vgl. die einzelnen Stellen bei Bochart im Phaleg. P. I. L. II. cap. 19. p. 124. 3) Beschreibung von Arabien. S. 269 fg.

4) Vgl. Rosenmüller's Handb. d. bibl. Alterthumskunde. 3. Bd. S. 168 fg.

*) *Lamouroux*, Exposition méthodique de l'ordre des Polypiers (Paris 1821. 4.) p. 79. *Defrance* im Dictionnaire des sciences naturelles. Vol. XXIII. *De Blainville* ibid. 1830. LX, 507. A. Goldfuß, Abbildung und Beschreibung der Petrefacten Teutschlands. Fol. I. 1826. S. 16. Bronn, Lethäa. 1836. S. 238.

erhebt, und dadurch merkwürdig ist, daß an seinem Fuße bei Brilo der Hauptfluß der Provinz, die Cettina, der Silurus oder Nestus der Alten, entspringt, die gleich in der Nähe ihres Ursprungs sehr wasserreich ist, und weiter hinab sehr malerische Wasserfälle bildet. (*G. F. Schreiner.*)

JEREJA, ein kleines Negerkönigreich Senegambiens, im Süden des Flusses Gambia, ist von Feloups und Bagnons bewohnt, unter denen auch Portugiesen leben. Nach den wenigen mangelhaften Nachrichten, die wir davon besitzen, wird das Land als schön und fruchtbar, gut angebaut und voll herrlicher Weiden geschildert, auf denen man zahlreiche Heerden schönen Rindviehes und Schafe ernährt. Die Bewässerung soll gleichfalls sehr gut sein, sodaß man vielen Reis, gute Wassermelonen und Hirse in Masse baut. (*J. C. Schmidt.*)

JEREMEISCHE GEBIRGE, eine ziemlich hohe Bergkette in der Steppe zwischen den Flüssen Ural und Irtisch, im asiatischen Rußland. Sie erstrecken sich sieben Meilen in die Länge und eine Meile in die Breite, und haben weit höhere Hügel als die uralschen, sind aber noch wenig untersucht. Es wachsen Tannen, Fichten, Birken und anderes Holz, nur keine Eichen, Buchen und Linden, auf demselben. Von Thieren finden sich Wölfe, Elenne, Füchse, wilde Schweine, Antilopen, wilde Pferde und wilde Schafe. Ob diese Berge Erz enthalten, ist ungewiß. Nach Herrmann gehören sie noch zu dem altaischen Gebirge. Die Kirgisen der mittlern Horde ziehen an denselben herum. Auf ihnen hat der Fluß Ischim seine Quelle. (*J. C. Petri.*)

JEREMIA (hebr. יִרְמְיָהוּ oder יִרְמְיָה, griech. Ἱερεμίας, in der Vulgata Jeremias, daher bei Luther und unter uns gewöhnlich Jeremias mit der griechisch-lateinischen Endung) war einer der spätern hebräischen Propheten, der jedoch an thätigem Eifer und Bedeutsamkeit verhältnißmäßig seinen früher lebenden Standesgenossen, etwa Jesaia ausgenommen, nicht nachstand. Er war Zeuge der großen welthistorischen Ereignisse, welche den Untergang des judäischen Staates begleiteten. Er erlebte die Plünderung und erste gänzliche Zerstörung Jerusalems, er sah den herrlichen Jehovatempel mit all seiner Salomonischen Pracht in Feuer aufgehen, er betrauerte das herbe Geschick des Volkes Gottes, als es, dem Joche des Siegers sich beugend, gefangen nach Babel wanderte, und theilte mit einem traurigen Reste seiner Volksgenossen selbst den Schmerz, dem Schalten der Fremdherrschaft mitten unter den Trümmern des zerrütteten Vaterlandes noch eine Weile zusehen zu müssen, bis die Furcht der Seinigen auch ihn, den Widerstrebenden, von der letzten Scholle vaterländischen Bodens herunterriß und ins Ausland drängte. Jeremia ist das geistige Hauptorgan jener großen Epoche auf der Seite des empfundenen Jammers, er ist der geistige Repräsentant des untergehenden Staates, der fallenden Nation, deren ganzen Schmerz er absorbirte, der Betraute seines Gottes, dessen strafende Hand er gleichsam im Namen des Volkes zuerst und am schmerzlichsten empfand. In dieser Eigenschaft, als Träger des concentrirten Schmerzes der altjüdischen Nation in dem Moment, wo er mit seiner ganzen Schwere sich in die geheimsten Sitze der Empfindung gesenkt, stellt den Jeremia jenes meisterhafte Bild unsers berühmten Malers Bendemann dar, sofern wir es in seiner ursprünglichen, abgerundeten Form betrachten, von den beiden (wie es heißt) später angefügten äußersten Seitengruppen absehend, welche, so schön sie an sich sind, den Beschauer von der kolossalen Hauptfigur abziehen, und den Gesammteindruck zerstreuen und schwächen [1]).

Jeremia war der Sohn eines Priesters, Hilkia [2]), aus der Levitenstadt Anathoth, die im Stamme Benjamin, eine gute Stunde nördlich von Jerusalem, lag (Jerem. 1, 1. 29, 27. vgl. 32, 7 fg.). Dort, in seinem Geburtsorte, trat er noch in seinem Jünglingsalter (1, 6) als Prophet auf, und zwar im 13. Jahre der Regierung Josia's, Königs von Juda, d. i. im J. 629 vor Chr. Geb. (nach anderer Rechnung 628 oder 627). Seine Strafreden zogen ihm von Seiten seiner Mitbürger und selbst seiner Anverwandten Haß und Verfolgung zu (11, 21. 12, 6), sodaß er sich bewogen fand, seine Vaterstadt zu verlassen, und seinen Wohnsitz in Jerusalem zu nehmen. Aber auch hier fanden seine Ansichten wenig Anklang, seine strengen Mahnungen wurden verachtet, seine Unglücksprophezeihungen verlacht; man lohnte ihm seine ernsten Rathschläge mit gehässigem Spotte, mit Gewaltthätigkeit bis zu Mishandlung und gefänglicher Haft. Manche haben vermuthet, die Reform des Jehovadienstes, welche König Josia, besonders seit dem 18. Jahre seiner Regierung, unternahm, möge vorzugsweise von Jeremia veranlaßt worden sein [3]). Von der Priesterschaft ist dies Unternehmen wol ausgegangen, und Jeremia mußte, als Priester und Prophet, damit einverstanden sein. Näheres läßt sich aber aus Jerem. 11 in Vergleich mit 2 Kön. 22 nicht schließen. Jedenfalls stand der Prophet mit dem Könige Josia in gutem Vernehmen, auch spendet er ihm von Seiten seiner gerechten und mäßigen Regierung gro-

1) Dies Gemälde, im Besitze Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen, ist eins der gewichtigsten Kunstwerke unserer Zeit im Fache der biblisch-historischen Malerei. Es soll vom Künstler zuerst kreisrund angelegt sein, sodaß die Hauptfigur alle Radien des Gesammteindrucks in sich vereinigte, und als großartiges Ideal des Schmerzes einer ganzen Nation alles Bei- und Nebenwerk beherrschte. Späterhin hat der Künstler, wie verlautet, auf äußerliche Veranlassung seinem Bilde die viereckige Form gegeben, und durch eine doppelte Nebengruppe zu beiden Seiten den herrlichen Mittelpunkt in die Breite gedrückt. Ein Gegenstück dazu bildet das frühere von demselben Meister ausgeführte Bild „Die trauernden Juden" nach dem 137. Psalm. Hier erscheint der Schmerz mehr in der Phase der weichen wehmüthigen Stimmung der Edleren unter den zerstreuten Gefangenen, die die langen Leiden schon mit Ergebung tragen lernten, aber immer noch den Groll gegen den Zwingherrn und die Sehnsucht nach Befreiung wie einen Funken im Busen nähren, der augenblicklich zur Flamme der Begeisterung emporlodern kann. 2) Viele, wie schon Clemens Alexandrinus (Stromata I. p. 328), einige Rabbinen, Calov, Eichhorn u. A., hielten diesen Hilkia für Eine Person mit dem gleichnamigen und gleichzeitig lebenden Hohenpriester zu Jerusalem (2 Kön. 22), aber ohne Wahrscheinlichkeit; s. dagegen die Einleitungsschriften von Carpzov und Jahn. 3) Vgl. Knobel, Der Prophetismus der Hebräer (Breslau 1837). 2. Th. S. 254.

ßes Lob. Jer. 22, 15. 16. vgl. 2 Chron. 35, 25. Josia regierte noch bis zum J. 611, sein Nachfolger Joahas wurde nach drei Monaten von Pharao Necho schon wieder entsetzt, und Jojakim, anfänglich ägyptischer Vasall, mußte sich nach der Schlacht bei Karkemisch im J. 606 (605) der Oberherrschaft der Chaldäer fügen. Drei Jahre später fiel er wieder ab, und wurde dafür durch eine chaldäische Invasion gezüchtigt. Sein Nachfolger Jojachin oder Jechonja wird nach dreimonatlicher Regierung exilirt, und an seine Stelle setzt Nebukadnezar den Zedekia ein (599). Auch er wird abtrünnig, indem er sich auf Ägypten stützt, worauf Nebukadnezar Jerusalem durch eine zweijährige Belagerung einschließt, welche mit der Einnahme und Zerstörung der Stadt endet (2 Kön. Cap. 21—25). Im Verlauf dieser politischen Ereignisse wurde Jeremia nicht müde des Versuchs, durch die Macht der prophetischen Rede das gesunkene Volk zu seinem Gotte zurückzuführen, die Gesittung desselben zu heben und zu kräftigen, das geschwundene Gottvertrauen wieder zu wecken und zur Ergebenheit in Jehova's Strafgerichte zu ermahnen. Unter Joahas' kurzer Regierung scheint sich die Stellung des Propheten verschlimmert zu haben, wenn er auch vielleicht mit dem Könige selbst in gutem Vernehmen stand, denn er beklagt dessen Absetzung und Wegführung Cap. 22, 10—12 (wo Joahas aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Namen Sallum bezeichnet wird). Vermuthlich hatte er schon damals Verfolgungen von Seiten der Partei zu dulden, die sich mit Ägypten verbinden und so gegen die Chaldäer agiren wollte. (Vielleicht deuten auf diese frühere Zeit zurück die Stellen 2, 16. 18. 36, auch wol die Klagen 15, 15 fg.) Da diese Partei die Oberhand gewann, seit Jojakim durch ägyptische Macht auf den Thron gelangte, und da dieser König ohnedies das Volk drückte und aussog und ebendadurch des Propheten Strafreden sich zuzog (s. besonders Cap. 22), so wurde Jeremia jetzt um so heftiger verfolgt, und selbst sein Leben war in Gefahr (17, 14 fg. 18, 18 fg. 26, 1 fg.).

Im vierten Jahre des Jojakim war es, wo Jeremia dem Baruch die bis dahin, also im Verlauf von 20 Jahren gesprochenen Orakel dictirte; ein Factum, welches durch Jeremia's eigene Erzählung verbürgt wird (Cap. 36) und dessen gehörige Betrachtung für eine richtige Einsicht in die Art und Weise der prophetischen Schriftstellerei der Hebräer von der äußersten Wichtigkeit ist (vgl. den Art. Propheten). Da Jeremia selbst aus irgend einer Ursache, wie es heißt, „zu Hause gehalten wurde," so sollte an seiner Statt Baruch diese ausgezeichneten Orakel in einer der Tempelhallen dem Volke vorlesen. Man nahm ihm aber die Buchrolle weg und brachte sie dem Könige. Dieser ließ sich einige Seiten daraus vorlesen, nahm sie dann, zerschnitt sie mit dem Messer und warf sie ins Feuer, worauf Jeremia die Orakel dem Baruch abermals dictirte und viele neue hinzufügte. Im vierten Jahre des Zedekia wurde er verhaftet, weil er stets zur Übergabe der Stadt an die Chaldäer rieth und man ihm Schuld gab, daß er zum Feinde übergehen wolle. Der König Zedekia war ihm indessen für seine Person günstig und zog ihn zu wiederholten Malen insgeheim zu Rathe. Er erhielt daher die Vergünstigung, im Hofe des Gefangenenhauses frei umherzugehen. Einmal ward er dann auf Veranstaltung seiner Feinde in eine schlammige Cisterne geworfen und dem Hungertode ausgesetzt, bis der König ihn aus dieser Lage befreite. Jedoch blieb er in Haft bis die Stadt erobert wurde (man s. über das alles Jer. 37. 38 und 21). Nebukadnezar gab sogleich Befehl, den Jeremia zu befreien, weil er erfahren, daß er zur Unterwerfung gerathen hatte. Es wurde ihm die Wahl gelassen, entweder mit nach Babel zu gehen oder im Lande zurückzubleiben. Das Letztere zog er vor und wandte sich, nachdem er ein Geschenk und einen Gnadengehalt zugesichert bekommen, nach Mizpa, wo der chaldäische Statthalter Gedalja seinen Sitz genommen hatte (Jer. 39 und 40, 1—6). Gedalja fiel in einer Verschwörung, und nun zogen die noch übrigen Juden aus Furcht vor der Rache der Chaldäer nach Ägypten und zwangen auch Jeremia und Baruch, ihnen dahin zu folgen, was im siebenten Monate nach Jerusalems Zerstörung geschah. Auch dort trat Jeremia noch als Prophet auf und verkündete namentlich die Eroberung Ägyptens durch Nebukadnezar, welche fünf bis sechs Jahre nach Jerusalems Zerstörung erfolgte. Dies Ereigniß scheint Jeremia selbst nicht mehr erlebt zu haben. Nach der spätern Sage bei einigen Kirchenvätern [4]) wurde er zuletzt vom Volke gesteinigt. Nach einer jüdischen Sage dagegen wurde er nebst Baruch aus Ägypten nach Babel geführt [5]).

Es sind uns von Jeremia zwei Bücher aufbehalten, eine Orakelsammlung mit eingeflochtenen historischen Nachrichten und eine kleine Reihe von Elegien, die sogenannten Klaglieder. Beide Bücher bekunden die Lage und die Stimmung der hebräischen Nation um die Zeit ihres Unterganges, wie sie sich in dem Geiste und Gemüthe eines ihrer begabtesten Individuen reflectirt. In beiderlei Schriften weht in dieser, wie in jeder andern Hinsicht, nur Ein Geist, sodaß die Identität des Verfassers, auch abgesehen von der alten Tradition, welche die Klagelieder dem Jeremia beilegt (s. das Vorwort des alexandrinischen Übersetzers und Josephus Archäol. 10, 5, 1), klar zu Tage liegt. Vorherrschend ist in Jeremia's Schriften eine düstere und wehmüthige Stimmung, welche durch den immer schwerer lastenden Druck der äußern Verhältnisse niedergehalten, unablässig nach kräftigerer Haltung

4) *Tertullian.* contra gnost. c. 8. *Pseudo-Epiphan.* De vita et obitu prophetarum in *Epiph.* Opp. T. II. p. 239. desgl. *Hieronymus* und *Isidorus Hispal.* Cf. *Carpzov.* Introduct. P. III. p. 137 et *Fabricius,* Codex pseudepigr. V. T. p. 1110 sqq. Die ägyptischen Christen zeigten später sein Grabmal, und die Erde davon hielten sie für ein Heilmittel gegen den Schlangenbiß. Auch hieß es später, Alexander der Große habe die Gebeine des Propheten nach Alexandrien gebracht. 5) *Seder Olam* c. 26. Dagegen will Raschi zu Jerem. 44, 14., daß er mit Baruch nach Juda zurückgekehrt sei. Ganz apokryphisch ist die Nachricht, daß Jeremia nach Jerusalems Zerstörung das heilige Zelt, die Bundeslade und den Rauchaltar in einer Höhle des Berges Nebo, wo Mose starb, versteckt haben soll (2 Makk. 2, 4 fg.). Abulfaradsch im 14. Jahrh. wiederholt diese Nachricht mit dem Zusatze, daß er auch die heiligen Schriften dort verborgen habe.

Digitized by Google

ringt, aber solche nur in dem Maße gewinnt, als sie von einer religiösen Resignation gewährt werden kann, die zwar das Unglück zu ertragen weiß, aber bei jedem neuen Schlage sich zusammennehmen muß, um sich ihres Standpunktes zu versichern. Dieser elegische Ton beherrscht nicht etwa blos die Klaglieder, sondern er zieht sich auch durch die Weissagungen hindurch, wenigstens so weit diese die leidende Nation selbst betreffen, und zwar bezieht sich hier die Klage des Propheten nicht allein auf das trübe Geschick des Volkes, sondern auch auf den betrübenden sittlichen Zustand und die Unverbesserlichkeit desselben. Selten nur erhebt er sich zu den tröstlichen Aussichten in eine bessere Zukunft, das lichte Bild der Hoffnung taucht nicht so leicht auf in der dunkeln und wüsten Gegenwart, obwol die messianischen Vorstellungen auch bei diesem Propheten nicht ganz fehlen, sondern vielmehr in ihrer Fortbildung begriffen sind (man s. 3, 17 fg. 4, 1. 2. 23, 1—8, ferner [aus der Zeit nach Jerusalems Zerstörung] Cap. 30. 31. 32, 36 fg. und Cap. 33, auch 46, 26. 48, 47. 49, 6). Das Volk soll, wenn auch in geringer Zahl (3, 14), aus dem Norden, aus dem Lande seiner Gefangenschaft, zurückkehren, denn Jehova begnadigt es (23, 8. 30, 2. 10. 18. 31, 2 fg. 32, 37. 44. 33, 6 fg.). Die Bürger beider Reiche, Juda und Israel, sollen dann in Eintracht mit einander leben (3, 18), beide gleichmäßig das Heil von Gott erfahren (31, 5. 20. 27. 33, 7). Jehova gibt ihnen dann Hirten nach seinem Sinne, die das Volk mit Einsicht regieren (3, 15. 23, 4). Der Messias, ein Sproß David's, wird als König herrschen und Recht und Gerechtigkeit schaffen im Lande (23, 5. 33, 15. 17), gleichsam der wiedererweckte David selbst (30, 9. vgl. Ezech. 34, 23. 37, 24). Das Land fließt in Heil und Segen über (31, 5. 12—14. 23—25. 33, 6. 9. 12. 13). Alle Völker wenden sich dann nach Jerusalem zur Anbetung des wahren Gottes (3, 17. 46, 26. 48, 47. 49, 6). Die Feinde Israels werden vertilgt (30, 11. 16). Die heilige Stadt wird wieder aufgebaut (30, 18). Jehova nimmt sich seines Volks von neuem an, er will wiederum sein Gott sein (30, 22. 31, 1. 32, 38). In dieser Neuzeit wird man selbst der Bundeslade vergessen, des alten Sitzes, wo Jehova vormals thronte, denn Jerusalem ist dann sein Thron, vor welchem die Völker sich versammeln (3, 16. 17). Und Er schließt e i n e n n e u e n B u n d mit seinem Volke, nicht einen, wie der war, den er mit den Vätern geschlossen, als er sie aus Ägypten führte, sondern das ist der neue Bund, daß er sein Gesetz ihnen ins Herz schreibt und sie alle ihren Gott erkennen und die Vergebung ihrer Sünden erlangen (31, 31 fg., vgl. 32, 40[6]).

In diesen messianischen, wie auch in denjenigen Orakeln, die gegen auswärtige Völker gerichtet sind, treten die sonstigen weichen Farben der prophetischen Rede des Jeremias etwas in den Hintergrund; denn in den erstern wird die Rede durch den Strahl der Hoffnung erwärmt und gehoben, und was die letztern betrifft, so theilt sich hier die starke Entrüstung über den stolzen Feind und die triumphirende Zuversicht, daß Jehova, wenn er sein geliebtes Volk schon so hart züchtigt, um so mehr an den heidnischen Gräueln Rache nehmen wird, gleichfalls dem rednerischen Ausdruck mit und gibt ihm Kraft und Belebtheit. Jedoch ist die prophetische Schriftstellerei zur Zeit des Jeremia überhaupt schon im Sinken; aus seinem Munde vernehmen wir nicht mehr die sententiösen Kernworte eines Jesaia; seine Mahnungen sind ernst und eindringlich, aber nicht hinreißend; seine Strafreden lassen zwar den eisenfesten Hintergrund des Glaubens an die göttliche Strafgerechtigkeit nicht verkennen, aber es sind nicht mehr die unmittelbar ergreifenden Donnerworte der alten Propheten, es ist nicht mehr jener vernichtende Sarkasmus, der alles niederschmettert, was sich Jehova gegenüber stolz und trotzig gebärdet. Der Grund dieser Ermattung der prophetischen Rede liegt nicht sowol in der lauern Gesinnung der Individuen jenes Standes, als hauptsächlich in der allmälig verkümmerten äußern Stellung des Prophetismus, der jetzt seine Bedeutung verliert für die Politik des Staates und sich mehr und mehr in sich selbst zurückzieht, sodaß er aus seiner stillen Erhebung heraus die siegende Obmacht über die äußern Verhältnisse nicht mehr vollständig erringen kann. Dazu kommt der Verfall der Literatur überhaupt, namentlich das Sinken der kräftigen Poesie, die das innerste Mark der alten prophetischen Rede durchdrang, aber jetzt sich fast nur noch als äußere Staffage der Diction erweist. So nicht nur bei Jeremia allein, sondern auch bei seinem Zeitgenossen Zephanja; ja selbst die kühne Poesie des hochbegabten Dichters Habakuk vermag sich dieser gedrückten Sphäre nicht ganz zu entwinden, viel weniger noch die visionäre Phantasie des Ezechiel. Die Sprache in ihrer organischen Entwickelung ist zwar noch nicht eben unfrei geworden, sie fängt nur erst an, der spätern aramäischen Färbung zu huldigen (Jer. 2, 33. 3, 4. 5. 4, 19. 11, 15 fg.) und die ursprünglichen Formen zu verwischen[7]); aber der Orakelton hat eine paränetische Breite, ähnlich derjenigen, welche im fünften Buche des Pentateuch herrscht, die Poesie erhebt sich zu keiner besondern Höhe und klebt an den äußern Formen, wohin namentlich die alphabetische Anordnung und der steife, gemessene und einförmige Parallelismus der Versglieder in den Klagliedern gehört. Die Bilder des Jeremia sind durchgängig plan und leicht verständlich und die Phantasie überhaupt mager und flach. Auch steht er bereits in der Periode, wo das Studium der alten Dichter und Propheten gewöhnlich zu mehr äußerlicher Entlehnung ihrer Sätze und Ausdrücke führte, ohne recht selbständige Verarbeitung (s. unten bei Cap. 48, 49), und wo man mehr directe Beziehung auf das Gesetzbuch nahm (vgl. Jer. 11, 2 fg. mit 5 Mos. 27. Jer. 34 mit 3 Mos. 25 u. a.). Nur Eine Form der prophetischen Darstellung zeigt sich bei Jeremia im Fortschritt begriffen, das ist die Einkleidung der Orakel in s y m b o l i s c h e H a n d l u n g e n, durch welche in sinnlicher Form und in einer Art von typischer Action das darge-

6) Über die letztern Stellen s. besonders Hengstenberg's Christologie. 3. Th. S. 569 fg.

7) Cf. *Knobel*, Jeremias chaldaizans. (Vratisl. 1831.)

stellt wird, was die Meinung des Orakels ist. So lange dergleichen als wirkliche Action des Propheten in Anwendung kam, wurde es seltener gebraucht, hatte aber immer etwas Imponirendes und unterstützte die prophetische Rede augenscheinlich, wie wenn Samuel dem Saul den Zipfel des Kleides zerreißt und dabei erklärt: Also reißt Jehova das Königthum von dir (1 Sam. 15, 27), oder wenn Zedekia dem Könige Josaphat gegenüber sich Hörner macht mit den Worten: So wirst du die Syrer stoßen (1 Kön. 22, 11), oder wenn Jesaia eine Tafel aufstellt mit der Inschrift: Eile Beute, raube bald! (Jes. 8, 1 fg.). Aber bei Jeremia wird diese lebendige Symbolik mehr und mehr zur bloßen Redeform, die symbolische Handlung wird vom Propheten nicht mehr wirklich ausgeführt vor den Augen des Volks, sondern demselben nur im Tone des Berichtes mitgetheilt, wodurch sie in den Kreis der Parabel eintritt. Hierin zeigt nun Jeremia allerdings eine gewisse Mannichfaltigkeit der Erfindung, aber dessenungeachtet haben auch diese Partien seiner Orakel selten einen höhern poetischen Werth (s. Cap. 13. 16. 18. 19. 27. 28. 32. 43). Bei alledem trägt Jeremia's Darstellung hier und da wenigstens einen gewissen rhetorischen Schmuck, auch der gedrückte Ton seiner Rede hat einen eigenthümlichen Reiz und theilt dem Leser leicht die ergreifende Wärme und die ganze elegische Stimmung mit, die den Propheten selbst so sichtlich durchdringt.

Nach diesen zur Biographie und allgemeinen Charakteristik des Jeremia gehörigen Bemerkungen wollen wir noch Anlage und Inhalt seiner Schriften im Besondern mustern und damit das schon Gesagte theils bestätigen, theils noch ergänzen. Was nun zuerst die Orakelsammlung betrifft, so ist deren Zusammenstellung, wie sie Jeremia selbst vornahm, nachdem er bereits 20 Jahre als Prophet geredet hatte, schon oben erwähnt worden. Es läßt sich daraus freilich nicht mit Sicherheit schließen, daß er seine Orakel früher nicht schon einzeln aufgezeichnet habe; aber es ist doch auffallend, daß kein nach Zahlen bestimmtes Datum in den Überschriften der einzelnen Orakel über das vierte Jahr des Jojakim hinaufgeht. Eichhorn will daraus folgern, daß Jeremia das Datum der früher gesprochenen Orakel nicht mehr mit Bestimmtheit anzugeben gewußt, weil er sie eben erst im vierten Jahr des Jojakim aus dem Gedächtniß concivirte. Dem sei, wie ihm wolle, so ist jedenfalls das deutlich, daß Jeremia mehre einzelne Orakel jener frühern Zeit ihren Hauptgedanken nach zu einem Ganzen verarbeitet hat, z. B. das Stück 3, 6 bis 6, 30, welches seinem Inhalte nach aus Jesaia's Zeit stammt, wie denn auch die meisten Bücher der kleinen Propheten, des Joel, Amos, Micha, Nahum, auch Jes. 2—5, 7—12, 28—33 ein ganz ähnliches Verfahren bei der Aufzeichnung voraussetzen lassen. So werden wir auch die Grundlage der Anordnung des Jeremianischen Buchs, wie es jetzt vorliegt, sowie die Erläuterung der einzelnen Orakel durch die beigefügten historischen Nachrichten, welche öfter auch den Erfolg der gesprochenen Reden betreffen, mit allem Recht von jener ersten zwiefachen Hauptredaction herleiten dürfen, wenn auch später, wo noch andere Orakel hinzukamen, manches umgestellt und erweitert sein mag. Nach dem Verlaufe des jetzigen hebräischen Textes kann man das Ganze füglich in drei Theile zerlegen mit einem doppelten Anhange.

I. Der erste Theil (Cap. 1—39) enthält Weissagungen und geschichtliche Nachrichten, welche, mit Ausnahme von Cap. 30 und 31, nur die Zeit vor Jerusalems Zerstörung betreffen. Zu diesem Abschnitte gehört eigends die Aufschrift, welche das ganze Buch eröffnet 1, 1—3, da sie ausdrücklich die Periode vom 13. Jahre des Josia bis zur Wegführung des Volks im fünften Monate des eilften Jahres des Zedekia bezeichnet. Die einzelnen Stücke stehen nicht in streng chronologischer Ordnung, doch sind die unter Zedekia gesprochenen fast alle ans Ende des Abschnitts gestellt, während die frühern ihnen meist vorausgehen. Nicht wenige haben in der Aufschrift ein mehr oder minder bestimmtes Datum; bei den übrigen ist die Abfassungszeit zuweilen schwer zu bestimmen und es herrschen darüber unter den Auslegern sehr abweichende Meinungen. Wir wollen hier, ohne in kritische Untersuchungen einzugehen, unsere Ansichten darüber niederlegen und die Orakel des Buchs in der Reihe aufführen, wie sie, ihren chronologischen Beziehungen nach, ungefähr auf einander folgen. Nächst der Überschrift steht an der Spitze

Cap. 1, 4—19. Die Inauguration des Propheten, d. i. die göttliche Berufung desselben und die summarische, auch durch symbolische Vision gestützte Andeutung dessen, was der Hauptinhalt seiner Orakel sein soll, nämlich, daß Jehova sein Volk züchtigen werde durch nordische Völker. So bezeichnet Jeremia öfter die Chaldäer, weil sie auf ihrem Eroberungszuge von Norden her in Palästina einbrechen mußten (4, 6. 6, 1. 22, auch 46, 10. 20. 24. 47, 2). Eichhorn (hebr. Propheten Th. 2. S. 4) und Hitzig (Begriff der Kritik. S. 61) fanden hier eine Hindeutung auf den Einfall der Scythen in Vorderasien (*Herod.* 1. 103 fg.), was indessen kaum Wahrscheinlichkeit haben dürfte [8]).

Cap. 11 und 12, 1—6 gehören ihrer historischen Beziehung nach in die Zeit, kurz nachdem Jeremia nach Jerusalem gekommen war, also in das 13. oder in eins der nächsten Regierungsjahre Josia's. Cap. 11, 1—17 ist im Allgemeinen gegen den Götzendienst gerichtet, wie er besonders vor der Reform des Josia im Schwange ging, Cap. 11, 18—23 aber und 12, 1—6 beziehen sich deutlich auf die Verfolgungen, welche der Prophet in seiner Vaterstadt erlitten hatte. (Daher setzt Maurer das Stück 12, 1—6 sogar in die Zeit, wo Jeremia noch in Anathoth wohnte.)

Cap. 3, 6—6, 30 unter Josia um das J. 625.

Cap. 7—9 und Cap. 26 Anfangs der Regierung Jojakim's (vgl. 7, 12. fg. mit 26, 1 fg.).

Cap. 25 ins vierte Jahr des Jojakim nach der Aufschrift, doch mit einem spätern Anhange Vs. 12 fg.

Cap. 35 und 36, wie auch Cap. 45 aus dem zwei-

---

8) s. dagegen Maurer's Commentar zu Jerem. 1, 14. 4, 5. 5, 6. 15.

Digitized by Google

ten Theile und einige Stücke des dritten Theils ins vierte oder fünfte Jahr Jojakim's.

Cap. 12, 7—17 in Jojakim's fünftes oder sechstes Jahr.

Cap. 2—3, 5, desgleichen Cap. 14—18 gleichfalls unter Jojakim.

Cap. 13 unter Jojachin, und so wahrscheinlich auch 10, 17—25, wenn dieses Stück nicht schon unter Jojakim abgefaßt ist.

Cap. 19—24. Cap. 27—29. Cap. 32—34 und 37—39 unter Zedekia, meistens nach Aufschriften, die ausdrücklich diese Zeitbestimmung enthalten[9]).

Cap. 30 und 31 liegen schon in der Zeit nach Jerusalems Zerstörung und sind daher wol erst später in diesen Theil eingefügt.

Cap. 10, 1—16 endlich läßt sich seiner Abfassungszeit nach gar nicht sicher bestimmen. Hitzig (Comm. zu Jesaia S. 467 und zu den Psalmen S. 78) setzt dieses Stück nach ziemlich unsichern Gründen in das J. 621 v. Chr. Geb.

II. Der zweite Theil Cap. 40—45 enthält, nur das letzte Capitel ausgenommen, welches in gleiche Zeit mit Cap. 36 fällt (s. oben), theils Orakel, theils Nachrichten, die die nächste Zeit nach Jerusalems Zerstörung und die Auswanderung nach Ägypten betreffen; einige Orakel gehören schon nach Ägypten.

III. Der dritte Theil des Buchs Cap. 46—49 enthält lauter Orakel gegen auswärtige Völker, nämlich:

Cap. 46 zwei Orakel gegen Ägypten mit Beziehung auf die Schlacht bei Circesium im J. 606.

Cap. 47 gegen Philistäa, vielleicht zu der Zeit gesprochen, wo Nebukadnezar Tyrus belagerte, und zwar als er sich bereits von der Stadt wieder abwandte (vgl. Vs. 4 mit Ezech. 25, 15 fg., auch Jer. 27, 3 fg.), nämlich im fünften Jahre nach Jerusalems Zerstörung.

Cap. 48 gegen Moab, vermuthlich um dieselbe Zeit gesprochen wie das voraufgehende (cf. *Joseph.* Arch. X, 9, 7). Dies Stück ist übrigens auf der Grundlage der alten Texte Jes. 15, 16 und 4 Mos. 24 gearbeitet.

Cap. 49 enthält fünf Orakel, eins gegen die Ammoniter (Vs. 1—6), eins gegen Edom (7—22), gegen Damaskus (23—27), gegen die arabischen Stämme Kedar und Hazor (28—33) und gegen Elam (34—39). Dies Letztere ist, wie die Aufschrift besagt, zu Anfang der Regierung Zedekia's abgefaßt, die vier erstern aber aller Wahrscheinlichkeit nach ungefähr gleichzeitig mit Cap. 47 und 48. Bei dem Edom betreffenden Stück liegt das Orakel des Obadja zu Grunde[10]). Allen diesen Völkerschaften verkündet Jeremia Invasion und Vernichtung von Seiten der Chaldäer.

Der erste Anhang Cap. 50. 51 besteht in einem Orakel gegen Babel, dessen Untergang, wie die Rückkehr der jüdischen Exulanten, nahe bevorstehen soll. Die Unterschrift dieses Stücks 51, 59 fg., welche die Abfassung ins vierte Jahr des Zedekia setzt, widerspricht dem Inhalte (s. 50, 17. 51, 24. 34. 51), welche Stellen die Zerstörung Jerusalems und des Tempels voraussetzen. Man hat dies Stück dem Jeremia abgesprochen[11]), während sonst in dem Buche fast nichts angezweifelt worden ist.

Der zweite Anhang Cap. 52, die Geschichte der Zerstörung Jerusalems enthaltend, ist aus 2 Kön. 24. 25 entlehnt. Nur Vs. 28—30 die Angabe über die Zahl der Exilirten ist hier eigenthümlich.

Die griechisch-alexandrinische Übersetzung des Jeremia folgt einer andern Anordnung des Textes, als unsere hebräischen Handschriften und Ausgaben. Namentlich sind die Orakel gegen auswärtige Völker Cap. 46—51 des hebräischen Textes theils unter sich anders gereiht, theils gleich hinter 25, 13 gestellt (s. die Übersicht bei de Wette, Einleit. ins A. T. §. 219). Auch bietet der griechische Text sonst Abweichungen, Auslassungen und kleine Zusätze. Man hat oft vermuthet, der Übersetzer habe eine andere Recension des Grundtextes vor sich gehabt. Wahrscheinlicher ist indessen, daß er selbst die Umstellungen und Änderungen vorgenommen. Schwerlich aber sind sie erst später im griechischen Texte entstanden, da schon Origenes und Hieronymus sie kennen[12]).

Die Klagelieder, von den Juden nach dem Anfangsworte Echa (אֵיכָה), bei den LXX. Θρῆνοι, in der Vulgata Lamentationes genannt, bestehen in fünf Trauerliedern, welche Jeremia auf den Untergang seines Vaterlandes dichtete, nämlich Cap. 1 auf die erste Wegführung eines Theiles des jüdischen Volks unter Jojachin, Cap. 2. 4 und 5 auf die Eroberung und Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar, und Cap. 3 auf das eigne Unglück des Dichters. Man hat den Inhalt dieser Lieder zuweilen irrthümlich auf die Zeit des Todes Josia's gedeutet nach dem Vorgange des Josephus (Arch. X, 5, 1) und des Hieronymus. Diese Ansicht fand man schon 2 Chron. 35, 25 ausgedrückt, aber vielleicht handelt diese Stelle von andern verloren gegangenen Klageliedern auf Josia. Diese Elegien haben eine sehr regelmäßige rhythmische Form. In der ersten und zweiten herrscht durchgängig die Theilung des Verses in drei Glieder, in der vierten die Theilung in vier Glieder; aber diese Theilung gehört eben nur der äußern Form an, da der Gedanke ununterbrochen fortschreitet, ohne innerliches Ebenmaß. In der dritten und fünften besteht die gewöhnliche Zweitheilung der Verse. Jede der vier ersten ist nach dem

9) In der Aufschrift von Cap. 27 ist mit einigen Handschr. und dem syrischen Übersetzer gleichfalls Zedekia zu lesen statt Jojakim, wie dies aus V. 3. 12. und 28, 1 unwidersprechlich hervorgeht. 10) Daß dies Orakel nicht schon vor Jerusalems Zerstörung gesprochen wurde, wie neuerlich behauptet worden, hat der Verf. dieses Art. darzuthun gesucht in der Allgem. Liter.-Zeitung. 1838. Mai.

11) s. v. Cölln in der Allgem. Lit.-Zeit. 1828. Ergänz.-Bl. Nr. 16. S. 118. Vgl. de Wette's Einleit. ins A. T. S. 273 fg. 12) Verschiedene Hypothesen über das Verhältniß des griechischen Textes zum Hebräischen, s. Eichhorn's Bibliothek der bibl. Lit. 6. Bd., ferner in Spohn's kritischer Ausgabe des griechischen Textes, und in Mover's Diss. de utriusque recensionis vaticiniorum Jeremiae indole et origine. (Hamb. 1837. 4.)

Alphabete geordnet, die dritte so, daß je drei Verse mit einem und demselben Buchstaben anfangen. Die fünfte endlich hat zwar grade so viel Verse, als Buchstaben im Alphabet sind (22), aber die alphabetische Reihe ist bei den Anfangsbuchstaben nicht berücksichtigt. Die Abfassung dieser Lieder durch Jeremia ist nach dem schon oben Bemerkten ganz außer Zweifel.

Der sogenannte Brief Jeremiä, welcher unter den Apokryphen des A. Ts. steht und in vielen Handschriften der LXX. das letzte Capitel des Buchs Baruch ausmacht, rührt offenbar nicht vom Propheten Jeremia her und ist vielmehr ursprünglich griechisch geschrieben. Er ist an die Exulanten in Babel gerichtet und enthält eine Declamation gegen den Götzendienst. Der Inhalt ist aus Jer. 10 entlehnt, der Form nach hat Jer. 29 als Muster gedient. Die Kirchenväter reden auch außerdem von apokryphischen Schriften des Jeremia, vorzüglich auf Veranlassung der Stelle Matth. 27, 9, wo aber nicht Jeremia, sondern Zacharia (11, 12. 13) citirt sein sollte, mag man nun mit Augustinus einen Gedächtnißfehler des Matthäus statuiren oder einen alten Schreibfehler. Auch in den Stellen Matth. 2, 23. Ephes. 5, 14 und 1 Ptr. 3, 19 hat man Citate aus Apokryphen des Jeremia finden wollen (s. darüber Fabricius im Codex pseudepigr. V. T. vol. I. p. 1102. sq. und die Ausleger zu jenen neutestamentlichen Stellen.

Noch muß endlich erwähnt werden, daß viele jüdische Gelehrte und mit ihnen z. B. Grotius den Jeremia als Verfasser der Bücher der Könige betrachtet haben, wie ihm einige neuere Kritiker das fünfte Buch des Pentateuch und mehre von den Psalmen zuschreiben wollten, vorzüglich wegen Ähnlichkeit der Schreibart und Darstellungsweise. Was die Psalmen betrifft, so kommt solche Ansicht schon bei dem alexandrinischen Übersetzer vor, wenn die Aufschrift vom Ps. 65 echt ist, wie sie sich z. B. in der ed. Aldina findet. Die weiteste Ausdehnung aber hat dieser Hypothese Hitzig gegeben, welcher in seiner Bearbeitung der Psalmen (Th. 2. S. 48 fg.) nicht weniger denn dreißig Lieder des Psalters dem Jeremia als Verfasser zu vindiciren sucht (Ps. 5. 6. 14. 22—41. 52—55. 69. 70 und 71). Der Beweisführung Hitzig's läßt sich Scharfsinn nicht absprechen, aber überall genügend kann man sie nicht finden, wie es denn auch immer schwerer ist, auf so schlüpfrigem Felde der Conjecturalkritik allgemeinere Überzeugungen zu erzielen. An sich aber ist es nicht unwahrscheinlich, daß jene bewegte Zeit, in welcher Jeremia lebte, eine gewisse Fruchtbarkeit an lyrischen Dichtungen, besonders der elegischen Art, gehabt, und warum sollte nicht Jeremia, der fruchtbare Schriftsteller, der treue und vielverfolgte Jehova-Prophet, außer seinen Klagliedern noch andere Lieder gesungen haben? warum könnten nicht einige unserer Psalmen von ihm herrühren, zumal wenn wir darin ihm so verwandte Klänge finden, wie z. B. in Psalm 31? (*E. Rödiger.*)

JEREMIADE, so viel als Klagelied, Trauerlied. Man bedient sich dieses Wortes gewöhnlich nicht im besten Sinne, sondern versteht darunter hauptsächlich solche Trauerlieder, die einen weltlichen, weinerlichen, jämmerlichen, wehmüthigen Charakter ausdrücken, ja es liegt sogar in diesem Worte, nach dem Sprachgebrauche, nicht selten ein gewisser leichter Spott oder eine Ironie zum Grunde, untermischt mit mancherlei Nebenbegriffen, wiefern sie nur mit einem Gegenstande des Augenblicks zusammenhängen. Der Name Jeremiade schreibt sich von den Klageliedern Jeremia's (s. d.) her, und diese sind Elegien von tiefer Wehmuth, rührender Einfalt und frommer religiöser Hingebung, welche durch ihre ebenso schönen als erhabenen Gedanken die glorreiche Zeit der hebräischen Poesie lebhaft in das Gedächtniß zurückführen. Aus diesem Grunde sollte das Wort „Jeremiade" nur im edlern Sinne gebraucht, darunter das wirklich nur fromme Trauerlied, in welchem sich ein gepreßtes schmerzvolles Herz in demüthiger Ergebung ganz dem höchsten Willen überläßt, verstanden, nie aber zur Bezeichnung jener Empfindungen, die nur Verdruß, Kummer, klägliches Jammergeschrei, Heulen und Winseln ausdrücken, erniedrigt werden. (*Fr. Thon.*)

JEREMIAS, Name zweier Patriarchen der griechischen Kirche zu Constantinopel, beide dem 16. Jahrh. angehörig.

Jeremias I. war erst Metropolit von Sophia [1]), folgte im Patriarchat nach Theoleptos, welcher im J. 1521 gestorben war, und unternahm gleich im nächsten Jahre nach seiner Erhebung eine Wallfahrt nach Jerusalem zum heiligen Grabe. Schon unterweges aber, auf der Insel Cypern, entzweite er sich mit seinen Begleitern, worauf ein Theil derselben umkehrte [2]). Diese ihm aufsässige Partei benutzte dann seine längere Abwesenheit dazu, ihm das Patriarchat zu entreißen, und wählte den bisherigen Bischof von Sozopolis, Johannicius [3]), an seine Stelle. Da man den dem türkischen Sultan jährlich zu entrichtenden Tribut noch um 500 Dukaten erhöhte, sodaß dieser sich nun auf 4000 Dukaten belief, so ließ die Staatsregierung diesen Patriarchenwechsel ruhig geschehen. Den Mehrbetrag schossen Jeremias' Feinde zu. Die Intrigue war aber nur von kurzer Dauer, da Jeremias die ihm zu Gebote stehenden Mittel ergriff, sich seine Stellung zu sichern und den viel vermögenden Großvezier Ibrahim für sich hatte. Seine eifrigen Anhänger betrachteten ohnehin seinen Gegner als einen Eindringling, sodaß die größere Zahl der Kleriker von Constantinopel und Galata diesen gar nicht beachtete, und ihm daher die sonst bei der Wahl eines neuen Patriarchen gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu beweisen unterließ. Jeremias selbst berief die drei übrigen Patriarchen zu sich nach Jerusalem, und setzte mit ihnen den Johannicius ab, excommunicirte ihn auch sammt seinem Anhange. Nach seiner Rückkehr wandte er sich an den Großvezier, welcher ihm das Patriarchat unter der Bedingung wieder zuzuwenden versprach, wenn

1) *Mart. Crusii* Turco-Graecia. L. II. c. 19. (p. 153 ed. Basil.) 2) *Phil. Cyprii* Chronic. eccles. Graecae (rec. *Henr. Hilarius*, Lips. et Francof. 1687). p. 392; nach dem Berichte in den Unschuld. Nachrichten auf das J. 1729. S. 1128 entstand der Zwist unter der Begleitung selbst. 3) So heißt er bei *Phil. Cyprius* l. c. p. 391; die Unschuld. Nachrichten auf das J. 1729 a. a. O. nennen diesen Gegenpatriarch Joannicus.

er ebenso viel zahlen wolle, als der andere Bewerber. Diese Zumuthung wies Jeremias zwar standhaft ab; allein die christliche Bevölkerung erbot sich ganz freiwillig, die verlangte Summe an die hohe Pforte zu erlegen, um nur den freundlichen, friedfertigen und bescheidenen Mann der einflußreichen Stelle zu erhalten. Seinem Einflusse und seiner Gewandtheit verdankte sie späterhin die Abwendung großer Beschränkung. Als nämlich im J. 1536 der Grundsatz aufgestellt wurde, jede griechische Kirche eines durch Waffengewalt eroberten Ortes solle zerstört werden, ging man damit um, ihn auch auf die christlichen Kirchen zu Constantinopel anzuwenden [4]). Noch ehe aber diese schreckliche Maßregel zur Ausführung kam, gelangte zufällig Kunde davon an den Patriarchen. Dieser wendete sich sogleich an die vornehmsten Beamten und erhielt das Versprechen, daß die constantinopolitanischen Kirchen geschont werden sollten, wenn er durch Zeugen den Beweis führen könne, Constantinopel habe capitulirt. Zwei hochbejahrte Türken, Augenzeugen der Einnahme, welche in Adrianopel lebten, wurden durch reiche Geschenke zu einer günstigen Aussage vermocht. Sonst ist noch von Jeremias zu bemerken, daß er das dem Stauroniketas geweihte Kloster auf dem Berge Athos, welches damals ohne Bewohner war, prachtvoll wieder herstellte. Der Erzbischof Prochorus von Achridä suchte Berrhöa vom Sprengel des Patriarchen abzureißen, zu seiner Diöces zu bringen, und erbot sich, jährlich dafür 100 Dukaten Tribut zu geben. Jeremias vereitelte zwar seinen Plan, mußte sich aber dazu verstehen, die von ihm angebotene Summe zu zahlen. Zuletzt unternahm er eine Reise in die Moldau und Walachei, starb aber unterweges im J. 1545, nachdem er 23 Jahre und einige Monate an der Spitze der griechischen Kirche gestanden hatte; worauf Dionysius, bisher Bischof von Nikomedien, den Patriarchenstuhl bestieg [5]).

Jeremias II., mit dem Beinamen Tranus, früher Bischof von Larissa, folgte im 36. Jahre seines Alters, im J. 1572, in der Patriarchenwürde dem Metrophanes, welchen man wegen seines Strebens, die getrennten Kirchen des Orients und Occidents zu vereinigen, zur Resignation gezwungen hatte. Er liebte die Wissenschaften, und ergab sich ihrem Studium mit vielem Eifer; bemühte sich auch, der in der griechischen Kirche herrschenden Simonie zu steuern, und sorgte für Erhaltung und Verschönerung der Kirche im Patriarcheo und des patriarchlichen Schmuckes. Zwischen ihm und dem unfreiwillig abgetretenen Metrophanes gab es beständig Zwistigkeiten, zum großen Nachtheile der griechischen Kirche [6]). Nach zehn Jahren, nämlich am Ende des J. 1579, mußte Jeremias sogar demselben wirklich weichen und konnte erst neun Monate später wieder zu seiner Stelle gelangen, nachdem sein Gegner im J. 1580 gestorben war [7]). Beim Sultan wurde er beschuldigt, mit dem römischen Papste in brieflichem Verkehre gestanden zu haben; eine Folge davon war seine Gefangensetzung und Verweisung nach Rhodus im J. 1585. Papst Gregor XIII. hatte sich, wie behauptet wird, Mühe gegeben, seine Freilassung zu bewirken, und beabsichtigt, ihn zum Cardinal zu erheben, aber vergeblich. Bemerkenswerth ist noch, daß dieser Patriarch von Tübingen aus die augsburgische Confession in einer von Paul Dolscius besorgten und auch gedruckten griechischen Übersetzung nebst Briefen der beiden tübinger Professoren Jacob Andreä und Mart. Crusius empfing [8]). Die nächste Veranlassung zu dieser eigenthümlichen Verhandlung gab der Umstand, daß der österreichische Internuntius an der hohen Pforte, David Ungnad, Baron von Sonnek, den jungen protestantischen Theologen Stephan Gerlach [9]), einen Würtemberger, welchen der Kanzler Andreä ihm empfahl, als Gesandtschaftsprediger im J. 1573 nach Constantinopel mitgenommen hatte. Die beiden Schreiben, welche Gerlach mitnahm, enthielten blos ehrenvolle Begrüßung und Empfehlung des Überbringers. Im J. 1574 gab er den Rath, das augsburgische Glaubensbekenntniß an Jeremias zu schicken. Dies geschah, unter Anfügung eines Schreibens vom Kanzler Andreä, worin gebeten wurde, das in der Confession den Griechen Misfällige angeben zu wollen. Man hatte keine Kenntniß vom Lehrbegriffe der damaligen griechischen Kirche, und mochte sich daher schmeicheln, daß das protestantische System großentheils damit übereinkommen werde. Die Antwort des Patriarchen, welche im Junius 1576 anlangte, fiel daher in etwas gegen die Erwartung aus; er ging in einer sogenannten Kritik der orientalischen Kirche die einzelnen Artikel der augsburgischen Confession durch, und gab an, worin er und seine Kirche übereinstimme und abweiche [10]). Die Tübinger ließen es

4) Die Unschuldigen Nachrichten auf das J. 1729. S. 1128 stellen die Sache so dar, als hätten die Griechen aus Constantinopel verjagt werden sollen, weil sie der Osmanischen Armee tapfern Widerstand geleistet. 5) Vgl. vorzüglich *Phil. Cyprius* l. c., dann den damit wörtlich übereinkommenden *Martin Crusius* l. c. und die Unschuld. Nachrichten auf das J. 1729. S. 1127 fg. Über den Ort, wo Jeremias verschied, ist übrigens die Angabe verschieden. Phil. Cyprius (l. c. p. 394) berichtet, er habe sich zuletzt als Mönch in das Kloster auf dem Berge Athos begeben, und sei als solcher dort gestorben. Mehr Glauben verdient der kaum 40 Jahre nach Jeremias' Ableben schreibende Malaxos. Dieser erzählt nämlich in seiner Geschichte des Patriarchats (cf. *Hilarium* ad *Phil. Cyprium* p. 399. 400), der Tod habe den Patriarchen bei der bulgarischen Stadt Tornebo ereilt.

6) *Mart. Crusii* Turco-graec. p. 211. 7) *Phil. Cyprius* l. c. p. 417 et *Mart. Crusius* l. c. p. 212. 8) Crusius' eigenes Schreiben ist gedruckt in dessen Turco-Graecia p. 410; das auch von Crusius, aber in Andreä's Namen abgefaßte Schreiben steht in *Crusii* MS. XX, 30. e. p. 4. 9) Vgl. über diesen interessanten Mann und den von ihm veranlaßten Verkehr zwischen der griechischen Kirche und den Protestanten *Chr. Fr. Schnurrer*, De Steph. Gerlach nec non de actis inter Tubingenses theologos et Patriarchas Constantinopolitanos accuratior disquisitio in dem von H. E. G. Paulus herausgegebenen *C. F. Schnurreri* Orationum academicarum — — delectus posthumus. p. 113 sq. 10) Stanislaus Socolov, Kanonikus zu Krakau, übersetzte diese Antwort des Patriarchen ins Lateinische, und machte sie in dieser Sprache bekannt, nicht ohne nachtheilige Bemerkungen für die Protestanten. Mehre Ausgaben von Katholiken folgten, und zwar mit Verleumdungen gegen die evangelische Kirche. Um dergleichen abzuschneiden, ließ der Herzog von Würtemberg die vollständige Verhandlung unter dem Titel drucken: Acta et Scripta theologorum Wirtembergensium et Patriarchae Constantinop.

aber dabei nicht bewenden, sondern suchten in einer zweiten Zuschrift ihre Lehre zu vertheidigen. Zugleich übersetzte Mart. Crusius auf Gerlach's Anrathen Heerbrand's Compendium theologicum ins Griechische, und diese Übersetzung wurde ebenfalls 1577 nach Constantinopel gesendet. Die Antwort selbst war von Luc. Osiander. Auch nach Gerlach's Rückkehr im J. 1578 in sein Vaterland ließ man die Angelegenheit nicht fallen, sondern benutzte den Aufenthalt eines andern protestantischen Gesandtschaftspredigers, Sal. Schweiker (oder Schweigker), im Gefolge des österreichischen Internuntius Joachim von Sinzendorff, zur Fortsetzung der angeknüpften Verbindung. Natürlich kam es aber zu keiner Annäherung in der Lehre [11]), und Jeremias erklärte endlich nicht ohne Empfindlichkeit, sich nicht weiter einlassen zu wollen, da seine Gründe noch nicht widerlegt wären. Einige Briefe des Jeremias hat auch Chyträus abdrucken lassen; sonst findet man sie in *Martini Crusii* Turco-Graeciae L. VII. und in den Acta et scripta theologg. Wirtembergenss. et Patriarchae Constant. Jeremiae. Beachtenswerth ist ferner sein Urtheil über den Gregorianischen Kalender (Francof. ad Viadr. 1590. 4.). Außerdem hat er noch einiges Andere, jedoch nicht von großer Bedeutung, geschrieben [12]). (*A. G. Hoffmann.*)

JEREMIE, Stadt und Hafen von Haiti, im ehemaligen französischen Antheile der Insel, unter 18° 40′ 30″ nördl. Br. und 74° 7′ 8″ westl. Länge von Greenwich. Sie liegt an der Westseite einer unsichern Bai auf einer Anhöhe, war vor der Revolution der Sitz vieler sehr reicher und den Luxus liebender Pflanzer, die aus ihren Besitzungen in dem benachbarten durch seine Fruchtbarkeit berühmten Canton sehr große Einkünfte zogen, und die Veranlassung gaben, daß die Gesellschaft und das Leben von Jeremie zu den besten und angenehmsten der Insel gezählt wurden. Der Kaffeebau wurde mit besonders großem Erfolge getrieben; im J. 1789 wurde von Jeremie 5,450,000 Pf. Kaffee, 249,000 Pf. Zucker exportirt. Die neue Zeit hat keine Veranlassung zu ähnlichen statistischen Mittheilungen gegeben, denn grade dieser District hat im Kampfe mit den Negern ungemein gelitten, und wenige von den alten Pflanzungen sind wieder aufgenommen und in Cultur versetzt worden. Einige Nordamerikaner und Engländer haben in den letzten Jahren sich dort niedergelassen, und leben unter der Regierung der jetzigen Besitzer des Landes zwar als Pflanzer, aber in keiner beneidenswerthen Lage. (*Poeppig.*)

JEREON oder JIREON, Stadt in Palästina im Stamme Naphthali (Jos. 19, 38). (*F. G. Crome.*)

JERETZ, eine kleine Stadt in der jetzt russischen (sonst persischen) Provinz Schirwan in Asien, unweit des Kur, etwas befestigt, mit wohlhabenden Einwohnern, die Seidenbau und etwas Handel treiben. Jeden Sonntag wird hier ein allgemeiner, stark besuchter Jahrmarkt gehalten *). (*J. C. Petri.*)

JERICHO, 1) s. d. Art. Palästina 3. Sect. Bd. IX. S. 345 u. 358. Nachtrag: Der große Bergkessel, in welchem dieser Ort liegt, hat die mildeste Luft; wenn auf den Höhen von Jerusalem schon Schnee fällt, gehen die Bewohner der Oase Jericho noch in leinenen Kleidern. Jetzt bewässert nur eine einzige Quelle die Gefilde Jericho's und verläuft sich, ehe sie den Jordan erreicht; zur Römerzeit, und vielleicht schon früher, waren im Gebirge nördlich und westlich der Stadt Teiche angelegt, um das Wasser der Regenzeit zu sammeln, von welchem lange Kanäle dasselbe der Stadt und deren Umgebungen zuführten. Bewundernswürdig ist die Fruchtbarkeit des Bodens an den kostbarsten und feinsten Gewächsen, so lange für hinlängliche Bewässerung gesorgt ist. Da die Stadt Jericho nicht blos in den ältesten Zeiten, sondern auch späterhin mehr als einmal zerstört ist, so läßt sich ihre eigentliche Lage nur sehr schwer ausmitteln, vielleicht steht das ärmliche Dorf Rieha überall nicht auf, sondern nur in der Nähe des alten Jericho. (*F. G. Crome.*)

2) Ein kleines Stadtgebiet (township) des nordamerikanischen Freistaates Vermont, in der Grafschaft Chittenden und am Flusse Onion gelegen, hat gegen 1500 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

Jericho-Rose, s. Lonicera (Caprifolium) und Anastatica.

JERICHOW, kleine Stadt an der Elbe, im zweiten jerichowischen Kreise und Regierungsbezirke Magdeburg der preußischen Provinz Sachsen, mit 260 Häusern und 1265 Einwohnern, welche von der Landwirthschaft leben und auf ihrer Flur auch ansehnlichen Tabaksbau unterhalten. (*Klaehn.*)

JERICHOWISCHER KREIS, erster. Landräthlicher Kreis im Regierungsbezirke Magdeburg, der preußischen Provinz Sachsen, einen Theil des ehemaligen Herzogthums Magdeburg bildend, womit indessen das ehemals königl. sächsische Amt Gommern verbunden wurde. Die Elbe mit ihren vielen Armen begrenzt den Kreis auf seiner Süd- und Westseite, und trennt ihn von den Kreisen Calbe, Wanzleben, Magdeburg und Wolmirstedt; im Norden stößt er an den zweiten jerichowischen Kreis, im Nordosten an die Provinz Brandenburg, und im Südosten an das Anhaltische. Sein Areal beträgt nach den neuesten officiellen Angaben 26,06 geogr. □M., worauf im J. 1816 37,705, 1821 40,023, 1833 47,183 Einwohner lebten, sodaß nach der letzten Zählung die rela-

Dom. Jeremiae (Wittenb. 1584 — durch Druckfehler steht 1586 — in fol.), mit einer von Heerbrand verfaßten scharfen Vorrede gegen Socolov und andere Katholiken. Cf. *Christ. Matth. Pfaff*, De actis scriptisque publicis ecclesiae Wirtemberg. p. 50 sq. *Fabricii* Biblioth. Graec. L. V, 45.

11) Über das Nähere s. die von Schnurrer (a. a. O. S. 125 fg.) gelieferte chronologische Übersicht der einzelnen Momente dieser Verhandlungen. *Mart. Crusii* Turco-Graec. L. VII. p. 410 sq. und Stephan Gerlach des Ältern Tagebuch, welches dessen Enkel, Samuel, im J. 1674 herausgegeben hat. Außerdem vgl. man *Phil. Cyprii* Chronicon, ed. *Hilarii*, p. 421 sq. Kurz berührt die Sache *Seb. Kortholt*, Hist. eccles. N. T. sec. XVI. p. 833 sq. 12) Vgl. im Allgemeinen über ihn außer Phil. Cyprius und Mart. Crusius a. a. O. noch die Unschuld. Nachrichten auf das J. 1729. S. 1129 fg.

*) Man vgl. Heym, Encyklop. des russ. Reichs unter dem Worte Elton.

tive Population 1810, die Vermehrung seit 1816 aber 9478 Seelen oder 25 Procent beträgt. Der Kreis liegt auf dem sandigen und wasserarmen Höhenzuge, der sich aus Schlesien her über den Fläming bei Wittenberg und bis zur lüneburger Heide, immer parallel dem teutschen Gebirgssüden fortzieht, und von der Elbe zwischen Magdeburg und der Mündung des plauenschen Kanals quer durchbrochen wird, während sie ihn, so weit er zu diesem Kreise gehört, an seinem Südfuße begleitet. In diesem Kreise, wie weiter ostwärts, bildet er eine secundäre Wasserscheide zwischen Elbe und Havel; seiner Nordabdachung entquellen hier die Buckau, der Steinbach, der Gloinaerbach, die Ihle, seiner Südabdachung aber die Ehle. Keiner seiner Punkte in diesem Kreise ist bis jetzt gemessen worden, doch dürfte seine absolute Höhe hier im Mittel 350 par. F. betragen, während der Elbspiegel bei Frose 135,39 par. F., bei der Mündung des plauenschen Kanals aber 95,39 par. F. über dem Meere liegt. Seine Oberfläche ist fast ganz eben, aber ziemlich stark mit Nadelholz bewaldet; zwischen der obern Ihle und obern Ehle, soweit diese Flüsse gegen Nordwest gerichtete Parallelfurchen bilden, ist er sehr wasserarm und ohne Wohnplätze, und wird „auf der Blachenheide" genannt. Dies ist die höchste Gegend des Kreises, und hier erhebt sich sein Culminationspunkt, der Jerusalemsberg, nahe der Quelle des Gloinaerbaches. Das städtische Element hat sich in dieser Gegend, gegen das Knie der Nordbeugung des Elbstroms bei Magdeburg hin, in einem ansehnlichen Maßstabe entwickelt, denn der Kreis zählt nicht weniger als sieben Städte (auf 3,72 □M. eine), welche 1833 22,010 Bewohner enthielten; es sind: Burg (mit 12,781 Einwohnern), Ziesar, Loburg, Gommern, Möckern, Görzke und Leitzkau. Auf dem platten Lande wohnten dagegen im J. 1833 25,173 Seelen in 172 Dörfern und geringern Ortschaften. Unter der Einwohnerzahl von 1821 fanden sich 39,580 Evangelische, 383 Römischkatholische und 60 Juden, 1816 mit 95 Pfarrkirchen und 53 ordinirten Predigern. Die Hauptbeschäftigungen sind Ackerbau, Viehzucht und Fischerei; 1833 bestand der Viehstapel aus 6363 Pferden und Füllen, 16,986 Stück Rindvieh und 84,936 Schafen. Die Industrie ist fast nur auf das gewerbreiche Burg beschränkt; im J. 1819 zählte man im Kreise 168 Stühle in Wolle und Halbwolle (größtentheils in der genannten Stadt), zwei Stühle in Baumwolle und Halbbaumwolle, 31 in Leinwand und 258 Leinwebestühle als Nebenbeschäftigung. Sonst waren in dem genannten Jahre noch vorhanden: neun Ziegeleien, 65 Wasser-, 62 Wind-, 14 Roß-, 12 Öl-, 11 Walk-, 13 Säge- und neun Papiermühlen. Zum Kreise gehört auch die ansehnliche Insel Elbenau in der Elbe, welche vier Dörfer enthält, deren Bewohner nur von Viehzucht, Waldarbeiten (denn es gibt hier ansehnliche aus Eichen und Rüstern bestehende Waldungen) und der Fischerei leben. Die Kunststraße von Berlin nach Magdeburg zieht durch den Kreis.

Jerichowischer Kreis, zweiter. Landräthlicher Kreis im Regierungsbezirke Magdeburg der preußischen Provinz Sachsen, ein Theil des ehemaligen Herzogthums Magdeburg. Es ist ein mesopotamischer, von der Elbe und untern Havel eingeschlossener District, durch die erste von den Kreisen Wolmirstädt, Stendal und Osterburg, durch die zweite von der Provinz Brandenburg getrennt, im Süden aber von dem ersten jerichowischen Kreise begrenzt. Sein Areal beträgt 25,16 geogr. □M., worauf im J. 1816 32,181, 1821 35,976, 1833 40,355 Einwohner lebten, sodaß in dem zuletzt genannten Jahre die relative Population 1603, die Vermehrung von 1816—1833 aber 8174 Köpfe oder 25,4 Procent betrug. Der Kreis liegt in dem großen Längenthale, dessen Streichen durch die Malapane in Schlesien, die mittlere Oder, die untere Spree, die untere Havel und die untere Elbe bezeichnet wird; seine Oberfläche ist eben, aber sehr waldig; der Boden sandig und zum Theil auch noch morastig, obgleich das große Fienerbruch (im südlichen Theile des Kreises belegen) von 1777 bis 1785 trocken gelegt wurde. Das Innere durchzieht der plauensche Kanal, welcher die Elbe mit der Havel verbindet, in dieselben münden die Ihle und Stremme. Die Zahl der Wohnplätze beträgt drei Städte (Genthin, Jerichow und Sandau), im J. 1833 mit 5267 Einwohnern, und 113 Dörfer und geringere Ortschaften mit 35,088 Bewohnern. Unter der Einwohnerzahl von 1821 befanden sich 35,898 Evangelische, 57 Katholiken und 21 Juden. Die Hauptnahrungszweige sind Ackerbau, Viehzucht und Fischerei; im J. 1833 zählte man 6988 Pferde und Füllen, 20,143 Stück Rindvieh und 83,248 Schafe. Industrie mangelt fast gänzlich (1819 zählte man nur drei Stühle in Wolle und Halbwolle und 90 in Leinwand), dagegen nähren sich viele Bewohner von der Frachtschiffahrt (1819 mit 130 Kähnen à 4000 Pf. Last und mit 355 Mann besetzt), und in dem Fienerbruche sind große königl. Torfstiche. Außerdem sind in dem Kreise vorhanden: 31 Ziegeleien, 17 Wasser-, 91 Wind-, 2 Roß-, 42 Öl-, 4 Sägemühlen. Auch wirft die Kunststraße von Berlin nach Magdeburg, welche den südlichen Theil des Kreises durchzieht, einigen Gewinn ab. (*Klaehn.*)

Jerim (Geogr.), s. unt. Dschaebbal.

JERIMOTH, wahrscheinlich dasselbe, was Jarmuth, uralter Königssitz der Kananiter, in der Ebene des Stammes Juda (Jos. 10, 3. 12, 11. 15, 35. Nehem. 11, 29). (*F. G. Crome.*)

Jeringh (Biogr.), s. Ihering.

JERISAU, Dorf an der Mulde zur schönburgischen Standesherrschaft Glaucha im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen gehörig, merkwürdig, weil Kaiser Karl V., als er gegen den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmüthigen zu Felde zog, zwei Nächte hier blieb, und zum Andenken sein Brustbild der Kirche hinterließ, welches noch jetzt aufbewahrt wird. (*G. F. Winkler.*)

JERKIM (Yerken, Yerki-ang, Jarkan, Yarkand, Yarkiang). 1) Jerkim, Hauptstadt des gleichnamigen Khanats in dem zum chinesischen Reiche gehörigen Lande Turfan (s. d. Art.), liegt unter 40° 1′ nördl. Br. und 90° 26′ östl. L., oder nach Pater Hallerstein unter 38° 19′ nördl. Br. und 40° 10′ westl. L. von Peking, d. i. 73° 57′ 30″ östl. L. von Paris, 57 geogr. M.

von Leh, 12 dergl. von Aurtang, 350 Werst von Hotán entfernt [1]), an dem Steppenflusse Yarkand und an der Handelsstraße nach Buchara und Kokan, in einer Ebene am Fuße des Thianschan, hieß in alten Zeiten Zibin, und hatte bis auf die Eroberung durch die Chinesen eigene Fürsten, ist von einer fünf Werst im Umfange habenden starken Mauer, an deren äußern Seite sich ein Kanal befindet, umgeben, und hat eine Besatzung, welche aus 950 Mann Mandschus und Chinesen besteht. Wichtig als Grenz- und Handelsstadt (kein Chinese darf ohne Erlaubniß über sie hinaus) ist Jerkim, dessen Einwohnerzahl man, die Bewohner der umliegenden Dörfer mitgerechnet, auf 80,000 (nach Volger nur 50,000) anschlägt, der Sitz eines chinesischen Gouverneurs (Dsiangghiün) und eines Akimbecks, — der prachtvolle Palast des letzten einheimischen Fürsten Hodschischan ist jetzt der Gerichtshof, — und es stehen unter dem Gouverneur außer Jerkim noch die Städte: Hargarin, Dokuskakim, Sandschu, Dak, Kekejar, Juiralik, Hoscharuck, Bartschik und die entlegene, zum badakschunskischen Lande gehörige Stadt Saikolo, deren jede etwa 1000 tatarische Familien zählen soll. Besucht wird die Stadt des Handels wegen von Kaufleuten, — die Hauptstraße, in welcher diese wohnen, ist fünf Werste lang, — aus den chinesischen Provinzen Schansi, Schein-si, Dsán-nan-ja, Dsched-sá-na, sowie von denen aus Samarkand, Bukhara, Balk, Balti, Kaschmir und Hindustan. Die Karavanen von Peking brauchen fünf Monate, um nach Jerkim zu kommen; die Eilboten, welche sich alle zwei Meilen ablösen, brauchen nur 35 Tage dazu. Gegenstände des Handels sind: Edelsteine jeder Art, echte Perlen, Jaspisvasen und Büchsen, Thee, Porzellan, lackirte Waaren, Kaschmirshawls, seidene, baumwollene und leinene Zeuche, welche letztere die Einwohner selbst verfertigen, sowie sie auch sich sonst als Künstler, vorzüglich als Jaspisschneider, und Handwerker auszeichnen. Die Zolleinnahme soll sich auf vier Pud oder 160 Pfund Silber belaufen. Wie in den meisten großen Handelsstädten hat auch hier die Sinnlichkeit ihre Herrschaft geltend gemacht, und die übrigens, vielleicht in Folge des chinesischen Bambusrohrregiments, welches die Menschheit noch tiefer herabwürdigt, als das russische Knutenregiment, stillen, demüthigen, ja furchtsamen Jerkimer überlassen sich der thierischsten Wollust. Das weibliche Geschlecht, gleich ausschweifend als das männliche, liebt Tanz und Gesang, vorzüglich das Seiltanzen und Voltigiren auf kupfernem Draht und alle übrigen Vergnügungen. Doch hat vielleicht die chinesische Feder hier etwas zu stark aufgetragen.

2) **Jerkim**, Khanat. Die Grenzen desselben sind im Norden das Khanat Kaschgar, im Osten das Khanat Khotan (Yu-thian), im Süden der Muztagh oder Mussur (Schneeberg), im Westen der Beluttagh, und es gehört, den südlichen Theil des Landes Turfan einnehmend, zu den bedeutendsten Khanaten des Landes. Wasser- und fruchtreich — unter den Flüssen ist der am Fuße des Muztagh entspringende Jarkand der größte —, hat das Khanat Überfluß an Getreide aller Arten, an Obst, Baumwolle, Flachs und Hanf. Die Berge und Flüsse liefern Jaspis [2]) und andere edle Steine, wahrscheinlich auch Gold, Silber und Kupfer, wie aus den Abgaben, und wenigstens, was das Letztere betrifft, daraus hervorzugehen scheint, daß Jerkim oft andern chinesischen Provinzen mit Kupfer aushelfen muß. Seidenbau und Viehzucht sind nicht unbedeutend. An Abgaben entrichten Stadt und Land der chinesischen Krone 40 Pud oder 3200 Pf. Silber, 2½ Pf. Gold, 30,000 Säcke Korn, außerdem 57,560 Stück Leinwand, 500 Pud oder 200,000 Pf. Baumwolle, 1300 Leinwandsäcke und eine große Menge Taue, Stricke rc. (*G. M. S. Fischer.*)

JERKIN, eine der vier Alpenstuben (Fjeldstuer) auf dem norwegischen Gebirge Dovre, am Wege von Christiania nach Trondhjem, welche bedeutende Pferde- und sonstige Viehzucht, aber keinen Ackerbau treiben; daher sie von den angrenzenden Kirchspielen des niedern Landes mit Getreide unterstützt werden. Diese Alpenwirthshäuser folgen vom Süden her also: Fogstuen und Jerkin im Stifte Aggerhuus, Kongsvold und Drivstuen im Stifte Trondjhem. Jerkin ist ein ansehnlicher Hof mit zwei steinernen Häusern, nach Hisinger 3008 Fuß über das Meer sich erhebend. (*v. Schubert.*)

JERKÖKI oder Giurgewo, eine in der Walachei am nördlichen Ufer der Donau gelegene, aber zum Sandschak Nicopoli der europäischen Türkei gehörige Stadt mit einem festen Schlosse, das auf der durch eine Brücke mit Jerköki verbundenen Insel Slowosia belegen und von Osmanen besetzt ist, 7000 Einw. (Walachen, Griechen, Armenier und Zigeuner) und etwas Handel und Schiffahrt hat. (*R.*)

JERLEV, 1) Hauptort des gleichnamigen Kirchspiels in Jütland (Amt Weile, Stift Ribe).

2) J. (Gierlev), Kirchdorf auf Seeland (Dänemark), auf der Landzunge zwischen dem Jisefiord und Roeskildefiord (Hauptort der Harde [Herred, Voigtei]) gleiches Namens).

3) J. (Gierlöv), Kirchdorf auf Seeland (Dänemark), an der Straße zwischen Slagelse und Stieldsfiör. (*Benicken.*)

Jermack Timofega (Biogr.), s. unt. Sibirien (Geschichte).

Jermejahu, s. Jeremia.

JERMOLOFF oder Holt, eine Inselgruppe zum Archipel der niedrigen Inseln im Australocean gehörig. Sie liegt unter 16° 12′ südl. Br., 233° 42′ östl. L. von Ferro im Nordosten der großen Philippsgruppe, von der sie durch

1) Vgl. Ritter's Erdkunde. 3. Th. S. 640. 2. Th. S. 351 fg. Auszug aus einem chinesischen geographischen Werke: Dsan Vün-si-ju-Lu. Aus dem Chinesischen in die Sprache der Mandschu, aus dem Mandschuschen ins Russische, und aus dem Russischen ins Teutsche übersetzt vom D. Rehmann, russ. kaiserl. Leibarzte.

2) Man hat weißen, blaßblauen, lazurfarbenen, gelben, rothen, schwarzen, goldfleckigen Jaspis, von den schönsten Farben. Die Flüsse liefern den vorzüglichsten, der Berg Mitra die größten, oft einige Pud (= 40 Pf. d. Pud) wiegenden Stücke. Vgl. Khoten (Khotan, Hotän) hierüber.

einen sehr gefährlich zu beschiffenden Kanal getrennt ist. Ihren Namen erhielt sie von dem britischen Schiffe Margaret, von welchem sie im J. 1803 gesehen wurde. Capitain Billingshausen besuchte sie im J. 1819 und nannte sie Jermoloff. Diese Gruppe ist bewohnt (s. Niedrige Inseln, Archipel der). (*Klaehn.*)

JERMUK oder JARMUK, auch JARMOCH, Hieromax der Alten (*Plin.* H. N. V. 18), jetzt Yermuk oder Scheriat Menadhere, Scheriat el Mandur, bei weitem der bedeutendste unter den Nebenflüssen des Jordan, mit welchem er sich etwa eine Meile unterhalb des Ausflusses jenes aus dem See von Tabaria von der Ostseite her vereinigt. Als eigentlichen Ursprung dieses Flusses betrachtet man diejenigen Quellen, welche unfern des Schlosses Mezereibe an der Pilgerstraße von Damask auf Mekka, etwa 10—12 Meilen südlich von ersterer Stadt und etwa 5—6 Meilen östlich am Südende des Sees Tabaria sich befinden, und unter dem Namen el Budsche bekannt sind. Sie entspringen östlich und nördlich von dem Schlosse und vereinigen sich unfern desselben in dem kleinen See el Busche, welcher selbst in der heißesten Jahreszeit nicht austrocknet. Von diesem See aus läuft der durch Quellen in demselben verstärkte Fluß gen Westen, Anfangs in einem, unter der Oberfläche der Gegend wenig vertieften Wady, dann zwischen immer höhern, steilern, schluchtenähnlichern Ufern in mannichfaltigen Windungen und lebhafterer Strömung dem Thale el Gôr zu, in welches er sich westlich von Omkeis (Mkês. Gadara?), nicht weit unter dem See von Tabaria ergießt. In diesen letztern Theil seines Laufes fließt er Anfangs zwischen Tufwacke, weiter nach dem Jordan zu, da wo die Ufer am engsten, steilsten und höchsten werden, scheint ein weißer Urkalk im Grunde zu liegen, und auf diesem steht Basalt in mächtigen Lagen. Hier finden sich auf einer Strecke von etwa 2½ Stunden in der Tiefe des Thales an und in dem Flusse eine nicht unbedeutende Menge heißer, schwefelhaltiger Quellen, welche häufig und mit Erfolg von Kranken benutzt werden. Ehe der Fluß in dieses tiefe, schluchtenähnliche Thal tritt, welches seinen untern Lauf bezeichnet, vereinigen sich mit ihm eine große Menge von Wadys, die zum Theil wol 8—10 Meilen weiter von Norden und Osten herkommen, ihren Ursprung an den Gebirgen Hauran, und an den Ausläufern dieses, sowie des Libanons haben, und durch ihren Wasserreichthum die Ebene Hauran zu einer der allerfruchtbarsten Stellen des Erdbodens machen. Die Zahl, die Namen, den Lauf und die Verzweigung derselben kennen wir bis jetzt nur noch sehr unvollständig. Merkwürdig ist der so sehr wechselnde Wasserstand dieses Flusses. In der heißen Jahreszeit kann man fast trockenen Fußes über ihn gehen; wenn aber die Schneeschmelze auf den Hochgebirgen oder die Regenzeit eintritt, dann füllt die Wassermasse das Thal des untern Laufes so gänzlich, daß die heißen Quellen durchaus unzugänglich werden (s. meine Beschreibung von Palästina. 1. Bd. S. 151—153 und S. 219—225). (*F. G. Crome.*)

JERMUTH, JARMUTH (יַרְמוּת, Ἰαρμώθ). JARAMOTH, JARIMUTH, verschiedene Aussprache desselben Namens zweier Städte a) in Judäa, zuerst der Sitz eines kananitischen Königs, und namentlich des Königs Piream, welchen Josua schlug und tödtete (Jos. 10, 3. 22—27. 12, 11). Bei der Landestheilung kam diese Stadt an den Stamm Juda; sie wurde zu den in der Ebene gelegenen gerechnet (Jos. 15, 35). Als die Judäer aus Chaldäa zurückkehrten, wurde sie von diesen wieder in Besitz genommen (Neh. 11, 35). *Hieron.* in Onom. sagt: Jermucha in decimo ab Eleutheropoli lapide, ascendentibus Aeliam. b) Eine dem Stamme Isaschar zugetheilte Levitenstadt (Jos. 21, 29). (*Crome.*)

JERNA, ein Kirchspiel im westlichen Theile der nordschwedischen Provinz Dalekarlien (Westerdalarne), voll unerschöpflicher Waldungen; durch die königl. Bestimmung vom 13. Febr. 1822 ward es von Näs, dessen Filial es war, als besonderes Pastorat abgeschieden. Es ist drei M. breit und vier M. lang, mit (wahrscheinlich im J. 1825) 2406 Einwohnern, die ansehnliche Theerbrennerei treiben. Die Kirche liegt 9½ M. von der Stadt Falun. Im Kirchspiele liegt das im J. 1811 privilegirte Eisenhüttenwerk Snöå. Im ungetrennten Pastorat Näs (von welchem auch Äppelbo 1822 als eigene Pfarrei geschieden ward) war ein ansehnlicher Finnmark, d. h. Finnendistrict, wo mehr Finnen als in einem andern dalekarlischen Pastorate wohnten; doch vermuthe ich, daß diese Finnen nicht in Jerna wohnen; vielmehr die östlichen und westlichen in Näs, die südlichen in Äppelbo, gegen Wermelands Grenze hin. (*v. Schubert.*)

JERNBOAS, ein Pastorat in der schwedischen Provinz Westmannland, bis 1795 Filial von Nora, jetzt eigene Pfarrei, mit sehr ansehnlichen Eisen-, früher auch Kupfergruben. Hier liegen die Hüttenwerke Stadrabruk (auch Finäns- oder Afdala-Hammar genannt), Finshyttan und andere; die Erzfelder Rösberg und Slotterberg mit mehren Gruben. (*v. Schubert.*)

Jernbyrd, Jarnburdr, s. im Art. Ordalien, die Probe des Eisentragens.

Jerne, *Ἰερνὶς νῆσος*, s. Hibernia.

JERNINGHAM (Edward), englischer Dichter, aus einer ursprünglich dänischen Familie stammend, die sich Jernegan schrieb, war 1727 geboren, und starb 1812. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt geworden. Er eröffnete seine poetische Laufbahn (1762) mit der Elegie The Magdalens, mit welchem Namen in England gefallene Personen des andern Geschlechts bezeichnet zu werden pflegen, die das bekannte Magdalenenhospital durch zweckmäßige Behandlung wieder auf den Weg zur Tugend zurückzuführen bemüht ist [1]). Jene Elegie ließ Jerningham mit einigen andern Gedichten unter dem Titel: Poems on various subjects, wieder abdrucken (London 1767). Er versuchte sich seitdem abwechselnd in der Elegie und in poetischen Erzählungen, größtentheils von der ernsthaften und rührenden Gattung. Dahin gehören: Arabella (Lond. 1768. 4.); The Deserter (ibid. 1769. 4.); Faldoni and Teresa (ibid. 1773. 4.); The Swe-

1) s. die Nachrichten von jener Anstalt in dem Journale London und Paris. 1794. 2. St. S. 110—116.

Digitized by Google

dish Curate (ibid. 1773. 4.); The fall of Mexico (ibid. 1775. 4.); The Ancient English Wake (ibid. 1779. 4.); The Rise and Progress of Scandinavian Poetry (ib. 1784. 2 Voll. 4.); Enthusiasm (ib. 1789. 2 Voll. 4.) u. a. m., die man in seinen Poems (ibid. 1786. 2 Voll.) gesammelt findet, zu denen er im J. 1794 noch einen dritten Band hinzufügte. Auch in der dramatischen Gattung versuchte sich Jerningham, schrieb das Trauerspiel: The Siege of Berwick (Lond. 1794) und gab einige Lustspiele heraus: The Welch Heiress (ibid. 1795); Peckham Frolick, or Nell Gwyn (1799) u. a. m. Den meisten Beifall fanden jedoch seine poetischen Erzählungen. Weniger glücklich war er in der Heroide. Er legte in seine Briefe der Heloise an Abälard, der Yariko an Inkle viel moralische Rührung, verfehlte aber darüber nicht selten das poetische Interesse. Um als Autor auch in andern Fächern seine Kräfte zu versuchen, übersetzte er aus dem Französischen Bossuet's Predigten (Lond. 1801), und ließ gleichzeitig Denkwürdigkeiten (Biographical Sketches) aus dem Leben der Herzogin Henriette von Orleans und Ludwig's von Bourbon, Prinzen von Condé, drucken. Charaktere mehrer ausgezeichneter Personen schilderte er in seinem im J. 1803 zu London herausgegebenen Werke: The mild Tenour of Christianity, an essay, elucidated from Scripture and History. Auch schrieb er einige philosophische Werke, unter andern: The Dignity of Human Nature (Lond. 1805). Von der Poesie nahm er Abschied in seinem Gedichte: The Old Bard's Farewell, das in einer zweiten vermehrten Ausgabe zu London 1812 in Quart erschien, nachdem er seine Gedichte und Schauspiele (Poems and Plays 1806) in vier Bänden gesammelt hatte [2]). (*Heinrich Döring.*)

JERNIS, auch **JUVERNIS**, griech. Ἰουερνίς, eine von den wenigen, blos vom Ptolemäus genannten Städten Hiberniens oder Irlands, deren Lage nur im Allgemeinen nach dem Innern zu angegeben werden kann, da dieser Theil der Ptolemäischen Geographie noch sehr der kritischen Nachhilfe und geographischen Ausdeutung bedarf. Bischoff im vergl. Wörterb. vermuthet auf das jetzige Cashel, 18½ geogr. M. südwestl. von Dublin (zwischen Waterford und Limerik), das aber bei spätern lateinischen Scribenten Cassilia oder Cassilium heißt. (*S. Ch. Schirlitz.*)

JERNLUNDEN, ein anmuthiger, mit andern Wasserzügen zusammenhängender Landsee in der schwedischen Provinz Ostgothland, mit bald niedrigen, bald bergigen, überall mit Birkenhainen, Wiesen, fruchtbaren Feldern, Edelsitzen, Bauerhöfen und Dörfern bedeckten Ufern; hier und da treten bewaldete Landzungen hinein, oder Inseln mit Birkengebüsch, Wiesen und Heuscheuern füllen den See aus; auf den Höhen wechseln fast mit jedem Schritte mannichfaltige reizende Aussichten. Hier ist eine der schönsten der vielen schönen Gegenden Schwedens, ganz den Umgebungen der lieblichen Schweizerseen zu vergleichen. Am See läuft die Straße von Wimmerby in Småland nach Linköping in Ostgothland, zwischen den Stationen Rimforssen und Målbäck. Eine der anmuthigsten Stellen am See ist Brokind, ein Gut des Grafen Falkenberg. (*v. Schubert.*)

Jernowa, s. Nachträge zum Buchstaben I.

JERNUS, einer von den 15 Flüssen Hiberniens, d. i. Irlands, welche Ptolemäus in seiner Geogr. (II, 2) aufzählt, wobei es aber unentschieden bleibt, ob der jetzige Schannon auf der Westküste, oder der Kilmara in der Landschaft Mounster, oder die Suire, die unfern Waterford mündet, zu verstehen ist. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Jernye (Geogr.), s. Jerawnice.

JEROBEAM, genauer nach dem Hebräischen (יָרָבְעָם) **JAROBEAM** (wörtlich so viel als: dessen Volk viel ist), Name zweier Könige des Reiches Israel, von welchen der erstere am meisten historische Bedeutung hat, indem er die zehn israelitischen Stämme zuerst zu einem besondern Königreiche vereinigte.

Jerobeam I., Sohn des Nebat, aus dem Stamme Ephraim, erlangte schon während der Regierung des Königs Salomo einige politische Bedeutung. Nach 1 Kön. 11, 26 fg. wurde ihm vom Propheten Ahia die nachmalige Erhebung auf den Thron des Reiches der zehn Stämme verkündigt, von dem Könige Salomo aber nach dem Leben getrachtet, sodaß er sich nach Ägypten zum Könige Sisak flüchten mußte. Nach Salomo's Tode jedoch kehrte er nach Palästina zurück. Als nun Rehabeam, Salomo's Sohn, sich durch unkluges Benehmen das ohnehin schon schwierige Volk vollends entfremdete, trennten sich zehn Stämme und verbanden sich unter Jerobeam's Leitung zu einem besondern Königreiche, sodaß dem David'schen Hause nur Juda und Benjamin verblieben (1 Kön. 12. 2 Chron. 10 und Cap. 11, 12). Jerobeam wählte hierauf die Stadt Sichem (1 Kön. 12, 25), welche er befestigte, dann Thirza (1 Kön. 14, 17) zur Residenz. Ihn quälte aber die Besorgniß, sein Reich über kurz oder lang wieder einzubüßen, wenn die bisherige religiöse Verbindung seines Volkes mit Jerusalem und dessen Heiligthume fortdauerte. So verfiel er denn auf den Gedanken, auch dieses Band der gemeinschaftlichen Gottesverehrung zu lösen, in seinem eigenen Gebiete einen besondern Cultus einzurichten, und durch diese Maßregel die drohende Gefahr des Abfalls seiner Unterthanen abzuwenden und doch den Mangel des ihnen Entrissenen nicht fühlbar werden zu lassen. Zwei Orte, Bethel im südlichen und Dan im nördlichen Theile des Staates, wurden dafür angemessen befunden. An jedem derselben ließ der König also ein goldnes Kalb, als Symbol der Nationalgottheit, aufstellen, und die erfoderlichen Anstalten treffen, daß Opfer vor ihnen dargebracht werden konnten, bestimmte die Priester, aber nicht aus dem Stamme Levi *), sondern aus

2) Cf. *Watt*, Bibliotheca Britannica. Vol. II. p. 546 sqq. *Crabb*, Universal Historical Dictionary. Vol. II. Catalogue of 500 celebr. Authors of Great-Britain (Lond. 1788). p. 129 sqq. J. D. Reuß' gel. England. Ideler's und Nolte's Handbuch der engl. Sprache. Poetischer Theil. S. 572 fg. Wachler's Handbuch der Geschichte der Literatur. 3. Th. S. 227.

*) Nach 2 Chron. 11, 13 verließen die Priester und Leviten,

geringen Ständen (1 Kön. 12, 31), wahrscheinlich um ihrer Anhänglichkeit desto versicherter zu sein, bauete Tempel, Altäre und sogenannte Höhen, und ordnete Feste, ein vorzüglich großes (das Laubhüttenfest?) auf den 15. Tag des achten Monats, also zu einer Zeit, für welche im Mosaischen Gesetze keins bestimmt war (1 Kön. 12, 33). Seine Neuerung suchte er so einzuschwärzen, daß er dabei blos die Bequemlichkeit des Volkes zu berücksichtigen schien (1 Kön. 12, 28). Daß Jerobeam grade das Stiersymbol für die sinnliche Darstellung des höchsten Wesens wählte, geschah gewiß nur deswegen, weil es den Hebräern von alten Zeiten her (vgl. 2 Mos. 32) bekannt war. Die Warnungen und Drohungen von Propheten, darunter des Abia, fruchteten nichts (1 Kön. 13 u. 14). Er hatte das Unglück, seinen Sohn Abia vor sich hinsterben zu sehen, und der Prophet Abia bezeichnete diesen Tod gradezu als Strafe dafür, daß er den Bilderdienst durch Befehl und Beispiel unter den Hebräern eingeführt und begründet habe (1 Kön. 14). Zwischen Jerobeam und Rehabeam von Juda blieb immer ein gespanntes Verhältniß (1 Kön. 14, 30. 15, 6); offenen Krieg verhinderte jedoch der Prophet Semaja, indem er darauf hinwies, die Trennung des Staates in zwei Reiche sei von Jehova selbst angeordnet (1 Kön. 12, 21 fg. 2 Chron. 11, 1 fg.). Nach 2 Chron. 12, 15 fanden wirkliche Kriege zwischen Beiden statt. Die Regierung Jerobeam's selbst dauerte 22 Jahre, nach gewöhnlicher Berechnung von 975 bis 954 vor Chr. Geb.; sein Nachfolger war sein Sohn Nadab (1 Kön. 14, 20). Von seinen Regierungshandlungen wird nur noch bemerkt, daß er Pnuel befestigte (1 Kön. 12, 25), welches durch seine Lage am Einflusse des Jabbok in den Jordan sich vorzüglich zur Festung eignete. Von den Königen Juda's waren seine Zeitgenossen Rehabeam, Abia (Abiam) und Assa, von denen der zweite nach der 17jährigen Regierung seines Vaters (1 Kön. 14, 21. 15, 1), der letzte aber im 20. Regierungsjahre Jerobeam's (1 Kön. 15, 9) den Thron Juda's bestieg. Die Spannung zwischen Juda und Israel erhielt sich auch während der Regierung des Abia und Assa (1 Kön. 15, 7. 16). Nach 2 Chron. 13 kam es zwischen dem erstgenannten Könige und Jerobeam zu einer blutigen Schlacht bei dem Berge Zemaraim im Stamme Ephraim. Das Heer Juda's war zwar kleiner und sah sich noch außerdem durch einen Hinterhalt des feindlichen hart bedroht, errang aber dessenungeachtet den Sieg, in Folge dessen mehre Städte des Reiches Israel erobert wurden: Bethel, Jesana und Ephron. Seit dieser Zeit behauptete Juda ein gewisses Übergewicht (2 Chron. 13, 20), was auch nach Abia's Tode unter Assa's Regierung fortdauerte (2 Chron. 14).

welche in den Landschaften des neubegründeten Reichs bisher gewohnt hatten, ihre Heimath, und wanderten in das Reich Juda hinüber, und zwar, wie hinzugesetzt wird, nöthigte man sie dazu (vgl. Cap. 13, 9), wahrscheinlich weil man bei ihnen zu große Anhänglichkeit an dem Centralheiligthum zu Jerusalem, und mittelbar an der Dynastie David's voraussetzte. Außerdem begaben sich nach 2 Chron. 11, 16 auch andere, welche den Neuerungen im Religiösen abhold waren, ins Reich Juda. Gramberg (Die Chronik nach ihrem geschichtlichen Charakter, S. 125) betrachtet diese Angaben des Chronisten als falsche Zusätze zu der 1 Kön. 12, 31 vorkommenden Nachricht. Er irrt offenbar, wie schon Winer (Bibl. Realwörterb. 1. Th. S. 641. Anmerk. 1. 2. Ausg.) bemerkt hat, wenn er die Darstellung in den BB. der Könige so faßt, daß Jerobeam Priester aus allem Volke gewählt habe, auch aus denen, die nicht vom Stamme Levi waren. Dagegen begeht Winer (a. a. O.) selbst ein Versehen, wenn er sich auf 2 Chron. 10, 15 beruft, um zu zeigen, daß die Chronik in orthodoxem Eifer die kirchlichen Unternehmungen Jerobeam's noch mehr zu brandmarken suche; denn in dieser Stelle ist gar nicht von Jerobeam, sondern von Rehabeam die Rede, außerdem kommt dasselbe auch 1 Kön. 12, 15 ganz wörtlich vor. Wahrscheinlich hatte Winer 2 Chron. 11, 15 im Auge.

Jerobeam II., König von Israel, Sohn und Nachfolger des Joas (Jehoasch) nach 2 Kön. 13, 13. 14, 16; regierte 41 Jahre (2 Kön. 14, 23) wahrscheinlich von 825 bis 784 vor Chr. Geburt. Gleichzeitig mit ihm herrschten über Juda Amazia und dessen Sohn Asarja (Usia). Übrigens gehörte seine Regierung zu den glücklichen. Denn nach Außen hin gelang es ihm, die Grenzen seines Staates wesentlich zu erweitern; er eroberte selbst Damaskus und Hamath (2 Kön. 14, 25. 28. vgl. Amos 6, 2). In dem von seinem gleichnamigen Vorfahren einmal eingeführten Cultus machte er keine Änderung (2 Kön. 14, 24), so wenig als seine Vorgänger und sein Sohn Sacharja, welcher ihm in der Regierung nachfolgte. Der blühende Zustand rief Luxus hervor, und in dessen Gefolge Sittenverderbniß, besonders in den höhern Ständen. Man sieht dies sehr deutlich aus der Schilderung, welche die Propheten Hoseas und Amos von der damaligen Beschaffenheit des Volkes entwerfen. Ebendeswegen drohen sie dem Reiche Israel Untergang durch Assyrien, dessen Macht sich schon damals bedeutend gehoben hatte.

(*A. G. Hoffmann.*)

JEROMED'OR. Man bezeichnet mit diesem Namen Goldmünzen, welche der ephemere König von Westfalen, Jerome (Hieronymus) Napoleon, seit dem J. 1808 schlagen ließ. Wir haben aber von ihm a) Vierzig- und Zwanzigfrankenstücke, welche aus 21 Karat $7\frac{1}{5}$ Grän feinem Golde so ausgeprägt sind, daß sie $266\frac{1}{5}$ ($133\frac{1}{10}$) holländische Aß wiegen, und sie einen Werth von 9 Thlr. 17 Gr. $2\frac{1}{4}$ Pf. (4 Thlr. $20\frac{1}{4}$ Gr. $1\frac{1}{4}$ Pf.) Gold, oder von 10 Thlr. 13 Gr. 4 Pf. (5 Thlr. 6 Gr. 8 Pf.) C.-M. haben. Der Avers dieser Frankenstücke zeigt das links sehende Brustbild des Königs mit der Umschrift: Hieronymus Napoleon. Auf der Rückseite sieht man die Worte: 40 (20) Franks in einem Lorbeerkranze, umgeben von der Legende: König v. Westphalen. Fr.anzösischer Pr.inz. Die vertiefte Randschrift lautet: Gott Erhalte Den König. b) Fünf- und Zehnthalerstücke, welche aus 21 Karat 9 Grän feinem Golde so ausgeprägt sind, daß erstere $138\frac{9}{10}$ holländische Aß, letztere das Doppelte wiegen. Der Avers dieser Münzen zeigt entweder das gekrönte, vollständige Wappen des Königreichs im Ordenumhange oder den kurzhaarigen Königskopf mit der Umschrift: Hieronymus Napoleon; die Rückseite zwischen Rosetten: V oder X Thaler mit der Jahreszahl und der Umschrift: König von Westphalen. Fr. Pr. Die Randschrift fehlt.

(*Fischer.*)

JERONIMO (Fr. Francisco de S.), ein portugiesischer Hieronymit, geboren zu Evora im J. 1692, war Kapellmeister in seinem Kloster zu Belem und componirte viele acht- bis 16stimmige (zwei- bis vierchörige) Responsorien, achtstimmige Messen, Te deum laudamus, Hymnen, Psalmen, Vespern, Motetten ꝛc., von denen noch jetzt einige in den Bibliotheken zu Lissabon aufbewahrt werden. Die Titel derselben gibt Gerber im neuen Tonkünstler-Lexikon. (*Fr. Thon.*)

JEROPOLEZ, ein großer Flecken (Slobode) in dem russischen Gouvernement Wolodimer, wozu noch drei andere kleinere Sloboden gehören, mit fünf Kirchen, worunter vier steinerne, einem Kloster, einer Lederfabrik, zwei Ziegeleien, 360 Wohnhäusern und 2450 Einwohnern, welche ländliche Gewerbe und etwas Productenhandel treiben. (*J. C. Petri.*)

JEROSCHIN (Nikolaus), Kapellan des teutschen Ordens, übersetzte des Petrus von Duisburg lateinische Chronik vom Ursprunge des teutschen Ordens im J. 1331 in Reimen. Diese Übersetzung findet sich handschriftlich zu Danzig, Thorn und im Vatican *). (*Heinr. Döring.*)

JEROVECZ, eine zur gräflich Draskovichischen Herrschaft Klenovnik gehörige Gemeinde und Dorf im obern campestrer Gerichtsstuhle der varasdiner Gespanschaft Kroatiens, am linken Ufer des Bednyaflusses in offener Gegend gelegen, nach Kamenicza eingepfarrt, mit 140 Häusern und 709 kroatischen Einwohnern, welche Landwirthschaft treiben, sämmtlich zur katholischen Kirche sich bekennen und auch viel irdenes Geschirre verfertigen. (*G. F. Schreiner.*)

JERPEL, JIRPEL, JERPEEL, Stadt im Stamme Benjamin (Jos. 18, 27). (*F. G. Crome.*)

JERSBECK (Giersbeck), Dorf und Schloß mit schönen Gartenanlagen in Holstein (Dänemark), Amt Itzehoe. (*Benicken.*)

JERSCHMANITZ, böhm. Germanice, ein in Ober- und Nieder-J. eingetheiltes, zur niederösterreichischen Religionsfonds-Herrschaft Böhmisch-Aicha und Friedstein gehöriges, 1$\frac{1}{4}$ Stunden nordöstlich von dem Hauptorte der Herrschaft entferntes Dorf im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen; davon zieht sich Ober-J. bis Langenbrunk aufwärts und Nieder-J. ebenfalls zerstreut gleich dem vorigen bis zur Mühle am Mohelkabache hinab, und bestehen aus 228 zum größern Theile zerstreuten Häusern, mit 1640 teutschen und czechischen Einwohnern, worunter an 100 Leinweber sich befinden, einer zum reichenberger Vicariatsdistricte des leitmeritzer Bisthums gehörigen katholischen Localkapellanei, 1574 Seelen, einer in der Mitte zwischen Ober- und Nieder-J. gelegenen katholischen neuern Kirche und einer Schule, welche unter dem Patronat der Grundobrigkeit stehen, und einer Mahlmühle. Die herrschende Felsart der benachbarten Gebirgszüge ist ein talkartiger Urthonschiefer. Von geschichtlichen Ereignissen ist hier nur das eine anzuführen, daß die Baiern am sogenannten Baiernberge bei Ober-J. im J. 1779 ein Lager aufgeschlagen hatten. Westlich von diesem Dorfe erhebt sich der Raschen, ein Berg, der das südöstliche Ende des Jeschkengebirges bildet. (*G. F. Schreiner.*)

JERSEY, eine Insel im sogenannten Kanale zwischen England und Frankreich, ist die bedeutendste der normannischen Inseln, die ganz nahe an den Küsten der Normandie liegen, aber schon seit Jahrhunderten mit England verbunden sind. Unter König Heinrich I. von England, im J. 1119, kam die Normandie nebst diesen Inseln an England; und nach der Vereinigung dieser Provinz mit Frankreich blieben diese Inseln mit England verbunden, und alle Versuche Frankreichs, sich in Besitz dieser Eilande zu setzen, sind vergebens gewesen. Das Areal beträgt 7,08 □M. oder 40,000 engl. Acres, und enthält 12 Kirchspiele, zwei Städte und ungefähr 28,000 Einwohner. Ihre Gestalt gleicht der eines Oblongums, ist ungefähr 2$\frac{1}{3}$ teutsche Meilen lang und zwischen 1 und 1$\frac{2}{3}$ teutsche Meilen breit, beinahe von allen Seiten, namentlich nördlich von einer Kette von Felsen eingeschlossen, und wo dieses nicht der Fall ist, durch vorliegende Sandbänke und unter dem Wasser verborgene Felsenriffe gegen feindliche Landungen geschützt. Hierzu kommt noch, daß die Wogen des atlantischen Oceans hier mit furchtbarer Gewalt anschlagen, und fortwährend ihre Richtung verändern, sodaß ein feindliches Schiff unvermeidlich an einem der Felsen seinen Untergang finden würde, denn die wenigen zugänglichen Punkte sind durch starke Batterien und Forts gedeckt. Obgleich die ganze Küste eine fortlaufende Reihe von Baien bildet, die auch im Allgemeinen einen guten Ankergrund haben, so gewähren sie doch bei ihrer offenen Lage keine Sicherheit gegen die Stürme, und nur die Baien von St. Aubin, Brelade, Omelada de Lecq und Boulay, sowie die Häfen von St. Aubin und St. Helier sind von Wichtigkeit. Zu bemerken sind die Sandbänke Banc de Velet und Bank Grelets, im Nordwesten die Paternosterfelsen, im Nordosten die rochers d'Ecreho. Die Oberfläche des Eilandes ist hügelig, mit einem Abfalle von Norden nach Süden, worin es von der Nachbarinsel Ghuernsey abweicht, und besteht aus erhabenen Hügelrücken, die von Norden nach Süden sanft ablaufen und tiefe und enge Thäler einschließen, deren Seiten oft jähe und schroff abfallen. Diese kleinen Thäler werden von einer Menge Bächen mit vortrefflichem Wasser durchflossen, und kein Land kann eine vorzüglichere Bewässerung haben. Die steilen Felsen, von denen die Nordseite eingeschlossen ist, sind 100 bis 200 Fuß über dem Spiegel des Meeres erhaben. Der Boden ist größtentheils von leichter, aber fruchtbarer Beschaffenheit, und durch Anwendung von Meergras, was zugleich als Dünger und als Brennmaterial benutzt wird, sehr verbessert worden; das hochgelegene Land ist theils kahler Felsen, theils leicht mit einer sandigen, wenig productiven Erde bedeckt. Der gute Boden paßt für alle Ge-

---

*) Vgl. Fr. Adelung's altteutsche Gedichte in Rom, oder Nachrichten von heidelbergischen Handschriften in der vaticanischen Bibliothek (Königsb. 1799). S. 295. Museum für altteutsche Literatur u. Kunst, von v. d. Hagen, Docen und Büsching. 1. Bd. 1. St. S. 179 fg.

Digitized by Google

treidearten, wird aber wegen des milden Klima's vorzugsweise zu einem ausgebreiteten und vorzüglich gut betriebenen Obstbau benutzt, sodaß die Bewohner nur zwei Drittheile ihres Getreidebedarfs erzielen und das Übrige durch Einfuhr erhalten. Dagegen rechnet man aber, daß im Durchschnitte jährlich 24,000 Orhoft Cyder bereitet werden, wovon man gegen 2000 nach England ausführt. Das Klima ist weit milder und gleichmäßiger als in England; Frost dauert nicht lange, Schnee schmilzt kurz nachdem er gefallen ist, und Staudengewächse, die im südlichen England im Schutze stehen müssen, gedeihen hier vortrefflich in freier Luft. Das Obst ist vorzüglich, und außer Äpfeln, die in ungeheurer Quantität erbaut werden, baut man auch Birnen, worunter namentlich eine Sorte, „chaumantelle" genannt, eines vorzüglichen Rufes genießt, und in Privatgärten zieht man große und schöne Pfirsichen und Aprikosen, viele Melonen und Erdbeeren von vorzüglichem Geschmacke. Außerdem findet man die meisten der gewöhnlichen Waldbäume, aber nicht in großer Anzahl. Das Thierreich erzeugt kleine, aber starke und muthige Pferde, eine schöne Art Rindvieh, kleine und meistens schwarze Schafe, und von kleinern schädlichen Thieren Wiesel und Maulwürfe, sehr große Kröten, kleine Schlangen und schöne Eidechsen, aber durchaus keine giftigen Reptilien. Die Seefischerei, die aber von den Einwohnern besser betrieben werden könnte, liefert viele und darunter vorzügliche Fische, als Rochen, Steinbutten, Schollen, Zungen, Aschen, Aale, Austern, Hummern und Krabben. Von Mineralien findet man außer den gewöhnlichen gemeinen Steinarten, Sienit, Ocker, Tripel; auch gibt es einige stahl- und eisenhaltige Quellen. Die Industrie beschränkt sich auf die nothwendigsten Handwerke, und liefert namentlich Leder, Seife, Lichter, und viele gestrickte wollene Strümpfe, von denen ein Theil ausgeführt wird; alle feinere Erzeugnisse der Industrie müssen eingeführt werden. Nach England führt man aus: Rindvieh, Kartoffeln, wollene gestrickte Strümpfe und Cyder, und erhält dafür zurück: Getreide, Sämereien, feines Mehl, Kohlen, Tuch, Linnen, Steingut und Glaswaaren. Gesalzene Fische werden von Neufoundland auf eigenen Schiffen eingeführt. Mit den meisten europäischen Nationen und mit Amerika treibt man einen ausgebreiteten Handel, der durchschnittlich immer 60—70 einheimische Schiffe von ungefähr 6—7000 Tonnen Gehalt beschäftigt, und jährlich laufen eine große Anzahl Schiffe aus und ein. Da die Insel von hoher militairischer Wichtigkeit ist, so sind alle zugänglichen Punkte durch eine Kette von befestigten Thürmen, Redouten und Batterien vertheidigt, worunter besonders die starken Forts Elisabethcastle und Chateau de Montorgueil zu bemerken sind.

Die Einwohner sind normannisch-französischen Ursprungs, worunter viele Abenteurer aus Frankreich und England, und obgleich seit Jahrhunderten mit England verbunden, sprechen die Bewohner doch noch immer ein französisches Patois, wenn auch seit den letzten Kriegen die englische Sprache mehr verbreitet ist. Obschon das Eiland einen Theil Englands ausmacht, so wird es doch wie die andern normannischen Inseln von seinen eigenen Gesetzen regiert, genießt sehr große Freiheiten und ist nur dem Namen nach der englischen Krone unterworfen, in der That aber ganz frei. Die Einwohner machen ihre eigenen Gesetze, sind vom See- und Landdienste, sowie von den furchtbar drückenden englischen Steuern befreit, der anglikanischen Kirche zwar angehörend, aber nicht unterworfen, haben einen Freihafen und dürfen selbst zur Zeit des Krieges mit Englands Feinden Handel treiben. Mit einem Worte, ihre Lage ist im Vergleiche mit andern Ländern eine wahrhaft beneidenswerthe, wofür sie aber auch der englischen Krone mit der größten Treue ergeben sind. Die Regierung besteht aus einem weltlichen und einem geistlichen Gerichtshofe, wovon ersterer aus einem von der Krone ernannten Baillif und einem Präsidenten, und 12 von den Grundeigenthümern gewählten Geschwornen, letzterer aus einem Dechanten und eilf Rectoren besteht. Diese Gerichtshöfe in Verbindung mit dem Militairgouverneur und 12 Constabeln bilden das Parlament und den gesetzgebenden Körper der Insel, ohne dessen Zustimmung kein in England gemachtes Gesetz bindende Kraft erhält. Mancherlei Alterthümer aus der heidnischen Vorzeit finden sich noch auf der Insel.

St. Helier, Hauptstadt der Insel und Sitz des Gouverneurs, an der Ostseite der Bai von St. Aubin, ist gut gebaut und wird sehr reinlich gehalten, hat einen schönen Marktplatz, ein ansehnliches Gerichtshaus, ein Hospital, ein Arbeitshaus, ein kleines Theater und gegen 8000 Einwohner, die lebhafte Schiffahrt, Handel und Fischerei treiben. Eine halbe Stunde von der Stadt liegt die kleine Insel St. Helier, mit dem starken Fort Elisabethcastle, das den Eingang des Hafens vertheidigt, und wohin man bei niedrigem Wasser auf einem Wege, „die Brücke" genannt, gelangen kann. In neuerer Zeit ist auf einem die Stadt beherrschenden Hügel ein neues Fort erbaut worden, welches 2000—3000 Mann fassen kann. St. Aubin, Stadt an der Westseite der gleichnamigen Bai, die hier gut gegen den Wind geschützt ist, besteht aus einer einzigen Hauptstraße und einigen Nebengassen, und wird durch ein Fort von 14 Kanonen beschützt, das auf der Südostseite auf einem Felsen erbaut ist. Der Hafen hat eine sich gleichbleibende Tiefe von 30 Fuß, ist der vorzüglichste der ganzen Insel, und bildet eigentlich den Hafen von St. Helier. Wegen des angenehmen Aufenthalts und aus ökonomischen Rücksichten leben hier viele englische Familien. St. Ouen, ein Pfarrdorf auf der Ostküste der Insel, wo große Schiffe guten Ankergrund finden. Chateau de Montorgueil, ein Fort auf der Ostküste der Insel. *(J. C. Schmidt.)*

JERSIN (Janus Dionysius). Dieser in literarischer Hinsicht nicht ganz unbedeutende Mann wurde am 28. Sept. 1587 oder 88 zu Jersin, einem Dorfe auf der dänischen Insel Seeland, geboren. Er erhielt den ersten Elementarunterricht von seinem Vater, Dinys Jenson (d. i. Dionysius, Jani Sohn), welcher Prediger in dem genannten Orte und nicht unbemittelt war, und vollendete darauf seine wissenschaftliche Ausbildung zu Herlufsholm und Kopenhagen. Seine Talente blieben nicht

unbemerkt, denn er erhielt bald darauf eine Lehrerstelle an der Ritterakademie zu Herlufsholm, welche er jedoch nach kurzer Zeit niederlegte, um, wie es damals unter den Dänen Sitte war, eine wissenschaftliche Reise durch die übrigen Länder des gebildeten Europa's zu machen. Als er nach einer dreijährigen Abwesenheit zurückkehrte, wurde er 1610 zu Kopenhagen Magister, und 1611 erhielt er das Rectorat der Schule zu Sorøe, und hier war es, wo er seine Praecepta grammaticae latinae schrieb, welche in allen übrigen dänischen Schulen eingeführt wurden. Jersin verwaltete dieses Amt bis 1615, denn in diesem Jahre unternahm er eine zweite große Reise, und zwar dieses Mal als Hofmeister eines jungen Herrn von Krabbe. Zurückgekehrt, erhielt er 1619 die Professur der Metaphysik zu Kopenhagen, der er jedoch nicht lange vorstand, da ihn die Leitung der Studien zweier natürlichen Söhne Christian's IV. wieder eine Zeit lang nach Sorøe versetzte. Zur Belohnung seiner hier erworbenen Verdienste wurde er vom Könige 1625 zum Pastor an der Marienkirche zu Kopenhagen und Kirchenpropst des umliegenden Landes, und 1629 zum Bischofe des Stifts Riben (Ripen, Rypen) ernannt. Als solcher wurde er 1630 Doctor der Theologie. Sein Todesjahr ist ungewiß. Außer den bereits angeführten Praeceptis haben wir von ihm: 1) in lateinischer Sprache: Orationes de officiis discipulorum ad doctrinam consequendam necessariis; de Luthero thaumaturgo; de antirenico; 2) in dänischer Sprache: den wahren Weg des Lebens [1]), und des Glaubens Kampf und Sieg [2]). Sein gelehrter Sohn, D. Jac. Jersin, wurde Bischof zu Stavangar in Norwegen, starb aber schon am 25. Oct. 1634 auf einer Reise nach Kopenhagen zu Nyburg in Fühnen. Seine Tochter, Maria, war an den theologischen Lector am Gymnasium zu Christiania, Sveno, verheirathet, begleitete diesen 1655, als er, irriger Meinungen wegen, abgesetzt wurde, nach Amsterdam und starb daselbst, nachdem sie den Thesaurus animae ins Dänische übersetzt hatte. (*G. M. S. Fischer.*)

JERSLEV (Giörslev), Kirchdorf, Hauptort der gleichnamigen Harde (Herred, Voigtei) auf Seeland (Dänemark), an der Straße von Korsör über Sorøe und Ringstädt nach Kiöge. (*Benicken.*)

JERSZEGH, ein der königl. ungarischen Kammer gehöriges großes Dorf im Banate, im krassover Gerichtsstuhle und Comitate, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in hügeliger Gegend, mit 98 Häusern, 812 walachischen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von fünf Katholiken, sämmtlich zur nichtunirten griechischen Kirche sich bekennen, und vom Feldbaue und der Viehzucht leben, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der nicht unirten Griechen. Von hier gehen drei Straßen aus, nach Temesvár, Lugos und Fizeß. (*G. F. Schreiner.*)

Jerub-Baal, s. Gideon.

JERUEL, IRU-EL („Wohnung Gottes"), Wüste im südöstlichen Gebiete des Stammes Juda, unweit Engaddi, also in der Nähe des todten Meeres. 2 Chron. 20, 16. (*F. G. Crome.*)

JERUSALEM. I. Biographie. 1) Friederike Magdalene, geb. den 4. April 1759 zu Braunschweig, eine Tochter des Abts Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, erfüllte mit ihren beiden Schwestern redlich die kindliche Pflicht, ihren Vater zu trösten und zu erheitern, als ihn bereits in höherem Alter (1775) der unerwartete Verlust seines Sohnes, Karl Wilhelm, und einige Jahre später seiner Gattin, einer Tochter des Seniors Pfeiffer in Erfurt und Witwe des göttinger Professors Albrecht, getroffen hatte. Nach ihres Vaters Tode (1789) zog Friederike sich in das hanoverische Stift Wulfinghausen zurück, wo sie den 15. April 1836 ihre irdische Laufbahn schloß, nachdem sie 65 Jahre ein Mitglied des dortigen Klosterconvents gewesen war.

Sie verband mit einer Fülle gediegenen Wissens, die sie einer sorgfältigen Jugenderziehung verdankte, einen wahrhaft christlichen, bescheidenen und anspruchslosen Sinn. Von den Lieben, an denen ihre Seele hing, war einer nach dem andern entschlummert. Sie allein war übrig geblieben, und lebte, wenn auch den Erscheinungen der Gegenwart nicht gänzlich entfremdet, doch mehr in der Erinnerung und in der Hoffnung auf ein höheres Sein. Sich auf dasselbe in stiller Frömmigkeit vorzubereiten, schien die Hauptaufgabe ihres Lebens. Ihrem Charakter fehlte es nicht an liebenswürdigen Zügen. Sie entbehrte gern selbst, um nur Andern wohlzuthun, und ihr größter Schmerz war, nicht Allen helfen zu können. Ein so milder wohlwollender Geist athmete auch aus ihren Gedichten, die sie bescheiden nur vertrauten Freunden mittheilte. Ohne ihr Mitwissen und gegen ihren Willen wurden einige derselben in Sammlungen eingerückt, unter andern in dem von Voß und Göckingk herausgegebenen Musenalmanach [1]), und in Matthison's lyrischer Anthologie [2]). Friederike Jerusalem besorgte auch im Jahre 1792 die Herausgabe der nachgelassenen Schriften ihres Vaters in zwei Bänden [3]).

2) Johann Friedrich Wilhelm, geb. den 22. November 1709 zu Osnabrück, der Sohn des dortigen Superintendenten Theodorich Wilhelm Jerusalem, stammte ursprünglich aus einer holländischen Familie. Seine Vorfahren hatten in Antwerpen gelebt. Vom achten bis zum zwölften Jahre besuchte Jerusalem die Schulen seiner Vaterstadt. In der Pensionsanstalt eines benachbarten Or-

---

1) Björck übersetzte dies Werk ins Schwedische, Georg Rasch ins Teutsche. 2) Auch dieses Werk ist von Rasch und Andern mehrmals übersetzt worden. Die 4. Ausgabe enthält das Leben des Verfassers.

1) Auf die Jahre 1783 und 1785. Die dort abgedruckten, mit Mſ. F. J. unterzeichneten Gedichte haben die Überschriften: An Elisen; an Hölty's Schatten; der zweiundzwanzigste November; der Herbst, an meinen Vater. Das zuletztgenannte Gedicht dürfte in doppelter Beziehung jedes gefühlvolle Gemüth vorzugsweise ansprechen. 2) 14. Bd. S. 147—160: An die Natur; an die Nachtigall; der Herbst, an meinen Vater; Abendempfindungen; Maillied. 3) Vgl. teutsche Monatsschrift. 1791. 2. Bd. S. 100 fg. v. Schindel, die teutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrh. 1. Th. S. 236 fg. Jördens, Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 2. Bd. S. 517. Den neuen Nekrolog der Teutschen. 14. Jahrg. 1. Th. S. 311 fg.

tes ward er mit den alten Classikern bekannt, und unter der Leitung eines dortigen Predigers auch mit den orientalischen Sprachen. Er war 15 Jahre alt, als er das Gymnasium zu Osnabrück bezog. Seine Talente hatten sich schon früh entwickelt, und er war von seinem Vater, den ihm der Tod um jene Zeit entriß, zum Studium der Theologie bestimmt worden. Im J. 1724 bezog er die Universität Leipzig. Seine vorzüglichsten Lehrer waren dort Börner, Deyling, Carpzov und Klausing [1]). Den größten Theil seiner theologischen Kenntnisse verdankte er indessen seinem Privatfleiße. Er studirte mit Eifer die Schriften der ältern Theologen. Durch Gottsched ward er mit der Wolfischen Philosophie bekannt, und übte sich unter der Leitung dieses damals viel geltenden Musters in teutschen Redeübungen. Seinen Scharfsinn und Geschmack bildete er durch die fortgesetzte Lectüre der alten Classiker. Noch in spätern Jahren rühmte er den Einfluß, den sie auf seine Bildung gehabt. Doch unterließ er auch nicht, die besten teutschen und ausländischen Schriftsteller zu lesen.

Von Leipzig, wo er Magister geworden war, ging er 1727, nach einem kurzen Aufenthalte in seiner Vaterstadt Osnabrück, nach Leyden. Höhere Befriedigung fand sein Geist in dem Unterrichte und Umgange mit mehren dortigen Gelehrten. Schultens, Burmann, Muschenbroek u. A. scheinen einen entschiedenen Einfluß auf seine Geistesbildung gewonnen zu haben. Er besuchte mehre holländische Städte, und übernahm in Haag eine Zeit lang einen Theil der Predigten an der teutschen Lutherischen Kirche. Man beabsichtigte, ihn dort anzustellen; Familienverhältnisse riefen ihn indessen in sein Vaterland zurück.

Die Neigung zum akademischen Leben bewog ihn, als Hofmeister zweier jungen Edelleute nach Göttingen zu gehen, wo er mehre dortige Gelehrte, auch den um die damals eben gestiftete Akademie hochverdienten Minister von Münchhausen kennen lernte, und mit ihm späterhin in fast ununterbrochenem Briefwechsel blieb. Er verließ Göttingen nach dreijährigem Aufenthalte, und unternahm, um seine Welt- und Menschenkenntniß zu erweitern, eine Reise nach London. Dort öffnete sich seinem Forschungs- und Beobachtungsgeiste, sowie seinen Studien, ein weites Feld. Es gelang ihm bald, die Bekanntschaft mit mehren ausgezeichneten Theologen und andern Gelehrten Englands anzuknüpfen. Der Wunsch, sich dort eine bleibende Existenz zu gründen, ward immer lebhafter in ihm. Er reiste (1740) noch einmal nach Teutschland zurück, um jedes Hinderniß zu beseitigen, das der Ausführung seines Plans im Wege stand, und dann, von Hanover aus, im Gefolge Georg's II., der sich eben dort befand, wieder nach England zurückzukehren.

Aus seiner Vaterstadt Osnabrück war er nach Hanover geeilt. Allein sein dortiger Aufenthalt verlängerte sich durch mehre angeknüpfte einflußreiche Verbindungen [2]) bis auf zwei Jahre. Er war eben im Begriff, Teutschland zu verlassen, als ihn der Antrag des Herzogs Karl von Braunschweig überraschte, Hofprediger in Wolfenbüttel zu werden, und zugleich die Erziehung des damals siebenjährigen Erbprinzen zu übernehmen. Jene Stelle und die Verbindungen, in die sie ihn brachte, entsprachen seinen Wünschen in so hohem Grade, daß er seinen Reiseplan aufgab. Nachdem er sein neues Amt im Sommer 1742 angetreten, ward er im nächsten Jahre Propst von zwei braunschweigischen Klöstern.

Von den durch eigenes Studium und Weltbeobachtung erlangten Kenntnissen machte er nun den zweckmäßigsten Gebrauch. Seine Thätigkeit beschränkte sich nicht blos auf den Kreis seiner eigentlichen Amtspflichten. Auch andere gemeinnützige Zwecke verfolgte er mit edlem Eifer und geprüfter Einsicht. Zu seinen glänzendsten Verdiensten gehört die Stiftung des Carolinums zu Braunschweig, zu welcher er, von dem Herzoge aufgefodert, einen ausführlichen Plan entworfen. Jerusalem bezweckte ein Institut, das die Lücken zwischen der Schule und Akademie ausfüllen, die Vorbereitung zu der letztern verbessern, und zu gründlichem Unterrichte wie zu moralischer Bildung kräftig wirken sollte. Er hatte weder Zeit noch Kosten gespart, um das neue Institut zu der Stufe des Flors emporzuheben, auf welcher der Herzog Karl dasselbe zu sehen wünschte.

Dem rühmlichen Eifer, mit welchem jener Fürst das neue Institut unterstützte, gibt Jerusalem selbst in einem seiner Briefe an den Dichter Hagedorn vom 26. April 1749 [3]) ein schönes Zeugniß. „Es ist," sagt Jerusalem, „gewiß noch kein teutscher Fürst gewesen, der sich der Erziehung der Jugend mit mehrer Vernunft und Liebe angenommen hätte, als unser regierender Herr. Die großen Kosten, die er darauf verwendet, und wovon die große Anzahl der öffentlichen Lehrer ein Beweis ist, sind das Wenigste. Mancher große Herr gibt wol auch zum gemeinen Besten Geld ohne Gefühl aus. Aber die große Leutseligkeit, mit der er die jungen Leute empfängt, wenn sie ihm vorgestellt werden, die gnädige Ermunterung, die er ihnen selbst zu allem Guten gibt, die sorgfältige Achtung, die ihnen bei allen Gelegenheiten bei Hofe erzeigt wird, und die echt väterliche Fürsorge für Alles, was ihnen die Wissenschaften und die Tugend angenehm machen kann, sind solche Beweise von seiner edlen Absicht, die er bei diesem Collegio hat, daß man ihn als den ersten Lehrer dabei ansehen kann, sowie er überhaupt in seinem Lande der erste ehrliche Mann ist. Glauben Sie nicht, daß ich dies als herzogl. braunschweigischer Hofprediger schreibe. Sie würden ihm, wenn Sie ihn kennten, eben dies Zeugniß geben; und was für ein Zeugniß für ihn! Sie selbst würden ihn als Fürsten für einen liebenswürdigen Menschen halten."

Unter so günstigen Einwirkungen gedieh das Carolinum zu immer größerm Flor. Die neue Anstalt begrün-

1) s. Strodtmann's Geschichte jetztlebender Gelehrten. 9. Th. S. 332. 2) Zu diesen gehörten besonders der Landdrost von dem Busch, der geh. Kriegsrath v. Schwichelt und der Brigadier v. Spörken; s. Strodtmann a. a. O. S. 335.

3) s. Fr. v. Hagedorn's poetische Werke (Hamb. 1800). 5. Th. S. 302 fg.

dete ihren Ruf durch die ausgezeichneten und kenntnißreichen Männer, welche Jerusalem, der schon damals seinem Verdienste, Talent und Charakter einen ausgezeichneten Namen verdankte, von mehren Orten nach Braunschweig einlud. Dahin gehörten Ebert, Gärtner und andere talentvolle Köpfe. „Das ganze Collegium," schrieb Jerusalem den 27. Febr. 1749 an Hagedorn, „bittet sich durch mich Ihre Protection aus; und wenn es dieselbe auch jetzt noch nicht völlig verdient, so hoffe ich doch, daß es ihrer mit der Zeit werde würdig werden. Der gute Geschmack und die guten Sitten nehmen wenigstens immer mehr zu, und Herr Gärtner hat das Verdienst, daß er sehr viel dazu beiträgt. Er macht in seiner Wissenschaft überaus geschickte Leute, da vor ihm beinahe kein Einziger auch nur einige Lust dazu bezeigte. Herr Baudiß aus Leipzig, der diese Woche als Professor des Staatsrechts und der Reichsgeschichte sein Amt antritt, wird auch zur fernern Verbesserung noch vieles helfen. Herr Ebert hat sich's gefallen lassen, bei seiner Hofmeisterstelle das Englische öffentlich zu lehren. Im Reden fehlt es ihm zwar an Fertigkeit; ich glaube aber, daß er die Kenntniß der Sprache vollkommen besitzt. Ich finde überhaupt viel gute und rechtschaffene Eigenschaften an ihm, die mich sehr zu seinem Freunde gemacht haben. Sie haben sich übrigens in Ihrem neulichen Schreiben für einen so großen Freund des Collegii erklärt, und die Anstalt verspricht sich von dieser Gewogenheit so viele Vortheile, daß sie schuldig ist, Sie stets als ihren Freund und Richter zu betrachten, und Ihnen von allen ihren Bemühungen die erste Rechenschaft zu geben."

Schon die Aussicht, mit einem Manne, wie Jerusalem, gemeinschaftlich zu wirken, war aufmunternd und erfreulich. Wer seinen öftern und nähern Umgang genoß, fühlte sich für immer an ihn gefesselt. Ebenso leicht gelang es ihm, sich das Vertrauen der Zöglinge zu erwerben, die ihn wie einen Vater liebten. Er besaß die Gabe, dem Schüchternen Muth einzuflößen, dem Zweifelnden Beruhigung, dem Unentschlossenen Festigkeit. Selten zeigte sich Jemand bereitwilliger zur Anerkennung des Guten und zur Ermunterung zum Streben nach größerer Vollkommenheit und einer zweckmäßigern Richtung aller Geisteskräfte.

Fast gleichzeitig mit der Gründung des Carolinums gab Jerusalem Anlaß zu einer verbesserten Einrichtung des Armenhauses in Braunschweig, durch eine aus dem Englischen übersetzte „Nachricht von den Armen-, Arbeits- und Werkhäusern in England," begleitet von einer Zuschrift an die Vorsteher der milden Stiftungen jenes Landes, und einer Vorrede über den Nutzen solcher Anstalten [4]). Der Ausführung seines Plans zu einer vortheilhaften Anlegung eines weitverbreiteten Buchhandels, an dessen Vortheilen alle Landesbewohner durch Actien Theil nehmen sollten, stellten sich jedoch manche nicht zu beseitigende Hindernisse entgegen.

Die Ehre, von dem Herzoge zu den Cabinetsarbeiten gezogen zu werden, lehnte Jerusalem ab, um nicht in der Thätigkeit gehemmt zu werden, die sein ausgebreiteter Wirkungskreis von ihm foderte, und die fast das Maß seiner Kräfte überstiegen zu haben scheint. Wenigstens ergoß er sich in einem seiner Briefe, in welchem er bedauert, Ebert's Umgang, den er sehr schätzte, nicht besser genießen zu können, in die nachfolgenden Klagen: „Es ist leider mein Schicksal, daß die Thorheiten der jungen, und die Pedantereien der ältern Leute mir keine Viertelstunde mehr übrig lassen, die ich entweder für mich allein, oder mit etlichen Freunden vergnügt und vernünftig zubringen könnte."

Auf ähnliche Weise, wie in diesem, vom 26. April 1749 datirten Briefe, äußerte er sich in einem spätern vom 20. Nov. desselben Jahres an seinen Freund Hagedorn [5]). „Warum bin ich," schrieb er, „doch nicht so glücklich, wie der Überbringer dieses Briefes, daß ich endlich doch einmal selbst Hamburg und Sie sehen, und meine Ergebenheit Ihnen persönlich versichern kann! Aber je größer mein Verlangen darnach wird, desto geringer wird meine Hoffnung, da meine Zerstreuungen kein Ende nehmen wollen, die mir allen Genuß meiner Zeit, meines Lebens, meiner Freunde und zugleich alle Freude rauben. Bin ich nicht stark, daß ich bei einem solchen Verluste dennoch meine Geduld behalte? Vielleicht verlöre ich aber auch diese, wenn ich damit was gewönne. Sie sehen indessen hieraus, daß ich wenigstens noch Wortspiele machen kann."

Ein drückendes Joch waren, nach seinem eigenen Ausdrucke in einem Briefe an Hagedorn, für ihn die wöchentlichen Kanzelvorträge geworden, die er während des Sommers, wo sich der Hof zu Salzthalen aufhielt, halten mußte. „Ich hoffe," schrieb er, „der Herzog wird die Barmherzigkeit für mich haben, mich von meinem Joche zu befreien." Dieser Wunsch, den ihm die Kränklichkeit seines Körpers und die große Reizbarkeit des Nervensystems doppelt ans Herz legte, ward jedoch erst nach acht Jahren erfüllt, wo man ihm das Predigen erließ, und ihm den Unterricht der übrigen Prinzen des braunschweigischen Hauses übertrug. Nur bei feierlichen Gelegenheiten, bei der Eröffnung und dem Schlusse des Landtages, bei Einführungen, die ihm als Abt und Propst oblagen, trat er noch öffentlich als Redner auf.

Seit dem J. 1752, in welchem er Abt zu Riddagshausen geworden war, wirkte Jerusalem, dem Zwecke der dort befindlichen Anstalt gemäß, sehr vortheilhaft für die Bildung angehender Geistlichen und ihre Vorbereitung zum Predigtamte. Während eines Zeitraums von 40 Jahren, in welchem er jenem Kloster als Abt vorstand, trug er wesentlich bei zur Verbreitung reinerer Religionsbegriffe, und zu einer zweckmäßigern Ertheilung des öffentlichen Unterrichts. Wöchentlich pflegte er einen großen Theil des Tages mitten unter seinen Zöglingen zuzubringen, die sich lernbegierig um ihn versammelten, ihm ihre Predigten oder theologischen Abhandlungen zur Beurtheilung vorlegten, und sie mit belehrenden Winken aus seiner Hand

4) Die kleine Schrift erschien ohne Angabe des Druckorts und der Jahreszahl.

5) s. Fr. v. Hagedorn's poetische Werke. 5. Th. S. 305.

zurückerhielten. Er scheute nicht die Mühe, über denselben Gegenstand selbst eine Abhandlung oder Predigt auszuarbeiten, wodurch er dann die lehrreichste Kritik der ihm vorgelegten Versuche lieferte. Freudig erkannte, pries und empfahl Jerusalem die Talente und Fähigkeiten der sich auszeichnenden Glieder jenes Convents, und weckte dadurch die Nacheiferung der Übrigen. So verdankten ihm Viele die Ausbildung ihres Geistes, die Veredlung ihrer Kräfte und deren zweckmäßige Richtung.

Nicht auf sein Kloster, obgleich ihn diese Anstalt in den letzten Jahren seines Lebens am Entschiedensten beschäftigte, war Jerusalem's Thätigkeit beschränkt. Einen großen Theil seiner Zeit nahm auch der ausgebreitete Briefwechsel in Anspruch, den er theils mit Gelehrten in und außerhalb Teutschland, theils mit seinen vertrauten Freunden, theils mit andern Personen unterhielt, die bei ihm Rath und Belehrung suchten [6]). Er übertraf in dieser Hinsicht nicht selten die Wünsche und Erwartungen seiner Freunde. Mancher seiner Briefe ward zur Abhandlung, wenn ihn ein interessanter Gegenstand fesselte.

Ausgebreitet war seine Bekanntschaft mit der Literatur in fast allen ihren Zweigen. Aber Jerusalem zeigte auch viel Empfänglichkeit für die Kunst. Besonders anziehend waren für ihn die großen und schnellen Fortschritte der Kupferstecherkunst in England. Sein Arbeitszimmer war eine Galerie der ausgesuchtesten neuern englischen Blätter. Musik, besonders von Gesang begleitet, war ihm eine willkommene Erholung. Überhaupt war und blieb er selbst im höhern Alter sehr empfänglich für frohen Lebensgenuß. Eigenthümlich war ihm die Gabe des feinen Scherzes, durch die er das Gespräch mit seinen Freunden zu würzen pflegte. Eine harmlose Fröhlichkeit schwebte stets auf seiner Stirn, und bedurfte keiner äußern Veranlassung, um erst hervorgerufen zu werden. Selten verließ daher ein gebildeter Fremder Braunschweig, ohne den Mann gesehen und gesprochen zu haben, der dieser Stadt zu keiner geringen Zierde gereichte.

An Aussichten zu anderweitigen Beförderungen hatte es ihm kaum fehlen können. Seine Anhänglichkeit an das braunschweigische Haus war die Ursache gewesen, weshalb er nicht nur die Stelle eines Abts zu Kloster Bergen, sondern auch den Ruf zum Kanzler der Universität Göttingen ausgeschlagen hatte. Der Herzog ernannte ihn zum Vicepräsidenten des wolfenbüttelschen Consistoriums, verband mit dieser Vermehrung seiner Würden neue Vortheile für Jerusalem. Doch störten gegen das Ende seines Lebens harte Schicksalsschläge die glücklichen Verhältnisse, in denen er bisher gelebt.

Kaum wiederhergestellt von einer gefährlichen Krankheit, traf ihn, der dem Tode nahe gewesen, der unerwartete Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes, der in einem Anfalle von Schwermuth im Herbste 1772 sein Leben durch einen Pistolenschuß endete [7]). Nicht weniger tief erschütterte ihn einige Jahre später der Tod einer geliebten Gattin. Mit der eigenthümlichen Festigkeit seines Charakters ermannte er sich wieder. Selbst die stille, schwermüthige Rückerinnerung an jene Leiden schien allmälig minder peinlich für ihn geworden zu sein. Keine Klage entfuhr seinen Lippen.

Die Stärke seines Geistes, die auch dem härtesten Trübsal nicht erlag, sondern vielmehr neue Kraft daraus zu schöpfen schien, gönnte ihm thätig zu sein bis ans Ende seines Lebens. Selbst in der Krankheit, die seinem Tode voranging, war ihm jene Geistesstärke geblieben. Noch immer war sein Umgang belehrend; noch immer nahm er lebhaften Antheil an allen rein menschlichen Verhältnissen, und äußerte seine Freude über irgend eine gute Handlung, die er vernommen. Er war dankbar für die Besuche seiner Freunde und für jede Handreichung und Hilfsleistung seiner nächsten Umgebungen.

Sein Geist ermannte sich noch einmal in seiner ganzen Stärke, als er am achten Tage vor seinem Tode sich in feierlicher Stille mit dem Gedanken an die Ewigkeit beschäftigt hatte. „Soll ich," sprach er mit leiser Stimme, „zu meiner höhern Bestimmung eingehen? Gott! wie selig werde ich sein!" So entschlummerte er den 2. Sept. 1789 im 80. Lebensjahre, nachdem er für die ihm bewiesene Liebe den Seinigen herzlich gedankt und sie ermahnt hatte, treu zu bleiben in dem Glauben an das Christenthum [8]). Feierlich und ehrenvoll war sein Begräbniß. Seine irdischen Überreste wurden nach der Klosterkirche seiner Abtei gebracht, wo ihm von der Herzogin Mutter, einer Schwester Friedrich's II., ein schönes Denkmal errichtet ward [9]).

Auszeichnungen dieser Art verdiente wol der Mann, der ein Licht seiner Zeit genannt werden konnte. Nicht blos durch seine Schriften, auch im Umgange mit Andern, in den vielfachen Verbindungen, die ihn an nahe und entfernte Personen knüpften, war er rastlos bemüht gewesen, richtigere und reinere Religionsbegriffe zu verbreiten. Die Schwärmerei und den Aberglauben mit allen Waffen bekämpfend, die ihm irgend zu Gebote stan-

6) Öffentlich bekannt geworden ist von Jerusalem's Correspondenz nur sein Briefwechsel mit J. F. F. A. Mayer (Coburg 1789). Außerdem stehen vier Briefe Jerusalem's an Hagedorn in dessen poetischen Werken (Hamburg 1800). 5. Th. S. 300 fg. Auch mit Justus Möser scheint Jerusalem in Verbindung gestanden zu haben, und die Tochter jenes geistreichen Mannes, die nachherige Frau v. Voigt, lebte in ihrer Jugend einige Jahre in Jerusalem's Hause zu Braunschweig; s. Möser's vermischte Schriften. Herausgegeben von Fr. Nicolai (Berlin 1798). S. 150.

7) Vgl. d. Art. Karl Wilhelm Jerusalem. 8) Vgl. die von J. F. F. Emperius, Professor zu Braunschweig, verfaßte Schrift: Jerusalem's letzte Lebenstage (Leipzig 1790). Allgem. Literaturzeitung. 1791. 2. Bd. Nr. 140. S. 315 fg. 9) In der Inschrift, von der Fürstin selbst verfertigt, sagt sie von Jerusalem: „Er war ein christlicher Philosoph, ein einsichtsvoller Lehrer vernünftiger Gottesverehrung, der den jetztregierenden Herzog und seine Geschwister unterrichtete, geschickte Gottesgelehrte bildete, und einen meisterhaften Erziehungsplan ersann und ausführte. Zur Aufklärung legte er den ersten Grund, und durch seine Talente und Rechtschaffenheit erwarb er sich allgemeine Verehrung. Seine Verdienste werden unvergessen bleiben; sein Andenken wird nie verlöschen, und besonders mir, seiner Freundin, beständig werth und schätzbar bleiben."

den, strebte er, alle unhaltbaren, willkürlichen Meinungen von dem zu sondern, was eigentlich Religion ist. In einem neuen, erhabenen Lichte hatte er den Sinn und Geist der göttlichen Offenbarung dargestellt, reinere und hellere Ideen nicht nur unter den Anhängern seiner Kirche, sondern unter allen christlichen Confessionen zu verbreiten gesucht [10]).

Besonders that er dies in dem Werke, auf das sich sein Hauptruhm als Schriftsteller gründet, in den „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" [11]). Aus diesem Werke geht unverkennbar hervor, wie Jerusalem den rechtmäßigen Antheil der Vernunft an der Begründung der Glaubenswahrheiten geltend zu machen suchte. Er wünschte die Religion von allen unfruchtbaren Dogmen und kirchlichen Normen zu reinigen, sie streng von der Theologie zu trennen, und ihren moralischen Einfluß auf das menschliche Herz in einem neuen, glänzenden Lichte zu zeigen. Den Standpunkt, von welchem er sein Werk beurtheilt wünschte, hat Jerusalem selbst angegeben.

„Man hat," sagt er in der Vorrede zu seinem Werke, „diese Betrachtungen für keinen vollständigen und gelehrten Unterricht in der Religion anzunehmen. Ich wünschte vornehmlich derjenigen Classe von Lesern dadurch nützlich zu werden, deren Stand und Geschäfte es nicht leiden, in die genauere und gelehrtere Untersuchung dieser Wahrheiten sich einzulassen, denen es aber, bei ihrer mehren Verbindung mit der Welt und der jetzt übermäßigen Frechheit, gegen die Religion zu schreiben, zu ihrer Beruhigung um so wichtiger ist, die Grundwahrheiten ihres Glaubens in ihrer wahren Stärke, und besonders nach ihrer innerlichen Vortrefflichkeit, kennen zu lernen. Mein Endzweck ist dabei gewesen, das Mittel zwischen der metaphysischen Strenge und zwischen der weitläufigen Declamation zu halten, um durch jene den Leser nicht zu ermüden, und durch diese die Empfindung der Stärke der Wahrheit nicht zu sehr zu schwächen."

Für den Beifall, den das erwähnte Werk gefunden, sprechen die Übersetzungen desselben in mehre Sprachen, ins Französische (Yverdun 1770. 12.), ins Dänische von Peter Topp Wandall (Kopenh. 1776, 2. Aufl. Ebend. 1780), ins Holländische, mit Anmerkungen von Balthasar Carull (Amsterdam 1772. 3 Thle.), desgl. von A. v. Wansdyk zu Delft; ins Schwedische von A. G. Lejonhufnend (Upsala 1783—1786. 3 Theile).

Eine Fortsetzung jenes Werkes bilden die in Jerusalem's nachgelassenen Schriften enthaltenen Aufsätze, herausgegeben von seiner Tochter, Friederike Jerusalem [12]). Neben den letzten Resultaten seines Nachdenkens und Forschens über religiöse Wahrheiten findet man dort auch mehre Aufsätze vermischten Inhalts; den Entwurf einer Selbstbiographie; Bemerkungen über die Wohlthätigkeit öffentlicher Armenanstalten; über die Absicht und erste Einrichtung des Carolinums; über die teutsche Literatur u. a. m.

Unter Jerusalem's übrigen Schriften [13]) sind besonders seine unten angeführten charakteristischen Lebensbeschreibungen hervorzuheben, in denen er drei Fürsten des

---

10) Daß ein so rühmliches Streben gleichwol verkannt ward, zeigen mehre Schriften des Jesuiten Aloys Merz, der unter andern (1773) die Frage aufwarf: Ob der Herr Abt Jerusalem in der That ein so starker Theolog sei, als er in der protestantischen Kirche angesehen und verehrt werde. Wen die übrigen polemischen Schriften interessiren, die jener eifrige Zelot gegen Jerusalem und den Rechtsgelehrten Moser in Stuttgart richtete, findet nähere Nachweisung in dem von K. H. Jördens herausgegebenen Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 6. Bd. S. 361.

11) Das Werk erschien zu Braunschweig 1768, nebst vier Fortsetzungen in den Jahren 1772—1779; sodann in einer neuen Ausgabe (Braunschweig 1785). 2 Thle. Besonders abgedruckt ward die Lehre von der moralischen Regierung über die Welt, oder die Geschichte vom Fall (Ebend. 1780). Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek 18. Bd. 2. St. S. 537 fg. 22. Bd. 2. St. S. 439 fg. 46. Bd. 1. St. S. 29 fg. In dem ersten Theile des Werkes sind die nachfolgenden Betrachtungen enthalten: 1) Von der Wichtigkeit der Untersuchung, ob ein Gott sei. 2) Beweis, daß ein Gott und Schöpfer der Welt sei. 3) Daß Gott der allervollkommenste Geist sei. 4) Von der Vorsehung. 5) Von dem Ursprunge des Bösen; des physikalischen; des moralischen. 6) Von einem zukünftigen Leben. 7) Von der moralischen Natur des Menschen. 8) Von der Natur der Religion. 9) Von dem Verhältnisse der Religion gegen Unglauben und Aberglauben. Der zweite Theil umfaßt die nachfolgenden Betrachtungen: 1) Ob überhaupt ein außerordentlicher göttlicher Unterricht von der Religion, oder eine Offenbarung, mit der Weisheit Gottes bestehen könne. 2) Zustand der Vernunft und der Religion der ersten Menschen nach der Mosaischen Geschichte, von dem Ursprunge des menschlichen Geschlechts an bis zur Sündfluth. 3) Zustand der Welt und der Religion von der Sündfluth an bis zu Moses nach dieser Beschreibung. 1. Abth. Von Noah bis zu Abraham. 2. Abth. Von Abraham's Beruf bis zu dessen Tode. 3. Abth. Von Isaak bis zu Jacob's Reise nach Ägypten. Eine Fortsetzung jenes Werkes lieferte ein Ungenannter unter dem Titel: Das reinere Christenthum, oder die Religion der Kinder des Lichts. 1. Th. (Berlin 1789). Das Werk hat auch den Nebentitel: Betrachtungen über die eigentlichen Wahrheiten der Religion, oder Fortgang da, wo Herr Abt Jerusalem still stand. Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. 92. Bd. 2. St. S. 362. Oberteutsche allgem. Literaturzeitung. 1789. 2. Bd. S. 196.

12) Braunschweig 1792. 1793. 2 Thle. Mehre dieser Aufsätze waren früher in Journalen mitgetheilt worden, unter andern in Heinzmann's literarischer Chronik. 1. Bd. S. 29 fg.

13) Leben des Prinzen von Braunschweig und Lüneburg, Albrecht Heinrich (Braunschweig 1761. N. A. Ebend. 1774); ins Engl. übers. (London 1764). Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften. 8. Bd. 1. St. S. 110 fg. Briefe über die Mosaischen Schriften und Philosophie (Braunschw. 1762. 3. Ausg. Ebend. 1783). Glaubensbekenntniß des Prinzen Leopold von Braunschweig (Ebend. 1769. 3. Aufl. Ebend. 1781). Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. 14. Bd. 1. St. S. 146 fg. Entwurf von dem Charakter und den vornehmsten Lebensumständen des höchstseligen Prinzen Wilhelm Adolf von Braunschweig-Lüneburg. (Berlin 1771. gr. 4.) Französisch unter dem Titel: Ebauche du charactère et des principaux traits de la vie de S. A. le Prince Guillaume Adolphe de Brunsvic et de Lunebourg (à Berl. 1771. gr. 4.) Vgl. Kloz's teutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. 6. Bd. 23. St. S. 555 fg. Ein vollständiges Verzeichniß von Jerusalem's Schriften liefert Meusel in seinem Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 6. Bd. S. 259 fg. Zweifelhaft ist, ob die unter Jerusalem's Namen 1755 zu Braunschweig (auch in demselben Jahre zu Chemnitz) gedruckte Schrift: Beantwortung der Frage, ob die Ehe mit der Schwester Tochter nach den göttlichen Gesetzen zulässig sei? von ihm herrührt. In öffentlichen Blättern ward Jerusalem als Verfasser dieser Schrift genannt, ohne daß er es abgeleugnet hätte. Nach seinem Tode wollte man jedoch versichern, sie sei aus der Feder des Vicepräsidenten Klügel geflossen.

braunschweigischen Hauses ein würdiges Denkmal setzte. Es sind zwar nur Umrisse und Entwürfe, aber mit fester Meisterhand gezeichnet, Schilderungen, geschöpft aus der genauen Bekanntschaft und Verbindung, in welcher Jerusalem mit diesen Prinzen als ihr Lehrer, Führer und Freund von früher Kindheit an gestanden. Unter seinen übrigen Schriften sind noch seine Predigten [14]) bemerkenswerth, über deren Werth und Charakter sich kaum richtiger urtheilen läßt, als es Jerusalem selbst gethan in der Vorrede zu denselben. Er erklärt sie darin für unvollkommene Jugendproducte, die er längst vergessen habe, und mit denen er gleich Anfangs nicht zufrieden gewesen. Sehr richtig bemerkt er, daß die Ursache des Beifalls, der ihnen zu Theil geworden, wol nur in dem Streben zu suchen sei, die Lehre Jesu in einer einfachern, allgemein faßlichern Sprache darzustellen, als es damals üblich gewesen, wo sich gewöhnlich trockene Scholastik oder finstere Mystik in den Kanzelvortrag verwebte.

In jedem Falle darf man Jerusalem's Zeitalter, den damaligen Zustand des teutschen Geschmacks teutscher Beredsamkeit, selbst teutscher Lebensphilosophie nicht unberücksichtigt lassen, wenn man über jene Predigten ein unbefangenes und gerechtes Urtheil fällen will. Unstreitig war Jerusalem einer der würdigsten Nachfolger Mosheim's, der in der teutschen Kanzelberedsamkeit zuerst Epoche macht. Er besaß aber zu viel eigenes Talent, um ein bloßer Nachahmer seines Vorbildes zu werden, welches er an philosophischem Geiste, an Gründlichkeit und Gedankenfülle übertraf. Sein Vortrag, der dadurch mehr innern Gehalt, mehr Geistesnahrung für den gebildeten Theil seiner Zuhörer enthielt, entbehrte nicht ganz des rhetorischen Schmucks, obgleich derselbe bei Jerusalem nie in leeren Schimmer ausartete.

Zu welcher Kühnheit in der Sprache und Darstellung er sich zu erheben wußte, zeigt folgende Stelle aus einer Predigt über das Evangelium am 23. Trinit. über Matth. 22, 15—22 [15]): „Gebet Gott, was Gottes ist! Erlaubt es uns, Große der Erden, daß wir zuerst aus diesen Worten eures Erlösers die Pflichten herleiten, die Gott, der euch zu Herrschern seines Volkes erwählt hat, von euch fodert. Gebet Gott, was Gottes ist! Dieser Befehl gehört ohne Ausnahme für alle Menschen. Regenten sind also Gott sowohl ihre Pflichten, wie andere Menschen, und seinen Geboten ebenso vielen Gehorsam und Rechenschaft, als Andere, schuldig. Sind sie aber in den Augen Gottes nichts als Menschen: so müssen sie auch ihre Unterthanen als ihre Nächsten ansehen, deren Wohlfahrt sie ohne die größte Verantwortung keinen Augenblick mit Vorsatz versäumen können! Hört es, ihr Herrscher! Nehmt es zu Ohren, ihr Könige! Dies sind die Pflichten, die der Herr, euer Gatt, die das Christenthum von euch fodert! Fürsten sind dem Gesetze Gottes sowol als andere Menschen unterworfen, und sie müssen Gott sowol als ihre Unterthanen Rechenschaft geben. Sie sind Menschen. Sie haben mit ihren Unterthanen einerlei Ursprung, einerlei Bedürfnisse, einerlei Schwachheiten, einerlei Ende. Sie haben Einen Herrn, Einen Gott und Vater, sie hoffen auf Eine Seligkeit; sie haben einerlei Mittel, dieselbe zu erlangen. Verlasset euch nicht auf Fürsten. Dies sagt selbst einer der größten Könige (Ps. 146, 3); denn sie sind Menschen; sie können ja nicht helfen. Sie haben also ihre Vorzüge nicht von sich selber, sondern Gott ist es, der sie nach seiner Freiheit zu Herrschern über ihre Völker erwählet hat. Er setzet (Dan. 2) Könige ab, und setzet Könige ein. Durch seine Weisheit regieren die Könige, und die Rathsherren setzen das Recht; durch ihn herrschen die Fürsten und alle Regenten auf Erden. Regenten sind also, bei aller ihrer Hoheit, unter dem Gesetze und Gerichte Gottes. Gott aber macht unter seinen Dienern keinen Unterschied. Ihr Beruf ist nur verschieden. Aber er fodert von allen dieselbe Treue, denselben Gehorsam u. s. w."

Wie seine früher erwähnten „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" war auch Jerusalem's Predigten die Ehre widerfahren, ins Holländische von Balthasar Carull (Amsterdam 1767. 2 Thle.) und ins Schwedische von Samuel Ödmann (Upsala 1784. 1785. 2 Thle.) übersetzt zu werden. Schon früher waren einige jener Predigten unter dem Titel: Recueil de six Discours, prononcés en Allemand par Mr. *J. F. W. Jerusalem*, traduits par un Anonyme, et précédés d'une préface de Mr. le Baron *de Wolf* (Leipzic 1748) ins Französische übertragen worden. Der ungenannte Übersetzer war der Graf Manteuffel, wie aus der nachfolgenden Stelle eines Briefes hervorgeht, welchen Jerusalem den 26. April 1749 an Hagedorn schrieb.

„Ich nehme mir die Ehre," heißt es in jenem Briefe, „Ihnen ein geschriebenes Gedicht zu überreichen, welches aber mit ehestem von Herrn Breitkopf seiner Vergänglichkeit wird entrissen werden. Sie wissen vielleicht, daß der selige Graf Manteuffel durch die Übersetzung meiner Predigten mir zu einer unverdienten Ewigkeit verholfen hat. Die Dankbarkeit verpflichtet mich, bei seinem Tode ihm dieselbe zu erwiedern, und Herr Gottsched, der diesem verdienten Minister ein Denkmal zu errichten Willens ist, hat mich noch mehr dazu angetrieben. Weil ich aber selber keine Ewigkeiten ertheilen kann, so habe ich mich an Herrn Ebert's Freundschaft gewendet, und Sie werden gleich sehen, daß es seine Arbeit ist. Was wird aber ein Theil meiner Brüder sagen, wenn Sie Newton, Leibnitz und Locke selig gepriesen, und unter den Schülern den Engel sehen werden? und was werde ich für einen schlechten Lohn dieser Gutherzigkeit bekommen? Das einzige Mittel wird sein, daß ich meiner Errettung meine Eitelkeit aufopfere, und Jedermann bekenne, daß es nicht meine, sondern eines Andern Arbeit sei, der sie aber nicht anders als unter der Bedingung, seinen geliebten Engländer mit hineinzusetzen, habe verfertigen wollen. Das Gedicht ist indessen schön, und da es das erste ist, was

---

14) Sammlung einiger Predigten, vor den durchlauchtigsten Herrschaften zu Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel gehalten (Braunschweig 1745—1752). 2 Thle. 2. Ausg. (Ebend. 1756. 1757). 2 Thle. Neueste mit einigen Predigten vermehrte Auflage (Ebend. 1788. 1789). 2 Thle.

15) s. die eben angeführte Sammlung. 1. Th. S. 277 fg.

ich von Herrn Ebert gesehen, so hat es meine Hochachtung gegen ihn noch sehr vermehrt. Meine Bemühungen, ihm seinen hiesigen Aufenthalt angenehm zu machen, sollen unveränderlich bleiben."

Solche Gesinnungen flossen aus seinem Charakter als Mensch, der sich fast ohne Ausnahme von einer sehr liebenswürdigen Seite zeigte. Er besaß ein edles, frommes Herz, das seinen Talenten und Kenntnissen erst ihren wahren Werth, seiner Wißbegierde die beste Richtung, seiner Thätigkeit gemeinnützigen Einfluß, und ihm selbst neben der Hochachtung seiner Zeitgenossen auch ihre Liebe sicherte. Er besaß die seltene Gabe, alle Herzen an sich zu fesseln. Nach dem übereinstimmenden Zeugnisse aller, die ihn näher gekannt, durfte man ihn nur einmal gesehen, nur einmal gesprochen haben, um in seinem Blicke und Wesen den biedern, gutmüthigen und aufrichtigen Mann zu erkennen, dem man sich ohne Rückhalt und Besorgniß nähern konnte. Sein zutrauliches Entgegenkommen, der Ton seiner Stimme hatten etwas wahrhaft Kindliches, und sein Gesicht war der Spiegel seiner Seele [16]).

Mit unermüdeter Sorgfalt verwandte er sich nicht nur für Alle, die um seinen Rath und Beistand baten, auch in der Stille wirkte er gern für das Wohl von Personen, die seiner Fürsprache und Hilfe würdig schienen, benutzte jede Gelegenheit, wo er ihnen nützlich werden konnte, und fand die süßeste Belohnung darin, das verkannte Verdienst irgend eines Individuums hervorgehoben und dasselbe seinem eigentlichen Wirkungskreise näher gebracht zu haben. Wo er selbst durch thätigen Beistand nicht wirken konnte, suchte er seine Zwecke durch schriftliche Belehrung, Rath und Trost zu erreichen, und ein Theil seines ausgebreiteten Briefwechsels war der bereitwilligen Befriedigung von Personen gewidmet, die seine Zurechtweisung, seinen Rath oder Trost in Anspruch genommen hatten. Er wollte Jedem, nach seinen Kräften, Alles werden. Selbst seine Ermahnungen und Vorstellungen verloren durch die Sanftmuth und Herzensgüte, die unverkennbar hervorblickte, alles Unangenehme und Bittere, und nöthigten auch dem minder Gefühlvollen Achtung, Ehrfurcht und Liebe gegen den Mann ab, der so viel wahre und sorgliche Theilnahme bewies.

Herablassung gegen seine Untergebenen war ein hervorstechender Zug in Jerusalem's Charakter. Freundlich und mild suchte er sie auf die genauere und regelmäßigere Erfüllung ihrer Pflichten hinzuweisen, unterstützte sie durch seinen Rath, durch seine Erfahrungen, und ward ihnen ein Vorbild an Fleiß, Thätigkeit, Ordnung und jeder öffentlichen und häuslichen Tugend. Ihre Schwächen und Fehler ertrug er mit Geduld, und ließ sich, selbst bei wiederholten Vergehungen, nie zu einer Aufwallung des Zorns hinreißen, die seinem sanften Charakter fremd war. Seine Vorwürfe blieben stets liebreiche und vernünftige Vorstellungen. Auf solche Weise gelang es ihm, die Zuneigung und Anhänglichkeit besonders seiner dienenden Hausgenossen sich fortwährend zu sichern, und ihre Trauer bei seinem Tode bewies, was er ihnen gewesen war.

Sein gefühlvolles Herz empfahl ihm Wohlthätigkeit, die er jedoch, jedes Gepränge hassend, am liebsten insgeheim übte. Erst nach seinem Tode zeigte es sich, wie viele Dürftige er erfreut, wie viele Verlassene und Nothleidende er unterstützt, wie viele geheime Wohlthaten er ausgespendet hatte. Seine innige Theilnahme an Armuth und Noth, sein thätiger Beistand, den er so vielen Dürftigen und Hilflosen erwiesen, schien kein vorübergehendes Gefühl, keine unbeständige Temperamentstugend, sondern auf wahrer Menschenliebe gegründet zu sein. Sie floß aus den reinsten Quellen, und war thätige Nacheiferung des höchsten Musters der Liebe und Barmherzigkeit. Nie gab er mit Unwillen oder Vorwürfen. In seiner freundlichen Miene sprach sich sichtbar der Wunsch aus, gern mehr zu thun, und erhöhte dadurch die erzeigte Wohlthat.

Was menschliche Glückseligkeit irgend erhöhen und befördern kann, behielt für ihn bleibendes Interesse, und einen tiefen Eindruck machte auf sein empfängliches Gemüth alles Große, Gute und Schöne. Bei dem hohen Werthe, den die Menschheit in seinen Augen hatte, erfüllte ihn jede edle That, die er hörte, mit Heiterkeit und Freude. In solchen Augenblicken gab er den süßesten Hoffnungen und Aussichten Raum, daß auch der geringste Keim des Guten sich immer mehr verbreiten, tiefere Wurzeln schlagen, und die herrlichsten Früchte bringen werde. Sein Eifer verdoppelte sich, das Seinige beizutragen zur Vermehrung edler Gesinnungen und Grundsätze.

Die schwere Kunst, mit Menschen umzugehen, und sich zu ihren Kenntnissen und Fähigkeiten herabzulassen, besaß Jerusalem in seltenem Grade. Durch seine ausgebreitete Belesenheit, seine vielumfassende, richtige Beurtheilungskraft, seine tiefe Menschenkenntniß, hatte er sich vorzüglich die Gabe erworben, Hohen und Niedern, Gelehrten und Ungelehrten in seinen Unterhaltungen angenehm und nützlich zu werden, Andern seine Begriffe bis zur höchsten Deutlichkeit zu entwickeln, und sie zu klarer Überzeugung zu führen. Besonders pflegte er das Gespräch mit Fremden auf Gegenstände hinzulenken, die ihnen vorzüglich interessant sein mußten, und oft nöthigte er ihnen Erstaunen ab durch die Kenntniß, womit er über Dinge urtheilte, die völlig außer seinem Gesichtskreise zu liegen schienen.

Den höchsten Werth erhielten alle diese Eigenschaften und Vorzüge durch seine Leutseligkeit, durch seine von Anmaßung oder Egoismus völlig entfernten Äußerungen. Seine Bescheidenheit war vielleicht die schönste Blume in dem Kranze seiner übrigen Tugenden. Selten oder nie ließ er im Gespräche oder im Umgange hervorblicken, welchen hohen Rang ihm sein Wissen und sein Talent an-

16) Bildnisse von Jerusalem findet man vor dem ersten Theile seiner Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion (1768), vor dem 18. Bde. der Allgem. teutschen Bibliothek (1772), vor Beyer's allgem. Magazin für Prediger. 1. Bd. 1. St. (1789), vor dem 4. Stücke der Olla Potrida (1790) und vor dem 6. Bde. der teutschen Monatsschrift. Sein Portrait ist auch besonders von J. F. Bause nach A. F. Öser (1780 in Fol.) gestochen worden; von J. F. Bolt und F. G. Weitsch (1791. kl. Fol.; beides schöne und ähnliche Blätter, besonders das erstgenannte); ferner in Octav von Liebe, von Schleuen und von J. F. Schmidt.

wies. Selbst die gerechtesten Lobsprüche suchte er von sich abzulehnen, und verschmähte nicht die Belehrung aus dem Munde von Personen, die in intellectueller Hinsicht tief unter ihm standen. Auch noch in seinem höhern Alter liebte er Scherz und Humor in der Unterhaltung, ohne je die Grenzen des Anstandes zu überschreiten, und auf Kosten Anderer seiner fröhlichen Laune Spielraum zu gönnen. Sein ganzes Leben, so trübe Schicksale ihn auch getroffen, war ein Muster von Zufriedenheit und Geduld, und nie wankte sein festes Vertrauen auf eine weise Lenkung aller menschlichen Schicksale. Statt unter seinen Leiden zu erliegen, schien sein Geist vielmehr dadurch neue Kraft und Stärke gewonnen zu haben, wie die ruhige Fassung bewies, mit welcher er von seiner irdischen Laufbahn abtrat [17]).

3) **Karl Wilhelm**, geb. 17.. [18]) zu Braunschweig, ein Sohn des dortigen Professors der Theologie und Abts Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, studirte Philosophie und Jurisprudenz zu Göttingen und zu Wetzlar, und bekleidete an dem zuletztgenannten Orte späterhin einen Gesandtschaftsposten. Die Leidenschaft zu der Gattin eines Freundes versenkte ihn in Schwermuth, und brachte ihn zu dem Entschlusse, sein Leben im Herbste **1772** [19]) zu enden [20]). Göthe, dem dies Ereigniß den Anlaß gab, seinen in psychologischer Hinsicht ausgezeichneten Roman „die Leiden des jungen Werther" zu schreiben, schildert ihn als einen jungen Mann von gefälliger Gestalt und mittler Größe [21]). „Er hatte ein mehr rundes als längliches Gesicht, weiche ruhige Züge, und was sonst noch einem hübschen blonden Jünglinge zukommen mag; blaue Augen sodann, mehr anziehend als sprechend zu nennen. Seine Äußerungen waren mäßig, aber wohlwollend. Er nahm an den verschiedensten Productionen Theil; besonders liebte er Zeichnungen und Skizzen, in welchen man einsamen Gegenden ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Er theilte bei solchen Gelegenheiten Geßner'sche Radirungen mit, und munterte die Liebhaber auf, darnach zu studiren. Sonst wußte man wenig von ihm zu sagen, außer, daß er sich viel mit der englischen Literatur beschäftigte." In Jerusalem's Nachlasse fanden sich fünf philosophische Aufsätze, welche Lessing zu Braunschweig 1776 drucken ließ [22]). Die Überschriften dieser Aufsätze sind folgende: 1) Daß die Sprache dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgetheilt sein kann. 2) Über die Natur und den Ursprung der allgemeinen und abstracten Begriffe. 3) Über die Freiheit. 4) Über die Mendelssohn'sche Theorie vom sinnlichen Vergnügen. 5) Über die vermischten Empfindungen. Lessing fügte noch einige Zusätze bei [23]). (*Heinrich Döring.*)

II. Geographie und Geschichte.

A. Die Stadt Jerusalem in Palästina. Wenn irgendwo das Zwischeneinanderdurchwerfen der Zustände aller Zeiten einer reinen und klaren Ansicht der Dinge geschadet, ja bis jetzt noch eine solche unmöglich gemacht hat, so ist dieses in Hinsicht des Bildes der Fall, welches man sich von der Topographie Jerusalems in den verschiedenen Perioden dieser Stadt zu machen versucht hat. Es gab eine Zeit, da man Zeichnungen anfertigte, laut deren Nebukadnezar die Stadt Jerusalem mit Kanonen beschossen hat, und Niemand an solchen Darstellungen Ärgerniß nahm — auch ist diese Zeit keineswegs schon vorüber. Sind doch noch in unsern Tagen Kupferbibeln mit vieler Anerkennung aufgenommen worden, in denen Mirjam, die Prophetin (2 Mos. 15, 20), ihren Gesang mit einem Instrumente begleitet, das einer Pedalharfe ähnlicher sieht, als den Tonspielwerkzeugen der heutigen Araber, und worin eine Reihe von Pyramiden hart am Ufer des rothen Meeres sich dem gläubigen Beschauer präsentirt ꝛc. Besonders aber hat man sich über den Leichtsinn zu beklagen, mit welchem man durch seinsollende Originalzeichnungen das Publicum hinter das Licht führt. Von den reinen Phantasiestücken nicht einmal zu reden, welche häufiger vorkommen, als man vermuthen sollte; so finden sich mehre Zeichnungen von Cornelius le Brun (uns liegt die französische Ausgabe von 1700 vor) nicht allein in Ludwig Meyer's Originalzeichnungen von An-

---

17) Vgl. den Entwurf seiner, kurz vor seinem Tode verfaßten, Selbstbiographie im 2. Thle. von Jerusalem's nachgelassenen Schriften (Braunschweig 1793). Lebensgeschichte J. F. W. Jerusalem's; herausgegeben von einem seiner Verehrer (Altona (1790). Jerusalem's letzte Lebenstage, von J. F. F. Emperius (Leipzig 1790). (Im Auszuge in Wolfrath's Charakteristik edler und merkwürdiger Menschen. 1. Th. S. 1 fg.) Strodtmann's Geschichte jetztlebender Gelehrten. 9. Th. S. 331 fg. Horrer's Almanach für Prediger auf das Jahr 1791. S. 148 fg. Beyer's allgem. Magazin für Prediger. 1. Bd. 1. St. Weddigen's neues westfälisches Magazin. 5. Heft. S. 45 fg. (Salzmann's) Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutschen. S. 458 fg. Baur's Galerie historischer Gemälde. 3. Th. S. 408 fg. Dessen neues histor.-biograph.-literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 886 fg. Bougine's Handbuch der allgem. Literaturgeschichte. 4. Bd. S. 347 fg. (Küttner's) Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. S. 291 fg. Jördens' Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 2. Bd. S. 506 fg. 6. Bd. S. 359 fg. Pölitz, Handbuch zur Lectüre der teutschen Classiker. 1. Th. S. 121 fg. Dessen Gesammtgebiet der teutschen Sprache (Lpz. 1825). 4. Bd. S. 148 fg. Eichhorn's Geschichte der Literatur. 4. Bd. 2. Abtheil. S. 1054 fg. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 11. Bd. S. 329. Fr. Horn, Die Poesie und Beredsamkeit der Teutschen. 3. Bd. S. 277. Wachler's Handbuch der Geschichte der Literatur. 3. Th. S. 327. 18) Eine genaue Angabe seines Geburtsjahres findet sich nirgends. 19) Diese Angabe ist, nach einem Briefe der Gräfin Marie von Schaumburg-Lippe vom 14. Nov. 1772 zu schließen, in welchem sie diesen Todesfall erwähnt, wol die richtige, oder wenigstens richtiger als Meusel's Angabe, der Jerusalem 1775, folglich ein Jahr nach der Erscheinung des Werther, sterben läßt. Vgl. Erinnerungen aus Herder's Leben, von seiner Gattin Marie Karoline v. Herder, geb. Flachsland. 1. Th. S. 351. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 6. Bd. S. 262. Göthe's Leben, von Heinrich Döring (Weimar 1828). S. 137. 20) Ein schönes Denkmal stiftete ihm Gotter in seiner Epistel über die Starkgeisterei (1773). s. Dessen Gedichte. 1. Bd. S. 243.

21) s. Göthe's Werke. Vollständ. Ausgabe letzter Hand. 26. Bd. S. 156. 22) Vgl. Gothaische gel. Zeitung. 1776. 44. St. S. 352 fg. Allgem. teutsche Bibliothek. 33. Bd. 2. St. S. 484 fg. 23) Vgl. Jördens' Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 2. Bd. S. 511.

fichten aus Paläſtina (herausgegeben von Dr. Roſenmüller, dem Verfaſſer der bibliſchen Alterthumskunde), ſondern ſogar in dem Original von Buckingham's Reiſen (Lond. 1821) bis auf die Beiwerke getreulich copirt wieder. Ja, was das Allerärgſte iſt, ſo theilen ebengedachten *Buck.* **Travels in Palestine** zu p. 232 einen Plan des alten Jeruſalems mit, angeblich als „from the earliest Authorities“ hergenommen, welcher nichts mehr und nichts weniger iſt, als eine ſklaviſche Nachbildung der in Dapper's Paläſtina (zu p. 226 der nürnberger Ausgabe von 1689) befindlichen Platte! Dazu kommen die nachtheiligen Folgen einmal angenommener Hypotheſen. Bekanntlich will die Tradition: es ſei die Örtlichkeit der Hinrichtung und des Grabmals Chriſti kaum 100 Fuß von einander, faſt in der Mitte des heutigen Jeruſalems belegen. Allein ſeit der Mitte des abgewichenen Jahrhunderts haben ſich ſehr bedeutende Zweifel an der hiſtoriſchen Begründung dieſer Tradition geltend zu machen gewußt; alſo iſt ein Streit entſtanden, der nicht immer mit vollkommen ehrlichen Waffen dürfte geführt worden ſein. Und dergleichen Streitpunkte gibt es hier mehre. Wir aber haben das alles hier anführen müſſen, um nachzuweiſen, mit wie vieler Vorſicht die Berichte und Darſtellungen oft ſelbſt der gefeiertſten Namen nur benutzt werden können. Für den, der es nicht möglich machen konnte, an Ort und Stelle ſelbſt nachzuforſchen, iſt bei den Widerſprüchen, den Unvollkommenheiten, der Unklarheit und dem, wie es hin und wieder ſcheinen möchte, nicht unabſichtlichen Stillſchweigen der Berichte, in nicht wenigen Punkten es platterdings unmöglich, das Wahre und Richtige herauszufinden.

Um dieſem indeſſen ſo nahe als möglich zu kommen, hat es uns am Angemeſſenſten geſchienen, von Beſchreibung der Örtlichkeiten der Stadt Jeruſalem und ihrer Umgebungen, ſowie ſie gegenwärtig ſich darſtellen, auszugehen. Dies iſt die einzig ſichere Baſis, auf welche alle Gewißheit und alle Vermuthungen über frühere Zuſtände begründet werden müſſen.

1) Das jetzige Jeruſalem. Was von der ſogenannten Statiſtik dieſer Stadt zu bemerken ſein möchte, werden wir am Ende des Artikels beibringen — jetzt gilt es die ſogenannte Topographie Um darüber reden zu können, iſt der Plan Nr. I. angefertigt worden, er hat viele Mühe und Überlegung gekoſtet. Denn keiner der bisher bekannt gewordenen Grundriſſe beruht auf unmittelbaren geometriſchen Meſſungen, ſondern nur auf Abſchreitungen und ähnlichen, leicht täuſchenden Abſchätzungen [1]), auch mangelt faſt überall eine richtige Terrainzeichnung — daneben iſt bei den meiſten Neues und Älteres und Älteſtes oft auf die verworrenſte und verwirrendſte Weiſe mit einander vermiſcht worden (ſ. z. B. Sieber's Karte von Jeruſalem 1818). Auch beſchränken wir uns hier nur auf eine kurze Angabe der Zeichnungen, welche als auf an Ort und Stelle ſelbſt gemachte Beobachtungen begründet, auf Originalität Anſpruch machen, ſo wie wir ſie ſämmtlich nur inſofern berückſichtigen, als ſie die Zuſtände der Gegenwart darſtellen ſollen.

Unter den älteſten ſcheint der von Cotowick im J. 1599 an Ort und Stelle gezeichnete (S. 318 der Ausgabe von 1619) im Weſentlichen richtig; aber im Innern der Stadt ſelbſt fehlt alle Terrainzeichnung; die Stadt erſcheint als auf einer vollkommen ebenen Fläche belegen. Unter den ſpätern ſehen die von Shaw, Tompſon, Pococke, Korte, Chateaubriand kaum einander ähnlich, beſonders was die Terrainzeichnung der Gegend um Jeruſalem betrifft; in der Shaw'ſchen Zeichnung (franz. Überſ. **à la Haye 1743. Tom. II. p. 16**) nehmen wahrhaft abenteuerlich ſich aus die oben auf den Kuppen der Hügel gezeichneten Örtlichkeiten der Quellen Siloah's und der heil. Jungfrau. Als vorzüglich merkwürdig müſſen wir aber die von Niebuhr, Scholz, Sieber (an welchen ſich Berggren), Clarke (an welchen ſich Buckingham anſchließt) und von Dr. Weſtphal bezeichnen. Der von Niebuhr iſt zuerſt (1784) im teutſchen Muſeum bekannt gemacht, und dem ſo eben (1837) erſchienenen dritten Theile ſeiner Reiſebeſchreibung beigegeben. Dieſem Grundriſſe ſteht entgegen, daß Grundriß und Anſicht der Stadt vom Ölberge aus (jener auf **Tab. IV.**, dieſe auf **Tab. V.** des Werks) ſich in mehren weſentlichen Punkten widerſprechen, wozu kommt, daß der berühmte Reiſende ſelbſt ſagt (Th. 3. S. 52), daß ſeine Zeichnung nur ſo genau ſei, als Zeit und Umſtände es haben erlauben wollen, die erſtere aber ſehr beſchränkt und die andern als wenig günſtig beſchreibt. Scholz hatte ſchon früher einen Plan von Jeruſalem bekannt gemacht; ein neuerer iſt ſeinem Programm von 1835 „**de Hierosolymae situ et ambitu**“ beigegeben, indeſſen (wie weiter unten nachgewieſen werden wird) in der ſüdöſtlichſten Ecke der heutigen Stadtmauer vollkommen unrichtig. Der von Sieber gezeichnete, von welchem eine Nachbildung der teutſchen Überſetzung von Berggren's Reiſen beigegeben iſt, erweckt grade des kleinlichen Details wegen, womit er gewiſſermaßen Prunk treibt, nur Mistrauen; nicht zu gedenken, daß ein Berichterſtatter, der ſich darin gefällt, nicht weniger als dreizehn Orte mit einem „wo die Jünger das Credo gemacht,“ „wo Petrus geweint“ und ähnlichen Dingen zu bezeichnen, den ſprechendſten Beweis gibt, daß er gar nicht wiſſe, worauf es bei einem Plane von Jeruſalem ankomme. Bei Clarke's Plan iſt uns aufgefallen, theils, daß der Kedron hier etwas nordöſtlich von der nordöſtlichen Ecke der Stadtmauer ſogleich als ein mächtiger Strom in die Zeichnung tritt, theils, daß die Richtung der Ummauerung, beſonders an der Oſtſeite und an der Südſeite gegen Oſten hin allen übrigen Nachrichten und Zeichnungen, vorzüglich aber der ſo ſehr detaillirten Beſchreibung widerſpricht, welche von Prokeſch, Ritter von Oſten, S. 85 ſeiner Reiſe ins heilige Land mittheilt. Auf der Oſtſeite, woſelbſt nach allen übrigen die Ummauerung in ihrer ganzen Erſtreckung eine vollkommen gerade Linie bildet, ſind bei Clarke wol ein Dutzend ein- und ausſpringende Winkel, unter dieſen ſogar ein rechter — ebenſo auf der Südſeite, woſelbſt alle

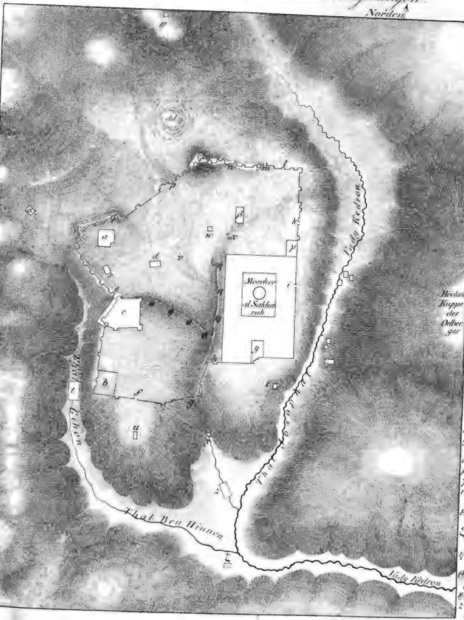
1) Sieber (Reiſe S. 6) ſcheint ſich freilich einer Art geometriſcher Aufnahme rühmen zu wollen, allein nach dem Ereigniſſe, welches er ſelbſt (S. 7) erzählt, ſcheint er doch keine Inſtrumente gebraucht zu haben.

Digitized by Google

Das jetzige Jerusalem und seine nächsten Umgebungen.

Taf. I

Norden



Süden

a. Lateinisches Kloster St. Salvator
b. Armenisches Kloster St. Jacob
c. Burg der Pisaner (Davids.)
d. Kirche zum heiligen Grabe.
e. Bethlehems Thor
f. Sions-Thor
g. Tiefste Einsenkung zwischen dem Sion u. dem Moriah.
h. Barbaresken-Pförtchen
i. Goldenes Thor
k. Marien-Thor.
l. Kante der Flachhöhe.
m. Herodis (Ephraims) Thor.
n. Tiefste Einsenkung.
o. Ort wo die Mauer auf Felsen stehet
p. Damascener Thor
q. r. Gegend, wo die Mauer auf den erhabensten Felsen stehet
s. Teich (der Bathsebah?)
t. Unterer Teich Gihon.
u. Moschee auf dem Sion
v. Richtthor (porta judiciaria)
w. Magdalenenkirche.
x. Bogen Ecce homo
y. Marienkirche (Moschee Aksah)
α. Oberer Teich Gihon
β. Teich (des Hiskias?)
γ. Teich (Bethesda?)
δ. Unterer westlicher Brunnen Siloah?
ε. Unterer östl. Brunnen Marienbr.?
ζ. Unterer südlicher Brunnen Rogel?
η. η. Schlucht zwischen dem 2ten u. 3ten Hügel.
θ. θ. Schlucht zwischen dem 1ten u. 2ten Hügel.
ιι. Gräber der Könige
ϰ. Teich (Salomos? Siloah? Königst.?)

Digitized by Google

übrigen nur einen einzigen rechten Winkel haben, erscheinen hier nicht weniger als sieben aus- und vier einspringende Winkel. Das Castell (der Pisaner) — auf unserem Plane Nr. I. bei c — erscheint bei Clarke als ein Viereck mit vier regelmäßigen Bastionen. Das Thal südlich von der Stadt verschwindet im Südwesten, da, wo es sich mit dem auf der Westseite der Stadt von Norden herabkommenden Thale verbinden sollte, in Clarke's Zeichnung gänzlich, und hier grade ist es, wo nach übereinstimmender Aussage aller übrigen, dieses Thal von den steilsten Wänden eingeschlossen ist! Von der nördlichen Ummauerung abwärts zeigt sich bei Clarke eine Abdachung nach Norden, während nach allen übrigen Berichterstattern die nördliche Ummauerung auf den Ausläufern der von Norden nach Süden sich abdachenden Hügel liegt. Diese Fehler sind auf dem zu p. 268 des Originals von Buckingham's Reisen beigegebenen Risse in vergrößertem Maßstabe wiederholt. Die Ummauerung ist auf der Nord-, West- und Südseite unrichtig gezeichnet, das Thal auf der Südseite der Stadt, welches nach übereinstimmender Aussage aller übrigen nur eine enge Schlucht bildet, erscheint hier als eine Fläche von etwa 1000 Yards, während die Stadt in ihrer größten Ausdehnung nur etwa 1500 Yards mißt. Welches Vertrauen kann man also auf diese Plane setzen, deren Unrichtigkeit sich in so mancher Hinsicht genau nachweisen läßt? Alles wol erwogen schien uns endlich am zutreffendsten diejenige Terrainzeichnung zu sein, welche sich in dem nach Dr. Westphal's Zeichnungen angefertigten Grundrisse findet. Indessen muß doch die Äußerung des sie begleitenden Aufsatzes (Hertha 1825. Bd. I. Heft 3. S. 385) „daß das Stechen des Plans nach der Originalaufnahne des Dr. Westphal nicht zulässig war" bedenklich machen. Warum nicht zulässig? Und diese Bedenklichkeit steigert sich durch zwei offenbare Fehler zu der Besorgniß, daß man auch hier nicht auf vollkommen sicherem Boden stehe. Der erste Fehler ist, daß die geheiligten Höfe und die beiden Moscheen (al Haram), welche nach übereinstimmender Aussage aller Reisebeschreibungen vollkommen geebnete Flächen bilden, auf der Westphal'schen Zeichnung als von N. O. nach S. W. sich abdachend erscheinen, und der andere, daß der Wady Kedron, der nach den bestimmten Erklärungen in von Prokesch Reisen (S. 86) dicht oberhalb Jerusalem seinen Ursprung nimmt, bei Westphal als ein Fluß erscheint, dessen Ursprung weit nördlich von Jerusalem gesucht werden muß. Dergleichen offenbare Fehler machen immer mistrauisch, und so sind wir denn der Terrainzeichnung des Dr. Westphal (welche in Ackermann's Bibelatlas auf Tab. X. wiederholt ist) allerdings vorzüglich gefolgt, haben aber in ihren Hauptpunkten auch die Beschreibungen Anderer zu Rathe gezogen, und besonders in der Zeichnung der Ummauerung von Jerusalem, sowie in der Bezeichnung des Steigens und Fallens des Terrains, auf welchem die Ummauerung ruht, dasjenige vor Augen gehabt, was A. v. Prokesch in der schon angeführten Reisebeschreibung berichtet. Indessen müssen wir hier ein für allemal bemerken, wie wir die Überzeugung hegen, daß mehre, die Topographie des alten Jerusalems betreffende Hauptpunkte erst dann aus ihrem Dunkel heraustreten werden, wenn es wissenschaftlich gebildeten, unbestochenen und vorurtheilsfreien und mit den in Frage stehenden Gegenständen hinlänglich vertrauten Männern gestattet sein wird, an Ort und Stelle genaue Untersuchungen anzustellen, bei denen mehr als bisher geschehen konnte, theils die Frage: ob und wo das neue Jerusalem auf den Trümmern des alten oder auf dem natürlichen Felsenboden ruhe, theils das Steigen und Fallen der Oberfläche und die Profile der Erstreckungen zu berücksichtigen sein dürften.

Das heutige Jerusalem, dessen astronomische Lage Niebuhr und Seetzen vom lateinischen Kloster (a) im nordwestlichen Theile der Stadt gemessen, und jener (ohn Angabe der Länge) zu 30° 37′ n. Br., dieser zu 53° 21′ östl. L. und 31° 47′ 47″ n. Br. gefunden hat, ist auf der Bergmasse belegen, welche sich vom Libanon zur Halbinsel des Sinai zwischen dem Jordanthal und dem mittelländischen Meere erstreckt, vielleicht etwa 2200 Fuß über der Meeresfläche [2]). Hier bedeckt die Stadt einen nach Westen, Süden und Osten scharf abgeschnittenen, nach Norden mit der Flachhöhe zusammenhängenden Theil derselben, ebenda, wo dieselbe von Nordwesten nach Südosten sich sanft hinabsenkt und in mehre besondere Höhen theilt. Zwei derselben fallen gen Osten nach der Schlucht des Wady Kedron ab, welcher nahe am Nordostwinkel der Stadt seinen Ursprung nimmt (Prokesch S. 86) und die Höhen, auf denen Jerusalem liegt, vom Ölberge und dessen südlichen Abfalle, dem Berge des Ärgernisses, trennt. Das eigentliche Bette dieses Regen- oder Winterbaches (Wady) ist in der Regel trocken und hat nur in und unmittelbar nach der Regenzeit Wasser. Bei seinem Anfange oberhalb der Stadt ist er sehr flach, nach und nach und besonders in der Gegend vom Marienthor (k) bis zum goldenen Thor (i) gegenüber wird er immer tiefer und die Thalwände immer steiler, der südöstlichen Ecke der Stadt gegenüber sind diese Wände sehr steil; hier wird er das Thal Josaphat genannt. Noch weiter nach Süden, wo sich dieses Thal mit dem von Westen herabkommenden Thale Hinnom vereinigt, hat die Steilheit der Wände ab- und die Weite des Thals zugenommen; hier findet sich sogar eine kleine Ebene. Von hier wenden sich die vereinigten Thäler fast gerade nach Osten mit geringer südlicher Abweichung und münden sich zuletzt gegen die Ebene des todten Meeres. Der südöstliche unter den Hügeln, auf denen die Stadt ruht, ist der niedrigste von allen, jetzt trägt er die Hauptmoschee der Stadt und wird al Haram genannt. Da erwiesen ist (s. unten), daß er auch das altjüdische Heiligthum trug, so muß er als der Morija der alten Zeit betrachtet werden. Der nordöstliche Hügel ist nur durch eine sanfte Einsenkung von ihm getrennt und steigt innerhalb der Stadt nur unbedeutend empor;

2) Nach Schubert's Barometermessungen soll das Kedronthal 2139 pariser Fuß über dem Mittelmeere sein. Wahrscheinlich ist damit das Ende, oder die größte Tiefe des Kedronthales gemeint, der südöstlichen Ecke der Stadt gegenüber, da wo man es auch wol das Thal Josaphat nennt. Der Morija ist 141 Fuß, der Sion 242 Fuß und der Ölberg 416 Fuß höher als dieses Thal.

erst außerhalb derselben hebt sich hier ein unebenes Terrain; hier also muß der Bethesda der alten Zeit gesucht werden. Höher als beide ist der südwestliche Hügel. Er springt am weitesten nach Süden vor, fällt im Südosten terrassenförmig, aber steil nach dem Thale Josaphat hinab, desgleichen im Süden nach dem Thale Hinnom, und im Südwesten und Westen nach einem aus der Flachhöhe in der Richtung auf Südwesten auslaufenden Thale, welches man für das in der altjüdischen Zeit „Gihon" benannte, hält. Die höchste Stelle dieses Hügels[3]) lag schon zur Zeit der Kreuzzüge (*Wilh. Tyr.* ap. Gesta Dei per Francos. Tom. I. p. 750) und liegt noch jetzt von der Stadt ausgeschlossen im Süden derselben, und ist mit Ruinen und Gebäuden bedeckt; innerhalb der Stadtmauer liegt das armenische Kloster St. Jacob (b) auf dieser Höhe. Man hält diesen Hügel ganz allgemein für den altjüdischen Zijon und nennt ihn jetzt Syon oder Sion. Vom Kloster St. Jacob und der südwestlichen Ecke der Stadtmauer senkt sich der Boden kaum merklich gegen die Burg der Pisaner (c), noch weiter gen Norden hebt er sich aber wieder so sehr, daß die nordwestlichste Erstreckung der Ummauerung den höchsten Punkt der Stadt einnehmen möchte. Hier liegen die Gärten und Nebengebäude des Franziskanerklosters der Lateiner (a). Die Reisebeschreiber des 15. und 16. Jahrh. rechnen diese Höhe zu dem Berge Gihon, welchen sie in Westen oder vielmehr Nordwesten von Jerusalem suchen. Noch erhebt sich gegen die Mitte der Stadt, mehr freilich in der westlichen Hälfte, ein kleiner felsiger Hügel (d), wie die Flachhöhe im Norden der Stadt deren mehre hat[4]). Diesen Hügel hat die Tradition als den Ort zugleich der Kreuzigung und des Begräbnisses Christi bezeichnet und deshalb Golgata oder Calvarienberg benannt. Im Ganzen ist die Neigung der Grundfläche der Stadt nach Osten und Südosten gerichtet. Durch das schmale schluchtenähnliche Thal des Kedron im Osten der Stadt wird der Ölberg von ihr getrennt. Seine, dem goldenen Thor (i) etwa gegenüber liegende Kuppe wurde als etwa 500 Fuß über die Schlucht des Kedron erhoben betrachtet, nach Schubert's Barometermessungen beträgt die Höhe 2555 par. Fuß über der Fläche des Mittelmeeres, also 174 par. F. über dem Sion, 275 par. F. über dem Morija und 416 F. über dem Thale Josaphat. Niedrige, aber felsigere Höhen begrenzen das schmale und tiefe Thal, welches den Sion im Süden umgibt und in seiner südöstlichen Ecke mit dem Thale des Kedron (dem Thale Josaphat) sich vereinigt. Auch das westliche Thal, gewöhnlich Thal Gihon benannt, ist besonders in seinem südlichen Theile auf beiden Seiten von felsigen Höhen begrenzt, welche nach Westen allmälig zu einem Bergrücken aufsteigen, der die höchsten Punkte in der Nähe von Jerusalem enthält. Wer von dieser Seite her sich der Stadt nähert, erblickt sie erst etwa ½ Stunde von derselben.

Die nachstehende Beschreibung der jetzigen Ummauerung Jerusalems ist aus Prokesch Berichten genommen; sie wird einige sehr willkommene Aufklärungen geben. Diese Ummauerung ist ein Werk Solyman's aus dem J. 1543; besteht aus gehauenen Steinen mit Mörtel verbunden, im Durchschnitt 22 Lagen hoch, die Lage zu 28 Zoll und mit Zinnen versehen, sodaß die ganze Höhe der Mauer 56 F. beträgt. Sie enthält im Ganzen 40 Thürme und 26 Halbthürme (Flanken) von ungleicher Mächtigkeit und Entfernung unter einander. **Thore:** das Bethlehemsthor (e) (Jaffathor, Hebronsthor, Thor des Geliebten Gottes, Bab el Chalil, Pilgrimsthor), mit einer arabischen Inschrift, welche Zeit und Urheber der Ummauerung angibt. Tritt man aus diesem Thore, so hat man gerade vor sich nach N. N. W. die sanft aufsteigende Höhe, über welche die Wege zum Meere führen; links vom Thore wendet sich die Ummauerung fast gerade nach Süden und folgt dann 440 Schritte mit der Kante des Sions. Der ersten Hälfte dieser Erstreckung ist in neuerer Zeit ein Bollwerk vorgelegt, mit der Front nach W. etwa 200 Schritt lang und mit der Flanke aus der Mauer 40 Schritt vorspringend. Vom Bethlehemsthore geht es sanft aufwärts bis zu der südwestlichsten Ecke. Hier wendet sich die Ummauerung gerade nach Osten und erreicht nach 240 Schritten das Sionsthor (f) (Thor des Propheten David, Bab el Nebi Davud). Von dort senkt sich der Boden. Die wenigen Schritte, welche den Abstand von der südwestlichen Mauerecke bis zu dem westlichen Thal (Gihon), welches hier grade von den schroffsten Felsenwänden begrenzt wird, betragen mag, und dann diese 240 Schritte bilden also hier die Breite der eigentlichen Kuppe des Sion. Vom Sionsthore zieht die Ummauerung 364 Schritte weit immer gerade auf O. den Sion hinab, hier (g) ist die größte Tiefe zwischen den beiden Hügeln. Aus dieser Einsenkung geht es durch 340 Schr. den Morija hinauf, von welchem 100 Schr. auf N. O., dann 140 auf O. N. O. und endlich wieder 100 Schritte auf N. O. gerichtet sind. Hier hat die Ummauerung die Höhe des Morija erreicht und geht nun längs der Kante desselben 300 Schr. gerade auf Ost. Durch die Westseite des zweiten Thurms dieser Erstreckung geht das Pförtchen Bab el Moggrabi (Barbareskenthor) etwa bei (h)[5]). Nun bricht die Ummauerung im ausspringenden rechten Winkel ab, 80 Schr. weit gen N. ziehend; wendet sich dann, einen einspringenden Winkel bildend, gen O., wobei sie 200 Schr. weit längs der Kante des Morija fortzieht, da, wo diese am höchsten und steilsten ist. Hier erreicht sie die äußerste südöstlichste Ecke. Von der Tiefe bei g bis zum Barbareskenpförtchen erscheinen die Mauern am niedrigsten, wahrscheinlich wegen des vorliegenden Schuttes, dahingegen am höchsten vom Barbareskenpfört-

3) Sie liegt nach Schubert's Barometermessungen 2381 pariser Fuß über dem Mittelmeere, also 101 par. F. über dem Morija und 242 par. Fuß über dem Thale Josaphat. 4) Ausgezeichnet ist unter diesen Hügeln auf der Flachhöhe außerhalb der Stadt der bei dd. etwa 150 Schritte vor der Stadtmauer belegene (s. Hertha I, 3, 337).

5) Eine Vermuthung sucht hier das Thor Aschpot des Nehemiah, und übersetzt das Wort שער־האשפות mit „das Mistthor," woraus man denn die porta sterquilinia gemacht hat; s. unten Mehres.

chen (h) bis an die südöstliche Ecke (also auf etwa 450 Schr. in gerader Linie von W. nach O.) und um diese Ecke herum an der östlichen Seite. Denn hier ruhen die 22 neuen Lagen der Quadern auf fünf Lagen riesiger Werkstücke, unter welchen neuere Reisende Steine von 20 F. Länge und 8 F. Höhe gesehen zu haben versichern. Hier also ist, auf fast das Doppelte der Breite des Sion, der uralte Unterbau sichtbar, von dem Josephus an mehren Stellen berichtet[6]). Wir müssen schon hier daran erinnern, daß die südöstlichste Ecke nach Niebuhr's Erinnerungen (Reisen Th. 3. S. 142) etwa 40—50 Fuß, nach Schubert's Barometermessungen aber gegen 140 Fuß über dem umliegenden Thale erhoben ist. Von dieser südöstlichen Ecke zieht die Ummauerung gerade gen N. 450 Schr. zu dem goldenen Thore (Bab el Darabie) (i). Dieses, ein altrömischer Bau, und in die Ummauerung von 1543 nur aufgenommen, aus zwei Bogen korinthischer Ordnung bestehend, ist vermauert, führt aber fast auf die Mitte des Haram. Von der goldenen Pforte zieht die Ummauerung ferner durch 250 Schr. beständig durch N. zum Marienthor (k) (Bab el Sitti Marjam) (Thor der Jungfrau Maria, auch Schafsthor, Herdenthor, Stephansthor genannt). An diesem Thore ist eine Abbildung von vier Löwen eingehauen, ein Beweis, daß es kein ursprünglich Muhammedanisches Werk ist. Von hier fängt die Flachhöhe an sich sanft zu heben; noch 490 Schr. fortdauernd gen N. hat die Ummauerung den Thurm Tankred's[7]), ihre Nordostecke, erreicht. Der Abfall längs der Ostseite der Stadt zwischen dem goldenen und dem Marienthore, welcher fast allenthalben zum Wady Kedron steil hinabfällt, verschwindet nun; denn nahe an dieser Ecke nimmt das Thal Josaphat seinen Ursprung, dort auch der Wady Kedron, und die Flachhöhe im N. der Stadt hat dort ihre Verbindung mit dem Ölberge[8]). Vom Thurme Tankred's geht die Ummauerung 746 Schr. gerade nach W. Zuerst führt sie 200 Schr. weit die hier sanft aufsteigende Flachhöhe hinauf (bis l), dann noch 230 Schr. auf ziemlich ebenen Boden zum Pförtchen Herodis (m) (Thor der Morgenröthe, Bab el Zahara, Ephraimsthor), welches durch den sechsten Thurm der nördlichen Ummauerung geht. Hinter derselben senkt sie sich 146 Schr. (bis n.), von wo aus sie 170 Schr. weit sanft aufwärts zieht. Hier (bei o) ist sie auf zu Tage ausstehenden Felsen gegründet und nimmt ihre Richtung auf S.W. Nach 180 Schr. erreicht sie das Thor von Damaskus (p) (Bab el Scham, das Säulenthor, Bab el Hammud). Es liegt in der Einsenkung der Hügel und ist das zierlichste von allen. Vor dem Thor an der Straße steht ein Brunnen. Von hier steigt die Ummauerung 500 Schr. weit die Höhe hinan, springt 60 Schr. stumpfwinkelig aus und hat in diesem Vorsprunge ein Wasserbecken vor sich (q). Dort zeigen sich auf einige Schritte vor der Mauer Reste einer ältern, Massen von Steinfülle mit schweren Quadern bekleidet. Noch 320 Schr. quer über die Höhe mit vier Vorsprüngen, jeder zu zehn Schritten, erreicht die Ummauerung den andern Winkel der Nordseite, der durch einen auf Felsen gegründeten Thurm von 26 Schr. Breite gebildet wird (r). Hier endet der Graben, der vom Marienthore (k) bis zu dieser Stelle der Ummauerung vorliegt, meist in Felsen gehauen ist, bald sechs, bald acht F. Tiefe und bis zu 24 F. Breite hat. Nun geht die Mauer 60 Schr. tief ein, hält aber noch während 158 Schr. die Richtung auf S.W., worauf sie diejenige von S.S.O. nimmt, und nach 300 Schr. das Thor von Bethlehem (e) erreicht. Die Nordseite der Ummauerung, als auf den Ausläufern der Flachhöhe geführt, ist beherrscht, ihr schwächster Punkt ist das Pförtchen Herodis (m). Außerhalb der Mauer ist auf der Nordseite eine sanft ansteigende, aber mit vielen zu Tage ausstehenden Felsen bedeckte Flachhöhe; auf diesem Grunde stehen sparsam einige Ölbäume, dagegen finden sich überall die Substructionen alter Gebäude und Thürme. Auf der Ostseite ist ein, nördlich 40—50 Schr. breiter, wenig abhängiger Streifen Land, der sich nur erst nahe bei der südlichen Ecke verliert. An der Südseite ist bei der Südostecke der Boden am abschüssigsten; dieses verliert sich bald; alles ist bebaut, und die Felder stufen sich in mehren, jedoch nicht sehr steilen Absätzen gegen S., S.O. und S.W. ab. Am steilsten ist die Wand des Berges, auf dem die Stadt liegt, der südwestlichen Ecke der Stadtmauer gegenüber, bis gegen das Bethlehemsthor hin.

Über die Gebäude im Innern der Stadt, sowie über das Steigen und Fallen des Bodens daselbst, ist Folgendes noch zu bemerken: Das Kloster der römisch-katholischen Franziskanermönche (a) besteht aus mehren unregelmäßig gebauten, nach und nach zusammengekauften Gebäuden, hat mehre Höfe, 22 tiefe und immer wasserreiche Brunnen, und gleicht durch seine Festigkeit mehr einer Burg, als einer Wohnung friedlicher Mönche. Von den Terrassen dieses Klosters hat man eine freie Aussicht über Jerusalem und dessen Umgebungen; sie ist oft gezeichnet und nach diesen Zeichnungen liegen dieses Kloster, die östliche Kuppel der Kirche zum heil. Grabe und die Moschee Sakharah fast in gerader Linie von W. gegen N. auf O. gegen S. Da, wo die Gärten dieses Klosters an die Stadtmauer lehnen, ist der höchste Punkt derselben, jedoch erzählt Legh's Reise (bei *Macmichael* p. 185) einige Thatsachen, aus denen hervorgeht, daß das Terrain außerhalb der Mauer in einiger Entfernung von derselben sie überrage. Wenn man dahingegen vom Beth-

---

6) Schon Felix Faber, welcher im J. 1483 diese Gegenden besuchte, beschreibt die damals noch stehenden Überreste der ältern Mauern, als theils auf Felsen gegründet, theils aus ungeheuern Quadern bestehend (Reyßbuch des heil. Landes [Frankf. 1584]. fol. 150a und 153b). Mithin ist hier wenigstens nicht ein Werk der Ummauerung von 1543. Ferner beweist diese specielle Beschreibung, wie unrichtig der Plan zu Scholz' oben angeführtem Programm ist, welcher die südöstliche Ecke des heutigen Jerusalems, als in der Tiefe neben dem Sion und dem Morija gelegen, darstellt. 7) Diese Benennung beruht auf einer irrigen Tradition. Wilh. von Tyrus (l. c. p. 750) erzählt, daß Tankred auf der Nordwestseite der Stadt gelagert, und daß der dort befindliche Eckthurm seinen Namen erhalten habe. 8) Diese specielle Nachweisung zeigt, wie unrichtig die Plane von Clarke, Buckingham und Westphal an dieser Stelle sind, weil sie den Ursprung des Wady Kedron weit über das Doppelte der Länge von Jerusalem nach Norden hinausrücken.

lehemsthor aus, im Innern der Stadt an den Gärten und dem sogenannten Teiche der Bathseba (s) vorbei sich zum lateinischen Kloster begibt, so muß man unfern des Eingangs dieses Klosters einen steilen Abhang zu demselben hinabsteigen. (Berggren's Reisen Th. 2. S. 324.) Die Burg David's oder der Pisaner (c), ein stark ummauertes Viereck von 200 Schr. Länge und 60 Schr. Breite, ruht auf einem Unterbau gewaltiger Werkstücke, wahrscheinlich aus dem höchsten Alterthume herrührend (Wittmann's Reisen Th. 1. S. 201). Diese Burg ragt gegen Westen mit zwei hohen Thürmen über die Stadtmauer, weist im Süden andere zwei von bedeutender Stärke, und ebenso viel gegen O., zwischen denen der Eingang ist[9]). Von keinem Orte der Stadt überschaut man besser die Wege, welche von der Flachhöhe zur Stadt führen, und übersieht zugleich das Wasserbecken im Innern (s) und das vor der Stadt (t). Die Kirche und das Kloster St. Jacob (b) nimmt mit seinen Gärten die südöstliche Ecke der Stadt ein, welche Gegend vormals für die höchste der Stadt gehalten wurde (Felix Faber, Reyßbuch. Fol. 151b und Prokesch S. 50. 51). Außerhalb der Stadtmauer im Süden findet sich eine andere Kirche der Armenier und eine Moschee (u). Hier bietet die Kuppe des Sion einen ziemlich ebenen Platz von etwa 200 Schr. Breite und 500 Schr. Länge dar. Er sowol, als seine Abhänge sind mit Ruinen bedeckt, welche sich durch gewaltige, wahrscheinlich aus uralter Zeit herrührende Unterbaue und Grundmauern auszeichnen. Auch an Felsenkammern, tiefen Cisternen ꝛc. fehlt es hier nicht, sodaß die Tradition hier den Palast und das Grab David's und seiner Nachfolger sucht. Vom Sionsthore geht es nach N. zum Hügel des heil. Grabes (Calvarienberg, Golgata) (d) hinab, ebenso vom lateinischen Kloster, welches etwa 200 Schr. von diesem Hügel entfernt ist. Der Calvarienberg besteht aus Felsen; über ihm ist die Kirche zum heil. Grabe erbaut. Östlich von derselben findet sich zwischen ihm und dem Moriah das sogenannte Richterthor (porta judiciaria) (v) und hier beginnt die tiefste Einsenkung, welche die etwa 500 Schr. lange (Prokesch S. 76) sogenannte Schmerzensstraße durchzieht, bis man auf dieser in die Nähe der Magdalenenkirche (w) kommt, von wo es dann wieder ein wenig aufwärts zu dem Punkte geht, der sich (bei x) südlich von dem Bogengange findet, welcher mit der Benennung „ecce homo" bezeichnet wird. Hier in der Nähe ist die befestigte Wohnung des Commandanten der Stadt, auf starken Grundmauern erbauet, welche die des Palastes des Pilatus oder auch der Burg Antonia sein sollen. (Wittmann's Reisen Th. 1. S. 200.) Südlich oder südöstlich von derselben folgt der Platz der Hauptmoschee, al Haram, etwa in gleicher Höhe mit dem Grunde, auf welchem der Palast des Pilatus steht. Dieser geheiligte Bezirk nimmt den ganzen südöstlichen Theil der Stadt ein und seine Grundfläche ist, wenn wir Josephus recht verstehen, bedeutend viel größer, als die, welche nach seiner Beschreibung das jüdische Heiligthum einnahm[10]). Nach Prokesch (S. 77) ist er 500 Schr. lang und 460 Schr. breit — also etwa 1250 und 1150 Fuß — nach Richardson (S. 286) 1489 F. lang und 995 F. breit. In der Mitte desselben zeigt sich eine nur acht Stufen (14 Fuß sagt Richardson) erhöhte Plateform, welche nach Prokesch (S. 77) 200 Schr. in der Länge und 150 Schr. in der Breite (= 500 F. und 375 F.) mißt[11]) — und ferner in der Mitte dieses Platzes die achteckige Hauptmoschee al Sakharah. Gegen O. stößt dieses Heiligthum unmittelbar an die Stadtmauer, im südöstlichen Winkel steht eine größere, aber weniger schöne Moschee, vormals als christliche Kirche der Jungfrau Maria oder auch der Darstellung Christi geweiht (y). Nach einer unter Juden und Muhammedanern erhaltenen Tradition soll nicht die Hauptmoschee in der Mitte des heiligen Bezirks, al Sakharah, auch Kubbat es Sakrah benannt, genau auf dem Platze des altjüdischen Tempels stehen, sondern das eben bezeichnete größere Gebäude, die Moschee al Aksah, wonach denn der eigentliche Tempelplatz und der Mittelpunkt des altjüdischen Heiligthums nur einige Hundert Schritte weiter gen Süden gerückt erscheint, als man gewöhnlich annimmt. Noch heutzutage richten die Juden, welche auch dieses Gebäude nicht besuchen dürfen, beim Gebete ihre Blicke gegen die Mauer desselben, und wie man aus Rudolph von Suchen (Reyßbuch Fol. 449a), Breidenbach (ebd. Fol. 60b), Felix Faber (ebd. Fol. 135b) und Leonhard Rauchwolf (ebd. Fol. 329ab und 330a) ersieht, verlegt die Tradition in dieses, das südlichere, Gebäude, alle die Scenen, welche die evangelische Geschichte, als mit Christo im jüdischen Tempel vorgegangen, erzählt, nennt dahingegen das nördlichere (die Hauptmoschee) „die Schule Salomon's." Merkwürdiger aber noch sind die gewaltigen Bauwerke, welche sich unter dem Tempelberge befinden. Die abenteuerliche Legende, welche Benjamin von Tudela (bei *Bergeron* Tom. I. p. 22) mittheilt, beruht auf der Thatsache ausgedehnter Gewölbe unter dem Berge Sion. Breidenbach, der im J. 1483 Jerusalem besuchte, erzählt (Reyßbuch Fol. 60b), wie an der Südseite des Tempelplatzes unter der Kirche der Darstellung (y) „ein gar wunderlich und weit Gebäu unter der Erde sei, in welchem wol 600 Pferde geräumlich Platz finden möchten." Ebenso beschreibt Felix Faber (Reyßbuch Fol. 150b), wie er mit einigen Begleitern in dem Thale zwischen dem Sion und dem Morija „an dem Ort gewesen sei, da die große alte Mauer steht (1483, also vor der neuen Ummauerung im J. 1543), darauf Salomonis Haus gestanden ist, das man das Haus des Waldes Libanon nannte,

9) Diese specielle Nachweisung, von Prokesch S. 89 gegeben, weist nach, wie unrichtig die Grundrisse sind, welche Niebuhr, Clarke und Buckingham auf ihren Planen von Jerusalem von dieser Burg geben.

10) Vorläufig sei hier nur bemerkt, daß nach Josephus jede Seite des Quadrats, welches das altjüdische Heiligthum bildete, ein Stadium = 600 Fuß, betrug, mithin der Platz 360,000 □Fußmaß, statt daß er nach Prokesch = 1,437,500 und nach Richardson gar 1,481,555 Fuß einnimmt. 11) Diese specielle Nachweisung zeigt eine Unrichtigkeit in Dr. Westphal's Plane nach, welcher den geheiligten Platz um die Moschee als von Nordost nach Südwest sich abdachend darstellt.

da liegen viel Quadersteine, über die klommen wir an die Mauer und schlüpften durch ein Loch der Mauer hinein und kamen unter hohe, lange, schöne Gewölbe, acht Reihen neben einander, auf denen der Plan des Tempels ist. Die gemeine Sage ist, daß Salomo unter den Gewölben habe seine Stallung gehabt." Auch Leonh. Rauchwolf scheint diese Gewölbe gesehen zu haben. Von den neuern Reisenden erwähnen mehre ihr Dasein, versichern aber, ihre Eingänge seien vermauert; Maundrell war lange der einzige, der sie selbst gesehen hat. Er erzählt (bei Paulus' Reisen in den Orient Th. 1. S. 127): „Wir gingen durch das Sionsthor in die Stadt, wandten uns rechts (östlich) und nach etwa 200 Schr. an der Mauer, kamen wir in einen Garten, der am Fuße des Berges Morija an der Südseite liegt. Wir sahen hier verschiedene große Gewölbe, die wenigstens 100 F. unter dem Berge fortliefen. Sie bestehen in zwei Gängen, die oben mit sehr starken Steinen gewölbt, und mit hohen Säulen aus einem einzigen Steine bestehen, und vier Fuß im Durchmesser haben, unterstützt sind." Auch Richardson (S. 289) beschreibt sie aus eigener Ansicht auf gleiche Weise; er vergleicht sie mit den Bauwerken von Baalbeck. Die tiefste Gegend der Stadt ist nach allem diesem die, wo die Mauer mit g bezeichnet ist, hierher vereinigt sich der Abfall aller Hügel, welche in der Stadt sich befinden. Um die Übersicht zu erleichtern, haben wir die Tiefen der Einsenkungen zwischen den Hügeln mit stark punktirten Linien bezeichnet. Die beiden vorzüglichsten Einsenkungen sind die östlichere, welche von g über η η von Süden fast gerade nach Norden, und die westlichere, welche von demselben Punkte aus über θ θ θ und λ oben in zwei besondere Einsenkungen sich spaltend, gegen N. W. ausläuft.

Was dann die Versorgung der Stadt mit trinkbarem Wasser betrifft — eine Sache, die in mehrfacher Hinsicht die sorgsamste Berücksichtigung verdient — so ist schon bei dem lateinischen Kloster bemerkt worden, wie reichlich dieses mit Cisternen und Brunnen versehen ist; von ähnlichen Vorrichtungen wissen wir auch in Hinsicht anderer Gebäude. Allein wie wenig diese für die Bedürfnisse einer großen, stark bevölkerten Stadt ausreichen, dürfte schon allein daraus hervorgehen, daß Buckingham (von mir besorgte teutsche Bearbeitung. Weimar 1826. Th. 1. S. 147) an dem entferntesten aller um Jerusalem befindlichen Brunnen viele Menschen beschäftigt fand, für die jetzige, verhältnißmäßig so schwache Bevölkerung der Stadt, Wasservorräthe herbeizuholen. Die Quellen, Brunnen, Wasserleitungen und Wasserbehälter sind also ein Hauptpunkt für die Topographie Jerusalems. Dabei bemerken wir vorläufig, daß von Quellen und Brunnen in unmittelbarer Nähe von Jerusalem der Zeitfolge nach folgende erwähnt werden: a) die Quelle oder der Brunnen Rogel (Jos. 15, 7). b) Die Quelle Gihon (Gichon) (2 Chron. 32, 30). c) Das Wasser Siloah (Schiloach) (Jes. 8, 6). d) Der Brunnen Tannin (תנין) (Drachenbrunnen, Schlangenbrunnen?) (Neh. 2, 13). Dazu kommen die apokryphischen: e) Nehemiasbrunnen (2 Makk. 1, 19) und f) Brunnen der Jungfrau Maria. Und von Teichen oder Wasserbehältern: a) der obere Teich (Jes. 7, 3). b) Der untere Teich (Jes. 22, 9). c) Der alte Teich (Jes. 22, 11). d) Der Königsteich (Neh. 2, 14). e) Der Teich Siloah (Schiloach) (Neh. 3, 15). f) Der Teich Asujah (העשויה, der gemachte, künstliche Teich). g) Der Teich Bethesda (Joh. 5, 2). h) Verschiedene Teiche, deren Josephus in den Büchern vom jüdischen Kriege Erwähnung thut. Wahrscheinlich führen dieselben Teiche verschiedene Namen. Endlich von Wasserleitungen: a) die des Hiskias (2 Chron. 32, 30., vergl. mit Jes. Sirach 48, 19), welche mit b) der Wasserleitung Siloah (Schiloach) Jes. 8, 6 vielleicht dieselbe ist. Weiter unten wird sich das besser besprechen lassen. Jetzt betrachten wir, wie diese Dinge gegenwärtig sich zeigen. 1) Teich und Quelle nordwestlich von Jerusalem. Alle Reisenden vereinigen sich dahin, diese Wasser „Gihon" zu nennen, weshalb auch wir diese Benennung beibehalten. Der (obere) Teich Gihon, sagt Maundrell (bei Paulus I. S. 136) ist etwa 400 Schr. westwärts vom Bethlehemsthor entfernt (etwa bei α). Seine Länge beträgt 106, die Breite 67 Schr. Er ist ausgepflastert und mit Mauern versehen und war, als Maundrell ihn sah, voller Wasser. Da nach N. und W. desselben sich ausgedehnte Höhen befinden, so ist nicht unwahrscheinlich, daß es daselbst auch Quellen gibt, welche diesen Teich speisen. Prokesch (S. 121) und Cotowick (S. 150) erwähnen dieses Teichs, letzterer spricht von einer Quelle, die sich daselbst finde. Pococke beschreibt ihn wie Maundrell und sagt, daß er ungefähr eine englische Meile N. N. W. vom Bethlehemsthore liege. Nach ihm (S. 40) geht eine zum Theil verdeckte Wasserleitung von diesem Teiche aus und speist den Wasserbehälter unsern des heil. Grabes (d); andere sind der Meinung, sie versehe den sogenannten Teich der Bathseba in der Stadt (s). Brockard (Reyßb. Fol. 461ª) erzählt: ein (etwa bei β) nordöstlich vom Marienthore gelegener großer Teich erhalte vom obern Gihon sein Wasser; er, sowie Felix Faber (Reyßb. Fol. 135^b und 136^b) und L. Rauchwolf) (ebd. Fol. 326^b) unterscheiden diesen Teich sehr bestimmt von dem sogenannten Schafteich am Marienthore (bei γ). Inwiefern der untere Teich Gihon (bei t), welcher in derselben Einsenkung südwestlich vom Bethlehemsthor und südlich von dem Damme belegen ist, über welchen der bequemste Weg nach Bethlehem führt, mit diesem obern Gihonteiche (bei α) in Verbindung stehe, ist nicht angegeben — der Örtlichkeit nach sind hier nur verdeckte Canäle denkbar. Nach Pococke (2. S. 39) und Prokesch (S. 60) ist dieser untere Teich etwa 250 Schr. lang und 100 Schr. breit. Alle neuern Reisenden fanden ihn trocken — die ältern, und unter diesen Cotowick im J. 1599, mit Wasser wohl versehen. Aus der Abdachung der Thäler um Jerusalem folgt, daß diese Abflüsse sich durch das Thal Hinnom ergießen, und südöstlich von Jerusalem mit den Gewässern aus dem Siloah und dem Kedronthale vereinigen müssen. 2) Die Wasserleitungen von Bethlehem und Hebron. Im A. T. findet sich keine Spur von ihrem Dasein — denn was im Hohenliede 4, 12 und dem Prediger Salomonis 2, 6 ꝛc. vorkommt, gibt kein historisches Funda-

ment — nur die Sage schreibt ihre Anlage dem Salomo zu. Die erste leiseste Andeutung haben wir bei Gumprecht, der im J. 1449 diese Gegend besuchte, gefunden (Reyßb. Fol. 247ᵇ). Bestimmter spricht Felix Faber (ebd. Fol. 152ᵇ) von drei großen, weiten Gräben, südwestlich von Bethlehem, durch die Felsen mit großer Arbeit und Kosten gehauen, in welchen sich die Wasser zur Regenzeit sammeln und durch gute Canäle krumm herum bis gen Jerusalem in den Tempel geleitet werden — als von König Salomo's Werk. Indessen scheint Felix Faber von dem eigentlichen Ursprunge dieser Wasserwerke, dem, wie es scheint, viele Jahrhunderte hindurch jedem Uneingeweihten unbekannten, verdeckten, unterirdischen Quellensammler, welchen man jetzt als den eigentlichen Anfang dieser merkwürdigen Wasserleitung kennt, überall keine Ahnung zu haben. Cotowick ist der erste, der sie ganz übereinstimmend mit den Beschreibungen späterer Beobachter, unter denen die von Pococke durch die hinzugefügten Zeichnungen die genaueste ist, darstellt (Pococke Reisen teutsche Übersetzung von Windheim II. S. 64 und die Zeichnungen auf Tab. VIII.). Das Merkwürdigste bei diesem versiegelten (verschlossenen, verdeckten), unterirdischen Quellensammler dürfte sein, daß das Wasser, um von ihm nach Jerusalem zu gelangen, nicht grade durch die drei großen Teiche gehen muß (welche allerdings ihren Überfluß gleichfalls zur Stadt senden), sondern daß es eine durchaus für sich bestehende Wasserleitung versorgt, welche neben der von den Teichen ausgehenden, in die Stadt eintritt. Pococke erzählt (S. 40) „am nördlichen Ende des untern (Gihon) Teichs (bei t) ist ein gebahnter Weg, der auf die Straße von Bethlehem zugeht. Drinnen ist ein Canal, der von Salomo's Wasserleitung herkommt und zu beiden Seiten, wie auch am Ende des Weges drei Cisternen mit Wasser versieht, sonderlich hat die letztere einen Überfluß an Wasser. Ungefähr 100 Schritt weiter gen N. durchkreuzt die Wasserleitung aus dem Teiche Salomon's das Thal und das Wasser läuft in einem Theil des Weges durch neun Gewölbe, die vier bis sechs Fuß hoch sind." So hätten wir denn hier zwei Wasserleitungen, welche die eine von dem Teiche Salomon's, die andere von der andern Wasserleitung Salomon's (dem sogenannten versiegelten Brunnen) herkommen und parallel mit einander das Thal im Westen der Stadt übersetzen. Von der weitern Erstreckung dieser Wasserleitungen spricht Pococke nur ganz im Allgemeinen. „Sodann," sagt er, „geht das Wasser rund um die Hügel an der westlichen Seite des Berges Sion und so weiter rund um die Stadt und in den Tempel durch einen verdeckten Gang. Daß das Heiligthum (vormals das jüdische, jetzt das Muhammedanische) das endliche Ziel dieser Wasserleitung sei, versichern einstimmig alle Reisebeschreiber, welche derselben erwähnen. (Rud. v. Suchen Reyßb. Fol. 449ᵇ. Felix Faber ebd. Fol. 131ᵇ 150ᵃ 152ᵇ. Cotowick S. 241—243. Maundrell b. Paulus I. S. 111. 114. 126. Joliffe, von Rosenmüller übers. S. 112. 121. Chateaubriand. D. Übers. I. S. 262). Buckingham (I. S. 207) spricht sogar von plätschernden Springbrunnen in den Vorhöfen des Heiligthums, und Richardson (II. S. 289) von einem stets fließenden Brunnen daselbst. Am ausführlichsten ist Sieber (Reise von Kairo nach Jerusalem S. 68). „Rings um den Berg des bösen Raths windet sich die Wasserleitung, welche Jerusalem mit dem nothwendigen Wasser versieht. Der große untere Teich des Gihon (mithin t), der das Wasser des Bachs (welches Bachs?) durch die erwähnte Wasserleitung aufnimmt, konnte dem Wassermangel in trockenen Jahren, wo er ganz austrocknet (wer? der Bach oder der Teich?) nicht steuern. Diese Wasserleitung, welche längs den Abhängen der Berge von Bethlehem aus hierher geleitet wird, ist ein einfaches, von Quadersteinen gemauertes Gerinne, welches mit flachen Steinen bedeckt, um den Berg Hakeldama (einen andern als den Berg des bösen Raths) sich herumwindet, oberhalb dem untern tiefen Teiche des Gihon durch dieses Thal sich schlingt, und rings um den Sion in die Stadt läuft, wo es am Berge Moria und der jetzigen Moschee in den zahllosen Bädern, Brunnen, Reinigungsorten gebraucht wird [12]). Der obere Theil der Stadt muß sich mit Brunnen (Cisternen für Regenwasser?) behelfen." Wir gestehen, daß in dieser Beschreibung uns vieles dunkel ist, werden indessen auf die Thatsache weiter unten zurückkommen. 3) Wenn wir nun zu den Quellen, Brunnen und Teichen übergehen, welche man in den südöstlich unmittelbar vor Jerusalem gelegenen Thälern antrifft, so kann man nur die Widersprüche und die Verwirrungen beklagen, welche sich in den Aussagen der Reisenden finden. Nach sorgfältigster Vergleichung und Prüfung aller hier einschlagenden Nachrichten sind wir zu dem Resultate gelangt, daß es in diesen Thälern nur drei verschiedene Quellen, Brunnen oder Wasserausgänge gibt, von denen zwei in der Nähe der Stadt, unmittelbar am Fuße der Hügel, auf denen diese liegt (etwa bei δ und ε), ein dritter da, wo die Thäler sich vereinigen (etwa bei ζ) belegen ist. Aber eine größere Verwirrung, als in der Benennung dieser Gewässer herrscht, läßt sich kaum denken. Der Brunnen Rogel, Siloah, Nehemiah's Drachenbrunnen, Brunnen der heil. Jungfrau ꝛc. wird nach Belieben bald der eine, bald der andere genannt. Um in keiner Hinsicht vorzugreifen, sprechen wir hier a) von dem westlichen, etwa bei δ belegenen. Wir finden ihn Siloah, Marienbrunnen, Brunnen Rogel, Brunnen des Nehemiah benannt. Nun kann aber die Benennung „Brunnen des Nehemiah" nicht vor den Zeiten der Makkabäer, und der „Brunnen der heil. Jungfrau Maria" nicht vor den christlichen Legenden entstanden sein. Welchen Namen hat er also früher gehabt? davon weiter unten. Es liegt dieser Brunnen in dem Thale zwischen dem Morija und dem Sion, nach Turner (Journal II. p. 250) etwa 200 Schr. S. S. O. von der Stadtmauer. Nach diesem, Pococke

12) Eine Unrichtigkeit in der Zeichnung des Kanals muß auch hier sein. Er setzt quer durch die Einsenkung, welche das Thal Tyropeion bezeichnet. Wie? in verschlossenen Röhren? Das widerspricht dem „einfachen Gerinne." Oder nach Art der alterthümlichen Aquäducte auf brückenartiger Leitung? Wie kommt es dann, daß kein anderer Beobachter ihrer erwähnt und Sieber selbst nicht einmal?

und Felix Faber, bricht dieser Brunnen aus einem Felsen hervor, tritt in einen Teich, wird durch tiefe Spalten eines andern Felsen geführt und ergießt sich südlich von demselben in einen andern Teich, von wo er zur Bewässerung des Thals verwandt wird. Möglich ist, daß mehren Reisenden der zweite Ausfluß des Baches aus den Felsenspalten als die eigentliche Quelle desselben gezeigt wurde, woraus sich denn die Verschiedenheit der Angaben erklären läßt. Noch ist merkwürdig, daß mit Ausnahme von Otto von Richter kein einziger der neuern Reisenden das Wasser dieses Brunnens lobt; alle übrigen, selbst Chateaubriand, tadeln es. Auch von Wasserreichthum ist nirgends die Rede. Mithin kann hier nicht wohl zu suchen sein der Siloam des Josephus, eine süßes Wasser reichlich ausströmende Quelle (Bell. Jud. V, 4. §. 1). b) Der östliche, etwa bei ε befindliche Brunnen — nach Turner (S. 219) 100 Schr südöstlich von der südöstlichen Ecke der Stadt, dem nördlichen Ende des arabischen Dorfs Siloa, welches im Thal am Abhange des Ölberges belegen ist, gegenüber. Hier finden sich dieselben Schwankungen in der Benennung. Am häufigsten freilich nennt man ihn den „Marienbrunnen." Wenn aber das, so entstehet auch hier die Frage: Wie hieß er vor der Entstehung christlicher Legenden? oder war er früher nicht vorhanden? Die Qualität und Quantität seines Wassers wird gelobt, eine unterirdische Verbindung dieses und des vorhergehenden versichert, besonders durch die neuern Reisenden Sieber, Scholz und Berggren, von welchen der erstere sogar die Richtung des beide verbindenden unterirdischen Kanals bezeichnet hat. Aber die Hauptfrage ist unerledigt: ob der zweite an den ersten, oder der erste an den zweiten den Überfluß seiner Gewässer abgibt? d. h. die über die relative Höhe dieser sogenannten Quellen. Ferner: wie es kommt, daß das Wasser von a schlecht ist, während man das von b rühmt? Auch ist es merkwürdig, daß Sieber und nach ihm Scholz und Berggren den ersten Brunnen ungleich weiter nach Süden und dichter an den Thalweg des Kedron setzen. Es gibt hier also noch vieles aufzuklären. c) Der südlichste, etwa bei ζ belegene, Brunnen. In Hinsicht der Lage desselben stimmen alle Berichterstatter überein, daß er den tiefsten Ort der Jerusalem umgebenden Thäler einnehme — auch in Hinsicht der Beschaffenheit: es sei dies ein mindestens 120 F. (Scholz spricht sogar von 400 F.) tiefer durch den Felsengrund getriebener Schacht, dem es nie an Wasser fehle, und der sogar zu gewissen Zeiten überfließe. Zwischen den Benennungen „Brunnen Rogel" und „Brunnen des Nehemiah" schwanken die Berichterstatter. Wer die in 1 Makk. 1, 19. 20 erzählte Legende auf diesen Brunnen angewandt wissen will, würde nachzuweisen haben, wie die „trockene Grube" sich in einen wasserreichen Brunnen, und das „dicke Wasser" in das klarste Trinkwasser habe verwandeln können. Ebenso: ob und in welchem der hier vorhandenen Teiche der „untere Teich" und der „alte Teich" und der „Königsteich" erkannt werden dürfe. Indessen können wir nicht umhin, schon hier zu bemerken, daß, nach unserem Dafürhalten sei: Der mit a (und δ) bezeichnete: שלח, der Emissair, Ausfluß des Spülichts von Morija ꝛc. Der mit b (und ε) bezeichnete: Der Siloam des Josephus, die reine Quelle oder der Ausfluß höher liegender reiner Quellen, vielleicht der „Drachenbrunnen des Nehemiah," als wofür auch noch der Umstand spricht, daß das ihm gegenüber liegende Dorf den Namen Siloa führt — und der mit c (und ζ) bezeichnete: Die Quelle Rogel oder auch der „Drachenbrunnen," welcher Anfangs vielleicht ohne alles Zuthun der Kunst zu Tage hervorbrach, der aber hin und wieder ausblieb, weil seine Gewässer andere Auswege fanden, und der zuletzt, um seiner stets sicher zu sein, nach Art der artesischen Brunnen durch einen tiefen Schacht abgefangen wurde.

2) **Geschichte und Topographie des alten Jerusalems bis zu seiner Zerstörung durch die Römer — im Allgemeinen.** Quellen über diese Periode sind das A. T. mit Einschluß der in den Codex aufgenommenen Apokryphen, dann die Schriften des Josephus; was nicht-jüdische, sogenannte profane Schriftsteller haben, ist so wenig und von so geringem Werth, daß man fast gar keinen Gebrauch davon machen kann. (Gesammelt in „Judaica, seu veterum scriptorum profanorum de rebus judaicis fragmenta, collegit *Meier* [Jen. 1832]). Und auch die Anführungen des A. T. und der Apokryphen sind größtentheils nur beiläufig; diese Schriftsteller erzählen Begebenheiten, deren Schauplatz sie vor Augen hatten und den sie also als bekannt voraussetzen durften, — oder vielmehr in Hinsicht dessen es ihnen auch nicht auf das Entfernteste einfallen konnte, daß Nicht-Juden und mit der Localität Unbekannte sich je dafür interessiren würden. Deshalb läßt sich auch nur durch die sorgfältigste Combination aller Umstände und ein beständiges Vergleichen dessen, was von den Beschaffenheiten der Localität in ältern Zeiten erzählt wird, mit dem, wie diese gegenwärtig sich darstellen, dieses und jenes Bruchstück der Topographie des alten Jerusalems herausbringen. Endlich umfassen die gedachten Schriften einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren, während dessen in Jerusalem mehr als einmal das Wichtigste zerstört, erneuert, umgebaut, verändert worden ist — auch findet sich in allen diesen Schriften nicht eine einzige Stelle, welche es sich zum Geschäft macht, den mit der Örtlichkeit Unbekannten diese absichtlich zu beschreiben — denn selbst was über den Tempelbau gesagt wird, läßt grade die Fragen, welche hier am meisten interessiren, fast ganz ohne Antwort. Dahingegen scheint Josephus aus allen Verlegenheiten zu helfen. Er hielt sich Jahre lang in Jerusalem auf, er war im römischen Hauptquartier, als Jerusalem belagert, erobert und zerstört wurde, mithin kannte er die Localitäten; nachher lebte er zu Rom und beschrieb daselbst zuerst die Geschichte des letzten jüdischen Kriegs in einem sehr ausführlichen Werke, dann unter dem Titel der „jüdischen Alterthümer," die Geschichte seines Volks von den ältesten Zeiten an bis zur Vernichtung der Nationalität desselben, und zwar alles dieses nicht blos für Juden und mit der Localität Bekannte, sondern absichtlich zugleich für Solche, welche Jerusalem niemals gesehen hatten. Er sieht sich also genö-

thigt, topographische Darstellungen zu geben, und so haben wir namentlich in des ersten Werks fünftem Buche zwei Capitel (das 4. und 5), welche sich absichtlich mit der Topographie Jerusalems beschäftigen. Beim ersten Anblicke sollte man der Meinung sein, diese Darstellungen eines vielfach gebildeten Augenzeugen verdienten das unbedingteste Zutrauen, sie eigneten sich ganz zur Grundlage weiterer Forschungen und zum Prüfstein anderweitiger Ansichten. Von dieser Meinung ist namentlich Justus Olshausen in seiner Schrift: „Zur Topographie des alten Jerusalems" 1833 ausgegangen. Allein bei genauer Prüfung finden sich bedeutende Widersprüche, nicht allein zwischen dieser Darstellung des Josephus auf der einen Seite und auf der andern den Mittheilungen der heil. Schrift, sowie demjenigen, was die Örtlichkeiten des heutigen Jerusalems ausweisen, sondern auch zwischen gedachten beiden Capiteln und demjenigen, was Josephus selbst an andern Stellen seiner Werke berichtet. Wenn wir demnach hier vor allem dasjenige folgen lassen, was das 4. und 5. Capitel des 5. Buchs vom jüdischen Kriege von hierher gehörigen Nachrichten enthält, so geschieht dieses nur, um dasjenige, worauf wir doch immer im Nachfolgenden mehrfach uns würden beziehen müssen, gleich von Vorn herein in dem, von dem Schriftsteller selbst ihm gegebenen Zusammenhange vorzulegen. (Bell. Jud. V, 4. §. 1.) „Die Stadt ist durch drei Mauern befestigt, ausgenommen da, wo unzugängliche Schluchten sie umgeben, denn an solchen Stellen war nur eine Ummauerung. Gegen einander überstehend war sie auf zwei Hügeln angelegt, welche eine zwischen innen liegende Schlucht trennte, gegen die auf einander gedrängte Häuser sich endigten. Der eine dieser Hügel, welcher die obere Stadt enthält, ist viel höher und seiner Länge nach gestreckter. Seiner Befestigung halber wurde er vom Könige David „die Festung" genannt, von uns aber der „obere Markt." Der andere Hügel, welcher Akra (ἄκρα, die Burg) genannt wird, ist mondförmig gebogen (ἀμφίκυρτος). Diesem gegenüber war ein dritter Hügel, von Natur niedriger als die Akra, und von dem andern (der Akra) vormals durch eine breite Schlucht getrennt. Von der Zeit an aber, da die Hasmonäer regierten, verschütteten sie die Schlucht, weil sie mit dem Heiligthume die Stadt verbinden wollten, und die Höhe der Akra abtragend, machten sie selbige niedriger, damit auch sie von dem Heiligthume überragt wurde. Die Schlucht aber, die man die „der Käsemacher" nannte, von welcher schon gesagt ist, daß sie den der Oberstadt von dem untern Hügel trenne, reicht bis zum Siloam. So nennen wir eine reichliche Süßwasserquelle. Nach Außen zu waren die beiden Hügel der Stadt von tiefen Schluchten umgeben und wegen der überall befindlichen Steilwände gar nicht zugänglich. (§. 2.) Unter den drei Mauern war der ältesten wegen der Schluchten und wegen des Hügels über diesen, auf welchem sie erbaut war, schwer anzukommen. Außer diesem Vortheile der Örtlichkeit war sie stark gebauet, indem David und Salomo und die Könige nach ihnen, ihre Ehre in dieses Werk setzten. Sie begann auf der Nordseite von dem Thurme Hippikus und erstreckte sich bis zu dem sogenannten Xystus, verband sich dann mit dem Rathhause und erreichte ihr Ende am westlichen Säulengange des Heiligthums. Auf der andern westlichen Seite begann sie von derselben Örtlichkeit, erstreckte sich durch die Bethso genannte zu dem Thore der Essener, machte dann Fronte gegen Süden über die Quelle Siloam, wich von da wieder gen Osten aus gegen den Teich Salomon's und durch eine Örtlichkeit gehend, welche man Ophlan nennt, verband sie sich mit dem östlichen Säulengange des Heiligthums. Die zweite Mauer nahm ihren Anfang von einem Thore, welches man Gennath nannte und der ersten Mauer zugehörte, umgab allein die nördlich gelegene Gegend und zog sich bis zur Antonia. Die dritte Mauer hatte ihren Anfang von dem Thurme Hippikus, von wo sie sich gen Norden bis zum Thurme Psephinus erstreckte, dann ihre Fronte gegen das Denkmal der Helena richtete und durch die königlichen Höhlen sich ausdehnend, bei dem Eckthurme sich wendete, neben dem Denkmal, welches das des Walkers genannt wurde. Sie endigte sich, indem sie mit der alten Ummauerung in der Kedron genannten Schlucht zusammenstieß. Diese hatte Agrippa, um den neu hinzugekommenen Stadttheil, welcher vorher unbeschützt war, gezogen. Denn da die Volksmenge wuchs, hatte die Stadt außerhalb der Ummauerung sich allmälig vergrößert, und da man die nordwärts vom Heiligthume gegen den Hügel hin belegenen Gegenden mit bebaut hatte, schritt man nicht wenig fort und bebaute auch einen vierten Hügel, welcher Bezetha genannt wird und der Antonia gegenüber belegen ist, aber durch einen tiefen Graben von derselben getrennt. Dieser war absichtlich gezogen, damit nicht, wenn die Grundmauern der Antonia an den Hügel stießen, man leichter an sie kommen könnte, und sie weniger hoch wäre. Bezetha heißt Neustadt. Den Anfang dieser Ummauerung machte der König Agrippa, der gleichnamige Vater des jetzigen Königs. Indessen ließ er das angefangene Werk liegen, weil er fürchtete, die Größe desselben möchte in dem Kaiser Claudius den Verdacht erregen, als ginge er, Agrippa, mit der Absicht um, sich zu empören. Die Stadt würde unüberwindlich geworden sein, wäre diese Ummauerung, sowie sie angelegt war, durchgeführt. Denn die Steine, aus welchen sie bestand, waren 20 Ellen lang und 10 Ellen breit, sodaß sie nicht leicht von Eisen durchbohrt und durch Maschinen gerückt werden konnten. Zehn Ellen war die Mauer dick und sie würde über 20 Ellen erhöht sein, wenn nicht der Bau verhindert wäre. Nachher aber wurde diese Mauer im Ganzen von den Juden auf 25 Ellen erhöht." (§. 3) Hier folgt eine Beschreibung der Thürme — besonders des Thurmes Psephinos, welcher an der nordwestlichen Ecke stand, gegen welche Titus sich lagerte. „Ihm gegenüber (ἄντικρυς) war der Thurm Hippikus und neben demselben zwei andere, von König Herodes in der alten Mauer erbaut." Beschreibung derselben (§. 4): „Diese drei Thürme standen in der alten Mauer, welche auf einen hohen Hügel gegründet war, und ragten über denselben 30 Ellen hervor." Beschreibung der Construction dieser Mauer und ihrer Thürme. An diese Thürme, welche in dem nördlichen Theile der ältesten

Mauer belegen waren, schloß sich nach Innen zu (also nach der Süd- oder Südwestseite) die königliche Burg an. Beschreibung derselben. (V. 5. §. 1). „Das Heiligthum war auf einem steilen Hügel gebaut, Anfangs aber reichte die obere Ebene kaum zu für das Tempelgebäude und den Altar, denn sie war nach allen Seiten hin steil und abschüssig. Da aber der König Salomo, welcher auch den Tempel erbaute, die Ostseite desselben mit einer Mauer umgeben hatte, so wurde auf die von jener Seite aufgeführte Erde ein Säulengang erbaut, und auf allen übrigen Seiten blieb der Tempel unbedeckt. In der Folgezeit, da das Volk immer noch einige Erde hinzudämmte, wurde der geebnete Hügel breiter gemacht. Ja, nachdem man die nördliche Mauer durchbrochen hatte, nahm man so viel Platz hinzu, als nachher das ganze Heiligthum umfaßte. Nachdem man aber von Grund aus den ganzen Hügel mit einer dreifachen Mauer umgeben und ein großes Werk vollendet hatte, umbaute man sowol die obere Ummauerung als auch das untere Heiligthum. Wo es am niedrigsten war, baute man es auf 300 Ellen in die Höhe, an verschiedenen Stellen aber auf mehres. Denn es zeigte sich keineswegs die ganze Höhe des Fundaments, weil man vieler Orten die Schluchten mit Schutt ausgefüllt hatte, um die Gassen der Stadt gleich zu machen. Zu diesem Baue bediente man sich Felsenstücke von 40 Ellen." (§. 8.) „Die Antonia lag an der Ecke, wo der nördliche und westliche Säulengang des äußern Heiligthums zusammenfließen." (Beschreibung der Antonia): „Sie war auf einem 50 Ellen hohen, nach allen Seiten abschüssigen Felsen erbaut. Die Stadt wurde als von einer Burg durch das Heiligthum überragt, das Heiligthum durch die Antonia. Fur die Oberstadt gab es eine besondere Zwingburg, die Königsburg des Herodes. Der Hügel Bezetha war von der Antonia getrennt; er war der höchste von allen, hing theilweise mit der Neustadt zusammen und überragte allein das Heiligthum auf der Nordseite."

Es war unmöglich in der vorstehenden Darstellung des Josephus altes und neues, das heißt, was aus dem gesammten Zeitraume, von David bis zur Zerstörung der Stadt durch Titus, hier zwischen und durch einander geworfen scheint, zu trennen. Hier aber fassen wir das Resultat zusammen, wobei wir uns auf die Übersicht des alten Jerusalems auf Tab. II. beziehen.

Zu der Zeit, da Josephus lebte, bestand Jerusalem aus: 1) der Altstadt, zusammengesetzt aus a) der Oberstadt (dem obern Markte, der Stadt David's, der Stadt Zijon); b) der Unterstadt (der Akra) und c) dem Heiligthume (dem Tempelberge Morija) und 2) der Neustadt oder Bezetha. Die Oberstadt war von der Unterstadt durch die Schlucht der Käsemacher, — die Unterstadt von dem Tempelberge durch eine breite Schlucht getrennt — zwischen der Neustadt und den übrigen Stadttheilen gab es keine natürliche Grenze, doch war die Neustadt höher als alle übrigen Stadttheile. Jetzt von der gegenseitigen Lage dieser vier hauptsächlichen Stadttheile.

Mit der Lage des Heiligthums beginnen wir, weil sich diese am bestimmtesten ausfindig machen läßt. Es war dasselbe auf einem felsigen Hügel belegen, dessen Kuppe durch gewaltige, aus großer Tiefe ausgeführten Böschungsmauern zu einem Rechteck erweitert war, dessen Seiten je ein Stadium (= 600 F.) maßen [13]). Die äußerste Ummauerung der Westseite dieses Vierecks hatte vier Thore, von denen eins zur Königsburg, zwei in die sogenannte Vorstadt (εἰς τὸ προάστειον) [14]) und ein viertes in die andere Stadt (εἰς τὴν ἄλλην πόλιν) führte (Archaeol. XV, 11. §. 5). Das zur Königsburg führende hatte zunächst vor sich eine Brücke, wodurch die vorliegende Schlucht übersetzt wurde, und über welche man auf der entgegengesetzten Seite zunächst auf den sogenannten Xystus gelangte (Arch. XIV, 4. §. 2. Bell. Jud. VI, 6. §. 2). Von dem zur andern (übrigen?) Stadt führenden stieg man auf vielen Stufen in die Schlucht hinab, und dann auf gleiche Weise zur andern Stadt hinauf. Mithin war auf der Westseite das Heiligthum (wenigstens zum Theil) von einer Schlucht begrenzt, jenseit welcher verschiedene Stadttheile lagen. Auf der Südseite des Heiligthums war ein prachtvoller Säulengang durch vier parallele Säulenreihen gebildet, ein Stadium lang, von der östlichen zur westlichen Schlucht reichend und also an beiden Enden von diesen Schluchten begrenzt. Es ist keine Spur vorhanden, daß von demselben aus nach Süden hin irgend eine Vorrichtung aus dem heiligen Bezirke geführt habe, vielmehr kann Josephus nicht stark genug sich ausdrücken, wenn er von der fürchterlichen Tiefe redet, welche, wer vom platten Dache des Säulenganges herabblickte, vor sich hatte [15]). Ebenso ist überall von keinem Ausgange die Rede, welcher auf der Ostseite durch die äußere Ummauerung des Heiligthums geführt haben sollte, vielmehr auch hier von einer aus großer Tiefe aufgeführten Böschungsmauer, auf welche der östliche Säulengang, der älteste von allen gestanden haben soll (Archaeol. XV, 11. §. 3). Endlich war auch an der Ecke, woselbst in der äußern Umgebung des Heiligthums der östliche Säulengang mit dem nördlichen zusammenfließ, über der Schlucht des Kedron eine furchtbare Tiefe (Bell. Jud. VI, 3. §. 2). Aus diesen Berichten ergibt sich die Lage des jüdischen Heiligthums auf einen nach Osten und Süden und wo nicht auf der ganzen Westseite, doch auf dem südlichen Theile derselben [16]) in große Tiefe steil abfallenden Felsenhügels, der namentlich auf der Ostseite

---

13) Da es uns hier nur auf approximative Angaben der Maße und auf runde Zahlen ankommt, so rechnen wir 40 Stadien auf die geogr. Meile, 600 Fuß auf das Stadium, 120 doppelte Schritte à 5 Fuß auf dasselbe, und 1½ Fuß auf die jüdische Elle. 14) Das heißt in einen Theil der Stadt, welcher zu Josephi Zeiten noch den Namen προάστειον (Vorstadt) führte, obgleich er schon lange nicht mehr Vorstadt war (s. unten). 15) Das Maß dieser Tiefe beschreibt Josephus (Archaeol. XV, 11. §. 5) mit den Worten: ὡς εἴ τις ἀπ' ἄκρου τοῦ ταύτης τέγους ἄμφω συντιθεὶς τὰ βάθη διοπτεύοι. Hier muß, wie uns scheint, unter den „beiden zusammengerechneten Tiefen," die Höhe der Böschungsmauer und die Höhe des Säulenganges zusammengenommen, verstanden zu werden. 16) Spuren einer tiefen Schlucht sind an dem südlichen Ende der Westseite des al Haram oder Morija noch jetzt sichtbar. Hier ist der heilige Bezirk durch eine Böschungsmauer von 60 Fuß Höhe gestützt, in deren unterm Theile neun Lagen von

von der Schlucht des Kedrons eingeschlossen ist, jenseit deren der Ölberg sich erhebt (Joh. 18, 1. Matth. 26, 30). Also stand das altjüdische Heiligthum etwa da, wo jetzt das Muhammedanische, und vielleicht ruht die heutige Stadtmauer, von deren südöstlicher Ecke an gerechnet auf ein Paar hundert Schritte weit, sowol nach Norden als nach Westen, grade auf den uralten Grundmauern, welche Josephus beschreibt. So kann über die Identität der Lage im Allgemeinen gar kein Zweifel obwalten, so mannichfaltig auch die Zweifel sein mögen, welche, wenn man in ein genaueres Detail eingeht, sich zeigen. Wir werden darauf zurückkommen; gegenwärtig gilt es nur die Lage der übrigen Stadttheile, gleichfalls aber nur im Allgemeinen, zu bestimmen.

Dem dritten Hügel, welcher das Heiligthum trug, gegenüber, lag der zweite Hügel, welcher Akra genannt wurde, und die Unterstadt trug. Er war in Form eines halben Mondes gebogen (ἀμφίκυρτος) und einst durch eine breite Schlucht von dem zweiten Hügel getrennt. Die Spuren dieser Einsenkung zeigen sich noch heutzutage (in der Richtung der punktirten Linie η η); westlich von derselben ist also die Stätte zu suchen, wo die Unterstadt oder Akra stand [17]).

Der zweite, mit der Unterstadt bebaute, Hügel war von dem ersten, der von König David „die Festung" (die Stadt David's), zu Josephi Zeit „der obere Markt" genannt wurde, durch die tiefe Schlucht der Käsemacher (Tyropoion) getrennt. Spuren einer solchen Schlucht finden sich noch heutzutage in der Richtung von θ θ θ und θ θ ι. Bei ihrem Ausgange nach Süden sind sie sehr sichtbar, nach Nord und Nordwest hin verschwinden sie immer mehr. Im Südwesten dieser Linie ist also der Ort der Stadt David's, Zijon oder Sion zu suchen. Durch die tiefen, schluchtenähnlichen Thäler, welche diesen Hügel, über dessen Kuppe die heutige Stadtmauer läuft, und auf welchem das Sionsthor (f) erbaut ist, nach Westen, Süden und Osten begrenzen, ist ihr Umfang in den angegebenen Richtungen ziemlich genau bezeichnet, und schon in dieser Gestalt erscheint dieser erste Hügel ganz so, wie ihn Josephus beschreibt: „höher als der zweite und seiner Länge nach gestreckter." Indessen wollen wir schon darauf aufmerksam machen, daß es schwer halten wird, das nördliche oder nordnordwestliche Ende desselben zu bestimmen; ob es in der heutigen Burg der Pisaner (c) oder südlicher oder nördlicher zu suchen sei, muß fürs Erste unentschieden bleiben.

An der nordwestlichen Ecke des Heiligthums war das Fort (die Burg, ἄκρα) Baris schon zur Zeit der Hasmonäer vorhanden, späterhin von Herodes zu einem sehr festen Waffenplatz umgebaut und Antonia benannt. Sie war auf einem 50 Ellen hoch über das Niveau der Flachhöhe erhabenen Felsen erbaut. Auch über die Lage dieses Punkts sind wir im Allgemeinen außer allem Zweifel. Da schon die Römer sie von Grund aus zerstörten, so werden Spuren von Bedeutung sich nicht mehr auffinden lassen, vielleicht, daß die heutige Burg des Commandanten auf ihr ruht (s. oben).

Endlich lag dem Heiligthume, der Antonia und der übrigen Altstadt in Norden die Neustadt (Bezetha) an und auf einem Hügel, der über die Flachhöhe, auf welcher die drei früher genannten, von der Altstadt und dem Heiligthume besetzten Hügel belegen waren, bedeutender sich erhob als einer derselben. Wo sie gegenwärtig zu suchen sei, und daß die gegenwärtige Beschaffenheit des Nordtheils der Stadt und der in Norden derselben belegenen Gegenden der Beschreibung des Josephus nicht widerspricht, liegt vor Augen. Hier müssen wir aber vor Allem darauf aufmerksam machen, daß die Neustadt erst kurz vor dem jüdischen Kriege ummauert worden ist, woraus denn folgt, daß die zweite Mauer als die äußerste Grenze der Altstadt betrachtet werden muß, über welche weiter nach Norden hinaus früherhin es überall keine Ummauerung gab. Man scheint diese klar vorliegenden Thatsachen sehr oft gänzlich übersehen zu haben.

Anhaltspunkte zur Erkennung der Örtlichkeiten des alten und neuen Jerusalems und ihrer Beziehung zu einander sind dann noch folgende: Die Quelle Siloam. Bis zu ihr reicht die Schlucht der Käsemacher. Das trifft sehr wohl zu mit der Quelle bei δ, welche in der Fortsetzung des aus der Stadt von θ θ aus sich hinziehenden Thales liegt. Aber diese Quelle hat nur weniges und schlechtes Wasser. Das trifft nicht zu. Dahingegen hat die Quelle bei ε reichliches und wohlschmeckendes Wasser. Aber wie sollte es zugegangen sein, daß sich die Schlucht Tyropoion, welche gegenwärtig von θ θ aus über δ gegen Süden nach der Vereinigung aller Thäler um Jerusalem sich ausmündet, aus dem Innern der Stadt gegen ε sich gewandt hätte? Sowie das Terrain gegenwärtig sich zeigt, scheint das freilich unglaublich. Aber es wird sich weiter unten zeigen, daß an keiner Stelle um Jerusalem die Trümmer der römischen Zerstörung sich so gewaltig aufgehäuft haben, als grade vor dem Ostende der Ummauerung (von der südöstlichen Ecke bis zum Barbareskenpförtchen h), sowie daß etwa hier (bei h) der Tempelberg seine westliche Begrenzung finden mußte. Wie mannichfaltige Umstände lassen sich nun denken, welche es veranlaßt haben mögen, daß der Thalweg der Abflüsse aus dem Innern der Stadt sich so weit nach Westen zog, als er jetzt bei g erscheint, statt daß er früherhin weit östlicher lag! Denken wir uns aber die Trümmermassen weg, welche jetzt diesen Platz erfüllen und statt derselben ein tiefes Thal, warum dürfen wir nicht annehmen, daß sich die vereinigten Thäler η η und θ θ weiter östlich bei ε in die Schlucht des Kedron mündeten? Ja, ist nicht auch ein drittes denkbar? Sind wir sicher, daß diese Quellen noch an derselben Stelle zu Tage ausbrechen, an welcher vor nun schon 1800 Jahren? Sind wir sicher, daß in diesen höhlenreichen, von Erdbeben oft

---

$3\frac{1}{2}$ Fuß hohen Steinen sich zeigen; über diesen erst kommen 16 Lagen minder hoher Steine. Die untern Lagen gehören wahrscheinlich zu einem uralten Unterbau.

17) Just. Olshausen (Zur Topographie des alten Jerusalems. 1833) stellt den Satz auf: „die Akra habe östlich von Zijon und südlich von Morija gelegen." Die Beweise für diese Behauptung bestehen aber nur aus unrichtig verstandenen Stellen des Josephus, auf die wir an ihrem Orte zurückkommen werden.

durchrüttelten Kalkgebirgen die alte echte Siloahquelle überall noch in der Nähe von Jerusalem zu Tage austrete? Die Quelle Siloah ist immer nur ein bedenkliches Merkmal. Der Xystus (freier, offener, geebneter, geräumiger Platz). Zu demselben führte eine Brücke vom Tempel aus, wie *Jos.* Bell. Jud. II, 16. §. 3 unwidersprechlich beweist, und es ist mehr als nur wahrscheinlich, daß diese Brücke gemeint ist, von welcher *Jos.* Arch. XIV, 4. §. 2 besagt, daß sie bei dem Angriffe des im Besitze der Stadt sich befindenden Pompejus auf das Heiligthum, um dieses zu schützen, abgebrochen sei. Denn daß außer der auf den Xystus führenden noch eine andere das Heiligthum und die Stadt verbunden habe, davon findet sich keine Spur. Von dieser Brücke wird ferner (Bell. Jud. VI, 6. §. 2) gesagt: „daß sie die obere Stadt mit dem Heiligthum verbunden habe," womit auch die Stelle Archaeol. XV, 11. §. 5 übereinstimmt, als welche aussagt, daß eins der vier Thore auf der Westseite des Heiligthums die vorliegende Schlucht übersetzend, zu der Königsburg führe — als welche Königsburg in der obern Stadt lag. Da nun dem dritten Hügel, dem Tempelberge, gegenüber in Westen der zweite Hügel, welcher die Unterstadt (Akra genannt) trug, belegen war, den zweiten Hügel aber von dem erstern, welcher die Oberstadt trug, die Käsemacherschlucht trennte, so kann diese Brücke nur am südlichen Ende der Westseite des Heiligthums, und der Xystus, zu dem sie führte, der südwestlichen Ecke des Heiligthums gegenüber (also etwa bei λ) gesucht werden. Den Spuren von Einsenkungen nach zu urtheilen, welche sich noch jetzt in Jerusalem finden, vereinigen sich hier die beiden Thäler, von denen das eine grade von Norden über η η und das andere von Nordwesten über θ θ herabkommen, und wenden sich dann vereint nach Süden über δ (oder über ϵ?), dem Vereinigungspunkte aller Thäler um Jerusalem zu. Die Brücke übersetzte also dieses vereinigte Thal und hatte die südliche Spitze des zweiten halbmondförmig gebogenen Hügels in Norden oder Nordwesten zur Seite — der Xystus aber lag der südwestlichen Ecke des Heiligthums gegenüber auf dem ersten Hügel, da grade, wo dieser am weitesten gegen Osten vorsprang.

Auch was von der Ummauerung der Stadt gesagt wird, gibt einige Aufschlüsse. Wir beziehen uns hier auf die schon angeführte Stelle des Josephus. Die erste oder älteste Mauer. Ihre Nordseite beginnt mit dem Thurme Hippikus, und endigt an dem westlichen Säulengange des Heiligthums, mithin ist dieser als das äußerste östliche und der Hippikus als das äußerste westliche Ende dieses Theils der Mauer gegeben. Ihr war „wegen der Schluchten und wegen des Hügels, auf dem sie stand," schwer anzukommen. Mithin ist hier eine Örtlichkeit zu suchen, bei der vor der Mauer eine Schlucht und hinter der Mauer ein Hügel belegen ist. Diese finden wir, wenn wir uns diesen Mauertheil an der Kante des ersten Hügels, diesen hinter sich und vor sich die Schlucht Tyropoion, von dem Hippikus in Nordwesten auf den Xystus in Südosten vorgerichtet denken. Wenn es dann ferner heißt: „sie habe sich bis zu dem sogenannten Xystus erstreckt, mit dem Rathhause verbunden und ihr Ende am westlichen Säulengange des Heiligthums gefunden," so dürfte die Sache keine Schwierigkeiten haben, wenn wir uns das Rathhaus auf der nördlichen Seite des Xystus denken, mit der Fronte gegen diesen. Dann traf die Mauer den Xystus in der nordöstlichen Ecke, bildete erst seine Einschließung gegen die Schlucht Tyropoion, dann die Rückmauer des Rathhauses, und schloß sich endlich der auch auf Seiten des Xystus mit einem Festungsthurme versehenen Brücke an, durch diese mit dem westlichen Säulengange des Heiligthums sich verbindend; oder sie durchsetzte vom Rathhause ab das Thal, auf diese Weise mit dem westlichen Säulengange des Heiligthums in Verbindung tretend. Auf der andern, westlichen, Seite begann die älteste Mauer gleichfalls mit dem Hippikus, erstreckte sich durch eine „Bethso" genannte Örtlichkeit &c. Hier müssen wir vor allem bemerken, daß der Thurm Hippikus ohne allen Zweifel die scharf ausspringende nordwestlichste Ecke der ältesten Mauer bildete. Verfolgen wir nämlich die Richtung der Thäler, deren eins auf der Westseite der Oberstadt von Süden nach Norden (Gihon) und das andere von Südosten nach Nordwesten (Tyropoion) emporsteigt, sodaß sie (und besonders das östliche) gen Norden immer sanfter werden, und etwa in dem Punkte, wo heutzutage das Bethlehemsthor gelegen ist (c), sich nähern, so läßt sich's nicht übersehen, daß in dieser nordwestlichsten Ecke des ersten Hügels der militairisch schwächste Punkt desselben zu suchen ist. Was Josephus (Bell. Jud. V, 4. §. 3) von der Befestigung dieses Thurmes (Forts) berichtet, beweiset, daß Herodes die Wichtigkeit dieses Punkts erkannt hatte. Es heißt dieselbe ganz und gar verkennen, wenn man sich vorstellt, die Mauer sei vom Hippikus aus Anfangs eine Strecke weit gen Westen gezogen, und habe sich, dann erst der Kante des Sions gegen das Gihonsthal im Westen folgend, gegen Süden gewandt. Wo wäre dann die Befestigung der leicht angreifbaren, scharfen nordwestlichen Ecke? Nein, vom Hippikus aus zog die älteste Mauer mit der Fronte gegen Westen grade nach Süden, das Gihonthal vor sich habend. Verfolgen wir diese weiter, so gibt es durchaus keinen Aufschluß, wenn gesagt wird, „sie habe sich durch eine Bethso genannte Örtlichkeit zu dem Thore der Essener erstreckt" — denn wir wissen nichts weiter, weder von der Örtlichkeit Bethso, noch von dem Thore der Essener. Nur müssen wir noch einmal daran erinnern, daß nach Josephus „wegen der Schluchten und wegen des Hügels über diesen, auf welchem die älteste Mauer erbaut war, diesen schwer anzukommen war." Schluchtenähnliche Thäler umgeben aber noch heutzutage den ersten Hügel nach Westen, Süden, Südosten und Osten — wie viel schroffer mochten sie sein, ehe wiederholte Zerstörungen die Mauern hinabgestürzt und die natürliche Auflösung alles scharf Hervortretenden fast 1800 Jahre an denselben gearbeitet hatte! Und wenn weiterhin gesagt wird, „die Mauer habe sich gen Süden über die Quelle Siloah gewandt," so gibt auch das wenigen Aufschluß! Denn wie wenig Sicheres wissen wir über die Lage dieser Quelle! Nur eins müssen wir bemerken. Wie ist man zu dem Vor-

urtheil gekommen, daß die Quelle Siloah außerhalb der Ringmauer Jerusalems gelegen gewesen sei? Sie mag bei δ oder bei ε zu Tage ausgekommen sein — es ist nicht abzusehen, warum man den Gebrauch dieser Quelle nicht durch Einschluß in die Festungswerke gesichert haben solle. Wenn (nach *Jos.* Bell. Jud. II, 16. §. 2) dem Neapolitanus der Vorschlag gemacht wird, er möge, um die Stimmung der Einwohner von Jerusalem zu erfahren, die Stadt bis zum Siloam (*μέχρι τοῦ Σιλοᾶ*) durchwandern — kann da etwas anderes gemeint sein, als die Stadt von einem Ende bis zum andern? Und könnte man die Quelle Siloam als den einen der äußersten Endpunkte nennen, wenn diese außerhalb der Stadt zu suchen wäre — entweder, wie einige Zeichnungen dieselbe darstellen, ziemlich entfernt von der alten Stadtmauer — oder, wie andere, freilich dicht neben derselben, aber in einem tief eingehenden Winkel derselben, über welchen andere Stadttheile weit hinausragten? Uns scheint es, als habe Josephus die Frage: ob die Quelle innerhalb oder außerhalb der Stadtmauer gelegen? überall nicht erwähnt, weil es sich von selbst verstand, daß ein für das wasserarme Jerusalem so unschätzbares Kleinod von der eigentlichen Befestigungsmauer eingeschlossen war. Wenn sich deshalb zweideutige Stellen finden, dann sind diese, so scheint es, stets für die Lage der eigentlichen Quelle innerhalb der Festungsmauer zu erklären. So die hier zunächst vorliegende. Die Quelle mußte doch einen Abfluß aus der Stadt haben, dieser war von der Mauer überbaut — dies ohne Zweifel und nichts anderes will Josephus hier ausdrücken. Überall weiß man ja auch nicht, wie es kommt, daß man die älteste Mauer an den östlichen Säulengang sich anlehnen ließ, wenn dieses nicht geschah, um die Quelle oder die Quellen im Thal in die Ummauerung zu ziehen, zu welchem Zwecke man diese Mauer zuerst vom ersten Hügel (Sion) hinab ins Thal und selbst bis an die Schlucht des Kedron führte, um von da wieder am Tempelberge aufwärts zum östlichen Säulengange des Heiligthums zu steigen. So scheint uns die Localität des obern Theils der Altstadt außer allen Zweifel gestellt, nur daß wir den Thurm Hippikus vielleicht noch zu weit südlich gesetzt haben, indem dieser vielmehr die Stätte einnahm, welche jetzt die Gärten des lateinischen Klosters bilden. Von der zweiten Mauer ist wenig zu bemerken. Sie umfaßte blos den nördlich vor der ersten Mauer befindlichen Stadttheil, nahm westlich ihren Anfang von dem der alten Mauer angehörenden Thore Gennath und zog sich östlich bis zur Antonia. Wir sind der Meinung, daß das Ganze dieser Mauer einen weiten nach Norden ausgedehnten Halbkreis bildete, wie auch, daß die Strecke der alten Mauer, von der Nordwestecke bis da, wo die zweite Mauer sich ihr anlehnte, nur als sehr kurz gedacht werden muß — aus Gründen, die wir weiter unten darlegen werden. Man weiß nicht, wann diese Mauer zuerst angelegt ist. Es kann sein, daß sie den nördlichen Theil der von Nehemiah erbauten Mauer bildete. Natürliche Festigkeit hatte sie durch ihre Lage nicht. Die dritte, jüngste Ummauerung umfaßte die eigentliche Neustadt, allein wie groß der Raum war, den sie einschloß, läßt sich durchaus nicht angeben; weil es an sichern Merkmalen fehlt, die Stätte der Hauptpunkte, des Thurmes Psephinus, der königlichen Höhlen und des Eckthurms aufzufinden. Merkwürdig ist die Beschreibung ihres südöstlichen Endes, wo sie der alten Mauer sich anschließend *εἰς τὴν Κεδρῶνα καλουμένην φάραγγα κατέληγεν* („in der" oder „gegen die"?) Kedron genannte Schlucht endigt. Auf jeden Fall weist dieses auf ein merkwürdiges topographisches Verhältniß hin, von welchem weiter unten die Rede sein wird.

Wir glauben die Identität der Schlucht des Kedrons, des Tempelberges, der Käsemacherschlucht und des Sions, mit denjenigen Örtlichkeiten, welche man gegenwärtig für dieselben hält, nachgewiesen zu haben.

3) Geschichte und Topographie des alten Jerusalems. 1) Von den ältesten Zeiten, bis Jerusalem durch David Residenz der jüdischen Könige wurde. Ob die Meinung des Josephus (Arch. I, 10. § 2), daß dasjenige Salem (שלם), dessen König in der Geschichte Abraham's vorkommt (1 Mos. 14, 18), die späterhin Jerusalem benannte Stadt sei, gegründet ist oder nicht — können wir füglich auf sich beruhen lassen. Ein so eben in Illgen's historisch-theologischer Zeitschrift, Neue Folge 1. Bd. 4. Hft. erschienener Aufsatz, der sich mit dieser Frage beschäftigt, hat von uns nicht eingesehen werden können. Indessen wird sich wol etwa ebenso viel für als gegen diese Meinung sagen lassen (s. d. Art. Salem).

Ausgemacht dagegen ist, daß der Wohnort Jebus derselbe ist, welcher späterhin Jerusalem genannt wurde. In den Büchern Josua und der Richter kommen diese Benennungen als gleichbedeutend vor. Nach der angeblich von Josua vorgenommenen Theilung des Landes sollte dieser Ort dem Stamme Benjamin zugehören, und die Grenze zwischen ihm und dem Stamme Juda dicht im Süden von Jerusalem hingehen. So z. B. heißt es Jos. 15, 7. 8, wo der Zug der Grenze von Osten nach Westen verfolgt wird: „und weiter nach der Quelle Rogel hinauf wendet sich die Grenze wieder nördlich nach dem Thale des Sohnes Hinnom, geht südlich vor den Jebusiten, d. h. vor Jerusalem, vorbei, auf den Berg zu, der westwärts von dem Thale Hinnom am nördlichen Ende des Thals Rephaim liegt" — und ebenso drückt sich Jos. 18, 16 aus, wo der Zug der Grenze von Westen nach Osten beschrieben wird. Dahingegen erscheint, was ferner von den Schicksalen der Stadt in der Zeit zwischen Josua und David (etwa vier Jahrhunderte) erzählt wird, voller Widersprüche zu sein. Bald wird sie vom Stamme Juda, bald vom Stamme Benjamin in Anspruch genommen, bald die Jebusiten von den Israeliten ausgerottet, bald wohnen sie friedlich neben ihnen, und als endlich die definitive Eroberung der Stadt durch David beschrieben wird (2 Sam. 5, 1—3. 1 Chron. 12, 1—3), zeigt es sich, daß die Jebusiten im alleinigen und gesicherten Besitze der Stadt sind. Allein man muß sich die Umstände nur denken, wie sie waren. Nachdem die in Kanaan einbrechenden Israeliten, welche vielleicht nur den funfzigsten Theil so stark waren, als man sie sich gewöhnlich denkt, hier und da eine Ortschaft erobert und die Einwohner immer mehr nur wol vertrieben als vertilgt

hatten, war ihr erstes Bedürfniß der Benutzung von Acker- und Weideland befriedigt und die alten Einwohner lebten neben den Eindringlingen fort, — wie wir noch heutzutage in denselben Gegenden (besonders auf der Ostseite des Jordans) die verschiedenen Beduinenstämme neben den übrigen Bewohnern fortleben und allmälig ansässig werden sehen. Manchen Ort mochten die Israeliten auch nur in dem ersten Anlaufe erobert haben, ohne sich darin behaupten zu können. Dann kehrten die Entflohenen unter günstigern Umständen wieder und befestigten sich besser als zuvor. So mag es mit Jerusalem gewesen sein, — gewiß war sie für jene Zeiten ein sehr fester Platz. Als David gegen sie zog (2 Sam. 5, 6—9. 1 Chron. 11, 5—8) verließen sich die Jebusiten so sehr auf seine Festigkeit, daß sie rühmten: „Du wirst nicht hereinkommen, Lahme und Blinde werden dich abtreiben!" Dagegen erklärt David: „Wer die Jebusiten schlägt und gewinnt die Wasserleitungen, der soll mir Haupt und Obrister sein!" Da erstieg sie zuerst Joab. So gewann David die Festung Zijon und nannte sie Davidsstadt. „Und es ummauerte David (die Stadt) von der Burg ab (מן־המלוא) und nach Innen zu." Aus dieser Erzählung folgt a) die Localität, um welche es sich handelt, wird Zijon und nachher Davidsstadt oder Festung genannt. b) Der Gewinn der Wasserleitungen ist für die Eroberung des Orts von großer, vielleicht entscheidender Wichtigkeit. c) David, der diesen Platz zur Hauptstadt seines Reichs machen wollte, fand es nothwendig, sie noch mehr zu befestigen. Vorzüglich geschah dies mit dem Punkte, welcher schlechthin „die Burg" (המלוא) genannt wird. (Die neuere Befestigungskunst nennt solche besonders befestigte Punkte in einer ausgedehnteren Festung Citadellen oder Forts). Dieses also mußte der von Natur schwächste, daher durch Kunst am sorgfältigsten zu befestigende Punkt sein. Wir haben vorhin nachgewiesen, daß der von David eroberte und stärker befestigte Zijon derselbe Hügel ist, welcher heutzutage den Namen Sion führt — dann, daß der schwächste Punkt desselben in der Gegend der heutigen Burg der Pisaner (c) oder des Thors von Bethlehem (e) zu suchen sei. Hier also wird Millo, die Citadelle der Stadt David's, belegen gewesen sein. Es mag etwa ums J. 1050 v. Chr. gewesen sein, als David Jerusalem eroberte.

2) Von David bis zur Zerstörung durch Nebukadnezar. Nachdem also David in Jerusalem seine Residenz genommen hatte, stellte er die Festungswerke wieder her und vermehrte sie einigermaßen; auch ließ er die bis dahin zu Gibea aufbewahrte Bundeslade nach Jerusalem bringen, und ging damit um, ihr ein würdiges Haus zu bauen, welches, als Mittelpunkt des Nationalgottesdienstes, das Heiligthum der Nation werden mußte. Allein die vielen Kriege, in welche David verwickelt war, sowie die Serailsintriguen, welche seine Familie zerrütteten, verhinderten die Ausführung dieser Plane; erst als einer seiner jüngern Söhne, Salomon, durch Ermordung seiner Brüder und deren Kinder sich das Königthum gesichert hatte, konnten unter der im Innern ruhigern und nach Außen ungestörtern Regierung dieses prachtliebenden Königs große Bauplane ausgeführt werden. Bei der großen Ausdehnung des Reichs schien die in der Mitte desselben liegende Hauptstadt hinlänglich gesichert, daher wenig Berücksichtigung ihrer Befestigung, desto mehr Pracht in den Palästen des Königs, sowie in dem der Nationalgottheit, Jehovah's, dem von Salomo erbauten altjüdischen Heiligthume. Als Salomo starb und die Unbesonnenheit seines Sohnes, Rehabeam, eine Trennung der Nation in ein Königreich Juda und ein Königreich Israel herbeiführte, wurden auch die Verhältnisse der Stadt Jerusalem, welche die Residenz der jüdischen Könige blieb, durchaus anders. Aus dem Mittelpunkte eines ausgedehnten Reichs war sie auf einmal fast Grenzstadt geworden, denn etwa nur eine Tagereise entfernt war Samaria, die Hauptstadt und Residenz der gebornen Feinde Juda's, der israelitischen Könige. Mit kurzen Unterbrechungen dauerten die offenen Streitigkeiten mit diesen immer fort. Folge davon war, daß man jetzt vorzüglich auf Befestigung der Hauptstadt denken mußte, deren Bevölkerung sich schon deshalb vermehrte, weil bei den beständigen Kriegen Jedermann in befestigten Orten wohnen zu können wünschte. Allein es glückte nicht immer die Hauptstadt gegen den Feind zu schützen. Schon unter Rehabeam's Regierung wurde Jerusalem von Sisak aus Ägypten erobert und geplündert (1 Kön. 14, 26), dann erduldete sie dasselbe Schicksal von Joas, König von Israel (2 Kön. 14, 13). Hierauf wurde sie von Rezin, König von Syrien, und Pekah, König von Israel, vergeblich angegriffen (2 Kön. 16, 5. 2 Chron. 28, 20) — dann noch einmal von Sanherib's Feldherrn (2 Kön. 18, 13. 17). Dagegen aber drang Esarhaddon, König von Assyrien, in die Stadt und führte den König Manasse als Gefangenen weg (2 Chron. 33, 11). Dann betrat König Necho von Ägypten die Stadt als Sieger (2 Chron. 36, 2), und endlich eroberten die Chaldäer unter Nebukadnezar die Stadt Jerusalem und zerstörten sie gänzlich — etwa im J. 586 v. Chr. Geb.

In dem folgenden nehmen wir nun alles zusammen, was bis zur Zerstörung durch die Chaldäer für die Topographie Jerusalems wichtiges vorkommt. a) Quellen, Brunnen, Wasserleitungen. In diesem Lande, dessen gesamte Bewohnbarkeit und Cultur von dem Vorhandensein süßen Wassers abhängt, sind Quellen ꝛc. von der entscheidendsten Wichtigkeit, namentlich für Jerusalem, einen Ort, der entfernt von beständig fließenden Gewässern, auf einer dürren Hochebene belegen, eine bedeutende Bevölkerung umfaßt. Daß diese, wenn sie bei Belagerungen oft die entsetzlichste Hungersnoth zu ertragen hatte, doch niemals Mangel an Trinkwasser litt, ist ein Räthsel, dessen vollständige Auflösung noch immer nicht gefunden zu sein scheint. α) Der Brunnen Rogel, nach Jos. 15, 7 und 18, 16 als in der Südgrenze des Stammes Benjamin gegen den Stamm Juda in der Nähe von Jerusalem und zwar niedriger als das Thal Hinnom liegend. In 2 Sam. 17, 17 und 1 Kön. 1, 9 werden Begebenheiten als neben dem Brunnen Rogel vorgefallen erzählt, welche beide darauf deuten, daß er als etwa so entfernt von Jerusalem gedacht werden müsse, wie der mit ζ be-

zeichnete Ort ist, und deren letztere die Umgebungen dieses Brunnens als zu einer größern, mit einer gewissen Feierlichkeit angestellten Versammlung geeignet darstellt — denn nach dieser vereinigt sich dort die Partei des Adonjah, um diesem gegen seinen Bruder Salomo die Thronfolge zu sichern. Zu einer solchen Versammlung würden die Umgebungen weder des bei δ noch des bei ε belegenen Brunnens den erfoderlichen Platz darbieten, wol aber die des bei ζ belegenen, wie man aus den Bemerkungen mehrer neuerer Reisenden ersehen kann. Mithin ist der Brunnen Rogel wahrscheinlich hier bei ζ zu suchen. Es versteht sich von selbst, daß der gegenwärtig diese Quelle aufnehmende tiefe Schacht nicht grade schon in der ältesten Zeit abgeteuft worden ist — warum aber dürfen wir nicht annehmen, daß, um diese Quelle für jedes Jahr sich zu sichern, man späterhin zu diesem entscheidenden Mittel griff? Daß aber nach Joseph. (Arch. VII. 11. §. 4) die Quelle Rogel in den königlichen Lustgärten lag, kann nicht auffallen — denn was hindert uns anzunehmen, daß diese das ganze Thal, bis in dessen tiefste südlichste Gegenden einnahmen, oder auch, daß die Quelle, ehe der jetzige Schacht weiter südlich abgeteuft war, nördlicher, d. h. der Stadt näher, zu Tage hervorbrach? Nach 1 Kön. 1, 9 lag neben dieser Quelle der Schlangenfels (אבן הזחלת). β) Der obere Teich, dessen bei Jesaias 7, 3 und 36, 2 (parallel mit 2 Kön. 18, 13. 17) Erwähnung geschieht. In den beiden letzten Stellen wird erzählt, wie die Feldherren des Sanherib, welche von der Nordseite herkamen, an den Wasserleitungen neben dem obern Teiche hielten. Wie kann hier ein anderer Teich gemeint sein, als der, welchen wir mit α bezeichneten, der obere Teich Gihon? γ) Die Gihonquelle. Von einer „Gihon" (גחון) benannten Localität ist schon 1 Kön. 1, 33. 38 die Rede, aber die Gihonquelle wird nur einmal (2 Chron. 32, 30) erwähnt. Hier heißt es: „Hiskias deckte zu die Wasserquelle Gihon, die obere, und leitete sie von Abend hin in die Stadt David's." Wenn man damit vergleicht, was Jesus Sirach 48, 19 sagt, so darf man, wenn das Einzelne auch im Dunkeln liegt, doch über die Hauptzüge dieser Vorrichtungen nicht in Zweifel sein. Auf die Lage der Quelle, welche in oder neben dem Teiche α gesucht werden muß, paßt durchaus alles, was hier von derjenigen berichtet wird, welche Hiskias verdeckte. Sie liegt hoch genug, um von ihr einen Abfluß der Westseite des Sion zuzuführen, und das Verbergen der Quelle mag auf dieselbe Weise vorgerichtet sein, wie man dieses noch heute in den sogenannten versiegelten Brunnen des Salomo sieht. Nimmt man an, daß Cisternen und vielleicht auch Teiche im Innern der Stadt von dieser Quelle aus beständigen Zufluß erhielten, daß man hier für trockne Zeiten Wasservorräthe aufspeicherte, und daß diese Wasserwerke den Fremden unbekannt blieben, d. h. daß, wenn diese auch mit den Wasservorräthen bekannt waren, doch die Ursachen derselben nicht ahneten, so lassen sich viele Erscheinungen erklären, welche in der Geschichte des alten Jerusalems vorkommen. δ) Das Wasser Siloah (Schiloach), welches nach Jesaias 8 sanft fließt. Weiter kommt in dieser Periode von Schiloach nichts vor, über die Lage desselben kein Wort. b) Baulichkeiten und Anlagen. α) Der Tempel, das Heiligthum. Eine Spur der Vorbereitungen zu dem großen Unterbau, welchen man gegenwärtig noch am Tempelberge bemerkt, findet sich 1 Kön. 5, 17. Als Ort des Tempelbaues wird 2 Chron. 3, 1 der Berg Morija bezeichnet. Ob es derselbe sei, wo Isaak hat geopfert werden sollen, muß dahingestellt bleiben. Ausführlicher beschreibt Josephus die Bauten Salomo's am Tempelberge in Bell. Jud. V, 5 §. 2 und in Archaeol. XV, 11. §. 3. Allein diese Stellen lassen vieles im Dunkel, so viel nur wollen wir hier bemerken, daß Salomo die Kuppe des Felsenhügels Moria, welche kaum weit genug war das eigentliche Tempelgebäude und den vorliegenden Altar zu fassen, nur wenig erweiterte, weil zu diesem Zwecke ungeheure, vom tiefen Grunde aus geführte Böschungsmauern erfoderlich waren, die, wie es scheint, überdies noch durch vorliegende, auf gleiche Weise befestigte Terrassen gesichert werden mußten. Nur auf der Ostseite scheint der König ein solches Werk ausgeführt zu haben und soll dasselbe durch einen auf der Mauer ruhenden Säulengang schon damals geschmückt worden sein. Obgleich nun das eigentliche Grundgebäude des Heiligthums durchaus massiv war, jedoch auch dieses mit Ausnahme des platten Daches, so war es doch inwendig überall mit Getäfel von Tannen- und Cedernholz überzogen, auch die Decken und Fußböden, die Galerien und Geländer daraus vorgerichtet. Daraus erklärt es sich, wie diese Gebäude durch Feuer zerstört werden konnten, indem dieses nicht allein das Holzwerk verzehrte, sondern auch die aus Kalksteinarten (Marmor) bestehenden Mauern so mürbe brannten, daß sie auch ohne menschliche Gewalt bald verwittern und einstürzen mußten. Von großem Umfange war das eigentliche Tempelgebäude nicht, 100 jüd. Ellen hoch und lang, d. h. etwa 120—125 Fuß. β) Die übrigen Bauten. Es ist von einem Palaste David's aus Cedernholz, von einem noch prächtigern, von Salomo erbauten, von einem Lusthause desselben, das man das Haus des Waldes (oder „vom Walde") Libanon nannte, und von dem Palaste die Rede, welchen Salomo einer seiner Frauen, der Tochter eines ägyptischen Königs, erbaut hatte, — endlich von Lustgärten der Könige, in welchen der „Königsteich" sich befunden haben soll, und die (nach Josephus) sich bis zum Brunnen Rogel ausdehnten. Auf diese Anlagen bezieht sich die Erwähnung des Thors, „da die Rosse des Königs eingehen" (2 Kön. 9, 16. 2 Chron. 23, 5), sowie die des, „da die Leibwache eingeht" (2 Kön. 11, 19. 2 Chron. 23, 20). Ohne Zweifel beziehen sich diese Thore zunächst nur auf die Königsburg, deren Höfe, Nebengebäude, Gärten rc., und es muß zweifelhaft bleiben, ob sie von denselben unmittelbar ins Freie, außerhalb der Stadt, oder ob sie nur in die Stadt führten. Ist die Sage begründet, daß die großen Gewölbe unter dem Morija dem Salomon zu Pferdeställen dienten (s. oben), so haben wir hier umher die Königsburg zu suchen, die ältere vielleicht an oder auf dem Zijon, die spätere an dem Morija und in den Ausgängen der Thäler zwischen dem Zijon und dem Morija und diesem und dem Ölberge die Gärten und den Teich

der Könige. Und wenn 2 Kön. 25, 4. 5 erzählt, daß, als Jerusalem durch die Chaldäer (ohne Zweifel von der Nord- oder Nordwestseite her, da diese die schwächste war und ist) angegriffen und erobert wurde, der König und seine Kriegsleute bei Nacht des Weges von dem Thore zwischen den zwei Mauern, der zu des Königs Garten führt, flohen und nachher von den nachsetzenden Feinden auf dem großen Felde bei Jericho ergriffen wurden, so kann man nicht zweifelhaft sein, daß die Gärten des Königs im Thal südöstlich von Jerusalem gelegen haben müssen. c) Befestigung der Stadt. Als David Zijon erobert hatte, befestigte er diesen Hügel, und es ist wahrscheinlich, daß diese Befestigung sich Anfangs auf denselben beschränkte. Von der Citadelle dieser Festung, die man schlechthin die Burg (Millo) nannte, ist schon die Rede gewesen. Allein theils waren diese Befestigungswerke unvollkommen, theils sah man sich genöthigt, sie immer weiter auszudehnen. So mußte schon Salomo Lücken an der Burg (Millo) ausbauen (1 Kön. 11, 27). Nach Westen, Süden und Südosten schützte schon die natürliche Festigkeit des Sions, welche in den ältern Zeiten gewiß viel größer war, als jetzt, da die Erfahrung lehrt, daß alles Schroffe sich immer mehr abrundet. Nach dieser Seite hin scheint also die Ummauerung nur von geringer Bedeutung gewesen zu sein; größere Sorgfalt erfoderten die übrigen Seiten. Der ganze Zijon war ohne Zweifel in die Ummauerung eingeschlossen und auch nach Norden hin, über diesen Berg hinaus, mochte die Stadt etwa denselben Raum einnehmen, wie zu Josephus' Zeit die Unterstadt, sodaß die drei Hügel, der obern und der untern Stadt und des Heiligthums, schon damals von der Hauptstadtmauer umschlossen gewesen sein mögen. Die nördliche Mauer des Zijon, welche an der Südwestseite der Schlucht Tyropoion hinlief, und welche, nachdem man auch die untere Stadt mit in die allgemeine Stadtmauer gezogen hatte, zur innern Mauer geworden war, mag zu Salomo's Zeiten sehr vernachlässigt sein; späterhin aber scheint man sie wieder hergestellt zu haben. Die Angriffe kamen beständig von der Nord- und Nordwestseite. Als nun König Joas von Israel den jüd. König geschlagen und Jerusalem erobert hatte, zerstörte er die Mauern der Stadt auf eine Länge von 400 jüd. Ellen (etwa 500 Fuß) vom Ephraimsthore bis zum Eckthore (2 Kön. 14, 13). Daß das erstere in der nördlichen Mauer gestanden habe, folgt aus seinem Namen (denn der Stamm Ephraim wohnte nördlich von Jerusalem), mithin stand es gewiß in derselben Straßenrichtung, als das jetzige Ephraimsthor (m). Das Eckthor ist wahrscheinlich im Osten vom Ephraimsthor zu suchen, weil hier der Eckthurm stand, dessen Josephus in der Beschreibung der dritten Mauer erwähnt (s. oben). Hierauf baute Manasse „die äußerste Mauer an der Stadt David's auf der Abendseite am Gihon im Wady (נחל) am Fischthor und ummauerte den Hügel (עפל) und machte die Mauern viel höher (2 Chron. 32, 14)." Bei aller Dunkelheit des Einzelnen in dieser Stelle zeigt sich doch die Gewißheit, daß bedeutende Befestigungen vorgenommen worden. Die „äußern Mauern" lassen auf das Dasein „innerer Mauern" schließen. Daß die „Gihon" benannte Localität auf der Westseite im Wady (Regenbach, Schlucht, mit einem nicht immer fließenden Bache) zu suchen sei, ist deutlich. In der Nähe dieser Localitäten — ob auch im Westen der Stadt? — ist auch das „Fischthor" zu suchen. Ebenso zeigt sich, daß ein besonderer, bis dahin nicht in die Vertheidigungslinie gezogener Hügel (עפל, Ophel) ummauert, d. h. in die Vertheidigungslinie gezogen sei. Wo dieser Hügel (Ophel) gelegen, geht aus dieser Stelle nicht hervor. Aus dem Erfolge sieht man, daß Jerusalem durch solche Werke ein sehr starker Platz geworden war. Denn als um das Jahr 600 vor Chr. Nebukadnezar die Stadt angriff, widerstand sie fast zwei Jahre hindurch einer nach der Kriegskunst jener Zeit geführten regelmäßigen Belagerung (2 Kön. 25, 2. Jer. 39, 1 fg. 52, 4). Endlich, als der Hunger überhand genommen hatte, brach man in die Stadt und es zogen hinein alle Fürsten des Königs von Babel und nahmen Stellung (ישבו) am innern Thor (בשער התוך). Als nun Zedekiah, der König von Juda, sammt seinen Kriegsleuten dieses sah, flohen sie bei Nacht zur Stadt hinaus, des Weges zum Eckthore zwischen den zwei Mauern zum Garten des Königs. Aber die Chaldäer lagen um die Stadt, und der König floh des Weges zum blachen Felde; und die Kriegsmacht der Chaldäer jagten ihm nach und ergriffen ihn im blachen Felde zu Jericho und alle Kriegsleute, die bei ihm waren, wurden zerstreut. Diese Erzählung gibt zu einigen Bemerkungen Veranlassung. Daß der Hunger überhand genommen habe, wird erwähnt, aber kein Wort von Mangel an Trinkwasser. War dafür gesorgt? Das Einbrechen in die Stadt scheint mit der Hungersnoth in Verbindung gesetzt zu werden — vielleicht um anzudeuten, daß der Mangel den Muth und die Kraft der Vertheidiger gebrochen habe? Indessen scheint durch den Einbruch noch nicht alles verloren gewesen zu sein, sondern ein inneres Thor, und mithin eine innere Mauer die Eroberung der ganzen Stadt, namentlich des südlichen Theils derselben, erschwert zu haben; denn Zedekiah und seine Kriegsleute haben noch Zeit, sich auf die Flucht zu begeben. Hat es aber eine innere Mauer gegeben, so kann diese wol anderswo nicht gesucht werden, als auf der Südwestseite der Schlucht Tyropoion, d. h. da, wo zu Josephus' Zeiten der nördliche Theil der ältesten Mauer stand. Endlich beweist die Richtung des Angriffs und der Flucht, daß das Thor, welches zwischen den beiden Mauern zum Garten des Königs führte, am südöstlichen Ende von Jerusalem, etwa am Ausgange der Schlucht Tyropoion zwischen dem Sion und dem Morija, gesucht werden müsse. Es wird dieses Thor hier das Eckthor genannt. Kann es dasselbe sein, dessen 2 Kön. 14, 13 gedacht wird? Wir zweifeln, denn die Entfernung ist zu groß. Ebenso läßt sich nicht vollkommen aufklären, was von den zwei Mauern gesagt wird, zwischen denen das Thor gelegen gewesen sein soll. Uns ist am wahrscheinlichsten, daß schon damals in dieser Gegend eine doppelte Ummauerung von Jerusalem stattfand. Die erste oder innere Mauer schloß hier auf der Südseite die eigentliche Stadt, d. h. den Sion und den Morija, ein, indem sie die Schlucht Tyropoion durchschnitt

oder übersetzte. In dieser innern Mauer war ein Thor, das Eckthor genannt. (Also ein anderes als das an dem Nordostwinkel.) Trat man aus demselben, so gelangte man zu den Gärten des Königs, in welchen nicht allein Anpflanzungen, sondern auch Bauwerke mancherlei Art, Quellen, Wasserleitungen, Teiche rc., sich befanden; dieses Ganze war zu seinem Schutze nach Außen mit einer Mauer umgeben. Ob diese Ansicht die richtige ist, wollen wir gern dahingestellt sein lassen. Etwa einen Monat nach der Eroberung Jerusalems kam ein chaldäisches Heer noch einmal zu dieser Stadt und verbrannte das Haus des Herrn und das Haus des Königs und alle Häuser zu Jerusalem, und riß um alle Mauern von Jerusalem ringsumher (Jer. 52, 14. 2 Kön. 25, 9. 10. 2 Chron. 36, 19).

3) Wiederaufbau des Tempels und der Stadtmauern, besonders unter Nehemiah's Leitung. Nachdem die von den Chaldäern ins Ausland geführten Juden von den persischen Königen die Erlaubniß erhalten hatten, in ihr Vaterland zurückzukehren, benutzten etwa 42,000 dieselbe. Vor allem suchten sie den Mosaischen Gottesdienst wieder herzustellen. Auf der Stätte des zerstörten wurde ein neuer Altar erbaut und auf der des alten Tempelgebäudes der Grund zu einem neuen gelegt (Esrah 3, 12). Allein das neu einzurichtende Gemeindewesen der Juden hatte keinen Halt und ihr Gottesdienst keine sichergestellte Ruhe, ehe die Hauptstadt wieder hergestellt und hinlänglich befestigt war. Nehemiah beschreibt in einem Buche, das von ihm den Namen führt, was er deshalb gethan. Man sieht, daß noch Spuren der Thore, der Mauern, der Straßen, genug vorhanden waren — und es ist mehr als wahrscheinlich, daß das unter Nehemiah's Leitung neu ummauerte Jerusalem ganz dieselbe Gestaltung bekommen hat, wie das von den Chaldäern zerstörte. Drei Stellen sind hier vorzüglich zu berücksichtigen: α) II, 12—15. Nehemiah reitet aus dem Thore Gai auf der Westseite, sodaß er sich Anfangs gen Süden wendet und die Stadt umkreisend von der Nordseite her zurückkehrt. β) III, 1 u. fg. Die Vertheilung der Arbeit an den Thoren und Mauern wird beschrieben — davon sogleich ein Mehres. γ) XII, 31—40. Nach Vollendung des Baues der Thore und Mauern wird die Ummauerung durch eine religiöse Feierlichkeit geweiht. Zwei große Dankchöre besteigen den westlichen Theil der Mauer, von denen der erste südlich, der andere nördlich zieht, und die sich vor dem Tempel wieder finden, wo dann ein feierlicher Gottesdienst gehalten wird. Es scheint am paßlichsten, der Ordnung bei III, 1 u. fg. zu folgen, und was die beiden andern Stellen besonders haben, wo es hingehört, beizufügen: das Schafthor (in der Nähe des Tempels), der Thurm Meah, der Thurm Chananeel, das Fischthor, das alte Thor, das Thor Ephraim (wird nur bei der Umkreisung der Stadt durch die beiden Dankchöre (XII, 39), nicht aber bei dieser Beschreibung des Neubaues der Mauern und der Thore erwähnt. War es vielleicht unzerstört geblieben?), die breite (dicke, starke) Mauer, der Ofenthurm, das Thor Gai (das Thalthor, Sumpfthor, Teichthor, nach II, 13 ist hier in der Nähe vor der Stadt zwischen diesem und dem folgenden Thore „der Drachenbrunnen" und es beträgt die Mauer zwischen dem Thore Gai und dem Thore Aschpot wenigstens 1000 Ellen = 1225 Fuß), das Thor Aschpot (Mistthor oder Steinthor), das Brunnenthor, hier in der Nähe „der Teich Siloah" und Mauern um denselben, Gärten des Königs und Stufen, die da hinabgehen von der Stadt David's, ihnen gegenüber (innerhalb oder außerhalb der Mauern?) die Gräber Da- vid's, der künstliche (העשויה. durch Kunst vorgerichtete) Teich, das Haus der Helden (die Caserne der Leibwache?), das Harnischhaus (Zeughaus), Mauern, auf den Berg hinauflaufend, hoher Thurm vor dem königlichen Pa- laste, in der Nähe: der Kerkerhof (das Wacht- haus?), das Kerkerthor, das Wasserthor gen Osten, ein vortretender hoher Thurm, ein besonders ummauerter Hü- gel (Ophel), das Roßthor, die Wohnung der Tempel- knechte, das Richter- oder Rathsthor. Es ist gradezu unmöglich, die Lage dieser Örtlichkeiten nur einigermaßen genau anzugeben; indessen treten doch immer einige Hauptzüge hervor. Auf der Nordseite, vom Schafthore bis zum Thor Gai, findet sich die meiste Befestigung: Thürme, die dicke (starke) Mauer rc. Vom Thore Gai (vielleicht auf der Stelle des jetzigen Thores von Bethlehem (e), oder auch noch etwas südlicher) bis zum Thore Aschpot ist ein weiter Raum (wenigstens über 1000 Ellen) ohne Thor, wahrscheinlich weil hier an der Kante des Sions gar kein Ausweg denkbar, mithin Thore überflüssig wa- ren. Vom Thore Aschpot aber bis gegen den Tempel drängen sich in dem Raume an und zwischen den südlichen Theilen des Sion und des Morija die Gebäude und son- stige Anlagen. Hier sind verschiedene Quellen und Was- serwerke: der Drachenbrunnen, der Teich Siloah, der künstlich angelegte Teich — Vorrichtungen, die an die glänzendste Periode der Monarchie erinnern, und die, wenn sie auch nur mit Modificationen wieder hergestellt wur- den, immer doch noch die Localitäten bezeichnen: die Gär- ten der Könige, das Königshaus, die Gräber David's, die Caserne der Leibwache, das Zeughaus, die Stallun- gen der Rosse rc. — und um alle diese, besonders um die so höchst wichtigen Wasserwerke zu schützen: Thürme, Mauern um die Teiche, mithin, wie es scheint, doppelte Mauern, die eine in der Tiefe, die andere auf dem Berge — ein in die Festungswerke gezogener, vielleicht zur Deckung dieser Anlagen besonders wol gelegener Hügel (Ophel) rc. Genaueres läßt sich über diese Örtlichkeiten nicht ermitteln. Von einer Quelle Siloah ist auch hier noch nicht die Rede, sondern nur von einem Teiche, und woher dieser seine Speisung genommen, bleibt im Dun- kel. Ebenso, welche Quelle unter dem Drachenbrunnen zu verstehen sei? Uns ist nicht unwahrscheinlich, daß die vormals Rogel benannte hier gemeint werde — schon des Umstandes wegen, daß neben dem Brunnen Rogel ein Schlangen- (oder Drachen-) Fels lag (s. oben), dessen Benennung gar leicht auf den nebenliegenden Brunnen übergehen konnte. Das neu ummauerte Jerusalem konnte nur schwach bevölkert sein. Mußte doch das Loos ent- scheiden, wer in der Stadt sich niederlassen sollte (Neh. 11, 1) und wenn außer dem Zehntheil der Zurückgekehrten (= 4230) noch ebenso viel Freiwillige sich fanden, welch

eine schwache Bevölkerung gab das für so weite Räume! Freie Plätze fanden sich deshalb gewiß nicht wenige — ausdrücklich werden erwähnt außer den Höfen des Heiligthums die Plätze am Wasserthore (Neh. 8, 1) und am Ephraimsthore (8, 16); wobei merkwürdig ist, daß grade dieser beiden Thore die Geschichte der erneuerten Ummauerung nicht erwähnt. Endlich müssen wir daran erinnern, wie es nicht wahrscheinlich ist, daß die Nordseite dieser neuen Ummauerung die Stelle derjenigen eingenommen habe, welche Josephus die erste oder älteste Ummauerung nennt, und noch viel unwahrscheinlicher, daß sie da geführt sei, wo späterhin Agrippa I. die dritte Ummauerung anlegte. Vielmehr dürfte sie etwa da zu suchen sein, wo zu Josephi Zeiten die zweite oder mittlere Ummauerung stand [18]). Diese Bemerkungen rathen aber zu doppelter Vorsicht bei dem Versuche, die Einzelnheiten dessen, was Nehemiah mittheilt, in demjenigen nachzuweisen, was zu Josephi Zeiten bestand, oder gar, was gegenwärtig noch aufzufinden ist. Wir wagen einen solchen Versuch nicht, denn wir halten eine glückliche Durchführung für platterdings unmöglich. Etwa im J. 536 v. Chr. Geb. hatten die Juden Erlaubniß erhalten, in ihr Vaterland zurückzukehren, und etwa 20—24 Jahre nachher waren sie mit der Ummauerung ihrer Hauptstadt fertig, also etwa im J. 515 v. Chr. Geb.

Da Herodot nicht lange nachher, etwa ums J. 480, schrieb, so ist hier vielleicht der paßlichste Ort der Frage zu gedenken, ob mit der Stadt *Καδύτις*, deren er III, 5 gedenkt, Jerusalem gemeint sei? Die Frage selbst hat für uns fast gar kein Interesse, denn was Herodot von der Stadt *Καδύτις* beibringt, ist so höchst unbedeutend, daß es uns völlig einerlei sein kann, ob Jerusalem hier gemeint sei oder nicht. Wir beschränken uns also auf die Bemerkung, daß Jerusalem sehr wol gemeint sein kann. Die heutigen Araber kennen gar keinen andern Namen für diese Stadt als **el Kodes** oder **el Kuds**, bei den alten Juden hieß sie sehr gewöhnlich **Ir Kadosch**; „die heilige Stadt." Jüdische Münzen führen die Legende **Jeruschalem Kadosch** „Jerusalem die Heilige," wie nahe liegt es, daß die Aussprache der Ausländer daraus Kadytis (*Καδύτις*) machte!

4) Jerusalem unter den Hasmonäern. Judäa war aus der Gewalt der persischen Könige in die Alexander's des Großen übergegangen und fortan in alle die Händel verwickelt, welche aus der Zersplitterung des Alexandrinischen Reichs entstanden. Die beiden Hauptquellen der Geschichte dieser Periode, die Bücher der Makkabäer und die Schriften des Josephus, erzählen diese Begebenheiten bis auf einen Punkt der Hauptsache nach, mit denselben Umständen; allein dieser Differenzpunkt ist in topographischer Hinsicht von der allergrößten Wichtigkeit. Er betrifft die Burg von Jerusalem, in welcher die Syromakedonier sich festsetzten und sich etwa 26 Jahre hindurch behaupteten. Die Bücher der Makkabäer suchen diese Burg in der Oberstadt, der Stadt David's, Zijon, und erzählen, daß nur durch Hungersnoth sie habe bezwungen werden können; als dieses geglückt, sei große Freude unter den Juden gewesen, und ihr damaliges Oberhaupt, Simon, habe seine Residenz fortan in ihr genommen. Josephus dahingegen behauptet, auf einer in der Unterstadt belegenen, das Heiligthum beherrschenden Felsenhöhe (*ἄκρα*) haben die Syromakedonier eine Burg angelegt, diese sei lange vergeblich belagert, endlich auf eine nicht näher bezeichnete Weise erobert und nun die Burg nicht allein, sondern auch der Hügel, auf welchem sie belegen, mit unsäglicher Mühe abgetragen. Die Kenntniß der Localitäten des alten Jerusalems ebenso sehr als die des Charakters der betreffenden Schriftsteller wird es fördern, wenn wir etwas genauer in die Darstellung dieser Gegenstände eingehen. a) Die Syromakedonier setzen sich in Jerusalem fest (1 Makk. 1, 22—55). König Antiochus von Syrien kommt mit einem starken Heere nach Jerusalem, plündert das Heiligthum (*τὸ ἁγίασμα*) rc. Nach zwei Jahren sendet er einen seiner Gewaltigen, dieser hauset noch ärger, steckt die Stadt (*πόλιν*) in Brand und zerstört ihre Mauern ringsumher (*κύκλῳ*), umbaut aber die Stadt David's (*πόλιν Δαυίδ*) mit einer großen und starken Mauer und festen Thürmen; und sie ward ihnen (den Syrern) zur Burg (*καὶ ἐγένετο αὐτοῖς εἰς ἄκραν*). Er legt eine Besatzung hinein, in welcher ist *ἔθνος ἁμαρτωλὸν, ἄνδρες παράνομοι*. Der Raub aus der Stadt, Waffen, Lebensmittel rc. wurden hier in Sicherheit gebracht. Dieser Platz wurde dem Heiligthume zum Hinterhalt (*ἐγένετο εἰς ἔνεδρον τῷ ἁγιάσματι*). Die Einwohner von Jerusalem entflohen, die Stadt wurde Wohnplatz der Fremdlinge, das Heiligthum (*τὸ ἁγίασμα*) wurde verlassen. Antiochus befiehlt den Juden das väterliche Gesetz aufzugeben; viele schließen sich ihm an. Josephus (Arch. XII. 5. §. 4.) hat dasselbe, dann: nachdem Antiochus die Mauern der Stadt zerstört hatte, bebaute er die Akra (*ἄκραν*) in der untern Stadt. Sie (die Akra) war aber hoch und überragte das Heiligthum (*καὶ ὑπερκειμένη τὸ ἱερόν*). Nichtsdestoweniger blieben in der Akra auch die Schlechten im Volke, wodurch die Bürger der Stadt viel zu erdulden hatten (*ἔμενον δὲ οὐδὲν ἧττον ἐν τῇ ἄκρᾳ καὶ τοῦ πλήθους οἱ ἀσεβεῖς καὶ πονηροὶ τὸν τρόπον, ὑφ᾽ ὧν πολλὰ καὶ δεινὰ τοὺς πολίτας συνέβη παθεῖν*). Antiochus sucht den Gottesdienst der Juden zu unterdrücken. b) Wirkungen dieser Verhältnisse (1 Makk. 2, 31 und 3, 45). Als außerhalb Jerusalem Unruhen entstehen, zieht die Besatzung, welche in Jerusalem, der Stadt David's lag (*δυνάμεις, αἳ ἦσαν ἐν Ἱερουσαλήμ, πόλει Δαυίδ*), aus, um diese zu unterdrücken. „In jener Zeit war Jerusalem unbewohnt wie eine Wüste, daß keiner ihrer Kinder dort mehr aus- und einging. Das Heiligthum (*τὸ ἁγίασμα*) war zertreten, und Fremdlinge in der Burg (*ἄκρα*)." Josephus (Archaeol. XII, 6. §. 2) sagt, die Besatzung sei in der Burg, in der Oberstadt (*ἐν τῇ ἀκροπόλει*) gewesen. c) Befreiung und Wiederherstellung des Heiligthums (1 Makk. 4, 36—61). Indessen hatten die Juden unter der Anführung des Judas aus dem Geschlechte der Makkabäer, die Waffen ergriffen und einige Vortheile erkämpft. Sie

18) Diese Bemerkung wird Olshausen nicht gefallen, welcher (Zur Topographie des alten Jerusalems S. 2) die Behauptung aufstellt, zwischen der ersten und zweiten Mauer habe „ein Theil der Neustadt gelegen," mithin zu Nehemiah's Zeiten überall noch kein Stadttheil. Unten wird es sich zeigen, daß er Bell. Jud. V, 8. §. 1 misverstanden hat.

Digitized by Google

beschließen das Heiligthum (*τὰ ἅγια*) in Jerusalem zu reinigen und zu erneuern. Daher ziehen sie auf den Berg Sion (*εἰς ὄρος Σιών*), finden dort alles verwüstet und verödet. Judas ordnet Männer an, denen in der Burg (*ἐν τῇ ἄκρᾳ*) zu wehren, dieweil das Heiligthum (*τὰ ἅγια*) gereinigt würde. Dieses Letztere geschieht. Sie umbauen den Berg Sion (*τὸ ὄρος Σιών*) rund umher mit hohen Mauern und starken Thürmen, damit die Heiden nicht noch einmal, wie schon geschehen, es zertreten möchten, und zugleich ordnen sie eine Kriegsmacht (*δύναμιν*) an, das Heiligthum zu bewahren. Josephus (**Arch. XII**, 7. §. 6) erzählt ganz dasselbe; merkwürdig ist aber die Darstellung dieser Ereignisse, wie sie Josephus (**Bell. Jud. I**, 1. §. 4) gibt. Da heißt es: „nach gewonnenem Siege über die Syrer eilte Judas gen Jerusalem, stürzte sich auf die Besatzung in der Stadt (*ὥρμησεν ἐπὶ τὴν ἐν τῇ πόλει φρουρὰν*), und nachdem er sie aus der obern Stadt (*τῆς ἄνω πόλεως*) geworfen hatte, trieb er sie (*συνωθεῖ*) in die untere Stadt, welcher Stadttheil Akra genannt wird. Dann bemächtigte er sich des Heiligthums (*τοῦ ἱεροῦ*), reinigt dasselbe und stellt den Gottesdienst her. d) Versuche die feindliche Besatzung aus der Burg von Jerusalem zu vertreiben (1 Makk. 6, 18—32). Die in der Burg (*ἄκρα*) schlossen die Israeliten vom Heiligthume (*τῶν ἁγίων*) ab; Judas belagerte deshalb die Burg. Indessen schlichen sich einige durch zum Könige und zeigten ihm an, daß die Burg (*ἄκρα*) in Jerusalem belagert würde, und das Heiligthum (*τὸ ἁγίασμα*) von den Juden schon befestigt sei. König Antiochus zieht der Burg zu Hilfe, Judas hebt die Belagerung auf (*Jos.* **Arch. XII**, 9. §. 3). Die Besatzung der Burg (*ἄκρα*) und die Überläufer thun den Juden vielen Schaden; denn auf die, welche zum Heiligthume, um zu opfern, eingehen, wirft sich die Besatzung und tödtet sie. Die Burg nämlich beherrscht das Heiligthum (*ἐπέκειτο τῷ ἱερῷ ἡ ἄκρα*). Judas greift die Burg mit Maschinen und Belagerungsdämmen an. Doch schleichen sich einige der Überläufer durch ꝛc. e) König Antiochus bemächtigt sich des Heiligthums und zerstört dessen Befestigungswerke (1 Makk. 6, 47—62). Judas weicht vor der Übermacht des Königs zurück. Dieser greift das Heiligthum (*τὸ ἁγίασμα*) an, und belagert es vergeblich längere Zeit. Der Hunger nimmt unter den Belagerten überhand, sie übergeben unter gewissen Bedingungen den befestigten Platz (*τὸ ὀχύρωμα*). Als der König in die Festung auf den Berg Sion kommt (*εἰςῆλθεν εἰς τὸ ὄρος Σιών*) und die Festigkeit des Platzes sieht (*εἶδε τὸ ὀχύρωμα τοῦ τόπου*), so bricht er das gegebene Versprechen und befiehlt die Mauern rund umher niederzureißen. Josephus (**Arch. XII**, 9. §. 6) hat dieselbe Erzählung, doch heißt es am Ende: „der König befiehlt die Mauern bis auf den Grund zu zerstören (*καθελεῖν τὸ τεῖχος εἰς ἔδαφος*). f) Jerusalem und der Tempel ist ohne Festungswerke und gehet aus einer Hand in die andere (1 Makk. 7, 33—47. und 9, 52 u. fg.). Der syrische Feldherr Nikanor, von Judas geschlagen, zieht sich in die Stadt David's (*πόλιν Δαυίδ*) zurück, besucht den Berg Sion (*ὄρος Σιών*), woselbst er mit den Priestern verhandelt und Lästerungen gegen das Heiligthum ausspricht. In einer folgenden Schlacht gegen Johannes kommt er um; Johannes läßt den Kopf des Getödteten in Jerusalem ausstellen. Ein neuer syrischer Feldherr, Bachides, besetzt Jerusalem, läßt die Burg noch mehr befestigen, besetzt und verproviantirt sie; auch geht die syrische Partei damit um, die Mauer des innern Hofes im Heiligthume (*τὸ τεῖχος τῆς αὐλῆς τῶν ἁγίων τῆς ἐσωτέρας*) einzureißen, welches jedoch unterbleibt. (Josephus **Arch. XIII**, 1. § 3 hat dasselbe.) g) Jerusalem und der Tempel ist in der Juden Gewalt, aber die Burg können sie noch immer nicht gewinnen (1 Makk. 10, 10 u. fg. und 11, 20). Jonathan, Haupt der Juden nach dem Tode seines Bruders Johannes, kann unter kluger Benutzung günstiger Umstände an die Befestigung der Stadt und des Tempels Hand anlegen, aber obgleich Demetrius, König von Syrien, ihm versprochen hat, die Burg ihm einzuräumen, kann er doch nicht zum Besitze derselben gelangen. Er macht große Anstalten, um mit Gewalt sich der Burg zu bemächtigen. *Jos.* **Arch. XIII**, 2. §. 1. und 4. §. 9) hat dasselbe, jedoch mit dem Zusatze, daß die Besatzung der Angriffe spottet, weil sie sich auf die Befestigung des Platzes (*τῇ ὀχυρότητι τοῦ χωρίου*) verläßt. h) Große Anstalten, die Übergabe der Burg durch Hunger zu erzwingen (1 Makk. 12, 35. 36). Jonathan versammelt die Ältesten des Volks, und es wird beschlossen: die Mauern von Jerusalem zu erhöhen, und eine große Mauer zwischen der Burg (*ἄκρα*) und der Stadt zu erbauen, um jene von der Stadt zu scheiden, und von allem Verkehr auszuschließen (*Jos.* **Arch. XIII**, 5. §. 11). Jonathan und sein Bruder Simon rufen das Volk im Heiligthume zusammen, und beschließen, die Mauern von Jerusalem wieder herzustellen, sowie die zerstörte Ummauerung des Heiligthums, auch mit hohen Thürmen sie zu befestigen; überdies auch noch durch Aufbauung einer andern Mauer mitten durch die Stadt der Besatzung der Burg (*ἄκρα*) den Markt abzuschneiden. i) Erfolg dieser Anstalten, Gebrauch, den die Juden davon machen. Hier findet sich eine große Differenz zwischen den beiden Berichterstattern (1 Makk. 13, 10. 21—22). *α*) Jerusalem wird rund umher befestigt. Die Besatzung der Burg leidet Hungersnoth, und bemüht sich vergeblich Hilfe von Außen zu erhalten. *β*) (1 Makk. 13, 49. 50). Die Hungersnoth steigt in der Burg aufs Höchste, viele sterben vor Hunger; sie übergeben die Festung. *γ*) (1 Makk. 13, 50—52) Simon zieht ein, reinigt die Festung. Ein Freudenfest wird angeordnet. *δ*) (1 Makk. 13, 53). Man schloß den Berg des Heiligthums dem Berge neben der (oder „um die") Burg durch eine und dieselbe Ummauerung an (*καὶ προςωχύρωσε τὸ ὄρος τοῦ ἱεροῦ τὸ παρὰ τὴν ἄκραν*), sodaß also die Oberstadt (die um die Burg David's) und der Berg des Heiligthums von der Zeit an eine in derselben Mauer eingeschlossene Festung bildete — und Simon selbst und die Seinigen wohnten daselbst. Es bezieht sich hierauf noch 14, 37, wo es heißt: „Und er ließ jüdische Männer darin wohnen und befestigte sie (die Burg) zum Nutzen der Gegend (des Landes) und der Stadt." Dagegen nun Josephus *α*) (**Arch. XIII**, 6. §. 5) die in der Burg bitten den syrischen Feldherrn, ihnen Proviant zu senden. *β*) Kein Wort von Hungersnoth und

daß diese die Besatzung der Burg zur Übergabe gezwungen habe, sondern nur ganz beiläufig wird erwähnt (Arch. XIII, 6. §. 6), was Simon, „nachdem er die Burg in Jerusalem erobert hatte," weiter vorgenommen habe. γ) Kein Wort von einem Freudenfeste wegen dieser Eroberung, sondern δ) statt dessen (Arch. XIII, 6. §. 6) heißt es: „Nachdem Simon die Burg erobert hatte," zerstörte er sie von Grund aus, und nachdem er solches gethan, schien ihm das Zuträglichste, auch den Berg, auf welchem die Burg belegen gewesen war, zu vernichten, damit das Heiligthum höher sei. Dem versammelten Volke stellte er vor, wie sehr sie von der Besatzung gelitten hätten und ferner leiden würden, wenn Fremdlinge sich der Herrschaft bemächtigen und eine Besatzung in diese Burg legen sollten." Das Volk ging in diese Vorschläge ein „Und alle legten Hand an," so erzählt Josephus weiter, „den Berg zu vernichten und weder Tag noch Nacht von der Arbeit rastend, zerstörten sie innerhalb dreier Jahre ihn auf den Grund und fortan ragte über alle das Heiligthum hervor, über die Burg (ἄκρα) und den Berg, auf welchem sie erbaut gewesen war." Des Schleifens der Burg erwähnt Josephus noch einmal (Bell. Jud. I, 2. §. 2) und in der schon angeführten Stelle (Bell. Jud. V, 4. §. 1) fügt er noch einen Umstand hinzu, den wir nicht aus den Augen verlieren dürfen. Vormals, sagt Josephus, habe es zwischen dem Hügel, welcher die untere Stadt trug und dem, worauf das Heiligthum belegen war, eine breite Schlucht gegeben, diese sei von den Hasmonäern, als sie den zweiten Hügel abtragen ließen, verschüttet worden. Wir haben nun über diese doppelte Erzählung Folgendes zu bemerken: α) Der Ausdruck πόλιν Δαυίδ findet sich hier nur im B. der Makkabäer, nicht bei Josephus. Er bezeichnet niemals die Stadt Jerusalem im Allgemeinen, sondern immer nur den südlichsten oder südwestlichsten Stadttheil, den welchen Josephus die obere Stadt oder auch den obern Markt (Bell. Jud. V, 4. §. 1) nennt. Man sieht das deutlich aus 1 Makk. 1, 33. 35. 37 und 7, 33. 34., wo offenbar von der Stadt David's, im Gegensatze mit der Stadt im Allgemeinen, die Rede ist. Zweifelhaft könnte man sein bei II, 31., wo ἐν Ἱερουσαλὴμ πόλει Δαυίδ als Apposition genommen werden könnte, aber nicht grade genommen zu werden braucht. β) Ebenso findet sich der Ausdruck ὄρος Σιών nur im B. der Makkabäer, und bezeichnet derselbe hier immer ausschließlich den Berg, auf welchem das Heiligthum liegt; nirgend wird darunter die Stadt Jerusalem im Allgemeinen verstanden. Das tritt deutlich aus den Stellen IV, 37. 60. VI, 61. 62. und VII, 33 hervor. γ) Das B. der Makkabäer bedient sich des Worts ἄκρα niemals anders, als wenn es damit eine „Burg" im Allgemeinen oder „die in Jerusalem belegene Burg" (Millo, die Burg David's) bezeichnen will. Den Gebrauch, welchen Josephus davon macht, indem er einen gewissen Stadttheil (der nach seiner Darstellung, einen durch die Schlucht Tyropoion von der Oberstadt und durch eine breite Schlucht von dem Berge des Heiligthums getrennten Hügel bedeckt, und den er auch wol die „Unterstadt" nennt), mit der Benennung ἄκρα bezeichnet — diesen Gebrauch kennen die Bücher der Makkabäer nicht. Man darf daraus schließen, daß die Gewohnheit, diesen Stadttheil ἄκρα zu nennen, zu der Zeit, da die Verfasser der Bücher der Makkabäer lebten, noch nicht entstanden war. δ) Durch die Wendung 1 Makk. 1, 35. „Und er (der syrische Gewalthaber) bebauete die Stadt David's mit einer großen und starken Mauer und festen Thürmen, und sie ward ihnen (den Syrern) zur Burg," geben die BB. der Makkabäer zu erkennen, daß sie die Burg von Jerusalem nirgends anders gesucht wissen wollen, als da, wo sie von Alters her lag und noch heutzutage liegt (aus dem Grunde, weil die Bildung des Terrains ihr diesen Platz anweist), nämlich auf dem südlichen Hügel und zwar in der nordwestlichen Ecke desselben (s. oben). ε) Die BB. der Makkabäer haben die Ausdrücke ἄνω und κάτω πόλις überall nicht. ζ) Auf der andern Seite finden sich in den hier in Betracht kommenden Stellen des Josephus die Ausdrücke „πόλις Δαυίδ" und „ὄρος Σιών" überall nicht. η) Dahingegen bedient sich Josephus des Ausdrucks ἄκρα in dem doppelten Sinne, daß er damit bald „eine Burg," im Allgemeinen und insbesondere „die Burg in Jerusalem," bald einen besondern „Stadttheil" von Jerusalem bezeichnet, welcher zu seiner Zeit die ἄκρα benannt wurde. Ja in der Stelle Archaeol. XII, 5. §. 4 spielt er offenbar mit dem Worte „ἄκρα" und läßt seine Leser ungewiß, in welchem Sinne er es genommen wissen wolle. Nachdem Antiochus die Stadt verwüstet hatte, τὴν ἐν τῇ κάτω πόλει ᾠκοδόμησεν ἄκραν. Ἦν γὰρ ὑψηλὴ καὶ ὑπερκειμένη τὸ ἱερόν. Καὶ διὰ τοῦτ' αὐτὴν ὀχυρώσας τείχεσιν ὑψηλοῖς καὶ πύργοις, φρουρὰν Μακεδονικὴν ἐγκατέστησεν. Ἔμενον δ' οὐδὲν ἧττον ἐν τῇ ἄκρᾳ καὶ τοῦ πλήθους οἱ ἀσεβεῖς καὶ πονηροὶ τὸν τρόπον. Hier kann der erste Satz heißen: Er bebaute die Bergspitze, die Höhe — oder auch: er baute die Burg — in der untern Stadt. (Denn ἄκρα heißt die Höhe, Berggipfel ꝛc., aber auch eine Burg). Für das erste spricht der Zusatz „sie sei so hoch gewesen und habe das Heiligthum überragt," als welches nur von einer Höhe, die schon da war, nicht aber von einer Burg, die erst erbaut werden soll, gesagt werden kann. Daß aber Josephus zugleich auch hier den ganzen Stadttheil, der (nach ihm) Akra genannt wurde, im Sinne hatte, scheint aus dem Nachstehenden zu folgen. Er hat erzählt, daß in die neu angelegte Burg eine makedonische Besatzung gelegt sei, und diesem setzt er hinzu: „Nichtsdestoweniger blieben in der Akra auch die gottlosen Menschen ꝛc." Sie blieben — mithin mußten sie schon vorhin dort sein. Ist aber unter der „Akra" nur die enge Citadelle gemeint, wie konnten hier denn außer der syrischen Besatzung noch so viele andere Raum finden?

Wenn nun aber, wie aus den vorstehenden Bemerkungen deutlich hervorgeht, das erste Buch der Makkabäer die Burg in einer ganz andern Gegend von Jerusalem sucht, als die Schriften des Josephus — wer von beiden erzählt historische Wahrheit? Die Beantwortung dieser Frage darf nicht umgangen werden, denn sie entscheidet über mehr als einen Hauptpunkt der Topographie des alten Jerusalems. Für Josephus scheint zu sprechen α) die Entstehung der Benennung ἄκρα (Akra) für die untere Stadt, die nach seiner Versicherung diesen Namen

noch fortführte, als es daselbst keinen Punkt mehr gab, den man Akra nannte. β) Die Lage der Burg (Akra) unfern des Tempels. In dieser Nähe konnte man denen, welche den Tempel besuchen wollten, recht bequem auf dem Nacken sitzen. Dagegen sprechen für den Verfasser des 1. Buchs der Makkabäer folgende Gründe: α) Wenn er auch kein den Begebenheiten gleichzeitiger Schriftsteller ist, so steht er ihnen doch auf jeden Fall näher als Josephus. β) Wollte eine feindliche Macht einen Waffenplatz in Jerusalem haben, eine Citadelle, um die Einwohner in Ordnung zu halten, so war dazu am besten geeignet die obere Stadt, oder, wenn diese noch von zu großem Umfange war, die Stelle, wo die alte Burg der Jebusiter, die alte Burg Millo, die älteste Königsburg des David, schon belegen gewesen war, und wo späterhin die Burg des Herodes, dann in den Kreuzzügen die Burg der Pisaner lag, und wo jetzt noch das Castell der Stadt liegt — mit einem Worte, wo der Schlüssel des Platzes vorzüglich zu einer Zeit, da es noch kein schweres Feuergeschütz gab. Und wenn auch in Nehemiah's Schrift keine Spur vorkommt, daß an dieser Stelle eine Citadelle aufgebaut wurde, so gab es doch gewiß dort mehr als an irgend einer andern Stelle Grundmauern, die zu der neuen Citadelle benutzt werden konnten. γ) Dagegen wirft man nun ein: eine Citadelle an jener Stelle war den Syrern von geringem Nutzen; sie bedurften einer solchen dicht neben dem Heiligthume. Wir fragen: wozu das? Die Syrer hatten ja die Absicht, das jüdische Heiligthum als solches zu zerstören, und statt desselben ein heidnisches Heiligthum zu errichten. Das Letztere gelang ihnen nun freilich nur halb, das Erstere aber desto mehr. Als Judas ein siegreiches Heer der Juden in die heilige Stadt zurückführte, fand er alles zerstört und verödet, und mußte die Anstalten des jüdischen Gottesdienstes von vornher wieder herstellen (s. oben). Wozu also eine Zwingburg der Syrer zu einer Zeit, da es hier überall nichts zu beaufsichtigen und zu verhindern gab? Mithin verfällt Josephus in einen directen Widerspruch mit sich selbst, wenn er erzählt, die Syrer hätten das jüdische Heiligthum zerstört, und dicht neben demselben eine feste Burg aufgebaut, um den Besuch desselben zu verhindern oder zu erschweren. War das Erstere geschehen, so war das Andere überflüssig. War ihnen aber daran gelegen, eine Wiederherstellung des jüdischen Gottesdienstes an seiner uralten Stätte, soweit dieses in ihrer Gewalt stand, unmöglich zu machen, so mußten sie ihre Zwingburg oben auf dem Tempelberge anlegen. Das aber hatten sie nicht gethan; denn als Judas mit einem siegreichen Heere sich auf Jerusalem stürzt, findet er keine Schwierigkeiten, den Tempelberg zu besetzen und den Tempeldienst herzustellen. δ) Die Beendigung der Sache, wie sie 1 B. der Makkabäer erzählt, hat ungleich mehr innere Wahrscheinlichkeit, als die Erzählung des Josephus. א) Nach beiden Geschichtsquellen ist die belagerte Citadelle so fest, daß Gewalt sie nicht bezwingen kann, man sucht sie also auszuhungern. ב) Nach 1 B. der Makkabäer wird diese Absicht erreicht; ein schrecklicher Mangel zwingt die Besatzung die Citadelle zu übergeben. Nach Josephus weiß man nicht, wie nun auf einmal, ohne Weiteres, diese so unbesiegbare Festung erobert ist. ג) Nach 1 B. der Makkabäer freut man sich, daß man endlich die Zwingburg habe, und behält sie als Waffenplatz und Zwingburg bei, nach Josephus wird sie zerstört und zwar unter Umständen, die zu abenteuerlich sind, als daß sie Glauben verdienen könnten. ε) Was aber die Unglaubwürdigkeit, oder besser noch, die Unwahrheit dieser Erzählung des Josephus in das hellste Licht stellt, ist, daß Thatsachen, die er, als zu seiner Zeit existirend, berichtet, diesen Geschichten von Demolirung eines Hügels und einer Burg auf demselben gradezu widersprechen. א) Auf der Westseite des Tempels gab es zu Josephi Zeiten eine Schlucht, welche den Tempelberg von der Stadt trennte; über diese Schlucht führte von einem der westlichen Thore des Heiligthums eine Brücke, von den drei übrigen westlichen Thoren führten Stufen in die Tiefe hinab (Archaeol. XV, 11. §. 5); auch konnte, wovon weiter unten mehre Beispiele vorkommen werden, das Heiligthum von der Westseite her nicht angegriffen werden, weil hier eine Schlucht dasselbe von der Stadt trennte. Und diese Schlucht sollen die Hasmonäer zugeworfen haben, als sie den jenseit derselben befindlichen westlichen Hügel demoliren ließen. ב) Nicht im vierten Stadttheile, sondern getrennt von demselben durch einen Graben, nicht auf dem dritten Hügel der Stadt, dem Berge des Heiligthums, sondern nordwestlich von demselben, mithin im zweiten Stadttheile, der Unterstadt, oder wie Josephus sich ausdrückt, dem Stadttheile Akra (ἄκρα) war eine Felsenhöhe oder Spitze (ἄκρα) belegen, 50 Ellen über dem Niveau der Fläche (Kuppe) des Hügels erhoben. Die Hasmonäer bebauten diesen Hügel mit einem befestigten Thurm (βάρις), in welchem sie das hohepriesterliche Kleid aufbewahrten und zugleich als kirchliche und bürgerliche Oberhäupter der Nation ihren Wohnsitz dicht neben dem Mittelpunkte der kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse der Nation, den Gebäuden des Heiligthums, nahmen. Dieses erzählt Josephus selbst (Arch. XV, 11. §. 4). Und die Hasmonäer sollten eine andere βάρις, ἄκρα oder ἀκρόπολις, welche auf demselben Hügel zu demselben Zwecke, nämlich um das Heiligthum und dessen Besucher unausgesetzt beaufsichtigen zu können, erbaut worden war, zerstört haben?

Nach allem diesem müssen wir die Überzeugung aussprechen: α) daß die Zwingburg, welche die Syrer besetzt hielten und von wo aus sie den ihr Gemeinwesen allmälig wieder herstellenden Juden so beschwerlich fielen, daß diese sich erst dann befreiet glaubten, als sie erobert und von jüdischen Gewalthabern besetzt war, das gewesen sei, was die Bücher der Makkabäer als solches bezeichnen, nämlich die Burg auf dem südlichen Hügel der Stadt, etwa da, wo sie schon zu Zeiten der Jebusiten existirte und noch heutzutage vorhanden ist. β) Daß die Syrer in der Unterstadt überall keine Zwingburg erbauet, und daß die Hasmonäer weder einen Hügel hier abgetragen, noch eine Schlucht ausgefüllt haben (denn die Schlucht existirte noch in großer Tiefe zu Josephus' Zeiten). γ) Daß vielmehr die Hasmonäer einen Felsenhügel oder eine Felsenspitze (ἄκρα), welche auf den zweiten Hügel, der die

untere Stadt trug, etwa da, wo dieser von dem Hügel des Heiligthums und dem Hügel Bethesda begrenzt wurde, belegen war, mit einer *βάρις*, *ἄκρα* oder *ἀκρόπολις* (Citadelle) bebaut haben, welche späterhin Herodes zu der Antonia umbaute, und welche zunächst den Hasmonäern, dann den Herodianern, endlich den Römern diente, das Heiligthum zu überwachen und zu beherrschen.

Seitdem nun der Mittelpunkt des Nationalgottesdienstes, der Tempel, und ebenso die Burg von Jerusalem unbestritten in den Händen eingeborner Gewalthaber war, gewann das jüdische Volk gar bald eine gewisse Unabhängigkeit, welche nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Verhältnisse der Hauptstadt bleiben konnte. Dazu kamen die bedeutenden Geldsummen, welche, gleichwie späterhin aus der römisch-katholischen Christenheit in Rom, so aus der über den ganzen damals bekannten Erdboden zerstreuten Judenschaft in Jerusalem zusammenflossen. Diese Stadt nahm unter den Hasmonäern sehr sichtbar zu an Bevölkerung, an neuen Bauwerken, und besonders an Vorrichtungen, sie gegen feindliche Angriffe zu schützen. Das Merkwürdigste ist jetzt anzuführen.

Um das J. 132 v. Chr. (Archaeol. XIII, 8. §. 2). Hyrkanus, derzeitiger Hoherpriester und Fürst der Juden, war mit Antiochus Sudetes, König von Syrien, zerfallen; dieser belagerte ihn mit großer Kriegsmacht in Jerusalem. Allein die Syrer konnten nichts ausrichten, obgleich gegen die nördliche Mauer, vor welcher ebenes Feld war, 100 dreistöckige Belagerungsthürme vorgeschoben wurden; so fest war die Mauer und so tapfer die Gegenwehr. Die Belagerten litten Mangel an Trinkwasser, ein heftiger Platzregen half aus dieser Noth. Antiochus, um jeden Ausfall und jede Verproviantirung derselben unmöglich zu machen, schnitt die Stadt durch einen tiefen und breiten Belagerungsgraben ab. Hyrkanus treibt nun die wehrlose Menge, welche nur verzehren, aber nicht vertheidigen hilft, aus der Stadt; auch Antiochus will sie nicht durchlassen; so muß sie jämmerlich zwischen der Stadt und den syrischen Stellungen umkommen. Endlich vertragen sich die Fürsten; Antiochus zieht ab gegen Bezahlung von 500 Talenten. Hyrkanus öffnet das Grabmal des Königs David und nimmt 3000 Silbertalente heraus, die er theils zur Bezahlung der Kriegscontribution, theils dazu anwendet, eine Kriegsmacht von fremden Söldnern zu errichten.

Um das J. 63 v. Chr. (Arch. XIV, 4. und Bell. Jud. I, 7). Zwischen den Brüdern Hyrkanus II. und Aristobulus ist Streit über die seit einiger Zeit in derselben Person vereinigte Gewalt eines Hohenpriesters und Königs der Juden. Der römische Feldherr Pompejus wird aufgefodert den Streit zu entscheiden; er nimmt für den Hyrkanus Partei, weiß sich der Person des Aristobulus zu bemächtigen und zieht gegen Jerusalem, um Hyrkanus einzusetzen. Er findet die Stadt, die er vom Ölberge ab betrachtet, sehr fest und nur von der Nordseite her angreifbar. Unterdessen besetzt die Partei des Aristobulus den Tempel, bricht die aus demselben zur Stadt führende Brücke ab, und bereitet alles vor, um eine Belagerung aushalten zu können. Die Partei des Hyrkanus öffnet dem Pompejus die Thore der Stadt und der königlichen Burg. Dieser findet die der Stadt gegenüberliegende Seite des Heiligthums (die westliche) so schroff, daß er dieselbe nicht angreifen kann. Indessen läßt er die Umgebungen des Heiligthums besetzen und befestigen und das Heiligthum durch eine Belagerungsmauer umgeben. Er lagert sich mit der Hauptmacht innerhalb der Belagerungsmauer, auf der Nordseite des Heiligthums, wo dasselbe angreifbar war. Auch von dieser Seite zeigte dasselbe freilich große Festungthürme und hatte einen tiefen Graben vor sich. Mit Mühe errichten gegen diese Seite die Römer Angriffsdämme. Sie benutzen dazu besonders die Sabbathe, indem sie an solchen nur bauen, aber nicht auch die Waffen gebrauchen. Endlich sind die Dämme so weit, daß die Mauerbrecher in Wirksamkeit gesetzt werden können. Nach dreimonatlicher Belagerung glückt es den Römern den größten Thurm einzustürzen, sie brechen in das Heiligthum und erobern dasselbe. Pompejus selbst betritt das Allerheiligste, läßt aber die Schätze desselben unberührt; setzt den Hyrkanus zum Hohenpriester ein und ordnet die Angelegenheiten des jüdischen Gemeinwesens im Interesse der Römer.

Wir fügen einige Bemerkungen hinzu: a) Nichts berechtigt anzunehmen, daß die nördliche Stadtmauer, welche von Antiochus angegriffen wurde, eine andere Linie beschrieben habe, als die, welche in der Beschreibung des Josephus (Bell. Jud. V, 4. §. 2) die zweite Mauer heißt. b) Von ihrer Festigkeit zeugt der Angriff des Antiochus. c) Daß außerhalb der Mauer, sowol da, wo sie die eigentliche Stadt, als auch da, wo sie den Tempel beschützte, kein besonderer Stadttheil gewesen, folgt aus dem, was weiterhin vorkommen wird; aber auch unbedeckt stehende Wohnungen, neuummauerte Vorstädte ꝛc., scheinen hier nicht gewesen zu sein, es würde ihrer sonst wol Erwähnung geschehen. d) Das Zuwerfen der Schlucht westlich vom Tempel durch die Hasmonäer erscheint auch hier als eine Fabel. Wenn von der Westseite alles geebnet war, wie kann denn hier von einem steilen Aufsteigen des Tempelberges die Rede sein, welches Pompejus verhinderte, hier anzugreifen? Warum zog er es vor gegen die Nordseite zu operiren, wo ein tiefer Graben gefüllt werden mußte, ehe man an die Festung kommen konnte? e) Bei Belagerung der Stadt durch Antiochus litt diese großen Mangel an Trinkwasser — bei Belagerung des Tempels, obgleich diese drei Monate dauerte, ist davon keine Spur. Freilich war man vorbereitet — aber wenn auch große Speisevorräthe, konnte man auch große Wasservorräthe aufbewahren? Und war nicht eine große Menschenmasse (die Partei des Aristobulus) in dem Tempel zusammengedrängt? Fast sieht man sich gezwungen der Vermuthung Raum zu geben, als sei nicht so ganz aus der Luft gegriffen, was die apokryphische Schrift des Aristäus: de legis divinae translatione [19]) von den

19) Abgedruckt im Anhange zu Opp. *Joseph.* edit. *Haverkamp.* Tom. II. p. 112, wo es von den Vorhöfen des Tempelgebäudes heißt: *τὸ δὲ πᾶν ἔδαφος λιθόστρωτον καθέστηκε, καὶ κλίματα πρὸς τοὺς καθήκοντας τόπους ἔχει τῆς τῶν ὑδάτων ἐπιφορᾶς ἕνεκεν, ἣ γίνεται διὰ τὴν σμῆξιν τῶν ἀπὸ τῶν θυ-*

geheimen Wasserleitungen erzählt, welche dem altjüdischen Heiligthume unausgesetzt den reichlichsten Überfluß zuführten. Die Periode, an deren Ende wir hier stehen, war ganz dazu geignet, dergleichen geheime, ausgedehnte und kostbare Priesterwerke auszuführen, und was von den Unternehmungen des Hiskias und von den Salomo zugeschriebenen versiegelten Brunnen historisch vorliegt, kann nur dazu dienen, solchen Vermuthungen größere Wahrscheinlichkeit zu geben.

5) Jerusalem unter den Herodianern und den Römern. Verschönerung und Befestigung der Stadt durch Herodes den Großen und Agrippa I.[20]). Seitdem Pompejus Jerusalem erobert, waren die Römer Herren des jüdischen Landes; wer etwas erreichen wollte, konnte dieses nur durch die Gunst römischer Gewalthaber. Der Idumäer Herodes, ein Mann von seltener Verschlagenheit und Kraft des Charakters, hatte es zu Rom durchgesetzt, daß man ihn als König von Judäa anerkannte; aber eine Partei war gegen ihn im Lande. Ihren Hauptsitz hatte sie in Jerusalem; auch Antigonus, Neffe des unfähigen Hyrkanus II., den man dem Herodes entgegenstellte, war in jener Stadt. Mit einem zahlreichen Heere, durch mehre römische Legionen unter Sosius verstärkt, zog Herodes gegen Jerusalem. Die von Pompejus zerstörten Mauertheile waren schon längst wieder hergestellt. Von der Nordseite des Heiligthums, wo Pompejus angegriffen, griff man auch dieses Mal an. Die Juden wehren sich tapfer. Endlich ersteigt man die Mauer. Hier folgt eine Stelle, die nicht unbeachtet bleiben darf. „Die erste Mauer," sagt Josephus, „ward nach 40 Tagen gewonnen, die zweite nach 15 Tagen und einige Säulengänge um das Heiligthum verbrannt. Als nun das äußere Heiligthum und die untere Stadt erobert war, flüchteten die Juden in das innere Heiligthum und die obere Stadt. Diese wurde mit Sturm genommen; allenthalben, selbst im Tempel (*ἐν τῷ ναῷ*) wurde gemordet. Antigonus stieg von der Citadelle (dem Fort, der Burg der Hasmonäer) (*ἀπὸ τῆς βάρεως*) herab und ergab sich. Hier ist merkwürdig, daß sich die Juden noch in „das innere Heiligthum" und in „die obere Stadt" flüchten können, als schon zwei Mauern erobert sind. Es scheint also außer den Vertheidigungswerken der obern Stadt und des innern Heiligthums noch zwei Mauern gegeben zu haben. Daß dieses nicht die beiden Mauern sind, die Bell. Jud. V, 4. §. 2 die zweite und dritte Mauer genannt werden, liegt am Tage, da eben nach jener Stelle die dritte Mauer über 40 Jahre später durch Agrippa I. erbaut worden ist. Nach unserem Dafürhalten liegt hier nichts weiter vor, als ein neuer Beweis des Mangels der Präcision in den Ausdrücken, welcher sich beim Josephus so oft findet. Vielleicht ist damit als erste Mauer die der untern Stadt, und als zweite Mauer die des äußern Heiligthums gemeint.

Nachdem nun Herodes die unbestrittene Herrschaft von Judäa gewonnen hatte, ging seine eifrigste Bemühung dahin, in derselben sich recht festzusetzen. Zu diesem Zwecke befestigte er die Hauptpunkte von Jerusalem, sodaß er diese Stadt ganz und gar in seiner Gewalt hatte, und empfahl sich der Nation durch den herrlichen Umbau des Nationalheiligthums auf dem Tempelberge. Schon die Hasmonäer hatten diese Arbeiten zum Theil angefangen; sie hatten einen Palast gegen das östliche Ende des Zijon (der Oberstadt) erbaut, sie hatten eine *ἄκρα* (Felsenhöhe) in der Unterstadt mit einer *βάρις* (Castell) bebaut, auch für die weitere Befestigung und Ausschmückung des Heiligthums hatten sie einiges vorgerichtet. Alles dieses vollendete Herodes in größerm Maßstabe.

Die Königsburg. Daß sie den nördlichsten oder nordwestlichsten Theil des Berges Zijon oder der obern Stadt (des „obern Markts" nach Josephus' Ausdruck) eingenommen habe, ist ausgemacht; aber über die Figur, welche ihr Umfang beschrieb, in welcher Richtung ihre größere Ausdehnung zu suchen sei ꝛc., läßt sich nichts ermitteln; daher auch keine Zeichnung von ihr entwerfen. Nur läßt sich aus dem, was sie alles einschloß, auf einen nicht unbedeutenden Umfang schließen und über einige ihrer Endpunkte und Begrenzungsseiten Einiges herausbringen. Der nördliche, richtiger nordöstliche, Theil der Mauer, welcher an der gegen N. O. gerichteten Kante des Zijons über der Schlucht Tyropoion gelegen war, bildete zugleich die Grenzmauer der Herodianischen Königsburg (Bell. Jud. V, 4. §. 3 u. 4). In diesem Theile standen die Thürme Hippikus, Phasaelis und Mariamne (*μ ν ο*), sodaß der erstere den nordwestlichsten, der letztere den südöstlichsten Endpunkt der Königsburg bildete[21]). Der Thurm Hippikus war viereckig, hatte 25 Ellen Länge und Breite, und war bis auf 30 Ellen Höhe durchaus aus ungeheuern Quadern aufgebaut. Über diesen Felsenbau erhoben sich noch verschiedene zu Wohnungen, zu Behältern für das aufzufangende Regenwasser und zur Vertheidigung eingerichtete, aus Holz verfertigte Baulichkeiten auf die Höhe von 50 Ellen, sodaß die ganze Höhe des Thurms 80 Ellen betrug. Der hierauf folgende Thurm Phasaelis scheint der eigentliche Mittelpunkt der ganzen Festung gewesen zu sein, wie aus mehren Ereignissen folgt. Sein, gleich dem des Hippikus, massiver Unterbau betrug 40 Ellen in der Länge, Breite und Höhe, und über demselben waren gleichfalls ähnliche Vorrichtungen, wie bei dem Hippikus aus Holz erbaut, 50 Ellen hoch, sodaß dieses Thurmes ganze Höhe 90 Ellen betrug. Der letzte Thurm nach Südost, Mariamne, hatte einen massiven Unterbau von 20 Ellen in der Länge, Breite und Höhe, und über diesem einen prächtigen, hölzernen Aufbau von 35 Ellen.

σιῶν αἱμάτων· πολλαὶ γὰρ μυριάδες κτηνῶν προσάγοντο κατὰ τὰς τῶν ἑορτῶν ἡμέρας. Ὕδατος γὰρ ἀνέκλειπτός ἐστι σύστασις, ὡς ἂν δὲ πηγῆς ἔσωθεν πολυῤῥύτου φυσικῶς ἐπιῤῥεούσης. Ἔτι δὲ θαυμασίων δὲ ἀδιηγήτων ὑποδοχείων ὑπαρχόντων ὑπὸ γῆν, καθὼς ἀπέφαινον, πέντε σταδίων κυκλόθεν τῆς κατὰ τὸ ἱερὸν καταβολῆς — — — Εἶναι δὲ πυκνὰ τὰ στόματα πρὸς τὴν βάσιν, ἀοράτως ἔχοντα τοῖς πᾶσι, πλὴν αὐτοῖς, οἷς ἐστι λειτουργία.

20) s. hier besonders den Grundriß des alten Jerusalems auf Tab. II.

21) Nach dem Risse, welchen Olshausen seiner Schrift: Zur Topographie des alten Jerusalems, beigegeben hat, hatten diese Thürme und diese Mauer ebenes Feld vor und hinter sich.

Die Steinmassen (πέτρα) waren 20 Ellen lang, 10 breit und 5 Ellen hoch [22]). Daß sich diese Königsburg keineswegs bis an das östliche Ende der Oberstadt (des Berges Zijon), der südwestlichen Ecke des Heiligthums (des Berges Morija) gegenüber erstreckt habe, folgt aus dem Umstande, daß hier noch der alte, von Agrippa II. späterhin erweiterte Palast der Hasmonäer, der Palast der Berenice, das Rathhaus, das Archiv, und der, wie es scheint, sehr geräumige Xystus (λ) folgten, und dann erst die Brücke, welche zum Heiligthume hinüberführte. Der Thurm Hippikus aber scheint nur die äußerste scharfe Ecke der Burg gegen Nordwest (oder richtiger gegen Nord) gebildet zu haben, sodaß die Burg nicht weiter gegen Süden an der westlichen Stadtmauer fortlief, sondern hier vielleicht eine besondere innere Ummauerung hatte. Auch ist es wahrscheinlich, daß er auf keinen Fall südlicher, als die jetzige Burg der Pisaner (c) zu suchen ist, wahrscheinlich mehr gen Norden. Ob das Thor, durch welches oder neben welchem (καθ' ἣν) die für den Thurm Hippikus bestimmte Wasserleitung ging (Bell. Jud. V, 7. §. 3), südlich vom Hippikus, d. h. in der westlichen Mauer, oder östlich von derselben, d. h. in der Mauer, welche an der Schlucht Tyropoion belegen war, ist nicht wol auszumitteln. Diese Wasserleitung war aber gewiß bedeutend, da sie ohne Zweifel nicht blos den Thurm Hippikus, sondern überhaupt die Herodianische Königsburg, in der es viele Wasserwerke gab, versorgte. In welchen Verhältnissen sie zu den erwähnten Wasserleitungen stand, läßt sich nicht ausmitteln, doch läßt sich vermuthen, daß sie zu den versteckten gehörte, da die Römer im entgegengesetzten Falle gewiß nicht ermangelt haben würden, sie abzuschneiden. Wenn die Königsburg alles das wirklich enthielt, was Josephus derselben zuschreibt, — große Säle, eine Unzahl von Gemächern, sich durchkreuzende Hallen, freie Plätze mit abwechselndem Gebüsche und Baumgängen, breite Kanäle und Wasserbecken rc., so muß sie einen bedeutenden Umfang gehabt haben. Sie war nach allen Seiten hin, also auch gegen die übrigen Theile der Oberstadt, mit einer Mauer von 30 Ellen Höhe umgeben, in welcher noch besondere Festungsthürme standen.

Der Festungsthurm Psephina (π). Man muß freilich zweifelhaft sein, ob Herodes denselben erbauet, da er in der dritten, von Agrippa I. erbauten, Mauer stand, in welcher er die nordwestlichste Ecke bildete. Allein der Zusammenhang, in welchem Josephus seiner erwähnt (Bell. Jud. V, 4. §. 3), läßt vermuthen, daß schon Herodes ihn anlegte. Ist dieses der Fall, so könnte man ihn, um in der Sprache der neuern Kriegskunst zu reden, ein detaschirtes Fort nennen, das Herodes erbaute und an welches Agrippa I. die neuerbaute Mauer anlehnte, sodaß er nun dasjenige der ganzen Stadt wurde, was vormals der Thurm Hippikus der Altstadt war, der mit besonderer Sorgfalt befestigte nordwestliche Eckpunkt. Wahrscheinlich ist er durchaus massiv gewesen. Er war achteckig, mithin zum Alleinstehen und zur Vertheidigung nach allen Seiten hin aufs Paßlichste eingerichtet, 70 Ellen (= 88 Fuß) hoch, und man hatte von ihm eine weite Aussicht. Bei unserer so sehr mangelhaften Kenntniß des Details der Örtlichkeiten im Norden und Nordosten des heutigen Jerusalems läßt sich unmöglich näher angeben, auf welchem der dort befindlichen Felsenhügel er gestanden haben mag.

Die Burg Antonia. Daß dieselbe aus dem befestigten Thurme (βάρις), welchen die Hasmonäer auf einem Felsengipfel (ἄκρα) anlegten, entstanden ist, haben wir schon bemerkt. Sie lag nordwestlich unfern der Ecke des Heiligthums [23]) (Bell. Jud. II, 15. §. 6. V. 5. §. 8. VI, 2. §. 9) auf einem Felsen, der sich auf 50 Ellen über das Niveau der Flachebene erhob. Diesen hatte Herodes mit glatten Steinplatten schräg belegen lassen, dann folgte eine drei Ellen hohe Mauer, hierauf die eigentliche Festungsmauer 40 Ellen hoch. Diese bildete ein Viereck, wie es scheint von etwa 300 Fuß jede Seite. Das Innere war zu einer ebenso festen als bequemen Wohnung des Gewalthabers zugerichtet. An den vier Ecken standen Thürme, drei von 50 Ellen Höhe, der in der Südostecke, also gegen das Heiligthum gerichtete, hatte 70 Ellen Höhe und übersah und beherrschte dasselbe. Dort hing sie mit den Säulengängen des Heiligthums zusammen, auf deren platte Dächer Treppen hinabführten. Von der Neustadt (Bezetha) war sie durch einen tiefen Graben getrennt [24]) (Bell. Jud. V, 4. §. 2). Auch hatte der König sich einen verborgenen unterirdischen Gang von der Antonia zu dem innern Heiligthume und zwar zu dem östlichen Thore desselben, machen lassen, über welchem ein befestigter Thurm erbaut war, um darüber wachen zu können, wenn das dort versammelte Volk mit Empörungen gegen den König umgehen sollte (Arch. XV, 11. §. 7) [25]).

Das Heiligthum. Die beiden Hauptstellen, welche hier in Betracht kommen, sind Bell. Jud. V, 5 und Archaeol. XV, 11. Zuerst sind die ungeheuern Grundmauern

22) Ein Pröbchen der Aufschneiderei des Josephus. Wenn wirklich die einzelnen Felsenmassen, aus denen der Thurm Mariamne erbaut war, die angegebene Größe hatten, so bildeten je zwei dieser Steine neben einander gelegt, das Ganze des Thurms, und der ganze Thurm bestand aus acht Stücken solcher Steine, im Innern aber war überall kein Raum. Ein jeder dieser Steine enthielt aber ungefähr 1900 Cubikfuß, und wog mehr als etwa ebenso viel Centner!

23) Einen Beweis der Ungenauigkeit des Josephus dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Während man gar nicht daran zweifeln kann, nach alle dem Detail, was über die Verhältnisse der Lage der Antonia zu dem Heiligthume erzählt wird, daß diese vor der nordwestlichen Ecke derselben gelegen habe, sagt Josephus (Arch. XV, 11. §. 4), wo er die Lage derselben ex professo beschreibt, sie habe gelegen auf der nördlichen Seite (κατὰ τὴν βόρειον πλευράν) des Heiligthums. 24) Was auf der östlichen, südlichen und westlichen Seite der Antonia gewesen, wird nicht erzählt, doch mag sie auch da Gräben vor sich gehabt haben, namentlich mag ihre südliche Fronte gegen die Länge der Schlucht, welche den Tempelberg von der Unterstadt trennte, gerichtet gewesen sein. 25) Indessen muß es doch schon lange vor Herodes einen solchen verborgenen Durchgang vom Tempel nach der Baris gegeben haben, weil Antigonus, der im Tempel war, um für seinen in der Baris krank liegenden Bruder Aristobulus zu beten, sich vom Tempel durch einen dunkeln Gang zu dem Kranken begab (Bell. Jud. II, 3. §. 3. 4. Arch. XIII, 11. §. 2).

zu bemerken. Was Josephus darüber sagt, ist confus und übertrieben, das erste besonders dadurch, daß er die Zeiten zwischen einander durchwirft. Nach ihm reichte, als man zuerst das Heiligthum auf dem Felsenhügel Morija errichtete, die Kuppe desselben kaum hin, Tempel und Altar zu umfassen [26]). Aber schon Salomo umschloß diese mit einer besondern Mauer (ἀπετείχιζεν ἄνωθεν τὰ περὶ τὴν ἄκραν Arch. XV, 11. §. 3), wahrscheinlich um durch Ausfüllungen und Abtragungen einen geebneten Platz um Tempel und Altar zu gewinnen. Dann baute er von der Wurzel des Felsenhügels, wo denselben eine tiefe Schlucht umgibt (ὑπὸ τῆς ῥίζης ἀρχόμενος, ἣν βαθεῖα περιθεῖ φάραγξ), eine gewaltige Mauer auf, deren Construction in der citirten Stelle beschrieben wird, und ebnete auch den durch die Böschungsmauer gewonnenen Platz auf dieselbe Weise, sodaß schon damals auf dem Hügel ein äußeres Heiligthum, und auf einer etwas erhöhten Terrasse ein inneres Heiligthum, welches Altar und Tempelgebäude enthielt, gebildet werden konnte. Undeutlich ist, was Josephus über die Seite sagt, auf welcher zuerst solche Werke angelegt wurden. Archaeol. XV, 11. §. 3 heißt es: ἣν βαθεῖα περιθεῖ φάραγξ κατὰ λίβα (gegen Südwest) [27]). Dieses paßt insofern sehr gut, als die südwestliche Seite des Morija der östlichen, oder, wenn man will, nordöstlichen Ecke des Zijon gegenüber liegt und man gewiß vor allem darauf bedacht gewesen ist, diese beiden Hügel in bequeme Verbindung mit einander zu bringen. Allein es paßt wiederum nicht wol, als in der Folge, und namentlich zu Josephus' Zeiten der Eingang in das innere Tempelgebäude von Osten war. Dieser Umstand spricht für die Erklärung in derselben Stelle (Arch. XV, 11. §. 3), woselbst die östliche Wand des Felsenhügels als besonders schroff beschrieben, und dann Bell. Jud. V, 5. §. 1 sogar gesagt wird, daß Salomo die östliche Seite des Felsens mit einer solchen Böschungsmauer versehen und auf diese dann einen Säulengang (στοά) gesetzt habe, während nach allen übrigen Seiten hin das eigentliche Tempelgebäude (ναός) freigestanden und von andern Gebäuden nicht umgeben gewesen sei (γυμνὸς ἦν). Wir erlauben uns dabei zu bemerken, daß höchst wahrscheinlich Salomo überall keine Säulengänge erbaut habe, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man zu jener Zeit solche Bauwerke überall noch nicht kannte. Was dann ferner von den Arbeiten des Volks an Erweiterung des Heiligthums gesagt wird, ist so verworren und verschlungen mit dem, was dem Herodes zugeschrieben wird, daß wir diesen Knoten unaufgelöst zu lassen für das Angemessenste erachten, und nur, was als zu Josephus' Zeiten vorhanden beschrieben wird, darzustellen versuchen. An einigen Stellen scheint eine dreifache Mauer das Heiligthum umgeben zu haben (Τειχίσαντες ἐκ ῥίζης τριχῇ κύκλῳ τὸν λόφον, Bell. Jud. V, 5. §. 1). Die unterste, theils um der zweiten durch die vorliegende Terrasse, die sie schützte, eine größere Festigkeit zu geben, theils aber auch um als Grundmauer zu der Fortsetzung der Befestigungswerke, welche um die Quellen, Teiche, Gärten ꝛc. in den südöstlichen Thälern neben Jerusalem zu beschützen, vorgerichtet waren, zu dienen. Die zweite ist wahrscheinlich die sogenannte große Mauer (μεγάλου τείχους, Archaeol. XV, 11. §. 3), mit Recht sogenannt, ihrer Höhe und Stärke wegen. Von dieser sagt Josephus aus, daß, wo sie am niedrigsten war, sie 300 jüd. Ellen (= etwa 375 Fuß) gemessen habe. Das ist offenbar übertrieben und muß nach den Beobachtungen neuerer Reisenden gewiß auf die Hälfte reducirt werden [28]). Auf diese Mauer geht, wenn Josephus (Bell. Jud. V. 5. §. 1) sagt: nicht allenthalben zeige sich die ganze Tiefe der Grundmauern, und hinzusetzt: ἐπὶ πολὺ γὰρ ἔχωσαν τὰς φάραγγας, ἀνισοῦν βουλόμενοι τοὺς στενωποὺς τοῦ ἄστεως. Man hat dabei aber keineswegs an eine Ausfüllung einer der hier in Betracht kommenden Hauptschluchten zu denken, sondern an die Terrassen, die man an ihren Seiten errichtete, um desto mehr Raum für Anlagen von Wohnungen ꝛc. zu gewinnen. Hier gab es der στενωποί gewiß genug. Unter der dritten Mauer scheint die Grundlage derjenigen verstanden zu werden, welche den höhern innern Raum des Heiligthums, welchen nur Juden betreten durften, umgab. Doch liegt die Sache sehr im Dunkel. Dies sei genug von den Grundmauern. Was nun die Gebäude des Heiligthums betrifft, wie sie sich auf der Kuppe des Morija zur Zeit des Josephus zeigten, so sehen wir uns hier darauf beschränkt, nur eine Übersicht zu geben, wegen des Details aber auf den Artikel „Tempel, jüdischer" zu verweisen. Die geebnete obere Fläche des Morija bildete ein Quadrat von je einem Stadium = 600 Fuß jede Seite. Dieses Quadrat war mit einer starken Mauer umzogen, welche die erste äußerste Vertheidigungslinie des Heiligthums bildete. Innerhalb dieses Quadrats war ein zweites kleineres, um mehre Stufen über das größere erhaben, und auf der Höhe desselben eine drei Ellen hohe Mauer, welche die Abscherung bildete, über welche hinaus Nichtjuden dem Heiligthume sich nicht nähern durften. Auf dieser also gebildeten Plateform stand nun ein drittes Viereck, aus hohen starken Mauern bestehend, welches die zweite innere Vertheidigungslinie des Heiligthums bildete. Nach Westen scheint diese Mauer unmittelbar auf den Grenzen der Plateform, mithin auf der Abscherungsmauer, gestanden zu haben. Innerhalb dieses Quadrats befand sich endlich noch ein viertes, gleichfalls um mehre Stufen über der zweiten Plateform erhobenes Viereck. Dieses begriff den Platz, welchen nur Priester und Leviten betreten durften. Auf der westlichen Seite desselben

26) Ist dieses gegründet, so muß ein uralter Glaube an die Heiligkeit dieser Örtlichkeit unter den Israeliten geherrscht haben, wie wären sie sonst dazu gekommen, den engen Raum der Kuppe dieses Felsenhügels zu ihrem Heiligthume zu wählen? 27) Die Mauer an der Westseite des Morija nach Süden hin ist 60 Fuß hoch, und die untern neun Reihen bestehen aus Steinen von 3½ Fuß Höhe.

28) Niebuhr (Reisen. 3. Th. S. 142) schätzt die Höhe des Tempelberges über den Kedron auf höchstens 50 Fuß. Allein er sagt ausdrücklich, daß dieses nur aus der Erinnerung geschehe. Daher möchten wir doch mehr Glauben den Barometermessungen Schubert's beimessen, welcher die Höhe des Tempelberges über den Kedron auf 141 Fuß angibt.

stand das eigentliche Tempelgebäude, und zwar, wie es scheint, hart am westlichen Ende desselben, sodaß dasselbe unmittelbar auf der zweiten, dritten und vierten Mauer ruhete. Das Tempelgebäude (ναός) war 100 jüdische Ellen (= etwa 120 Fuß) hoch, ebenso lang und 60 Ellen breit; seine Länge erstreckte sich von Westen nach Osten. In Osten war der Haupteingang, die nach Osten gerichtete Seite hatte aber zwei Flügel (ὦμοι, Schultern nennt sie Josephus), jede zu 20 Ellen, sodaß auch die Fronte 100 Ellen betrug. Im Osten des Tempelgebäudes, auf der höchsten, nur den Priestern zugänglichen Plateform, stand der Brandaltar. Die erste äußerste Vertheidigungslinie des Heiligthums hatte nur nach der Westseite vier Thore [29]), nach den übrigen Seiten war sie geschlossen [30]). Von den vier Thoren führte das südlichste vermittels einer Brücke nach dem Xystus und über denselben zu der Oberstadt und der Königsburg, die zwei folgenden, wahrscheinlich durch Stufen, hinab in die Tiefe der Schlucht, welche den zweiten Hügel von dem Tempelberge trennte, und also in die südlichen Vorstädte, welche die Absätze der Berge Zijon und Morija und die Thäler an ihren südöstlichen Füßen füllten, das vierte, nördlichste, zu dem Theile der Altstadt, welcher zwischen der ersten und zweiten Mauer lag, und welcher nach Josephus (wahrscheinlich in Beziehung auf die βάρις) auch wol ἄκρα genannt wurde. Die West-, sowie die Nordseite dieser Vertheidigungslinie bestand aus sehr starken und hohen Mauern; die Thore waren besonders befestigt. Nach Osten und Süden hingegen scheint nur eine niedrige, auf der hohen Böschungsmauer angebrachte Mauer die äußerste Grenze des Heiligthums bezeichnet zu haben; hier war ja, der tiefen Schluchten wegen, welche von diesen Seiten den Tempelberg umgaben, kein Angriff möglich. Im Innern dieser ersten Ringmauer liefen Säulengänge, oben mit platten Dächern bedeckt. Die Säulengänge auf der Nord- und Westseite lehnten sich unmittelbar an die äußerste Ringmauer an, sodaß sie nach Außen hin geschlossen, nach Innen hin aber offen waren; die nach Süden und Osten waren nach beiden Seiten offen und nach Außen nur mit einer niedern Mauer (Ballustrade, Brustwehr) zum Schutz der hier sich Aufhaltenden umgeben. Der Säulengang nach Süden war dreifach, alle übrigen einfach. Die platten Dächer waren (gleich Wall- oder Mauergängen) zur Vertheidigung eingerichtet; doch sind wir nicht im Klaren, ob sie ein zusammenhangendes Ganze bildeten oder durch Quermauern rc. abgeschieden waren, ferner, wie und an welchen Stellen der Aufgang auf diese Dächer vorgerichtet war rc. Von der Antonia ab führten nach den Dächern des nördlichen und des westlichen Säulenganges besondere Zugänge, sodaß die Besatzung jener Citadelle jeden Augenblick diese Dächer besetzen und von da aus die Zugänge und die Vorhöfe des Heiligthums übersehen und beherrschen konnte. In diesen Säulengängen oder an dieselben gelehnt waren noch andere Gebäude und Gemächer angebracht, unter denen sogenannte ἐξέδραι waren, deren Construction und Bestimmung wir nicht hinlänglich kennen, und über deren Verhältnisse und Verbindungen befriedigende Nachrichten nicht vorliegen. Zwischen diesen äußersten Ringmauern des Heiligthums und den an sie gelehnten Baulichkeiten auf der einen und der zweiten Ummauerung auf der andern Seite waren offene Höfe, wie es scheint durch verschiedene in die Quere laufende Abscherungen, über deren Verhältnisse gleichfalls aber deutliche Nachrichten nicht vorliegen, von einander getrennt. Die zweite oder innere Vertheidigungslinie des Heiligthums hatte, wie die erste, hohe und starke Mauern und war mit nach Innen zu offenen Säulengängen bekleidet [31]), die, wie die der ersten Ummauerung, zur Vertheidigung eingerichtete platte Dächer hatten. Durch dieselben führten neun Thore, von Norden und Süden je vier, und von Osten eins. Dies östliche Thor, sowie die beiden östlichsten auf der Süd- und auf der Nordseite führten nicht unmittelbar in den innern Tempel, sondern zunächst in den Vorhof der Weiber, sodaß dieser also drei Zugänge hatte, von Norden, Osten und Süden [32]). Aus diesem aber führte ein Thor in den innern Hof des Tempels, sodaß in diesen sieben Thore sich öffneten. Außer den Säulengängen und den Höfen, welche diese einschlossen, gab es hier aber noch mehre, zu kirchlichen Zwecken bestimmte Gebäude, über deren Verhältnisse sich indessen ebenso wenig Bestimmtes nachweisen läßt. Fest und kostbar war das Ganze gearbeitet, aus ungeheuern Quadern von Marmor die Mauern, mit Silber- und Goldblech überzogen die Thore und die Seiten des innern Tempels rc. Vorzüglich zeichneten sich durch ihre Schwere aus die Flügel des östlichen Hauptthores, das Thor Nikanor's genannt; sie waren aus Erz gegossen und 20 Menschen mußten ihre Kräfte vereinigen, um es zu öffnen oder zu schließen (Bell. Jud. VI, 5. §. 3). Mit Ausschluß dieses Thors bestanden die Flügel der übrigen Thore aus Holz mit Silber- oder Goldblech überzogen, ebenso waren die Fußböden im Tempel und die innern Seiten der Wände mit Getäfel von Holz überzogen, und die platten Dächer der Säulengänge wie der übrigen Gemächer ruhten auf Balkenlagen, woraus sich denn die Möglichkeit, solche Gebäude durch Brand zu zerstören, leicht erklärt. Von der Schönheit der Baumaterialien und der Pracht der Ausschmückungen des Heiligthums, weiß Josephus

29) Archaeol. XV, 11. §. 5 ab init. 30) Die Worte in der ebenangeführten Stelle „εἶχε μὲν καὶ αὐτὸ πύλας κατὰ μέσον“ geht auf die Thore, welche aus den Vorhöfen in das innere Heiligthum führten, nicht, wie Olshausen (Zur Topogr. S. 23) will, auf Thore, die aus dem Säulengange nach Süden in die schauerliche Tiefe hinabführten.

31) Mithin war auf der West-, Nord- und Ostseite des Tempels je ein Säulengang an der äußern und ein anderer an der innern Ummauerung, der an der innern um wenigstens 14 Stufen höher stehend. In diesem Sinne spricht Bell. Jud. V, 5. §. 2 von διπλαῖς στοαῖς. Auf der Südseite war aber eine vierfache Säulenhalle, eine einfache im innern Heiligthume und eine dreifache an der äußern Ummauerung derselben. 32) Nach Osten war also im innern Tempel eine Abtheilung mehr, und also auch eine doppelte Scheidungsmauer, ebendeshalb also auch zwei Säulengänge. Hierauf bezieht sich das κατὰ μὲν ἑκάτερον ῥάχιν ἰσομήκη τῷ τείχει στοὰν ἔχων διπλῆν. Archaeol. XV, 11. §. 5 sub fin.

nicht genug zu rühmen. Die Beweise für die Richtigkeit der gegebenen Übersicht wird die folgende Darstellung der letzten Belagerung Jerusalems durch die Römer geben.

Daß aber in der vorstehenden Beschreibung des durch Herodes vorgenommenen Umbaues des Tempels Josephus nicht sowol dasjenige darstellt, was dieser König vollendet, sondern wie zu seiner, des Historikers Zeit, kurz vor der Zerstörung der Stadt, die Gegenstände gestaltet gewesen, — davon findet sich in dem, was er selbst (Archaeol. XX, 9. §. 7) erzählt, ein recht auffallender Beweis. Hier wird gesagt, daß damals, etwa 70 Jahre nach der Zeit, da König Herodes den Neubau des Heiligthums begonnen, dieser erst vollendet gewesen sei, jedoch auch dieses nur mit Ausnahme des östlichen Säulenganges. Dies war — so heißt es hier — der Säulengang des äußern Heiligthums (*Ἦν δὲ ἡ στοὰ τοῦ ἔξωθεν ἱεροῦ*), welche über einer tiefen Schlucht lag (*κειμένη ἐν φάραγγι βαθείᾳ*) und eine Mauer von 400 Ellen (zur Grundlage) hatte, die aus weißen Quadersteinen erbaut war. Diese Stelle ist nicht blos der schon erwähnten Umstände wegen merkwürdig, sondern auch deshalb, theils weil sie, da an der Identität dieser Mauer und dieses Säulengangs und der in der früher erwähnten Stelle beschriebenen nicht gezweifelt werden kann, beweist, daß auf dieser Grundmauer nicht ein doppelter, sondern nur ein einfacher Säulengang errichtet war, theils, weil man daraus ersieht, wie es gemeint ist, wenn von dem Vorhandensein so unverwüstlicher Werke des Salomo gesprochen wird. Das Volk wendete sich nämlich an König Agrippa II. mit dem Wunsche, daß die 18,000 Arbeiter, welche bis dahin am Tempelbau beschäftigt waren, nicht abgelohnt, sondern daß die Tempelschätze fortdauernd zu diesen großen Bauten verwendet würden, damit sie nicht die Habsucht der Römer zu Gewaltthätigkeiten verleiteten. Aber Agrippa II. verweigert die Ausführung wegen des großen Aufwandes an Zeit und Geld, den dieser Bau erfodern würde. Hatte es überall einigen Sinn, an einen solchen Bau zu denken, falls der dem Salomo zugeschriebene Unterbau aus so ungeheuern unverwüstlichen Felsenmassen bestand, als Josephus anderwärts ihm zuschreibt? Liegt nicht auch hier ein Pröbchen der Aufschneiderei des Josephus vor? Wozu so kostbare und weitaussehende Reparaturen, wenn die Grundmauern so fest, so unverwüstlich fest waren, als Josephus sie beschreibt?

Der Vater des ebengedachten Königs, König Agrippa I., hatte die Mauern von Jerusalem, welche die Neustadt angingen, auf öffentliche Kosten aufzubauen unternommen, und er würde sie gegen jede menschliche Macht unüberwindlich gemacht haben, wenn nicht Kaiser Claudius, der aufrührische Absichten darunter vermuthete, ihm befohlen hätte, von diesem Baue abzustehen. So Josephus (Archaeol. XIX, 7. §. 2), woselbst zugleich von diesem Baue, als von einer keineswegs ganz neuen, um die bisher unbefestigt gewesene Neustadt angelegten Vertheidigungslinie, sondern nur als von einer Verstärkung der schon bestehenden Festungswerke geredet wird. Denn es heißt hier: er habe die Mauern theils breiter (dicker), theils höher gemacht (*τῇ μὲν εὐρύνων εἰς πλάτος, τῇ δὲ εἰς ὕψος ἐξαίρων*). Daß damit die andere Stelle (Bell. Jud. V. 4. §. 2), wo von dieser Anlage als einer durchaus neuen die Rede ist, im geraden Widerspruche stehe, liegt vor Augen.

Endlich müssen wir noch eines Baues des jüngern Agrippa gedenken. Er baute ein sehr großes Haus (*οἴκημα*) in der königlichen Burg zu Jerusalem an dem Xystus. Diese von den Hasmonäern begründete Burg lag hoch und gewährte eine schöne Aussicht über die Stadt; der König sah vom Speisesaale aus, was im Heiligthume vorging. Dies aber nahmen die Juden sehr übel, da das väterliche Gesetz untersagt, daß Fremde, was im Heiligthum vorgeht, beobachten. Sie errichteten also eine hohe Mauer, über der auf der Westseite des innern Heiligthums belegenen Exedra. Hierdurch wurde nicht nur dem Könige die Aussicht abgeschnitten, sondern auch den Römern, wenn sie auf den äußerlichen westlichen Säulengängen zur Festzeit Wachtposten ausgestellt hatten. Also wollen Agrippa II. und der römische Statthalter, daß die Mauer niedergerissen werde, Kaiser Nero aber erlaubt auf die Verwendung seiner Gemahlin, daß sie bleibe (Archaeol. XX, 8. §. 11). Die relativen Höhenverhältnisse des Palastes Agrippa's II., des Xystus, des äußern Säulenganges, der innern Ummauerung des Heiligthums und selbst der Höfe desselben gehen aus dieser Erzählung hervor; sowie sie beweist, daß der Palast der Hasmonäer dem Tempelberge gen Westen gelegen hat.

6) Belagerung, Eroberung und Zerstörung der Stadt durch die Römer unter Titus. Die Räubereien, die Grausamkeiten, der Übermuth der Römer hatten die Juden zur Verzweiflung gebracht, besonders seitdem dieses Land in die Hände des niederträchtigen Gessius Florus gegeben war. Vergeblich hatte König Agrippa den Ausbruch der Unruhen zu verhindern gesucht, als er sah, daß er nichts ausrichten werde, die unglückliche Stadt verlassen (Bell. Jud. II, 17. §. 1). In einer am Thore Nikanor's gehaltenen Volksversammlung versuchen die Vornehmen vergeblich das Volk zur Ruhe zu stimmen (II, 17. §. 3). Die Partei der Vornehmen, mit den Hohenpriestern, den Soldaten des Königs und den wenigen Römern besetzen die obere Stadt; die untere Stadt (Akra) und das Heiligthum ist in den Händen der Aufrührer (II, 17. §. 5). Diese, durch Siccarier verstärkt, drängen die Vornehmen aus dem nächstgelegenen (östlichen) Theil der Oberstadt, verbrennen die Paläste des Hohenpriesters Ananias, des Agrippa und der Berenice, und das Archiv mit den Schuld-Urkunden. Die Vornehmen verstecken sich theils in unterirdische Gänge, theils schließen sie sich mit den römischen und den königlichen Truppen in der königlichen Burg des Herodes ein (II, 17. §. 6). Die Aufrührer stürmen jetzt die schwach besetzte und schlecht vertheidigte Antonia, nehmen nach zwei Tagen sie ein, stecken sie in Brand und ermorden alles, was in derselben ist (II, 17. §. 7). Hierauf greifen sie die königliche Burg an. Nachdem sie Verstärkung und Kriegsmaschinen bekommen haben, glückt es ihnen, einen Thurm der Burg einzustürzen; aber hinter demselben ist eine neue Mauer. Unterhandlungen werden gepflogen, den königlichen Truppen und den jüdischen

Vornehmen freier Abzug bewilligt, den Römern aber nicht. Die Römer verlassen die Caserne in der Burg und ziehen sich in die Thürme Hippikus, Phasaelis und Mariamne zurück. Aber auch da immer härter bedrängt, übergeben sie gegen freien Abzug diese Festungen. Aber es wird ihnen nicht Wort gehalten; als sie herausgekommen und entwaffnet sind, werden sie sämmtlich ermordet (II. 17. §. 8—10).

Indessen dringt Cestius mit einem römischen Heere heran, und als er die Stadt angreifen will, verläßt die jüdische Kriegsmacht die äußerste Mauer, zieht sich in die innere Stadt und den Tempel zurück. Cestius dringt in die Stadt ein und verbrennt Bezetha und die Neustadt [33]) und den Holzmarkt; als er auch gegen die obere Stadt kam, lagerte er sich der königlichen Burg gegenüber [34]). Hätte er diese sogleich ernstlich angegriffen, so würde er sie wahrscheinlich gewonnen haben; aber er zögert und macht einige Tage darauf einen Angriff auf die Nordseite des Heiligthums. Die Juden wehren sich tapfer von den Dächern der Säulengänge aus; doch machen die Römer Fortschritte [35]), als Cestius sich unerwartet zurückzieht, wahrscheinlich durch wenig ehrenvolle Ursachen dazu bewogen (II. 19. §. 4—6). Auf dem fernern Rückzuge aus Judäa, da die Juden, welchen der Muth gewachsen ist, ihn hart verfolgen, erleidet er noch bedeutende Verluste (II. 19. §. 9). In Jerusalem stellt man dann die beschädigten Mauern wieder her und rüstet alles zum heftigsten Widerstande (II. 22. §. 2).

Ebenso rüsten die Römer eine bedeutende Macht gegen Judäa; Vespasian führt sie, erobert Galiläa, ist im Begriff gegen Jerusalem zu ziehen, als er zum Imperator ausgerufen wird und auf Rom geht, um das Reich in Besitz zu nehmen (III. und IV.).

Unter der Zeit sammeln sich die verwegensten, räuberischen und fanatischen Menschen in Jerusalem und wissen sich dort der Herrschaft zu bemächtigen. Sie nennen sich die Eiferer für das Gesetz (Zeloten), halten das Heiligthum besetzt, treiben aber den ärgsten Muthwillen, rauben, morden in der ganzen Stadt (IV, 3. §. 4. 5). Allgemeiner Mismuth und Unwillen der Bürger von Jerusalem, welche der Hohepriester Ananus vereinigt, um dem Frevel der Zeloten durch Gewalt Grenzen zu setzen (IV, 3. §. 7—11). Während dieses in einer Volksversammlung (wahrscheinlich auf dem Xystus) berathen wird, stürzen die Zeloten bewaffnet zwischen das Volk, und es entsteht ein erbittertes Gefecht, welches sich immer mehr zu Gunsten der Bürger wendet. Die Zeloten weichen in das Heiligthum zurück, verlieren die erste Ummauerung, deren Säulengänge Ananus besetzt, und sehen sich genöthigt die Thore der innern Ummauerung zu schließen. Ananus wagt nicht (aus übertriebener Religiosität) das ungeheiligte Volk gegen diese zu führen, begnügt sich daher, die äußere Ummauerung und deren Dächer besetzt zu halten, zu deren Bewachung ein regelmäßiger Dienst angeordnet wird (IV, 3. §. 12). Dies gibt den Zeloten Zeit, einen Haufen von Idumäern zu Hilfe zu rufen und heimlich in die Stadt und den innern Tempel zu führen [36]) (IV, 4. §. 1—7). Die Wachen sind eingeschlafen, die Zeloten durch die Idumäer verstärkt, überfallen und ermorden sie, brechen in die Stadt, erfüllen alles mit Mord (auch Ananus kommt um) und hausen wieder als Herren der Stadt (IV, 5. §. 1. 2). Auch die Idumäer ziehen wieder ab (IV, 6. §. 1). Johannes, Anführer der Zeloten, wüthet ohne Schranken, man ruft gegen ihn Simon, Gioras Sohn, zu Hilfe (IV, 9. §. 11). Johannes wird in das Heiligthum eingeschlossen. Die höhere Lage desselben gibt ihm bedeutendes Übergewicht; doch verstärkt er seine Stellung noch durch vier Thürme, von denen der eine an der nordöstlichen Ecke, der andere über dem Xystus, der dritte über der Ecke, so der untern Stadt gegenüberliegt, der letztere aber über dem Giebel der Gewänderhalle errichtet wird [37]) (IV, 9. §. 12). So waren zwei Parteien in Jerusalem, welche sich aufs Erbittertste bekämpften; ja einige Zeit hindurch eine dritte, indem ein Theil der Zeloten unter der Anführung des Eleazarus sich von Johannes trennte und des innern Heiligthums sich bemächtigte (V, 1. §. 2—5), während Johannes sich fast auf die äußere Ummauerung des Heiligthums beschränkt sah, die er deshalb aufs Beste zu befestigen suchte (V, 1. §. 5).

Unterdessen rückt Titus mit drei Legionen und vielen Hilfsvölkern durch das Samaritanische (von Norden her) gegen Jerusalem, lagert sich drei Viertel Meile von demselben. Von da recognoscirt er die Stadt mit 600 Reitern. So lange er gradezu auf der sanft sich senkenden Heerstraße gegen sie reitet, zeigt sich Niemand vor den Thoren; als er aber nach der Nordwestecke gegen den Thurm Psephina zwischen den Gärten abbeugt, stürzt eine Unzahl von Juden aus dem Thore zwischen den Frauenthürmen, dem Grabmale der Helena gegenüber, hervor und bringt Titus in große Gefahr. Der Schauplatz ist östlich von Psephina (V, 2. §. 1).

---

33) Merkwürdig ist, daß Bezetha und die Neustadt unterschieden werden, da sie doch eins und dasselbe sind. Oder bezeichnete man mit dem Namen Bezetha die Wohnungen, welche an dem Hügel der Neustadt lagen? 34) Also wahrscheinlich in dem Winkel, welchen neben dem Hippikus die älteste Mauer in Süden, die zweite Mauer in Osten und die dritte Mauer, welche Cestius schon in seiner Gewalt hatte, in Westen, bildete, und in welchem das Thor Gennath lag. 35) Sehr ungenau und oberflächlich ist die Beschreibung, welche Josephus von dem Angriffe der Römer auf die Nordseite des Heiligthums gibt. Der wichtigste Moment bei demselben, die Frage: wer die Antonia in Besitz hatte, ob die Juden oder die Römer? wird mit Stillschweigen übergangen, und doch ist das Thor des Tempels, dessen hier Erwähnung geschieht, ohne Zweifel kein anderes, als dasjenige, was aus der Antonia in denselben führte. Ebenso lautet die Erzählung, wie wenn auf der Nordseite des Heiligthums kein Graben gewesen wäre, der doch nach allen übrigen Erzählungen hier grade das Heiligthum von der Neustadt trennte.

36) Ebenso ungenau ist diese Erzählung. Man weiß es nicht, wie es den Zeloten möglich war, ohne bemerkt zu werden, das Heiligthum zu verlassen, zu den Stadtthoren zu gelangen, diese zu öffnen und die Idumäer herein durch die Stadt zu führen ꝛc. 37) Es ist zu bedauern, daß wir über die Lage derselben nichts wissen.

In der Nacht zieht Titus die drei Legionen heran, lagert sich an dem Orte Σκοπός (die Warte) genannt, von wo man die Stadt und den Tempel übersieht, sieben Stadien (= c. 4200 F.) von der äußersten Mauer. Zugleich erscheint von Jericho anrückend die zehnte Legion, lagert sich am Ölberge, sechs Stadien (= 3600 F.) von der Stadt, durch die Schlucht Kedron von derselben getrennt (V, 2. §. 3).

In der Stadt vertragen sich die Parteien, welche wieder auf zwei reducirt sind, an deren Spitze Simon und Johannes stehen. Simon hatte inne: die obere Stadt und die große Mauer (die neueste, stärkste, welche die Bezetha umgab) bis zum Kedron, von der ältesten Mauer aber, was von dem Siloah sich gen Osten wendet und bis zu dem Palaste des Monobazes hinabgeht; auch die Quelle hatte er inne, und die Akra, das aber war die untere Stadt, und die Stadttheile bis zum Palaste der Helena, der Mutter des Monobazes. Johannes hatte inne: das Heiligthum und einen bedeutenden Theil der Umgebungen desselben, auch die Ophla und die Schlucht des Kedron[38]). (V, 6. §. 1.) Sie machen einen Ausfall auf die mit dem Bau ihres nach Römerweise zu verschanzenden Lagers beschäftigte zehnte Legion. Heftiges Gefecht, das lange Zeit hinund her schwankt, zuletzt aber doch damit endigt, daß die Juden in die Stadt getrieben werden (V, 2. §. 4)[39]).

Titus läßt den gesammten Raum vom Skopus bis zum Grabmale des Herodes, welches an den sogenannten Schlangenteich stößt[40]), in der Absicht rasiren und ebenen, um den Angriff auf die Stadt zu erleichtern. Während man damit beschäftigt ist, necken einige aus dem Thore zwischen den Frauenthürmen hervorgekommene Juden die Arbeiter und locken sie zwischen diese Thürme, werfen sich dann durch andere, die aus dem Thore herausbrechen, verstärkt über die Römer, und verfolgen die Fliehenden mit Pfeilschüssen bis zum Grabmale der Helena[41]) (V, 3. §. 2. 3). Titus lagert sich nun in zwei Abtheilungen, mit der einen gegen die Ecke der Mauer dem Thurm Psephinus, mit der andern dem Thurme Hippikus gegenüber, zwei Stadien (= 1200 Fuß) vor der Mauer (V, 3. §. 5).

Der Angriff hat große Schwierigkeiten. Den tiefen Schluchten gegenüber war nirgends anzukommen[42]), und an den übrigen Stellen scheint die vordere (neueste, dritte) Mauer zu stark. Endlich beschloß Titus dem Grabmale des Hohenpriesters Johannes gegenüber anzugreifen, weil die Ummauerung hier niedriger (vielleicht noch nicht einmal vollendet) war, auch hier die dritte (vorderste, neueste) Mauer mit der zweiten nicht zusammenhing (V, 6. §. 2)[43]).

Es kostet viele Mühe und die heftigsten Kämpfe, die Angriffsdämme zu vollenden und die Mauerbrecher vorzubringen; auch machen die Juden häufige Ausfälle, besonders einen sehr gefährlichen aus einer verborgenen Pforte neben dem Thurme Hippikus. Endlich wird eine Bresche in die Mauer gelegt, wie es scheint, nicht weit nördlich von dem Hippikus. Die Juden verlassen die ganze vordere Mauer und ziehen auf die zweite sich zurück, während stürmende Römer durch die Bresche dringen, die Thore dem Heere öffnen, und so die ganze Neustadt besetzen, diese in Brand stecken, und einen Theil der Mauer niederreißen (V, 7. §. 1. 2).

Titus griff jetzt den mittlern Thurm der zweiten Mauer an, es war nicht nöthig Angriffsdämme vorzurichten; denn hier war kein Graben oder Schlucht vor der Mauer, und man konnte sogleich den Mauerbrecher vorbringen. Am fünften Tage nach der Eroberung der ersten Mauer war schon eine Bresche in die zweite Mauer gelegt und diese zugänglich. Als die Juden die Mauer verlassen, dringt Titus mit einer auserlesenen Schar ein, versäumt es aber, die Bresche zu erweitern und die Thore zu öffnen. So ermannen sich die Juden, greifen die in die Stadt eingedrungenen Römer an, einige von den engen Gäßchen, andere von den Dächern aus, noch andere von der Außenseite der Mauer, indem sie aus den höhergele-

38) Diese Beschreibung gibt einige Winke über die Topographie des alten Jerusalems, die man nicht übersehen darf. In oder über der Schlucht des Kedron muß es Festungswerke gegeben haben, deren Besitz von Wichtigkeit war, sonst würde es hier von Simon nicht heißen, daß er die große Mauer bis zum Kedron, und von Johannes, daß er diese Schlucht, d. h. die Festungswerke in derselben, besetzt gehabt habe. Wenn es ferner von Simon heißt: er habe von der ältesten Mauer inne gehabt, was von dem Siloah sich gen Osten wendet, und was bis zu dem Palast des Monobazes hinabgeht, so dürfte daraus folgen, daß dieser Palast niedriger gelegen habe, als der Siloah, also in den südlich von Jerusalem befindlichen Thälern, wohin also auch die älteste Mauer reichte. Damit wird dann zugleich modificirt, was Josephus an andern Stellen sagt, nämlich daß diese nur da gelegen habe, wo schroffe Thäler vor ihr waren; sie ist also auch in den Thälern gewesen. Und was ist das, daß Simon den Siloah und die Quelle inne hatte? Ist zuerst nur von der Richtung der Mauer und hier von der Quelle selbst die Rede? Und wo lagen die Stadttheile, die bis zum Palaste der Helena, der Mutter des Monobazes, reichten? Weder in der obern noch in der untern Stadt (Akra), denn sonst würden sie hier nicht auf die vorkommende Weise erwähnt werden. Die Ophla aber scheint in der Tiefe der Thäler, in der Nähe des Kedron gesucht werden zu müssen. 39) Wir haben Alles, was von den Umständen dieses Gefechts erzählt wird, einer wiederholten sorgfältigen Erwägung unterzogen, hoffend, irgend etwas zu finden, was über die Ummauerung der Stadt in der Schlucht Kedron (oder hart über derselben) Licht geben könnte, aber vergebens! 40) Aus dem Nachfolgenden geht hervor, daß Titus den nördlichen Theil der westlichen Stadtmauer angegriffen habe. Hier umher muß also das Grabmal des Herodes und der Schlangenteich gelegen haben.. Ein τοῦ Ἡρώδου μνημεῖον kommt noch einmal vor (V, 12. §. 2), gibt aber wenig Aufklärung. Unter dem „Schlangenteiche" könnte vielleicht, der Lage nach, der untere Gihonteich (t) gemeint sein; gewiß steht diese Benennung aber mit dem des Drachen- (oder Schlangen-) Brunnens nicht in Beziehung.

41) Mithin hatte die Mauer hier eingehende Winkel, in deren einem das Thor, und ausspringende, an deren Spitze die Frauenthürme standen; das Denkmal der Helena aber lag außerhalb der Stadt in der Richtung von den Frauenthürmen auf die Örtlichkeit Skopos. 42) Hier ist wol die Stelle vor dem jetzigen Bethlehemsthor (c) gemeint, wo die Schlucht schon tief und steil zu werden beginnt. 43) Ein verfehlter Gedanke! Die dritte Mauer hing überall nirgendswo mit der zweiten zusammen, und war die dritte Mauer einmal erobert, so konnte man ja auf jeden Fall an die nordwestliche Erstreckung der ersten Mauer neben dem Hippikus und dem Thore Gennath gelangen!

genen Thoren stürzen, wodurch die Römer auf der eben eroberten Mauer abgeschnitten zu werden fürchten, also von den Thürmen herab und in ihr Lager zurückeilen. Mit Mühe und nicht ohne Verlust ziehen die eingedrungenen Römer sich zurück (V, 7. §. 8. VI, 8. §. 1) [44]). Nun stürmte Titus von Neuem drei Tage lang die zweite Mauer und am vierten gewann er sie. Sogleich zerstörte er den nördlichen Theil derselben und besetzte die südlichen Thürme [45]) (V, 8. §. 2).

Titus griff nun die Antonia an, um den Tempel und die dritte (älteste) Mauer in der Gegend des Denkmals des Hohenpriesters um die obere Stadt zu nehmen (V, 9. §. 2). Binnen 17 Tagen waren vier Hauptangriffsdämme errichtet. Einer gegen die Antonia von der fünften Legion, mitten durch den Teich Struthia, ein anderer etwa 20 Ellen weit davon entfernt, von der 12. Legion aufgeführt — die 10. Legion, welche weiter davon entfernt war, führte ihre Arbeit durch den Teich Amygdalon gegen die Nordseite (der ältesten Mauer?), 30 Ellen davon entfernt die 15. Legion gegen das Denkmal des Hohenpriesters (V, 11. §. 4). Die Juden zerstören die Werke der Römer gegen die Antonia durch Unterminirung, wodurch diese zusammenstürzen, die übrigen in einem glücklichen Ausfalle, an dessen Ende sie aber sich in die Stadt zurückziehen müssen (V, 11. §. 4. 5).

Indessen nahm die Hungersnoth in der Stadt immer mehr überhand. Man suchte sich dadurch zu helfen, theils, daß viele aus der Stadt zu entkommen, theils, daß heimliche Streifparteien Lebensmittel aufzusammeln und einzubringen suchen. Um beides gänzlich abzuschneiden, beschließt Titus die Stadt mit einer Einschließungsmauer zu umgeben. Diese wird erbaut und beträgt 39 Stadien (40 St. = einer geogr. Meile). Sie beginnt von dem Platze, wo Titus lagerte (und welcher von Alters her den Namen des assyrischen Lagers führte), zog sich von da (gen Osten) durch die untere Neustadt ἐπὶ τὴν κατωτέρω Καινόπολιν) und den Kedron an (ἐπὶ) den Ölberg bis (ἄχρι) zu dem sogenannten Taubenfelsen (welcher also am Ölberge liegt) und dem ihm nahen Hügel, welcher über der Siloahschlucht liegt. Von da wendete sie sich gegen Abend und senkte sich in die sogenannte Quellenschlucht hinab. Aus dieser stieg sie aufwärts gegen das Denkmal des Hohenpriesters Ananus, und indem sie den Berg umfaßte, woselbst Pompejus gelagert hatte, wendete sie sich wieder gen Norden und fortschreitend bis zu einem Orte, welcher Erbsenhaus genannt wird und nach diesem das Denkmal des Herodes nach Osten zu umgehend, erreichte sie das römische Lager, von welchem sie ausgegangen war (V, 12. §. 2) [46]).

Die Hungersnoth steigt in Jerusalem immer höher, zugleich beginnt Titus einen neuen Angriff. Er concentrirt diesen auf die Antonia, gegen welche er vier Angriffsdämme errichtet (V. 12. §. 3. 4). Endlich gelingt es, eine Bresche in die Antonia zu legen, aber als man stürmen will, findet sich hinter der umgestürzten Mauer eine neue (VI, 1. §. 3. 4). Nach wiederholtem vergeblichem Stürmen wird die Antonia erstiegen (VI, 1. §. 5—7). Hef-

44) Die Stelle, woselbst Titus die Bresche anlegte und den Sturm versuchte, beschreibt Josephus (V, 8. §. 1) so: καθὸ καὶ τῆς καινῆς πόλεως ἐριοπώλιά τε ἦν καὶ χαλκεῖα, καὶ ἱματίων ἀγορά; — πρὸς δὲ τὸ τεῖχος πλάγιοι κατέτεινον οἱ στενωποί. Hieraus hat denn Olshausen (Zur Topographie, S. 23) den Schluß gemacht, „es haben alle die hier genannten Localitäten auf der Südseite der zweiten Mauer gelegen." Dabei ist übersehen, daß jede Festungsmauer zwei Seiten hat, eine äußere und eine innere. Titus griff die zweite Mauer von Außen, von der schon eroberten Neustadt an, und wählte dazu den freien Platz in der Neustadt, um welchen her der Bazar der Wollhändler, der Schmiede und der Kleiderkrämer lag; hier brauchte er nicht erst Häuser zu demoliren, sondern hatte freien Raum, seine Mauerbrecher sogleich anzubringen, und so wurde auch die ganze Arbeit in fünf Tagen vollendet. Als nun aber die Bresche praktikabel schien, so versuchte er den Sturm, gerieth aber zwischen die engen Quergäßchen der Altstadt, und, da er es versäumte, durch Demolirung der Gebäude sich hier sogleich freien Platz zu machen, in große Gefahr. Unter den höher gelegenen Thoren sind wahrscheinlich das Thor Gennath oder auch die Thore der Antonia zu verstehen.

45) Der Ausdruck „die südlichsten Thürme" könnte auffallen. Denn da die zweite Mauer sich in Süden an die erste (älteste) und, wenn man will, auch an die Antonia lehnte, so gab es in derselben eigentlich keine südlichen Thürme, denn der südliche Theil der Unterstadt war durch die erste (älteste) Mauer umschlossen. Allein, wie wir schon vorhin bemerkt haben, ist es sehr wahrscheinlich, daß die zweite Mauer in ihrer Mitte sehr weit gen Norden vorsprang oder ausbog, und dann konnte man allerdings von ihren beiden Flügeln, besonders von dem, der auf der Westseite, etwa in der Gegend des Thores Gennath, sich an die alte Mauer lehnte, als von dem südlichen Theile dieser Mauer, und von den daselbst befindlichen Thürmen, als von südlichen Thürmen sprechen.

46) Die Siloahschlucht ist ohne Zweifel der südliche oder südöstliche Theil der Käsemacherschlucht, indem die Quelle in dieser hervorbricht, der Hügel aber, welcher über ihr liegt, einer der südlichen Ausläufer des Ölbergs. Unter der Quellenschlucht glauben wir die Stelle in den Jerusalem nach Süden umgebenden Schluchten verstehen zu müssen, woselbst sich der Ablauf der beiden am Fuße der Hügel von Jerusalem belegenen Quellen (δ und ε), sowie der Ablauf der am obern Ende der westlichen Schlucht entspringenden sogenannten Gihonquelle, vereinigen, verstehen zu müssen. Das scheint deutlich, aber diese Stelle bietet noch andere Schwierigkeiten dar. Die Richtung der Umschließungsmauer im Allgemeinen ist nicht zu verkennen. Bis zum Kedron geht die Mauer nach Osten, das heißt, umfaßt den mittlern und östlichen Theil der Nordseite der Stadt, hierauf geht sie bis zu dem Hügel über dem Siloahthale nach Süden, das heißt, umfaßt die Ostseite der Stadt, dann wendet sie sich nach Westen, das heißt, umfaßt die Südseite der Stadt. Nun aber einige Schwierigkeiten: α) Was gehört in die Richtung der Mauer, so lange sie nach Westen geht, das heißt, die Südseite der Stadt umfaßt? Gehört dazu das: „aus dieser (d. h. aus der Quellenschlucht) stieg sie aufwärts gegen das Denkmal?" Dann würde das Denkmal als in der südwestlichsten Ecke der Ummauerung belegen, gedacht werden müssen. Und spricht irgend etwas für diese Annahme? β) Wie ist das: „indem sie den Berg umfaßte" — — „wendet sie sich wieder nach Norden" — zu nehmen? Welche Richtung hatte sie denn vorher, ehe sie sich „wieder nach Norden" wandte? War ihre Richtung noch immer eine westliche gewesen? Dann würde ja das Denkmal des Hohenpriesters Ananus nicht allein, sondern sogar das Lager des Pompejus auf der südwestlichen Seite Jerusalems zu suchen sein! Das widerspricht aber allem, was wir davon wissen! Es müssen hier Unrichtigkeiten in den Ansichten oder im Ausdrucke obwalten, welche? wagen wir nicht zu entscheiden. Auch noch eine andere Frage ist nicht zu übersehen, die: wozu es von der Nordseite einer Einschließungsmauer bedurfte, da hier ja das ganze Heer der Römer stand und schon an und für sich selbst eine Einschließung bildete.

tiges Gefecht zwischen der Antonia und dem Tempel, in dessen äußerste Vorhöfe man dringt; endlich ziehen die Römer sich in die Antonia, die Juden in den Tempel zurück (V, 1. §. 7. 8).

Titus ließ nun die Antonia so weit niederreißen, als nothwendig war, um dem geordneten Heere einen leichten Zugang zu den Angriffen auf das Heiligthum zu verschaffen. Nach vergeblichen Unterhandlungen wurde dieser gegen die nordwestlichste Ecke des Heiligthums eröffnet. Man fing an vier große Angriffsdämme zu erbauen — einen der innern, gegen Nordwest gelegenen Ecke des Heiligthums gegenüber — den andern gegen die nördliche Exedra, welche zwischen den beiden Thoren ist — noch einen gegen den westlichen Säulengang des äußern Heiligthums — den letzten von Außen her gegen den nördlichen[47]). Die Juden hatten den nördlichen und den westlichen Säulengang, welche mit der Antonia zusammenhingen, abgebrannt, hierauf rissen sie dieselben auf 20 Ellen weit nieder. In dem heftigen Kampfe um diese erste Ummauerung des Heiligthums wird die nördliche und die westliche Seite derselben fast gänzlich zerstört (VI, 2. §. 9 bis 3. §. 2)[48]). Nachdem nun endlich die Dämme zweier Legionen vollendet waren, läßt Titus den Mauerbrecher gegen die westliche Exedra des innern Heiligthums in Thätigkeit setzen[49]). Nach sechstägiger ununterbrochener Arbeit ist noch nichts ausgerichtet, die Mauern sind hier zu stark. Zu gleicher Zeit arbeitet man daran, die Grundmauer der Schwelle an dem nördlichen Thore[50]) zu zerstören, aber vergebens — ebenso werden diejenigen, welche die Dächer der Säulengänge vermittels Sturmleitern zu ersteigen versuchen, von deren Vertheidigern zurückgeschlagen (VI, 4. §. 1). Titus befiehlt nun die Thorflügel in Brand zu setzen. Dieses gelingt, der Brand greift langsam um sich und die nächsten Säulengänge werden in Feuer gesetzt; die Juden thun nichts, um das Umsichgreifen desselben zu hemmen. Also befiehlt Titus zu löschen und zugleich einen Weg durch die Ruinen zu bahnen. Während die Römer mit beiden beschäftigt sind, bricht eine Schar Juden durch das östliche Thor hervor und macht einen wüthenden Anfall auf die Aufstellung der Römer im äußern Heiligthume[51]). Es entsteht ein heftiges Gefecht, erst als die Römer Verstärkung erhalten, werden die Juden in das innere Heiligthum zurückgeworfen (VI, 4. §. 4).

Kaum hat die Verstärkung sich zurückgezogen, so machen die Juden einen neuen Anfall auf die Löschenden, diese aber gewinnen bald die Oberhand, dringen mit den zurückgeworfenen Juden in den innern Tempelhof ein bis zum eigentlichen Tempelgebäude vor. Da wirft ein römischer Soldat durch die goldene Thür auf der Nordseite des Tempels Feuer ein in das Tempelgebäude (ναός) und dieses geräth in Brand. Die Legionen stürmen herbei, alles wird mit Feuer und Schwert verwüstet, alle Ordnung ist aufgelöst, der Brand nimmt immer mehr überhand (VI, 4. §. 5. 6. 7). Eine Schar von Aufrührern wirft sich auf die Römer, durchbricht sie, gelangt in das äußere Heiligthum (τὸ ἔξω ἱερόν) und von da in die Stadt (VI, 5. §. 1).

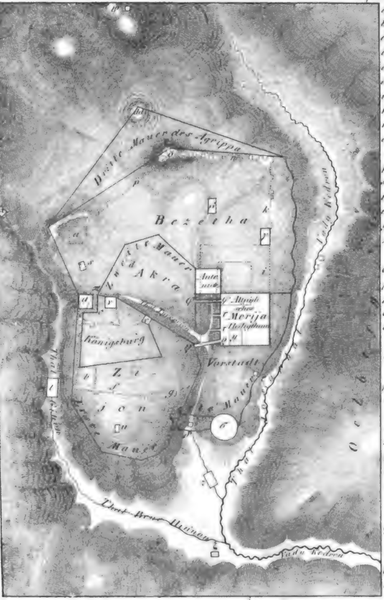
Indessen hatten Simon und Johannes, Anführer der Juden, in der obern Stadt sich festgesetzt und den Ausgang der Brücke, welche vom äußern Heiligthum auf den Xystus führte, verrammelt. Eine Unterredung zwischen ihnen und dem Titus, welcher dabei am östlichen Eingange der Brücke ihnen gegenüber stand, hatte keinen günstigen Erfolg (VI. 6. §. 2. 3). Titus gab hierauf den Befehl die Stadt anzuzünden, und so wurde das Archiv, die Akra, das Rathhaus und die sogenannte Ophla angezündet; es brannte bis zum Palast der Helena, welcher mitten in der Akra war (VI, 6. §. 3)[52]). Die Juden stürzen sich

47) Von der Antonia aus scheint es keine Schwierigkeit gehabt zu haben, in die Vorhöfe des Heiligthums zu gelangen; daher kann Titus, der im Besitze der Antonia ist, sogleich einen Angriff gegen die nordwestliche Ecke des innern Heiligthums richten. Ebenso scheint „die nördliche Exedra" sich an die innern Mauern angelehnt zu haben, und die beiden Thore, zwischen denen sie lag, zu denjenigen Thoren zu gehören, die aus den Vorhöfen in das Heiligthum führten. Gegen den Vorhof, in den man aus der Antonia unmittelbar gelangte, scheint aber sowol der westliche, als auch der nördliche Säulengang (durch uns unbekannte Vorrichtungen) abgeschlossen gewesen zu sein; denn, um sie zu nehmen, müssen Angriffswälle aufgeführt werden. Ebenso scheinen die Trümmer der demolirten Antonia dazu gedient zu haben, den Graben, welcher den Tempel im Norden von der Bezetha trennte, insoweit zu füllen, als erfoderlich war, gegen den äußern nördlichen Säulengang von Außen her einen Angriff zu führen. 48) Gänzlich verbrannt wurde der westliche Säulengang bis zu dem Thurme, welchen Johannes im Kriege mit dem Simon über dem Thore erbaut hatte, welches zum Xystus führt; der nördliche bis dahin, wo er mit dem östlichen zusammenstößt, „welche Ecke über der Kedronschlucht erbaut ist, welche in furchtbarer Tiefe unten ist." 49) Dieses Gebäude mochte sich an die westliche innere Ummauerung lehnen, und dem nördlichen Theile derselben angehören, daher dieser Angriff es traf. 50) Ohne Zweifel das westlichste unter den drei Thoren, welche aus den Vorhöfen im Norden durch die innere Mauer auf den innern Tempelhof führten. Durch dieses drangen zuletzt die Römer, und gelangten so an die Nordseite des Tempelgebäudes (ναός), wie man auch durch das Einwerfen des Feuers durch die nördliche Nebenthüre sieht.

51) Die Römer waren auf den Höfen an der nordwestlichen Ecke zwischen der äußersten Ummauerung und deren Säulengängen ꝛc. und der zweiten Ummauerung beschäftigt, das Feuer zu löschen, welches die Gebäude der zweiten Ummauerung schon ergriffen hatte, und die Ruinen aus dem Wege zu räumen, die sich aufgehäuft hatten. (Da auf der Ostseite ein großer Raum für Volksversammlungen ꝛc. war, so konnten die Höfe auf allen übrigen Seiten nur als Straßen betrachtet werden, die man sich ja nicht zu breit zu denken hat.) Da sammelte sich vor dem östlichen Thore eine große Masse von Juden, welche die an der nordwestlichen Ecke beschäftigten Römer nicht bemerken konnten, und stürzte sich dann, die nordöstliche Ecke umbeugend, auf die römischen Aufstellungen. 52) Das Archiv und das Rathhaus hatten schon einmal gebrannt, gleich zu Anfange der innern Unruhen, welche dem Angriffe der Römer vorhergingen. Sie lagen in der Oberstadt und waren von der ersten Mauer eingeschlossen; es möchte also auffallen, daß sie jetzt von den Römern in Brand gesteckt wurden. Allein man bedenke, theils daß einzelne Römer in der Oberstadt umherstreiften, theils daß aus den unter derselben belegenen Schluchten, die in den Händen der Römer waren, der Brand sich gar leicht den höher gelegenen Gebäuden in der Oberstadt mittheilen konnte. Die Akra ist der zwischen der ersten und zweiten Mauer gelegene Stadttheil. Die Ophla, ein in dem Thale südlich von Morija und Zijen belegener befestigter Hügel, war ohne Zweifel schon von den Juden verlassen.

Jerusalem vor der Zerstörung durch Titus

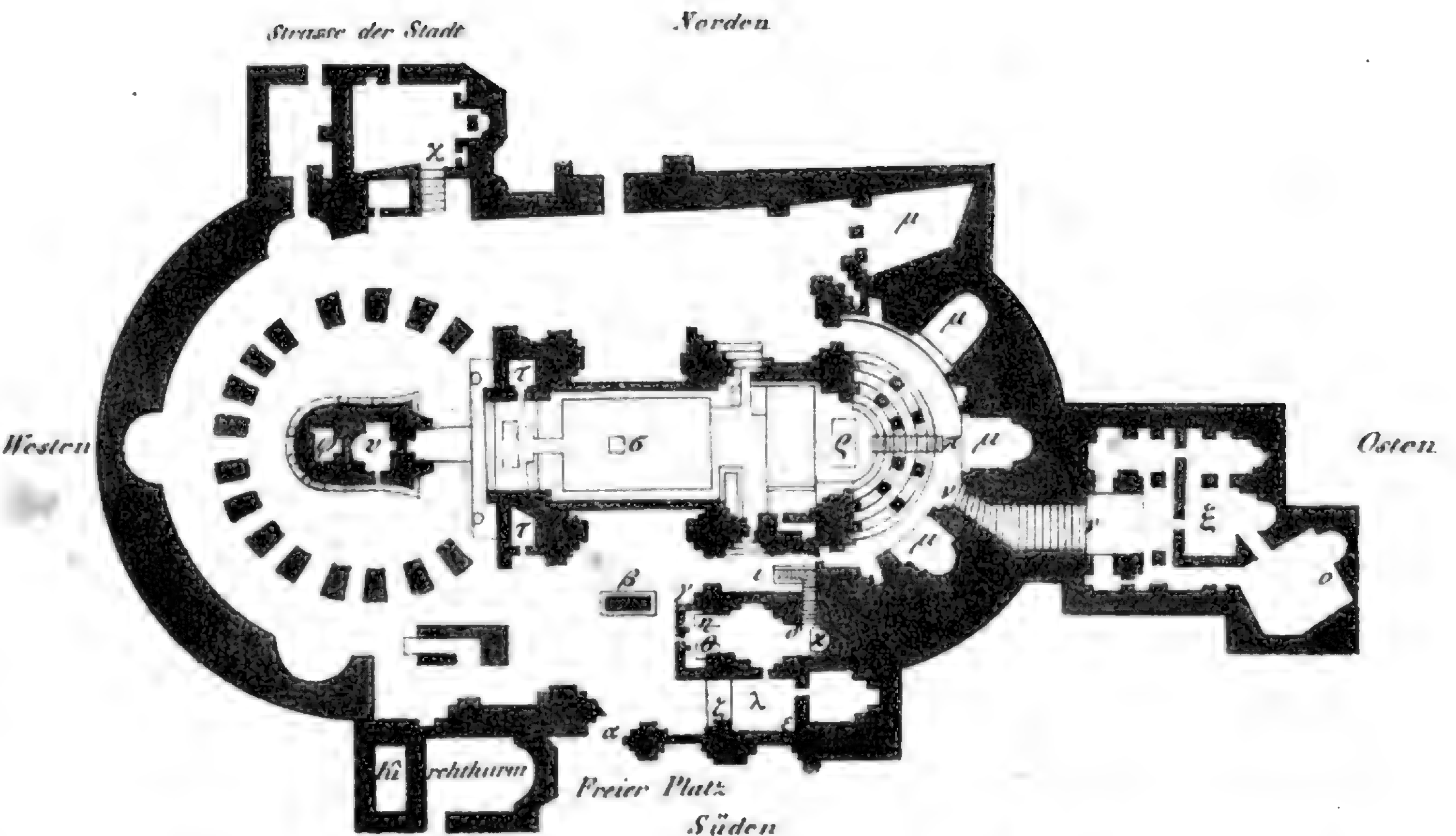
Taf. II.



a Lateinisches Kloster
b Armenisches Kloster S.t Jacob
c Burg der Pisaner
d Kirche zum heil. Grabe
dd Felsenhügel
e Bethlehems Thor
i Goldenes Thor
k Marienthor
n Herodis Thor
oo Felsen, auf dem die Mauer stehet
p Damascener Thor
s Teich (der Bathseba ?)
t Teich (unterer, Gihon ?)
x Moschee auf dem Sion
y Moschee al Aksah
z Teich (Siloah ? Königs-Teich ? Salomos Teich
α Oberer Gihon-Teich
β Teich (des Hiskiah ?)
γ Teich Bethestha ?
δ Quell Siloah ?
ε Quell (Siloah ? der Jungfrau Maria ? Rogel ?)
ζ Brunnen (Rogel ? Drachenbrunnen ?)
μ Thurm Hippicus
ν Thurm Phasaelis ?
ξ Thor der Essener
ο Thurm Marianne
π Thor Gennath
ρρ Brücke vom Heiligthum zu der Oberstadt
τ Steigen vom Heiligthum in die Schlucht zur Vorstadt (προαστειον)
φφ Steigen in die Schlucht und aus der Schlucht in die andre Stadt (αχρα
ψ Gräber der Könige
σ Ophla

Zur Allgem. Encyclopaedie der Künste und Wissenschaften

Digitized by Google



α. Eingang.
β. Salbungsstein.
γ. δ. ε. ζ. Raum des Golgatha.
ζ. Abtei der Griechen.
η. Grab Gottfrieds
θ. Grab Balduin's.
ι–δ Treppe zu der Höhe des Golgatha.
κ. Stelle der drei Kreuze.
λ. Ort, wo Christus an das Kreuz geheftet wurde
μ. μ. μ. μ. Orte verschiedener, auf die Kreuzigung Bezug habender, Ereignisse

Kirche zum heiligen Grabe.

τ. τ. Eckpfeiler der Kirche der Griechen und der Kuppel des heiligen Grabes.
υ. Stein im Vorgewölbe des heil. Grabes
φ. Das heilige Grab
χ. Capelle der Lateiner.
ν. ν. Treppe zum Ort der Kreuzerfindung
ξ. Capelle St. Helena.
ο. Ort, wo drei Kreuze gefunden.
π. Steige zum Chor der Griechen.
ρ. Hochaltar der Griechen.
σ. Mitte der Kirche der Griechen, zugleich Mitte des Weltalls.

zugleich auf die königliche Burg, verjagen die wenigen Römer, die sich hierhin verloren haben mochten, und ermorden diejenigen ihrer unbewaffneten Landsleute, welche sich in die Burg geflüchtet hatten. Dahingegen vertreiben die Römer die Feinde aus der untern Stadt (κάτω πόλις) und stecken alles bis zum Siloah in Brand (VI, 7. §. 1—3)[53].

Titus, welcher einsah, daß die von steilen Abhängen umgebene obere Stadt (ἡ ἄνω πόλις περίκρημνος οὖσα) ohne Angriffsdämme nicht genommen werden könnte, ordnete das Heer zum Angriff. Die Werke der vier Legionen werden gegen die Westseite der Stadt, der königlichen Burg gegenüber, angelegt — die Scharen der Hilfstruppen aber gegen den Xystus, die Brücke und den Thurm des Simon, den er bei Gelegenheit des Kriegs gegen Johannes angelegt hatte (VI, 8. §. 1)[54].

Nach achtzehntägiger Arbeit konnten die Römer die Mauerbrecher heranbringen. Einige der Juden, welche die Stadt schon aufgaben, verließen die Mauern und zogen sich in die Königsburg, andere verbargen sich in die unterirdischen Gänge, noch einige versuchten Widerstand. Nachdem aber ein Theil der Mauer eingestürzt war und einige von den Mauerbrechern gestoßene Thürme nachgaben, so ergriff die Aufrührer das furchtbarste Entsetzen. Sie glaubten der Nachricht, „die gesammte westliche Mauer sei eingestürzt, die Römer hätten die Thürme schon besetzt." So flohen sie in die Schlucht unter den Siloam, und suchten sich in die dortigen Befestigungswerke (τὸ τῇδε περιτείχισμα) zu werfen. Von der Besatzung zurückgewiesen, verbergen sie sich in die unterirdischen Gänge[55]. Unterdessen besetzen die Römer ohne weitern Kampf die Mauer und die Festungsthürme. Sie verwüsten alles mit Feuer und Schwert, Jerusalem geht in Flammen auf (VI, 8. §. 2—5).

Titus läßt nun die ganze Stadt und den Tempel zerstören, und nur die Thürme läßt er stehen, welche alle übrigen überragten, den Phasaelis, Hippikus und Mariamne, und die Mauer, welche von der Westseite die Stadt umgab. Dieses, damit sie der zurückzulassenden Besatzung zum Lager diene. Alles übrige ließ er dem Erdboden gleichmachen, sodaß keine Spur eines vormals hier gewesenen Wohnorts blieb[56]. Das war das Ende des alten Jerusalems (VII, 1. §. 1).

4) Geschichte und Topographie des neuen Jerusalems von den Zeiten des Wiederaufbaues durch Hadrian bis zu unsern Zeiten im Allgemeinen. So zahlreich auch die Bearbeitungen sind, deren die Geschichte und Topographie des alten Jerusalems bis zur Zeit seiner Zerstörung durch Titus sich erfreuen, so wenig ist für die Folgezeit vorgearbeitet. Und doch ist diese nicht allein an und für sich selbst, sondern auch für die Topographie dieser Stadt vor der Zerstörung durch Titus von der größten Wichtigkeit — wie auch ohne unsere Erinnerung einleuchten wird. Wir müssen daher bedauern, durch die Menge von Gegenständen, welche schon bis hierher in diesem Artikel zu berühren waren, das folgende nur verhältnißmäßig kurz abhandeln zu können. Was die Quellen der Nachrichten über diese Periode betrifft, so sind sie bis zu den Zeiten der Kreuzzüge (gegen das Ende des 11. Jahrh.) nur sehr dürftig. Außer dem wenigen, was römische und griechische Schriftsteller fast nur beiläufig erwähnen, beschränken sie sich auf die mit den abenteuerlichsten Legenden vermischten Erzählungen christlicher Kirchengeschichtsschreiber von Auffindung und Überbauung sogenannter heiliger Stätten, d. h. derjenigen Plätze, auf welchen, laut der Tradition, historisch wichtige oder für wichtig gehaltene Begebenheiten der Urgeschichte des Christenthums vorgefallen sein sollen. Ausführlicher und lehrreicher sind die Geschichtschreiber der Kreuzzüge, vor allen Wilhelm, Bischof von Tyrus († 1219), und andere, welche in dem bekannten Werke: Gesta Dei per Francos. (Hannovii 1611. II. Fol.) gesammelt sind, sowie einige andere in anderweitigen Sammlungen enthaltene Schriftsteller, auch Brockard's Beschreibung des heiligen Landes im Reyßbuch (Frankf. 1584. Fol.). Die Nachrichten dieser letzten Schriftsteller sind indessen nur dann für glaubwürdig zu achten, wenn sie von dem, was sie selbst gesehen und erlebt haben, sprechen; über die ältern Begebenheiten theilen sie nicht selten offenbar unrichtige Ansichten mit, namentlich gibt der Umstand, daß sie an der Echtheit derjenigen Localität, welche für die des Begräbnisses und der Hinrichtung Christi ausgegeben wird, durchaus gar nicht zweifeln, ihren Ansichten der Vorzeit eine Richtung, die sich auf keine Weise billigen läßt. Es wird sich dieses weiter unten zeigen. Die arabischen Schriftsteller, welche seit den letzten Jahrzehnten mehr benutzt worden sind, geben zu unserm Zwecke wenig Ausbeute. Die Nachrichten über die Zeiten nach

---

53) Ob unter der „untern Stadt" grade die Akra oder die Theile der Stadt, welche nach Südosten von Zijon und im Süden von Morija in der Tiefe gelegen waren, zu verstehen seien, läßt sich nicht wohl ausmitteln. Wahrscheinlich das Letztere, denn hier lag Siloah in der Nähe. Aber auch das Erstere enthält keinen Widerspruch. Im wirklichen Kriege geht es nicht so systematisch her, als in den Beschreibungen. Bewaffnete Juden mochten sich in der Unterstadt, auch wenn man die Akra darunter versteht, auch nachdem die Mauern derselben vom römischen Heere schon erobert waren, ebenso gut umhertreiben, als einzelne Römer in der von den Juden noch besetzten Oberstadt.

54) Die Aufstellung der Hülfstruppen gegen den Xystus 2c. war wol nicht zum Angriffe, sondern nur zur Einschließung, damit der Feind nicht durchbreche; der Kern des Heeres, die Legionen, führten den Angriff. Da der Thurm Hippikus den äußersten nordwestlichsten Winkel bildete, und späterhin die Nachricht erscholl, die ganze westliche Mauer sei eingestürzt, so muß der Angriff auf diese südlich vom Hippikus geführt sein. An dieser Stelle war er aber nicht „gegen" (κατὰ) die königliche Burg, sondern nur „derselben gegenüber" (ἄντικρυς) geführt worden, welches unsere Ansicht bestätigt, nach welcher diese Burg westlich nicht unmittelbar an die Stadtmauer stieß, wie dieses nördlich der Fall war.

55) Also gab es auch in der Schlucht unter dem Siloam „Befestigungswerke," und in der Nähe „Eingänge zu den unterirdischen Gängen."

56) Merkwürdig ist, daß des Thurmes Psephina überall nicht weiter Erwähnung geschieht. Wurde auch er zerstört? Und „die westliche Mauer," welche der zurückzulassenden Besatzung zum Lager (στρατόπεδον), d. h. zum Schutze derselben, dienen sollte, war sie die südlich? oder war sie die nördlich vom Hippikus? Gewiß südlich, denn in die nördliche war die erste Bresche gelegt, und diese hätte man wieder aufbauen müssen, hätte man sie benutzen wollen.

den Kreuzzügen sind ebenso dürftig, als diese Zeiten selbst arm sind an hierher gehörigen Gegenständen. Die Nachrichten, welche die Reisebeschreiber (auch die bei Bergeron) geben, sind hier allein einigermaßen brauchbar, doch können sie bis auf die neuesten Zeiten herab nur mit bedächtiger Kritik benutzt werden.

5) **Geschichte und Topographie des neuern Jerusalems.** 1) Von der Zerstörung durch Titus bis zum Wiederaufbau durch Hadrian (71—130 nach Chr. Geb.). Nach seiner Zerstörung durch Titus verliert sich Jerusalem auf einige Zeit ganz aus der Geschichte. Ob über die gänzliche Beruhigung des Landes hinaus eine römische Besatzung dort geblieben, muß als ungewiß betrachtet werden. Daß aber von denjenigen Juden, welche kurz vor oder gleich zu Anfange der Belagerung sich aus der Stadt geflüchtet hatten, sowie die Ruhe wieder hergestellt war, einige zurückgekehrt sind und sich dort anzubauen versucht haben, ist wol sehr natürlich [57]). Auch mögen einige Christen unter denselben gewesen sein. Die Juden mochten, wie zur Zeit des babylonischen Exils, auf Wiederherstellung des Nationalheiligthums denken, fürs erste aber einen wehmüthigen Genuß darin finden, an der, von uralten Zeiten her geweihten Stätte, anzubeten. Daß ähnliche Wünsche Mitglieder der ersten Christengemeinde nach Jerusalem geführt haben, daran ist sehr zu zweifeln. In der Apostelgeschichte und in den apostolischen Briefen des N. T., ebenso in den echten Schriften der apostolischen Väter kommen keine Spuren vor, daß man auf die Anbetung an den durch die Geschichte des Urchristenthums merkwürdig gewordenen Plätzen einigen Werth gelegt habe. Denn so lange die Apostel und ihre ersten Schüler und Nachfolger lebten, war noch zu viel von dem Geiste des Herrn Jesu Christi in ihnen, — von dem Geiste dessen, der einst zu dem samaritanischen Weibe sprach: „Es kommt die Zeit, daß ihr (Samaritaner) weder auf diesem Berge (Garizim) noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten — es kommt die Zeit, und ist schon da, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit!" (Joh. 4, 21 u. fg.). Wenn aber Chateaubriand und einige ihm nachsprechende Neuere behaupten, die ersten Christen hätten auf diesen Stätten angebetet, und die Kenntniß derselben wäre durch die Tradition auf die spätern Zeiten übergegangen, so ist dieses eine rein aus der Luft gegriffene, grade in Beziehung auf die wichtigste dieser Stätten durch historische Documente widerlegte grundlose Behauptung [58]).

Indessen hatten zur Zeit Kaiser Trajan's die nach Ägypten und Libyen ausgewanderten Juden zu den Waffen gegriffen, wütheten mit der entsetzlichsten, ausgesuchtesten und blutigsten Grausamkeit gegen alles, was nicht Jude war, und konnten nur erst nach schweren Kämpfen und großem Blutvergießen zur Ruhe gebracht werden. Auch die in Mesopotamien befindlichen Juden regten sich, es mußte ein Heer gegen sie gesandt werden, um das Reich gegen sie zu schützen. Man mochte befürchten, daß, wenn sie auch nur kurze Zeit in diesen Gegenden die Oberhand bekämen, sie vor allen in Jerusalem sich festzusetzen bemüht sein würden, und daß dieses ihren Unternehmungen allererst einen recht gefährlichen Charakter geben möchte.

2) Wiederaufbau der Stadt durch Älius Hadrianus (126—130). Bei seiner Reise in den Orient mochte Hadrian die Nothwendigkeit auf der Stätte, wo Jerusalem gelegen hatte, einen festen Punkt zu haben, lebhaft genug erkennen. Es war damals grade der furchtbare Aufruhr unter Barchochbas im Ausbrechen, und dessen Anhang hatte offenbar die Absicht, die nichtjüdische Bevölkerung in Palästina zu vertilgen und sich im Lande festzusetzen. Auch mochte der, grade auf der Stätte des altjüdischen Tempels unternommene Bau eines dem Jupiter geweihten Tempels nicht wenig dazu beigetragen haben, die Juden zu einem solchen Vertilgungskriege aufzureizen. Aber es gelang denselben ihr Unternehmen keineswegs, sondern der Aufruhr endigte mit der Vertilgung aller Juden in Palästina und mit dem Verbote an die auswärts lebenden Juden, ferner noch in Palästina sich sehen zu lassen. Hadrian dahingegen erbaute an die Stätte des alten Jerusalems eine neue Stadt, welche er Älia Capitolina nannte (*Dio Cass.* Lib. LXIX. p. 792. sqq. ed. Hanov.) und welche er mit einer durchaus aus Nichtjuden bestehenden Colonie besetzte (*Euseb.* hist. eccl. IV, 6). Da die Juden bei ihrem Aufstande ebenso sehr gegen Christen als gegen Heiden gewüthet hatten, so trug dieses dazu bei, daß jene sich schärfer als bisher von den Juden trennten. Besonders war dieses in Palästina selbst der Fall, und Eusebius macht in der citirten Stelle besonders darauf aufmerksam, daß von jener Zeit an die Aufseher und Ältermänner (*ἐπίσκοποι καὶ πρεσβύτεροι*) der christlichen Gemeinde in der neuen Stadt Älia Capitolina nur aus Personen von nichtjüdischer Abkunft bestanden.

Welchen Umfang aber Hadrian der neuen Stadt gegeben, läßt sich aus gleichzeitigen Nachrichten nicht nachweisen. Höchst wahrscheinlich aber ist er derselbe, welchen die Stadt hatte, als die Kreuzfahrer sie angriffen. Dabei scheint es sich von selbst zu verstehen, daß er den Thurm Hippikus und die westliche Stadtmauer, welche Titus bei Zerstörung der Stadt verschonte, zur Anlage der neuen Stadtbefestigung benutzte. Desto mehr aber muß es auffallen, daß von der Benutzung der beiden südöstlichen in der ältesten Mauer belegenen Festungsthürme Phasaelis und Mariamne überall keine Spur übrig ist. Es waren doch erst höchstens 60 Jahre seit der Zerstörung verflossen und nach dem, was Josephus erzählt, schienen die Grundmauern dieser Thürme für die Ewigkeit erbaut. Das Castell der Stadt, welches die Kreuzfahrer neben dem westlichen Thore fanden und die Burg David's nannten, steht ohne Zweifel auf den Grundmauern des Hippikus, wo aber sind die des Phasaelus und des Mariamne geblieben? Sind sie unter dem Schutte begraben, welcher das Thal in der Richtung von *O. O O* be-

57) Wie man aus Josephus' Selbstbiographie Cap. 76 ersieht, hatten die Grundstücke in der Nähe von Jerusalem in den ersten Zeiten nach der Zerstörung keinen Werth. 58) Den Beweis s. unten aus Stellen der Kirchengeschichtschreiber Sokrates, Sozomenus und Theodoretus.

deckt? Wahrscheinlich hat die neue Stadt nur vier, auf die Weltgegenden gerichtete Thore gehabt, dieselben, welche die Kreuzfahrer fanden, an den Stellen etwa, wo jetzt die Thore von Bethlehem (e), Damaskus (p), der heiligen Jungfrau (k) und das Sionsthor (f) stehen. Welchen Namen sie aber zur Römerzeit geführt, läßt sich nicht weiter nachweisen [59]).

3) Jerusalem zur Zeit der christlichen Kaiser bis zur Eroberung durch die Muhammedanischen Araber (320—638). Während die Juden fortdauernd und zwar in ihrem Vaterlande am meisten verfolgt wurden (außer demselben war ihr Schicksal leidlich), nahm das Christenthum, besonders im römischen Reiche, immer mehr überhand, so sehr, daß etwa 300 Jahre nach seiner Stiftung der römische Kaiser Constantin sich veranlaßt sah, sich zu dieser Religion öffentlich zu bekennen. Seinen Eifer für dasselbe suchte er unter andern vorzüglich durch Stiftung prächtiger Kirchengebäude zu beweisen. Erbauung eines Kirchengebäudes über dem vermeintlichen Grabe Christi. Eusebius, ein Zeitgenosse dieser Begebenheiten († 340), erzählt in seiner Lebensbeschreibung des Kaisers Constantin III, 25: Dieser gottgeliebte Kaiser habe es für seine Pflicht gehalten, die heiligste Stätte der Auferstehung des Heilandes in Jerusalem Jedermann zur Anbetung vor Augen zu stellen. Es habe sich nämlich das gesammte Gezücht der Dämonen Mühe gegeben, das dort befindliche Denkmal der Unsterblichkeit des Herrn der Finsterniß und der Vergessenheit zu übergeben, indem es thörichter Weise den Wahn gehegt habe, auf solche Weise die Wahrheit verbergen zu können. So hätte man mit vieler Mühe von anderswoher Erde hergeschleppt und die Stätte verdeckt, die Erde hoch aufgedämmt, mit Steinen belegt, und die göttliche Höhle (*θεῖον ἄντρον*) unter vielem Schutte versteckt, und um nichts zu verabsäumen, hätten sie darüber dem unzüchtigsten der Dämonen, der Aphrodite, ein dunkles Heiligthum erbaut; solche Werke zu zerstören habe der Kaiser für seine Pflicht erachtet, zuerst den Schutt wegräumen, weit wegbringen und tief vergraben lassen. Als dieses geschehen, habe sich der Boden, nämlich das, was darunter war, gezeigt, und dann das herrliche und hochheilige Denkmal (*μαρτύριον*, die Urkunde?) der Auferstehung des Heilandes, und es habe sich also thatsächlich die Wahrheit der Auferstehung des Heilandes bewiesen. Hierauf habe der Kaiser ein prächtiges Bethaus über diese göttliche Höhle zu erbauen befohlen. Die Schreiben an die Statthalter, sowie eine detaillirte Beschreibung des Gebäudes, werden mitgetheilt (Cap. 30—40). Dann wird noch erzählt, wie die Mutter des Kaisers, Helena, Palästina bereist und zu Bethlehem und auf dem Ölberge prächtige Kirchen habe erbauen lassen (Cap. 41—43). Wir bemerken, daß Eusebius, der gleichzeitige Schriftsteller, kein Wort davon hat, weder auf welche Weise man zu der Überzeugung gekommen sei, es sei grade an dieser Stätte das Grab des Erlösers auf solche Art versteckt, noch auch, daß man neben demselben auch die Stätte Golgatha, ja den sämmtlichen Apparat der Kreuzigung Christi und zweier anderer Personen, gefunden habe. Nachrichten von der Auffindung des Orts der Kreuzigung Christi, ja sämmtlichen Apparats seiner Kreuzigung durch die heilige Helena. Der Zeitgenosse Eusebius, welcher von der Auffindung des Grabes weitläufig berichtet, weiß von einer gleichzeitigen Auffindung des Orts der Kreuzigung 2c. nichts; desto mehr wissen davon spätere Schriftsteller, Sokrates († c. 440), Sozomenos († c. 450), Theodoretos († c. 455), welche über ein Jahrhundert nach Eusebius lebten. Sie berichten Folgendes (*Socr.* I, 17. *Sozom.* II, 1. *Theodoret.* I, 18): Helena, Mutter des Kaisers Constantin, habe aufs Lebhafteste gewünscht, das Holz des heil. Kreuzes zu finden. Indessen sei die Auffindung weder dieses noch des Grabmals des Herrn so leicht gewesen. „Denn die Heiden, welche vormals die Kirche verfolgt und sich alle erdenkliche Mühe gegeben hatten, auf jegliche Weise das entstehende Christenthum zu unterdrücken, hatten diese Stätte, welche tiefer lag, wie sie denn auch jetzt (d. h. als Sokrates, Sozomenos und Theodoretos schreiben) wieder so erscheint, mit vielem Schutt bedeckt und aufgedammt, und indem sie den ganzen Platz, sowol der Auferstehung als auch des Golgatha (*τοῦ κρανίου*) umfaßten, denselben so eingerichtet, daß sie ihn mit Steinen belegten. Dann bauten sie der Aphrodite ein Heiligthum darauf und setzten ihr eine Bildsäule, damit diejenigen, welche Christum dort zu verehren gedachten, die Aphrodite zu verehren schienen, auch in der Folgezeit der wahre Grund der Verehrung dieses Orts in Vergessenheit gestellt werden möchte. Doch wurde der Ort bekannt. Entweder, wie einige sagen, durch einen im Morgenlande wohnenden Juden, welcher aus einer von den Vätern überlieferten Schrift um die Sache wußte [60]), oder, welches wahrscheinlicher ist, indem Gott durch ein Wunder oder einen Traum es offenbarte [61]). Zu derselben Zeit nun, da auf Befehl des Kaisers diese Stätte bis auf den Grund aufgegraben wurde, fand man auf der einen Seite die Höhle der Auferstehung, auf der andern aber in der Nähe dieses Ortes drei Kreuze, nicht weit davon aber ein Bret, auf dem in hebräischer, griechischer und römischer Sprache geschrieben stand: Jesus der Nazaräer, König der Juden. Allein da das Bret von dem Kreuze getrennt war [62]), so war es doch schwer, das, obgleich hier gefundene, göttliche Kreuz von den beiden andern zu unterscheiden. Da geschah denn Folgendes: Eine vornehme Frau in Jerusalem

59) Einige spätere Schriftsteller, Geschichtschreiber der Kreuzzüge, gehen so weit, daß sie von Hadrian erzählen, er erst habe die Stadt gänzlich zerstört, den Pflug darüber gehen lassen, und die Stätte mit Salz bestreut, dann erst sie von Neuem aufgebaut. Wozu dieses, da Hadrian eine Festung haben wollte? *Sanutus* ap. Gesta Dei per Francos. II. p. 256.

60) Nach *Sanut.* secr. fidel. Crucis (in *Bongarsii* Gestis Dei per Francos. II. p. 121) mußten die Juden erst durch die Folter gezwungen werden, den Ort anzuzeigen. 61) Auf jeden Fall kannten also die Christen diesen Ort nicht, wodurch die Erdichtung einer fortdauernden Tradition, welche Chateaubriand am schönsten ausgeschmückt hat, sich als Erdichtung beweist. 62) Weitläufig beschreibt Sozomenos, wie es ohne Zweifel gekommen sei, daß Kreuz und Inschrift von einander getrennt waren, aber er vergißt nachzuweisen, wie es gekommen, daß an dem öffentlichen Hinrichtungsplatze sich nicht noch viel mehr als drei Kreuze fanden.

lag todtkrank. Zu ihr ging Makarios, Bischof zu Jerusalem, mit des Kaisers Mutter und deren Gefolge. Makarios betete. Darauf berührte man die Todtkranke mit zweien der Kreuze, dieses aber brachte keine Veränderung bei ihr hervor, vielmehr schien der Augenblick des Sterbens gekommen. Als man nun aber das dritte Kreuz der Sterbenden nahe brachte, da schlug sie sogleich die Augen auf und sprang vollkommen geheilt von ihrem Lager. Ja, man sagt, dasselbe Wunder solle sich auch an einem schon Verstorbenen wiederholt haben." Dies sind die historischen Beweise für die Echtheit des von der heiligen Helena entdeckten Kreuzes und der zu gleicher Zeit entdeckten echten Stätte der Kreuzigung und des Begräbnisses Jesu Christi. — Vom Kaiser Julian dazu aufgefodert suchen die Juden einen Tempel auf Moria wieder herzustellen (362). Den Juden, welchen es bis dahin verboten war, die Stadt Älia Capitolina zu besuchen, gab der Kaiser Julian, der überall kein Freund der beiden in seinem Reiche das Volk beherrschenden Religionen war, nicht allein die Erlaubniß ihr uraltes Nationalheiligthum in dieser Stadt wieder herzustellen, sondern unterstützte sie auch thätig bei diesem Unternehmen. Wahrscheinlich machte ein Erdbeben demselben ein Ende, und so sehen wir denn heidnische (*Ammianus Marcell.* [† 379] XXIII, 1) und christliche (*Socrat.* III, 20. *Sozom.* V, 22. *Theodoret.* III, 123) Schriftsteller wetteifern in Verbreitung von Legenden, die man kaum abenteuerlicher erfinden kann, wodurch aber die einen wie die andern zu erweisen bemüht sind, wie kräftig ihre Götter gegen den Gott des Christen wie Heiden gleich verhaßten Volkes sich ausgesprochen habe[63]). Also blieb der Versuch, den Tempel Jehova's auf Moria wieder herzustellen, ohne weitere Folgen. — Jerusalem gewinnt an Einwohnerzahl und Wohlstand. Sowie die abergläubische Verehrung sogenannter heiliger Orte und die Meinung, als könne man durch Wallfahrten zu ihnen Vergebung seiner Sünden und einen Platz im Himmel sich erwerben, zunahmen, so mußte kein Ort die Christen mehr an sich ziehen als diese Stadt. Freilich hieß sie noch immer Älia und der Name Jerusalem kam erst allmälig wieder in Gebrauch. Auch den Juden wurde gestattet, gegen nicht unbedeutende Abgaben, die Stadt zu besuchen. Zu welchem Ansehen sie aber sehr bald bei den Christen gelangte, möchte schon allein daraus folgen, daß man im J. 451 die Patriarchenwürde ihrer Bischöfe anerkannte, welche diese nur mit denen der großen Städte Rom, Constantinopel, Antiochien und Alexandrien theilten. Auch an Bethäusern, Kapellen, Kirchen und Klöstern nahm die Stadt immer mehr zu; berühmt ist durch ihre Pracht die Kirche der heil. Jungfrau, welche Kaiser Justinian im J. 550 stiftete. — Jerusalem von Cosroes erobert und von Heraklius wieder befreit (616—628). In seinem Kriege gegen das römische Reich brach Cosroes in Palästina ein; hier schlossen sich seinem Heere 26,000 Juden an. Er nahm Jerusalem mit Sturm. Die Kirchen, welche Constantin, Helena, Justinian rc. erbaut und ausgeschmückt hatten, wurden geplündert und verbrannt, die Christen, welche sich nicht frühzeitig genug geflüchtet hatten, ermordet oder zu Leibeignen gemacht; das von der Helena aufgefundene echte Kreuz Christi, sowie der Patriarch Zacharias, weggeschleppt. Damals sollen in Jerusalem 36,000, nach andern 90,000, Christen umgekommen sein. Allein nach wenigen Jahren wandte sich das Glück. Nach mehren glücklichen Feldzügen drang Kaiser Heraklius in das Herz des persischen Reichs, und in einem Frieden, der 628 verabredet wurde, gewann das römische Reich die verlornen Provinzen und die in Sklaverei Weggeführten, die Christenheit aber den Patriarchen von Jerusalem und das echte Kreuz Christi wieder. Heraklius, der schon während der Zeit, da er mit dem Kriege gegen Persien beschäftigt war, daran gedacht hatte, die Kirchen in Jerusalem wieder herzustellen (*Wilh. Tyr.* I, 1), wallfahrtete nach glücklicher Rückkehr in die Hauptstadt in eigener Person nach Jerusalem und gab mit großer Feierlichkeit das echte Kreuz Christi der Auferstehungskirche wieder.

4) Jerusalem unter den Muhammedanischen Arabern bis zur Eroberung durch die Kreuzfahrer (638—1099). a) Eroberung der Stadt und erste Schicksale. Nach den mehrerwähnten Ereignissen müssen die Festungswerke der Stadt sehr verstärkt worden sein; denn als sie im J. 637 von einem arabischen Heere unter Abu Obeida angegriffen wurde, leistete sie vier Monate hindurch so bedeutenden Widerstand, daß sie sich erst dann durch Capitulation ergab, als der Khalif Omar selbst herangekommen war (638). Die Christen und ihre heiligen Plätze wurden gegen Zahlung einer mäßigen Abgabe verschont, letztere blieben den erstern überlassen. Auch bat der Khalif den Patriarchen Sophronios, einen paßlichen Platz zur Erbauung einer Moschee ihm anzuzeigen; Sophronios bezeichnet als solchen die Stätte, auf welchem das jüdische Heiligthum gestanden hatte. Omar befahl den Bau vorzubereiten, und stiftete für dieses Heiligthum sehr bedeutende Einkünfte größtentheils durch Übertragung von Grundstücken;

63) Seitdem es wieder Mode zu werden beginnt, den Glauben an solche Legenden, wie wir in dem Vorstehenden mitgetheilt oder angedeutet haben, dem an die Fundamentalartikel der christlichen Religion gleichzustellen, scheint man auch Werth darauf legen zu wollen, daß sogar Ammianus Marcellinus, obgleich ein Heide und Freund Julian's, die wunderbare Verhinderung des jüdischen Unternehmens, den Tempel Jehova's herzustellen, berichtet. Als ob es nicht anderweitige Gründe geben könnte, welche Ammian bewogen, solche Legenden zu glauben und zu berichten, als ihre historische Wahrheit! Man denke nur, wie verhaßt die Juden bei Christen nicht nur, sondern vielleicht noch mehr bei den Heiden waren. Von Julian selbst hat Ammian kurz vorher ein hartes Wort über die Juden zu berichten. „Quum Palaestinam transiret," sagt er, „foetentium Judaeorum et tumultuantium saepe taedio percitus, dolenter dicitur exclamasse: o Marcomanni, o Quadae, o Sarmatae, tandem inquietiores inveni!" Und ein solches Volk konnte dieser Monarch begünstigen? Wie verhaßt diese Begünstigung dem patriotischen Römer ist — und das ist Ammian — drückt sich ja deutlich genug aus in den Worten, welche der Erzählung jener Legende vorhergehen. „Ambitiosum quondam apud Hierosolymam templum, quod post multa et interneciva certamina obsidente Vespasiano posteaque Tito aegre est expugnatum, instaurare sumptibus cogitabat immodicis (XXIII, 1)." Die Strafgerichte, nicht des Christen-Gottes, sondern seiner, des Römers, Nationalgötter über die Verächter alles fremden Gottesdienstes erzählt Ammianus!

so ist durch diesen Khalifen und seine Nachfolger die weltberühmte Moschee al Sakhara (Kubbat as Sakrah, Masdsched al Aksi) erbaut worden. Weiter unten noch einiges über dieselbe. b) Jerusalem blüht von Neuem auf. Auch für die Muhammedaner war sie jetzt „ein Haus der Anbetung," „die Heilige," ein bedeutender Wallfahrtsort, sodaß Manche fürchteten, sie könne den frommen Reisen nach Mekka Abbruch thun. Obgleich keiner der Khalifen und der Fürsten, welche späterhin aus dem Zerfall des Khalifats sich Herrschaften stifteten, in Jerusalem seinen beständigen Wohnsitz nahmen, so wurde sie doch häufig auch von solchen besucht. Den Christen ging es auch nicht übel, besonders unter der Regierung so ausgezeichneter Fürsten als Harun al Raschid war. Wenn es auch nur eine Höflichkeitsbezeugung war, wenn dieser Karl d. Gr. die Schlüssel zu den Kirchen zu Jerusalem, ja, wie einige versichern, sogar die der Stadtthore zusandte, so konnten doch solche Verhältnisse unmöglich ohne wohlthätige Folgen für das Gedeihen der christlichen Anstalten in Jerusalem sein, um so mehr, da der Herr des Abendlandes die orientalischen Christen mit Schenkungen und Stiftungen freigebigst unterstützte. Auch die Juden fingen wieder an in ihrer heiligen Stadt sich niederzulassen. c) Abwechselnde Schicksale unter fatimidischen Herrschern. Diese hatten von Ägypten aus sich Syriens bemächtigt und waren Herren von Jerusalem. Der dritte unter denselben, al Hakem, zeigte sich überall als Feind der Christen, befahl zuletzt die Kirche der Auferstehung bis auf den Grund niederzureißen. Dieser Befehl wurde im J. 1011 in seinem ganzen Umfange vollzogen [64]) (praedicta ecclesia usque ad solum, funditus diruta *Wilh. Tyr.* I, 4). Indessen hatten mit seinem Tode solche Bedrückungen ein Ende, milder dachte sein Sohn, Daher, um so mehr, da der Kaiser des oströmischen Reichs, Constantinos Monomachos (reg. 1042—1053), sich für seine Glaubensgenossen verwandte. Nach erhaltener Erlaubniß stellten sie im J. 1048 die Kirche zum heiligen Grabe wieder her. Überhaupt wurden die Christen in Jerusalem durch die Zeitumstände begünstigt. Der Verkehr zwischen Jerusalem und dem christlichen Europa hatte überall niemals aufgehört, Handelsgeschäfte gaben dazu vorzüglich Veranlassung, und bei Gelegenheit derselben besuchte man auch die heiligen Orte (*Wilh. Tyr.* XVIII, 4). Besonders thätig zeigten sich dabei die von Amalphi. Sie waren den Statthaltern der Fatimiden in Jerusalem, welche selbst Vortheil dabei hatten, willkommen, aber es fehlte ihnen an paßlicher Herberge zu Jerusalem, wie sie deren schon in den Seestädten hatten. Sie wandten sich deshalb an den Khalifen zu Kairo, unter dessen Umgebungen sie Verbindungen hatten, und so erhielt der Statthalter von Jerusalem den Befehl, in dem von den Christen bewohnten Quartier einen Platz zum Anbau einer Herberge (Xenodochium) ihnen anzuweisen. Dieses Quartier nahm den nordwestlichen Theil der Stadt ein. Hier erbauten sie nun unfern der Kirche zur Auferstehung, gen Süden derselben, ein Kloster, besetzten es mit Mönchen und richteten es zur Aufnahme von christlichen Reisenden ein. Dann wurde eine gleiche Anstalt, sowol als Kloster, als auch als Herberge für Weiber gestiftet, zur Ehre der frommen Sünderin (piae peccatoris) Maria Magdalena, endlich ein Bethaus (Oratorium) zu Ehren des heil. Johannes, des Almosengebers. Da das Kloster von lateinischen Christen (aus Italien) gestiftet war, so nannte man es de Latina (*Wilh. Tyr.* in Gestis dei p. Francos p. 932—935 und *Vitriacus* hist. Hieros. ib. p. 1082). Das den Christen eingeräumte Quartier war aber bei folgender Gelegenheit ihnen gänzlich überlassen. Als die Fatimiden sich in Palästina festgesetzt hatten, fanden sie, daß die Festungswerke der Städte sehr zerfallen waren. Sie gaben also Befehl diese herzustellen, und zwar auf Kosten der Einwohner. So ging es auch in Jerusalem, und zwar foderte man von den armen Christen die Herstellung des vierten Theils der Mauern. Es war ihnen unmöglich diese zu leisten. Mit Mühe erkauften sie sich Aufschub, sendeten an den Kaiser zu Constantinopel um Unterstützung. Dieser versprach selbige, doch unter der Bedingung, daß hinter demjenigen Theile der Stadtmauern, welche auf Kosten der Christen hergestellt würden, auch nur Christen wohnen sollten. Damit war der Khalif zufrieden. So wurde im J. 1063 dieser Theil der Mauer aufgebaut und den Christen der davon eingeschlossene Theil der Stadt ausschließlich angewiesen (*Wilh. Tyr.* IX, 17. 18. p. 772. 3). Es reichte derselbe von dem westlichen Stadtthor über den nordwestlichen Eckthurm zum nördlichen Stadtthore; im Innern wurde das Quartier begrenzt durch die Straße (via publica), welche am nördlichen Thore grade aus zu den Wechslerbänken (mensae numulariorum, dem Bazar, welcher gegenwärtig noch etwa in dieser Gegend liegt?) führt, und von da ebenso wieder zum westlichen Thore (*Vitriac.* p. 1082).

5) Jerusalem zur Zeit der Kreuzzüge (1099—1297). a) Wie die Kreuzfahrer die Stadt fanden. Wir nehmen die nachstehende Beschreibung vorzüglich aus Wilhelm's, Erzbischofs von Tyrus, Geschichte, werden aber auch andere Quellen benutzen, die wir dann angeben. Die Hauptstelle ist Lib. VIII. cap. 2 u. 3. Nachdem er der frühern Begebenheiten und zuletzt der Zerstörung durch Titus gedacht, fährt er fort: Hanc eandem postea Aelianus Adrianus reparavit, unde ab eodem dicta est Aelia. Cumque prius in clivo esset praecipiti, ita ut in Orientem partim, partim in Austrum tota devexa respiceret, in latere tam montis Syon, quam Moriae constituta, ut solum Templum et praesidium, cui nomen Antoniae erat, in sui haberet fastigio et parte superiore, ab eodem Imperatore in montis verticem tota translata est, ita ut Dominicae passionis et resurrectionis locus, qui prius extra urbem fuerunt, urbe reaedificata infra murorum ambitum clauderentur [65]). Sie ist auf zwei

64) Wie ist es dazumal den heiligen Stätten in der Auferstehungskirche und auf dem Golgatha ergangen? Sind sie unzerstört geblieben? Wunderbar errettet? Oder sind nachmals neue Ausgaben veranstaltet?

65) Absichtlich führen wir diese Stelle im Original an, weil, wollten wir sie übersetzen, man uns bezüchtigen könnte, als hätten

Bergen belegen, deren Kuppen (fastigia) sie auch größtentheils durch den Umfang der Mauer umfaßt; diese Kuppen sind durch ein mäßiges Thal getrennt, welches auch die Stadt mitten durchschneidet. Der westliche Berg wird Sion, der östliche Moria genannt. Östlich hat die Stadt das Thal Josaphat, worin der Regenbach Kedron, der sie vom Ölberge scheidet, südlich das Thal Hinnom (Ennon), welches mit dem ebengedachten zusammenhängt, westlich einen Theil des letztgedachten Thals, nördlich kommt man auf ebenem Wege zur Stadt (*Wilh. Tyr.*). Die Weite der Stadt mißt etwa vier Bogenschüsse (*Vitriac.* l. c. p. 1079). Die Stadt ist von einer festen Mauer umgeben; ein besonderes Festungswerk ist auf der Westseite, die Burg David's (turris D., arx D.), ein festes Werk, gleichsam ein Schutz der Stadt, welches diese mit ihren Thürmen, Mauern und dazu gehörigen Außenwerken (antemuralibus) überragt. Es ist aus gewaltigen Quadern erbaut (*Wilh. Tyr.*), welche durch Cement und eingegossenes Blei fast unauflösbar mit einander verbunden sind (*Vitr.* p. 1079). Durch dieselbe führen vier Thore, von Osten das Thalthor (wegen des Thals Josaphat), von Norden das Thor des heiligen Stephanus (weil dieser dort gesteinigt)[66]), von Westen das Thor David's (weil neben der Burg David's), von Süden das Thor Sion (weil auf dieser Seite jener steile Berg sich erhebt, woher der beschwerliche Zugang zur Stadt von jener Seite)[67]); noch ist ein fünftes Thor da, das goldene, durch welches der Herr seinen Einzug in Jerusalem gehalten, welches aber nur am Palmsonntage geöffnet wird (Gesta Franc. expug. Hieros. ib. p. 572). Die Straßen und freien Plätze der Stadt sind sehr gut gepflastert, auch fehlt es nicht an durch die ganze Stadt geleiteten Wasserzügen, durch welche bei Regenzeit das Wasser abgeleitet wird (*Fulch. Carnot.* gesta per Frc. ib. p. 397. 398). Die merkwürdigsten Gebäude sind: Die Kirche der heiligen Auferstehung (s. resurrectionis) oder des Grabes des Herrn (domini sepulchri). Sie liegt am östlichen Abhange des Berges Sion (in monte Syon, in devexo, quod ad Orientem respicit), sodaß der neben ihr hervorragende Hügel fast die Höhe der Kirche überragt und sie dunkel macht (!). Ihr Dach besteht aus in die Höhe gerichteten Balken, welche sehr künstlich wie eine Krone zusammengesetzt sind, sodaß das nothwendige Licht von oben her in die Kirche fällt; grade unter dieser weiten Öffnung steht das Denkmal (monumentum, Grabmal) des Erlösers. Als die Kreuzfahrer Jerusalem eroberten, war die Stätte des Leidens Christi, welche Calvaria oder Golgatha genannt wird, woselbst auch das echte Kreuzesholz gefunden sein soll, außerhalb des Umkreises dieser Kirche, und nur kleine Bethäuser daselbst. Nachdem aber die Stadt von den Christen erobert war, schien das vorgenannte Gebäude gar zu enge. Man erweiterte deshalb durch einen festen und hohen Bau die vorgedachte Kirche, und umfaßte auf erstaunungswürdige Weise die obenbenannten Stätten vermittels des neuen mit dem alten verbundenen Gebäudes. (*W. Tyr.*) Der Calvarienberg, woselbst Christus gekreuzigt ist, liegt 108 Fuß vom heiligen Grabe gen Südosten, 29 Fuß höher als das heilige Grab, und von da geht es noch weiter gen Osten 48 Stufen tief zu dem Orte hinab, woselbst von der Kaiserin Helena das heilige Kreuz gefunden ist. Diese Stelle hält man für den alten Stadtgraben, in welchen, nach Abnahme der Leichen, die Kreuze geworfen sind (*Sanut.* l. c. p. 254). Südlich von der Kreuzerfindungsstätte liegt die Kirche der Mutter Gottes (genetricis Dei), welche die „lateinische" genannt wird, weil Lateiner sie beständig inne hatten. Daneben ist das Xenodochium (Gesta Franc. ib. p. 573). — Der Tempel des Herrn auf dem südlichen Abhange des Berges Moria (in declivio, quod ad Austrum respicit) an der Stätte, wo David die Tenne kaufte und auch Salomo den Tempel baute. Omar, der Sohn Catab, hat ihn von Neuem aufgebaut[68]). Folgendes ist seine Gestalt: Ein ebener Plan, viereckig, über einen Bogenschuß lang und breit, ist mit einer starken Mauer von mäßiger Höhe umgeben. Durch dieselbe führen von Westen zwei Thore (unter denen das eine jenes „schöne" Thor, neben welchem Paulus einen Lahmen heilte), von Norden zwei, von Osten eins. Nach Süden ist der königliche Palast (domus regia), welcher gewöhnlich Salomo's Tempel genannt wird (*Wilh. Tyr.* VIII, 3), ein sehr großes und weitläufiges Gebäude, welches man, wahrscheinlich um es von dem ausschließlich sogenannten „Tempel des Herrn" zu unterscheiden, den Tempel Salomonis nennt (*Vitriac.* p. 1081). Über den Thoren und den Ecken der äußern Umschließungsmauer sind Thürme, aus welchen die Priester das Volk zum Gebet auffodern (Minarets); auch wird hier Wache gehalten, damit kein Unreiner eintrete (*Wilh. Tyr.*). Auf diesem Plane ist ein kleiner, aber erhabener Plan, zu dem man auf Treppen hinaufsteigt, von Westen an zwei Stellen, von Osten und von Süden je an einer. In der Ecke sind kleine Bethäuser (oratiorola). In der Mitte dieses höhern Plans steht der Tempel selbst; er ist achteckig, von Innen und Außen mit Marmortafeln und musivischer Arbeit verziert und mit einem halbkugelförmigen (sphaericum) Dache geschlossen, das künstlich mit Blei gedeckt ist[69]). Beide Platten sind mit weißen

---

wir den etwas schwankenden Ausdruck des Schriftstellers nicht recht gefaßt.

66) Eine spätere Sage setzt dieses Ereigniß auf die Ostseite der Stadt, vor das Thor der heiligen Jungfrau; nach Sanutus (l. c. p. 258) wird das nördliche Thor auch das Thor Benjamin genannt. 67) Der Jude Benjamin von Tudela, welcher nach 1160 Jerusalem besuchte, nennt die vier Thore „du sommeil d'Abraham, de David, de Sion, de Josaphat" (bei Bergeron S. 20). Daß er unter dem ersten das nördliche Thor verstehe, ist einleuchtend, aber woher der Name? Leider liegt uns nur die franz. Übersetzung vor, und es ist hier vielleicht ein Fehler!

68) Merkwürdig ist, daß *Albertus Aquensis* in den Gesta Dei I, 281 den Aufbau dieses Tempels nicht dem Omar zuschreiben zu wollen scheint. Er sagt: „Templum hoc postea (nach der Zerstörung durch Titus) a modernis et Christianis cultoribus reaedificatum, plures attestantur." Ebenso schreibt Vitriacus (l. c. p. 1080) die Herstellung dieses Tempels fidelibus et religiosis viris, d. h. den Christen, zu, und weiß nichts von Omar und den nachfolgenden Khalifen. 69) *Fulch. Carnot.* erzählt cap. XVIII, p. 397. von diesem Bleidache: „Inopia pressi non potuimus tuti

Steinen belegt, damit das zur Regenzeit sich auf dieselben ergießende Wasser rein und klar bleibe, und so in die vielen Cisternen sich sammle, welche innerhalb dieser Einschließung (septa) angebracht sind (*Wilh. Tyr.* p. 748)[70]). Mitten im Tempel, zwischen der innern Säulenreihe, ist ein etwas erhabener Fels mit einer Höhle darunter, auf welchem der Engel gesessen haben soll, welcher das Volk schlug, als David unvorsichtigerweise eine Zählung desselben vorgenommen hatte (*Wilh. Tyr.*). Von diesem Felsen sagt *Albert. Aquensis.* VI, 24 (G. D. p. Frc. I. p. 281): In medio hoc moderno tabernaculo mons lapideus, natura fundatus, prominet, fere in latitudine continens tertiam partem jugeri, in altitudine habens duos cubitos: cujus in uno latere gradus collocati, ad cava loca descendentes perducunt, alio vero in latere, ut in veritate referunt, qui tunc consideraverant, ostiolum habet lapideum sed semper signatum. Illic ex quorundam opinione quaedam sancta sanctorum adhuc servari perhibentur. Ebenso merkwürdig ist, was *Fulch. Carnot.* c. XVIII. ib. p. 397 von ihm sagt: in cujus (templi) medio est rupes nativa et ingens, de qua deturbatur satis et impeditur ipsum templum; nescio quare ab aeterno permittitur locum occupare, quin prorsus exciditur. Doch glaubt er nicht „in ipsa rupe arcam foederis Domini cum virga et tabulis testamenti bene sigillatam," wie viele behaupten. Die Meinung, als sei in diesem Felsen die „arca Domini" eingeschlossen, führt auch *Vitriacus* c. 62. p. 1080 an und sagt in Beziehung auf diesen Felsen: unde Saraceni Templum Dominicum usque hodie „rupem" appellant, quod in tanta veneratione habent, ut nullus eorum ipsum audeat aliquibus sordibus, sicut in aliis locis sanctis faciunt, maculare; sed a remotis et longinquis regionibus, a temporibus Salomonis usque ad tempora praesentia veniunt adorare[71]). Wie Albert Aqu. in der vorstehenden Stelle von der Beschaffenheit des Felsens, als von einer zu seiner Zeit nicht mehr sichtbaren, sprechen konnte, erklärt eine Stelle bei *Wilh. Tyr.* l. c., wo es heißt: Haec (rupes) autem ante nostrorum introitum et postmodum annis quindecim nuda patuit et aperta, postea vero, qui eidem praefuerunt loco, albo eum cooperientes marmore, altare desuper et chorum, in quo clerus divina celebrat, construxerunt[72]). Es ist sehr zu bedauern, daß die Nachrichten, welche über das südlich vom templo Domini belegene große Gebäude mitgetheilt werden, so unbefriedigend und unzusammenhängend sind. Daß es daselbst ein großes, wichtiges, merkwürdiges Gebäude gab, ist nach den übereinstimmenden Aussagen aller Schriftsteller dieser Zeit gar nicht zu bezweifeln. Sie nennen es aber sehr verschieden, bald templum Salomonis und zwar, wie sie ausdrücklich bemerken, um dasselbe von dem templo Domini zu unterscheiden, bald auch palatium regis Salomonis. Sie lassen es ungewiß, zu welchem Zwecke es zuerst bestimmt war, ob hier vielleicht schon zur Zeit der byzantinischen Kaiser ein dem Gottesdienst gewidmetes Gebäude oder etwa ein Palast des Statthalters stand? oder ob es erst unter der Herrschaft der Khalifen und zwar zu welchem Zwecke? errichtet worden ist. Nur so viel ist gewiß, daß die Kreuzfahrer bei ihrer Eroberung der Stadt hier ein Gebäude, welches sie einstimmig als „spatiosum, amplissimum, firmissimum" bezeichnen, vorfanden, auch, daß es mit dem eigentlichen Heiligthume aufs Genaueste zusammenhing. In seinen Vorhöfen, oder vielleicht auf dem Platze, welchen es mit dem heiligen Gebäude gemeinschaftlich hatte, war eine sehr große Cisterne. Am ausführlichsten beschreibt sie *Albert Aqu.* VI, 22 (Gesta D. p. Frc. I, 280). Er nennt sie: cisternam regiam, quae ante fores palatii (des hier in Frage stehenden Gebäudes) in modum lacus amplitudinem et magnitudinem cavatione continet, testudinem (eine Kuppel) fornicei operis desuper habentem, marmoreis undique subnixam columnis, sie hätte: gradus, qui ad hauriendam aquam introeuntes perducunt, ferner: foramina, quae trans testudinem ora in modum putei habent. Aus dieser Cisterne seien die Belagerten und selbst ihr Vieh mit Wasser versehen. Sie werde gefüllt ex omni stillicidio pluviarum, ab ipsius tecti palatii canalibus, templique Domini testudine (auch hier wird also das palatium und das templum unterschieden) et a tectis multorum aedificiorum (deren es also in diesem heiligen Bezirke mehre gegeben haben muß) confluentium. Was die Versorgung der Stadt mit trinkbarem Wasser betrifft, so ist so eben der Hauptcisterne erwähnt. Sie war aber nicht die einzige, wie man aus mehren Stellen der Schriftsteller dieser Zeit ersieht, besonders aus *Wilh. Tyr.* l. c. p. 749, wo es heißt: Est autem locus, in quo civitas sita est, aridus et inaquosus, rivos, fontes et flumina non habens penitus, cujus habitatores aquis tantum utuntur pluviaribus. Mensibus hibernis *in cisternis*, quas in civitate habent plurimas, imbres solent sibi colligere, et per totum annum ad usus necessarios conservare. Aber diese scheinen doch nicht für hinreichend erachtet zu sein, denn es heißt ferner: praeter aquarum pluvialium, quam habebant, ubertatem maximam, fontes etiam a partibus deducuntur exterioribus, et *aquaeductis* invectos, in piscinas duas maximae quantitatis,

ejus structuram reformare, postquam in manus Balduini regis et nostras devenit, sed ipse etiam plumbum negociatoribus vendebat, cum vel de tecto aliquando decidebat, vel deorsum dirui praecipiebat."

70) Wahrscheinlich aber nur eine einzige, wie sich gleich zeigen wird. 71) Welche verkehrte Begriffe selbst zur Zeit der Kreuzzüge, d. h. zu einer Zeit, da man täglich mit den Muhammedanern in Berührung kam, über die Glaubensmeinung derselben unter den Christen gäng und gäbe waren, zeigt Vitriacus, wenn er in der vorstehenden Stelle hinzusetzt: „Quoties Saraceni civitatem sanctam possident, *imaginem Machometi ponentes in Templo*, nullum Christianum permittunt intrare (!). 72) Aus diesem Umstande, daß ein Chor über dem Felsen errichtet werden konnte, läßt sich der Umfang desselben beurtheilen. Daß die Muhammedaner auf den hier eingeschlossenen Stein einen großen Werth legen, besagt theils die Benennung der Moschee, theils das, was wir weiter unten aus den neuesten Nachrichten anzuführen haben werden.

quae circa Templi ambitum, exterius tamen, sed infra urbem continentur, recipiebant: quarum altera hodie Robatica piscina reputatur, in qua olim immolatitiae lavabantur hostiae [73]). Bei diesen Erklärungen ist besonders auffallend, daß über den Ort, woher die Aquäducte geführt worden sind, Näheres nicht angegeben wird. Das Heer der Kreuzfahrer litt so sehr durch Mangel an Trinkwasser für Menschen, Pferde und Lastthiere, daß von den letzteren nicht wenige umkamen. Die einzige Quelle in der Nähe von Jerusalem, Siloe oder Syloe, wie sie die früher unter der Benennung Siloah oder Siloam bekannte bezeichnen, war bei weitem nicht hinreichend und auch kaum trinkbar (s. unten). Wie kam es denn, daß man die Aquäducte nicht entdeckte, abschnitt und für sich benutzte? Ein späterer Schriftsteller, der sich aber die allergenauesten Nachrichten über Jerusalem zu verschaffen gewußt hatte, und mehrmals selbst in Palästina gewesen war, Marinus Sanutus Torsellus, dessen Werk: Secreta Fidelium Crucis super terrae sanctae recuperatione et conservatione den zweiten Theil der von Jacob Bongars veranstalteten Sammlung, welche unter dem Titel: Gesta Dei per Francos sive Orientalium expeditionum historia bekannt ist, einnimmt, sagt S. 257, nachdem er den Ort bezeichnet hat als unfern des Thors der heil. Jungfrau, welches er noch portam vallis nennt (k), auf der rechten Seite, wenn man hereingekommen ist, also nördlich, wo die Ecclesia sanctae Annae gezeigt wird, belegen: ibi juxta est piscina (Teich) grandis, quae dicebatur piscina interior, quam fecit Ezechias (Hiskias) hoc modo: obturavit enim superiorem fontem aquarum Gyon, et avertit aquas ejus subter, ad Occidentem turris David incidens petram ferro, ut dicitur Ecclesiast. XLVIII, et inducens aquam per medium civitatis in piscinam istam: ut in obsidione habeat aquam populus ad bibendum; fontem vero aquarum Gyon duxit in piscinam superiorem, quae est super natatoria (gleichfalls Teich) Siloe. Hoc enim Achaz inceperat, sed non perfecerat. De hac piscina et de hoc fonte, et de ejus situ dicitur Esaias VIII, 3. Dicitur autem ista piscina superior respectu natatoriae Siloe. Aber von allen diesen Wasserleitungen kommt in der Geschichte des Angriffs der Kreuzfahrer auf Jerusalem auch kein Wort vor. Es ist also hier eine Alternative. Entweder existirten diese Wasserleitungen überall nicht, oder sie waren so versteckt und unbekannt, daß man sie nicht auffand, abschnitt, und zum eignen Nutzen verwandte. Es ist uns nicht möglich diesen Knoten zu lösen. Was die Umgegend von Jerusalem, dicht neben der Stadt, betrifft, so wird sie einstimmig beschrieben, wie wir sie jetzt noch finden. Die Thäler (wie das ja so natürlich ist) scheinen noch schroffer gewesen zu sein als gegenwärtig. Im Thale Josaphat, an der Ostseite der Stadt, werden zwei Denkmäler erwähnt, die sich auch jetzt noch daselbst finden, die Kirche der Mutter Gottes [74]) und Josaphat's Denkmal; von dem letztern sagt Sanutus: Habens superpositam pyramidem magnae pulchritudinis. Außerhalb der Stadt auf dem Sion, südlich von der Stadtmauer eines Bogenschusses weit, war eine Kirche, die des Sion genannt. Vom westlichen Thale sagt Wilh. Tyr. S. 747, es sei daselbst ein alter Teich, welcher zur Zeit der alten jüdischen Könige Berühmtheit gehabt habe, und es erstrecke sich dieses Thal bis zum obern Teiche, der zu seiner Zeit den Namen „Teich des Patriarchen" geführt habe; neben demselben sei ein Begräbnißplatz, welcher in der Löwenhöhle sich befinde. (In spelunca, quae cognominatur Leonis). Am merkwürdigsten aber ist endlich, was von der Quelle Siloe oder Siloah gesagt wird. Man muß hier bemerken, daß diese Schriftsteller nicht immer zwischen der eigentlichen Quelle Siloa und dem Teich Siloa, der auf jeden Fall ganz in der Nähe der erstern ist, unterscheiden. Die Quelle ist am Fuße des Berges Sion, darin stimmen alle überein; allein es darf zweifelhaft bleiben, ob man sich dieses Ausdrucks in specieller Beziehung auf den westlichen Berg, oder in allgemeiner Beziehung auf die Bergfläche Jerusalems bedient. (Daß auch das erstere gebräuchlich war, sagt Wilh. Tyr. S. 747). Sie scheint aus einer Felsenkluft hervorzutreten (Reim. de Agiles spricht [G. D. p. Fr. p. 174] von dem Gedränge der Durstigen ad exitum ipsius aquae, quae per quandam rupis incisuram egrediebatur), dann in den Teich. Beachtung verdient besonders die Beschreibung der Örtlichkeit bei Alb. Aquens. (l. c. p. 276), wo es heißt: de monte Sion rivus perexiguus manat, cujus subterraneus ductus a palatio Salomonis est jactu sagittae, usque ad eum locum, quo aedificium in modum claustri muratum et quadratum habetur: cujus in medium per noctem rivulus congregatus adunatur, de quo in dies cives utuntur et animalia adaquantur. Die Entfernung von der Stadt gibt Wilh. Tyr. auf „quasi miliare" an, und sagt, er sei an der Stelle, wo die beiden Thäler, das östliche und das südliche, sich vereinigen, auf der Südseite der Stadt. Daß aber der Silo weder wohlschmeckendes noch reichliches Wasser gebe, darin stimmen alle überein. Merkwürdig scheint uns noch, daß einer andern Quelle in den Thälern unterhalb Jerusalem auf der Südseite überall nicht Erwähnung geschieht. Sanutus S. 255 thut dieses zwar in Beziehung auf die fons Rogel, aber offenbar nur, weil ihrer im A. T. gedacht wird, ohne ir-

73) Benjamin von Tudela sagt S. 21: „Der alte Teich, wo man sonst die Opferthiere schlachtete, hat sich noch erhalten."

74) Von dieser spricht Sanutus (S. 256) auf eine Weise, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen: „Ecclesia, ubi est sepulchrum gloriosae Virginis, erat ante destructionem Jerusalem aliquantulum super terram, nunc autem est multum sub terra: quia Romani, ut dicit Josephus, ab ea parte civitatem oppugnantes, incisis olivis et arboribus aliis et aggeribus inde factis, eam impleverunt. Deinde etiam capta civitate ruinas atriorum et Templi, complanato etiam monte Moria, ne locus esset de caetero tam munitus, Adrianus fecit projici in torrentem Cedron. Hujusmodi igitur repletionibus Ecclesia, licet multum alta et testudinata, totaliter cooperta est, et vallis desuper plana!" Mithin ist diese Kuppel schon vor 71 nach Christi Geburt da gewesen!!! Freilich werden nur starke Geister, wie Chateaubriand, dergleichen zu glauben vermögen!

gend ein Wort weiter hinzuzusetzen, sodaß man auf die Erwähnung durchaus keinen Werth legen kann. b) Belagerung und Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer (1099 7. Jun. bis 15. Jul.). Das Heer derselben war zu schwach, um die Stadt von allen Seiten zu umschließen, es lagerte sich von dem nördlichen Thore (damals St. Stephani oder Benjamin, jetzt von Damaskus) um die nordwestliche Ecke bis zu dem westlichen Thore neben der Burg David's. Tankred lagerte sich dem nordwestlichen Eckthurme gegenüber, der daher seinen Namen bekam. Dem westlichen Thore und der Burg David's gegenüber hatte der Graf von Toulouse sich gelagert. Weil aber wegen dieser Burg, welche gewissermaßen über seinem Lager stand, die Feinde dieses Thor, dicht unter der Burg, mächtig beschützten, auch er wohl einsah, daß er wegen des Thals, welches zwischen der Stadt und seinem Lager war, nicht viel würde ausrichten können, so verlegte er sein Lager zwischen die Kirche auf dem Sion und die Stadt, auf eben den Berg, auf welchem die letztere liegt. Am vierten Tage stürmte man und nahm die Außenwerke (antemuralia); die Feinde waren so bestürzt, daß, hätte man Leitern gehabt, die Hauptmauer hätte erstiegen werden können. So aber mußte erst Bauholz zu Leitern und andern Kriegsmaschinen herbeigebracht werden. Unterdessen litt das Heer gewaltig durch Wassermangel, da die Feinde alle Cisternen, Quellen und Brunnen in der Nähe zugeschüttet hatten, und die Quelle und der Teich Siloa bei weitem nicht hinreichten. Auch war die Stadt auf der Seite des Siloah nicht umschlossen, und wer hier Wasser holen wollte, sah sich oft vom feindlichen Geschoß belästigt (*Alb. Aquen.* l. c. p. 276); auch unterhielten die Belagerten über diesen Punkt Verbindungen mit ihrer Partei. Dies wurde indessen durch Ausstellen von Wachtposten gehemmt, auch kam allmälig Zufuhr von Wasser, Lebensmitteln und Baumaterialien ins christliche Lager. So wurden Leitern, bewegliche Angriffsthürme und andere Kriegsmaschinen zugerichtet. In der Nacht vor dem ersten Sturme wurden die beweglichen Thürme und die übrigen Kriegsmaschinen, welche alle in ihren einzelnen Stücken schon fertig, aber noch nicht zusammengesetzt waren, nicht vor dem bis dahin schon angegriffenen Theil der Mauer, sondern weiter östlich, dem Theile der nördlichen Mauer gegenüber, welcher vom nördlichen (St. Stephans-) Thore bis an den nordöstlichen Eckthurm reicht, zusammengesetzt und aufgerichtet. Diese Veränderung des Angriffspunktes machte die Belagerten bestürzt; sie hatten hier keinen Angriff vermuthet. Doch aber wollte dieser, mit wie vielem Muthe er auch geführt wurde, an diesem Tage noch nicht glücken. Schon ließ das Heer der Kreuzfahrer den Muth sinken, da sahen sie sich am Tage darauf durch wunderbare Zeichen gestärkt, und so erstiegen zuerst von einem der Belagerungsthürme aus die Führer des Heers die Stadtmauer in der Nähe des nördlichen Thors. Die Feinde verließen die Mauer, flohen zum Tempel; man konnte das nördliche Thor von Innen öffnen, und das ganze Heer der Kreuzfahrer stürzte herein. Als das Geschrei in der Stadt sich erhob, verließen die, welche dem Grafen von Toulouse entgegenstanden, gleichfalls die Mauer, und auch dieser drang ein. Wenige retteten sich in die Burg David's; die größten Massen hatten sich in den Tempel und dessen Vorhöfe zusammengedrängt. Hinter den Mauern desselben versuchten diese Widerstand zu leisten; aber er war bald überwunden, und nun entstand ein Blutbad, ein schonungsloses entsetzliches Morden, welches Freunde und Feinde kaum gräßlich genug zu schildern wissen. Nur die auf die Burg David's sich geflüchtet hatten, erhielten gegen Übergabe derselben, freien Abzug [75]); alles Übrige wurde ermordet. Man fand die reichlichsten Vorräthe an Lebensmitteln und Kostbarkeiten; alles wurde geplündert. Nachdem dieses vollbracht, und die Stadt auf den Mauern und an den Thoren durch Wachtposten gesichert war, zog das Heer, die Fürsten an der Spitze, gereinigt, mit bloßen Füßen, nach Art der Büßenden angethan, zur Kirche des heiligen Grabes und dankte Gott, daß er das Heer gewürdigt habe die heilige Stadt aus der Gewalt der Ungläubigen zu erretten. c) Veränderungen in Jerusalem, während die Kreuzfahrer Herren daselbst sind (1099—1187). Von einigen derselben: der Einschließung des vermeintlichen Golgatha's mit dem vermeintlichen heiligen Grabe in dasselbe Kirchengebäude — dem Überbau des heiligen Felsens im Tempel Gottes auf Moria rc., ist schon die Rede gewesen. Ebenso von dem Anfange geistlicher Stiftungen. Diese nahmen nun täglich an Ausdehnung und Festigkeit zu. Bald nach der Eroberung waren bei der Kirche des heil. Grabes sowol, als auch bei der des Tempels Gottes auf Moria Canonici gestiftet, bedeutende Präbenden und anständige Wohnungen in der Nähe jener Kirchen ihnen beigelegt. Das Xenodochium (Hospiz, Herberge) unfern der Kirche zum heiligen Grabe, mit welchem ein Kloster und eine Kirche zum heiligen Johannes verbunden war, wurde bedeutend erweitert und konnte dieses, da vom Abendlande bedeutende Summen diesen frommen Stiftungen zuflossen. Mit dieser Stiftung zum heil. Johannes war eine Verbrüderung von Rittern verbunden, welche zugleich das Schwert gegen die Ungläubigen und ein kirchliches Leben nach den Regeln der Cano-

75) Die christlichen Geschichtschreiber der Kreuzzüge machen gar kein Hehl daraus, daß man im eigentlichsten Verstande des Wortes die ganze nichtchristliche Bevölkerung der Stadt ohne Schonung und Ausnahme ermordet habe; sie scheinen das ganz in der Ordnung zu finden, und glauben in ihrem guten Rechte zu sein. Was die Zahl der Umgekommenen betrifft, so herrschen darüber die verschiedenartigsten Angaben. Arabische Schriftsteller (s. dieselben im Auszuge bei *Fr. Wilken*, Comm. de bellorum cruciatorum ex Abulfedae historia 1798) geben an, allein im Tempel seien mehr als 70,000 Menschen umgekommen, und zwar unter diesen sehr viele Gelehrte, Priester, Heilige, Fromme. Die Juden hätte man in ihre Synagoge getrieben und mit dieser verbrannt (*Wilken* p. 31—33). Einige der christlichen Fürsten suchten dem Blutbade Einhalt zu thun, aber vergebens; man machte ihnen Vorwürfe. Desto mehr fällt es auf, daß es dem Grafen von Toulouse gestattet war, der Besatzung in der Burg David's freien Abzug zu gewähren. Vielleicht, daß er sie sogleich, als noch Alles in der Verwirrung war, abziehen ließ. Indessen fehlte es nicht an Vorwürfen über diese gottlose Schonung der Ungläubigen. Nach Einigen soll diese Besatzung ihm unter der Bedingung eines freien Abzuges das Thor geöffnet, und er auf solche Weise, nicht also durch Gewalt, den Eingang in die Stadt gewonnen haben.

nikalischen Stiftungen zu führen sich verpflichteten; ihr Vorsteher wurde Magister Domus hospitalis St. Johannis genannt. Aber je reicher und angesehener diese Verbrüderung wurde, desto übermüthiger wurde sie auch. Besonders wollte sie von dem Patriarchen zu Jerusalem sich unabhängig machen. Sie suchte ihn auf alle Weise zu kränken. Dicht vor den Thüren der Kirche zum heil. Grabe, wie man glaubt, zu Hohn und Spott derselben, errichtete sie viel kostbare und höhere Gebäude, als welche die Kirche selbst umfaßte. Zugleich entstand zu gleichen Zwecken eine andere ähnliche Verbrüderung. Weil sie weder eine eigene Kirche noch eine feste Wohnung hatten, so überließ ihnen der König (Dominus Rex sagt *Vitr.* l. c. p. 1083) in einem Theile seines Palastes neben dem Tempel fürs Erste eine Wohnung — der Abt aber und die Canonici des Tempels einen geebneten Platz (plateam), welchen sie neben dem Palast des Königs hatten, um gottesdienstliche Handlungen dort vorzunehmen. Und weil sie neben dem Tempel des Herrn ihre Wohnung hatten, so sind sie nachher fratres Militiae Templi (Tempelherren) genannt worden. So mochte nach und nach eine bedeutende Bevölkerung (statt der bei der Eroberung ermordeten Muhammedanischen) in Jerusalem zusammenfließen. Es gibt daselbst Leute aus allen Nationen — sagt Benjamin von Tudela, welcher nach 1160 Jerusalem besuchte (*Bergeron* p. 20) — Jacobiten, Armenier, Griechen, Georgianer, Syrianer (eingeborene syrische Christen), Franken — und daß eine zahlreiche und wohlhabende Colonie von Juden dort war, sieht man aus dem, was er erzählt. Sie hatte sehr bedeutende Färbereien von Wolle und Tuch angelegt, beschäftigte sich also mit Manufacturen im Großen — für deren ausschließlichen Betrieb sie dem Könige eine jährliche Abgabe leisteten. „Die Juden bewohnten eine Ecke der Stadt unter dem „Thurme David's," in welchem die Mauern des alten Gebäudes, welches unsere Vorfahren (die Juden) errichtet haben, auf die Höhe von zehn Ellen noch vorhanden sind. Die übrigen Wohngebäude sind nach Art der Araber erbaut, weshalb es auch keine Gebäude gibt, die so fest sind, als jene alten. Die Stadt hat vier Thore und ist mit einer dreifachen Mauer versehen." (Bei dem Angriffe der Kreuzfahrer finden wir nur eine Mauer außer einigen Außenwerken, welche beim ersten Angriffe genommen worden; mithin hatten die Christen ihre Eroberung durch vermehrte Festungswerke zu sichern gesucht). Sowie viele Menschen, so mußte auch vieles Geld in Jerusalem zusammenfließen, dadurch, sowie durch die Vorrichtung bedeutender Gebäude, Wohlhabenheit verbreitet werden. Es ist sehr zu bedauern, daß wir über das Palatium Regis juxta Templum Domini, welches südlich von dem Platze des altjüdischen Heiligthums und auf der Stelle des Salomonischen Palastes gestanden haben soll (nach der Meinung jener Zeit), nur so weniges wissen — wahrscheinlich würde solche Kenntniß uns der Lösung mancher topographischer Frage näher bringen. Die gleichzeitigen christlichen Schriftsteller erwähnen desselben nur immer ganz im Allgemeinen. d) Eroberung der Stadt durch die Sarazenen unter Salaheddin (1187. 2. Oct.). Bald nach dem großen Siege, welchen Salaheddin über das christliche Heer bei Hittin, am 1. August 1187, erfochten, rückte er vor Jerusalem. Es kam zu Unterhandlungen, der christlichen Bevölkerung wurde gegen Bezahlung eines Lösegeldes freier Abzug gestattet; wer nicht bezahlen konnte, sollte leibeigen sein — doch hat Salaheddin auch da große Nachsicht bewiesen. Den Tempel auf Morija reinigte er und heiligte ihn aufs Neue zur Muhammedanischen Moschee — zur Abwaschung des Gebäudes soll eine ungeheure Menge Rosenwasser verwandt sein (*Sanutus* l. c. p. 192). Den Besitz und Gebrauch der Kirche zum heiligen Grabe mußten sich die Christen fortan durch bedeutende Abgaben sichern. e) Schicksale bis zum Ende der Kreuzzüge 1187—1291). Unter den fortdauernden Kriegen schien es dem großen Salaheddin nothwendig, die Festungswerke von Jerusalem herzustellen. Aber die schwachen Fürsten, welche ihm folgten, fürchteten, daß die Wechselfälle des Krieges die Christen wieder zu größerer Macht bringen und man gegen diese die Stadt nicht würde vertheidigen können, um so mehr, da das Hauptstreben der Christen eben auf die Wiedereroberung Jerusalems ging. Wäre die Stadt dann wieder einmal in den Händen der Christen, dann würde es schwer halten, sie ihnen zu entreißen. Sie machten deshalb im J. 1219 Jerusalem zu einem durchaus offenen Orte, die Mauern wurden niedergerissen, nur die des Tempels und der Burg David's erhalten. (*Wilk.* p. 190. *Vitr.* p. 1137). Es hatte wenig Einfluß auf die Schicksale der Stadt, daß durch den im J. 1229 zwischen dem Kaiser Friedrich II. und dem Sultan Kamel abgeschlossenen Vertrag, das unbefestigte Jerusalem unter der Bedingung, an den Muhammedanischen Heiligthümern sich nicht zu vergreifen und die Bekenner des Islams im andächtigen Gebrauche derselben nicht zu stören, den Christen übergeben wurde. Von beiden Seiten wurden solche Verträge nur schlecht gehalten. Die Christen suchten gegen den Vertrag sich in Jerusalem festzusetzen, und als das Glück sich wandte und neue Kriege diese aus der Stadt entfernten, wurden im J. 1239 auch die letzten Befestigungswerke von Jerusalem zerstört[76]). Nachdem aber endlich mit

76) *Wilken* l. c. p. 201. Die christlichen Schriftsteller sind sehr kurz über diese Partie der Begebenheiten oder der Gegenstände. Bei denen, welche gewissermaßen ex professo eine Beschreibung von Jerusalem geben wollen — Bruder Brocardt, Beschreibung des heiligen und andern anliegenden Ländern, wie sie im J. 1283 gewesen (Reyßbuch Fol. 455 fg.). *Sanutus* l. c. p. 253 sq. — oder den eigentlichen Reisebeschreibern, wie Jean Mandeville vom J. 1332—1364, bei Bergeron, oder Rudolph (richtiger Peter) von Suchen vom J. 1336—1350, muß man beständig auf der Hut sein, sich durch ihre Darstellungen nicht verleiten zu lassen, das, was sie beschreiben, als zu ihrer Zeit daseiend, zu betrachten, indem sie nicht selten viel ältere Zustände vor Augen haben. Aber eine Stelle eines viel spätern Reisenden, aber eines der schätzungswerthesten, Leonhard Rauchwolf's, der vom J. 1573 an diese Gegenden bereiste, müssen wir hier anführen. Nachdem er der Eroberung Jerusalems durch Salaheddin im J. 1187 gedacht, setzt er hinzu: „Lange hernach haben die Ungläubigen auch die Mauer der Stadt niedergelegt, die Kirchen, außer dem Tempel Salomonis und Thurm David's, zu Stallungen gemacht, das heil. Grab Christi, unsers Herrn, welches lange Zeit in vielen Anstößen und Kriegen ganz geblieben, zerkrüppelt, daß nur die eine Wand des Begräbnisses zur rechten Seiten noch zu sehen. Welches von den Un-

dem Verluste von Acre (1291) auch jede Hoffnung auf gewaltthätige Hilfe verloren war, sank Jerusalem zu dem trostlosen Zustande herab, in welchem wir es noch gegenwärtig finden.

7) Jerusalem von den Kreuzzügen bis zu unserer Zeit (1291—1838). Wenn man die Wiederherstellung der Mauern von Jerusalem im J. 1543 und das Wenige ausnimmt, was mit den kirchlichen Anstalten der Christen seit jener Zeit vorgegangen ist, so schleppt sich die Geschichte der Stadt Jerusalem in der langweiligsten Gleichförmigkeit fort. In den ersten Jahrhunderten nach den Kreuzzügen, das heißt bis zur Eroberung durch die osmanischen Türken, welche sie dem ägyptischen Mameluckensultan 1517 abnahmen, ging sie aus einer Hand in die andere; hierauf unter den osmanischen Gewalthabern ist sie nicht einmal wieder der Mittelpunkt für die Administration einer Provinz gewesen, sondern nur immer den Paschas von Damask oder Akre unterworfen. Die Wege des großen Völkerverkehrs gehen östlich und westlich neben ihr vorüber, hier am Meere, dort auf der Hochebene, und über Jerusalem verbindet kein Querpaß beide — und so ist, als Napoleon Bonaparte im J. 1799 von Ägypten aus Syrien erobern wollte, er bis Acre vordrang, diese Stadt belagerte und seine Vorposten bis zur Jacobsbrücke an dem obern Jordan vorgeschoben hatte, nicht einmal die kleinste Abtheilung des französischen Heeres auf Jerusalem geschickt worden. Je mehr theils das mercantilische Interesse, theils aber auch die Überzeugung, daß nach Christi Willen der Vater im Himmel durch ganz andere Dinge verehrt sein will, als durch den Besuch solcher Stätten, die der Aberglaube heilig nennt, im christlichen Europa Überhand gewinnt — um desto mehr verliert die Stadt Jerusalem an jedem andern Interesse, als dem einer der allerbedeutendsten antiquarischen Merkwürdigkeit. Dieses aber ist auf immer gesichert.

8) Gegenwärtiger Zustand. Von der Lage, dem Umfange, den Mauern der Stadt, auch von den vorzüglichsten Gebäuden ist gleich zu Anfange die Rede gewesen. Von der Kirche des heiligen Grabes, sowie von der Moschee auf Moria wird sogleich noch Einiges beigebracht werden. Was die Bevölkerung der Stadt betrifft, so wird diese sehr verschieden zwischen 10,000 und 25,000 Menschen angegeben — gewiß ist aber nicht leicht ein Ort auf dem Erdboden (Handelsplätze etwa ausgenommen), der eine so bunt zusammengesetzte Bevölkerung umschließt, als eben das jetzige Jerusalem. Außer den eigentlichen Landeseinwohnern und den Herren der Gegend gibt es nicht leicht ein christliches und ein Muhammedanisches Volk und eine christliche und eine Muhammedanische Sekte, von denen nicht einige Personen sich hier aufhalten sollten. Auch die Juden sind ziemlich zahlreich, man rechnet sie auf 5000 Köpfe. Sie bewohnen ein eignes Quartier gegen Südost der Stadt, in der Tiefe zwischen dem Sion und Moria. Viele ziehen in spätern Jahren nach Jerusalem, um in der Hauptstadt ihrer Väter zu sterben, und an den Wänden des Thals Josaphat, die mit jüdischen Gräbern bedeckt sind, begraben zu werden. Die Zahl der christlichen Pilgrime um Ostern hat sehr abgenommen, beträgt vielleicht nicht mehr ein Drittheil derer, die vormals kamen, da ihrer wol an 10,000 zusammenflossen. Desto mehr nimmt die Zahl derer zu, welche reisen, um das Ausland zu sehen und zu erforschen, und wird noch immer zunehmen, je mehr sich die Herrschaft Mehemed Ali's befestigt, der die christlichen Europäer liebt, ihre Reisenden schützt und wissenschaftliche Forschungen fördert. Was sogleich folgt, würde sich vielleicht ganz anders gestalten, sollte es uns vergönnt sein, noch nur nach zehn Jahren es umzuarbeiten.

9) Rückblicke auf die Topographie Jerusalems in den verschiedenen Perioden seiner Zustände. a) Golgatha und das heilige Grab. Vor allem müssen wir hier die Überzeugung aussprechen, daß die historischen Thatsachen der Kreuzigung, des Todes, des Begräbnisses und der Auferstehung Christi, an denjenigen Stellen nicht vorgegangen sein können, welche man gegenwärtig für den Schauplatz dieser Ereignisse ausgibt. Um unsere Ansicht zu begründen, fügen wir auf Tab. III. einen Grundriß der kirchlichen Gebäude bei, welche die vermeintlichen Stätten des Begräbnisses und des Todes Christi umfassen, welche wir ohnedies unsern Lesern schuldig waren. Die Stelle, woselbst dieses Gebäude gelegen ist, haben wir möglichst genau auf Tab. I. und II. angegeben, und mit d bezeichnet. Das Ganze liegt am Abhange des Hügels, welcher von Nordwest nach Südost sich hinabsenkt, sodaß auf der nordwestlichen Seite das Terrain außerhalb der Kirche um wenigstens 25—30 Fuß höher ist, als auf der südöstlichen und östlichen; auch geht es von der Kirche ab, ferner noch etwas weiter nach derselben Richtung bergab. Auf der Südseite ist ein freier ebener Platz, westlich von demselben der Thurm der Kirche. Hier tritt man bei α in das Gebäude. Gerade aus, bei β, ist eine Marmorplatte, auf welcher der Leichnam Jesu vor seiner Bestattung gesalbt sein soll. Dann hat man östlich die mit den Buchstaben γ δ ε ζ eingeschlossene Abtheilung des Gebäudes, welche den eigentlichen Kreuzigungsplatz (Golgatha) enthalten soll. Es besteht dieses Gebäude aus zwei verschiedenen Etagen über einander, und jede derselben ist wieder durch eine von W. nach O. laufende Scheidungswand in zwei Räume getheilt. Die untere auf ebener Erde belegene Etage hat südlich einen Raum, in welchem die griechischen Geistlichen, welche den Gottesdienst hier versehen, sich aufhalten; in dem nördlichen Raume werden die Stellen gezeigt, wo man einst Adam's, des Vaters des Menschengeschlechts, Schädel gefunden, und nicht weit davon die, wo Melchisedek, König von Salem, begraben war; vor diesem Raume stehen im Freien, nicht unter der zweiten Etage, sondern nur unter dem hohen Gewölbe der Kirche, die Sarkophage der beiden ersten christlichen Könige von Jerusalem, Gottfried's (η) und Balduin's (θ). Beide Räume sind nach Oben durch Ge-

gläubigen mehr beschehen, uns den thörichten Eifer, so wir tragen, die Stadt und das heilige Grab (als ob Christus noch darinnen wäre) uns zu erobern, hinwegzunehmen. Es wäre auch das Grab und noch mehr andere Örter ganz zerrissen worden, wo die orientalischen Christen, als Armenier, Syrianer u. s. w., die Ungläubigen von ihrem Fürnehmen nicht abwendig gemacht, sie gestillt und mit großem Geld erkauft hätten." (Reyßbuch Fol. 336.)

wölbe geschlossen. In der über ihnen stehenden Etage, zu der man mittels 18 Stufen von ι nach δ hinaufsteigt, findet sich nördlich ein gewölbter Raum, an dessen östlichem Ende auf einem zu der Form eines Altars zierlich zurechtgemeißelten Felsenblock (k) in angemessener Entfernung von einander drei etwa zwei Fuß tiefe Löcher ausgehauen sind, in welchen die drei Kreuze gestanden haben sollen, an deren mittelstem der Erlöser zu Tode gemartert wurde. Zwischen der Stätte des südlichen und des mittlern Kreuzes ist ein Querriß in dem Felsen, den man auch von Unten in den untern nördlichen Raum durchgehend erblickt; es soll derselbe im Augenblicke des Todes Christi entstanden sein. In den südlichen nur durch zwei Tragepfeiler und einen seidenen Vorhang von dem nördlichen getrennten und nach Oben zu gleichfalls gewölbten Raume wird bei λ die Stätte gezeigt, woselbst der Herr an das Kreuz genagelt ist. Die mit μ μ μ μ bezeichneten Räume sollen der eine die Stätte bezeichnen, woselbst die Kriegsknechte vor der Kreuzigung Christum verspotteten, die andere, wo man seine Kleider getheilt, die dritte, wo der römische Soldat Longinus, derselbe, welcher Christi Seite mit einem Speer verwundet, viele Jahre hindurch bis an seinen Tod Buße gethan, die letzte, woselbst man Christum, während die Anstalten zur Kreuzigung gemacht wurden, eingeschlossen hatte. Bei ν aber geht man 21 Stufen hinab zu der Kapelle der St. Helena (ξ) und noch 11 Stufen tiefer zu dem Orte, woselbst bei ο die drei Kreuze gefunden worden sind. Vermittels einiger Stufen (π) steigt man auf das Chor der Griechen, woselbst bei ρ ihr Hochaltar σ bezeichnet; die Mitte des ihnen zugehörigen Theils der Kirche, und diese Stelle wird für den Mittelpunkt der Erde ausgegeben. Westlich von da ist die eigentliche Kirche des heiligen Grabes, zwei starke Pfeiler (τ τ), welche zugleich das westlichste der drei Pfeilerpaare, welche das Schiff der Kirche der Griechen einschließen und auf denen das kuppelförmige Dach derselben ruht, bilden, und 16 andere tragen die Kuppel der Kirche zum heiligen Grabe. Diese ist oben offen, und grade in der Mitte unter jener Öffnung ist die Kapelle, welche, ein kleines Gebäude in der Mitte des größern für sich darstellend, bildend, das heilige Grab selbst von allen Seiten fest umschließt. Diese Kapelle hat nur einen einzigen, nach Osten gerichteten engen Eingang. Durch denselben kommt man in das vordere Gewölbe, in dessen Mitte der Stein (υ) gezeigt wird, auf dem der Engel gesessen haben soll, der zuerst den Weibern die Auferstehung des Herrn verkündigte, und aus diesem Vorgewölbe durch einen beschwerlichen Durchgang in die eigentliche Grabeshöhle, auf deren nördlicher Seite (bei φ) das Grab des Erlösers gezeigt wird. Endlich ist noch in dem nördlichen Theile des Gebäudes eine Wohnung für die lateinischen (römisch-katholischen) Geistlichen, welche den gottesdienstlichen Geschäften bei dem heiligen Grabe und den übrigen geheiligten Stätten vorstehen (bei χ). Eingangs dieser Räume ist der Ort, woselbst eins der auf St. Helena's Befehl aufgegrabenen Kreuze durch wunderbare Erweckung eines Todten, die es durch seine Berührung verrichtete, als echtes Kreuz Christi sich beurkundet hat (*Sozomenos* II. 1. p. 41). Daneben ist eine Kapelle, woselbst gegenwärtig die Ritter des heiligen Grabes creirt werden. Wie schon bemerkt, ist das Terrain auf dieser Seite des Gebäudes etwa 25—30 Fuß höher als auf der entgegengesetzten; von den Straßen der Stadt geht man hier auf ebener Erde in einem über dieser Wohnung und dieser Kapelle befindlichen Raume, welchen die Türken gegenwärtig zur Pferdestallung benutzen. Als hier in neuester Zeit Prokesch zum Ritter des heiligen Grabes creirt wurde, fand man — wie er selbst S. 103 seiner Reise erzählt — die heilige Ceremonie durch ein Gepolter über sich gestört, welches das Getrampel der obenstehenden Pferde verursacht. Bekanntlich ist das Ganze dieses aus zwei Kirchen und mehren Kapellen bestehenden Gebäudes seinem Holzwerke nach am 12. Octbr. 1807 abgebrannt. Wie die Lateiner behaupten, ist dieses nicht ohne Schuld der Griechen geschehen, welche das Holzwerk zum Neubau schon vorhin in Bereitschaft hatten, diesen schnell ausgeführt und seit jener Zeit sich fast aller heiligen Plätze bemächtigt haben. Man hat nun mancherlei Einwürfe gegen die Echtheit dieser Stellen der Kreuzigung und des Begräbnisses Christi aus der Beschaffenheit des Gesteins und der Form, in welcher es hier erscheint, hergenommen (*Clarke* p. 548), dagegen aber bemerkt, wie diese Örtlichkeiten allerdings nicht mehr ihre ursprüngliche Gestalt haben mögen, wie es aber nicht auffallen könne, daß man zu kirchlichen Zwecken dem rohen Fels hin und wieder eine andere Gestalt gegeben, oder auch mit kostbarerem Gestein von Außen ihn bekleidet habe. Und da möchte man denen allerdings solche Einwürfe durch solche Gegenbemerkungen hinlänglich widerlegt erachten. Etwas anders aber ist es, wenn man die Frage aufwirft: sind Zeugnisse vorhanden, welche es unwiderleglich beweisen, daß hier die Stätte der Kreuzigung und des Begräbnisses Jesu Christi ist? oder, wenn solche Zeugnisse fehlen, ist es denkbar, nach allem dem, was wir von der Lage und dem Umfange des alten Jerusalems wissen, daß Christus an dieser Stelle gekreuzigt, und an jener, so nahe dem öffentlichen Hinrichtungsorte, ins Grab gelegt ist? Was erstlich die historischen Zeugnisse betrifft, so würde die Sache ein ganz anderes Ansehen gewinnen, wenn es sich nachweisen ließe, daß die Kenntniß dieser Stätte bis zu der Zeit, da Constantin das Grab und vielleicht auch die Stätte der Kreuzigung überbauen ließ, durch Überlieferung erhalten worden sei; allein aus dem, was die ältesten Zeugen, z. B. Eusebius rc., berichten, folgt grade das Gegentheil, nämlich, daß es an solchen Überlieferungen ganz und gar fehlte. Denn eben, weil es an Überlieferungen fehlte, nahm man zu Legenden, wie die oben mitgetheilten sind, seine Zuflucht. Dazu kommt, daß diese Legenden selbst an innerm Widerspruche leiden. Golgatha war, nach allem, was wir wissen, ein öffentlicher Hinrichtungsplatz, und in den Augen der Heiden nicht weniger als der Juden, war Christus ebenso wol ein verabscheuungswürdiger Verbrecher, als die Mörder, welche mit ihm gekreuzigt wurden. Ist es nun je vorgekommen, daß irgend eine Religionspartei über dem Hinrichtungsplatze von Personen, die sie selbst als eines schimpflichen Todes würdige

Verbrecher betrachtet, ihren Gottheiten Heiligthümer erbauet, Bilder derselben aufstellt, und gottesdienstliche Feierlichkeiten zu Ehren derselben angeordnet habe? Diese Wendung, welche christliche Schriftsteller dieser Legende geben, ist ganz und gar nicht im Geiste der römischen Staatsreligion. Hätten diejenigen, welche für Erhaltung derselben eiferten, die Christen in Verehrung dieser Stätten stören wollen, so würden sie dieselben nicht mit so vieler Mühe versteckt und zugedämmt, sondern sie würden den Felsen der Grabeshöhle und des Hinrichtungsplatzes so zerschlagen, zertrümmert und vernichtet haben, daß es unmöglich gewesen sein würde, deren Stätte fernerhin aufzufinden. Mithin widerspricht diese Legende sich selbst. Gehen wir zu der andern Frage über, so müssen wir hier vor allem eine Unredlichkeit rügen, die wir fast bei allen denen fanden, welche die Echtheit dieser vermeintlich heiligen Stätte vertheidigen. Man sehe nur alle die Bilder an, welche die Aussicht von der Terrasse des lateinischen Klosters über Jerusalem darstellen; da erblickt man vor sich die Kuppel der Moschee auf dem Morija, und rechts vor derselben, mithin gen Süden, die beiden Kuppeln des kirchlichen Gebäudes über den vermeintlichen Stätten der Hinrichtung und des Begräbnisses Christi. So ist diese Aussicht überall und selbst auf dem Bilde, welches Sieber's Reisen zugegeben ist, dargestellt. Sieht man dagegen die Grundrisse an, welche dieselben Verfasser mittheilen, so fällt dieses Gebäude nicht allein in diese Linie, sondern genau genommen, weiter links, d. h. nach Nordwesten über dieselbe hinaus. Der Grund dieses frommen Betrugs liegt vor. Man wollte die Ansicht: es haben diese vermeintlichen Stätten der Hinrichtung und des Begräbnisses Christi außerhalb der alten Stadtmauer gelegen, möglichst plausibel machen — daher mußten sie möglichst weit nach Norden oder Nordwesten gerückt werden. Sieht man sich aber die Dinge an, wie sie sind, so dürfte sich Folgendes ergeben. Die Stelle, woselbst St. Helena zur Freude drei Kreuze entdeckt wurden, soll (nach Sanutus S. 254) in dem alten Stadtgraben gelegen haben. Mithin mußte die Stadtmauer noch weiter nach Südwest vorüberziehen; und das hieße denn doch wol der so stark bevölkerten Stadt gar zu enge Grenzen und ihrer Vertheidigungslinie die allerungünstigste Richtung geben. Denn nordwestlich von der Kirche des heiligen Grabes steigt der Berg noch immer aufwärts, und zu Wilh. Tyr. Zeit ragte der neben ihr liegende Felsenhügel so sehr empor, daß er die Kirche fast dunkel machte (s. oben). Da wäre es denn doch durchaus unzweckmäßig gewesen, der Stadtmauer hier einen einspringenden Winkel zu geben, wodurch der beherrschende Hügel ausgeschlossen wurde und dicht vor sie zu liegen kam, während es viel zweckmäßiger erscheinen mußte, den Fels zur Vertheidigung der Stadt zu benutzen und über seine Höhe oder auf seinem nordwestlichen Abhange die Mauer zu ziehen, wodurch man zugleich die Vertheidigung der Stadt erleichterte und einen bedeutenden Raum in derselben gewann. Diese Bemerkung trifft denn auch die jüngsten Vertheidiger der Echtheit des heil. Grabes und der Hinrichtungsstätte, welche sich dadurch zu helfen suchen, daß sie zugeben, diese Stellen liegen allerdings innerhalb der dritten von Agrippa I. erbauten Stadtmauer; allein zu der Zeit, wo Christus hingerichtet wurde, existirte diese Mauer noch nicht, sondern nur die erste und die zweite, welche die Altstadt umschlossen, und außerhalb dieser ist Christus gekreuzigt und begraben. Wir bemerken dagegen: wäre denn diese zweite Mauer weniger unzweckmäßig angelegt, wenn sie den vielbesprochenen Felsenhügel ausgeschlossen hätte? Ja auch dieses zugegeben, so wissen wir, daß, wie Josephus (Bell. Jud. V, 4. §. 2) erzählt, Agrippa diese Mauer anlegte, um den Theil der Stadt zu decken, der hier vor der alten (ersten und zweiten) Mauer schon seit längerer Zeit entstanden war, ja, daß nach Arch. XIX. überall nicht von einer durchaus neuen Maueranlage, sondern nur von einer großartigen Reparatur der schon vorhandenen die Rede ist. Auch war schon zu Herodes' des Großen Zeiten ein sehr fester isolirter Festungsthurm (wir nannten ihn oben „ein detaschirtes Fort") Psephina, weit nach Nordwesten über die Stätte hinaus, woselbst die Legende das Grab Christi sucht, erbaut worden, ohne Zweifel um die zwischen diesem Thurme und der alten Stadtmauer sich schon seit langer Zeit bildende Vorstadt zu decken. Der Mauerbau Agrippa's I. wurde aber etwa 10—12 Jahre nach der Hinrichtung Christi unternommen, und somit folgt aus dem Ganzen, daß, wenn auch die Gegend (τόπος), wo Christus gekreuzigt und begraben sein soll, zur Zeit dieser Ereignisse noch nicht innerhalb der Stadtmauer lag, er doch mit Wohnungen bedeckt war, zwischen denen unmöglich vorgegangen sein **kann**, was die Evangelisten von diesen Ereignissen erzählen [77]). Denn wenn nach Johannes 19, 20 die Stätte, woselbst Christus gekreuzigt ward, auch **nahe** war der Stadt, so lag sie doch nach diesem Schriftsteller, sowie nach Matth. 28, 11 und Hebräer 13, 12, außerhalb der Stadt [78]). b) Das altjüdische und das jetzige Muhammedanische Heiligthum. Fast allgemein findet man die Annahme, daß das erstere genau den Umfang des letztern einnehme, und doch ist

---

77) s. **meine** Bemerkungen über die entgegengesetzte Meinung Clarke's und Buckingham's in der teutschen Übers. der Reisen des Letztern (Weimar 1827). 1. Th. S. 239 fg. 78) Wenn aber die für die Hinrichtungs- und die Begräbnißstätte Christi gehaltenen Örtlichkeiten dieses nicht sind, wo hat man sie denn zu suchen? Diese Frage wissen wir nicht zu beantworten. Christus ist unfern Jerusalems gekreuzigt, gestorben, ins Grab gelegt, und am dritten Tage lebendig aus dem Grabe hervorgegangen, das sind **historische Thatsachen**, von deren historischer Wahrheit jeder mit der Geschichte des Christenthums einigermaßen vertraute Mensch so fest überzeugt sein wird und muß, als von seinem Leben und Dasein. Wenigstens hegt Schreiber dieses diese Überzeugung, sie ist mit seinem gesammten religiösen Glauben und Empfinden auf das Innigste verwachsen und vereinigt. Dagegen scheint es ihm in religiöser Hinsicht vollkommen gleichgültig, ob sich die Stätten, wo diese großen Ereignisse vorgefallen sind, nachweisen lassen oder nicht. Leider gibt es aber auch noch zu unsern Zeiten genug Schwache am Geiste, welche meinen — oder Heuchler, welche sich stellen, als meinten sie — daß die, welche an der **Echtheit der Stätten**, woselbst Christus gestorben und auferstanden sein soll, zweifeln, damit zugleich auch die **Thatsache** des Todes und der Auferstehung Christi bezweifeln!! Was soll man zu solcher Geistesschwachheit oder Herzensverkehrtheit sagen?

diese Meinung auf jeden Fall unrichtig. Denn nach Josephus bildete das jüdische Heiligthum ein Quadrat, dessen Seiten je ein Stadium = 600 Fuß maßen, dahingegen das jetzige Heiligthum der Muhammedaner etwa 12—1300 Fuß in die Länge und etwa 800 Fuß in die Breite mißt [79]). Hat es also mit dieser, vom Josephus überlieferten Thatsache seine Richtigkeit, so können die Grenzen des altjüdischen und des jetzigen Muhammedanischen Heiligthums nicht zusammenfallen — und die Frage ist nur: wohin wir das altjüdische Heiligthum zu setzen haben, ob grade in die Mitte des Muhammedanischen oder nach welcher Seite desselben? Die Frage kann nicht unerwogen bleiben. Man darf voraussetzen, daß die durch Titus angeordnete Zerstörung der Bauwerke des alten Jerusalems in Hinsicht keines derselben vollständiger ausgeführt sei, als in Hinsicht des Tempels, des Hasses und der Verachtung wegen, welchen die Juden und besonders alles, was auf ihre Religion und ihre gottesdienstlichen Verhältnisse Bezug hatte, bei den Römern fanden. Und hier waren gewiß die Wirkungen der Zerstörung auf der südlichen und auf der östlichen Seite ungleich auffallender, als auf der entgegengesetzten. Dort stürzte man die Gebäude und die Grund- und Böschungsmauern in die steile Tiefe, welche unter ihnen lag; hier begnügte man sich, die Gebäude in die Festungsgräben zu stürzen, und ließ die Grundmauern, denen hier viel schwerer anzukommen war, unangetastet. Der Versuch, das altjüdische Heiligthum unter dem Schutze und der Mitwirkung des Kaisers Julian zu antichristlichen und antipaganischen, aber für sogenannte philosophische Zwecke durch altgläubige Juden wiederherstellen zu lassen, misglückte; wie es scheint nicht ohne Einfluß zerstörender Naturerscheinungen, welche Christen und Heiden als göttliche Strafgerichte betrachteten. Desto mehr mußte der baulustige und seine Religiosität am liebsten in kirchlichen Prachtbauten manifestirende Justinian sich geneigt fühlen, an der Stelle des jüdischen Heiligthums eine kostbare und prächtige Kirche zu errichten. Nach allem dem, was wir über den Bau derjenigen Kirche wissen, welche er der Jungfrau Maria zu Jerusalem weihete, kostete es ungeheure Arbeiten, ein tiefes Thal zu füllen, und durch gewaltigen Unterbau einen ebenen Platz zu gewinnen, auf welchem dieses Gebäude errichtet werden konnte. Wie hätte Justinian dazu kommen sollen, diesen Platz zu wählen, da weiter nördlich Unterbaue durchaus nicht erfoderlich waren, wenn ihm nicht so vieles daran gelegen gewesen wäre, den Bau grade auf dem Platze des alten jüdischen Tempels vorzurichten. Daß durch Tradition eine genaue und sichere Kenntniß des eigentlichen Tempelplatzes erhalten worden ist, kann ohne Bedenken angenommen werden — denn daß die Verhältnisse hier ganz anders waren, als die, welche wir kurz vorhin gegen die das heilige Grab betreffende sogenannte Tradition geltend gemacht haben, ist so einleuchtend, daß es keiner weitern Auseinandersetzung bedarf. Es ist also wenigstens höchst wahrscheinlich, daß die von Justinian erbaute, der Jungfrau Maria geweihte, gewöhnlich die „der Darstellung Christi im Tempel" genannte Kirche, gerade auf der Stelle des altjüdischen Tempels vorgerichtet ist. Als nun der Khalif Omar bei der beabsichtigten Erbauung eines Muhammedanischen Heiligthums auf der Stelle des Salomonischen Tempels den derzeitigen Patriarchen von Jerusalem, Sophronius, zu Rathe zog, da hätte dieser nicht Patriarch und ihm nicht alles daran gelegen gewesen sein müssen, die sogenannten heiligen Stätten, wo möglich seiner Religionspartei zu erhalten, wenn er nicht das Vertrauen des offenen Omar's hätte benutzen sollen, um diesem eine auffallende Stätte, zwar in der Nähe, jedoch aber nicht ganz genau auf dem Platze des altjüdischen Tempels, als die echte Stelle desselben anzuzeigen. Ein Paar hundert Fuß nördlich von der „Marien-" oder „Darstellungskirche" fand sich ein aus dem Boden hervorragender Fels, zwei Ellen hoch und ein Viertel Joch Landes lang (Gesta Dei per Francos p. 281). Dieser wurde dem Omar als die Stätte gezeigt, woselbst Jacob geschlafen habe, als er die Engel auf einer Leiter vom Himmel herab und zum Himmel hinauf steigen sah, woselbst der Würgengel mit dem Schwerte stand, welcher das Volk der Sünde seines Königs halben schlug ꝛc. Wie es nun eigentlich gekommen, daß sich dieser Localität Muhammedanische Legenden angeknüpft haben, ist nicht nachzuweisen; genug, sie haben sich ihr angeknüpft. Dieser Stein, so lauten sie, sei vom Himmel gefallen, als die Prophezeihung zu Jerusalem begann; auf ihm haben die Propheten gebetet. Als nun nach der Zerstörung Jerusalems die Propheten entfliehen wollten, da wollte auch der Stein nicht mehr bleiben. Allein der Engel Gabriel hielt ihn zurück (man zeigt zur Urkunde dessen noch jetzt die Eindrücke der englischen Finger in diesem unruhigen Steine), bis Muhammed kam und ihn auf immer befestigte. Über diesen Stein nun begann Omar die berühmte Moschee zu erbauen, welche nach seinem Tode von al Walid vollendet wurde. Die Kirche der „Darstellung„ blieb in den Händen der Christen, wenigstens zu Anfang der arabischen Herrschaft, späterhin scheint sie verloren gegangen zu sein. Sie war nicht im Besitze der Christen, als die Kreuzfahrer Jerusalem eroberten, ob sie aber von den Muhammedanern als eine für sie heilige Stätte betrachtet worden ist, liegt deutlich nicht vor. Zur Zeit der Kreuzfahrer kommt sie unter dem Namen templum Salomonis vor. Gegenwärtig ist sie in den Händen der Muhammedaner, wird al Achsa oder Aksa (die entfernteste) genannt und kommt in den Reisebeschreibungen unter dem Namen „Kirche der Darstellung" vor. Wie sehr die Ansicht der Topographie des alten Jerusalems sich ändert, wenn man diese Kirche als genau an der Stelle des altjüdischen Tempels gelegen sich denkt, ist ohne unser Erinnern einleuchtend [80]). c) Wasserleitungen und Quel-

79) Nach Richardson 1489 Fuß Länge und 995 Fuß Breite. Allein die Länge ist auf der Westseite größer als auf der Ostseite, das englische Fußmaß ist kleiner als das rheinische, wornach das Stadium berechnet ist, und wir wollten auf keinen Fall der Sache zu viel thun.

80) Wir werden sogleich diese Differenzen entwickeln. Auffallend ist dieser Stein, oder richtiger dieser hervorragende Felsenrücken. Wie mag sein Streichen sein? Nach der Analogie der

len. Thatsache ist es, daß bei den verschiedenen Belagerungen von Jerusalem die Belagerten niemals Mangel an Trinkwasser litten, ebenso, daß es den Belagerern sehr oft an demselben fehlte. Allerdings besitzt Jerusalem sehr ausgedehnte Cisternenanlagen, und daraus läßt sich manches erklären; aber doch nicht alles. Denn wenn diese hinreichten, warum ist man denn von jeher darauf bedacht gewesen, von Außen her Wasser in die Stadt zu leiten? Wir erinnern an die Anlagen des Königs Hiskias und die wahrscheinlich doppelte Wasserleitung von Bethlehem. Und wie kommt es, daß die Belagerer diese Wasserleitungen nicht abschnitten und für sich benutzten? Waren diese so versteckt und verheimlicht, daß dieses nicht möglich war? Ferner, wie kommt es, daß schon Josephus und späterhin die Geschichtschreiber der Kreuzzüge nur von Einer Quelle wissen, statt daß wir jetzt außer der in Nordwesten (der alten obern Gihonquelle) drei in Südosten kennen? Dann, daß (nach Josephus) die Siloahquelle schönes und reichliches Wasser hat, während die Kreuzfahrer eine sparsam fließende und keineswegs wohlschmeckende Quelle bezeichnen? Endlich auf welche Weise wird die Wasserleitung von Bethlehem über das Thal, welches den Sion von dem Moria trennt, auf den letztern geführt? Das sind Fragen, die erst befriedigender, als es bisher möglich war, beantwortet werden müssen, ehe man an eine richtige Topographie des alten Jerusalems denken kann. d) Die Schluchten im Innern der Stadt. Josephus erwähnt ihrer zwei, deren zwischen dem ersten und dem zweiten Hügel (Sion und Akra), welche er Tyropoion nennt, und deren zwischen dem zweiten und dritten Hügel (Akra und Moria). Diese letztere soll freilich zugeworfen sein auf Geheiß der Hasmonäer, indessen erscheint dieselbe theilweise wenigstens noch im Westen des Heiligthums und trennt dasselbe von der übrigen Stadt, wie die vorstehende detaillirte Beschreibung beweist. Diese Schluchten vereinigen sich im Süden, sodaß sie vereint den Sion und den Moria trennen, noch weiter nach Süden enthalten sie die Siloahquelle, welche (nach Josephus) reichliches und wohlschmeckendes Wasser hat. Die Schriftsteller der Kreuzzüge wissen nur von Einer Schlucht oder Einem Thale, welches den Sion von dem Moria trennt, und die Stadt in der Mitte durchschneidet, erwähnen aber des Namens desselben nicht, ebenso wie von den Verhältnissen desselben zu der Siloahquelle die Rede nicht ist. Im heutigen Jerusalem sind die Spuren beider Schluchten nur mit Mühe aufzufinden, und was besonders auffallen muß, so scheint die tiefste Einsenkung derselben sich viel weiter nach Westen gezogen zu haben, als man nach frühern Nachrichten erwarten sollte. Zu Folge Prokesch's genauer Nachweisung fällt sie etwa bei g, sowie nach allen Zeichnungen von g über δ nach dem Thale Hinnom hinab eine Einsenkung zieht, oder vielmehr bei δ an der Quelle diese Einsenkung in eine kleine Ebene sich öffnet und ausdehnt, welche vom Thale Josaphat, in welches die östliche Quelle bei ε sich unmittelbar mündet, durch einen bedeutenden Hügelrücken getrennt ist. Diese Gestaltung der Erdoberfläche macht es für jetzt undenkbar, daß die Schlucht Tyropoion (etwa von der Vereinigung mit der östlichern breitern Schlucht aus) nicht, wie jetzt, sogleich südlich, sondern östlich sich gewandt, und etwa bei ε in das Thal Josaphat gemündet habe. Indessen läßt sich bei fehlender Kenntniß des Innern dieser Örtlichkeit, die nur durch Nachgrabungen beschafft werden kann, durchaus kein bestimmtes Urtheil fassen. Hier grade in der Nähe haben die bedeutendsten Bauwerke gestanden, die hochaufgethürmten Böschungsmauern und auf denselben die weiten und hohen Säulengänge, welche alle aus den gewaltigsten Felsenstücken zusammengesetzt waren; und wenn die Zerstörung durch die Römer, sowie vielleicht die Erdbeben, welche diese Gegenden hin und wieder heimsuchen, hier grade die größten Veränderungen hervorgebracht haben, so wird es erst genauerer Untersuchungen und namentlich der Nachgrabungen bedürfen, um mit einiger Sicherheit beurtheilen zu können, auf welchem Boden eigentlich wir hier stehen.

Nun ist schon vorhin bemerkt worden, wie nichts weniger als ausgemacht sei, welchen Platz das altjüdische Heiligthum auf dem Moria, mithin welchen Theil des jetzigen Muhammedanischen Heiligthums es eingenommen habe? Drei Hauptmeinungen sind hier zu bemerken. a) Der altjüdische Tempel nahm die Stelle der Moschee al Sakharah ein. b) Die südöstliche Ecke des jetzigen Heiligthums war auch die des altjüdischen — und c) der altjüdische Tempel nahm die Stelle der ehemaligen Marienkirche (y) und jetzigen Moschee al Aksa ein (wobei angenommen wird, daß das eigentliche Tempelgebäude [ναός] den Mittelpunkt des gesammten Heiligthums [ἱερόν] einnahm). Es würde zu weit führen, wollte man das Dafür und Dagegen aller drei Meinungen untersuchen — wir begnügen uns die zweite, die, sowie die Sachen jetzt liegen, uns die wahrscheinlichste scheint, durchzuführen.

Wir nehmen also an, daß zu Josephus' Zeiten das altjüdische Heiligthum denjenigen Raum eingenommen habe, welcher ihm auf Tab. II. angewiesen ist, sowie daß die bei δ hervorbrechende Quelle der Siloah des Josephus ist. Um die Vergleichung zu erleichtern, haben wir den Umriß der Mauern desselben eingezeichnet und die beigeschriebenen Buchstaben zeigen hier die Örtlichkeit derselben Gegenstände, wie bei Tab. I. Zijon (oder Sion) nimmt hier den südwestlichsten Theil der Stadt ein, aber da, wo (nach Prokesch) sich gegenwärtig die größte Tiefe der Einsenkung zwischen dem Zijon und dem Moria (bei g) zeigt, kann sie nicht gewesen sein; höchstens war dies die westliche Wand der Schlucht, welche sich von derselben weiter nach Osten ausbreitete. Nimmt man dieses

Hauptthäler und Bergrücken etwa von Norden nach Süden. Im altjüdischen Tempel kommt er nicht vor. Sollte er zu den Spitzen und Rücken gehören, die durch die schon von Salomo begonnene Aufdämmung bedeckt wurden, und die nach der Zerstörung wieder ans Tageslicht kamen? Dann läge hier ein Beweis vor, daß der Tempelberg durch die Zerstörungen erniedrigt ist, indem dieser Stein in der Mitte der Moschee erscheint, welche doch um ein Bedeutendes höher steht als der äußere Vorhof rund umher. Oder lag dieser Fels ursprünglich außerhalb des jüdischen Heiligthums, und gehörte er zu denen, auf welchen die Antonia gegründet war? Darüber im Text gleich noch ein Wort.

nicht an, so würde entweder Moria als viel weiter nach Westen gerückt, oder die Schlucht als etwa um das Doppelte so breit wie Moria gedacht werden müssen, welches beides den vorhandenen Nachrichten widerspricht. Auf dem Zijon ist am nördlichsten oder nordwestlichsten Ende, da, wo jetzt die Burg (c) liegt, Anfangs Millo, nachher die Burg David's, zu Josephus' Zeiten ein Theil der Königsburg des Herodes gewesen. Hier lag ganz am nordwestlichsten Ende der Thurm Hippikus (etwa bei μ), mithin an der Stelle, woselbst jetzt die Burg und das Bethlehemsthor liegt. Von da nach Osten oder Südosten, hart am Rande des Berges Zijon, die Schlucht Tyropoion vor sich, zog sich die nordöstliche Grenzmauer zugleich des Zijon und der Königsburg des Herodes hin, in welcher etwa an den mit v und o bezeichneten Stellen die Festungsthürme Phasaelis und Mariamne standen. Die Stelle derselben, sowie die Form und der Umfang der Königsburg lassen sich nur approximativ angeben. Unfern des Thurms Hippikus (etwa bei π), mag das Thor Gennath belegen gewesen sein; ein Thor, welches selbst, nachdem die zweite Mauer erbaut war, aus der Oberstadt unmittelbar ins Freie führte und doch durch die Nähe der beiden Thürme, Hippikus und Phasaelis (oder vor ihrer Erbauung durch andere diesen beherrschenden Punkt deckende Festungswerke) geschützt war. Dieser Theil der Mauer erstreckte sich bis zu dem sogenannten Xystus, verband sich mit dem Rathhause und erreichte sein Ende an dem westlichen Säulengange des Heiligthums. Der Xystus lag westlich dem Heiligthume gegenüber, vermittels einer Brücke mit demselben, also mit dem westlichen Säulengange, verbunden, und an dem Xystus lag der Palast des Agrippa; ein zu diesem gehöriges Gebäude, welches Agrippa II. hinzufügte, war so hoch, daß man von demselben aus das Heiligthum und zwar von der Westseite her, übersah. Durch alles dieses wird die Lage dieser Punkte bestimmt — λ ist der Xystus; westlich von ihm, vielleicht mit der Rückseite an die Burg des Herodes gelehnt, lag Agrippa's Palast — Näheres wagen wir nicht zu bestimmen. Die Mauer unmschloß alle diese Bauwerke von der Nordseite und endigte an der Brücke, welche man als Fortsetzung der Umschließung betrachten konnte. Auf der West- und Südseite folgte vom Hippikus aus die Mauer der Kante des Berges Zijon und mag ungefähr die Stelle eingenommen haben, welche unsere Zeichnung angibt, wobei wir, wie sich's von selbst versteht, die Stellen der etwa 60 Thürme, welche in dieser ältesten Mauer waren, anzugeben keineswegs versucht haben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß in ihrem nordwestlichen Theile diese Mauer zugleich als Grenzmauer der Burg betrachtet werden kann, doch ebenso wahrscheinlich, daß die Mauer der Burg sich ihr so sehr näherte, daß der Durchgang von der Oberstadt zu dem Thore Gennath von der Burg aus beherrscht und jeden Augenblick gesperrt werden konnte. Wo die Örtlichkeit Bethso gelegen habe, läßt sich nicht nachweisen — ebenso ist nur wahrscheinlich, daß das Thor der Essener etwa in der Gegend von ξ gelegen habe. Hier in der Tiefe gab es wahrscheinlich an mehren Stellen eine doppelte, oder wenn man die, welche das Heiligthum von der Südseite umschloß, mitrechnet, eine dreifache Mauer [81]). In der Tiefe, zwischen dem Siloah und dem Kedron, muß der Hügel (Ophel) gesucht werden, wir haben gewagt seine Lage zu bezeichnen (σ). Weiterhin schloß sich die äußere Mauer dem östlichen Säulengange des Heiligthums an, sowie mit ihr im Thale Kedron die neueste (dritte) von Agrippa I. angelegte, sich vereinigte. Wahrscheinlich dienten alle diese Befestigungswerke theils zur Sicherstellung der Wohnungen, welche hier außerhalb der alten Ringmauer nach und nach angebaut waren, theils der Zugänge zu den Quellen und Teichen, in denen man den Abfluß der Quellen und des Regenwassers sammelte. Daß die Zeichnung nur approximativ das Dasein und die Richtung dieser Mauer angeben könne und solle, versteht sich von selbst. Von der zweiten Mauer wissen wir weiter nichts, als daß sie vom Thore Gennath ausging, nur die nördliche Gegend der Stadt umschloß, sich an die Antonia anlehnte und mit 14 Thürmen versehen war. Wir haben ihr eine viel weitere Ausdehnung nach Norden gegeben, als man gewöhnlich zu thun pflegt, weil nicht abzusehen ist, wie man darauf gekommen sein sollte, hier, vor der ältesten, grade auf der Nordseite ohnedies schon durch die Schlucht Tyropoion gedeckten Mauer eine zweite Mauer anzulegen, wenn man nicht eine bedeutende Menge von Wohnungen, die vorhin ohne Schutz waren, durch sie hätte decken wollen. Durch diese Mauern war die Altstadt — bestehend aus der Oberstadt (auf dem Zijon) und der nördlichen Unterstadt (nach Josephus ἄκρα genannt) mit dem Heiligthume zu einem Festungsganzen vereinigt, in welchem die von Herodes erbauten oder restaurirten Citadellen, die Königsburg und die Antonia, die dominirenden Punkte bildeten, und welches die Quelle (oder die Quellen, wenn es vielleicht außer der bei δ, auch bei ε eine solche gab) deckte und auch die südlich vom Moria und südöstlich vom Sion um die Fortsetzung der Schlucht Tyropoion belegene Vorstadt (προάστειον) beschützte. Eine angemessene Verbindung zwischen der Oberstadt und dem Heiligthume vermittelte die Brücke bei ρ ρ. Nördlich folgten dann zwei Steigen in das von der Westseite das Heiligthum begrenzende Thal (τ τ) welche zu dem προάστειον führten — endlich Stufen hinab in dieses Thal und wieder hinauf in die andere Stadt (φ φ), nämlich in die Unterstadt, auf den Hügel ἄκρα. Diese letztern hinab und hinauf führenden Stufen wurden von der Antonia und dem Tempel, die beiden mittlern von diesem und die Brücke von der Oberstadt und dem Tempel übersehen und beherrscht; einer der wichtigsten Punkte, die Quelle Siloah, hatte ihren Schutz in dem befestigten Hügel (Ophel σ) und den sie umgebenden Mauern, nur ihr Abfluß konnte einem belagernden Feinde zu Gute kommen. Was endlich die dritte Mauer betrifft, so sind ihre beiden Endpunkte bekannt, westlich der Thurm Hippikus, östlich die Mauer in der Schlucht des Kedrons, da, wo diese mit dem öst-

81) Die Stelle Bell. Jud. V, 4. §. 1 sagt, daß, wo unzugängliche Schluchten waren, nur eine Mauer war; woraus denn folgen dürfte, daß, wo es an unzugänglichen Schluchten fehlte, mehre Mauern angelegt waren.

lichen Säulengange des Heiligthums sich verbindet. Dazwischen aber liegen der Thurm Psephinus, die königlichen Höhlen (Gräber), das Denkmal der Helena und der Eckthurm. Das Denkmal der Helena läßt sich auch nicht einmal approximativ nachweisen; der Eckthurm wird nordöstlich an der Schlucht des Kedron zu suchen sein; ein Mehres aber wissen wir nicht. Die jetzt als „Gräber der Könige" bezeichnete Localität (bei ψ) wird man nur dann für die hier in Frage stehende halten können, wenn man geneigt sein sollte, dem durch die dritte Mauer eingeschlossenen Stadttheile für sich allein einen Umfang zu geben, welcher mehr als das Doppelte des gegenwärtigen Ganzen enthält — eine Ansicht, welcher wir nicht beistimmen können. Ja wir müssen es zweifelhaft lassen, ob man den Psephinus bei o oder bei dd suchen solle. Das Feld nördlich von Jerusalem ist mit Trümmern von Grundmauern bedeckt, welche besonders die meisten Hügel inne haben, aber sie müssen erst noch viel genauer untersucht werden, ehe man auf befriedigende Beantwortung der vorliegenden Fragen wird Rechnung machen können. Seit Mehemed Ali in Syrien herrscht, wird es ferner keine Schwierigkeiten mehr haben, Untersuchungen aller Art und selbst Nachgrabungen an Ort und Stelle vorzunehmen — und wer weiß, welche Aufschlüsse uns vielleicht schon die nächste Zukunft bringt! Bis dahin aber schien uns die Hauptaufgabe die: den vorhandenen Stoff zu klarer Übersicht vorzulegen, und zwar so, daß vor allem erkannt werde, welche Punkte vorzüglich genauerer Untersuchung bedürfen.

(*F. G. Crome.*)

B. **Das Königreich in Palästina.** Zumeist ein in den alt-israelitischen Provinzen Judäa, Samaria und Galiläa 1099 durch die abendländischen Kreuzfahrer angesiedelter und bis über die Mitte des folgenden Jahrhunderts hinaus allmälig erweiterter christlicher Staat. Seine Grenzen bildeten, zur Zeit seiner Blüthe, nach Westen das mittelländische Meer, gen Norden die christliche Grafschaft Tripolis (Trablos), gen Osten das Gebiet von Damask und die syrische Wüste, nach Süden das steinige Arabien. Seine größte Länge erstreckt sich der Seeküste entlang von Berytus oder Bairuth bis fast an Al Arisch und landeinwärts von Paneas (Cäsarea Philippi) bis nach Petra oder Karak, sodaß der gesammte Flächeninhalt 3¼ geographische Längen- und etwa vier dergleichen Breitengrade durchlaufen mochte [1]). Sonst auch Palästina, das gelobte oder heilige Land genannt, hatte das christliche Königreich zwar nicht mehr, wie vor der Zerstörung Jerusalems durch Titus (70 n. Chr.), den fruchtbaren und starkbevölkerten, aber auch nicht durchweg den wüsten und unfruchtbaren Boden, den neuere und neueste Reisende fanden, sondern neben manchen dürren Steppen einzelne wuchernde Landstriche, welche bei regsamem Anbaue mit Hilfe zahlreicher Hafen- und Handelsplätze und europäischer Unterstützung eine gewisse Wohlhabenheit und lockende Gemächlichkeit des Lebens verschafften, und deshalb viele Pilgerfahrten dahin in gewinnsüchtige Speculationen verwandelten. Vor der festen Ansiedelung der Pilger war das ganze Land, einige Seeplätze und wenige Landstädte ausgenommen, allerdings von seiner frühern Blüthe theils durch gänzliche Versiegung fließender Gewässer und Quellen, theils durch Vernachlässigung des Anbaues, theils endlich durch unaufhörliche Kriege herab in Dürftigkeit versunken; bei der Theilung des großen römischen Reichs war es 395 n. Chr. dem morgenländischen (byzantinischen) Kaiserthume zugefallen, und 615 durch Waffengewalt den Persern. Diesen nahm es Kaiser Heraklius 629 wieder ab und sieben Jahre später fiel es in die Hände der Sarazenen (den von Muhammed bekehrten Arabern), durch welche es wegen steter Kriege zwischen den Khalifen von Bagdad mit ihren nach Unabhängigkeit trachtenden Statthaltern (Emiren) vollends verwüstet wurde, bis es 969 die ägyptischen Khalifen zu ihrer Provinz machten. Als Wiege des Christenthums wies Palästina gleich in den ersten Jahrhunderten christliche Gemeinden, und nach den Berichten des Eusebius auch eine Reihe von Bischöfen zu Jerusalem, Cäsarea und Ptolemais auf, welche seit dem 4. Jahrh. (nur nicht unter Julianus Apostata) sehr begünstigt und seit der Mitte des 5. Jahrh. unter ein Patriarchat, das zu Jerusalem errichtet wurde, gestellt, doch seit der Sarazenenherrschaft nach und nach unterdrückt wurden. Nur in Jerusalem blieb ein griechischer Patriarch und für die Christen ein Stadtviertel mit dem heiligen Grabe, über welches jener die Oberhoheit hatte. Gleichwol verschlimmerte sich der Zustand der Christen, ihrer Religion drohte die bleibende Stätte entrissen zu werden. Zeugen davon und Mitleidende wurden die abendländischen Christen, welche seit dem 4. und noch häufiger seit dem 11. Jahrh. scharenweise fromme Inbrunst, oder Entsündigung ihres befleckten Lebenswandels, oder heilige Sehnsucht an das heilige Grab, wenn nicht auch an andere Orte trieb, wo der Erlöser gesprochen, gewandelt oder Wunder verrichtet hatte. Dadurch war dieses Land ein auserwähltes für jeden gläubigen Christen (dem Gebildeten galt es damals auch für den Mittelpunkt oder Nabel der Erdoberfläche nach der Deutung alttestamentlicher Stellen) geworden, und zunehmende Wallfahrten erregten in den Europäern das heiße Verlangen nach der Gründung einer gesicherten Herberge und beschützten Andachtsstätte auf dem geweihten Boden, oder insofern irdische und politische Zwecke mitunterliefen, nach seiner gänzlichen Befreiung aus den Händen der Ungläubigen, die ihrer Meinung nach ihn besudelt oder ihren Pilgereifer verspottet hatten. Von diesen Gedanken geleitet erhoben sich schwärmerische Scharen, einer Völkerwanderung nicht unähnlich, aus dem Abendlande nach der syrischen Küste, und stifteten dort durch ihre Führer einem kräftigen, häufig überlegenen und nie ermüdeten Feinde gegenüber das christliche Königreich Jerusalem, das in seinem Entstehen, Wachsen, Höhestande und Verfalle mit seiner innern Verfassung in gedrängter Kürze hier geschildert werden soll.

I. **Gründung und Blüthe des Königreichs Jerusalem, von 1099—1162.** Die schwärmerische Aufregung des Einsiedlers Peter von Amiens und die Unterstützung, mit welcher ihr Papst Urban II. zu Hilfe kam, gaben 1095 der europäischen Christenheit, vorzugsweise aber den

1) Das Ganze nach andern Angaben etwa 400 □Meilen.

Digitized by Google

Franzosen, die früher schon den größten Eifer für das heilige Land bewiesen hatten, hierzu den unwiderstehlichen, gleichsam von Gott befohlenen Drang. Doch warf sich kein gekröntes kaiserliches oder königliches Haupt zur Ausführung des Unternehmens auf, sondern nur große Vasallen dieser Monarchen traten an die Spitze des gewaltigen Heerzugs [2]). Wie in ihnen, so fand sich auch in den Sarazenen derselbe eifersüchtige, fast gleich schwärmerische Sinn für Behauptung des gelobten Landes, welches den Einen und den Andern selbst die Gottesstadt Jerusalem (ohnehin schon von den Muhammedanern als Haus des Heiligthums verehrt), heilig und um keinen Preis feil war. Unter furchtbaren und menschenraubenden Kämpfen hatten die Kreuzfahrer die Staaten von Edessa und Antiochien gegründet, als sie im Frühlinge 1099 von Tripolis, dessen Emir ihnen zinsbar geworden, herauf, auf Anrathen eingeborener Christen, zwischen dem Meere und dem Libanon über Biblium und Maus nach Berythus zogen, dessen Emir gleichfalls den Frieden erkaufte. Sidon nicht berührend setzten sie ihren Marsch über Tyrus nach Ptolemais (Akko), dessen Emir nur bedingungsweise abhängig im Rücken gelassen wurde, und nach Cäsarea fort, und wandten sich zwischen Antipatrida und Joppe hindurch nach Lydda, welches mit dem von seinen Einwohnern verlassenen Ramla erobert und unter die Obhut eines Bischofs der Normandie gesetzt wurde. Hierauf fiel Nikopolis (ehedem Emmaus) in ihre Hände und gleich darauf Bethlehem. Zwischen dem 7. und 9. Juni 1099 erschien das Pilgerheer, etwa 40,000 Mann stark (darunter aber nur 20,000 Mann zu Fuß und 1500 Reiter streitfähige Mannschaft) vor Jerusalem, welches ein ägyptischer Statthalter durch doppelte Mauern in guten Vertheidigungsstand gesetzt hatte, und von 60,000 Mann (darunter 20,000 gutbewaffnete Einwohner) bewacht wurde. Daneben hatte die Natur Jerusalem fast von drei Seiten unantastbar gemacht. Das Thal Josaphat, welches der Kedron blos im Winter bewässerte, schützte im Osten mit seinen schroff abgeschnittenen Felsen, ein Gleiches thaten die jähen Schlünde auf der Südseite, an welche gen Westen ähnliche Tiefen bis zur Davidsburg (Castell Pisano) stießen, sodaß demnach die Stadt nur von dieser Festung bis zu dem östlich gelegenen Stephansthore (also kaum zur Hälfte) belagert und wirklich bestürmt werden konnte, während die auf dem Zions- und Ölberge liegende Mannschaft durch jähe Klüfte von Angriffen auf die Stadtmauern abgehalten wurde [3]). Lebensmittel und trinkbares Wasser mußten aus der Ferne herbeigeschafft werden, ebenso das Holz zum Baue der Belagerungswerkzeuge, an denen es den Pilgern mangelte. Ausfälle der Belagerten wurden nicht gewagt, daher die Christen nach vierwöchentlichen mühseligen Arbeiten zur Errichtung der Wurfmaschinen und zweier beweglicher Thürme von drei Stockwerken Höhe am 14. Juli den Sturm beginnen und des folgenden Tags die Eroberung der Stadt und der Davidsburg beenden konnten. Juden und Sarazenen wurden bis auf einen geringen Theil, der zu Sklavendiensten gebraucht wurde, ermordet, die wenigen einheimischen Christen (der größere Theil davon war vor der Belagerung aus der Stadt getrieben worden) hatten sich an der heiligen Grabkirche versammelt und empfingen mit ihren Priestern ihre Befreier, welche mit unermeßlicher Beute beladen, die Stadt als ihr Eigenthum betrachteten. Jedem blieb, was er erobert hatte, und das gewonnene Haus verschonte er als seine künftige Heimath. So war Mancher der Ärmsten zum reichen Manne, Mancher der Geringsten zum Besitzer eines schönen Palastes geworden. Vor das eroberte Haus stellte der Pilger seine Lanze, sein Schild oder Schwert, als Zeichen unantastbaren Eigenthums; so lautete die vorausgegangene Übereinkunft. Nicht so schnell war man über die Frage einig, ob die Herrschaft der Stadt und des noch zu erobernden Landes Einem der Kreuzfürsten allein, oder allen gemeinschaftlich angehören sollte, während die einredenden Geistlichen ein Pfaffenreich gründen wollten. Von Jenen mochte sich wol Jeder zur Leitung des Ganzen würdig halten, doch hatte man zwei vorzüglich im Auge, denen die Krone zugedacht wurde, den Grafen Raimund von Toulouse und den Herzog Gottfried (von Bouillon) von Niederlothringen. Ersterer, hierzu ehrbegierig genug, aber nicht in dem tadellosen Rufe, wie Gottfried, schlug die Würde eines Königs von Jerusalem in Rücksicht seiner offenen und heimlichen Widersacher aus. Gottfried dagegen, an welchem nur getadelt wurde, daß er bei jedem Kirchenbesuche mit vieler Mühe aus dem Gotteshause gebracht werden könne, die Geistlichen mit Fragen über die Heiligenbilder ermüde und ihnen dadurch das Mittagsessen verderbe, nahm die Macht eines Herrschers an, nicht aber den Titel; denn er begnügte sich aus frommer Bescheidenheit mit seiner bisherigen Würde und dem Titel eines Beschützers von Jerusalem und vom heiligen Grabe. Daher er auch die Salbung und Krönung, der jedoch seine Nachfolger sich unterwarfen, ablehnte. Diese Wahl geschah acht Tage nach der Stadteroberung am 23. Juli 1099. Das neue Königreich, wie es hinfort heißen sollte, bestand aber vorerst aus sehr wenigen Städten, und hatte im Nordosten einen festen Stützpunkt in der Anlage der sich rasch erweiternden neuen christlichen Herrschaften Antiochien und Edessa; dieses in der Eigenschaft einer Grafschaft gründete Gottfried's von Bouillon jüngerer Bruder, Balduin, im J. 1097, jenes in der eines Fürstenthums legte im Jul. 1098 Fürst Boemund von Tarent, fast ohne Zustimmung der Großen im Kreuzheere, an, und richtete sich durch erweiternde Eroberungen landesherrlich und eigenmächtig ein. Beide Herrschaften und das Königreich Jerusalem waren sowol unter sich, als auch vom byzantinischen Kaiserreiche unabhängig. Erhielt doch Gottfried 1098, während seines Aufenthalts zu Edessa, von seinem Bruder Balduin die Einkünfte von drei Schlössern in dessen Gebiete zum Geschenke! Mithin ist nicht zu glauben, daß gleich beim Entstehen des Königreichs feste Verhältnisse für diese drei Staaten, wie für ihr inniges

2) Über diesen Kreuzzug und seine Theilnehmer s. den Art. Kreuzzüge, worauf hiermit auch wegen der später erwähnten großen Kreuzheere verwiesen wird. 3) Auf ähnliche Weise belagerten die Römer unter Titus diese Stadt.

Zusammenwirken gegeben worden seien; nur das Eine ist unbestritten, daß seit Eroberung der heiligen Stadt durch Gottfried mehr Ordnung und Zucht unter die Kreuzritter, und nur der in Besitz von Ländereien gebracht wurde, der auch gewisse Vorschriften und Obliegenheiten zu erfüllen versprach, während sich in den Gebieten von Edessa und Antiochien die Ritter noch eigenmächtig und nach Gefallen in erbeuteten Baronien einrichteten, wie Tankred zu Mamistra und Stephan von Chartres zu Alexandrette. Die Wahl des neuen Patriarchen von Jerusalem geschah willkürlich und tumultuarisch, das gemeine Volk wählte mit Stütze des neuen Bischofs von Bethlehem am 1. Aug. hierzu den gelehrten, aber zänkischen Arnulf, Kapellan des Herzogs Robert von der Normandie, mit Widerwillen der Angesehensten unter den Weltlichen und Geistlichen; daher auch einige behaupten, er habe nur als Kanzler der Kirche zu Jerusalem das Patriarchat verwaltet [4]). Wie zu Antiochien, so ereignete sich hier gleichzeitig ein Act der Andacht, Schwärmerei und des geistlichen Truges. Dort suchte und fand man die heilige Lanze, welche eine Zeit lang der Heerabtheilung des Grafen Raimund vorangetragen wurde, bis sie verloren ging; hier suchte und fand man das Holz des wahren Kreuzes Christi, das aus Furcht vor den entweihenden Händen der Sarazenen versteckt gehalten worden war. Weniger als die heilige Lanze, die vielen zu Spott wurde, oder gar nicht angefochten, spielte dieses in der Grabkirche niedergelegte Kreuz nachmals bis zur Schlacht bei Hittin, in der es von den Ungläubigen erobert wurde, eine große einflußreiche Rolle durch seine angebliche Wunderkraft [5]).

Kaum hatte Gottfried zwei Chorherrenstifter in seiner Hauptstadt und ein Mönchskloster für die aus dem Abendlande mitgekommenen Mönche im Thale Josaphat gegründet und reichlich begabt, als die Nachricht vom Anzuge eines Heeres zu Lande und einer Flotte zu Wasser von Ägypten her nach Askalon zu den Waffen rief und die christlichen Kämpfer, in ihrer Mitte das allerheiligste Kreuz, dahin absandte, wo sie am 14. Aug. die gegen 300,000 Mann starken Ägypter unter Führung des Veziers Afdal völlig schlugen, unermeßliche Beute machten, und durch diesen Sieg die Flotte auch zur Rückkehr scheuchten, obschon die Kreuzritter damals noch keine Flotte auf dem Meere hatten. Gottfried blieb mit einer Heerabtheilung von 2700 Mann vor der festen Stadt Askalon, die von den Sarazenen für unbezwinglich gehalten, und die Braut von Syrien genannt wurde, um sie zur Sicherung Jerusalems zu erobern [6]). Allein sei's aus Verrätherei Raimund's an Gottfried, den er seit der Wahl zum Beherrscher von Palästina, wie Boemund'en wegen seines Besitzthums von Antiochien anfeindete, oder weil sich dieser von den Askaloniten mit Geld abfinden ließ, genug, Gottfried zog am folgenden Tage schon ab nach Arsuf, wo er sich mit dem Grafen Raimund versöhnen mußte, ehe die hartnäckige Stadt einen jährlichen Zins und eine Geiselstellung gewährte. So weit war die Herrschaft Gottfried's gediehen, als die meisten Kreuzfürsten (nur der Einfall der Ägypter hatte ihren gefaßten Entschluß in seiner Ausführung gehindert) mit der Mehrzahl des Pilgerheers — etwa 20,000 Mann — sich im Lager bei Cäsarea (Kaisaria) in der Meinung verabschiedeten, ihr Gelübde erfüllt und die aufkeimende christliche Colonie genugsam gesichert zu haben. Ihnen war gleich nach Eroberung der heiligen Stadt eine Anzahl Pilgerkrieger in die Heimath, wie es heißt, mit Gottfried's Erlaubniß vorangegangen, ein unkluger Schritt, der nie wieder gut gemacht werden konnte. Ihre abschreckenden Schilderungen vom gelobten Lande und von den Beschwerden des langen Weges dahin, warnten allerdings das Abendland, wenn nicht auf immer, doch auf eine gewisse Zeit vor raschem Eifer zu ähnlichen Zügen und kühlten denselben gar sehr ab, obschon das neue heilige Reich in sich selbst nie die Mittel der Selbsterhaltung und Selbstbeschützung zureichend fand, folglich von Europa abhängig blieb, wie eine Colonie von ihrem Mutterlande, nur daß ihr Gebieter von diesem unabhängig herrschte. Arm und ohne Pomp, Pracht und Leibwache zog nun Gottfried umher, und es blieben ihm blos 2000 Mann zu Fuß und 300 Ritter mit dem wackern Tankred, Boemund's von Antiochien Neffen, und etlicher italienischer Mannschaft, die zu Weihnachten durch einen Zuzug des Erzbischofs Dagobert von Pisa verstärkt wurde, zur Beschützung und Erweiterung seines kleinen, im Entstehen begriffenen und noch nicht zusammenhängenden Staats. Was hätte aber diese kleine Schar gegen so zahlreiche, kriegerische und cultivirte Sarazenenvölker vermocht, wenn sie gegen ihre Widersacher losgebrochen wären! Doch glücklicherweise verhielten sich die Angesehensten unter ihnen ruhig, und Bagdad, wie Kahira, die Hauptsitze christlicher Anfeindung, mochten die neue christliche Colonie noch zu sehr geringschätzen. Überdies hatte Gottfried in seinem kleinen Heere Zwietracht und Eifersucht, in seinen abgewonnenen Städten Unfrieden zwischen den vorgefundenen (morgenländischen) und den angekommenen (abendländischen) Christen zu bekämpfen. Auf den Dörfern wohnten meist unterjochte Sarazenen (wol guten Theils zum Christenthume bekehrt) [7]), welche den Anbau des Landes wol gar vielleicht absichtlich vernachlässigten und auf den Straßen einzeln pilgernde Christen beraubten oder mordeten, mitunter auch in offene christliche Städte aus Raub- und Mordlust einbrachen. Daher verließen manche Abendlän-

4) Der griechische Patriarch von Jerusalem war vor der Belagerung der heiligen Stadt nach Cypern entwichen, und nicht wieder zurückgekehrt. In Antiochien fanden die Kreuzritter dieselbe Würde durch einen Griechen besetzt, und ließen den alten Patriarchen erst absterben, ehe zur Wahl eines lateinischen geschritten wurde. 5) Das heilige Kreuz war eine halbe Elle lang, mit Gold verziert und in dessen Mitte blos ein Stück vom echten Kreuze, an welches der Heiland geheftet worden war. Doch die Nachrichten darüber sind widersprechend, und was konnte man einer schwärmerischen Andacht damals weiß machen! 6) Askalon war drei Tagereisen von Jerusalem entfernt.

7) Seit der Erscheinung des Kreuzheeres in Syrien war freiwilliger oder gezwungener Übertritt der Sarazenen zum Christenthume nichts Seltenes. Ein großer Theil der Besatzung in der Burg zu Antiochien ging nach deren Übergabe mit ihrem Befehlshaber zur christlichen Religion über.

der trostlos das Land wieder, und Gottfried mußte dagegen das Gebot erlassen, daß kein Auswanderer sein Gut im gelobten Lande wider den ansprechen könne, der dasselbe inzwischen eingenommen und ein Jahr lang ruhig und ohne Widerspruch besessen hätte. Nicht genug, Gottfried mußte dem neuen Patriarchen Dagobert, der des verdrängten Arnulf Stelle ersetzte, nach Boemund's Vorgange in Antiochien, unverständigerweise den Lehneid versprechen und denselben zu Ostern 1100 wirklich schwören. Hiermit war die Verpflichtung verbunden, dem Patriarchate den Besitz und Genuß Joppe's und Jerusalems sammt der Davidsburg zu überlassen, sobald entweder eine oder zwei Städte noch erobert, oder Gottfried inzwischen unbeerbt gestorben sein würde; weil aber das Reich untheilbar, die Krone erblich war, und weil letztere, wenn Gottfried ohne rechtmäßige Kinder sterben würde, an einen von dessen Brüdern fallen mußte, so nahm er späterhin, auf seinem Sterbebette, jener Zusage zuwider, dem Patriarchen das eidliche Versprechen ab, nur einen Prinzen aus seinem Hause auf dem Königsthrone folgen zu lassen, ohne zu bedenken, daß dadurch der erste Fall der Erbfolge verwirrt und getrübt wurde.

Während dieses Zustandes zog Tankred (nach 1099) an den See Genezareth, eroberte Tiberias und andere an diesem Gewässer liegende Städte, und befestigte das bei Kaipha belegene Besan. Gottfried überließ ihm das eroberte Gebiet mit dem Titel eines Fürstenthums von Galiläa als erbliches Kronlehen, worin wieder 60, wenn nicht mehr Ritter, als Aftervasallen versorgt wurden. Tankred förderte hier das Christenthum durch Gründung neuer Kirchen, besonders zu Nazareth und Tiberias. Politisch wirkte er heilsam für das gemeine Wesen im Gesammtstaate durch seine kraftvolle Stellung gegen den Statthalter zu Damask. In gegenseitige Fehden durch rasche Überfälle gerathen, besetzte man feste Burgen mit tapfern Rittern, neue auf Bergen wurden angebaut, verfallene Mauern der Städte wieder hergestellt, so besonders zu Tiberias und Joppe, welches letztere noch zum bequemen Hafen für Pilger zugerichtet wurde. Doch waren die Franken noch keine Meister in der Belagerungskunst. So belagerte Gottfried das treulos gewordene kleine Arsuf sieben Wochen lang, ehe Belagerungswerkzeuge zur Hand waren [8]), und doch mußte er nachher das Unternehmen aufgeben, und 200 vor der Stadt zurückgelassene Ritter konnten innerhalb zwei Monaten auch nichts ausrichten, bis endlich gegen das Frühjahr 1100 abgesendete Streifzügler die Besatzung so abmüheten, daß sie sich von Neuem zu Zinszahlung erbot, welche Gottfried einem tapfern Ritter als *Geldlehen* überließ. Leichter bequemten sich die ägyptischen Statthalter zu Cäsarea, Akko und Askalon (mit dem in letzter Stadt kam Gottfried bald in ein vertrauliches Verhältniß), jeder zur Zahlung eines monatlichen Zinses von 5000 Goldstücken außer andern Geschenken. Andere sarazenische Große sandten Lebensmittel, theils zur Erhaltung nachbarlichen Friedens, theils für die Erlaubniß, ihren Handelsleuten den Zugang nach Joppe und Jerusalem zu öffnen, während auch die Franken Verkehr mit sarazenischen Städten suchten. Nur zur See herrschte kein Friede, weil Gottfried durch erbaute Schiffe den sarazenischen Küstenstädten den Zugang versperrte. Seine letzte That war die Verheerung des Gebietes von Damask und die Verpflichtung des dortigen Emirs zur Zahlung eines jährlichen Zinses; und als die Ankunft einer venetianischen Flotte zu Joppe gleich darauf ihn zur Belagerung Kaipha's aufmunterte, erkrankte der fromme Held (an Gift, sagen blos Guibert und Albert von Aix) und starb den 17. Aug. 1100 in der königlichen Burg auf dem Berge Moria zu Jerusalem. Sein Leichnam wurde in der heiligen Grabkirche, wie seine Nachfolger, bestattet, und fünf Tage trauerte man über seinen Verlust. Alsdann trat Zwietracht wegen der Thronfolge unter dem Klerus und der Ritterschaft hervor. Mit Dagobert's Partei trat Tankred, der eben Kaipha erstürmt hatte, zu Gunsten Boemund's von Antiochien zusammen; dieser Fürst aber lag grade zu Sebaste in feindlicher Gefangenschaft, in jetziger Verwirrung ohne Aussicht auf Erlösung. Andere bedachten den alten Grafen Raimund von Toulouse mit der Krone, da er sie früher schon gewünscht, und jetzt, statt die Heimath aufzusuchen, um die Gunst des byzantinischen Kaisers buhlte, und sich durch Abenteuer ein christliches Reich unter den Ungläubigen zu Emesa oder Hems zu erkämpfen bemüht war; der schlaue Graf verschmähte die Krone. Die, welche zur lothringischen Partei hielten, waren außer dem Bischofe von Rama und Arnulf, der seit seiner Absetzung Pfleger des heiligen Grabes und Erzdiakon von Jerusalem geblieben war, nur sieben Ritter, zu welchen sich noch der päpstliche Legat, welcher kürzlich mit einer genuesischen Flotte in Laodicea gelandet war, mit seinen angesehensten Begleitern gesellte. Von ihnen benachrichtigt, berieth sich Graf Balduin von Edessa mit seinen Rittern über den Antrag und nahm auf deren einstimmiges Zureden die Krone an, während er seinen Neffen, Balduin von Bourg, einen antiochischen Vasallen, mit seiner Grafschaft belehnte und dadurch dieselbe von der Krone Jerusalem abhängig machte. Zu Anfange Octobers 1100 brach er mit 2—400 Rittern und mit 800—1000 Mann zu Fuß zu Lande auf — seine Gemahlin ging zu Wasser — ließ sich in Laodicea von den Genuesern Hilfe zusagen, schlug im Engpasse am Hundeflusse unfern Bairuths die entgegengetretenen Sarazenen, gewann 48 Emire (unter diesen den von Damask) als Gefangene und eine beträchtliche Anzahl von Pferden als Beute, und zog im November unter dem Jubel seines Anhangs in Jerusalem ein, nachdem sich Tankred entfernt, und Dagobert in der Zionskirche verkrochen hatte. Bewegliche Erbschaft fand der Ankömmling von seinem verstorbenen Bruder nicht vor, sie war theils zu Almosen, theils zur Tilgung der Schulden verwendet worden. Auch weigerte sich der starrsinnige Patriarch Dagobert bis zu Weihnachten, ehe er Balduin salbte und krönte. Die Feierlichkeit geschah, doch ohne Tankred's und dessen Anhangs Zustimmung, den 25. Decbr. zu Bethlehem. Noch

8) Vor Antiochien lag das Kreuzheer *fünf* Monate, ehe die nöthigen Bauten und Vorkehrungen zum engen Einschluß der Stadt vollendet werden konnten.

hielt man's für unschicklich, die sehr kostbare Krone in Jerusalem auf das Haupt eines Sterblichen zu setzen. Erst Balduin's Nachfolger fanden darin keinen Anstoß, obschon Balduin I., weit weltlicher und sinnlicher gestimmt, als Gottfried, zu Edessa viele morgenländische Sitte und Pracht sich angewöhnt hatte, selbst Untreue (die er doch gern den Augen Anderer verbarg) gegen seine zweite Gemahlin verübte; allein würdevoll, tapfer und kühn blieb er alle Zeit [9]). Gleich nach seiner Ankunft in der Hauptstadt hatte er die Belehnungen seines Bruders bestätigt und sich von den Kronvasallen den Lehneid schwören lassen. Eine Woche darauf zog er mit 650 Mann gen Askalon, kämpfte vor den Mauern dieser Stadt mit den Bewohnern und den eben angekommenen arabischen Reitern, zog sich hierauf mit bedeutendem Verluste an Leuten nach den Berghöhlen zwischen Ramla und Jerusalem, nöthigte deren Bewohner, 230 Mann stark, durch List zu ihrem plötzlichen Verderben hervor; Weiber und Kinder aber wurden durch Dampf aus ihren unterirdischen Räumen getrieben, und dann den Rittern Preis gegeben. Von hier wandte sich Balduin nach Hebron, fand aber dürftiges Land, lenkte seinen kleinen Heerhaufen in einem fünftägigen mühseligen Marsche über arabische Gebirge zu dem fruchtbaren Thale am Berge Sinai und betrat zwei unbekannte Städte, deren eine Albert von Aix Susum nennt, wo Überfluß an Unterhaltmitteln war, und nachdem er sich mit den Seinigen acht Tage lang hier erholt, zerstörte er Susum und kehrte mit Beute beladen über Segor und Hebron nach Jerusalem zurück, wo er drei Tage vor Weihnachten ankam. Nach vollzogener Krönung hielt er im Palaste Salomon's eine dreitägige Reichsversammlung und saß dann noch 14 Tage lang zu Gerichte, um allerlei Streitigkeiten zu schlichten. Zwei Dinge aber waren hierbei für ihn vom größten Gewichte, Tankred's fortdauernde Widerspenstigkeit und Dagobert's Ansprüche auf die Städte Jerusalem und Joppe, wozu man noch seine Geldnoth rechnen kann. Sein Streit mit Tankred erhielt aber eine unerwartete Endschaft, da dieser in das Fürstenthum des gefangenen Boemund gerufen wurde, um als Erbe desselben die Landesverwaltung zu übernehmen. Vor seinem Abgange gab er dem Könige, der bereits zweimal eine Versöhnung mit ihm, wiewol vergebens, gesucht hatte, zu Kaipha alle Kronlehen mit der Bedingung zurück, sie wieder annehmen zu können, wenn er binnen 1¼ Jahre zurückkehre. Darauf reiste Tankred mit seinen Rittern und 500 Mann zu Fuß nach Antiochien ab, und Balduin verlieh vorläufig die Lehen an andere ausgezeichnete Ritter. Der Streit mit dem Patriarchen erhielt bald eine criminalistische Wendung, da ihn der König der Nachstellung nach seinem Leben anklagte, und beim heiligen Stuhle auf Bestrafung desselben antrug. Der deshalb abgeschickte Cardinal Moritz versammelte die Bischöfe und Äbte des Landes um sich, untersuchte die Anklage und entließ Dagobert'en seines Amtes, bis er sich überzeugend vertheidigt haben würde. Allein dieser, der des Königs Geldnoth kannte, wußte ihn wenigstens für die Ausübung seines geistlichen Amtes so lange, als die Osterfeierlichkeiten 1101 dauerten, für 300 Goldstücke zu gewinnen, während seine Schätze auch den Cardinal Moritz beugsam machten. Bald nachher, durch den Erzdiakon Arnulf gereizt, preßte ihm der König auf überraschende Weise das Versprechen ab, 30 Ritter zu besolden, und als sich der Prälat hierauf über Joppe nach Antiochien schlich, raubte ihm Balduin noch alle verborgenen Schätze, die, so ansehnlich sie auch waren, nicht hinreichten, die sämmtlichen Krieger zu befriedigen, vielmehr mußten noch die Geschenke der Statthalter zu Tyrus, Askalon, Akko und anderer sarazenischer Städte, wie die ansehnlichsten Lösegelder für damaskische Gefangene, zu Hilfe genommen werden, um die Truppen willig und zahlreicher zu machen. Alsdann rüstete er sich mit Hilfe der Pisaner und Genueser, denen er freilich ein Drittel der Beute versprechen mußte, zur Eroberung der wankelmüthigen Stadt Arsuf und Cäsarea's [10]), welche auch im Sommer 1101 ausgeführt wurde. Als die Italiener ihn nun verließen, blieben ihm nicht mehr als 260 Ritter (darunter viele erst zu Rittern geschlagene Knappen) und 900 Mann Fußvolk, oder im Ganzen nach Albert von Aix, 1300 Kämpfer, mit denen er einem ägyptischen Heere von 32,000 Mann, wie der Augenzeuge Fulcher von Chartres berichtet, entgegenzog, dasselbe am 7. Sept. 1101 unweit Askalon vollkommen schlug und sich dadurch bis zum nächsten Frühjahre Waffenruhe verschaffte. Einige Wochen vor Ostern 1102 empfing er am Engpasse des Hundeflusses die geringen Überbleibsel von drei großen, aus Teutschen, Franzosen und Italienern bestehenden, Kreuzheeren, die nach dem Plane des Erzbischofs von Mailand zum Schutze des heiligen Landes das Khalifat Bagdad vernichten sollten, aber in Asien verunglückt waren. Er begleitete sie nach Jerusalem. Mit ihrer und der Seinigen Hilfe hatte er nachmals die 20,000 bis Ramla verheerend vorgedrungenen Ägypter schlagen können, allein aus Übereilung und Tollkühnheit zog er sich mit einem geringen Haufen eine Niederlage zu, die im Juli durch herbeigezogene Verstärkung (darunter so eben zu Joppe angekommene wehrhafte Pilgrime) durch einen vollständigen Sieg über den Feind, der zur Belagerung Joppe's Anstalten traf, wieder gut gemacht wurde. Gleichwol hatte das christliche Reich, so lange Askalon noch in der Sarazenen Händen blieb, keine Ruhe vor den ägyptischen Heerscharen. Im Herbste 1102 wurde Askalon durch Balduin acht Tage lang berennt, doch ohne Erfolg; es blieb Stützpunkt und Sammelplatz aller vom ägyptischen Khalifate her unternommenen Befehdungen des christlichen Staates. Ziemlich jeden Sommer der folgenden Jahre, mitunter auch des Winters, hatten der König oder seine Leute mit solchen Angriffen mehr oder weniger zu kämpfen, während ägyptische Flotten nicht versäumten, die Häfen von Askalon, Bery-

9) s. den Art. Balduin I.

10) Hier erbeutete man die berühmte sechseckige Schüssel, in welcher das Gedächtnißmahl Christi gestiftet worden sein soll, und die unter dem Namen des heiligen Graal bekannt ist. Sie fiel den Genuesern zu, und diese waren auf ihren Besitz stolz. Im J. 1806 entführten sie die Franzosen aus Genua nach Paris in das kaiserliche Antikencabinet.

tus, Sidon, Tyrus und Ptolemais zu bewachen und die Landungen ankommender Pilger zu erschweren oder zu vereiteln. Die wichtigsten Fehden, welche das königliche Heer mit den Ägyptern zu bestehen hatte, waren 1105 bei Joppe, wo Balduin mit 2500 Mann (darunter 100 türkische Bogenschützen) gegen mehr als 15,000 Sarazenen den 31. August focht und diese schlug; dann zog er im Herbste 1107 mit 6500 Mann bis zur Burg Beroart, zwei Meilen von Askalon, in der Meinung, den Feind zum Streite herauszulocken; allein dieser kam nicht und sonst gab es nichts zu plündern. Im J. 1111 schloß der König mit dem Emir von Askalon einen zweijährigen Waffenstillstand, den aber der Khalif von Ägypten weder anerkannte noch beobachtete, worüber 300 christliche Ritter das Leben verloren, und wäre nicht die List des Emirs entdeckt und streng geahndet worden, Jerusalem erobert worden sein würde. Im J. 1115 wurde Joppe von Askalon und Ägypten her zu Wasser und zu Lande bedroht; allein vergebens. Gleich darauf zog der König nach den südlichen Gebirgen und baute zum Schutze gegen die feindlichen Einfälle die Burg Montroyal (Königsberg). Im folgenden Jahre unternahm er einen Streifzug weiter hinaus bis ans rothe Meer und plünderte auf dem Rückwege die Umgegend von Askalon, wodurch er die Ägypter zum Abschluß eines Waffenstillstandes zwang. Weniger oft drohte von Damask her Gefahr, außer wenn eine der Küstenstädte vom Könige berennt wurde. Schrecken und Verwüstung wurde indessen jedesmal über einen Theil des heiligen Landes verbreitet; glücklicherweise aber benutzten die Muselmänner die dadurch erzeugte Noth und Bestürzung nicht, sondern Zwietracht und Haß unter den bagdad'schen Emiren und ihre Planlosigkeit retteten die Christenbesitzungen. Gegen herumziehende arabische Räuberhorden wurden Schlösser und Wartthürme auf den Gipfeln der Berge angelegt; dergleichen wichtige waren Arnulf und St. Abraham. Mitunter zogen der König oder seine Vasallen auf solchen noch unsicher geglaubten Straßen zu Streifereien aus, und glücklicher Fang belohnte das Unternehmen. Die bedeutendsten solcher Abenteuer geschahen 1105, 1107 und 1111. Die Beute wurde vertheilt, und war der König zugegen, erhielt er ein Drittel davon. Solche Überfälle trafen auch friedlich durchziehende Karavanen. Dafür mußten sich der König oder seine Leute gefallen lassen, wenn sie auf der Jagd aus einem Verstecke von Muselmännern überfallen wurden. Ein anderer gefährlicher Feind für den christlichen Staat waren die Küstenstädte, die sich mitunter gegen Balduin vereinten, wie sie denn überhaupt, so lange sie in den Händen der Sarazenen waren, den einzigen christlichen Hafen Joppe unsicher ließen. Diese Städte zu gewinnen, war ein Hauptstreben Balduin's; allein ihm fehlte hierzu die nöthige Seemacht. Sie zu ersetzen, erboten sich die Pisaner, Genueser und Venetianer, mit ihren Mitteln gegen Gewährung grundherrlicher Theilnahme künftiger Eroberungen, was freilich der Einheit des Staates und seiner Verfassung keinen geringen Nachtheil brachte. Die Überzeugung von solcher Hilfe veranlaßten den König im Frühjahre 1104 zur Belagerung Akko's (Ptolemais) zu Wasser und zu Lande (die im Jahr zuvor unternommene misglückte aus Mangel an einer Flotte). Die Stadt ergab sich nach 20 Tagen gegen freien Abzug der Einwohner mit Hab' und Gut. Unmittelbar nachher belagerte Balduin mit derselben genuesischen Seehilfe Tripolis, die einzige syrische Küstenstadt, welche den Muselmännern zu Bagdad gehörte. Das Unternehmen wurde aber von der Landseite nur schwach betrieben, daher ein unterbrochener Kampf und Krieg, der bis zum 10. Jun. 1109 dauerte, an welchem Tage sich die wichtige Stadt gegen freien Abzug der Einwohner, den die Genueser, wie gewöhnlich, brachen, an den König ergab, nachdem sie sich das Jahr zuvor unter ägyptischen Schutz gestellt hatte. Mittlerweile wurde Montpelerin (der Pilgerberg) gegründet, Groß- und Klein-Gibel (Dschobail und Dschabalah) erobert, sammt Arka und Biblium. Diese Städte und deren Gebiete mit Tortosa und mehren ansehnlichen Burgen zusammen, bildeten die fruchtbare und reiche Grafschaft Tripolis, welche der König dem Grafen Bertram, ältestem Sohne Raimund's von Toulouse, zu Lehen gab, sobald ein Theil davon durch den Tod des Grafen Wilhelm von Cerdagne herrenlos geworden war. Hierauf rückte der König im Februar 1110 vor Berytus und belagerte es mit Hilfe der Pisaner zu Wasser und zu Lande 75 Tage lang, worauf die Einwohner (ein großer Theil von ihnen war schon nach Cypern geflüchtet) freien Abzug erhielten, von den Pisanern aber doch geplündert wurden. Nun legte sich Balduin unter dem Beistande einer normannischen Flotte vor Sidon, welches bisher die Abwendung der Gefahren bald durch Geld, bald durch Gewalt, bald endlich durch erkauften Waffenstillstand erzielt hatte; nach sechswöchentlicher Belagerung fiel es dem Könige in die Hände. Hier wurden den arbeitenden Sarazenen Wohnstätten gesichert, alle übrigen Bewohner des Islams mußten abziehen[11]). Hierauf versuchte sich Balduin an Tyrus, das vom Meere und mit drei Mauern umschlossen für unbezwinglich gehalten wurde. Ein Damm verband diese Inselstadt durch ein Landthor mit dem festen Lande. Ansehnliche Zuckersiedereien waren ihr vorzüglichster Handelszweig; reiche Muselmänner, die der Ausbreitung der Christen in Syrien ausgewichen waren, hatten sich hier niedergelassen, und der treffliche Hafen beförderte die Schiffahrt. Die Umgegend zu Lande war sehr fruchtbar und von etlichen festen Burgen geschützt. Stadt und Gebiet gehorchten den Damaskern und Ägyptern. Vor ihr erschien Balduin am 29. Novbr. 1111 mit 10,000 Mann, und umgab sein Lager mit einem festen Walle. Mit zwei sehr hohen dauerhaften Thürmen bestrich er die Stadt, zwei der Mauern waren mit den Wurfmaschinen bereits zerstört worden und die dritte sollte erstiegen werden, da wurden die beiden Thürme zertrümmert, und ein übermächtiges Entsatzheer von Damask machte dem viermonatlichen Bemühen ein Ende. Seit dieser Zeit blieb die Stadt

11) Zum Lohne für ihren Beistand verlangten und erhielten die Normänner ein Stück vom heiligen Kreuze, das sie gegenseitiger Verabredung gemäß am Grabe des heiligen Olaf zu Drontheim in Verwahrung niederlegten.

vom Könige verschont, da ihm die nöthige Stütze des Abendlandes fehlte, und er ohnehin seine Kräfte zur Behauptung des Eroberten zersplittern mußte. Hierneben war er seit Tankred's Tode (1112) veranlaßt, sich häufig um Antiochien, das Roger, des Verstorbenen Neffe, ungestüm und unbedachtsam verwaltete, zu bekümmern; so zog er mit 4700 Mann im Sommer 1113 zu Hilfe gegen ein großes Aufgebot des Khalifen von Bagdad, das am 30. Jun. über die Christen siegte, allein dem Könige einen ansehnlichen Zuzug aus Edessa und Tripolis verschaffte, und sich selbst den Rückzug in die Heimath dadurch auferlegte, nachdem es über drei Monate in dem Fürstenthume gehaust hatte. Im J. 1115 rief ein ähnlicher Überfall den König dahin, der Feind wich aber zurück, und wurde am 14. Sept. bei Danit geschlagen. Im J. 1116 erhielt Balduin an dem Ritter Joscelin von Courtenai, der seit 1102 im christlichen Morgenlande vom Grafen Balduin von Edessa mit einem stattlichen Gebiete beliehen, nun aber durch ebendenselben dessen beraubt worden war, einen tüchtigen Streiter, indem er ihn mit dem erledigten Lehenfürstenthume Tiberias (Galiläa) begabte. Dieses wurde durch seines neuen Besitzers Tapferkeit nach und nach erweitert. Nach der Genesung von einer schweren Krankheit im J. 1117 wagte Balduin mit 260 Rittern und 400 Knechten einen Heerzug nach Ägypten. Den Nil erreichte er binnen eilf Tagemärschen, die große und starkbefestigte Stadt Farama fand er menschenleer, ließ sie mühsam zerstören, und war im Begriffe, den Khalifen in Misr (Babylon) zu überfallen, als er tödtlich erkrankte und auf dem Rückzuge zu El Arisch im März 1118 starb [12]). Von seinen drei Weibern hinterließ er keine Kinder. Die erste, Goduare, starb schon auf dem Wege nach Antiochien 1097, die zweite ungenannte, eine armenische Prinzessin, verstieß er 1105 aus vielleicht gegründeter Eifersucht, seine dritte (seit 1113), Adelaide, Tochter des Markgrafen Bonifaz von Montferrat und Witwe Herzogs Roger von Sicilien, wurde 1117 auf des Papstes Gebot von ihm getrennt; daher auch ihr Ehevertrag ungültig und ihr Sohn erster Ehe von der Thronfolge in Jerusalem ausgeschlossen wurde. König Balduin I. hatte auf seinem Sterbebette die Wahl hierzu zwischen seinem jüngsten Bruder Eustach, seinem Neffen zu Edessa, und einem andern tüchtigen Ritter frei gestellt. Die Mehrzahl der Barone wählte aber am Tage des königlichen Leichenbegängnisses einen an morgenländische Art und Sitte gewöhnten, aber nicht, wie sein Vorgänger, so hochgeachteten Fürsten, den eben zu Jerusalem anwesenden alten Grafen von Edessa, worein auch Joscelin versöhnend einstimmte, in der Hoffnung, Balduin's Nachfolger in der Grafschaft zu werden, was auch mit der bisher bestandenen Lehnabhängigkeit geschah, während die mindere Zahl der Barone Eustach von Boulogne auf den Thron wünschend, heimlich zu ihm gesendet und ihn zur Reise nach Palästina vermocht hatte; allein als er bis Apulien gekommen, hörte er schon von der neuen Königswahl und kehrte nach Frankreich zurück. Dieser Umstand oder der Unwille seiner Barone über die Einziehung mehrer erledigter Lehen zu freiem Gebrauche und zur Vermehrung seiner Tafelgüter mochte Balduin II. zu einer zweiten Krönung im J. 1120 zu Bethlehem veranlaßt haben, wenn ihm gleich die Barone nach der Thronbesteigung in dem Salomonspalaste gehuldigt hatten [13]). Zur Erweiterung der Grenzen seines Reichs that er Nichts, sondern suchte sie blos zu erhalten. Die meiste thätige Aufmerksamkeit verwandte er, nachdem er sich von den durch seine ansehnliche Rüstung erschreckten, bei Damask weidenden Arabern 4000 Goldstücke zur Abwendung seiner Rache an ihrem Siege über christliche Ritter hatte zahlen lassen, auf das Fürstenthum Antiochien, das der unverständige Roger seinem Untergange nahe brachte. Im J. 1119 zog sich ein 60,000 Mann starkes Heer gegen diesen zusammen, Roger wurde am 27. Juni in einem engen Thale bei Belath von dieser Übermacht geschlagen und getödtet, und das Fürstenthum in die größte Bestürzung gebracht, bis die Ankunft Königs Balduin den bis Laodicea vorgedrungenen Feind nach Atsareb zurücktrieb, worauf dieser ihm am 1. Jul. auf dem Marsche nach Haleb eine mörderische Schlacht von zweifelhaftem Ausgange lieferte. Vor oder nach dieser Begebenheit aber übernahm Balduin die vormundschaftliche Verwaltung des Landes bis zur Ankunft Boemund's II., Sohnes und Erben vom alten in Apulien 1110 gestorbenen gleichnamigen Fürsten Antiochiens. Der König ordnete die innern Angelegenheiten des Landes, und eroberte durch kühne Thaten das Verlorene wieder, während Joscelin von Westen her ins Gebiet von Haleb mit gleichem Glücke einbrach, endlich aber geschlagen wurde. Erst zu Ende des Jahres kehrte Balduin nach Jerusalem zurück und überließ der Landesmiliz die Vertheidigung des Fürstenthums, welches im J. 1120 einen vortheilhaften Waffenstillstand bis zum März 1121 mit seinen nachbarlichen Feinden schloß; allein fast drei Monate vor Ablauf desselben brach ihn Joscelin wieder, auch die Antiochener begannen die Feindseligkeiten, wodurch Balduin abermals herbeigezogen wurde, und in Verbindung mit Joscelin den Statthalter von Haleb zu einem Frieden nöthigte, der das Fürstenthum Antiochien mit dem ganzen nördlichen Theile des haleber Gebietes und der Hälfte der Residenzstadtmarkung bereicherte. Ein halbes Jahr nachher benutzte Balduin die Empörung des Statthalters von Haleb gegen dessen Vater und gewann dadurch noch mehre Vortheile. Im J. 1122 wurde das Fürstenthum durch die Belagerung Sardanah's von den Muselmännern abermals bedroht; da eilte Balduin von Tripolis, wo er den widerspenstigen Grafen Ponz, Bertram's Sohn und Nachfolger, zur Pflicht zurückgebracht hatte, herbei, konnte aber

12) Sein Leichnam, von seinem Koche einbalsamirt, wurde in der heiligen Grabkirche neben Gottfried von Bouillon vor der Johanneskapelle beigesetzt. Er erhielt ein kostbares Denkmal von weißem Marmor. Beide Gräber sind später zerstört und die Inschriften mit Gyps überworfen worden; s. Raumer's Palästina. S. 205.

13) Cf. *Bongars*, Gesta Dei per Francos I, 428 und 430; 613 und 615; 818 und 823. Zur zweiten Krönung wurde auch seine Gemahlin gezogen.

dem bald zurückweichenden, bald wieder vorwärts gehenden Feinde nichts anhaben, bis dieser sich endlich selbst zerstreute. Balduin setzte die Feindseligkeiten durch den Einfall ins Thal Buzaa fort und eroberte Bira, worauf er mit dem Statthalter von Haleb am 8. April 1123 einen Waffenstillstand schloß. Diese Übereinkunft brachte Atsareb, das sich seit zwei Jahren dagegen gesträubt hatte, an das Fürstenthum Antiochien. Der König drang dann über den Euphrat nach dem Gebiete von Melitene vor, um einen muselmännischen Emporkömmling, Balak Gazi, zu bekämpfen, und die Grafschaft Edessa, deren Gebieter, Joscelin, im August des vorigen Jahres in Balak's Gefangenschaft nach Chortbert (? Kort-Birt) gerathen war, in Schutz zu nehmen, gerieth aber sehr bald, sei's aus einem Hinterhalte oder in einer Schlacht überwältigt, in dieselbe Gefangenschaft und an denselben Verwahrort, wo aber Joscelin zu entkommen wußte, und ein Heer gegen Balak zusammenbrachte, verschiedene Streifzüge unternahm und endlich am 3. April 1124 bei Mambedsch geschlagen wurde. Inzwischen hatten die Prälaten und Barone des Königreichs Jerusalem (Mai 1123) zu Akko den Connetable Eustach Gremir zum Reichsverweser erwählt, 8000 Mann Kriegsvolk zusammengebracht und ein 30,000 Mann starkes ägyptisches Landheer von Joppe abgetrieben und bei Ibelin auf dem Rückzuge gänzlich geschlagen. Ein gleiches Schicksal erlitt fast gleichzeitig die ägyptische Flotte durch die Venetianer, welche den Franken zu Hilfe kamen, und nun auch zur Belagerung irgend eines Seeplatzes benutzt werden sollten, aber man konnte anfänglich nicht übereinkommen, ob Askalon oder Tyrus, oder das Eine nach dem Andern zu nehmen wäre, bis man das Loos entscheiden ließ. Dieses fiel auf Tyrus. Zu dem wichtigen Unternehmen steuerten das Königreich mit Einschluß seiner Kirchen und die Venetianer bei. Am 15. Febr. 1124 lagerten sich eine Flotte und ein Landheer vor Tyrus, das 1117 durch die Errichtung der Burg Skandalion bereits eingeengt worden war. Das Landheer sicherte sein Lager im Rücken durch Wall und Graben. Eine Reihe von kühnen Thaten zu Wasser und zu Lande wurde bis zum 27. Juni verrichtet, an welchem Tage Hunger, Abmattung und Mangel an Entsatze (nur die Askaloniten beunruhigten inzwischen Jerusalem,) die Tyrier zur Übergabe trieben. Die damaskische Besatzung erhielt freien Abzug, den Bewohnern der Stadt aber wurde freigestellt, gegen ein mäßiges Schutzgeld zu bleiben oder mit ihrer Habe abzuziehen. Bald darauf, im August, hatte sich König Balduin auf Kosten des Fürstenthums Antiochien (fünf ansehnliche Burgen desselben wurden dem Fürsten von Haleb, welchem Balduin seit Balak Gazi's Tode zugefallen war, gegeben) und auf seine und seines Königreichs Kosten (80,000 Goldstücke) zu befreien gewußt. Für die rückständigen drei Viertel des Lösegeldes mußten zu Haleb 12 Kinder der angesehensten fränkischen Familien, darunter die fünfjährige Tochter des Königs als Geisel haften, und als Balduin am 1. September nach Antiochien kam, lehnte sich der Patriarch gegen den Lösevertrag auf, und mochte darum auch Ursache sein, daß der König mit dem Fürsten von Haleb, Timurtasch, brach und sich mit dessen Erzfeinde, dem arabischen Emir Dobais, verband. Sie und Graf Joscelin mit etlichen verbündeten türkischen Großen erschienen noch im September desselben Jahres vor Haleb, verheerten die Umgegend, bis sie von einem Entsatzheere, das der Fürst von Mosul herbeiführte, nach Atsareb zurückgedrängt wurden, wo der König das Heer entließ und sich nach Jerusalem begab. Er mußte aber im folgenden Jahre nach Antiochien zurückeilen, wo Aksonkor, Fürst von Mosul, verheerend eingebrochen war und bereits Kafartab erobert hatte. Balduin, mit 1100 zu Roß und 2000 zu Fuß, traf den 15,000 Mann starken Gegner an der Burg Ezaz und schlug ihn zurück, worauf dieser, von seinen Bundesgenossen verlassen, einen Waffenstillstand einging, Balduin aber sich von Neuem zur völligen Zahlung seines Lösegeldes, dessen sich Aksonkor, wie der Geiseln angemaßt hatte, verpflichten mußte. Der König, nicht müßig, überfiel nun Damask, verheerte einen Theil dieses Gebietes und schleppte viele Beute und Gefangene hinweg. Ein Streifzug nach Askalon errang ihm auch Vortheile, ebenso der im Januar 1126 unternommene in die Ebenen von Medon und Mardsch Suffer, wo am 30. Januar ein Damaskerheer geschlagen wurde. Dieser Sieg brachte zwei feindliche Burgen in des Königs Gewalt. Nun half er dem Grafen Ponz von Tripolis Rafaniah belagern und erobern (31. März 1126) und die Gegend von Emesa verwüsten. Darüber gerieth der Fürst Aksonkor wieder in die Waffen gegen Antiochien; Balduin, herbeigeeilt, beruhigte ihn durch Friedensanträge, die angenommen, aber nicht gehalten wurden, sodaß Aksonkor bis Kennesrin, Danit, Sarnim und Elfua vordrang und Balduin sich ihm bei Maarah Mesrin entgegenstellte; aus Mangel an Lebensmitteln aber trennten sich beide Heere wieder im August, ohne Gefechte mit einander bestanden zu haben, und als sie im November in derselben Stellung wieder erschienen, machte Aksonkor's Ermordung den Kämpfen ein Ende. Endlich traf der 18jährige Boemund II. in seinem väterlichen Erbtheile ein, das ihm der König von Jerusalem, ohne Zweifel mit Lehnabhängigkeit, zurückgab, sammt seiner Tochter Elisa, die ihm früher schon zur Gemahlin bestimmt worden war. Balduin glaubte nun der Sorge für dieses Land enthoben zu sein und sich seines eigenen Staates kräftig annehmen zu können; allein schon 1127 rief ihn der Hader zwischen seinem Schwiegersohne und Joscelin herbei; es gelang ihm zwar, der verderblichen Befehdung durch Versöhnung Einhalt zu thun, aber Boemund fiel schon 1131 in Cilicien in einem Kampfe mit den Ungläubigen, und das Land, abermals verwaist, mußte den König von Jerusalem zu Hilfe rufen. Er kam und fand seine Tochter, die junge Fürstenwitwe, in Unterhandlungen mit dem furchtbaren Emporkömmling Emad eddin Zenki am Euphrat für ein Bündniß gegen ihren Vater und die Barone des Fürstenthums, welche es mit Constanzen, der Erbin Antiochiens, hielten. Balduin zwang seine Tochter zur Ruhe und zur Begnügung mit ihrem Witthume Laodicea und Gabala, während er die Barone des Landes für sich und seine Enkelin, Constanze, in Pflicht nahm, wodurch unbezweifelt das Fürstenthum abermals in Lehnverhältnisse zu Jerusalem trat. Dies

war die letzte That des christlichen Königs von Jerusalem, denn er starb bald nachher [14]). Was er für sein Land gethan, bestand in den 1120 beschlossenen Verordnungen zur Zucht und Verbesserung des Staates, und in der 1127 bewirkten Einrichtung eines Erzbisthums von Tyrus und endlich 1129 in der Erwerbung der Burg Paneas für sein Reich. Den Sitz seiner Feinde zu Damask konnte er nicht zerstören. Ein großes Verdienst erwarb er sich noch, daß er (1119) die Stiftung des Templerordens sehr begünstigte, der schon nach Verlauf der ersten Decennien mehre hundert Ritter und eine große Schar tüchtiger Knechte zur Bekämpfung der Sarazenen aufstellen konnte.

Bei Balduin's II. Tode erstreckte sich das christliche Gebiet mit Einschluß der Lehnstaaten beinahe von al Arisch an (nur Askalon noch ausgenommen) bis Tarsus in Cilicien längs der Meeresküste, und im Osten drohten noch immer die kleinen, doch gefährlichen Sarazenengebiete Haleb, Schaisar, Hama mit den fürchterlichen Assasinen, Emesa und Damask. Sie zu erobern fehlte es den fränkischen Fürsten an einmüthigem Zusammenwirken, wie dem neuen Könige Fulko, Grafen von Anjou (s. d. Art.), der bei seiner Krönung (14. Sept. 1131) bereits 60 Jahre zählte, an nöthiger Kraft, wenn auch nicht an Einsicht und Erfahrung. Mit Balduin's II. ältester Tochter Melisende [15]) vermählt und durch sie zum Thronfolger erhoben, verletzte er — was bisher Keiner seiner Vorgänger gethan hatte — durch eine seiner ersten Handlungen die Reichsritterschaft, indem er mehren von ihr die Lehen nahm und selbige an französische Barone gab, die ihn 1128 nach dem gelobten Lande begleitet hatten. Sodann war dem alten unersetzlichen Joscelin ein gleichnamiger Sohn, in Völlerei und Fleischeslust unersättlich, in der Grafschaft Edessa, gefolgt, daher von ihm entweder Waffenunglück oder Unthätigkeit zu befürchten. Überdies blieb die Erhaltung Antiochiens, da Askalon, wenn auch regelmäßig mit Mannschaft verstärkt und mit Lebensmitteln versehen, seit neun Jahren wegen der innern Unruhen in Ägypten minder furchtbar geworden war, dem Könige Fulko eine Hauptsorge. Gegen ihn trat dort die fürstliche Witwe gleich Anfangs auf in Verbindung mit den Grafen Ponz, Joscelin und Andern. Allein Fulko von Constanzen's Partei herbeigerufen, vereitelte durch Annahme der Huldigung Elisen's Plane, schlug dann seinen vorgedrungenen Schwager, den Grafen von Tripolis, bei Rugia, zwang denselben zur Unterwürfigkeit und setzte einen getreuen Baron zum Statthalter über Antiochien, ohne dadurch seine persönliche Gegenwart daselbst unnöthig gemacht zu haben. Denn schon 1132 rief ihn der Einbruch der Turkomanen in das Fürstenthum herbei; er befreite aber erst seinen Schwager, auf Bitten Caciliens, Ponzens Gemahlin, und Fulko's Stiefschwester, zu Barin (Monsferrandus) von Zenki's Belagerung, und dann überfiel er mit gutem Erfolge die Turkomanen bei Canestrivum und eroberte die kleine Burg Kusair (?). Nächstdem bestimmte er auf Bitten und Vorschlag des Landesadels seiner Nichte Constanze einen Gemahl in der Person des Grafen Raimund von Poitou; und da die Unruhen im Khalifate Bagdad, in welche sich der immer furchtbarer werdende Zenki mischte, den christlichen Landen von Osten her Ruhe gab, so befehdeten die Antiochener in Verbindung mit den Grafen von Edessa und Tripolis bald die Assasinen (Ismaeliten, s. d. Art.), bald den Statthalter von Melitene und Sebaste, bald den Emir Savar von Haleb. Letzterer machte sich ihnen im J. 1134 furchtbar, nahm die Burg Kadmus, schlug die drei verbündeten christlichen Staatenvölker einzeln, während die Antiochener nur einen Sieg über ihn davon trugen. Im J. 1135 überfiel Zenki das Fürstenthum Antiochien, nahm Atsareb, Sardanah, Tellagdi und Muarrah Annoman, und fiel verwüstend ins Gebiet von Emesa ein, ohne daß es Fulko's und des Grafen von Tripolis Truppen verhindern konnten. Im folgenden Jahre drang Savar in Antiochien unvermuthet ein, raubte über 7000 Christen und eine Menge Vieh, während Elise die Verwaltung wieder an sich gerissen hatte. Bald aber kam der Bräutigam ihrer Tochter, Graf Raimund, der aus Unachtsamkeit des alten Fulko von dem Patriarchen von Antiochien erst zum kirchlichen Lehenträger gemacht wurde, ehe er vermählt und Elise in ihr Witthum zurückgesetzt wurde. Wenn auch der neue Fürst den kirchlichen Leheneid wieder brach, so erhob doch der byzantinische Kaiser Johannes, die Boemund I. und andern Kreuzfürsten abgenöthigten Ansprüche seines Vaters Alexius auf dieses Fürstenthum. Dieser kam 1137 erobernd durch Armenien und Cilicien plötzlich vor Antiochien, während dieses Land dem Könige Fulko Hilfe gewähren mußte. Fulko war dem von Zenki hart bedrängten Grafen Raimund I. von Tripolis, Ponzens Sohn und Nachfolger, mit 6000 Mann zum Beistande herbeigezogen, und auf den unwegsamen Stegen nach Barin vom Gegner überfallen, geschlagen und Graf Raimund gefangen worden. Der König war nach Barin geflüchtet und dort umzingelt, hatte sodann von Edessa und Antiochien Hilfe gefodert; ehe aber diese und das vom Patriarchat zu Jerusalem gesammelte Heer herbeikamen, hatte er in der Noth im August 1137 einen Frieden mit Zenki geschlossen, der ihm und seiner Ritterschaft freien Abzug, dem gefangenen Grafen die Freiheit (ob aber mit oder ohne Lösegeld, bleibt unerörtert) verschaffte. In der Ebene von Arka stieß der König auf die anrückenden Fürsten von Antiochien und Edessa, ging aber nicht mit ihnen, wie sie gehofft, den Griechen entgegen, sondern dem Lager seines Patriarchen gegen die Askaloniten und Damasker nach, welche inzwischen das Königreich angefallen hatten. Nach seiner Rückkehr fand Fulko zwar daheim Alles wieder ruhig, aber der Fürst von Antiochien zu Hause die griechi-

14) s. den Artikel über ihn. 15) Außer ihr und Elisen hinterließ K. Balduin II. noch zwei Töchter, Hodierne'n, vermählt mit dem Grafen Raimund von Tripolis, und Jutte'n, die sich dem geistlichen Stande widmete. Vorzüglich ihr zu Frommen erbaute die Königin Melisende das St. Lazaruskloster zu Bethania; dieses wurde das reichste Kloster im Staate, und von Jutta, als Äbtissin, verwaltet. Zum Schutze des Klosters wurde ein Thurm aus geglätteten Quadersteinen nebenan errichtet, wo von Allem aber heutzutage Nichts mehr sichtbar zu sein scheint; s. von Raumer a. a. O. S. 215.

schen Gäste, mit denen nach mehrtägigen Kämpfen auf Rath der Verständigen Friede geschlossen wurde. Hiernach übergab Raimund — und König Fulko bestätigte es auch — dem Kaiser Johannes die Stadt (und wie es nach Cinnamus scheint, auch das Gebiet von) Antiochien, wofür ihm dieser die Städte und Gebiete Haleb, Cäsarea oder Schaisar, Hama und Emesa als Byzantinerlehen zu verschaffen versicherte und auch bereits den Lehneid darüber abnahm [16]), aber erst im Frühjahre 1138 sich in Cilicien, wohin er inzwischen zurückgegangen war, zur Eroberung des versprochenen Lehnlandes anschickte, wozu Joscelin's und Raimund's Beistand angesprochen wurde. Gegen den Frieden von Barin erschien das kaiserliche Heer von 200,000 Mann auf dem Wege von Belath herkommend, im April vor Buzaa (? Bazaa), eroberte diese Burg nach sieben Tagen und gab sie als Lehen dem Grafen von Edessa, der, wie der Fürst von Antiochien, mit des Kaisers Unternehmen äußerst unzufrieden war. Sodann säuberte es die Höhlen bei Elbab (Albab) von Räubern und erschien am 19. April vor Haleb, das den folgenden Tag vergeblich bestürmt wurde, und durch einen kühnen Ausfall seinen Feind zum Rückzuge bewegte. Dagegen gelang dem Kaiser die Einnahme von Atsareb (Sarepta) und Kafartab, nicht minder die Eroberung Schaisars mit Ausnahme der Burg, welche Fürst Ebn Monked tapfer vertheidigt hatte. Kälte der Fürsten von Antiochien und Edessa, Bedrohungen des heranrückenden Zenki, sowie die Belagerung Edessa's durch 50,000 Turkomanen unter Kara Arslan und die Eroberung der cilicischen Stadt Adana durch den Fürsten Masud von Iconium trieben endlich den Kaiser Johannes zu einem Vergleiche mit dem Beherrscher von Schaisar gegen Empfang eines jährlichen Zinses, hierauf zum Rückzuge nach Antiochien, während Zenki alle von Johannes errungenen Vortheile wieder eroberte und dazu noch Arka bekam, obschon sein Emir, Savar, von den Franken geschlagen wurde. Johannes wiederholte bei seiner Ankunft zu Antiochien die vorjährigen Foderungen und Versprechungen nochmals; allein List und Aufruhr des Fürsten und der Einwohner hießen den betrogenen Kaiser nach Cilicien und endlich nach Constantinopel zurückwandern.

Während dessen beschloß König Fulko mit Hilfe seines eben angekommenen Schwiegersohnes, des Grafen Dietrich von Flandern und Elsaß, und dessen tüchtigen Rittern die Eroberung einer Höhle im Gebirge Gilead, deren Bewohner den Christen bisher vielen Schaden zugefügt hatten. Das glücklich ausgeführte Unternehmen trübte ein Haufe Turkomanen, der sich hinter des christlichen Heeres Rücken über den Jordan nach Jericho schlich und Tekoa, Habehim und Hebron überfiel. Die Templer eilten zwar mit dem in Jerusalem zurückgelassenen Fußvolke herbei, erlitten aber durch Vereinzelung aus Beutegier einen nicht unbedeutenden Verlust. Dafür nahm Fulko im Mai 1139 die wichtige Stadt Paneas, die ihm 1132 die Damasker zur Zeit seines Zwistes mit seiner Gemahlin über den verfolgten Grafen von Joppe entrissen hatten.

Im J. 1142 wurde Antiochien unerwartet schnell vom Kaiser Johannes abermals heimgesucht, und Graf Joscelin wie Fürst Raimund in Verlegenheit gesetzt. Die Stadt Antiochien hielt im Herbste eine Belagerung aus, Joscelin mußte dem Kaiser seine Tochter Isabella als Geisel übergeben, und nur der herannahende Winter befreite Raimund'en vom lästigen Besuche der Griechen, die sich nach Cilicien zurückzogen, von wo ihr Kaiser auch seinen Besuch in Jerusalem anmelden ließ, den sich aber der König in ausweichender höflicher Antwort verbat. Glücklicherweise starb dieser den Franken beschwerliche Gast, im Lager bei Anazarba schon im Frühlinge, und ein Halbjahr nachher, den 9. (? 13.) Nov. 1143 (nicht 1144) folgte ihm König Fulko in Folge eines tödtenden Sturzes vom Pferde auf einer Hasenjagd bei Ptolemais nach. Er hatte das vorzügliche Verdienst um sein Königreich, viele Burgen und Schlösser auf Bergen und bequemen Höhen angelegt, und seine Prälaten, Barone und selbst Bürger zu ähnlichen Bauten veranlaßt zu haben, theils um den arabischen Karavanen desto besser nachstellen, theils auch die Straßen sichern zu können. Dann ließ er zur Zügelung Askalons (1134) Gibelim mit den nöthigen Werken, angeblich an der Stelle des alten Bersaba (heutzutage Bir Szabea) erbauen und mit Johannitern besetzen. Acht Jahre nachher (1142) erstand weiter abwärts die Burg Ibelin (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Burg auf den Höhen des Thales Hebron) aus den Trümmern der alten Philisterstadt Gath auf einem Hügel bei Lydda. Sie erhielt der tapfere Balian von Chartres zu Lehen, und gab dessen bekanntem Geschlechte den Namen. Im J. 1143 baute der König nordwärts von Askalon auf einem Hügel noch die weiße Warte, Garde blanche, aus Quadern mit vier Thürmen, und versah diese Burg mit eigner Mannschaft. Fast gleichzeitig erstand jenseit der nach Süden laufenden Gebirgskette unterhalb Montroyals die Burg Karak oder Petra, in deren Nähe eine belebte Straße der Sarazenen hinlief, also öfters zur reichen Beute eingeladen wurde. Um diese Burgen und Schlösser wurden häufig nahrhafte Städte oder Dörfer angesiedelt. Sonst hatte Fulko außer den angeführten Widersetzlichkeiten noch einen Kronvasallen, den Grafen Hugo von Joppe, 1132 zu bekämpfen, worüber dieser des Landes flüchtig nach Apulien ging. Nun aber nach seinem Tode gerieth das Königreich unter seiner Witwe, Melisende, Vormundschaft, die ihres Vaters letztem Willen gemäß, mit ihrem ältesten 14jährigen Sohne Balduin III. zu Weihnachten 1143 zugleich gekrönt wurde. Melisende, klug, männlich, aber außerordentlich herrschsüchtig, führte eine fast zehnjährige Vormundschaft, in welcher für das Königreich wenig, aber gegen dasselbe und gegen die christlichen Lehnlande viel gethan wurde. Der größte Stoß gegen diese Lande insgesammt war der Verlust fast der ganzen Grafschaft Edessa, von Norden her mit Recht die Vormauer der christlichen Gebiete im Morgenlande genannt. Schon Sa-

16) Ob auch der Graf von Tripolis, wie Nicetas glaubt, dem Kaiser den Lehneid geschworen habe, bleibt bei dem gänzlichen Stillschweigen aller andern Berichterstatter zweifelhaft.

var's häufige Streifzüge und Joscelin's Mishelligkeiten mit dem Fürsten Raimund von Antiochien hatten einen Stillstand in die christlichen Eroberungen gebracht. Hierzu kam, daß Joscelin seine Hauptstadt Edessa vernachlässigte, sie unkundigen Leuten anvertraute und Tellbascher an der Grenze von Antiochien alle Aufmerksamkeit zuwandte. Seine Grafschaft wurde allerdings in der Zeit von 1140—43, als Zenki's Statthalter zu Haleb mit den Antiochenern in abwechselndem Waffenglücke kämpfte, verschont, weil Zenki noch anderwärts, so mit dem Sultan Masud von Ikonium, zu thun hatte; seit 1144 aber brach das Ungewitter über ihn ein. Zenki nahm ihm den östlichen Theil seiner Grafschaft ab und erschien am 16. Nov. mit einem großen Heere vor Edessa, das schlecht besetzt und versorgt worden war. Joscelin, selbst zu schwach zum Entsatze, rief seinen Nachbar Raimund und die Königin Melisende um Hilfe an. Ersterer verweigerte den Beistand und letztere konnte nicht so schnell ein Hilfsheer zusammenbringen lassen, als Edessa schon den 13. Decbr. 1144 erstürmt wurde. Zwei Tage nachher fiel auch die Burg in feindliche Gewalt. Die vom Tode geretteten Christen wurden geschont, gelinde besteuert und im Orte gelassen, aber ihre Kirchen in Moscheen verwandelt. Sarudsch und Bira gingen alsdann an Zenki über. Der Tod dieses mächtigen Atabek (1146) gab Joscelin Hoffnung, seine Hauptstadt wieder zu erhalten. Es geschah auch bald genug durch ein Einverständniß der Armenier, denen die Beschirmung der Mauern anvertraut worden war; allein dem Grafen fehlte es an Mitteln, sowol zur Bewachung der Stadt, als zur Belagerung der wohlverwahrten Burg, und schon sechs Tage nach Joscelin's Ankunft überfiel Zenki's Sohn, der furchtbare Nureddin, die Stadt, deren Einwohner bis auf 16,000, welche in Fesseln abgeführt wurden, den Tod fanden[17]). Joscelin entkam mit wenigen Rittern nach Samosata. Stadt und Burg wurden hierauf zerstört, und lagen noch zu Anfange des 13. Jahrh. wüste, doch die Trümmer von wenigen Armeniern bewohnt, bis aus ihnen die blühende Sarazenenstadt Orfa (auch Roha genannt) emporstieg. Diese Verluste brachten Schrecken, Verwirrung und Zerrüttung unter die Christen des Morgenlandes, während sie bereits Herrschsucht, Neid und Rachsucht in Abspannung erhielt. Der junge König noch unerfahren und ohne Ansehen, die Barone gegen seine Mutter unwillig, Raimund von Antiochien mit seinen Prälaten, Rittern und Bürgern zerfallen, Raimund von Tripolis auf sich nur sehend und Graf Joscelin durch Unglück nicht gebeugt, verharrte in seinem Leichtsinne. Dagegen befestigte derer Aller Hauptfeind, Nureddin, seine Macht von Tage zu Tage; mit Hilfe seiner sieggewohnten Truppen setzte er sich an den Grenzen des christlichen Morgenlandes fest, und unterwarf sich die Emire von da bis zum Tigris. Noch war er des Emirs von Damask nicht sicher, als ein kleines christliches Heer, in demselben der junge König Balduin[18]), im Frühjahre einen rühmlichen, doch unglücklichen Kampf mit ihm versuchte. Weit unglücklicher war sein im Sommer desselben Jahres unternommener Heerzug von Tiberias aus durch die Raubhöhlen über Adraa nach Bozra und Sarchod, deren Commandant, Tuntasch, mit seinem Gebieter, dem Emir Anar von Damask, zerfallen nach Jerusalem gekommen war und Hilfe gegen denselben, mit welchem das christliche Reich in Waffenruhe stand, erbeten hatte. Eine Versammlung der Barone und Prälaten des Reichs sagte sie ihm zu, man ließ sich aber so lange in Unterhandlungen ein, daß Anar den mächtigen Nureddin an sich ziehen, sich der beiden Städte des abtrünnigen Commandanten versichern und dem christlichen Heere die Spitze bieten konnte, als es nach kümmerlichem mühseligem Marsche vor Bozra erschien. Jammervoll und menschenraubend war der Rückzug des königlichen Heeres unter steten Angriffen der Verfolger und unter Qualen des Dampfes und der Feuergluth, welche die ringsum brennenden Gesträuche verursachten[19]), sodaß es erst bei Tiberias (bis Gadara dauerte die feindliche Verfolgung) zur Ruhe und Erleichterung gelangen, und das ganze mislungene Unternehmen als beispiellos, sowol an Gefahren und Mühen, als an Tapferkeit, Beharrlichkeit und Klugheit den Christen im Gedächtnisse bleiben konnte. Das erbarmungswürdige Schicksal des Tuntasch — er fiel bald darauf aus eigener Unvorsichtigkeit den Damaskern in die Hände — diente nachmals den Muselmännern zur abschreckenden Warnung, bei den Franken Hilfe und Schutz zu suchen.

Diese Schmach zu tilgen, trachtete Balduin unter Mitwirkung der ebenangekommenen Könige Konrad III. von Teutschland und Ludwig VII. von Frankreich. Sie brachten aber nur die geringen Überbleibsel von fast einer halben Million Krieger, meist ohne Pferde oder ohne Waffen, kraftlos und abgemattet im J. 1148 ins heilige Land und hielten im Juli desselben Jahres eine glänzende Berathschlagung zu Ptolemais, an welcher nur König Balduin mit den Kronvasallen, Prälaten und den Meistern der beiden geistlichen Ritterorden, nicht aber der Fürst von Antiochien (der auf König Ludwig VII. erbost war, weil dieser an seinen Eroberungsplanen keinen Gefallen gefunden hatte) und die Grafen von Edessa und Tripolis, Theil nahmen. Die Städte Edessa und Askalon waren im Vorschlage, erobert zu werden, allein

17) Mehr als 30,000 Christen sollen bei der ersten und zweiten Erstürmung, 1144 und 1146, ihr Leben verloren haben.

18) Sein erster Feldzug geschah im J. 1145 zur Wiedereroberung einer von den Muselmännern genommenen Burg im Thale Moses. 19) Der Feind hatte nämlich das von der Hitze getrocknete Gesträuch, Gebüsch und Kräuter auf der Straße der Christen unter Begünstigung eines Zugwindes angezündet, und dieser Luftzug trieb dem geplagten Heere das Feuermeer dergestalt auf die Leiber, daß sie vom Kopfe bis zum Fuße geschwärzt wurden. Der Erzbischof von Tyrus berichtet über die Wirkungen dieser Kriegslist (bei Bongars I, 897) Folgendes: „Erat autem populus, in modum fabrorum officinas exercentium, vento agitante fuliginem, tam facie quam toto corporis habitu, nigredine factus decolor, et tam aestatis quam incendiorum caumate duplicato, ad supremum afflictus siti, supra vires laborabat."

für Damask entschieden sich die abendländischen Pilger am liebsten, da sie nach dessen Eroberung einen besondern christlichen Staat zu Gunsten eines Pilgerfürsten daraus zu bilden Willens gewesen sein sollen, worüber Verrath und Bosheit unter den einheimischen Christen gegen die Kreuzfahrer entstand, und das seinem Gelingen nahende Unternehmen scheiterte.

In der ärgsten Sommerhitze sammelte sich in und um Tiberias mit diesen Pilgern ein Heer von etwa 50,000 Mann verschiedener Waffengattung (Andere schätzen es bis auf 70,000 Mann). Dieses überstieg den Hermon und Antilibanon und kam am 25. Jul. 1148 in der geräumigen fruchtbaren Ebene von Damask an, das von Anar in den besten Vertheidigungsstand gesetzt und mit einer dem Kreuzheere fast um das Doppelte überlegenen Streitmacht versehen worden war. Jedoch lagerte sich jenes nach einem heißen glücklich bestandenen Kampfe an der Höhle Al-Rabua auf der Abendseite der erschreckten Stadt, erlitt aber am folgenden Tage durch einen herzhaften Ausfall der Belagerten einen solchen Verlust, daß es am 28. Juli die angebotene Schlacht ablehnte und sich durch große Anerbietungen Anar's irreleiten ließ. Ja die einheimischen Großen, und selbst Balduin III., sollen sich heimlich durch Bestechungen[20]) haben gewinnen lassen, um den Plan der Pilgerkönige zu vereiteln. Gewiß ist, sie beredeten die beiden des Landes unkundigen abendländischen Monarchen, das Lager, für welches bereits ein Bollwerk angelegt worden war, auf die südöstliche Seite der Stadt, wo es an Allem, was man diesseit in reichlichem Maße genoß, gebrach, zu verlegen. Sogleich wurde der verlassene Lagerplatz vom Feinde besetzt und verwahrt, sodaß den nun plötzlich in äußerste Dürftigkeit versetzten Belagerern nichts als der Rückzug übrig blieb, und derselbe schon in der Nacht des 29. Juli mit großem Verluste angetreten wurde. Trotz dieser empfindlichen Täuschung boten Konrad und Ludwig den verrätherischen Franken nun ihren Beistand zur Eroberung Askalons an, wurden aber nach achttägigem Warten abermals von diesen getäuscht. Da kehrte Konrad im September, und Ludwig mit den Seinigen im Frühlinge 1149 nach Hause zurück zur eindringlichen Warnung gegen ähnliche Kreuzfahrten, so nothwendig sie auch gleich darauf in Europa, besonders in Frankreich, geschildert wurden. Daher auch der Erzbischof von Tyrus dieser verunglückten Kreuzfahrt alles fernere Unheil des gelobten Landes zuschreibt. Denn kaum waren die Pilger abgereist, so überfiel der Emir von Damask das Königreich Jerusalem und zwang es durch Verwüstungen zur Annahme eines dauernden Friedens. Indessen brach gleichzeitig Nureddin ins Fürstenthum Antiochien ein, nahm mehre Schlösser und quälte Apamea, und wenn er auch vom Fürsten Raimund davon wieder abgetrieben wurde, so siegte er doch unmittelbar nachher bei Bozra über die Franken. Gleichwol ließ sich der unbesonnene und geschwächte Raimund bei Anab mit ihm, Anfangs siegreich, in einen Kampf ein, der aber am folgenden Tage (29. Jun. 1149) durch einen unerwarteten Angriff mit einer Niederlage und dem Tode des Fürsten endete. Hierauf nahm Nureddin Apamea, Harem und andere Burgen bis vor Antiochia streifend, und als König Balduin herbeieilte, gestand er dem verwaisten Lande einen billig mäßigen Waffenstillstand zu, während Masud von Ikonium, sein Schwiegervater, über Tellbascher herfiel und den Grafen Joscelin zur Erkaufung eines Friedens zwang. Nichtsdestoweniger blieb sein Schwiegersohn Nureddin Joscelin's beleidigter Gegner, und ließ ihn am 3. Mai 1150 aus einem Verstecke überfallen, gefangen nehmen und bis an seinen Tod (1158) einsperren. Inzwischen saß König Balduin daheim in Unfrieden mit seiner Mutter und den Reichsbaronen. Sorgfältig erzogen, wachsam, muthig, tapfer und unerschrocken, trachtete er allem Anscheine nach bei dem Eintritte seiner Volljährigkeit — wenn anders 1129 als sein Geburtsjahr mit Gewißheit angenommen werden kann[21]) — nach der Unabhängigkeit von seiner Mutter und deren einflußreichem Rathgeber, dem Connetable Manasse; ihm stand aber mehr die mächtige Partei Melisendens, als die testamentarische Verfügung seines Großvaters, gewaltsam entgegen, sodaß er sich auf der Verständigen Einrathen, entschloß sich mit der Mutter zugleich nochmals krönen zu lassen; allein bald andern Sinnes geworden setzte er sich zu Ostern, spätestens 1151 (schwerlich 1152), in der Auferstehungskirche eigenliebig die Krone auf. Dieser kühne Schritt half ihm so wenig, daß er in kurzer Zeit auf vorangegangene Berathung der Barone und Prälaten das Königreich mit Melisenden gleichmäßig theilen mußte. Nun aber sahen Viele den Nachtheil wie den Übermuth der Königin und ihres Rathgebers ein, und traten binnen wenigen Monaten zum Könige Balduin über, welcher ungesäumt zur Gewalt schritt, die vorher durch den Theilungsvergleich vermieden werden sollte. Zuerst trieb er Manasse'n aus seiner Burg Mirabel und verbannte ihn aus dem Lande, dann besetzte er Neapolis, die Residenz seiner Mutter, und drang in Jerusalem, das dieser ebenfalls gehörte, ohne Widersetzlichkeit der Einwohner ein, um die Davidsburg, in der seine Mutter sich vertheidigte, zu bestürmen. Nach Verlauf von mehren blutigen Tagen wurde ein Vertrag vermittelt, welcher die Eintracht äußerlich herstellte und der Königin die Stadt Neapolis überließ, ohne die Barone dadurch zur Einmüthigkeit zu stimmen. Daher auch die Anhänger Melisendens dem Heerzuge Balduin's nach Tellbascher nicht beiwohnten, und dieser genöthigt war, dem byzantinischen Kaiser Manuel, der sich zu einem Jahrgelde für Joscelin's Gemahlin und Kinder verpflichtete, die geretteten Reste der Grafschaft Edessa zu übergeben. Die gräfliche Familie und die katholischen Christen dieses Gebietes nahm er unter seinen Schutz und geleitete sie ins Fürstenthum Antiochien, während die Griechen ihr

20) Das von Anar empfangene Geld fand sich nachher verfälscht, und trug nicht wenig zur Beschämung der Verräther bei.

21) Wilhelm von Tyrus nennt ihn wenigstens bei Bongars I, 850 zur Zeit, da sein Großvater Balduin II. starb, bimulus. Diese Angabe des Zeitgenossen ist wol richtiger, als das J. 1131 bei Saint-Allais II, 22.

neues Besitzthum kein Jahr lang behaupten konnten. Balduin strebte Antiochien vor den Ansprüchen Kaisers Manuel zu retten, indem er der jungen und leichtsinnigen fürstlichen Witwe Constanze die baldige Vermählung mit einem tapfern abendländischen Ritter dringend anrieth, was ebenso vergeblich war [22]) als seine Versuche, den gestörten ehelichen Frieden des Grafen von Tripolis und seiner Frau wieder herzustellen; doch ließ er nach des Grafen Ermordung seiner Base, der Gräfin und deren 12jährigem Sohne huldigen.

Diese Bewegungen im Innern der christlichen Staaten benutzte der Emir von Maredin zu einem Überfalle Jerusalems, wurde aber am 22. Nov. 1152 zurückgeschlagen. Dieser Sieg scheint der gesammten Reichsritterschaft wieder Einigkeit verliehen zu haben, denn sie zog nun wohl gerüstet und mit Begeisterung, wie sie die ersten Kreuzfahrer besessen, vor Askalon, und begann am 24. Jan. 1153 die Belagerung dieser Stadt zu Wasser und zu Lande. Die Besatzung war doppelt stärker, als das Belagerungsheer, und mit Lebensmitteln zum Überflusse versehen; letzterem mangelten bei seiner Schwäche Werkmeister, Bauholz und andere nöthige Mittel, ja Genügsamkeit und Besonnenheit, sodaß nach Vertreibung der christlichen Flotte der Templer Raubgier das Unternehmen endlich vereitelt haben würde, wenn nicht die Ankunft der Pilger obigen Mängeln abgeholfen, und die anwesenden Prälaten und Johanniter Begeisterung unterhalten hätten. Ein Sieg der Ritter über die ausfallenden Belagerten verstärkte den Muth noch mehr und zwang die muthlos gewordene und von Nureddin hilflos gelassene Stadt zu einem Vergleiche, der den Askaloniten freien Abzug mit aller Habe und sicheres Geleit bis Al Arisch gewährte. Am 12. August zog das Kreuzheer ein und fand noch ansehnlichen Vorrath an Geld, Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen. Mit der Stadt war ein bedeutendes Gebiet erobert worden, das von nun an bebaut, dem ganzen Reiche viele Lebensmittel reichte. Des Königs jüngerer Bruder, Amalrich, erhielt es mit dem Titel eines Grafen von Askalon, und unter ihm wurden kleine Strecken als Afterlehen zur Belohnung oder gegen Geld vertheilt. Der Klerus zankte sich bei Anordnung der kirchlichen Angelegenheiten in der Stadt. Über diesen errungenen Vortheil ging ein anderer den Christen verloren. Nureddin erschlich sich 1154 den Besitz der Stadt Damask und zwang nach zehntägiger Belagerung der Burg den Emir zum Gehorsam, bevor der König Balduin diesem zu Hilfe eilen konnte. Doch rettete er durch einen zweijährigen Waffenstillstand den jährlichen Zins von 8000 tyrischen Denaren, der auf Damask lastete, aber bei Erneuerung des Stillstandsvertrags im December 1156 wieder verloren ging. Diesen brach der König aber auch einen Monat nachher aus Geldnoth und auf Zumuthung böser Rathgeber. Er überfiel im Jan. 1157 friedliche Heerden der Sarazenen im Walde bei Paneas und reizte dadurch den Atabek zum Kriege. Am Euphrat und bei Paneas wurden die Franken geschlagen, die Stadt erobert und zerstört, die Burg aber vom herbeieilenden Könige gerettet. Was nun in aller Eile von Paneas und dessen Mauern wieder aufgebaut werden konnte, geschah vor der Niederlage des Königs am 18. Jun. 1157, der aber nach schnell empfangener Hilfe den Atabek von Paneas abtreiben und Ragia im Fürstenthume Antiochien anfallen konnte. Hier trieb ihn Nureddin zurück; und als auf die Nachricht von dessen tödtlicher Erkrankung, mit Zuziehung des armenischen Fürsten Toros Cäsarea am Orontes belagert und in wenigen Tagen bis auf die Burg erobert wurde, so verleitete ein über den Besitz der Eroberung zwischen Reinhold von Antiochien und Dietrich von Flandern entstandener Streit zur völligen Abführung des Heeres. Der König konnte alsdann nur mit Mühe Harem, das sich im Januar 1158 ergab, belagern, und hierauf Beute bringende Streifzüge unternehmen, aber ob Apamea dabei erobert wurde, bleibt unentschieden; denn die kriegerische Thätigkeit mußte plötzlich an die Grenze des steinigen Arabien versetzt werden, wo die Ägypter eingebrochen waren. Der wiedergenesene Nureddin fiel das Bergschloß Sueta an, und Schirkuh mit seinen Turkomanen das Gebiet Sidon. Dem Bergschlosse eilte der König zu Hilfe und schlug seinen Gegner am 15. Jul. 1158 aus dem Felde, benutzte aber den glorreichen Sieg nicht zur Erneuerung eines Waffenstillstandes, vielmehr entließ er seine Streitgenossen und auch die Pilgerritter mit dem Grafen von Flandern. Also geschah, daß auch Nureddin des Kaisers Manuel Annäherung 1159 nicht fürchtete, der ohnehin nur Reinhold's von Antiochien Frevelthat, die 1157 unternommene Verheerung und Plünderung Cyperns, rächen wollte. Balduin schlug sich zwar nicht ins Mittel, eilte aber herbei, und sah, wie Reinhold nach damals nicht ungewöhnlicher Sitte sich zu schimpflicher Abbitte freiwillig entschloß. Desto ehrenvoller wurde der dem Kaiser befreundete König [23]) im Lager zu Mamistra aufgenommen, und durch ihn auch die Aussöhnung mit Toros von Armenien bewirkt. Doch mußte er sehen, wie Manuel bei seinem Aufenthalte in Antiochien sich als Lehnherr benahm, und wie er nach Cinnamus Reinhold'en zu seinem Vasallen verpflichtete. Gleichwol geschah für das christliche Morgenland nichts weiter, als daß mit Nureddin ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde, der mehren tausend Christen die Freiheit wiedergab, sonst aber entweder für den König nicht bindend war, oder nach damaliger Sitte von demselben gebrochen wurde; denn kaum wußte dieser den furchtbaren Atabek mit dem Beherrscher Ikoniums beschäftigt, so brach er 1160 ins Gebiet Damask verheerend ein, und nöthigte dem Statthalter einen Waffenstillstand auf, der demselben überdies noch 4000 Goldstücke kostete, ohne die reichen Geschenke und die Freilassung angesehener Ritter zu rechnen. Nach Ablauf von drei Monaten, so lange währte die erkaufte Waffenruhe, wiederholte der König seinen Feldzug in der nämlichen Richtung mit großen Vortheilen an

22) Erst 1155 etwa vermählte sie sich mit dem Ritter Reinhold von Chatillon.

23) Balduin war mit des Kaisers Nichte Theodore, Tochter Isaak's, seit 1157 vermählt.

Beute und Gefangenen. Nicht so glücklich war Reinhold von Antiochien, der in die ehemalige Grafschaft Edessa einbrach, aber in einem unglücklichen Treffen von dem Emir von Haleb zwischen Maresch und Cressum (November 1160) gefangen wurde. Ebenso ungern vernahm Balduin dieses Ereigniß, als die ein Jahr nachher zu Stande gebrachte Vermählung der Prinzessin Maria von Antiochien mit dem Kaiser Manuel, der sich dadurch gegründeten Verdacht zuzog, einst dieses Fürstenthum an sein Reich zu knüpfen, und in dieser Absicht vielleicht die schon verabredete Verheirathung mit Melusinen von Tripolis wieder aufgegeben hatte. Zu den nützlichen Anstalten, die der König in seinem Reiche traf, gehört der Wiederaufbau der alten zerstörten Stadt Gaza, mit der er die Templer belieh und dadurch den Ägyptern den Zugang zu Lande nach seinem Reiche abwehrte. Mit seinem Tode — er wurde vergiftet — verminderte sich die Liebe und Achtung von Innen und Außen gegen den christlichen Königsthron, wie alle Einigkeit der Abhängigen und Untergebenen aufhörte, und sonach sank mit Balduin's III. Bruder und Nachfolger, Amalrich I.[24]), allmälig die christliche Herrschaft in Syrien.

II. **Allmäliger Verfall des Königreichs Jerusalem bis zu seiner Gebietseinschränkung auf Tyrus, von 1162—1189.** An König Amalrich tadelte man Habsucht und Feilheit der Gerechtigkeit, Kälte, Verschlossenheit und Wollust, rühmte aber Ausdauer in Arbeit und Strapazen, rüstige Tapferkeit bei einem aufgedunsenen Körper und regen Sinn für Kenntnißnahme der Rechte und Gebräuche seines, wie anderer Reiche. Blindes Vertrauen zu seinen Beamten, wenn nicht die stets gerüstete Bereitschaft zum Kampfe mit seinen zahlreichen Feinden, drückte das Reich. Der Reichsbarone Abneigung gegen ihn äußerte sich in Zwiespalt und Ungehorsam, wenn auch die Urheberin solchen Unfriedens, Melisende, bereits am 15. Sept. 1161 gestorben war. Amalrich schloß sich, wie Balduin III., durch Heirath dem byzantinischen Kaiserreiche an, suchte aber dessen Hilfe, die jener verschmähete. Er hatte, wie jener, denselben furchtbaren Feind im Osten gegen sich, war aber unvorsichtig genug, in seinen Planen auf Ägypten, die sehr gefährlich für Nureddin werden konnten, Ohnmacht und Verkehrtheit zu offenbaren. Seit Gottfried's Zeiten glaubten Alle, die es mit der Wohlfahrt und Sicherheit des christlichen Staates ernstlich meinten, ohne Unterjochung des Nilstaates könne er am Jordan nicht befestigt werden. Damals aber grenzten im Osten eine Reihe sarazenischer Statthalterschaften des bagdader Khalifats an das christliche Land, und die Vorsteher (Emire) derselben sahen entweder nur auf sich, oder waren widerspenstig, oder auch eifersüchtig auf ihre nachbarlichen Genossen. Jetzt nun hatte an ihrer Statt — dies war zu Balduin's III. Zeiten geschehen — der Usurpator Nureddin ein einiges Reich gegründet, von welchem aus die eingetretene Verwirrung in Ägypten mit viel sichern Mitteln benutzt werden konnte, als es der Christenkönig von Jerusalem vermochte. Amalrich zog durch seine Kriege in Ägypten seinen überlegenen Feind sich nach, und bereitete dadurch seinem Staate den Untergang.

Freilich war der Zeitpunkt, den er 1163 zu einem Heerzuge nach Ägypten verwendete, so günstig, wie kein anderer, da die Khalifen nur Schatten von Macht und Ansehen noch besaßen, und ihre Veziere, sich Sultane nennend, alle Gewalt in den Händen hatten. Ein solcher Sultan, Namens Adel, hatte sich zinspflichtig vom christlichen Staate Jerusalem gemacht; als bei dem Sturze des Sultans Schaver durch Dargam, nicht nur der jährliche Zins verweigert wurde, sondern auch innere Unruhen im Khalifate entstanden, verlockte dies den König mit seinen Rittern dahin zu marschiren. Bei Pelusium siegte er über Dargam, konnte aber wegen verordneter Überschwemmung des Nils seinen Sieg nicht benutzen; doch setzte sich Schaver mit Hilfe Nureddin's wieder in die verlorenen Würden ein, ohne das herbeigerufene Hilfsheer unter dem tapfern Emir Schirkuh los werden zu können, worüber er Verdacht schöpfend, gegen diesen in der Eile mit Amalrich einen Vertrag abschloß. Darauf zog der König mit seiner Schar nach Ägypten und mit Schaver vereint engte er Schirkuh und dessen Heer in Pelusium und Belbeis ein; allein Unglücksfälle daheim nöthigten ihn nach dreimonatlicher Belagerung zum Rückzuge, nachdem er zuvor Schirkuh Frieden und freien Abzug, den aber die Ägypter theuer bezahlen mußten, gestattet hatte. Inzwischen nämlich war Nureddin bei dem Schlosse Kurden von einer rüstigen Schar Franken geschlagen worden, hatte sich aber bald wieder gestärkt zur Belagerung Harems gewendet; er wurde von dem herbeieilenden Fürsten Boemund III. von Antiochien, den Grafen Raimund II. von Tripolis und Joscelin und vielen französischen Pilgerrittern abgetrieben, jedoch nicht verfolgt, wenn auch seine Gegner von dem armenischen Fürsten Toros und dem cilicischen Statthalter Calaman verstärkt worden waren. Vielmehr sah er sie aus Beutebereicherung zerstreut, in Sümpfe und in seine Hände gerathen, aus welchen sich nur Toros rettete, während Harem am 11. Aug. und Paneas am 16. Octobr. 1164 in seine Gewalt fielen. Da kam Amalrich, zu dem Graf Dietrich von Flandern stieß, herbei, und stellte in Tripolis und Antiochien die Angelegenheiten wieder her, bestrafte mit Strang und Galgen die Verräther, konnte aber weder eine feste Burg bei Sidon, noch eine andere jenseit des Jordan retten, wenn es ihm auch gelang, den Fürsten Boemund bald aus seiner Gefangenschaft zu erlösen. Graf Raimund wurde erst nach acht Jahren mit 80,000 Goldstücken befreit. Ägypten hatte Amalrich unverrückt im Auge, lauerte auch in der Wüste bei Cadeschbarnea auf Schirkuh's Wiederkehr, verfehlte aber seinen Zweck, und als er bei Askalon Verstärkung an sich gezogen, eilte er noch vor Ablauf des J. 1166 über Al-Arisch nach Belbeis, während Schirkuh bei Attasi stand. Schaver nahm ihn dankbar auf und bot ihm 400,000 Goldstücke, wenn er den Emir Schirkuh aus dem Lande vertreiben helfen wollte. Der Vertrag wurde angenommen und beschworen, und deshalb

24) Amalrich wurde am 17. Febr. 1162 gekrönt. Über Balduin III. siehe den betreffenden Artikel.

das christliche Heer bis vor Misr [25] (Babylon) auf das rechte Nilufer verlegt. Ihm rückte Schirkuh über Dschiseh auf dem linken Ufer nach, und blieb einen vollen Monat unthätig gegenüberstehen, bis sich ein Kampf zum Vortheile des Königs über den Besitz einer Nilinsel entspann. Mit Verstärkung aus Jerusalem durch den Connetable versehen, trachtete nun Amalrich abwärts nach der Besetzung einer Insel (Mehalle), wo der Strom sich in zwei Arme theilt, um überzusetzen und den Feind in den Rücken zu fallen. Schirkuh aber kam dem Übergange zuvor und marschirte bis Badein, wohin auch der König mit Zurücklassung einer Besatzung in Kahira nachzog, und seinen an Streitkräften sehr überlegenen Feind am Engpasse genannter Stadt in vortheilhafter Stellung traf. Es kam hier am Sonnabend vor Lätare (18. März) 1167 zur Schlacht und zur Niederlage des Anfangs glücklich kämpfenden Königs. Von Kahira, wohin er zurückgewichen, zog er verstärkt vor Alexandrien, das inzwischen Schirkuh ohne Mühe eingenommen hatte, und lagerte sich an den Kanal bei Dumanhur, der mit Schiffen besetzt wurde. Zwar schlich sich Schirkuh nach Verlauf eines Monats aus Alexandrien, wo er seinen Neffen, den berühmten Saladin, zurückließ, und zog plündernd und verwüstend bis nach Kus in Oberägypten, allein Amalrich konnte nur bis Kahira folgen, wo er dringend veranlaßt wurde, die Belagerung Alexandriens fortzusetzen, was auch vom Mai bis August 1167 geschah nach allen damaligen Regeln der Belagerungskunst, bis der König und Schirkuh des Krieges müde einen Frieden schlossen, der letzterem eine ansehnliche Geldsumme zum freien Abzuge aus Ägypten, Schaver'n die Übergabe des ausgehungerten Alexandrien (auch von der Seeseite hatte es eine Flotte eingeschlossen) und dem Könige freien Verkehr für seinen Staat mit dieser Stadt unter wichtigen Vortheilen, das Fortbestehen einer christlichen Besatzung zu Kahira mit eigenen Gerichten und einem jährlichen Zins von 100,000 Goldstücken gewährte. Am 3. August soll die Stadt überliefert worden und den 20. desselben Monats Amalrich wieder in Askalon eingetroffen sein. Gegen die christlichen Staaten hatte Nureddin während des Königs fast jähriger Abwesenheit Nichts weiter unternommen, als Munaiterah oberhalb Biblus erobert. Deshalb trachtete Amalrich, obschon Schaver seinen Vertrag gewissenhaft beobachtete, bald genug nach einer Plünderung Ägyptens, worin ihn der verschuldete Johanniterordensmeister noch besonders bestärkte. Viele Ritter und der ganze Templerorden waren dagegen und versagten auch ihren Beistand; allein der König blieb unverrückt bei seinem Vorsatze und fand im Kaiser Manuel einen bereitwilligen Gehilfen, um, wie Cinnamus berichtet, den Nilstaat unter einander theilen zu können. Amalrich aber wartete des Kaisers Hilfe nicht ab, sondern brach im Herbste 1168 auf, erstürmte und zerstörte den 3. Nov. Belbeis, nachdem die Einwohner erwürgt worden waren, und zog langsam vor Kahira, das er nicht angriff, sondern er suchte durch Unterhandlungen dem erschreckten Schaver Geldsummen abzupressen. Dieser gab ihm eine Abschlagssumme, rief aber Nureddin's Hilfe an, die sogleich bereit, durch den Feldherrn Schirkuh erschien. Ihm entgegenzutreten eilte der König im December in die Wüsten Arabiens, ging jedoch fehl, räumte darüber Pelusium und zog im Januar nach Hause. Schaver wurde ermordet und Schirkuh trat am 17. Jan. schon als Emir des sehr schwachen Khalifen Aded ein. Bald nach seinem Tode übernahm Saladin die Emirswürde und herrschte in Abhängigkeit von Nureddin über ganz Ägypten, ohne dem Khalifen mehr als den Schein eines Beherrschers zu lassen. Da suchte Amalrich ringsum bedroht überall Beistand und fand denselben nirgends, außer im Juli 1169 in der Ankunft einer großen byzantinischen Flotte, die aber bei dreimonatlichem Warten auf des Königs Rüstung ihre Vorräthe verzehrte, und erst im October nach Damiette absegelte, wo auch das Landheer am 26. October über Faramiah kommend, eintraf, und durch Verkehrtheit in Anstalten zur Belagerung und vielleicht auch durch Bestechlichkeit binnen einem Monate nichts Förderliches verrichtete, sondern auf des Königs Betrieb am 4. Decbr. einen Frieden abschloß und den Rückzug bedingte. Am 20. desselben Monats kam Amalrich mit dem Landheere und mit Vorwürfen der Griechen, die sich bereits während der Belagerung Damiette's von ihm abgesondert hatten, beladen nach Askalon zurück. Nun brach Saladin im J. 1170 bis zu der vom Könige kürzlich erst erbauten Burg Darum hervor. Dieser zog mit 250 Rittern und 200 Fußknechten — sein Aufgebot zur Vertheidigung fand bei den Prälaten und Reichsbaronen weniges Gehör und bösen Willen — über Askalon nach Gaza, wo sich die Templer zu ihm gesellten, bestand kleine Gefechte mit dem Feinde, konnte aber Gaza's Eroberung und Zerstörung durch Saladin (am 20. Dec.) nicht hindern, worauf er sich zurück und der Feind ans rothe Meer zog und die Stadt Ailah den Christen entriß. Unter solchen Umständen waren neue Bedrohungen zu fürchten, aber keine Mittel zur Abwendung derselben in der zu Anfange des März 1171 berufenen Reichsversammlung zu finden. Amalrich wandte sich deshalb an den Kaiser Manuel und reiste mit Gefolge, vieler Abmahnungen ungeachtet, schon am 10. März nach Constantinopel ab, wo er nach glänzendem Empfange einen Vertrag zwar nach Wünschen, aber wol auch mit Vasallenverbindlichkeiten für seine Krone abschloß. Noch im Juni sah er seine Residenz wieder, jedoch ohne griechische Hilfe, die sich mehre Jahre verzögerte. Dazu erstand 1172 den Franken in dem Bruder und Nachfolger des stets bißlichen armenischen Fürsten Toros ein neuer Feind. Wurde er auch durch Verwüstung seiner Dörfer und Felder gezüchtigt, so umlagerten Nureddin die Festung Karak und Saladin bald nachher Montroyal. Amalrich's Rückkehr aus Armenien befreite beide Burgen ohne Blutvergießen von der Belagerung. In weniger Zeit aber erschien Saladin wieder in jener Gegend und verheerte drei Monate lang den Radau derselben, ohne daß der König ihm mit Erfolg beikommen konnte. Nun hoffte er vor diesem Gegner Ruhe zu bekommen, da sich Nureddin gegen

25) Misr und Kahira waren damals noch zwei verschiedene hinter einander liegende Städte.

denselben rüstete, allein der Atabek starb schon am 22. Mai 1173 und Amalrich benutzte dessen Tod zur Wiedereroberung von Paneas; erwirkte sich aber nach 15tägiger vergeblicher Berennung blos einen Frieden mit einer Geldsumme und die Erlösung 20 gefangener Ritter. Bereits an der Ruhr erkrankt, starb er bei seiner Ankunft zu Jerusalem durch die Ungeschicklichkeit seiner Ärzte am 11. Jul. 1173 und hinterließ das zwiespältige und bedrohte Reich einem kranken Knaben. Amalrich war seit 1157 mit Agnes von Courtenay, Joscelin's des Jüngern Tochter, vermählt worden, und da sein Patriarch die Ehe im vierten Verwandtschaftsgrade fand, mußte er sich bei seiner Krönung von ihr scheiden lassen[26]), obgleich die beiden mit ihr gezeugten Kinder, Sibylle und Balduin, für rechtmäßig erklärt wurden. Der König vermählte sich zwei Jahre nach dieser Trennung mit Marien, Tochter des kaiserlichen Neffen zu Constantinopel, des Protosebastus Johannes. Hierdurch entspann sich das freundschaftliche Verhältniß zwischen den Höfen zu Constantinopel und Jerusalem bis zu solchen Aufmerksamkeiten, daß Kaiser Manuel verfallene Klöster am Jordan und zwischen Jerusalem und Bethlehem aufbauen, viele Kirchen reichlich beschenken und den Stein auf dem Grabe Christi zu Jerusalem mit Gold einfassen ließ, während der König den leichtsinnigen Andronikus, Manuel's Oheim, in seinem Lande duldete und ihn mit Berytus belieh, wo er mit der Königin Witwe, Theodora, seiner Nichte, ein ärgerliches Leben trieb, und sie später mit sich nach Damask und Bagdad nahm. Übrigens zeugte Amalrich mit Marien Komnena, die sich nach seinem Tode mit Balian II., Baron von Ibelin, 1176 wieder verheirathete, eine Tochter Isabelle, welche der Geschichte des Königreichs Jerusalem nicht gleichgültig blieb.

Unruhiger und verwickelter als je waren die Zustände des Königreichs unter Amalrich's stets krankem Sohne, Balduin IV., welcher am 15. Jul. 1173 in der heiligen Grabkirche gekrönt und gesalbt wurde. Erst 13 Jahre alt (er war 1160 geboren), bedurften er und das Reich einer Vormundschaft. Hierzu drängten sich der eben aus der sarazenischen Gefangenschaft zurückgekehrte Graf Raimund von Tripolis und des verstorbenen Königs Günstling, der Seneschall Milo von Plancy, der erst zu Ptolemais ermordet werden mußte, ehe die Reichsversammlung zu Gunsten Raimund's durchgreifend verfügen konnte. Als Reichsverweser sollte er der nächste nach dem Könige sein, oder nächst dem Könige die ersten Ehren genießen[27]). Graf Raimund war aber nicht der Mann, welcher die Verwirrung in der sarazenischen Nachbarschaft zur Befestigung der christlichen Staaten benutzen konnte. Nureddin's unmündiger Sohn, Malek as Saleh, wurde 1174 auf Verlangen einiger Emire unter Saladin's Schirm und Vormundschaft gestellt; nur Aleppo und die Burg Emesa sträubten sich dagegen, die er mit Gewalt zur Fügsamkeit bringen wollte. Die Franken, darüber in Besorgniß gerathen, ließen ihn zuerst von dem Vorhaben abmahnen, und als dies nichts half, zog Graf Raimund bei Arka im Jan. 1175 ein Heer zusammen, das von der Besatzung der Burg Emesa's um Hilfe angesprochen wurde, auch herbeikam, aber entweder bei seiner Erscheinung des Beistandes nicht fähig war, oder denselben zu geben nicht mehr nöthig fand. Die Emesaner nahmen ihre Versprechungen zurück und der Graf zog wieder ab, um mit dem siegreichen Saladin einen schädlichen Frieden zu schließen, welcher den Planen des muselmännischen Helden gegen das Geschlecht Nureddin's freie Hand ließ. In der That stand Saladin bald nachher in den Staaten des jungen Malek as Saleh als Selbstherrscher da, nachdem er zur Befestigung seines Ansehens des verstorbenen Atabek's Witwe, Ezmatheddin, geheirathet hatte. Graf Raimund hielt indessen seinen Vertrag mit Saladin nicht; noch im Sommer 1175 brach er ins Gebiet Damask ein und verheerte es bis Daria hin, und ein Jahr nachher, als Saladin eben nach Ägypten zurückgekehrt war, drang ein Theil des christlichen Heeres von Sidon aus über die Gebirge in das fruchtbare Thal Baka (Beka) und dann weiter bis zum befestigten Amegarra (dem alten Palmyra), während Raimund mit einer andern Abtheilung bis Baalbek verwüstend vorrückte; hier vereinten sich beide Heerhaufen gegen den Statthalter von Damask, Schemseddaulah, Saladin's Bruder, den sie in die Flucht jagten. Glücklicherweise hatte dieser Friedensbruch für den uneinigen Sinn der Reichsbarone keine Folgen, daher trat der Widerspruch von Raimund's Gegnern immer lauter und siegreicher hervor, je mehr sie in des Königs zunehmender Krankheit Untauglichkeit für die künftigen Verwaltungsgeschäfte und verlängerte Vormundschaft erkannten. Sie verdrängten also den Grafen durch die Wahl des tapfern und kriegskundigen Markgrafen Wilhelm Longaspata (Langschwert, ein im Morgenlande nicht ungewöhnlicher Beiname der Fürsten) von Montferrat zum Gemahle der Prinzessin Sibylle und einstigen Thronfolger. Dieser nahm den Antrag an, gefiel aber bei seiner Ankunft im October 1176 vielen Baronen nicht, und als man ihn besser kennen gelernt hatte, starb er, als Graf von Joppe und Askalon, schon im Juni 1177. Daher fand Graf Philipp von Flandern und Vermandois, Sohn des bereits bekannten Grafen Dietrich, und Oheim des jungen Königs Balduin, als er zwei Monate nach Wilhelm's Tode mit zahlreichem Gefolge in Palästina landete, das Reich in großer Noth und Verlegenheit. Gerufen worden mochte er nicht sein, da er bereits seit 1175 mit der Absicht einer Kreuzfahrt umgegangen war, sie aber erst um Pfingsten 1177 antreten konnte. Sogleich beschloß eine Reichsversammlung, ihm mit Raimund's Zurücksetzung die Verwaltung des Landes ohne irgend eine Beschränkung zu übertragen. Man fand

26) Diese Agnes hatte später in ihrer dritten Ehe dasselbe Unglück, von ihrem Gemahle, Reinhold von Sidon, sich trennen zu müssen, wegen vorwaltender Blutsfreundschaft. Übrigens stammte Agnes von Courtenay vom Grafen Joscelin I. von Edessa, und Amalrich vom Könige Balduin II. ab, welche beide Söhne zweier Schwestern waren. 27) Der Erzbischof von Tyrus drückt sich hierüber bei Bongars I, 999 dunkel aus: tradita est ei universa Regni, post dominum Regem, populo acclamante, procuratio et potestas. Derselbe Geschichtschreiber war es, welcher den König Balduin erzogen hatte. Vgl. d. Art. über ihn.

aber in seiner bescheidenen ablehnenden Antwort einen feinen Rechner, der die dringenden Umstände wohl durchschaut hatte. Als nun eine byzantinische Flotte von 70 Schiffen frühern Versprechungen gemäß in Ptolemais erschien, und auf schnelle Verstärkung zu einem ebenso geschwinden Unternehmen gegen Ägypten drang, bot man ihm die Führung der fränkischen Truppen an; als aber auf sein Verweigern der ehemalige Fürst Reinhold von Antiochien hierzu gewählt und der Graf zu dessen Rathgeber ausersehen worden war, so ließ er seine Absichten auf die Hand der schwangern Witwe Sibylle [28]), auf die Krone Jerusalems und auf den künftigen Gebietserwerb in Ägypten laut werden, worüber es zu allerhand Gegeneinwendungen kam, die ihn nach 14tägigem Aufenthalte zu J. zur Rückkehr nach Neapolis und von da nach seiner Heimath entschlüssig machten; als aber die Griechen sich auch zur Heimkehr vorbereiteten, ließ er seine Theilnahme an der ägyptischen Heerfahrt unbedingt anbieten, von welcher jene jedoch eine bedingte eidliche Zusicherung vorsichtigerweise verlangten, und da sie von Philipp verweigert wurde, so gaben sie aus Argwohn das Vorhaben auf und verließen ungesäumt das gelobte Land. Die Meinung, daß Graf Philipp durch den Fürsten Boemund von Antiochien und Grafen Raimund von Tripolis von der ägyptischen Heerfahrt wäre abgehalten worden, um seinen Beistand für sich zu nutzen, ist wol eine Täuschung, da er auch ihnen nicht gewährte, was sie von ihm verlangten. Vielmehr gab Philipp seine Ritterschaft zum königlichen Heere, das unter seines kranken Königs Leitung einen verwüstenden Streifzug in die Gebiete von Hama und Edessa unternahm, aber keine Eroberung versuchte, und was es einnahm, wie Hama z. B., nicht ernstlich zu behaupten bemüht war, sondern wieder aufgab. Ebenso nachlässig ward die Belagerung Harems, die gleich darauf noch in der Winterzeit auf des Fürsten Boemund Anlaß unternommen wurde, durch die Mannschaften von Antiochien und Tripolis mit Philipp's Beistande betrieben, und nach vier Monaten wieder aufgegeben gegen den Empfang einer gewissen Geldsumme zum friedlichen Abzuge. Inzwischen hatte Saladin's Annäherung aus Ägypten den König und den Reichsverweser Reinhold vom vereinten Heere ab gen Ramlah gelockt, wo sie den 26,000 leichte Reiter starken Feind, der in verschiedenen Abtheilungen bis Ramlah, Lydda und Jerusalem hinstreifte, mit 370 Gewappneten am 25. Nov. 1177 unvorbereitet trafen und nach kurzem Kampfe schlugen. Sultan Saladin entkam nur mit Mühe, und obschon die Beute groß, die Flucht wild und verwirrt war, so zogen die Franken doch wenigen Vortheil aus diesem entschiedenen Siege. Sie gingen fröhlich nach Jerusalem zurück, besserten die Mauern dieser Stadt aus, baueten am linken Jordanufer auf einer Höhe unweit Paneas eine feste Burg, und schlugen am 19. März 1179 eine Räuberhorde, welche den Bau hemmen wollte [29]). Hierauf in dem Walde bei Paneas zur Erbeutung arabischer Rinderheerden streichend, trieb sie die List der Ungläubigen zurück. Dadurch nicht gebessert ließ der König noch in demselben Jahre, als Saladin auf einem Hilfszuge zu Kilidsch Arslan gegen die Armenier am linken Jordanufer verwüstend heranzog und das neue Schloß bei Paneas belagerte, durch Zersplitterung seiner eilig herbeigezogenen Streitkräfte sich mit bedeutendem Verluste an Todten und Gefangenen schlagen und auch der herbeieilende Reichsverweser Reinhold mußte weichen. Kam auch der Graf Heinrich von Troyes mit einer guten Zahl Gewappneter zur Stärkung der geschlagenen Franken noch zeitig an, so fand sich im königlichen Heere so lange doch allerlei Verzug, bis die neue Burg in des Sultans Gewalt gerieth. Da dachten die Barone und ihr von Neuem erkrankender König an eine neue Stütze für das Reich. Man sandte noch im Herbste 1179 an Herzog Heinrich von Burgund, um ihn zum Gemahle für Sibyllen zu erbitten, und als dieser sich nicht schnell entschließen konnte, gab der argwöhnische König zur allgemeinen Unzufriedenheit die Hand seiner Schwester dem „unansehnlichen" Ritter Veit von Lusignan aus dem Lande Poitou, und ließ sie wider alles Herkommen in der Fastenzeit 1180 Hochzeit halten. Obschon Graf von Askalon und Joppe dadurch geworden, fehlte es Veiten doch an Allem, was ihm die Abhängigkeit von Mächtigern hätte entbehrlich machen und großes Ansehen bei dem Volke verschaffen können. Einheit unter die fränkischen Barone zu bringen blieb vergeblicher Wunsch, und da auch ihr eifrigster Beschützer, Kaiser Manuel, starb, so war das Beste für das Reich, einen Waffenstillstand mit Saladin zu schließen, den auch Balduin unter gleichen Bedingungen — der erste bisher vorgekommene Fall — zu Wasser und zu Lande auswirkte. Einen ähnlichen Stillstand mußte sich Raimund für seine Grafschaft Tripolis bedingen, und rettete dadurch dieselbe vor gänzlicher Plünderung und die Stadt Aradus [30]) vor der Eroberung durch eine ägyptische Flotte. Er war durch die herrschende Partei im Königreiche [31]), an deren Spitze Agnes, die Königin Witwe, deren Bruder Joscelin und der Seneschall standen, vereinzelt zu heimlichem Grolle gereizt und von seinen Widersachern verdächtigt worden, sich der Königskrone bemeistern zu wollen.

Zu diesen Bewegungen im Innern des christlichen Reichs kamen nun gleichzeitig die Unruhen in Antiochien. Hier hatte Boemund III. seine zweite Gemahlin Theodora, Nichte des Kaisers Manuel, ohne Grund verstoßen, um zum allgemeinen Ärgernisse eine im schlechten Rufe stehende Frau von unbekannter Herkunft, Namens Sibylle [32]),

28) Überdies mußte Sibylle nach Landessitte auch das Trauerjahr aushalten, was dem Grafen zu lange gedäucht haben mochte. 29) Graf Philipp von Flandern war nach Ostern 1178 von Jerusalem über Laodicea wieder heimgekehrt.

30) Sie lag an der Küste des mittelländischen Meeres und östlich ihr gegenüber Antaradus, oder Tortosa zur Zeit des Erzbischofs von Tyrus genannt. Vgl. Bongars I, 1018, wonach der Irrthum auf Wilken's Karte zu verbessern ist. 31) Diese Partei nennt Wilhelm von Tyrus filii Belial, et impietatis alumni, qui spiritum habentes inquietum, turbas in Regno moverent, et mala intestina molirentur. *Bongars* I, 1022. 32) Wilhelm von Tyrus nennt sie quandam Sibyllam, maleficiis utentem. S. Bongars a. a. O. S. 1019.

zu heirathen. Der Bann seines Patriarchen wurde über ihn, und auf erfolgte Verfolgung und Plünderung der Geistlichen, Kirchen und Klöster das Interdict über sein Fürstenthum verhängt. Wenn auch die Regierung zu Jerusalem eine Versöhnung, wenigstens äußerlich, durch friedliche Mittel bewerkstelligt, so dauerten die Unruhen doch fort; Räthe, Diener und Viele vom Adel fielen vom Fürsten ab, und begaben sich meistentheils zu dem armenischen Fürsten Rupin. Unter solchen Umständen brachen die Franken, namentlich der Statthalter Reinhold, ihren Waffenstillstand mit Saladin leichtfertigerweise im J. 1181 durch den Einbruch in ein südöstlich gelegenes, damals erledigtes Emirat, sie wurden aber vom Damasker-Emir bei Karak zurückgewiesen, ohne Schadenersatz zu geben; daher nahm der Sultan 1500 bei Damiette an die Küste verschlagene Pilger gefangen und verlangte für deren Freilassung, wie für Verlängerung des Stillstandes von Balduin unermeßliche Summen, die dieser nicht zahlen konnte. Hierauf fiel er 1182 über den Landstrich des linken Jordanufers, Syria Sobal genannt, verheerend her. Die christlichen Streitkräfte zogen sich im Mai desselben Jahres unverständigerweise bei Karak zusammen, und ließen dem bei Gerba oberhalb Montroyals gelagerten Feinde Raum und Zeit, durch ihr Gebiet nach Damask zu ziehen. Das königliche Heer folgte nach und stellte sich an der Quelle bei der Stadt Sepphoris auf, nachdem bereits einige Emire das rechte Jordanufer bei Tiberias verheert und die Stadt Buria genommen hatten. Die christlichen Einwohner derselben wurden als Gefangene mitgeführt, und die so wichtige als feste Höhle Hesn Schakif (? wenigstens nicht zu verwechseln mit dem weiter abwärts gelegenen ähnlichen Felsenneste Roob) in der Landschaft Trachonitis erobert. Dadurch war dem Königreiche ein fruchtbares und ergiebiges Gebiet entrissen worden; aber auch Saladin's Waffenglück blieb auf einige Zeit gehemmt; denn was er nun im Juli und August gegen die Franken bei Tiberias und Belveir, gegen Besan (das alte Scythopolis) und Berytus unternahm, wurde durch der Gegner Tapferkeit entschieden zurückgewiesen; ebenso unschädlich scheint seines Bruders Malek al Adel Einbruch bei Darum in den südlichen Theil des Königreichs gewesen zu sein. Die Folge von den schnellen und häufigen Angriffen war, daß der König sein Heer wehrhaft zusammenhielt, und binnen einer Woche eine Flotte von 30 Schiffen schlagfertig stellte und den Sultan Saladin, am Auge verwundet, auf Unternehmungen am Orontes und Euphrat wies. Dies veranlaßte aber die bedrängten Staaten von Aleppo und Mosul, Hilfe bei dem Könige von Jerusalem zu suchen. Wie viel jedoch von ihren Anträgen wahr oder angenommen worden sein mag, läßt sich nicht bestimmen; genug, die Franken zogen noch 1182 durch die Landschaft Trachonitis in das Gebiet Damask, zerstörten Felder und Dörfer, ohne große Beute zu finden, wandten sich dann gegen Bozra, das sie zu nehmen für schwierig hielten, und kehrten ihre Schwerter aufwärts nach ihrer Landesgrenze zurück, wo sie die vor einem Vierteljahre eingebüßte wichtige Höhle nach dreiwöchentlicher Belagerung wieder eroberten. Kaum war ihnen ein Monat Ruhe vergönnt, so rief Balduin im Decbr. 1182 die Ritterschaft abermals zusammen, davon ein Theil unter Graf Raimund beutemachend bis Bozra wiederum streifte und sich hernach mit dem andern Theile unter des Königs Leitung bei Chatelet am See Tiberias zu einem Einbruche ins Damaskergebiet vereinte. Das Heer drang bis Daria vor, wo es den Weg nach Damask verlegt fand. Ohne Nutzen und Vortheil zog es sich zurück. Glücklicher, aber ohne wirklichen Nutzen war der gleichzeitige Heerzug einer dritten Abtheilung unter dem Verweser Reinhold an den arabischen Meerbusen. Dieser eroberte die Hafenstadt Ailah und die daselbst liegenden Schiffe; mit diesen segelte eine Abtheilung, während die andere die Burg Ailah's belagerte, längs der Küste bis Aidab, welches sie plünderte, und dann drang sie in das Gebiet Hedschas, um jedenfalls Mekka und Medina zu überraschen; allein noch an der Küste von Haura wurde die Mannschaft geschlagen und gefangen, während Malek al Adel, Saladin's Bruder, eine ganze Flotte aus dem Hafen zu Alexandrien auf dem Rücken der Kamele in den arabischen Meerbusen tragen und die Burg Ailah entsetzen ließ. Also kehrte Reinhold gleichfalls unverrichteter Dinge nach Hause.

Inzwischen machten Saladin's Siege an der Grenze des Fürstenthums Antiochiens die Franken mehr und mehr besorglich; sie beriethen sich, die Barone und Prälaten, zu Jerusalem im Februar 1183 über die wachsende Gefahr. Bei ihrer Aller Armuth wurde Ausschreiben einer allgemeinen, nur einmal zu erhebenden Vermögenssteuer im Königreiche beschlossen, und zwar ohne Unterschied des Standes, Alters, Geschlechtes und Glaubens zur Vertheidigung des Reiches, und so lange der Ertrag davon reichen würde, durften keine andern Abgaben, die unter dem Namen Taillen (Taliae) bekannt waren, abgefodert werden. Zur Schätzung der Bewohner und Eintreibung dieser Abgabe wurden für jede Stadt und deren Bezirke vier Männer niedergesetzt. Kaum war dies geschehen, so fielen Aleppo (den 27. Juni) und Harem in Saladin's Gewalt; dadurch erschüttert, kamen Boemund III. und Graf Raimund zum Könige hilfesuchend nach Ptolemais. Mit 300 Helmen verstärkt glaubte der Fürst von Antiochien dennoch keinen bessern Ausweg zu treffen, als Waffenstillstand mit dem Sultan zu schließen, und die cilicische Enclave Tarsus an den armenischen Fürsten Rupin zu verkaufen. Hierauf kehrte er ins königliche Lager bei Sepphoris, wohin auch Graf Raimund beschieden und gekommen war, zurück. Hier fand sich ein Heer (darunter eine zahlreiche Schar abendländischer Pilgerritter, so Herzog Heinrich von Brabant, mit ihren Gefolgen) von 1300 Reitern und 15,000 Fußknechten zusammen. Unglücklicherweise aber mußte der abermals gefährlich erkrankende König die Leitung der Geschäfte wieder abgeben, und übertrug sie den anwesenden Rittern zum Verdrusse seinem Schwager Veit von Lusignan mit Vorbehalt der königlichen Würde, des Genusses von 10,000 Byzantien jährlicher Einkünfte und des Besitzes der Stadt Jerusalem, wobei noch dem Grafen der Eid abgenommen wurde, kein Stück des Königreichs zu veräußern und bei Lebzeiten Balduin's nicht nach der Krone zu streben.

Während dessen plünderte und zerstörte Saladin am 28. September das wehrlose Baisan (Besan), zertheilte hierauf seine Streitmassen in mehre Haufen zu Streifereien nach Nazareth und nach dem Kloster auf dem Berge Thabor; er selbst aber lagerte sich an der Quelle Tubania auf der Straße nach Neapolis, nachdem er eine christliche Reiterabtheilung geschlagen hatte. Graf Veit zog am 30. September über das Nazarethergebirge nach Esdrelon und Burg Faba, ohne die murrenden Ritter zur Schlacht bringen zu können, selbst dann nicht, als Saladin seine für unantastbar gehaltene Stellung verließ und sich bei der Burg Forbelet lagerte, um durch seine Ausdehnung den Franken die Lebensmittel abzuschneiden, oder sie zum Kampfe desto gewisser zu reizen. Allein selbst in Hungersnoth versetzt, mußte er sich zum Rückzuge über Toron bequemen. Das fränkische Heer zog sich zu seinem Gepäcke nach Sepphoris (Sephoria) zurück und löste sich dort auf. Während aber Reinhold von Chatillon die Hochzeit seines Stiefsohnes Humfried (? Henfried) von Toron mit der ihm seit vier Jahren verlobten Schwester Balduin's, Isabelle, in seiner Burg Karak an der äußersten südöstlichen Spitze des Königreichs feierte, erschien Saladin mit einem Heere und nöthigem Wurfzeuge, nahm den unter dem sehr festen Schlosse liegenden Weiler mit seinen ansehnlichen Vorräthen weg und umstellte Karak. Aus acht großen Wurfzeugen beschoß er die Burg mit großen Steinmassen im November und December 1183; den Hochzeitgästen fehlte es bei Überfüllung an Volke nur an Waffen und an einer Brücke, da die vorhandene Zugbrücke unvorsichtigerweise abgebrochen worden war[33]); daher mußte Reinhold ruhig auf Entsatz von Jerusalem warten. Dort aber war man mit den wichtigsten Angelegenheiten beschäftigt: der Fürst von Antiochien, der Graf von Tripolis, Reinhold von Sidon und andere Große drangen ungestüm in den König, den ihnen verhaßten Reichsverweser Veit abzusetzen, was auch bei der über ihn hereinbrechenden Unzufriedenheit Balduin's und Sibyllens, welche einst lieber die Krone auf dem Haupte ihres Sohnes erster Ehe, Balduin V., sah, als auf dem ihres Mannes, in einer Reichsversammlung ohne Mühe ausgeführt wurde. König Balduin wurde in seine völligen Rechte zurückversetzt, und dessen gleichnamiger Neffe von fünf Jahren ohne Veit's Widerspruch zum Thronfolger ernannt, und am 20. November in herkömmlicher Weise gesalbt und gekrönt, ohne daß man seinen Stiefvater zur Huldigung zuließ. Man sah aber, als die Streitkräfte bei Segor (Palmer in der Volkssprache) unterhalb des todten Meeres gesammelt wurden, ein, daß mit zwei untauglichen Königen dem gemeinen Wesen nicht gerathen sei, und so foderte man dringend einen Reichsverweser. Nach geschehener Berathung verstand sich König Balduin IV. zögernd wenigstens zur Wahl eines Feldobersten in der Person Raimund's von Tripolis, setzte, nachdem Saladin durch die Annäherung eines Entsatzheeres am 12. Decbr. 1183 die Belagerung Karaks aufgehoben hatte, die Verfolgung gegen seinen Schwager, der sich mit seiner eben nicht liebenswürdigen Gemahlin nach Askalon zurückgezogen hatte, fort und drang auf dessen Ehescheidung. Auf mehre Vorladungen erschien der Graf nicht zu Jerusalem und ließ auch den König, der mit Gefolge vor seine Stadt alsdann kam, nicht ein. Da nahm ihm dieser Joppe, und Veit griff zu öffentlichen Thätlichkeiten, während die Großen in zwei Parteien zerfielen. Nun erst (1184) gab Balduin dem Grafen von Tripolis das Reichsverweseramt, welches dieser nicht eher annahm, bis ihm gewisse Bedingungen zugesichert worden waren. Vor Allem foderte und gewährte man ihm die Reichsverwesung bis zur Volljährigkeit des jungen Königs Balduin V., er sollte sich jedoch in dessen Erziehung und Beaufsichtigung nicht mischen; würde aber derselbe vor seiner Mündigkeit sterben, so sollten der Papst und der römisch-teutsche Kaiser sammt den Königen von Frankreich und England über die Krone Jerusalems verfügen. Als Unterpfand räumte man ihm die feste Stadt Berytus und deren Gebiet ein, alle übrigen Burgen und feste Plätze des Reichs wurden der Bewachung der Templer anvertraut. Der Seneschall Joscelin, der Gräfin von Askalon Oheim, erhielt den jungen König in Aufsicht. Der Graf nahm sich der Wohlfahrt des Reiches ernstlich, klug und redlich an. Er beschützte die Burg Karak, welche Saladin im August 1184 wieder angriff, konnte aber bei dessen Rückzuge die Plünderung der unbewehrten Stadt Neapolis und die Bestürmung anderer kleinerer Städte nicht verhindern, schlug jedoch ein anderes Sarazenenheer unter Leitung eines abtrünnigen Tempelritters, und als durch anhaltende Dürrung große Noth im Lande entstand, schloß er unter Zustimmung der Reichsversammlung mit dem Sultan einen Waffenstillstand auf wenige Monate für die Summe von 60,000 Byzantien, um durch freien Verkehr den Ankauf von Lebensmitteln zu erleichtern. Inzwischen starb Balduin IV. am 16. März 1185, nachdem er die Reichsversammlung zu Jerusalem zur Treue gegen seinen Neffen wiederholt ermahnt hatte. Diesen, unter dem Namen Balduin V. bekannt, nahm Joscelin mit sich nach Ptolemais, wo er im Sommer 1186 schon starb, sei's vergiftet oder nicht, so doch in einer durch Parteiung aufgeregten und verwirrten Zeit, daß es bezweifelt bleibt, ob ihm bei längerem Leben auch ohne Saladin's Siege das Reich würde aufbewahrt worden sein. Mit seinem Tode wurde Alles umgestoßen, was von Balduin IV. verfügt und mit Raimund'en vertragt worden war. Derselbe Seneschall, dessen Händen der zarte königliche Knabe anvertraut gewesen war, trat jetzt auf, versicherte sich der Küstenstädte Ptolemais und Bairuth und rieth der Gräfin Sibylle mit ihrem Gemahle nach Jerusalem zu eilen und sich des Reiches zu bemächtigen, während er den Grafen von Tripolis abhielt, die Leiche Balduin's nach der königlichen Gruft zu begleiten. Indessen wurde Raimund die Ränke seines Feindes bald gewahr und berief eine Reichsversammlung nach Neapo-

33) Erant autem intus, erzählt der Erzbischof von Tyrus bei Bongars I, 1040, promiscuae conditionis et sexus turba plurima et inutilis, quae obsessis potius oneri erant quam utilitati, *histrionum* videlicet, *tibicinum* et *psaltriarum*, quae ex omni regione ad diem nuptiarum convenerant.

lich, die auch zahlreich genug war, um den Planen Joscelin's und Sibyllens gefährlich zu werden. Jedenfalls aber wirkte arge List und der Templer Verrath mit in das Gewebe, und mochte Sibylle dem zu Jerusalem anwesenden Patriarchen Heraklius und den Großmeistern der beiden geistlichen Ritterorden und diese drei Männer hinwiederum ihr eidliche Versicherungen abgenommen, oder mochte sie mit Fürst Reinhold diese Männer bestürmt haben, die Königskronen, die sie unter dem Verschlusse hatten, herauszugeben, so sind doch weder der Gräfin Schlauheit noch deren Rechte auf die Krone nach des Reiches Satzungen zu bezweifeln; daher auch der Patriarch bei ihrer Krönung ihr das andere Diadem mit der Andeutung überreichte, es dem aufzusetzen, auf wessen Haupt sie wolle. Sie setzte es eigenhändig Veit'en aufs Haupt, ohne sich an die Abmahnungen zu kehren, welche ihr im Voraus die Reichsversammlung zu Neapolis zugesendet hatte. Diese weigerte sich, die gefoderte Huldigung zu leisten, und der Baron von Rames, Graf Raimund und Veit's leiblicher Bruder ergossen sich laut in Spöttereien über den neuen Emporkömmling. Raimund beredete die Versammlung, Veit's Schwager, Henfried von Toron, zum Könige zu wählen; dieser aber entwich seigerweise nach Jerusalem und huldigte dem Könige. Hierüber zerriß das ganze Gewebe der Gegenpartei, welche so verlegen geworden sein soll, daß sie keinen Grund zu ihrer Widerspenstigkeit anführen konnte. Daher alle nach Jerusalem zur Huldigung zogen; nur der Baron von Rames hielt dies unter seiner Würde und trat in die Dienste des Fürsten von Antiochien, nachdem er die königlichen Lehen seinem Sohne übergeben und König Veit ins Angesicht grob behandelt hatte. Graf Raimund blieb, da er, wie Jacob von Vitry ihn beschuldigte, auch nach der Krone strebte, seinem einmal gegebenen Worte getreu und wurde Gegner Veit's. Dieser berief auf Anrathen des Templergroßmeisters alle Vasallen nach Nazareth, um den Grafen zur Pflicht zurückzubringen; Raimund aber sprach bei den ersten gewaltthätigen Drohungen den Sultan Saladin um Hilfe an, die ihm sogleich gereicht wurde. Nur die Vermittelung Balian's von Ibelin verwandelte den Ausbruch des Krieges in Verhandlungen, die aber, weil der Graf Bairuth zurückverlangte und nicht erhielt, zu keinem gewünschten Ende führten. Dies und andere Unruhen mahnten den König, den Antrag des Sultans zur Verlängerung des 1185 abgeschlossenen kurzen Stillstandes auf drei Jahre anzunehmen. Allein leichtfertigerweise brach Reinhold von Karak denselben durch die räuberische Befehdung einer nach Damask ziehenden Karavane und auf seine Weigerung den Raub zurückzugeben, schwur der Sultan Rache zu nehmen. Er schloß mit dem Fürsten von Mosul einen Stillstand, ob auch, wie angenommen wird, mit Boemund von Antiochien, bleibt insofern zweifelhaft, als er unter seines zweiten Sohnes Leitung dem königlichen Heere Verstärkung zuschickte. Auf die Nachricht von den Rüstungen ihres gefürchteten Gegners berieth sich die Reichsversammlung zu Jerusalem zu gemeinsamer Gegenwehr, für welche man die Versöhnung zwischen Veit und Raimund als unerläßlich erklärte. Eine Botschaft begab sich zu Ende Aprils 1187 zu ihm in Tiberias, und fand ihn ungesäumt bereit, alle Vorwürfe von sich abzuwerfen. Nachdem er die Sarazenen aus seiner Umgebung entfernt hatte, brach er mit der Gesandtschaft zum Könige auf, der ihm bis in die Ebene von Dotaim entgegenkam. Hier ward die Versöhnungsscene von beiden Seiten zuvorkommend gehalten, und beide reisten mit einander nach Neapolis zur Berathung über die Maßregeln gegen den Feind sodann nach Jerusalem, wo der Graf dem Könige am heiligen Grabe huldigte. Seine Rathschläge wurden befolgt, in Vielen aber blieben Vorurtheile und Verdacht gegen ihn fest, und jedenfalls waren es die Templer, die ihm widersprachen.

Inzwischen war der Sultan mit einem Heerhaufen bei Karak angelangt, ein anderer näherte sich Akka, machte reiche Beute, und schlug auf dem Rückwege über den Jordan am Kischon den Großmeister der Templer. Hingegen zog sich das Frankenheer im Mai 1187 bei Sephoria zusammen, zu dessen Rüstung der Templerorden ansehnliche Schätze hergab, und alle waffenfähige heerdienstpflichtige Männer aufgefodert wurden. Es sammelten sich 2000 Ritter, eine große Menge leichtbewaffneter Bogenschützen (Turkopulen) und über 18,000 Fußknechte. Gleicherweise hatte der Sultan bei Aschtara unweit Damask ein großes Heer zusammengezogen, welches bei Gaulan ins christliche Königreich einbrach. Eine Abtheilung ging bis Nazareth vor, und setzte die ganze Gegend bis zu den Gebirgen Gilboa und Jesreel in Flammen. Hierauf rückte der Sultan ungehindert nach und griff den 2. Jul. 1187 die schlecht verwahrte Stadt Tiberias an, nahm sie und hielt Raimund's Gemahlin in der Burg umschlossen. Zu Sephoria rieth der Graf Raimund mit einleuchtenden Gründen von einem Angriffe des Feindes ab; allein der Großmeister der Templer bestürmte in der Stille den König so lange, bis er sich zum Aufbruche gegen den Feind entschloß, dadurch aber großen Unwillen unter der Ritterschaft erweckte. Der Sultan kam ihm mit seinen Heermassen entgegen, und traf ihn am 4. Jul. bei Marescallia. Aberglauben und Bangigkeit quälten das christliche Heer, ein Kriegsrath verschob die Schlacht auf den andern Tag; allein des Nachts vom Feinde umzingelt und vom Rauche und glühenden Dampfe angezündeter Gesträuche geängstigt, wurde es am Morgen des 5. von seinem neckenden Gegner an der Höhe bei Hittin (vielleicht das heutige Dorf Hatti [34]), wie es Clarke nennt) auf ungünstigem Boden immer mehr zum Kampfe gereizt. Es stand nicht mehr in der Franken Macht, ein Treffen anzunehmen, oder abzulehnen. Die Ritter beider geistlichen Orden, die Turkopulen und der König stritten wacker, das verschmachtende Fußvolk that aber seine Pflicht so wenig, als Graf Raimund, Balian von Ibelin, Reinhold

---

34) Raumer (a. a. O. S. 31) nennt es Hottein, $2\frac{1}{2}$ Stunden von Tiberias. Der Berg dabei hieß ehedem der Berg der Seligkeiten wegen der Stelle in Matth. 5, 3 fg., jetzt aber Kerun el Hottein, d. h. die Hörner von Hottein, weil das längliche Viereck, das diese Höhe bildet, an jedem Ende eine hervortretende Spitze hat.

von Sidon sammt dem jungen Fürsten von Antiochien. Sie flohen mit den Ihrigen feiger Weise nach Tyrus. Fünf Ritter des Grafen gingen zum Feinde über. Das Fußvolk floh oder gab sich gefangen. Der König mit seiner Ritterschaft, die Templer und Johanniter bereits eingeschlossen, fanden nun keine Hilfe, und mußten sich nach großem Verluste, darunter auch das heilige Kreuz gerechnet wird, dem Feinde ergeben. Die Muthlosigkeit des großen Haufens war so arg unter den Franken, daß mancher Muselmann 30 Mann von ihnen an einem Zeltstricke ohne weitere Hilfe davonführte. Der meiste Theil ihrer streitbaren Mannschaft wurde hier entweder erschlagen oder gefangen, daher die festen Plätze von dem Sieger ohne gute Vertheidigung gefunden wurden. Dieser behandelte seine Gefangenen mit großer Milde, außer Reinholden von Karak, den er in des Königs Gegenwart erschlug. Tags nach der Schlacht, am 6. Jul., ergab sich die Burg Tiberias; die Gemahlin Raimund's und ihre vier Söhne erster Ehe erhielten, reichlich beschenkt, freien Abzug nach Tripolis, wohin sich auch der Graf mit seinen Rittern begab [35]). Am 9. Jul. fiel die reiche und wichtige Handelsstadt Ptolemais, wo eine Verwaltungsbehörde eingerichtet wurde. Hierauf erbrach Saladin die Burg Toron (Thebain), und da er Tyrus zu gut verwahrt fand, als es im Vorüberziehen nehmen zu können, fiel er Sarepta, Sidon und Biblus an, und eroberte diese Städte ohne Blutvergießen. Auch Bairuth hielt sich kaum acht Tage gegen ihn; alsdann mit seinen Scharen landabwärts gewendet, zog er seinen Bruder Malek el Adel an sich. Dieser war mit einem Heerhaufen von Ägypten gekommen, zwar vor der hittiner Schlacht von den Bewohnern Jerusalems, Askalons und Gerars zurückgetrieben worden, drang aber bald siegreich vor, und öffnete sich die Burgen von Darum bis Jerusalem, ja bis zur Küstenstadt Cäsarea (Kaisaria), und nahm sie sammt den dazwischen liegenden Städten, außer der Hauptstadt des Reichs, Bethlehem, Askalon, der Templerburg Gazaris und Karak [36]). Ihm arbeitete eine Heerabtheilung des Sultan, die von Ptolemais herabkam, in die Hände. Sie nahm Nazareth, Tabor, Dotaim, Sebaste, Neapolis, Bethsan und Jericho, und die dazwischen liegende Templerburg Maledria fiel gleicher Weise ohne Widerstand, sodaß der Sultan mit seinem Bruder nun vereint im August schon ungehindert vor Askalon rücken konnte; die Stadt vertheidigte sich 14 Tage lang, bis sie sich durch Überredung des Königs Veit, welchen Saladin jedenfalls mit umherführte, ergab [37]). Die Bedingungen der am 4. Sept. getroffenen Übereinkunft waren: Freilassung Veit's (der aber noch bis in den Mai 1188 zu Nazareth gefangen saß) und dessen Bruders, des Bischofs von Lydda, sowie 12 oder 15 anderer Gefangener nach des Königs Auswahl, freier und sicherer Abzug der Askaloniten mit ihren beweglichen Gütern (die unbeweglichen durften verkauft werden) bis Tripolis, und endlich Zusicherung bleibenden Aufenthaltes für hundert christliche Familien in der Stadt. Am 5. Sept. besetzte Saladin die Stadt. Nun standen ihm in der Nähe nur Jerusalem und Bethlehem noch feindlich entgegen. Er wünschte die heilige Stadt unversehrt zu bekommen, und schlug deshalb sehr annehmbare Bedingungen zur Übergabe vor; die Bewohner schlugen sie ohne Bedenken aus. Der gegen den Sultan wortbrüchig gewordene Balian von Ibelin ordnete daselbst die Vertheidigung, und ließ sich von den Bürgern huldigen. Ungeheuer war die Menge Volks, die sich aus den Landstädten und der Umgegend hierher geflüchtet hatte, davon Viele kein Obdach, und Nahrungsmittel nur spärlich fanden. Von der Ritterschaft waren nur zwei vorhanden; Balian schlug daher 50 junge tapfere Männer zu Rittern, erwählt aus den Söhnen der Barone und der Bürger. Aus dem Silber am Denkmale über dem Grabe des Erlösers ließ er Geld prägen, um die Truppen zu besolden und andere nothwendige Ausgaben zu bestreiten. Am 20. Sept. erschien das fast zahllose Sarazenenheer vor der mit Menschen überfüllten Stadt, und regte selbst Domherren, Priester und Mönche zum Kampfe auf, der acht Tage lang mit Ausnahme der Nächte ununterbrochen durch häufige Ausfälle genährt wurde. Als aber die Nordseite der Stadt, die bis jetzt verschont geblieben, mit aller Kunst und Kraft angegriffen wurde, befiel die ganze Einwohnerschaft ein solcher Schrecken, daß ohne Zwang kaum 40 Mann sich zum Kampfe bereit fanden. Gebete, feierliche Umzüge, lächerliche Büßungen sollten allein retten und schirmen, während die Geldgebote Balian's selten ihre Wirkungen thaten. Doch wurde die Bresche in der Mauer vertheidigt, allein Balian auch vermocht, mit dem Sultan für sichern und freien Abzug zu verhandeln. Nach zweitägigen Mühen erhielt er denselben zugestanden gegen ein Lösegeld der Einwohner. Dieses fand Schwierigkeiten, weil für jeden Mann ohne Ausnahme 20 und für jedes Frauenzimmer oder Kind 10 Byzantien gefodert wurden, die Mehrzahl von ihnen aber in völliger Armuth schmachtete. Eindringliche Vorstellungen des Wortführers Balian setzten den Erlös des Mannes und des Weibes auf die Hälften der genannten Summen und den jeden Kindes bis auf eine Byzantie herab, wobei noch für 7000 arme Leute die runde Summe von 30,000 Byzantien beliebt wurde. Und wiederum durch anhaltendes Bitten erreichte Balian die Umänderung des Erlöses für Weiber und Kinder, daß nämlich zwei von erstern und zehn von letztern für einen Mann, also zehn Byzantien an Werth berechnet, und jedem streitfähigen Manne der Gebrauch der Waffen gegen befürchtete räuberische Anfälle auf dem Wege der Auswanderung gestattet wurden. Endlich wurde eine 40tägige Frist zum Verkaufe des Eigenthums, zur Zahlung der Lösesummen und

35) Bald nach seiner Ankunft starb er plötzlich auf so dunkele und zweideutige Weise, daß seine Krankheit und Todesart sehr verschieden beurtheilt wurden. Raimund hinterließ keine Kinder, und seine Grafschaft fiel an den zweiten Sohn des Fürsten von Antiochien, Boemund. 36) Dieses Felsennest soll sich, nach Hugo Plagon und dem Schatzmeister Bernhard, zwei Jahre lang gehalten haben, und nur durch Hunger überwältigt worden sein. 37) Jacob von Vitry, Sanuto, Lusignan, Jauna, Maimbourg und Vertot setzen gegen bessere Nachrichten die Einnahme Askalons nach der Eroberung Jerusalems; auch die beiden Urkk. bei Vertot I, 603 fg. sprechen nicht dafür.

zum Abzuge festgesetzt. Der Abzug in vier Haufen, auf drei Straßen angeordnet, wurde von je 50 Reitern Bedeckung geleitet, theils nach Alexandrien zur Abfahrt ins Abendland, theils nach Antiochien zu eigenem Gefallen. Nachdem dieser Seelenhandel, für unsere Zeit beispiellos, für jene aber nicht ungewöhnlich und für Saladin überdies noch eine hochgepriesene Großmuth, wie für die entarteten Franken eine strafende Demüthigung, in Richtigkeit gekommen war, wurde die Übereinkunft am 2. Oct. unter lauten Beschimpfungen des Patriarchen und der jungen Ritterschaft durch das gemeine Volk in der heiligen Stadt bekannt gemacht. Am 3. hielt Saladin seinen überaus prachtvollen Einzug. Die Kirchen wurden in Moscheen verwandelt, nur die des heiligen Grabes nicht, wenngleich ihre Heiligthümer nicht geschützt wurden. Erst späterhin wurde sie an die Surianer verkauft. Alle Glocken wurden weggenommen und alle Kreuze umgestürzt. Sonst wurde den Christen innerhalb obiger Frist Schutz gewährt, strenge Ordnung gehalten, der Verkauf des christlichen Eigenthums befördert und die Loskaufung der Dürftigen erleichtert. Das Verzeichnen Aller und die Schätzung der Vermögenden half, nach Abulfeda, vielem Betrug von Seite der wohlhabenden Christen nicht ab. Der Schatz der Hospitaliter gab die Summe von 30,000 Byzantien zur Erlösung von 7000 armen Leuten her, Malek el Adel ließ 1000 Arme ohne Lösegeld ziehen, ein Gleiches thaten die Emire von Edessa und Bira, nachdem sie sich eine gewisse Anzahl vom Sultan erbeten hatten, und auch dieser stand in dieser Großmuth nicht nach, als ihn Balian's Fürsprache rührte. Endlich erlaubte er, daß so viele Arme, als vom Morgen bis zum Abende eines Tages durch eine Pforte hinausziehen könnten, die Freiheit unentgeltlich empfangen sollten. Dennoch behielt er noch 11,000 unbemittelte Christen, aller Vorstellungen ungeachtet, in Sklaverei, während aus dem Erlöse der Abziehenden nicht mehr als 220,000 Byzantien gewonnen, und derselbe theils unter die Statthalter und Gelehrten in des Sultans Umgebung verschenkt, theils zur Abreise dürftiger Christen verwendet wurde. Auch gab Saladin die bei Hittin Gefangenen ihren Weibern und Kindern frei zurück. Die Auswanderer (unter ihnen die Königin Sibylle, der eine Unterredung mit ihrem gefangenen Gemahle zu Nazareth verstattet wurde) empfanden erst die Noth, als sie die Gebiete von Tripolis und Antiochien betraten, wo ihnen die Städte verschlossen und Manchen die gerettete Habe abgenommen wurde. Die Flüchtlinge hingegen, welche nach Alexandrien wanderten, rettete die Milde des dortigen Statthalters; er zwang die italienischen Seefahrer, ihre unbemittelten Mitchristen unentgeltlich mitzunehmen, und sorgte für Lebensmittel auf die Dauer ihrer Überfahrt nach Europa.

Die noch unversehrten christlichen Gebiete fielen nun in der ersten Bestürzung dem siegreichen Sultan meistens ohne langen Widerstand zu; so Antaradus ohne die Burg — Tyrus und Tripolis retteten sich durch abendländische Hilfe —, die Grenzstadt Batanea (häufig auch Paneas genannt), ferner im Fürstenthume Antiochien, wohin Saladin im Julius 1188 vordrang, Gabala (Dschabalah), sammt der Burg, das blühende Laodicea, das landeinwärts gelegene Sehjun, und ringsum die benachbarten Burgen, darunter Schogar und Bakas die wichtigsten waren. Dasselbe Schicksal erlitten Bursia, Sarmenia und die beiden unweit Antiochiens gelegenen festen Schlösser Derbasak und Bagras. Alsdann schloß er mit dem beinahe wehrlos gewordenen Fürsten Boemund III. einen siebenmonatlichen Waffenstillstand, welcher alle in dessen Gefangenschaft befindliche Muselmänner in Freiheit setzte, und nach Ablauf seiner Frist die Übergabe der Hauptstadt an den Sultan zusicherte, falls sie inzwischen keinen fremden Beistand erhalten würde. Diesen brachte aber eine sicilische Flotte. Hierauf wandte sich Saladin wieder zu den christlichen Überresten im Süden. Am 4. Dec. überwältigte er das feste Saphed am rechten Jordanufer, und den 3. Jan. 1189 das bei Tiberias hoch und steil gelegene Kaukeb (?Belvedere). Die Festung Karak hatte sich bereits an Malek al Adel ergeben, und Schaubek oder Montroyal fiel hinterher, wodurch die Muselmänner freien Verkehr zwischen Damask, Arabien und Ägypten wieder gewannen. Endlich übergab Fürst Reinhold von Sidon freiwillig seine Burg Belfort (Schakif Arnun) am Leontes (Kasamisch) dem Sultan gegen einen eingeräumten Besitz im damasker Gebiete.

III. Die erhaltenen und wiedergewonnenen Reste des Königreichs J. bis zu ihrer Verwirrung durch teutsche und cyprische Herrschaft, von 1189—1231. Das Kronland fand sich bis auf die einzige Stadt Tyrus und deren Gebiet zusammengeengt, und auch diese konnte Veit, als er im Sommer 1188 aus der Gefangenschaft trat, nicht als die seinige ansprechen, weil sich Markgraf Konrad von Montferrat, Sohn des bei Hittin gefangenen Markgrafen Wilhelm, durch seine mannhaften Verdienste seit einem Jahre die grundherrlichen Rechte darauf erworben hatte. Als Fürst von Tyrus wies er Veiten zurück, der nach Tripolis seine Zuflucht nehmen und von dort aus auf neuen Ländererwerb sinnen mußte; allein überall traten ihm Misgeschick und die wieder auflebende Verachtung, von Seiten seines Nebenbuhlers aber Energie und Überlegenheit entgegen. Der König erschien mit 700 Rittern und 9000 Fußknechten, der Markgraf mit 1000 Rittern und 22,000 Mann zu Fuß im Felde, und was der Eine erobern wollte, wünschte der Andere auch zu beherrschen. Die erschienene Pilgerhilfe aus Europa, groß genug, um bedeutende Unternehmungen zu wagen, blieb nicht gleichgültig gegen die Ansprüche beider Prätendenten; sie zerfiel demnach in zwei Parteien, und als der König Philipp August von Frankreich Konrad's, und König Richard von England Veit's Sache in offenen Schutz nahm, hatte der Erstere schon so viele Vortheile gewonnen, daß des Letztern Beistand nicht mehr gefährlich werden konnte. Konrad unterließ nämlich nicht, Veit's Unfähigkeit zur Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten eindringlich zu schildern, und behauptete, als des Königs Gemahlin und Kinder bis zu Anfange des Herbstes 1190 hinweggestorben waren, die Thronfolgerechte wären auf Veit's Schwägerin, Isabelle, übergegangen; er entführte diese ihrem

Gemahle, dem Baron von Toron, der ohnehin nicht glücklich mit ihr lebte, und ließ sich mit ihr, nachdem leicht und schnell Gründe zur Scheidung gefunden, auch Bestechungen nicht gespart worden waren, zu Tyrus trauen. Hierüber erkannten ihn viele als wirklichen König von Jerusalem an; weil aber Veit der Gekrönte war, traten die Parteien um so schroffer hervor. Indessen hatte Konrad noch vor Ankunft Königs Richard so viel errungen, daß ihm außer Tyrus noch Bairuth und Sidon, wenn sie erobert sein würden, abgetreten werden sollten. Ein Vierteljahr nachher, am 28. Jul. 1191, wurde ihm und seinen mit Isabellen gezeugten Nachkommen nicht nur dies bestätigt, sondern auch Krone und Reich nach Veit's tödtlichem Abgange versprochen, während bis dahin Beide die Einkünfte des ganzen Staates getheilt genießen sollten. Folgenden Tages huldigten ihm Konrad und Gottfried von Lusignan, Veit's Bruder, dem die zu erobernde Grafschaft Joppe erblich ertheilt worden war. Noch nicht volle Dreivierteljahre waren verflossen, als im Frühjahre 1192 auf Anrathen der Prälaten und Barone dem Markgrafen Krone und Reich sammt dem Heerbefehle vom Könige Richard übertragen wurden, während Veit'en das Inselreich Cypern, jedenfalls mit übernommener Entschädigung für den Templerorden, dem es damals gehörte, erb- und eigenthümlich zugewiesen wurde [38]).

Was bis dahin den Sarazenen wieder entrissen worden war, besteht in Folgendem: König Veit rückte am 26. August, die pisaner Flotte ihm zur Seite, und Markgraf Konrad den 23. Sept. 1189 vor Ptolemais. Dänen, Teutsche, Flamänder, Franzosen und Engländer erschienen in ansehnlichen Haufen, ehe der Herzog Friedrich von Schwaben die Trümmer von seines Vaters (des Kaisers Friedrich I.) Kreuzheere im October 1190 herbeibrachte. Am 13. April stieß König Philipp August, und den 8. Jun. 1191 König Richard, dem Veit bis Cypern entgegengereist war, zu dem Belagerungsheere; und wanderten hin und wieder einzelne kleine Pilgerhaufen in die Heimath zurück, so strömten andere wieder hinzu, sodaß sich immer, trotz verheerender Seuchen, und der im Winter von 1190—91 eingetretenen Hungersnoth, ein großes kampffertiges Heer im Lager zur Begegnung der Ausfälle aus der Stadt und der Anfälle von dem gleich Anfangs herbeigeeilten Heere Saladin's vorfand. Auch erschienen tüchtige und kunstfertige Leute genug, welche Belagerungs- und Wurfzeuge [39]) (darunter die englischen den Vorzug hatten) in Masse herrichteten, aber mit all' ihrer Kunst und Geschicklichkeit gegen das griechische Feuer der Belagerer nichts ausrichten konnten. Die Gefechte, Ausfälle und Angriffe, deren unzählige in der beinahe zweijährigen Belagerungsperiode vorfielen, waren meistens ohne Bedeutung oder ohne Erfolg. Die Franken in ihrem festen Lager waren, um Unverträglichkeit zu vermeiden, nationenweise vertheilt, in geräumigen Hütten und Häusern [40]) bequem eingerichtet, mit Gast- und Schenkwirthen, Handwerkern und Kaufleuten versehen, und lebten, wenn die Waffen ruhten, wie Bohaeddin berichtet, mit den Sarazenen in vertraulicher Unterrede und Kurzweil, unter sich aber in Schwelgerei, Spiel und jeglichem Gelüste, sodaß man ihnen Schuld gab, sie gingen ohne Wein und Weiber nicht gern zum Kampfe. Nur aus dem Abendlande waren 300 junge hübsche Dirnen herbeigelockt worden. Hierzu gesellte sich der Druck durch Wucherer, die Reibungen der verschiedenen Völker aus Nationalhaß blieben nicht aus, so namentlich zwischen Teutschen und Franzosen, zwischen Franzosen und Engländern; die Eifersucht zwischen den Königen dieser beiden Nationen, und die Parteiwuth für die beiden Prätendenten der Krone Jerusalem zu geschweigen. Mangel an Gehorsam, Mistrauen der Untergebenen gegen ihre Obern, die man der Bestechlichkeit fähig hielt, rissen ein, woneben noch Gottfried's von Lusignan laute Anklagen gegen Konrad von Tyrus kamen, um recht viele Hemmungen in die Benutzung günstiger Augenblicke zur Bekämpfung des Feindes im Rücken und zur Überraschung der Stadt zu legen. Saladin war am 14. Sept. 1189 selbst in die Stadt gedrungen, um Anordnungen zu treffen, wußte nach glücklicher Rückkehr in sein Lager mit List und Geschick sich in Verbindung mit den Belagerten, zur See durch Taucher und andere Täuschungen, zu Lande durch Brieftauben und seit dem August 1190 durch eine aufgestellte Vorwacht von 1000 Reitern auf dem Hügel Ajadiah zu erhalten; der Umstand aber, daß er am 12. Febr. 1191 die tüchtige und geübte Besatzung mit einer verdrossenen und verzagten wechselte, daß ferner seine Angriffe auf das christliche Lager gewöhnlich mislangen, Verzagtheit in den Seinigen und Ungehorsam unter den Emirn erweckten, und den Franken endlich sich gute Quellen zur Kenntnißnahme von den Beschlüssen ihrer Gegner, selbst in Akka durch einen angesehenen Christen, öffneten, half den uneinigen Belagerern das Ziel allmälig näher rücken. Als endlich die Stadt zur See enger eingeschlossen und das Trinkwasser ihr abgeschnitten worden war, suchte Saladin die Besatzung längs der Meeresküste herauszuziehen, und sie durch sein Entgegenkommen zu retten. Die Emire in der Stadt hielten den Plan für unausführbar, und schlossen am 12. Jul. 1191 den Vertrag der Übergabe mit Saladin's beigebrachter Genehmigung ab. In Folge dessen erhielten 2000 gefangene Christen und Ritter ihre Freiheit, Stadt und Hafen sammt ihren Reichthümern

38) Dies sprechen auch Pater Lusignan und Loredano bestimmt aus. 39) Der Engländer und Augenzeuge Vinisauf gedenkt (bei *Gale*, Historiae anglic. scriptores II, 275 sq.) dreier solcher gewaltiger Maschinen, die mehre Stock hoch waren; die obersten Räume derselben dienten zur Aufstellung großer Wurfgeschosse und für Bogen- und Armbrustschützen, die mittlern wurden mit Lanzen- und Stangenträgern besetzt. Eine solche Maschine faßte gegen 500 Mann. Netze und rohe in Essig getränkte Thierhäute waren über diese Thürme gezogen zum Schutze gegen äußere Verletzungen. Die Bogenschützen (Sagittarii) warfen kleinere, die Armbrustschützen (Balistarii) größere und stärkere Pfeile, und die Wurfzeuge schleuderten Steinmassen bis in die Mitte der Stadt.

40) König Philipp August ließ sich ein Haus ganz massiv erbauen, welches der cremonesische Chronist Sicard Palatium lapideum nennt.

fielen den Franken anheim, ebenso ein Theil der Besatzung (der andere zog mit Weib und Kind ab) als Geisel zur Erfüllung der den Sarazenen aufgelegten Verbindlichkeiten, d. h. der Rückgabe des heiligen Kreuzholzes, das sich aber nirgends finden ließ, und der Zahlung von 200,000 Byzantien im Allgemeinen, und 14,000 dergleichen für Markgraf Konrad und dessen Leute insbesondere. Die Bedingungen aber wurden nicht erfüllt, weil die stimmführenden Engländer und Franzosen des Sultans übrige Vorschläge verwarfen; daher die Erstern nach Ablauf der 40tägigen Frist ihren Antheil an Gefangenen und Geiseln (sie waren blos den Monarchen beider Nationen zugetheilt worden), über 2600 Mann, im Angesichte des Sarazenenlagers auf einer Wiese greuelvoll ermordeten [41]. Ob die Franzosen gleiche Rache nahmen, ist ungewiß. Genug, die Feindseligkeiten begannen sofort von Neuem, und Ptolemais wurde unter Obhut französischer Ritter gestellt [42]. König Philipp August war bereits am 31. Jul. aus dem Lager nach der Heimath abgereist, hatte, wie Richard auch, 600 Mann dem Dienste des Fürsten von Antiochien, und die übrige Mannschaft der Führung des Herzogs Hugo III. von Burgund überlassen. Diese mit der englischen und teutschen Kriegsmacht zusammen mochte 100,000 Mann stark sein, brach am 21. August von Akka längs der Küste nach Joppe auf, und erkämpfte am 7. Sept. einen glänzenden Sieg über den mehr als zweifach stärkern Feind bei Arsuf, worauf dieser Askalon zerstörte, Ramlah und Lydda schleifte, Jerusalem aber sehr befestigen ließ. Die Franken blieben anfänglich bei Joppe stehen, um zwei auf der ramlaher Straße gelegene Schlösser wieder aufzubauen; dann stellten sie sich im October abwechselnd bald bei Ramlah, bald bei Lydda auf, ohne eine ernstliche Überraschung Jerusalems auszuführen. Die leidenschaftliche Aufregung der Pilgerfürsten gegen einander und der noch nicht beigelegte Streit um die Krone des heiligen Landes ließen auch kein großes Unternehmen, wozu mehrtägiges Zusammenwirken erfoderlich, erwarten. Die Übereinkunft vom 28. Jul. hatte nur kurze Zeit die Gemüther versöhnt, um vor Askalon, wohin sich das Heer am 20. Jan. 1192 und die folgenden Tage zog, desto heftiger sich wieder zu entzünden. Während hier Häuser, Mauern und Thürme meist auf Richard's Kosten wieder hergerichtet wurden, und ein glücklicher Streifzug nach Gaza und Darum nebenbei gewagt ward, regte die Grobheit des Engländers alle Andere dergestalt auf, daß die Herzoge Leopold der Tugendreiche von Österreich und Hugo von Burgund mit den Ihrigen das Lager verließen, und jener nach Hause, dieser aber nach Ptolemais zurückkehrte. Hier schlug ihm der zwischen Genuesern und Pisanern ausgebrochene Krieg die Aufnahme in die Stadt ab, und rief den mit Richard hadernden, von ihm aber sich entfernt haltenden Markgrafen Konrad herbei, um die Stadt zu belagern. Das endliche Herbeieilen Richard's schlichtete am 21. Febr. die Händel wenigstens äußerlich, brachte aber zwischen ihm und Konrad keine Eintracht hervor, bis endlich, wie schon erwähnt, der König Richard sich durch Fürsprache der einheimischen Prälaten und Barone bereit fand, dem Markgrafen Krone und Reich zu geben. Inzwischen aber hatten Beide unabhängig von einander mit Saladin Verhandlungen gepflogen, die guten Theils zu abenteuerlich klingen, als daß der Eine wie der Andere dadurch ein vertrauliches Verhältniß mit dem Sultan hätte herstellen können, da Saladin seine einmal errungenen Vortheile festhielt. Das, was Konrad am 24. April 1192 mit dem Sultan soll haben abschließen lassen, war zu vag und fabelhaft, als daß an ernste Nachgiebigkeit des Sultans dabei geglaubt werden könnte. Gewiß ist, das wiedergewonnene Königreich bestand in dem schmalen Küstenstriche von Tyrus bis Askalon, als Konrad, sein anerkannter Beherrscher und König, am 28. April genannten Jahres zu Tyrus von zwei Assasinen theils aus Rachsucht des von ihm beleidigten Statthaltersder Ismaeliten zu Massiat auf dem Libanon, theils auf Gutheißen des Sultans erdolcht wurde [43]. Er starb als König von Jerusalem, und hinterließ keine Erben, sondern eine schwangere Gemahlin, die bekannte Isabelle — häufig, doch irrig, Elisabeth genannt —, welche, kraft ihres Gemahls letzter Verfügung, die Stadt nur dem Könige Richard oder dem künftigen Thronfolger überlassen wollte. Da eilte Graf Heinrich von Champagne (seit 1190 im heiligen Lande) aus Ptolemais herbei, und ließ sich von den Baronen das erledigte Königreich und die schwangere Königin anbieten, und schon den 5. Mai, ehe er noch mit seinem Oheime, König Richard, darüber einig geworden, mit Isabelle'n, die sich, trotz ihrer Trauer und leiblichen Umstände, dem Drange fügen mußte, vermählen. Er nahm die vor Tyrus gelagerten 10,000 Franzosen in seine Dienste, wie sich die in Akka versammelte Bewaffnung ihm sogleich untergab. Richard widersprach nicht, sondern überließ ihm alles Eroberte, was Konrad'en zugestanden worden war. Also räumte er ihm auch das am 23. Mai erstürmte Darum ein. Dennoch ließ sich, als Heinrich und Hugo zu ihm stießen, kein Einklang in die Gesinnungen für kriegerische Plane herstellen, vielmehr brachen die alten Händel und das Gespötte zwischen Franzosen und Engländern wieder aus und setzte sie außer Gemeinschaft. Neckereien mit dem Feinde und Jagden auf Karavanen beschäftigten die Franken im Lager, das im Junius nach Baitnubah verlegt worden war. Günstige Gelegenheiten gegen den Feind wurden verabsäumt, und allerlei Vorschläge der kampflustigen Franken blieben

41) Nach Vinisauf's Angabe in *Gale*, Scriptores hist. Anglic. II. 347 starben während der Belagerung 6 Erzbischöfe und Patriarchen, 12 Bischöfe, 40 Grafen und 500 andere fränkische Große, ohne die gemeinen Menschenmassen. Die Zahl der in der Stadt und im Lager gefallenen Muselmänner schätzt man auf 180,000 Mann. 42) Was man in Ptolemais fand, wurde vorzugsweise unter Engländer und Franzosen vertheilt zum Verdrusse anderer Nationen; auch die ehemaligen christlichen Einwohner der Stadt hatten Mühe, wieder zu ihrem Eigenthume zu gelangen. Philipp August nahm sich ihrer noch an.

43) Außer König Richard'en gibt man noch, wiewol mit weniger Begründung, Humfried'en von Toren die Mordthat Schuld; so Vater Lusignan in seiner Hist. générale de l'Isle et Royaume de Cypre, p. 121 sq.

unbeachtet; Richard war weder zum Marsche nach der heiligen Stadt, noch Hugo von Burgund zu einer Heerfahrt nach Ägypten zu bewegen; auch die Plane auf Berytus und Damask blieben unausgeführt, wenngleich 20 Geschworene, zur Berathung kriegerischer Plane niedergesetzt, dergleichen Beschlüsse zu unweigerlicher Folge ausgesprochen hatten. Man zog unter stetem eigensinnigen Gezänke bald bei Lydda, bald bei Ramlah und endlich bei Joppe auf, von wo aus Darums Zerstörung und Askalons Verwahrung geleitet wurde, und verhängte durch den planlosen Rückzug nach Ptolemais Ende Julius das Unheil über Joppe, daß die Stadt von Saladin erstürmt wurde. Richard's schleunige Rückkehr am 1. August rettete die Burg und befreite dann auch die Stadt wieder. Die nebenher fortgesetzten Friedensverhandlungen brachten endlich am 1. Sept. einen Vertrag zu Stande, der dem Königreiche Heinrich's den Landstrich von Tyrus bis Joppe nebst der Hälfte von Ramlah und Lydda, ihm und den Fürsten von Antiochien und Tiberias einen dreijährigen Frieden und allen Christen freie und unentgeltliche Wallfahrt nach Jerusalem zusicherte, aber Askalons Zerstörung durch gemeinschaftliche Kräfte bestimmte, die auch am 7. Sept. begann. Diese Übereinkunft, von beiden Seiten beschworen, war vielem Tadel ausgesetzt, sonderlich, weil die Auswechselung der christlichen Gefangenen und die Auslieferung des heiligen Kreuzes darin übergangen worden waren.

Die halbe Million Abendländer, die, wie man annimmt, seit 1189 sich der Wiedereroberung des Königreichs Jerusalem geopfert hatten [44]), hatte binnen vier Jahren nichts weiter erzielt, als die Eroberung der beiden festen Städte Joppe und Ptolemais, die mit Tyrus so wenig abwarfen, daß Heinrich zu seinem Unterhalte noch die Einkünfte seiner Grafschaft in Frankreich bedurfte, und seine Mutter, welche selbige verwaltete, oft seine Schulden nachbezahlen mußte, während es mit seiner königlichen Würde so genau nicht genommen wurde. Er war übrigens so wenig, wie Konrad (doch aus andern Gründen, als die Gottfried's von Bouillon waren), gekrönt und gesalbt worden. Seit Richard's Abreise nach der Heimath (9. Oct. 1192) blieb von den Pilgerkriegern dem verlassenen Könige nur ein Theil Franzosen übrig. Bei Saladin wußte er sich, wie bei vielen angesehenen Ungläubigen, in Achtung und Vertrauen zu setzen, und hielt es seiner christlichen Würde nicht entgegen, türkische Kleider zu tragen. Sein kleines Land blieb meist wüste und unbebaut, also auch ohne Mittel, aus der Verwirrung, in welche Saladin's Tod (3. März 1193) das Nachbarland versetzt hatte, Nutzen zu ziehen, außer der Erwerbung Gibelets, einer Burg. Hauptstütze blieben immer die französischen Pilger, und nach deren Abgange die Teutschen, die nie bei den Einheimischen ins Ansehen kamen, geschweige willkommen geheißen wurden. Den geistlichen Ritterorden (zu den Johannitern und Templern war seit Acco's Belagerung der teutsche Ritterorden gekommen) fehlte es an Mannschaft wie an Gemeinsinne, und dem ganzen sich wieder aufrichtenden Staate an einer Hauptstütze, an die sich ankommende Kreuzzügler halten sollten. Unbekümmert um die Anordnungen und den 1195 erneuerten Waffenstillstand begannen sie, so die teutschen Kreuzfahrer am Ende Septembers 1197, den Kampf mit den Sarazenen wieder, und zogen somit den König und seine Barone in den Krieg. Dieser aber erlebte die Niederlage der Teutschen und den Verlust Joppe's durch die Sarazenen nicht, sondern er stürzte um dieselbe Zeit aus dem Fenster seines Palastes zu Ptolemais herab und wurde zerschmettert, nachdem er schon längst sich nach der Heimath gesehnt, und die Annahme der Krönung fortwährend verweigert hatte [45]). Auch in den Streitigkeiten zwischen Fürst Boemund III. von Antiochien und Leo von Armenien, die sich einander seit 1186 befehdet hatten, hatte Heinrich seine politische Ohnmacht erkannt. Den Frieden, welchen er 1194 zwischen Beiden vermittelte, brachte zwar Erstern nach einjähriger Gefangenschaft wieder in Freiheit, stellte ihn aber unter Leo's Lehenherrlichkeit mit Verluste des Landesantheils, welchen dieser erobert hatte, und erhob den Letztern überdies noch zum Könige von Armenien [46]), nachdem Leo's Nichte, Alix, mit Boemund's ältestem Sohne verlobt worden war.

Nach Heinrich's Tode bewirkten die Templer, Johanniter und der Kanzler Konrad, daß dem Könige Amalrich von Cypern, Veit's von Lusignan jüngstem Bruder und Nachfolger, Hand und Krone Isabellens angeboten wurden. Er nahm beides sogleich an, allein die Verbindung beider Reiche ließ die teutschen Pilger immer noch als Hauptstütze walten; lobenswürdig war jedoch, daß Amalrich bei seiner Erscheinung zu Ptolemais das in Unordnung gerathene Lehenwesen aufrichtete, seine Einkünfte den Soldrittern zuwies, den Sultan Malek al Adel am 23. Oct. 1197 schlug, das meist zerstörte Sidon besetzte und Berytus in seine Gewalt bekam, worin viele Waffen und Lebensmittel gefunden wurden; man fand aber tadelnswerth, daß er, nunmehr als König von Jerusalem der Zweite seines Namens, drei Wochen lang zu Acco seine Vermählung und Krönung feierte (nach den Reichssatzungen sollte Tyrus eigentlich die Haupt- und Krönungsstadt seit Jerusalems Verluste sein), darüber seinen geschlagenen Gegner stärken und Tyrus von demselben anfallen ließ. Zwar eilte Amalrich zum Entsatze herbei und bahnte sich den Weg zur Burg Toron, das vom 11. Dec. bis zu Anfange Februars 1198 berennt, alsdann wegen Uneinigkeit der Pilger und Heimischen ruhmloser Weise verlassen wurde.

44) Davon sollen nach Vinisauf (bei Gale II, 427) 300,000 an Krankheiten und vor Hunger und 100,000 Mann (bei der Lüsternheit jener Zeit wol übertrieben) an den Folgen allzustrenger Enthaltsamkeit vom Beischlafe sub divinae spe mercedis gestorben sein. Was nach Hause zurückkehrte, belief sich auf ein sehr Geringes (ex illo mundo quasi hominum paucissimi redierunt).

45) Jacob von Vitry erzählt bei Bongars I, 1123 von ihm: Comes Henricus — coronari tamen et Rex fieri recusavit; nam et ipse sicut alii ad reditum aspirabat. 46) Leo wurde erst vier Jahre nachher gekrönt, und dies Geschäft vollzog der Erzbischof von Mainz, stellte aber den neuen König unter die Oberlehenherrlichkeit des teutschen Kaisers.

Klüger und glücklicher war Fürst Boemund von Antiochien, der sich Gabala's und Laodicea's bemeistert hatte. Nachdem sich die teutschen Pilger im März nach ihrer Heimath eingeschifft hatten, schloß der König mit Malek al Adel einen Waffenstillstand von fünf bis sechs Jahren, der von Beiden mit größter Gewissenhaftigkeit beobachtet wurde, und dem von einem Erdbeben 1202 heimgesuchten Syrien sehr zu statten kam, insbesondere auch den christlichen Besitzungen. Es stürzte ein bedeutender Theil der Stadt Ptolemais mit dem königlichen Palaste zusammen, nicht minder wurden Tyrus, Tripolis, Arka und andere Burgen und Städte beschädigt. Nur Antaradus blieb gänzlich verschont. Daran reiheten sich eine verderbliche Seuche, Miswachs, Hungersnoth und Theurung. Diesem Jammer abzuhelfen, wäre Amalrich nicht im Stande gewesen, wenn ihm nicht durch des Papstes Eifer Unterstützung zugeflossen wäre. Von diesen Mitteln wurde der Aufbau der Stadt Tyrus und anderer Ortschaften bestritten. Im folgenden Jahre (1203) erschien starke Hilfe an Mannschaft aus dem Abendlande, in Franzosen und Flamändern zumeist bestehend, die einem geringeren Theile ihrer Kreuzbrüder die Eroberung Constantinopels und die Errichtung eines fränkischen Kaiserreichs (16. Mai 1204), das für das christliche Königreich von keiner Bedeutung wurde, überlassen hatten; fand aber hier Anfangs keine Gelegenheit zum Kampfe, da Amalrich den Bruch seines friedlichen Verhältnisses mit Malek al Adel [47]), seinem gefährlichsten Nachbar, auf ihr Verlangen nicht zugab, bis er durch muselmännische Seeräubereien kurz vor Ablauf der Stillstandsfrist selbst dazu Anlaß fand. Die inzwischen nach Tripolis und Antiochien gewanderten Kreuzritter eilten sogleich nach Ptolemais zurück, und streiften mit dem Könige Amalrich noch vor Ablauf des J. 1203 und dann im J. 1204 in die Gebiete des Sultans, der die Feindseligkeiten eben nicht ernstlich erwiederte, also auch durch seine Truppen keine bedeutenden Gefechte schlagen ließ, vielmehr im Herbste des genannten Jahres sich zur Erneuerung des Waffenstillstandes bereit fand, als dem Könige Amalrich beim Ausbruche einer Seuche und bei der Abreise der abendländischen Pilger kein anderer Ausweg offen stand. In diesem Vertrage trat der Sultan an den König von Jerusalem seinen Antheil von Lydda und Ramlah [48]) sammt Joppe und vielleicht noch Nazareth ab. Amalrich genoß diese Waffenruhe nur kurze Zeit, da ihm der unmäßige Genuß von Seefischen am 1. April 1205 den Tod zuzog. Hierdurch wurde das kleine Königreich Jerusalem vom cyprischen Inselreiche wieder getrennt. Letzteres fiel seinen Kindern erster Ehe anheim, und ersteres den Kindern Isabellens, die bereits vor ihrem Gemahle gestorben war. Ihr einziger Sohn, mit Amalrich erzeugt, war kurz vor ihr gestorben, und von den sie überlebenden vier Töchtern waren Sibylle und Melisende aus derselben Ehe, Alix aus der dritten Ehe, und Marie, aus der vom Markgrafen Konrad; obschon noch minderjährig, hatte Marie doch das Majorat für sich und wurde als Erbin des Königreichs Jerusalem anerkannt. Ihr Vormund und Verweser des Reichs ward ihr Oheim, Baron Johann von Ibelin [49]). Dieser suchte den Frieden mit den Sarazenen zu erhalten, fand aber bei Malek al Adel Anfangs so wenig Rücksichten, daß derselbe im J. 1206 die Feindseligkeiten bei Ptolemais und in der Grafschaft Tripolis begann, sich jedoch im folgenden Jahre wieder in einen Vertrag von dreijähriger Waffenruhe einließ. Diese Geringschätzung jedoch trieb den Reichsverweser und seine Barone an, der Königin Mündel einen Mann von Tapferkeit und Ansehen zu verschaffen. Sie fielen selbst, wenn nicht auf Betrieb König Philipp August's von Frankreich, in einer Berathung auf die Wahl des Grafen Johann von Brienne, als des tüchtigsten Lenkers der christlichen Angelegenheiten im Morgenlande [50]). Gewiß ist, im J. 1208 sandte die Reichsversammlung einen Prälaten und einen Baron zu dem Grafen ab, und Johann kam auch kurz vor Ablauf des Waffenstillstandes in Ptolemais an. Als König gekrönt, vermählt und gesalbt zu Tyrus, begann Johann (s. d. Art.) sogleich im September 1210 die Feindseligkeiten, wenngleich zaghaft, doch glücklich, und bald genug von der Geringfügigkeit seiner Mittel zum Kriege überzeugt (nur die Templer und Prälaten hatten den Drang zum Kriege genährt), zog er aus des alten Sultans Malek al Adel friedlichen Gesinnungen den Vortheil, wieder zur Waffenruhe zurückzukehren. In Betracht, daß nach dieses Greises Tode sich der Zustand der Dinge ändern würde, bat er zeitig in Europa um Hilfe, wenn nicht schon der Bau einer festen Burg auf dem Berge Tabor durch die Ungläubigen dem Könige hinlängliche Besorgnisse einflößte.

Die Päpste Innocenz III. und Honorius III. nahmen sich seiner und seines Reiches aufs Eifrigste an; allein der Knabenkreuzzug (1212), wenn er auch gelungen wäre, hätte dem armen Könige mehr schaden als nützen können, und so weit sich sonst Drang nach Rettung des gelobten Landes in Europa rege fühlte, fanden sich immer in dem Kampfe der Albigenser und Waldenser, in dem Kriege zwischen Frankreich und England, in den Parteikämpfen in Teutschland, in der Verbreitung des Christenthums in Preußen und Livland durch die Waffen, in Fehden Italiens, in der helfenden Aufmerksamkeit auf das sinkende lateinische Kaiserthum in Byzanz, und im blutigen Streite Spa-

47) Malek al Adel hatte sich nach seines Bruders, Saladin's Tode nicht nur im Besitze seines kleinen Landes zu behaupten gesucht, sondern hatte durch den Bruderkrieg seiner Neffen, Söhne Saladin's, dasselbe dergestalt erweitert, daß es sich vom Euphrat herab bis nach Schaubek und Karak erstreckte, wozu noch zu Ende des J. 1198, als Malek al Aziz (Asis), der zweite Sohn seines Bruders, starb, ganz Ägypten kam. Der älteste seiner Neffen, Malek al Afdal, wurde bald hierhin, bald dahin in seinem Reiche als kleiner untergeordneter Fürst versetzt, und als rathloser, unfähiger, ausschweifender Prinz umhergeworfen, während er dem jüngsten das Fürstenthum Aleppo ließ. Dieser hieß Malek ad Daher. 48) s. oben den Friedensschluß vom 1. Sept. 1192.

49) Dieser Baron war der Sohn Balian's von Ibelin und Mariens aus dem Hause der Komnene, zuvor Witwe Königs Amalrich I. von Jerusalem, folglich Stiefbruder von der Königin Isabelle. 50) Der Schatzmeister Bernhard nennt ihn Vir nobilitate egregius et militaribus actibus strenuus.

niens mit den Sarazenen, Hindernisse genug, daß vor Ende Mai's 1217 kein Kreuzheer von dort nach Palästina absegeln konnte, wo sich König Johann inzwischen in den Schutz des Königs Leo I. von Armenien begeben hatte. Seine Gemahlin Maria nämlich war 1212 gestorben, und ihr Tod hatte in ihrem Schwager, dem Könige Hugo I. von Cypern, welcher 1208 mit Alir, ihrer Stiefschwester, vermählt worden war, Ansprüche auf die Krone Jerusalem und vielleicht auch Feindseligkeiten gegen König Johann erweckt, worauf dieser mit Zustimmung der Reichsstände im Jahre 1216 sich mit einer Tochter Leo's I. von Armenien verheirathet hatte. Die Ankunft des teutschen und ungarischen Pilgerheeres war demnach den Franken in Syrien um so willkommener, als die armenische Hilfe wenigstens gegen die drohende Stellung der Sarazenen nicht genügte. Sie kündigten diesen die Waffenruhe ohne Bedenken auf, und vier Könige beriethen sich zu Ptolemais über den Anfang des Krieges. König Andreas von Ungarn, der bei seiner Einkehr auf Cypern Hugo I. zu völliger Versöhnung mit seinem Schwager und zur Reise nach Palästina bewegt haben mochte, die Könige von Cypern und Jerusalem hatten sich mit dem herbeikommenden Leo hier vereint, und brachen, etwa 15,000 Mann stark, den 2. Nov. 1217 nach Besan am Jordan, gegen den alten Sultan auf. Malek al Adel zog sich sogleich über den Fluß bis Mardsch Suffer hinauf zurück, und gab seinen Gegnern Baisan (Besan) frei, die es besetzten, den 9. Novbr. über den Jordan schritten, sich pflegten, das Sarazenenlager ohne Erfolg beunruhigten und den 12. langsam nach Ptolemais zurückgingen. Dieses Unternehmen und die Anfangs December gewagten vergeblichen Angriffe auf die neue Burg Tabor brachte ihnen wenigstens einen Haufen Gefangener und ansehnliche Beute ein, der Streifzug aber um Weihnachten, über Sidon hinaus in die rauhen Gegenden des Libanon, zog ihnen große Verluste an Mannschaft und Pferden zu, deren es ohnehin wenige gab. Hierauf reisten die fremden Könige mit ihrem Gefolge, bis auf 40 Pilgerritter, welche zurückblieben, wieder ab, und König Johann stellte, während die Ungläubigen ihre Burg auf Tabor schleiften, die Burg der Stadt Cäsarea wieder her und die Templer befestigten den Pilgerberg von Neuem. Unerwartet schon den 24. April 1218 gab die Ankunft einer frischen Schar teutscher und niederländischer Pilger Muth zur Fortsetzung der Kämpfe. Sie kamen mit dem Könige und dessen Reichsständen einmüthig überein, Ägypten zu erobern; ein Plan, der auch 1201 in einer Berathung zu Venedig zwischen angesehenen Kreuzfahrern, wo man aber das Eroberte unter sich zu theilen beschloß, und dann 1215 auf der großen Kirchenversammlung im Lateran ins Auge gefaßt und so laut besprochen worden war, daß der Sultan Malek al Adel vollkommene Kenntniß davon hatte. Jetzt nun, obschon er von dem Beschlusse zu Ptolemais auch unterrichtet worden sein soll, blieb er in seinem Lager bei Mardsch Suffer stehen, und ließ blos die Besatzung Damiette's verstärken. Das am Pilgerschlosse versammelte Kreuzheer erschien den 29. Mai und folgende Tage zur See im Hafen Damiette. Die Stadt selbst (von der neuen gleichnamigen 1250 angelegten wol zu unterscheiden, welche um drei Stunden tiefer im Lande liegt) lag unweit der westlichen Mündung (Wilhelm von Tyrus setzt eine Stunde Entfernung fest) des nach ihr genannten Nilarmes auf einem engen Raume, der westlich vom Flusse und östlich vom See Mensaleh eingeschlossen, durch Kunst und Natur sehr befestigt war. Das christliche Heer, welches ans Land stieg, lagerte sich auf dem schmalen sandigen Landstriche und befestigte seine Stätte, die Flotte schnitt der Stadt die Zufuhr zur See ab, hingegen kamen die Franken im Lager auf dem Lande sehr bald in Noth durch die umherstreifenden Araberhaufen, denen zwar nach und nach Einhalt gethan wurde, aber die einreißende Ruhr raubte vorübergehend viele tapfere Männer. Unglücklicherweise erregte der eben mitgekommene päpstliche Legat Galvani nebenher Zwiespalt im Lager über die oberste Leitung der Kriegsgeschäfte, welche er dem Könige Johann abnehmen, dieser aber nicht abgeben wollte. Darüber verließen am 1. Mai 1219 Herzog Leopold von Österreich und viele Ritter das Lager und kehrten heim; neues Zuströmen aus dem Abendlande, besonders aus Frankreich und Italien, brachte glücklicherweise sogleich Ersatz, und da unter den bleibenden und angekommenen Kriegern besonnene Beharrlichkeit obwaltete, so wurden auch nach und nach alle Schwierigkeiten überwunden, die diesem mühseligen Unternehmen im Wege standen. Schon am 24. Aug. 1218 war viel gewonnen worden durch die Erstürmung des Kettenthurmes, der im Nilarme stehend, die Stadt mit dem linken Ufer durch Sperrketten verband. Man nahm ihn, wie die zwischen dem Thurme und der Stadt liegende Schiffbrücke weg, und wies die Stürme des neuen ägyptischen Sultans, Malek al Kamel [51]), auf das Belagerungsheer am 9. und 26. Octbr. 1218 mit Erfolg ab; gelangen auch zu Anfange Februars 1219 die ersten Versuche der Pilger zum Übergange über den Nil nicht, so kam ihrem dritten Bemühen eine Verschwörung im Lager Kamel's so zu Hilfe, daß sie dasselbe mit reicher Beute besetzen konnten. Eine Schiffbrücke setzte nun beide Lagerstätten in Verbindung und schloß dadurch die Stadt auf der Landseite enger ein, wozu der Bau einer zweiten Schiffbrücke etwa eine Stunde oberhalb der erstern das Seinige beitrug. Zwei Nilinseln wurden nebenbei noch genommen und befestigt, und die feindlichen Stürme im März und Mai auf das christliche Lager standhaft abgewiesen. Die Niederlage der Ägypter vor demselben am 23. Juni trug nicht minder bei, den kampflustigen Legaten zu Stürmen auf die Stadt am 8., 10., 13., 31. Juli und am 6. August anzutreiben, die aber jedesmal mit Angriffen Kamel's auf die Belagerer verbunden waren, und nur schwach unternommen, ohne Erfolg blieben. Deshalb wollte man am 29. August das Lager des Sultans mit einer Auswahl von Streitkräften angreifen; der Plan

51) Malek al Adel war am 31. August 1218 gestorben, und hatte seine asiatischen Länder mit der Residenz Damask dem ältesten Sohne Malek al Moadhem Isa, Ägypten einem jüngern, Malek al Kamel überlassen, und einem dritten Sohne Edessa und alle nördlichen Gebiete.

wurde durch dessen List vereitelt und in eine gänzliche Niederlage der Franken verwandelt. Ihren Verlust vermehrte die Abreise vieler Pilger, trotz der Einreden des Legaten; doch fand sich Malek al Kamel ebenfalls geschwächt, sodaß er aus Rücksichten gegen die wachsende Noth der belagerten Stadt Unterhandlungen mit den Franken anknüpfte und eine Waffenruhe zu Stande brachte. Diese diente nur zur kurzen Erholung, da die Abreise von fast 20,000 Pilgern in ihre Heimath am 14. Sept. den Sultan zur Erneuerung des Kampfes, und den 26. 27. 28. desselben Monats zu mörderischen, wenn auch jedesmal zurückgewiesenen Angriffen auf das Kreuzheerlager reizte. Und obwol mittlerweile den Belagerern wieder Verstärkung zuströmte, so setzte der Sultan seine Angriffe doch von Zeit zu Zeit unverdrossen fort, bis er am 1. Novbr. 1219 wieder zu Unterhandlungen schritt. Sie bestanden in Vorschlägen, die dem Könige Johann und seinem Reiche in Syrien erwünscht sein konnten; er billigte sie auch, allein der Legat, die Geistlichen und Ordensritter verwarfen sie und brachten dadurch den König, die Franzosen und Teutschen gegen sich auf. Über diesen Zwiespalt fiel der Sultan ihr Lager am 3. November abermals an, doch ohne Erfolg, während der Legat mit seinen Italienern in der Nacht vom 5. und 6. Novbr. die Mauern der sehr entvölkerten Stadt [52]) erstieg und sich ihrer bemeisterte. Die Beute an Lebensmitteln war sehr gering, desto größer die an Waffen und an Kostbarkeiten, welche theils geraubt, theils vertheilt wurden. Was an Einwohnern noch gesund, krank oder sterbend angetroffen wurde, erwürgten die Sieger zum Theil, zum Theil machten sie Sklaven aus ihnen. Vierhundert Vornehme und Reiche wurden zur Auswechselung christlicher Gefangener aufbewahrt. Der Bischof von Ptolemais (Jacob von Vitry) rettete viele Kinder vom Tode und ließ sie insgesammt taufen [53]). Der ganzen Stadt wurde eine christliche Verfassung gegeben und noch vor Ablauf Novembers die Burg Tanis sammt aller am See Mensaleh gelegenen Orten dazu erobert, nachdem sich der Sultan ins Innere seines Reichs zurückgezogen hatte. Dies Alles bekam nach langen Streitigkeiten König Johann unter seine Botmäßigkeit. Nur einen Thurm der Stadtmauer behielt sich die römische Kirche vor, welche überhaupt die ganze Eroberung, wie vor 18 Jahren die Kreuzfahrer unter sich beschlossen hatten, als gemeinschaftliches Besitzthum der abendländischen Christen betrachtet wissen wollte. Andere Übelstände und Anlässe zum Unfrieden kamen hinzu, Unlust zur Fortsetzung des Kampfes zu erzeugen und die Heimkehr vieler Pilger, die im Frühlinge 1220 erfolgte, zu befördern. Auch der König fand Vorwand, nach Ptolemais zurückzusegeln, und überließ dem Legaten Galvani das höchste Ansehen bei dem Kriegsheere, das zeitig aus Teutschland und Italien Verstärkung erhielt. Dessenungeachtet wurden die im vorigen Jahre errungenen wichtigen Vortheile jetzt nur zu unbedeutenden Streifereien benutzt, weil das Kriegsvolk dem Legaten, trotz dessen Drohungen, nicht gehorchen wollte. Und obschon im Mai 1221 Herzog Ludwig von Baiern demselben eine neue Verstärkung zuführte (neun Monate zuvor war auch eine venetianische Flotte von 14 Segeln stark in Damiette angekommen), so blieben die Kreuzfahrer doch meist in Unthätigkeit bis zur Ankunft Königs Johann, die am 7. Julius erfolgte. Hätte man, sagen Augenzeugen, dem Legaten nicht so lange widersprochen, so würde Ägypten erobert worden sein; die Zögerungen der Christen aber lehrten die Gegner desto rascher handeln. Am 17. Juli sammelte sich das Heer bei Farescur von etwa 46,000 Mann tauglicher Stärke (oder etwas mehr, die Angabe christlicher Nachrichten zu 200,000 Mann ist offenbare Übertreibung und sollte nur Schrecken erregen), dem zur Seite auf dem Nil 600 Fahrzeuge folgten. Der Heerzug war wider Willen Königs Johann nach Kahira bestimmt, der Sultan hatte aber in anderthalbjähriger Ruhe, die ihm seine Gegner gelassen, weise Anstalten zur Vertheidigung seines Landes getroffen und die Eroberung desselben erschwert; daher König Johann sich äußerst thätig und umsichtig, wenn auch seine Vorschläge nicht durchdrangen, der guten Anordnung des Marsches annahm. Noch in Scharmesah, das man zerstört fand, schlug er vor, einen festen Standpunkt gegen den rasch handelnden Sultan von Ägypten zu wählen, allein auf des Legaten Betrieb wurde der Marsch bis zur Ausmündung des Kanals von Aschmum in den Nilarm Damiette bei Mansurah fortgesetzt, wo man am 24. Juli ankam, das Heerlager Kamel's auf dem jenseitigen Nilufer fand und ein befestigtes Lager bezog. Der Sultan leitete Friedensunterhandlungen ein, deren Bedingungen die Franken zum Theil gewannen, zum Theil auch nicht (darunter Galvani), worüber Zwiespalt, Zaghaftigkeit und Drang nach Heimkehr unter den Pilgern entstand; viele reisten auch ab, während Kamel sehr bedeutende Verstärkung aus Asien erhielt, den Christen Abbruch that und sie zu Wasser außer Verbindung mit Damiette setzte, nachdem am 18. August ein großer Theil ihrer Flotte zerstört worden war. Andere errungene Vortheile wirkten hinzu, sodaß sich das Kreuzheer, wenn es nicht völlig eingeengt werden sollte, am 26. August zum Rückzuge entschließen mußte. Angriffe von beiden Seiten und im Rücken sammt Überschwemmung der Wege steigerte die Noth des Rückzuges zu solchem Grade, daß die Franken am 30. August einen achtjährigen Waffenstillstand mit Bedingungen, die alle frühere angebotene Vortheile hinter sich zurückließen, eingingen. König Johann fand zur Vergrößerung seines Königreichs, das er durch Kamel's Zugeständnisse, vor einem Monate, noch mehr aber im November 1219 ansehnlich hatte abrunden können, durchaus keinen Vortheil, ja er mußte jetzt noch seine in Ägypten errungene Besitzungen zurückgeben für ein nichtssagendes Kleinod (das heilige Kreuz), das man nicht einmal wiederfinden konnte oder wollte, und nur frommem Aberglauben, aber keiner gesunden Politik gedient hätte; er mußte endlich der Gewalt über Krieg und

52) Daß große Noth und Krankheiten die sehr bevölkerte Stadt bis auf 10,000 oder gar auf 3000 Menschen, darunter der geringere Theil nur noch gesund war, ausgeleert haben mochten, wie christliche Nachrichten andeuten, ist sehr glaublich, und darum kein großes Kunststück des Legaten, bei sehr schwach gefundenem Widerstande diese Stadt zu erstürmen. 53) s. d. Art. Jacob von Vitry.

Frieden während der acht Jahre entsagen, weil sie nur, der Übereinkunft ausdrücklich zufolge, einem gekrönten europäischen Haupte bei dessen Ankunft im Morgenlande zugestanden werden sollte. Den ungehinderten Abzug aus Ägypten und die gegenseitige Auswechselung der Gefangenen ohne Kosten sollte die persönliche Verbürgung des Königs, Ludwig's von Baiern, des Legaten und der Großmeister der drei geistlichen Ritterorden mit noch 18 andern vornehmen Franken bis zur gänzlichen Räumung Damiette's decken. Daher sie sich als Geisel bei dem Sultan stellten, wie dieser auch ähnliche Bürgschaft leisten mußte. Diese beschworene Übereinkunft erregte bei den neuen christlichen Bewohnern zu Damiette und Tanis große Unzufriedenheit, ja am 2. Septbr. einen Aufruhr; gleichwol nahm Malek al Kamel am 8. Septbr. Besitz von der gesammten Erwerbung der Franken, und ließ diese allesammt am 10. desselben Monats durch seinen Vorschub zu Wasser und zu Lande abziehen. Jetzt schien des Königreichs Jerusalem Untergang unvermeidlich, wenn sich die muselmännischen Mächte mit einander vereint hätten. Allein Kamel hielt den Vertrag aufrecht, blieb dem Könige Johann sehr gewogen, und dieser hatte für seine vergeblichen Opfer sich eine große Schuldenlast aufgebürdet.

Das kleine christliche Besitzthum in Syrien — Tripolis und Antiochien hielten sich stets abgesondert seit Johann's Krönung — war in den drei Jahren mannichfach beunruhigt worden, so schon im J. 1218 bei Adel's Lebzeiten noch, und nach dessen Tode durch Moadhem, Sultan von Damask, welcher die Templer und die Besatzung von Ptolemais schlug. Glücklicherweise drohte die Annäherung der siegreichen Mongolenscharen den Sarazenen, sodaß Syrien in Ruhe blieb, bis Johann's Anwesenheit daselbst vom Frühlinge 1220 bis dahin 1221, während er seine Ansprüche auf den armenischen Königsthron vergebens betrieb, den Sultan von Damask zu neuen Angriffen veranlaßte. Er nahm Cäsarea ohne die Burg; später verheerte er das christliche Gebiet durch einen Einfall, ohne aber einen festen Ort erobern zu können. Mit der Rückkehr Johann's aus Ägypten im September 1221 trat völlige ungestörte Ruhe in Syrien ein, da der Sultan von Damask den Vertrag seines Bruders anerkannte. Nicht aber fand sich der König von Jerusalem dadurch beruhigt, er suchte den kränkenden Legaten los zu werden und Hilfe aus dem Abendlande zu bekommen, wie ihn schon der Vertrag mit Kamel stillschweigend darauf hinwies. Auf die Einladung, der im November 1222 vom Papste veranstalteten Berathung zu Verona beizuwohnen, entschloß er sich, dahin abzureisen, und gab somit, ohne Voraussicht, sein kleines Königreich auf immer auf.

Nachdem mit Zuziehung der Reichsstände die Angelegenheiten des Landes geordnet, in Otto (? Hugo) von Mümpelgard ein Reichsverweser bestellt und dem Templergroßmeister die Beschützung des Landes übertragen worden waren, reiste Johann mit vier kaiserlichen (Friedrich's II.) Kriegsschiffen nach Italien ab. Die ernste gemeinschaftliche Berathung über das Schicksal des gelobten Landes fand erst im Frühlinge 1223 zu Ferentino statt. Hier wurde der Kaiser Friedrich II., auf dessen Beistand Johann schon im Sommer 1221 gerechnet hatte, dringend um Hilfe angesprochen und ihm zur Erweckung des Eifers Jolanthe, des Königs Johann einzige Tochter aus erster Ehe, zur Gemahlin mit der Krone Jerusalem auf einstimmiges Zureden gegeben, wofür ihm die eidliche Verbindlichkeit, binnen zwei Jahren die Meerfahrt zu unternehmen, mit der Vorausbestimmung abgenommen wurde, daß alle von Kreuzfahrern gemachten Eroberungen nur dem Könige von Jerusalem zufallen, und nicht, wie man bisher gewollt, getheilt werden sollten. Johann suchte hierauf persönlich in Frankreich, England, Spanien und Teutschland fernere Hilfe, und ohne besondern Anklang dafür gefunden zu haben, kam er zu rechter Zeit an den kaiserlichen Hof zurück, um der im November 1225 vollzogenen Vermählung Friedrich's mit Jolanthen [54]) beizuwohnen. Der Kaiser nahm den Titel eines Königs von Jerusalem an und verlangte, mit Berufung auf das Schicksal Veit's von Lusignan, von seinem Schwiegervater, daß er demselben entsagen sollte. Hierüber entstanden zwischen Beiden, während die Kreuzfahrt noch um zwei Jahre hinaus verschoben wurde, misliche Händel, welche Johann, ohne Unterstützung des Papstes, veranlaßte, sich vom kaiserlichen Hofe zurückzuziehen und sein Geschick dem Ungefähr bloßzustellen, da im gelobten Lande schon 1226 Kaiser Friedrich als rechtmäßiger König ohne Anstoß anerkannt wurde. Im genannten Jahre ließ dieser Besitz von dem kleinen Königreiche nehmen durch Absendung des Erzbischofs von Amalfi und zweier Grafen mit 300 Rittern. Barone, Prälaten und Reichsverweser huldigten dem Kaiser, ja selbst die Herren, welche ihren König nach Italien begleitet hatten. Friedrich ließ sogleich die Burg Montfort unfern Ptolemais befestigen und 1227 dem Grafen Thomas von Acerra als seinen Statthalter und Verwalter des Landes einsetzen, wie er überhaupt fest, besonnen und vorsichtig mit diesem kleinen Länderwerb umging. Und da er vernahm, daß zwischen den Gebrüdern Sultanen zu Damask und Kahira Streitigkeiten obwalteten, trat er durch Gesandte in Unterhandlungen mit ihnen, und gewann wenigstens Malek al Kamel für sich. Damask verlor ohnehin im Herbste 1227 seinen Beherrscher und dessen minderjähriger Nachfolger kam unter Vormundschaft. Endlich entsandte Friedrich einen bedeutenden in Apulien zusammengekommenen Haufen Kreuzkrieger unter des Herzogs von Limburg Führung im September 1227 nach Ptolemais, während er selbst im Mai des folgenden Jahres nachkommen wollte, deshalb aber vom Papste Gregor IX. in den Bann gethan wurde. Dieser Anstoß und des Kaisers längeres Zögern vermochten die sämmtlichen Kreuzfahrer, welche in Syrien angekommen waren, bis auf 800 Ritter, die dem Limburger getreu blieben, wieder heimzukehren. Mit diesen aber sorgte der Herzog für die Befestigung Cäsarea's und Joppe's, für die Erbauung einer Burg bei Sidon und des

54) Sie starb schon im April 1228 wieder, als Mutter eines Thronerben, Konrad.

Chateau Franc, sonst aber hielt er auf Erhaltung der Waffenruhe, die aber die Sarazenen auf Veranlassung der Templer nicht streng beobachteten, worüber der kaiserliche Statthalter in Misfallen bei den heimischen Christen gerieth. Im Frühjahre 1228 sandte der Kaiser Verstärkung und er selbst folgte mit geringer Begleitung endlich im August nach. Seine Erscheinung am 7. Sept. zu Ptolemais verscheuchte alle Geistliche aus seiner (des von der Kirche Geächteten) Nähe, und öffnete dem geistlichen Ritterorden den Mund zu Klagen über Beschränkung ihrer Rechte durch den Statthalter. Überhaupt scheint das kaiserliche Regiment, das auf Festhaltung und Erweiterung seiner Rechte sah, den Franken nicht angestanden zu haben; denn der Kaiser konnte nur auf den teutschen Ritterorden, auf die Genueser und Pisaner rechnen, alle Übrigen waren ihm entgegen, ja die Templer feindselig. Mit seiner schwachen Kriegerschar bezog er bei Recordana und in Mitte Novembers bei Joppe ein Lager, und knüpfte mit dem Sultan Kamel, welcher sich mit seinem Bruder, Malek al Aschraf, in die Besitzungen des verstorbenen ältesten Bruders getheilt und dessen Sohn mit etlichen Städtegebieten abgefunden hatte, friedliche Unterhandlungen an. Obschon von Templern und Johannitern, die sich nicht aufrichtig mit ihm versöhnen wollten, gehindert, brachte er es doch am 18. Febr. 1229 zu einem freilich seine Ansprüche und Foderungen herabsetzenden Frieden. Derselbe wurde eigenmächtig vom Kaiser geschlossen, ohne Zuziehung der weltlichen und geistlichen Reichsstände, weshalb auch diese unversöhnt blieben. Die Bedingungen, so weit sie bekannt sind, lauten bei den verschiedenen Berichterstattern widersprechend. Im Ganzen mag nur die heilige Stadt mit wenigen unbedeutenden Ortschaften dem Kaiser überliefert worden sein, und in Jerusalem selbst behielten die Sarazenen die Moschee des Khalifen Omar mit der Kapelle Sachra unter einer eigenen Gerichtsbarkeit, wie überhaupt gegen sie große Nachgiebigkeit und Großmuth, sodaß viele von ihnen an Friedrich's Christenthume zweifelten, beobachtet wurde. Die Zerstörung der Stadtmauern, schon längst von den Muselmännern bewirkt, blieb gebilligt, wenigstens wurden sie nicht wieder aufgebaut. Der vermittelte Waffenstillstand scheint für seine Dauer nicht unter zehn Jahre festgestellt worden zu sein. Der Vertrag wurde gegen die herkömmliche Sitte nicht beschworen. Der Patriarch von Jerusalem, der allein auf sein Verlangen Kenntniß von dessen Inhalte, doch nicht vollständig, erhielt, fand gewaltige Mängel und Anstöße, besonders keine Sicherheit darin; daher er dem Kaiser nicht gehorchte. Friedrich II. aber begab sich am 17. März nach Jerusalem, und bei seiner Ankunft sprach der Erzbischof von Cäsarea den Bann über die Stadt und das heilige Grab aus. Dennoch setzte sich der Kaiser am folgenden Tage in der heiligen Grabkirche die Königskrone auf, ohne irgend eine priesterliche Weihe dazu zu empfangen. Von da begab er sich über Joppe nach Ptolemais zurück, und benahm sich überall als unbeschränkter Landesherr, ohne Barone und Prälaten zu fragen. Obschon schwach an Streitkräften genug, hieß er die Pilgerritter ohne Ausnahme heimkehren, und jede Art von Widerspenstigkeit fiel der Strafe anheim, die der kaiserliche Statthalter Acerra vollzog. Dies Alles und die scharfe Beobachtung der Templer zogen Allen, die es mit dem Kaiser hielten, zuletzt auch der Stadt Ptolemais, den Bann des Patriarchen zu. Feindselige und friedliche Schritte brachten diesen Prälaten nicht außer Fassung; daher schied Friedrich am 1. Mai 1229 unversöhnt aus dem gelobten Lande, nur die Freundschaft Kamel's und Aschraf's mitnehmend. Sein kurzer Aufenthalt daselbst und sein feindseliges Verhältniß zur Geistlichkeit und Ritterschaft machten keine zweckmäßigen dauernden Anordnungen für das kleine Reich möglich, sowie er sich auch die Rechte seiner Königskrone nicht sicherte, und in keinem Falle auf Gehorsam seiner neuen Unterthanen rechnen konnte. Nur der Baron Balian von Tyrus war und blieb ihm noch einige Zeit zugethan; daher der gesammten Reichsritterschaft jede willkürliche Werbung und Lösung untersagt, sonst aber alles den Anordnungen des kaiserlichen Statthalters, der zu Ptolemais seinen Sitz bekam, ohne verhältnißmäßige Kriegsmacht untergeben wurde. Untergeordnete Commandanten residirten zwar in Jerusalem und Joppe, jenes aber blieb ohne Mauern und dieses im Schutze einer geringen Besatzung. Auf Ptolemais allein mochte Rücksicht genommen worden sein, und also kein Wunder, wenn schon 1229 und im folgenden Jahre die übrigen Besitzungen von arabischen Räuber- und Nomadenhorden angefallen und binnen drei Jahren auf der Wallfahrtsstraße nach Jerusalem 10,000 Pilger erschlagen wurden. Hierzu kam, daß mittlerweile Amalrich's I. Enkelin, Alix, Königin Witwe von Cypern, in Ptolemais Ansprüche auf die Königskrone erhob. Dies veranlaßte die Reichsbarone, den seit dem 1. Sept. 1230 mit dem heiligen Stuhle wieder ausgesöhnten Kaiser, um Zusendung seines Sohnes Konrad, der nach seiner Mutter Tode rechtmäßiger Erbe des Thrones geworden war, zu bitten, was auch zugesagt, aber nicht erfüllt wurde. Indessen hielt er für rathsam, 1231 einen neuen Reichsstatthalter in der Person des Marschalls Richard Fehlinger[55]) mit einer bewaffneten Macht von 2000 Mann (darunter 300 Ritter und 200 Armbrustschützen) nach Ptolemais zu schicken. Allein für die Zwecke waren diese Streitkräfte zu gering, und die Anstalten Richard's zu unvorsichtig, als daß sie die Hohenstaufen'sche Herrschaft in Syrien befestigen konnten. Diese Rüstung zog das Haus Ibelin, dessen Haupt der Baron Johann von Ibelin-Bairuth war, mit dem jungen Könige Heinrich von Cypern enger zusammen, vereinte mit ihnen die Barone des gelobten Landes und brachte 16jährige Verwirrung in die Verwaltung desselben, woraus wenigstens der Vortheil erwuchs, daß die alten durch kaiserliche Willkür beschränkten und verletzten, wenn nicht gar verdrängten Assisen des Königreichs Jerusalem wieder in Kraft traten.

IV. Von der Verwirrung in der Herrschaft des Königreichs Jerusalem durch kaiserliche

55) Wenn nicht Fehlinger ein irriger Zusatz der Chronisten ist, aus Denklort, filius Augeri, fils Augier, zusammengesetzt, wie sich nach Vertot I, 348 und M. Sanuto bei Bongars II, 214 vermuthen läßt.

und cyprische Ansprüche bis zur gänzlichen Verdrängung der erstern, von 1231—1247. Die Misgriffe Friedrich's II. bestanden darin, daß sein Marschall und der ihn begleitende Erzbischof von Amalfi zunächst Cypern unter seine Lehnherrlichkeit stellten und den Baron Johann von Ibelin, mit dem er seit 1228 über den Besitz von Bairuth zerfallen war, ohne den Weg Rechtens einzuschlagen, züchtigen sollten. Der Baron aber und sein Mündel, der junge König Heinrich von Cypern, waren nicht Willens, dem Kaiser Fügsamkeit zu beweisen. Von ihnen auf der Insel abgewiesen, begab sich das kaiserliche Heer sofort nach Berytus, nahm die Stadt durch Zwiespältigkeit der Besatzung, belagerte die Burg, die sich standhaft vertheidigte, und besetzte auch Tyrus. Diese Gewaltschritte erregten unter den einheimischen Baronen, deren mehre in Palästina und Cypern zugleich Besitzungen hatten, großen Unwillen. Zusammengetreten ließen sie den Reichsstatthalter an die Art der Entstehung des Königreichs, an dessen verletzte Satzungen erinnern; sie erinnerten ferner, wie ihr jetziger König, Kaiser Friedrich, davon gar keine Kenntnisse genommen hätte, wie er weder gewählt worden sei, noch geschworen habe, was mit ihren Einrichtungen so unverträglich, wie das Beispiel mit Johann von Berytus unerhört sei, da doch kein Lehnherr seine Vasallen willkürlich und eigenmächtig verdammen könne. Sie verlangten nun in Folge herkömmlicher bestehender Reichsgrundgesetze die Wiedereinsetzung Johann's von Ibelin in seine Rechte und Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens gegen ihn, wenn er für schuldig befunden würde. Richard aber setzte die Belagerung der Burg Berytus eifrig fort und wies die Barone an den Kaiser. Da vereinten sich diese zur Erhaltung ihrer Rechte und Freiheiten auf den Grund der bereits bestehenden und von ihren Königen begünstigten Brüderschaft des heiligen Hadrian [56]) und nahmen in dieselbe auf, wen sie dazu werth hielten. Dieser traten Viele jeden Standes, die Richard's Handlungsweise tadelten, bei; und verschworen sich gegen den kaiserlichen Statthalter. Johann von Ibelin wurde hineingezogen, und dieser reizte den jungen König von Cypern und dessen Barone auf. Er segelte am 24. Febr. 1232 mit ihnen nach Syrien ab, fand aber schon mehre Barone daselbst wankelmüthig; doch gegen 43 Barone traten auf seine Seite, die mit der cyprischen Kriegerschar ein Lager bei Berytus bezogen und manche kleine Gefechte glücklich bestanden. Der Patriarch Gerold von Jerusalem, die Großmeister der geistlichen Ritterorden und Andere schritten ohne Erfolg vermittelnd ein. Auch Sidon und Ptolemais wußte Johann von Ibelin, nachdem er sein Lager abgebrochen hatte, auf seine Seite zu bringen und beschloß sodann mit Hilfe der genueser Seemacht Tyrus zu belagern. Dies bewog den Reichsstatthalter, sein Vorhaben auf Berythus aufzugeben und Tyrus zu schützen. In der Nacht vom 2. bis 3. Mai 1232 überfiel er das Lager seiner Gegner bei Casal Imbert, eroberte dasselbe und schlug die Cyprier in die Flucht. Johann von Ibelin aber, der schon vor der Schlacht sich nach Ptolemais begeben hatte, sicherte nicht allein diese Stadt vor Überraschungen, sondern rettete auch Cypern, wohin ihn am 30. Mai der Einbruch der Kaiserlichen zurückgerufen hatte, seinem Königr. Dort wurde Richard am 11. Jun. bei der Burg la Gride geschlagen, nach Kleinarmenien und von da nach Tyrus zurückgetrieben, während ihm alle seine in Cypern errungenen Vortheile wieder entrissen wurden (Cerines hielt sich allein noch bis zum Frühjahre 1233). Kaiser Friedrich, zu sehr im Abendlande beschäftigt, konnte sein im Morgenlande untergrabenes Ansehen nicht wieder emporbringen; und als der ihm wieder zugethane Papst Gregor IX. 1233 in Viterbo eine Versöhnung zwischen ihm und den Unzufriedenen vermitteln wollte, verstand er sich nicht zu der verlangten Genugthuung; daher erneuerte sich Hinneigung seiner Barone im christlichen Königreiche zu Heinrich von Cypern, der nun in ihre Brüderschaft übertrat. Der im J. 1235 dahin abgesandte päpstliche Legat sollte den Zwiespalt dämpfen, fand aber die Brüderschaft des heiligen Hadrian durchaus widersetzlich, sodaß er sie sammt der Stadt Ptolemais in den Kirchenbann thun mußte. Darauf schickte die Ritterschaft Abgeordnete nach Rom, die nicht nur die Aufhebung des Bannes, sondern auch, wie aus Gregor's IX. Meldungen vom J. 1236 hervorgeht, eine Aussöhnung des Kaisers mit der unzufriedenen Partei bewirkte; ob aber dabei — die Bedingungen sind nicht genau bekannt geworden — Friedrich II. versprach, dem Königreiche die herkömmlichen Rechte und Freiheiten zurückzugeben, ob ihm und seinem Sohne von Neuem geschworen und gehuldigt und ein anderer Reichsstatthalter an Richard's Stelle gesetzt worden sei, wie der Papst vorgeschlagen hatte, bleibt sehr zweifelhaft, ja irrig, weil der Verhaßte in seiner Würde noch fortan erwähnt wird und das Haus Ibelin in seinem herrischen Ansehen beharrte. Als nun vier Jahre nachher die bereits bekannte Enkelin Amalrich's I., Alix, mit ihrem vierten Gemahle Rudolf von Soissons und Herrn von Coeuvres in Ptolemais mit erneuten Ansprüchen auf die Königskrone Jerusalems erschien, so übergaben die Reichsbarone ihrem Gemahle das Reichsverweseramt so lange, bis der wirkliche Erbe Konrad, Jolanthens Sohn, selbst erscheinen würde. Nach Sanuto und Loredano wurde ihm auch gehuldigt, allein das Haus Ibelin herrschte mit Zustimmung Heinrich's von Cypern fortan, und Balian von Ibelin-Bairuth, Johann's ältester Sohn, besetzte auch, als eine Fehde zwischen den drei geistlichen Ritterorden in Ptolemais ausbrach, die Stadt Tyrus, die ihm durch Verrath übergeben, dem Reichsverweser Rudolf aber vorenthalten wurde, worüber dieser unwillig, seine Gemahlin verließ und nach Frankreich zurückkehrte. Die Burg Tyrus, welche Balian belagerte, und Lothar, des vom Kaiser abgerufenen Statthalters Bruder, vertheidigte, erhielt jener durch List. Richard nämlich wurde durch Seestürme nach Tyrus zurück und in Balian's Gewalt getrieben, worauf Lothar durch seines Gegners Drohungen

56) Sie war unter einem der Balduine entstanden, unter welchem aber, ist nicht zu bestimmen. Hugo Plagen nennt schlechthin den König Balduin, in dessen Zeit ihre Stiftung falle. Man nennt diese Brüderschaft auch die des heiligen Andreas oder Jacob.

eingeschüchtert, die Burg aus Furcht übergab, sein Bruder möchte sammt dem Gefolge ermordet werden. Dafür erhielt dieser seine Freiheit wieder, und er reiste mit seinem Bruder 1241 oder im folgenden Jahre nach Europa zurück, ohne daß dadurch des Kaisers Ansprüche gänzlich aufgegeben worden waren, da im J. 1242 ein neuer kaiserlicher Statthalter auftrat, aber jedenfalls nur von einer mindermächtigen Partei gehalten und anerkannt wurde. Gegen sie blieb stets die cyprische Partei, der bald Balian, bald auch Alix vorgestanden zu haben scheint, und nach ihrem Tode (1246) bestellte ihr Sohn, König Heinrich von Cypern, jenen Balian und nach dessen Tode Barone aus dem Hause Ibelin-Arsuf zu Statthaltern von Ptolemais, während die Hohenstauf'sche Partei bald verschwand, als Innocenz IV. im Streite mit Kaiser Friedrich 1247 jenen als rechtmäßigen König von Jerusalem anerkannte und diesem sammt seinem Sohne alle Ansprüche darauf absprach, ohne daß dadurch andere Parteien niedergehalten werden konnten.

Neben diesen Kämpfen um die Oberherrschaft im heiligen Königreiche liefen fast stete Kriegszüge und Fehden gegen die Ungläubigen her, und merkwürdig ist, daß außer den Engländern, die der kaiserlichen Partei anhingen, von den übrigen ab- und zuströmenden kampflustigen Pilgerscharen nicht gemeldet wird, zu welcher Partei sie sich vorzugsweise hielten. Der Krieg mit dem Fürsten von Hama, welcher den Hospitalitern den schuldigen Zins verweigerte, begann bald nach des Kaisers Rückkehr nach Europa. Die Hospitaliter brachten mit Zuthun der Templer, cyprischer, syrischer und antiochischer Ritter ein Heer von 3200 Mann zu Pferd und zu Fuß zusammen, und brachen mit demselben bei dem Schlosse Kurden (Hesn al Akrad) in des Fürsten Gebiet hervor, plünderten Barin und zerstörten diese Stadt zum Theil, dann zogen sie sich ungestraft zurück. Auf die Rüstung eines zweiten Streifzugs schloß der Fürst Frieden und versprach den jährlichen Zins. Hierauf wollten die Templer in Verbindung mit Fürst Boemund V. von Antiochien gegen den König von Armenien losbrechen, um dessen an ihren Ordensbrüdern verübte Mishandlungen zu rächen; allein der König kam mit einer ansehnlichen Geldsumme zur Erweckung versöhnender Gesinnungen glücklich zuvor; hingegen wurden sie im Sommer 1237 bei Derbesak von den Halebern, welche die Burg Bagras in Antiochien belagerten, dergestalt geschlagen, daß diese Niederlage in Europa Aufsehen, Mitleid und mehr und mehr Reiz zu einer Kreuzfahrt erweckte, wozu freilich schon seit drei Jahren vom Papste, jedoch erfolglos, angetrieben worden war. Es schifften sich aber erst im August 1239 König Thibaut von Navarra, der Herzog von Burgund, die Grafen von Bretagne und Bar und andere französische Große (manche waren durch päpstliche Verbote und durch des Kaisers erneuerte Bannverstrickung zurückgeschreckt worden) nach Ptolemais ein.

Malek al Adel hatte nach dem Tode seines Vaters Kamel und seines Oheims Aschraf, die Sultanate Ägypten und Damask 1238 vereint, sein Bruder Malek as Saleh Ejub aber ihm Damask sogleich und 1240 auch Ägypten wieder abgenommen und ihn obenein noch erwürgen lassen. Hierüber waren für die benachbarten kleinen Sarazenenfürsten einladende und Vortheil bringende Verwirrungen entstanden, welche auch das angekommene Kreuzheer, das aus 1500 Rittern, 40,000 Knappen und einer kleinen Anzahl Mannschaft zu Fuß bestand, hätte benutzen können; es fehlte ihm aber an einträchtigem Gemeinsinne, wie auch an tüchtiger Leitung. Also sah man den Grafen von Bretagne mit seinem Haufen am Ende Octobers 1239 zur Beute in das damasker Gebiet einbrechen; ein anderer Pilgerhaufe zog unter Führung der Grafen von Bar und Montfort und des Herzogs von Burgund nach Ägyptens Grenze; die Barone des gelobten Landes stellten die Mauern Jerusalems wieder her und bauten an dessen Westseite ein festes Schloß. König Thibaut, wie die Ritter des heimischen Landes mit dem Heerzuge nach Ägypten unzufrieden, folgte in der Ferne nach, die Templer, Johanniter und Andere aber eilten dem Herzoge von Burgund nach. Meinungsverschiedenheit über den Angriff des überlegenen Feindes bei Gaza trennte indessen Viele wieder von den Grafen von Bar und Montfort, welche in einen Hinterhalt gelockt am 13. Nov. 1239 mit den Ihrigen entweder erschlagen oder gefangen wurden. Nur Wenige retteten sich durch die Flucht. Die vor der Schlacht zurückgegangenen Pilgerritter und Fürsten wagten sammt dem bei Askalon stehenden Thibaut keinen Angriff, sondern zogen sich nach Ptolemais zurück. Diesen Fehler benutzte der rüstige Fürst David von Karak und Schaubek zur Überraschung Jerusalems. Er eroberte die heilige Stadt nach mehrtägigen Kämpfen, ließ alle anwesenden Christen ermorden, und die Mauern mit der Davidsburg sammt dem neuen Schlosse zerstören. Streitigkeiten mit andern muselmännischen Fürsten hielten ihn ab, sein Waffenglück gegen die Christen weiter zu versuchen, vielmehr schloß er sich an den Sultan Ejub von Damask an, um diesem Ägypten erobern zu helfen, während die Pilgerritter sich durch trügerische Hoffnungen des Gebieters von Hama aufhalten ließen, alsdann durch vorzügliche Begünstigung der Templer des Sultans Ismail von Baalbek angetragenes Bündniß gegen den Beherrscher Ejub von Damask annahmen, und ihm versprachen, diesem Eroberer den Rückweg aus Ägypten nach Palästina zu versperren, wofür sie Saphed und Tiberias mit dem Zubehör und die Burg Beaufort (Schakif Arnun) erhielten. Sie besetzten Joppe; Ismail zog mit seinen Truppen, die über das Bündniß mit den Christen schwierig waren, herbei, und als er bei Askalon in einen Kampf gegen den Sultan Ejub gerieth, gingen seine Leute, einem Einverständnisse zufolge, zu ihm über und halfen dadurch die Niederlage des Pilgerheeres vollenden. Da entstand Murren unter den Pilgern über die Freundschaft mit dem ungläubigen Ismail auf der einen, und Murren über den Frieden, welchen die Johanniter mit dem siegreichen Ejub vermittelt hatten, auf der andern Seite, wenngleich derselbe nicht nur die gefangenen Christen in Freiheit setzte, sondern auch die von Ismail den Franken eingeräumten Besitzungen überließ und noch andere Zugeständnisse an Gebieten (wie Jerusalem) einging, über welche der Sultan noch nicht ver-

fügen konnte. Die Templer und viele Pilger dagegen hielten es, in Joppe zurückbleibend, standhaft mit dem nach Damask geflohenen Ismail, die übrigen dem Frieden anhängenden Pilger wandten sich nach Ptolemais und von da am 24. Sept. 1240 nach ihrer Heimath. Sie ersetzte Graf Richard von Cornwallis, Bruder Königs Heinrich III. von England und Neffe Richard's Löwenherz. Er kam am 8. October, auch gegen des Papstes Willen, mit Geld und tapferer Mannschaft in Ptolemais an, und ohne sich an die Verwirrungen und Parteiungen zu kehren, knüpfte er zu Joppe, wohin er sich begab, der Templer Einwürfe ungeachtet, die Unterhandlungen mit Ejub wieder an, und brachte bis zum Februar 1241 die Sachen wenigstens dahin, daß Ejub seinen Frieden beschwor, und die Zugeständnisse, so weit sie in seiner Macht standen, erfüllte, die Templer aber und die ihnen gleichgesinnten Pilger ihre Zustimmung dazu gaben. Erreicht wurde hierdurch die Befreiung vieler Christen aus ägyptischer Gefangenschaft, darunter 500 Ritter und 33 angesehene Kreuzfahrer waren. Jerusalem und andere Gebiete, die in Ismail's und in des Fürsten von Karak Gewalt standen, konnte Ejub seinem Versprechen gemäß freilich nicht abtreten. Das wieder gewonnene und aus Trümmern emporblühende Askalon wurde von Richard mit einer neuen Burg versehen und einem kaiserlichen Commandanten übergeben. Darauf zog er am 3. Mai desselben Jahres mit seinem Gefolge in die Heimath zurück und seinem Beispiele folgten der Herzog von Burgund und alle andere noch anwesende französische Pilger.

Mit dem Fürsten von Karak, David, hatten die heimkehrenden Pilgerfürsten keinen Frieden zu Stande bringen können, daher blieb das kleine Königreich seinen Fehden ausgesetzt, bis die Sachen eine andere Wendung bekamen. Schon 1242 nahmen ihm die Franken Neapolis, bis zu welcher Stadt sich sein Gebiet hinaberstreckte, wieder ab, und ein Jahr nachher sich aus Furcht vor Ejub's Eroberungsplanen mit Schirkuh von Emesa und Ismail von Damask vereinend, zog er auch die Franken in dieses Bündniß. Dafür wurden diesen mehre Vortheile und besonders die bisher erwähnten Einräumungen und Versprechungen sarazenischer Gebiete gewährt, darunter Jerusalem mit der Moschee und Kapelle, welche sich Kamel in der Übereinkunft mit Kaiser Friedrich II. einst vorbehalten hatte, ihnen am wichtigsten waren. Allein diese Gebietserweiterungen gingen schnell wieder verloren. Der Sultan von Ägypten rief gegen diesen Bund die Charismier (türkische Horden am Euphrat und Tigris) zu Hilfe, welche im J. 1244, ehe sich die Franken rüsten und ihre Bundesgenossen herbeikommen konnten, die Grafschaft Tripolis verheerten, Tiberias und Jerusalem eroberten, Bethlehem, den Berg Zion und andere Heiligthümer schändeten und bis vor Ptolemais und den Pilgerberg hin Alles mit Zerstörung erfüllten. Vorzüglich wurden in Jerusalem die ärgsten Greuel verübt, und hier kein werthes Denkmal verschont. Über 7000 Christen wurden ermordet und viele in Gefangenschaft geschleppt. In Gaza endlich vereinte sich dieses Gesindel mit dem Heere Ejub's. In Askalon kam das Christenheer mit seinen Bundesgenossen zusammen; allein Ismail widerrieth entscheidende Schritte, weil großes Misbehagen unter den Ungläubigen über den Verein mit den Franken laut wurde. Gleichwol drangen andere auf einen Marsch gegen den Feind bei Gaza, und schon den 17. Oct. 1244 kam es zu einem hitzigen Treffen, das am folgenden Tage mit einer vollständigen Niederlage der Verbündeten endete, weil die Franken Zaghaftigkeit, und ihre Bundesgenossen große Leichtfertigkeit im Gange des Kampfes bewiesen hatten. Der Kern der gesammten christlichen Ritterschaft wurde vernichtet; nur wenige von ihnen mit 100 muthlosen Knappen retteten sich nach Ptolemais. Natürlich wurde der christliche Staat wieder sehr beschränkt. Nur wenige Städte und Burgen, als Joppe, Nazareth, Askalon und Saphed, wehrten sich standhaft, die andern alle gingen aus Überdruß der christlichen Herrschaft zu dem Ägypter über. Bis vor Ptolemais hin, das sie unberührt ließen, drangen die Sieger und beschädigten Sidon sehr stark; und als die Fürsten von Emesa und Karak unterdrückt worden waren, wandte sich die Hauptmacht vor Askalon, das der stürmenden Überlegenheit 1247 unterlag [57]). Die Trümmer des Königreichs blieben den Feindseligkeiten des Sultans bloßgestellt, allein er that, wenn er die Franken gleich für strafbare Rebellen seines Freundes, des Kaisers Friedrich, hielt, keine Schritte weiter gegen sie. Von Außen ungestört blieb Ptolemais der Schauplatz tummelnder und gegen einander gehetzter Parteiung, wodurch Verwirrung die Oberhand bekam, während welcher die cyprische Verwaltung gedrückt, und von den Venetianern längere Zeit offen befehdet wurde.

V. Vom Sturze der Hohenstaufen'schen Verwaltung des Königreichs Jerusalem bis zu dessen völliger Vernichtung, von 1247—91. Gleichheit der Staatsverfassung, Unentbehrlichkeit der Nachbarschaft und die Nähe des Oberhauptes, woran Vielen lag, und was besonders an der kaiserlichen Verwaltung getadelt und vermißt wurde, wiesen die Trümmer dieses Königreichs natürlich auf den Inselstaat Cypern und dessen König hin, zumal da von dieser Anerkennung alle künftige europäische Hilfe, die stets unentbehrlich blieb, abhing, wie vorzugsweise das Beispiel Königs Ludwig IX. von Frankreich lehrte; der Keim zum Untergange der christlichen Herrschaft konnte aber dadurch nicht getilgt werden, weil die Einheit derselben trotz französischer und cyprischer Anstrengung nicht hergestellt werden konnte. Denn bei der steten Beschränktheit des Gebietes drängten sich neben cyprischer Hoheit die grundherrlichen Rechte der Venetianer, Genueser, Pisaner und Marseiller in die wenigen geretteten Städte zusammen, wo über den vielen Befehlen Reibungen, Raufereien und blutige Gewalt-

57) Die ehemalige Philisterstadt Askalon mag erst durch Bibars gegen 1270 gänzlich zerstört, dann nie wieder aufgebaut worden sein. Gegenwärtig sieht man noch etliche Überbleibsel von Tempeln, Theater und Kloster sammt einem Stück Mauer am Meere; der Name aber lebt noch in der Benennung der dort erzeugten kleinen Zwiebeln, Schalotten, ascalonitae, escalottes, fort.

thaten kein Ende nahmen, oft eine hohe Behörde der andern Unterdrücker werden mußte, und wo die Noth von Außen her keine Eintracht im Innern bewerkstelligen konnte. Zu dieser Vielherrschaft gesellte sich endlich 1277 noch, wie erzählt werden wird, die neapolitanische Verwaltungsbehörde im christlichen Morgenlande, welche den Untergang vollends herbeiziehen half.

Unter solchen verwirrten Umständen erschien König Ludwig IX. von Frankreich im Herbste 1248 bei Heinrich I. von Cypern, und richtete mit diesem die verbundenen Streitkräfte im Frühjahre 1249 gegen den Hauptsitz der Sarazenenmacht, Ägypten. Ihnen zogen viele unruhige Franken aus dem heiligen Königreiche nach. Am 6. Jun. wurde Damiette erobert, alsdann der mühselige Heerzug gen Kahira, vor welchem des Legaten Galvani Beispiel nicht warnte, unternommen, und die beiden Könige endlich am 6. April 1250 mit vielem Volke gefangen, nachdem sie blos Mansurah erreicht hatten. Ihre theuer erkaufte Freiheit, in die sie grade einen Monat nachher wieder gesetzt wurden, raubte auch die Eroberungen in Ägypten, und gab dem heiligen Königreiche eine zehnjährige Waffenruhe von dieser Seite. Gegen Osten blieb es zwar den benachbarten Sarazenenstaaten bloßgestellt; die beiden Könige aber, welche inzwischen nach Ptolemais sich gewendet hatten, konnten dagegen, so lockend auch damals die Gelegenheiten waren, aus Schwäche Nichts wagen. Die Mehrzahl der Pilger hatte sich von der Heimreise nicht zurückhalten lassen, und 12—1400 Mann waren es nur, die dem heiligen Ludwig noch zu Gebote standen. Die gefoderte und ersehnte Verstärkung blieb aus, was sonst binnen vier Jahren an Pilgerkriegern ankam, bedarf kaum einer Erwähnung. Dessenungeachtet verschmähte der Sultan von Damask diese kleine Kriegsmacht nicht, sondern suchte ein Bündniß mit dem heiligen Ludwig gegen Ägypten, worüber dieser, um nicht wortbrüchig zu werden, mit den Emirn des Nilstaates zur Befreiung einer guten Anzahl von noch in dortiger Gefangenschaft schmachtenden Pilgern und Rittern in Unterhandlung trat, die in einem Bündnisse gegen den Beherrscher von Damask endeten. Dasselbe versprach den Franken die Rückgabe der ihrem Reiche entrissenen Gebiete (wenigstens die auf dem rechten Ufer des Jordan und todten Meeres gelegenen); allein bei der Schwäche Ludwig's IX. war es dem Sultan von Damask ein Leichtes, dies wieder zu vereiteln. Er besetzte Gaza und schnitt mit seiner ansehnlichen Macht seine beiden Gegner von einander ab. Endlich schloß er 1253 mit Ägypten einen Frieden, ohne daß des Königs und des heiligen Reiches darin gedacht wurde. Ludwig war zwar bis Joppe gekommen, und hatte kleine Gefechte vor und nach dem Friedensschlusse mit dem Sultan bestanden, als die Damasker plötzlich vor Ptolemais erschienen, der Stadt aber Nichts anhaben konnten, sondern die Umgegend verwüsteten und Sidon bis auf die Burg eroberten und zerstörten, ehe der König von Frankreich zu Hilfe eilen konnte. Der Sultan wich auf sein Gebiet zurück, und ließ den König Sidon ungestört wieder herstellen, aber Paneas gegen dessen Heerabtheilung so trefflich vertheidigen, daß sie nach hartem Kampfe zurückweichen mußte. Mit dem Aufbaue und der Befestigung Sidons endete Ludwig seinen Aufenthalt in Syrien, wo er sonst noch die Befestigungen der Städte Cäsarea, Ptolemais und Joppe verbessert hatte. Bei seiner Heimkehr — sie erfolgte im März 1254 — hinterließ Ludwig IX. den Ritter Gottfried von Sergines als Stellvertreter seiner Person mit einem Theile seiner Ritterschaft zur Verfügung des cyprischen Reichsverwesers zu Ptolemais. Diese französischen Ritter aber folgten höchstwahrscheinlich im September desselben Jahres der Abfahrt des päpstlichen Legaten Odo nach Europa, sodaß nur wenige Söldlinge bei Sergines, welcher durch seinen Eifer für die anvertrauten Angelegenheiten im J. 1258 selbst cyprischer Statthalter des kleinen christlichen Staates wurde, zurückblieben, jedoch von Zeit zu Zeit neue Verstärkung erhielten, da fortan Frankreich eine Schar Söldlinge mit einem Hauptmanne daselbst zu unterhalten pflegte. Leider aber fand sich in den übrigen Theilen des Abendlandes so geringe Aufmerksamkeit, daß, wenn auch alljährlich Meerfahrten aus den italienischen, sicilischen und französischen Häfen stattfanden, diese doch nur wenige Pilgerritter brachten, diese doch ohne besondern Nutzen waren; die aber den meisten Vortheil davon zogen und die Meerfahrten am eifrigsten betrieben, die Genueser, Pisaner und Venetianer schadeten eigentlich dem gelobten Lande am meisten, indem sie an der Beschützung desselben fast gar keinen Theil nahmen, vielmehr immer ihre besondern Verträge mit den Feinden der Christenheit berücksichtigten, und daneben in den christlichen Städten oft blutige Fehden und allerlei Unfrieden anstifteten, wie 1256, als diese drei Handelsrepubliken in einen blutigen Streit zu Ptolemais geriethen, der einen Krieg zwischen ihnen und die Vertreibung der Genueser aus der Stadt zur Folge hatte. Inzwischen vergönnte im J. 1255 der Beherrscher von Damask dem kleinen zerstückelten und überall geringgeschätzten oder vergessenen Christenstaate eine zehnjährige Waffenruhe, ohne daß Tripolis und Antiochien darin begriffen werden durften. Dafür entstand Streit zwischen dem Fürsten von Antiochien und dem Statthalter zu Ptolemais, auf dessen Schlichtung folgte eine Fehde zwischen den Templern und Hospitalitern, und endlich ein Zwiespalt der erstern mit dem Könige von Armenien. Unter solchen innern Kämpfen hatte sich das kleine Gebiet mit räuberischem Gesindel angefüllt, sodaß Sergines zur Tilgung dieses Unfugs vollauf zu thun hatte. An alle diese Begebenheiten reihete sich 1260 eine sehr empfindliche Niederlage der einheimischen Ritterschaft und der Templer durch die in den christlichen Staat eingebrochenen Turkomanen, welche zuvor das Fürstenthum Antiochien verödet hatten. Der ziemlich gleichzeitige Einbruch der Mongolen in Syrien galt zwar den Franken nicht, sondern den kleinen Sarazenenstaaten daselbst, ja sie versprachen dem Fürsten von Antiochien die Zurückgabe aller ihm bisher entrissenen Landschaften, aber durch den Unverstand der Bewohner von Sidon und Belfort beleidigt, entzogen sie allen Franken das bisher geschenkte Zutrauen wieder, und machten Sidon zum Opfer ihrer Rache. Hatte dies auch keine schlimmen Folgen weiter,

da der Mongolen Macht durch die Siege der Moslims am 3. Sept. und 10. Dec. 1260 dort gänzlich gebrochen wurde, so traten durch das Ausbreiten der ägyptischen Herrschaft, die der verjagten Mongolen Eroberungen und das damasker Sultanat bis Haleb hinauf an sich riß, neue Besorgnisse ein. Und in der That fand sich der Usurpator des ägyptischen Sultanats, Bibars (Malek ad Daher) beleidigt [58]), wenn der cyprische Statthalter den Bau der Mauern von Arsuf gegen den Vertrag des 1255 erneuerten und nachher von Ägypten auch anerkannten Waffenstillstandes fortsetzte, und wenn die Templer und Hospitaliter denselben gar nicht anerkannten. Er erschien demnach 1263 mit Heereskraft vor Ptolemais; und als Statthalter und Ritter den Feindseligkeiten durch Unterhandlungen zuvorkommen wollten, so verlangte er die Auslieferung aller gefangenen Sarazenen, mit den Burgen Schakif, Sapheb und allen Plätzen, welche die Franken (ohne Zweifel nur seit Sultans Ismail Zeiten) besetzt, oder, da der Ausdruck der Quelle unbestimmt und vieldeutig ist, die sie überhaupt den Sarazenen abgenommen hatten. Die Abgeordneten gingen nicht darauf ein, und Bibars gab das ganze fränkische Gebiet der Verwüstung preis. Die Kirchen zu Nazareth, auf dem Tabor, zu Cabula und das Kloster zu Bethlehem wurden zerstört. Am 14. April trieb Bibars die Christen aus ihrem befestigten Lager auf einer Anhöhe vor Ptolemais in die Stadt zurück, und folgenden Tages unternahm er einen Sturm auf dieselbe. Errang er auch bedeutende Vortheile, so ließ er doch bald von der Belagerung ab und zog eine wilde, bis Antiochien hin ausgebreitete, Verheerung vor. Dadurch entstand Hungersnoth und Zuchtlosigkeit in seinem Heere, und in ihm endlich Geneigtheit zur Waffenruhe, die, sei es zu Ende 1263 noch oder zu Anfange 1264, mit den Christen auf unbekannte Dauer abgeschlossen wurde.

Dessenungeachtet hatte sich, nach arabischen Nachrichten, der Franken so große Furcht bemeistert, daß Viele von ihnen, ihren Glauben verleugnend, in Bibars' Dienste traten. Fortgesetzte Beunruhigungen durch den Krieg zwischen den Genuesern und Venetianern minderten gleichfalls die Kräfte des Landes, ohne dadurch Keckheit, Übermuth und Übereilung bei einem andern Theile zu schwächen, der im November 1264 Bethsan mit den umliegenden Ortschaften verwüstete, und den König von Armenien sammt den Mongolen zu Einbrüchen in das sarazenische Syrien verleitete. Diesen Stillstandsbruch rächte Bibars im Februar 1265 durch die Zerstörung Cäsarea's, der Burg und Umgegend. Burg und Stadt Arsuf, zu denen er sich nun wandte, unterlagen derselben Züchtigung. Der Statthalter und die Ritterschaft zu Ptolemais verhielten sich bei diesen Verwüstungen, die bis in ihre Nähe ausgedehnt wurden, ruhig, und als ihnen aus Cypern tüchtige Mannschaft zur Verstärkung zugeführt wurde, war Bibars bereits zurückgegangen; allein im Frühlinge 1266 erschien er abermals in Palästina, zeigte sich am 2. Jun. acht Tage lang, wiewol unthätig und ungehindert, vor Ptolemais, dann vor Montfort, ließ durch Streifzüge die Gebiete von Tyrus, Tripolis und Tortosa verwüsten, und bei Emesa den entgegentretenden Fürsten Boemund VI. von Antiochien schlagen. Mit großer Beute beladen wendete sich der Sultan plötzlich am 14. Jun. nach der Templerburg und Stadt Saphed, die sich plötzlich hilflos verlassen sah, und nach hartem Widerstande einen Vergleich der Übergabe einging, der, sei es von den Bewohnern oder den Feinden verletzt, 2000 Christen den Tod zuzog. Ramlah, Tebnin und andere unbedeutende christliche Plätze beugten sich hierauf vor dem Sieger, der seine Scharen bis nach Armenien hinausdehnte, und dort den Templern auch die Besitzungen entriß. König Haithon von Armenien schützte sich durch den Abschluß einer Waffenruhe, die auch den Johannitern auf Verlangen zugestanden wurde, sobald sie auf die ansehnlichen Zinsen der Ismaeliten und der Städte Hama und Emesa verzichten würden, was auch geschah. Sodann erlangten die Ritter von Berytus eine Waffenruhe; Ptolemais hingegen erhielt, da dessen Ritterschaft und Statthalter mit fremden Pilgern ziemlich um diese Zeit auf einem Streifzuge nach Tiberias eine bedeutende Niederlage erlitten und den Sultan aufs Neue gereizt hatten, den erbetenen Frieden nicht, sondern dieser behielt sich für das folgende Jahr einen Rachekrieg gegen sie vor, nachdem er Herbst und Winter in Ägypten zugebracht hatte. Er erschien am 2. Mai 1267 vor der Stadt, griff sie aber nicht an, sondern verödete innerhalb 14 Tagen ihr Gebiet zweimal, nahm 500 Christen gefangen und ließ sie erwürgen, und verhängte über das Gebiet von Tyrus, dessen Einwohner einen Mamluken ermordet hatten, dieselbe Strafe; dann gestand er der Stadt einen zehnjährigen Frieden gegen Erlegung einer Geldsumme und gegen Freilassung aller gefangenen Sarazenen zu. Ptolemais blieb zwar nun von seinen Angriffen frei, allein die Genueser, die sich mit Venedig nicht aussöhnen wollten, eroberten am 16. August (1267) den Fliegenthurm dieser Stadt und blokirten den Hafen, den fast zwei Wochen nachher die Venetianer wieder frei machten. Vielleicht nicht ohne Schuld traf am 7. März 1268 die Stadt und Burg Joppe Bibars' Zuchtruthe, als er sie eroberte, doch die Stadt schonte und nur die Burg schleifte. Sodann wandte er sich aufwärts und eroberte im April die Templerburg Belfort. Die Grafschaft Tripolis und das Fürstenthum Antiochien traf gleichfalls sein grausam verheerender Arm, und engte den Gebieter dieser Landschaften durch Schwert und Friedensschluß auf einen geringen Besitz ein. Beide Staaten gehörten seit 1187 einer Fürstenfamilie, waren aber minder glücklich als zuvor; Antiochien ohnehin durch die Abhängigkeit vom Königreiche Armenien dem Königreiche Jerusalem entfremdet, wurde seit des Fürsten Boemund III. Tode (1201) der Schauplatz arger Greuel durch einen ungerechten Erbfolgestreit. Sein Enkel, Raimund Rupin, einziger Sohn und Erbe Raimund's, war zum Fürsten von Antiochien, und Boemund IV., des Letztern jüngerer Bruder, zum Grafen von Tripolis erhoben worden. Dieser aber erkannte sei-

58) Arabische Nachrichten schieben die Schuld hauptsächlich auf die Genueser, welche den Sultan aufgehetzt haben sollen.

nes Neffen Erbrechte nicht an, und besetzte mit Hilfe der Templer das Fürstenthum Antiochien; und als ihn König Leo von Armenien 1203 daraus verdrängen wollte, gedieh die Sache zu Untersuchungen, in die sich der Papst, der König von Jerusalem und mehre Andere mischten, ohne sie zur Entscheidung zu bringen, weshalb Boemund IV. sich und sein Land dem lateinischen Kaiserthume Constantinopel lehenpflichtig machte. Darüber verlor er das Fürstenthum Antiochien, das König Leo 1205 (?1206) dem Prinzen Rupin zurückgab. Bald aber verjagte ihn Boemund wieder, und behauptete sich gegen Leo bis 1216 in dem Fürstenthume, als ihn sein Neffe vertrieb, doch setzte er drei Jahre nachher sich wieder in Besitz des Landes. Sein Neffe flüchtete sich nach Armenien, wo er, über die Maßen getäuscht und hintergangen, 1222 im Gefängnisse starb. Indem aber der heilige Stuhl dem Fürsten Boemund das eroberte Besitzthum fortwährend streitig machte und die Hospitaliter gegen ihn zu Felde schickte, entstand eine blutige Fehde zum Nachtheile der Letztern, worüber Ersterer mit dem Bannfluche belegt wurde. Seine Rechtfertigungsversuche vermehrten den päpstlichen Zorn so, daß sein Land auch mit dem Interdict beladen wurde. Doch blieben Grafschaft und Fürstenthum mit einander vereint, und als ein verbundener Staat erbte sie 1233 Boemund's Sohn und Nachfolger Boemund V., der sich auch in einzelnen Kämpfen theils mit den Armeniern, theils mit den benachbarten Sarazenen behauptete, bis er 1246 den Mongolen zinsbar wurde. Ein Jahr nachher litt sein Land viel durch die Turkomanen, die selbst 1248, als König Ludwig IX. von Cypern aus 600 Armbrustschützen zu Hilfe geschickt hatte, nicht vertrieben werden konnten, sondern sich nach und nach in einzelnen Orten festsetzten, von wo sie die Hauptstadt Antiochien hart bedrängten, sonderlich zur Zeit der Minderjährigkeit Boemund's VI., als dessen Mutter und Vormünderin Lucia die Sicherheitsanstalten vernachlässigte. Darüber gerieth der verständige Jüngling von 16 Jahren in Streit mit ihr, den Beide persönlich im J. 1252 dem Könige Ludwig IX. im Lager zu Joppe zur Entscheidung vorlegten. Der Wunsch des jungen Fürsten, der noch vier Jahre unter Vormundschaft auszuhalten hatte, wurde erfüllt, er trennte sich von seiner Mutter, die in Tripolis waltete, und übernahm die Verwaltung Antiochiens, konnte aber die Turkomanen durchaus nicht über die Grenzen seines Landes zurücktreiben. Endlich brach der Sultan Bibars 1262 in das Fürstenthum verheerend ein, und schleppte eine gute Anzahl christlicher Einwohner weg. Boemund VI., so große Hoffnungen er auch anfänglich gehegt hatte, blieb durch seine Verbindungen mit den Mongolen im Verdachte, diese gegen Bibars aufzuhetzen. Daher der Sultan ihn stets im Auge behielt, im Frühjahre 1268 die Grafschaft Tripolis verwüstete, viele Christen ermordete, und als er keinen günstigen Zeitpunkt fand, die Stadt Tripolis, in der sich der Fürst Boemund aufhielt, zu belagern; brach er mit drei Heerhaufen in das Fürstenthum ein, die sich am 16. Mai desselben Jahres, nachdem der Connetable des Landes geschlagen und gefangen worden war, zur Belagerung vor der Hauptstadt wieder vereinten. Nach dreitägigen nutzlosen Verhandlungen wurde am 19. Mai Antiochia bestürmt und erobert, wer nicht ermordet, wurde gefangen fortgeführt, Stadt und Burg aber zerstört. Hierauf ergaben sich die übrigen Städte und Burgen des Fürstenthums ohne Widerstand, sodaß dem Fürsten Boemund VI. zur Rettung seiner Grafschaft Tripolis nichts übrig blieb, als mit Bibars Frieden zu schließen, welcher ihm selbst mit dem Titel eines Fürsten von Antiochien gewährt wurde.

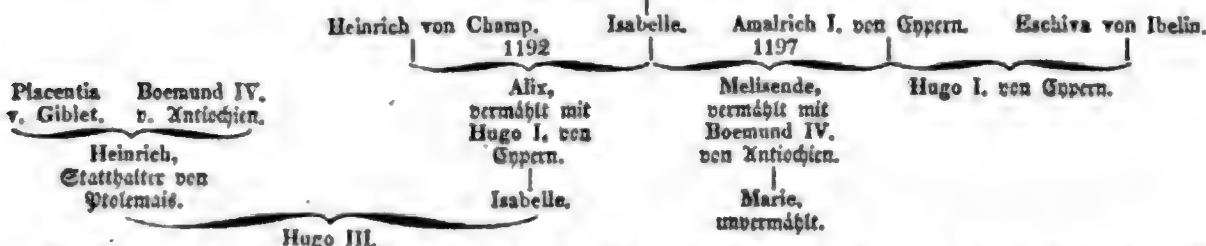
Dieses Waffenglück der Sarazenen schüchterte den König Hugo III. von Cypern zu ähnlichen Gesuchen bei dem Sultan ein, jedoch nur für sein Inselreich; sie wurden ihm mit derselben Geringschätzung, wie dem Fürsten Boemund, gestattet. Weil er aber sein fast verkümmertes Königreich Jerusalem, dessen Krone er am 24. Sept. 1269 zu Tyrus aufsetzte, von dem Friedensvertrage ausschloß, und sich auf vertröstete Hilfe aus dem Abendlande verließ, so mußte dasselbe jeglichen Übermuth der Sarazenen ertragen. Bibars selbst war der Meinung, und sprach sie auch bei Beantwortung der Fürbitte des sicilischen Königs um Schonung der Franken aus, daß sie eigentlich an ihrem Verderben arbeiteten, und der Kleinste von ihnen zerstöre, was der Größte aufgebaut hätte. In der That, die geringe Hilfe, welche ihnen 1269 durch Pedro Fernandez von der verunglückten Kreuzfahrt des aragonischen Königs Jacob I. zugebracht wurde, erregte ihnen Muth zur Erneuerung der Feindseligkeiten, nicht aber zum Siege. Sie wurden unfern Ptolemais im December geschlagen. Die Aragonier erkannten bald die Überlegenheit der Ungläubigen und segelten wieder nach Hause. Diese Erfahrung machte die Franken vorsichtig, denn sie ließen sich 1270 durch die Ankunft von 500 friesländischen Pilgern in Ptolemais nicht bewegen, Feindseligkeiten zu beginnen, sondern dieselben nach langem Harren wieder heimziehen. Allein man hatte sich verrechnet, der Sultan von Ägypten kam im März 1271 in der Voraussetzung, daß der bei Tunis vereitelte Kreuzzug der Abendländer nun nach Syrien gerichtet werden würde, dahin zurück und begann den Krieg mit den Christen. Zuerst verheerte er die Grafschaft Tripolis und eroberte am 7. April die Burg der Kurden, welche die Hospitaliter vertheidigt hatten. Diese Ordensritter aber baten hierauf und erhielten wegen ihrer Burg Markab, wie die Templer wegen Tortosa's einen Frieden zugesichert. Desto ungestörter konnte Bibars nun gegen die Grafschaft wüthen, nahm Chatelblank und Akkar und ängstigte durch Drohungen dem Fürsten von Antiochien, der sich in Tripolis eingeschlossen hielt, die Zahlung eines jährlichen Zinses ab, wofür dieser drei eroberte Burgen zurückempfing. Die Nachricht von der Ankunft des Prinzen Eduard von England mit einem Pilgerheere zu Ptolemais am 9. Mai 1271 rief den Sultan in die Nähe dieser Stadt; ohne gehindert zu werden eroberte und zerstörte er Montfort (Korain). Statt Ptolemais anzugreifen, wollte er durch einen Einbruch in Cypern dieser Stadt die Hilfe abschneiden und ablenken. Allein die Absendung seiner Flotte, derentwegen er nach Ägypten zurückreisen mußte, verunglückte, und während am zwei-

ten Versuche gearbeitet wurde, hatte sich Hugo III. nach Ptolemais zu den Engländern begeben und mit ihnen die Mongolen herbeigelockt. Viele Landstriche wurden verwüstet und Lydda von den Christen in Trümmer gelegt. Mongolen und Christen zogen sich zurück, während den herbeigeeilten Sultan heftige Regengüsse an beschlossener Rache hinderten, und die Vermittelung des Königs Karl von Sicilien ihm am 22. April 1272 eine Waffenruhe von fast 11 Jahren abnöthigte, welche jedoch blos Ptolemais und die Landstraße Nazareth betraf. Die Pilger kehrten heim, und die Rache Bibars' traf nun ihre Bundesgenossen, die Mongolen. Die Ankunft frischer Pilgerhilfe aus dem Abendlande zu Ptolemais im October 1272 und im April des folgenden Jahres reizte König Hugo um so weniger zum Bruche des Waffenstillstandes, als seine kyprische Ritterschaft ihm außerhalb des Inselreiches den Heerdienst versagte. Dagegen mußte er als Lehnherr geschehen lassen, daß laut arabischer Nachrichten sich die Witwe des Barons von Berytus mit ihrer geerbten Herrschaft 1274 unter den Schutz des ägyptischen Sultans (wol nur bis zu dessen Tode 1277) stellte. Gleicherweise unterwarf sich ein Jahr nachher die vormundschaftliche Regierung des minderjährigen Fürsten Boemund VII. demselben Sultan und mußte ihm obendrein noch einen ansehnlichen Zins alljährlich bezahlen.

So unbedeutend der Thron von Jerusalem geworden war, so buhlte doch seit 1272 um denselben die Tochter des Fürsten Boemund IV. aus zweiter Ehe, Marie, deren Ansprüche Papst Gregor X. auch einer genauen Prüfung würdigte[59]). Die Prinzessin begab sich inzwischen selbst an den päpstlichen Hof, um ihre Angelegenheit desto nachdrücklicher betreiben zu können. Die Unruhen zu Ptolemais, der zunehmende Verfall an Hugo's Ansehen daselbst und die Aufreizungen der Templer machten ihr immer mehr Muth, und als ihr vorgestellt wurde, daß nicht dem heiligen Stuhle, sondern den Baronen des Königreichs Jerusalem die Entscheidung der Sache zustände, so ließ sie auch selbige an den Lehnhof zu Ptolemais gelangen. Ehe es aber zur gerichtlichen Besprechung kam, überließ Marie 1277 ihre Ansprüche, die sie von rechtskundigen Männern im Abendlande hatte prüfen und für richtig anerkennen lassen, dem Könige Karl von Sicilien gegen Vergünstigungen eines lebenslänglichen Unterhaltes. Unter Zustimmung des Papstes Johann XXI., die er schon durch Karl's Krönung mit dem Diademe von Jerusalem bewährte, von Gregor aber nicht so leicht erhalten worden wäre, sandte der König den Grafen San Severino als Statthalter nach Ptolemais, der am 7. Jun. 1277 die Landesverwaltung annahm, und mit Hilfe der Templer und Venetianer die Huldigung der sich Anfangs sträubenden Barone leisten ließ. Diesem Beispiele folgten bald nachher auch der Fürst von Antiochien, welcher durch Bibars' Tod (19. Jun. 1277) und durch die darauf folgenden Zerrüttungen in den sarazenischen Provinzen der fremden Protectorherrschaft entledigt worden war, und sich so wenig, als die Stadt Ptolemais dem Könige Hugo fügen wollte. Nach und nach wandten sich wieder manche Bewohner derselben mit den Pisanern zu ihm; allein Versuche, sich wieder hier festzusetzen, mislangen, selbst in den Jahren, als König Karl durch die Thronumwälzung auf Sicilien ins Gedränge kam. Nur Tyrus und Berytus waren ihm, vielleicht auch nur mit schwankender Treue, geblieben; in ersterer Stadt starb er 1284. Erst seinem zweiten Sohne und Nachfolger, Heinrich II., gelang es, am 24. Jun. 1286 in den Besitz der Stadt und fünf Tage nachher in den Besitz der Burg von Ptolemais zu kommen. Alsdann ließ er sich am 15. August zu Tyrus feierlich die Krone aufsetzen, was auch sein älterer Bruder, Johann I., zwei Jahre zuvor nicht unterlassen hatte. Heinrich verordnete einen Statthalter aus dem ihm verwandten Hause Ibelin und zog sich wieder nach Cypern zurück.

Man hatte also während dieser Veränderungen und Unruhen im kleinen Staate aus den gleichzeitigen Verwirrungen in den benachbarten sarazenischen Ländern keinen Vortheil ziehen können; nur die Johanniter[60]), welche sich bei den Kämpfen und Streitigkeiten zwischen der cyprischen und sicilischen Partei neutral verhielten, wagten den Waffenstillstand des verstorbenen Sultans Bibars durch glückliche Streifereien in das Gebiet der Ungläubigen in den Jahren 1280 und 1281 zu brechen; und als sich bis dahin Kalavun in dem Sultanat über Ägypten und Syrien festgesetzt hatte, baten sie ihn um Waffenruhe, die auch auf die Dauer von fast eilf Jahren gewährt wurde. Ihrem Beispiele folgten nach und nach Fürst Boemund VII., die Templer und die Städte Ptolemais, Sidon und Atslits. Die zugestandenen Bedingungen waren sorgfältig, genau, streng und untersagten den

59) Zur Erläuterung dieses Erbfolgestreites hier die Geschlechtstafel von der Abkunft der Prätendentin und Hugo's III.



60) Sie besaßen damals noch die Burg Markab, und Tortosa mit 33 Dörfern im Gebiete von Tripolis gehörte den Templern.

Christen den Bau neuer Burgen. Ein für Pilger wohlthätiger Vortheil dieser Verträge war die Einräumung der Kirche nebst vier Häusern zu Nazareth. Seit dem Sommer 1275, als durch Papst Gregor X. den Franken eine Stütze von 500 M. verschiedener Waffengattung zukam, erhielten diese keine Hilfe von Bedeutung aus dem Abendlande; daher ihnen nichts Heilsameres war, als der Ungläubigen Freundschaft. Sultan Kalavun aber, dem ihre Bedrängnisse nicht entgingen und ihre Vernichtung unabänderlicher Beschluß war, hatte in seine Waffenstillstandsverträge solche zu Beschwerden und Verletzungen führende Verwickelungen hinlänglich gelegt, daß auch die Franken verkehrt genug waren, in die ausgespannten Netze einzugehen; und die Hospitaliter waren die ersten, die seine eisernen Beschlüsse traf. Sie unterließen nämlich nicht, Räubereien und Plünderungen fortzusetzen; dafür belagerte Kalavun am 18. Apr. 1285 ihre Burg Markab und nahm sie den 25. Mai. Sodann wußte er den Fürsten Boemund VII. so einzuschüchtern, daß dieser ihm die Zerstörung der festen Burg Marakia am Meere zugestand. Der König Leo von Armenien wurde von Kalavun gänzlich abhängig, ein Gleiches geschah mit der Herrschaft von Tyrus, welche die Genueser 1289 wieder befreiten. Im J. 1287 fand Kalavun Gelegenheit, den Fürsten Boemund VII. zu züchtigen, indem er ihm Laodicea sammt Bezirk gewaltsam abnahm. Nach dessen unbeerbtem Tode (19. Oct. 1287) entstanden Erbschaftsstreitigkeiten zwischen Mutter, Schwester und einem einheimischen Adeligen, welche der Sultan damit schlichtete, daß er sich am 25. März 1289 vor Tripolis lagerte, und die sehr bevölkerte und durch den Handel blühende Stadt am 27. April mit unermeßlicher Beute eroberte. Sie wurde, wie früher Antiochia, der Erde gleich gemacht. Dasselbe Schicksal erlitt auch die in einiger Entfernung davon gelegene Burg Nephin, und somit war die ganze Grafschaft den Franken entrissen, die sie vor fast 180 Jahren gestiftet hatten. Dafür ließ Kalavun auf dem Pilgerberge (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Burg bei Tyrus) eine neue Stadt Tripolis erbauen. König Heinrich II. fand für gut, den Waffenstillstand für den Rest des heiligen Reichs zu erneuern, konnte aber nur die Dauer von zwei Jahren zuständig erhalten. Die Bewohner von Tripolis, so viele mit dem Leben und der Freiheit davon gekommen waren, wurden in Ptolemais und Tyrus aufgenommen. Allein die Sicherheit dieser Städte war von kurzer Zeit; die Handelsverträge des Sultans mit Aragonien und Sicilien vom 25. April und mit den Genuesern vom 13. Mai 1290 warnten die Franken vor Leichtsinn und Übereilung, die knappe Zufuhr an Mannschaft aus dem Abendlande warnte ebenfalls vor Übermuth, die Verhältnisse aber mochten einmal gereizt und fast zur Verzweiflung gediehen, wie bei dem Gegentheile Rachsucht und Anklägerei aufs Äußerste getrieben worden sein; genug, die Christen blieben nicht ohne Vorwürfe und Schuld in den Augen ihres strengen Beobachters. Was die Ritterschaft zu Ptolemais verletzt haben sollte, wurde von dieser den päpstlichen Söldnern, meist verworfenen Menschen, aufgebürdet. Der Sultan verlangte unabweigerlich unter feindseligen Androhungen die Herausgabe der Mörder seiner Unterthanen, und als die Stadt selbst die Frevler zu bestrafen sich erbot, kündigte er ihr den Krieg an.

Diese gutbefestigte Stadt war für den Verkehr zwischen dem Morgen- und Abendlande der Mittelpunkt geworden, alle begüterten Bewohner anderer christlichen Städte in Syrien, welche an die Ungläubigen übergegangen waren, hatten sich dahin begeben und zu ihrer Vergrößerung beigetragen, sodaß sie leicht an Schönheit, Bequemlichkeit und Üppigkeit alle andere damalige Städte übertreffen konnte. Es hatten sich aber auch hier außer den souverainen Gerichten der italienischen Republiken und des Königs von Cypern noch eigene unabhängige Königs Karl II. von Neapel eingedrängt, ohne die Gerichtshöfe der Barone, des hohen Klerus und der drei geistlichen Ritterorden zu rechnen, sodaß 14—17 Behörden abhängiger und unabhängiger Beherrscher neben einem päpstlichen Legaten allesammt Gehorsam verlangten, und Ungehorsame des einen Gebieters in den Bereich des andern flüchten und dort ungestraft Eifersucht unter der Menge Befehlender erwecken konnten. Diese Stadt nun zählte bei der Schreckensnachricht des Sultans an 900 Ritter und 18,000 Mann zu Fuß, darunter 300 Ritter, die König Heinrich von Cypern schickte; Tyrus, Sidon, Berytus und Tortosa, die letzten Reste christlicher Herrschaft, thaten, obschon im Waffenstillstande mit dem Sultane, doch ihr Möglichstes in Darreichung von Vertheidigungsmitteln. Die Mauern wurden schleunig ausgebessert, und andere Anstalten zur Gegenwehr so gut getroffen, als der Sinn von vielen Wortführern zuließ. Der gesammte Heerhaufe unter vier einzelne Führer und ebenso viele Stellvertreter gestellt, ließ den baldigen Bruch nothwendiger Eintracht befürchten, zu welcher sie kraftvolle Reden des Patriarchen von Jerusalem entflammt hatte. Kalavun starb aber auf dem Zuge aus Ägypten nach Ptolemais am 11. Nov. 1290, und sein Sohn und Nachfolger, Malek al Aschraf, konnte erst am 7. März 1291 die Fortsetzung des Kriegszugs und die Belagerung den 5. April mit etwa 100,000 Mann beginnen. Er führte 92 Belagerungswerkzeuge bei sich, deren mehrere den Christen in frühern Kriegen abgenommen worden waren, und andere Centnerlasten schleuderten. Sie wurden erst vom 5. Mai an gebraucht, weil die Stadt bis dahin so eng eingeschlossen worden war, daß gar keine Ausfälle mehr gewagt werden konnten. Desto mehr Zwiespalt brach dagegen in ihr aus; Pisaner und Venetianer widersetzten sich den Anordnungen der geistlichen Ritterorden, sowie diese gegen einander aufsässig wurden, und Zuchtlosigkeit wegen arger Sittenverderbniß unter der Streitmasse überhaupt sich verrieth. Daher hielt es auch der Templermeister fürs Klügste, einen Waffenstillstand zu erhandeln, wofür der Sultan von jedem Einwohner eine Geldbuße verlangte, die ihm vom Volke sehr übel genommen wurde; man säumte aber nicht, in Massen die Stadt zu verlassen und sich nach Cypern einzuschiffen, als sie zehn Tage lang beschossen wurde. Nicht mehr als 12,000 Mann waffenfähiger Mannschaft, die die Pflicht zwang, nebst 800 Rittern und einem kleinen Haufen Freiwilliger blieben zur

Vertheidigung zurück. Ihnen führte König Heinrich eine Verstärkung von 700 Mann zu Roß und zu Fuß zu, mit der er schon in der Nacht vom 15. bis 16. Mai, als zuvor die Sarazenen einen Thurm erobert hatten, sich wieder einschiffte. Ihnen folgten 3000 angesehene Bewohner der nicht an Eintracht gewöhnten Stadt. Mit Anbruche des folgenden Tages begann der Sturm; sobald die Mauer erstiegen, wurde ein Theil derselben von 60 Klaftern Länge niedergerissen und der stürmenden Masse der Weg gebahnt, die Ritter der geistlichen Orden aber warfen sie nach hartem Kampfe zurück. Hierauf wurde eine Nothmauer vor der großen Öffnung aufgeführt und mit größern und kleinern Wurfgerüsten besetzt, da der Verzweiflung allein die nutzlose Gegenwehr überlassen, und die vorgeschlagene Räumung der Stadt auf den beiden im Hafen gelegenen Frachtschiffen unausführbar blieb. Der 17. Mai wurde zur Gegenrüstung benutzt; der folgende Tag war anfänglich für die Belagerten vom Glücke begleitet, die Stürmenden wurden wieder auf zwei Seiten zur Stadt hinausgejagt; allein nun richtete der Sultan unter Begünstigung eines dichten Nebels mit gutem Erfolge seine ganze Heereskraft gegen die große Maueröffnung, wo die Nothwehr bereits wieder niedergeworfen worden war, und gegen das daranstoßende erbrochene Thor. Aus diesem mörderischen Kampfe retteten sich nur zehn Templer und sieben Johanniter. Die meisten Kämpfer wurden erschlagen oder ins Meer zurückgedrängt, und von den beiden mit Flüchtlingen angefüllten Schiffen sank das eine unter. Die wenigen kleinen Fahrzeuge, die noch herbeigeschafft worden waren, hielt ein tobender Sturm zurück und überlieferte sie mit ihrer Mannschaft der Raub- und Mordgier der Sieger. Nur einige Tausend Mann flüchteten sich in das befestigte Templerhaus am Meere, wo sie am 19. Mai zwar freien Abzug mit beweglicher Habe zur See erhielten, dennoch aber bis auf Wenige, die sich in der Nacht nach Cypern einschifften, erwürgt oder gefangen wurden. Was sich noch in die andern befestigten Häuser geflüchtet hatte, wurde überwältigt und einem jämmerlichen Tode preisgegeben, und was sonst in Gefangenschaft gerathen war, wurde auf Befehl des Sultans ermordet. So sollen während der 44tägigen Belagerung und bei dem allgemeinen Würgen bis zum Schlusse der Blutscene zwischen 70, und 100,000 Christen ums Leben gekommen sein, während etwa nur 3000 durch die Flucht gerettet werden konnten; und obschon vor und während der Belagerung viele Kostbarkeiten und Güter nach Cypern gebracht worden waren, so blieb den Ungläubigen doch eine unschätzbare Beute übrig. Ptolemais wurde mit seinen Mauern und Thürmen der Erde gleich gemacht. Erst in spätern Zeiten entstand über den Trümmern das auch in neuester Geschichte berühmt gewordene St. Jean d'Acre. Am 19. desselben Monats wurde schon Tyrus genommen, dessen Bewohner sich Tags zuvor auf Schiffe geflüchtet hatten, Sidon fiel hinterher, Berytus wurde überlistet, die Einwohner erwürgt, Stadt und Burg zerstört. Dasselbe Schicksal erlitt die Burg Atlits (das Pilgerschloß bei Ptolemais), und endlich stand auch Tortosa verödet da. Denn nachdem Acco gefallen war, hatte Niemand mehr Muth, ein christliches Gebäude im Oriente zu vertheidigen. Die am Leben gebliebenen, geschonten und nicht geflohenen Christen — sie waren eine geringe Zahl — sahen sich nun hier und da als besteuerte Unterthanen des ägyptischen Sultans, ohne je Hoffnung zu bekommen, das Aufblühen eines christlichen Staates in Syrien wieder zu erleben. Die Möglichkeit hierzu war verschwunden, theils durch die Zerstörung der haltbaren Plätze daselbst, theils durch den Mangel an Begeisterung im Abendlande für ein solches Unternehmen; fanden sich auch Einzelne dazu aufgeregt, so unterblieb die allgemein thätige Theilnahme, der gelehrten Plane ungeachtet, die von jetzt an den Päpsten und europäischen Monarchen vorgelegt wurden.

VI. **Die Verfassung und innern Verhältnisse des Königreichs Jerusalem.** Für die innere Geschichte dieses christlichen Königreichs und seiner drei Nebenstaaten sind zunächst ihre Verfassung, ihr Verhältniß zu einander und ihre Bewohner ins Auge zu fassen. An Stammbewohnern fanden die Kreuzfahrer außer Juden und Sarazenen vorhanden: reine griechische (byzantinische) Christen mit ihrer Muttersprache; spärlich zerstreut waren noch Jacobiten mit der arabischen Sprache, die sich gegen Mitte des 13. Jahrh. dem römisch-katholischen Cultus unterwarfen, Nestorianer, Armenier, Samaritaner, Georgianer, Mosaraben, Maroniten, die als gute Bogen- und Armbrustschützen gerühmt werden, gegen 40—60,000 Seelen stark zwischen Tripolis und Byblus längs des Libanon zusammengedrängt lebten, und 1180 unter dem Schutze des Patriarchen von Antiochien zur römisch-katholischen Kirche übergingen, und endlich Surianer, welche die Mehrheit von allen diesen geduldeten christlichen Sekten bildeten. Sie waren dem griechischen Cultus zugethan, redeten die arabische Sprache, lebten äußerlich nach sarazenischen Sitten und werden als feile, bestechliche, verrätherische und verworfene Menschen geschildert, welche den fränkischen Behörden nie getreu dienten. Von den Sarazenen duldete man in freier Bewegung nur friedliche Gewerbtreibende. Mit allen diesen Stammgenossen verschmelzten sich die Franken nach und nach in Sitte, Art und Sprache, sodaß kaum nach Verlauf eines halben Jahrhunderts schon Morgenländisches und Abendländisches in einander floß. Die neuen Ansiedler lernten häufig die arabische Sprache, und die Stammbewohner die französische, welche die Mehrzahl der Franken redete[61]). Auch die Geschlechter blieben nicht rein; daher der Spottname **Grifonen** für Mischlinge aus sarazenischem und griechisch-christlichem Geblüte oder für byzantinische Gri-

61) Siehe besonders die Fortsetzung der Chronik Fulcher's von Chartres in *Duchesne*, hist. franc. scriptor. IV, 879, wo es unter Anderm heißt: Diversarum linguarum contuntur alternative eloquio et obsequio alterutri. Lingua diversa jam communis facta utrique nationi fit nota et jungit fides quibus est ignota progenies. Ähnlich war die Unterjochung Cyperns durch Veit von Lusignan und dessen Ritter ein Jahrhundert später.

chen überhaupt[62]), und Pullanen[63]) nannte man überhaupt alle Nachkommen der ersten fränkischen Colonisten, die sich theils mit gleich mitgebrachten europäischen, theils mit später aus Apulien nachgeholten Weibern vermischt hatten. Die Pullanen waren ein verweichlichtes, faules, entsittlichtes Geschlecht, das eben die französische Sprache als die Landes- und Gerichtssprache fortlebend unterhielt. Sie wurden den Pilgern bald verächtlich, wie diese von jenen wiederum durch den Namen fils Arnaud (Gimpel) geringgeschätzt wurden. Regelmäßige Wallfahrten aus verschiedenen europäischen Ländern im Frühlinge und Sommer jeden Jahres (passagia vernalia und aestivalia genannt) unterhielten unter Obhut des heiligen Stuhles — die großen Kreuzfahrten mit eingerechnet — den steten unerläßlichen Verkehr mit dem christlichen Morgenlande. Sie trugen allerdings zu dessen Bestehen und Bevölkerung, die anfänglich langsam fortschritt[64]), wesentlich bei, aber auch gewiß viel zum Verderben und Untergange desselben, weil der gewöhnlich geringen Anzahl streitbarer Pilger sich häufig nichtsnutziges Gesindel anschloß, das dann mit den Pullanen auf kürzere, längere oder bleibende Dauer in Berührung stand[65]), und ihnen alle Laster zubrachte, die sie in der Heimath verübt hatten, während die bessern, weisern und klügern Pilger zur Verbesserung der Reichsverfassung gezogen zu werden pflegten.

Große europäische Kronvasallen, die sich einander gleich gestanden hatten, gründeten den christlichen Staat in Syrien und waren bei ihrer Abfahrt dahin unter sich übereingekommen, daß Jeder seinen künftigen Ländererwerb mit Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe frei und ohne irgend eine Last besitzen sollte[66]). Sie erkannten keinen europäischen Monarchen über sich an, ebenso wenig auch den byzantinischen Kaiser, obschon sie bei ihrer Anwesenheit in Constantinopel eidlich dazu verpflichtet worden waren. Im Laufe ihrer Eroberungen und im Drange der bindenden Umstände erkannte man die Nothwendigkeit geregelter Ordnung der Reichsverfassung an, da der willkürliche vereinzelte Ländererwerb keine Haltbarkeit und Dauer des Besitzthums versprechen konnte. Man hielt also, wie bereits erwähnt, gleich nach Jerusalems Eroberung für unerläßlich, ein Oberhaupt zu wählen. Dieses Oberhaupt, Gottfried von Bouillon, trat sofort mit den vornehmsten und erfahrensten Pilgern zusammen zur Herstellung gesetzlicher Ordnung. Man griff natürlich wieder zu dem, was man in der Heimath verlassen hatte; denn etwas Besseres kannte man nicht. Aus Lebensverhältnissen und übrigen festen Gewohnheiten und Herkommen des Abendlandes wählte man heraus, was dem Bestehen des neuen christlichen Staates ersprießlich schien und der Örtlichkeit selbst, wie der Nachbarschaft stets feindlicher Staaten angemessen war. Das Gesammelte faßte man in das französisch geschriebene Rechtsbuch (Satzungen) zusammen, welches unter dem Namen Lettres dou Sepulcre oder Assises et bons Usages dou Royaume de Jerusalem bekannt geworden ist. Die einzelnen Gesetze (assises, Satzungen) wurden auf Blätter oder Bogen zierlich geschrieben und vom Könige und Patriarchen, oder von ersterem und vom Burggrafen von Jerusalem, je nachdem sie die Ober- oder Untergerichte angingen, besiegelt und unterschrieben. Der König, die Ritter und Bürger mochten wol die ihnen obliegenden, darin enthaltenen Pflichten so treu im Gedächtnisse bewahrt haben, daß die Urschrift selten nachgesehen wurde, und war es nöthig (doch nur für die Vorsitzer und Glieder der hohen und niedern Gerichte), so mußten bei Eröffnung der Kiste, in welcher sie die heilige Grabkirche verwahrte, jedes Mal neun Personen gegenwärtig sein, darunter der König oder dessen Stellvertreter, der Patriarch oder der Prior des heiligen Grabes und der Burggraf von Jerusalem die vornehmsten waren. Abschriften einzelner Satzungen, besonders der später, wie unter Balduin II. und IV. und unter Amalrich I. entworfenen, wurden auch in Kirchenarchiven hier und da aufbewahrt. Sie sollen aber, wie die Urschrift, bei dem Verluste ihrer Verwahrorte an die Sarazenen verloren worden sein, und guten Theils im Gedächtnisse, das durch die stehenden Rechtsgebräuche der Gerichte und durch die hier und da niedergeschriebenen Skizzen unterstützt wurde, rechtskräftig fortgelebt haben, bis sie im 13. Jahrh. wieder mög-

62) Dergleichen Bastarde hießen in Sicilien Grifonen; nach Winisauf bei Gale II, 322 fg. können auch Griechen unter den Grifonen verstanden werden, die Richard Löwenherz in Cypern fand. Die Grifonen im Königreiche Jerusalem erwähnen blos die Assisen bei Canciani II, ohne darüber Erklärung zu geben. Ducange versteht im Allgemeinen nur byzantinische Griechen darunter. 63) Jacob von Vitry bei Bongars I, 1086 erklärt den Namen Pollani oder *Pullani*, vel quia recentes et novi, quasi pulli respectu Surianorum reputati sunt, vel quia principaliter de gente Apuliae matres secundum carnem habuerunt; vgl. noch S. 1088 und II, 182, wo M. Sanuto sich auf ähnliche Weise ausspricht. Der Name (Poulains) mochte wol von den Pilgern den einheimischen Franken beigelegt worden sein, sowie diese von jenen fils Arnaud (filii Hernaudii, nicht Hemaudii oder Hernaudi, Gimpel, Tölpel) spottweise genannt wurden. 64) Die Stadt Jerusalem, wo nur Christen geduldet wurden, war bis zum J. 1115 so spärlich bevölkert, daß nur eine Straße bewohnt wurde; daher rief Balduin I. etliche Jahre vor seinem Tode Christen aus Arabien unter vortheilhaften Bedingungen herbei; Bongars I, 812 fg. 65) Über diese Haufen losen Gesindels berichtet M. Sanuto bei Bongars II, 186: Transfretabant enim quotidie flagitiosi et pestiferi homines, scelerati, sacrilegi, impii, fures, raptores, homicidae, patricidae, perjuri, adulteri, cursarii, proditores, lusores, ioculatores, crapulae dediti et ebrietati; relinquentes quoque legitima matrimonia, et mulierculas novis decipientes contractibus: mulieres etiam, propriis relictis maritis, lenonibus adhaerebant. Hi quidem et consimiles, prudentum consilio qui statim Terrae Promissionis et alternas ipsius mutationes diligentius inspexerunt, omni alia peste, omnique hominum genere, peccatorum fomentum ad animarum damnationem et subversionem fidelium in Terrae sanctae dispendium amplius praebuerunt, scelera criminibus, crimina sceleribus cumulantes.

66) Darauf berief sich noch 1110 König Balduin I. bei Schlichtung eines Streites zwischen Tankred mit dem Grafen von Edessa. Das Pactum bei der Pilgerabfahrt lautete: ut quicquid in terra hac peregrinationis nostrae quisque de regno et terris Gentilium expugnatis apprehenderet, pacifice et libere obtineret; nullus ad iniuriam in eum manum mitteret, nisi ut subveniret, et animam pro fratribus singuli ponerent. *Bongars* I, 363.

Digitized by Google

lichst vollständig zusammengeschrieben wurden [67]). Diese Sammlung kennen wir nun allein, und sie läßt vermuthen, daß die Assisen auch in Antiochien galten, obgleich dieses Fürstenthum Anfangs und späterhin mehrmals die Oberhoheit des Königs von Jerusalem verleugnete, und bisweilen auch byzantinisches Lehen war.

Die königliche Gewalt war im Staate Jerusalem sehr beschränkt und obenein bis zum J. 1128 (der Fürst von Antiochien noch länger) von der höhern Geistlichkeit bedroht, zu einem geistlichen Lehen herabgedrückt zu werden. Überdies reizte den Assisen zum Trotze die Thronfolgeordnung zu Parteiungen auf, das Jahr der Mündigkeit des Thronfolgers scheint unsicher gewesen zu sein, und die einmal angenommene Untheilbarkeit des Königreichs wurde zu Balduin's III. Zeit hart bedroht. Sonst mußte jeder König bei der Krönung erst die Reichsgesetze beschwören, bevor ihm gehuldigt wurde. Die Krönung geschah seit Balduin II. (die seines gleichnamigen Vorgängers zu Bethlehem) zu Jerusalem, und nach dessen Verluste zu Tyrus, obschon das königliche Hofgericht seinen Sitz in Ptolemais bekam. Sie verrichtete der Patriarch oder Erzbischof von Tyrus (des Erstern Stellvertreter auch genannt), und wenn Beide fehlten, der Erzbischof von Nazareth. Der König erschien bei dieser Feierlichkeit, wie ehedem die Lombardenkönige, in der Kleidung niedriger Geistlichkeit, und wesentlich waren ihm dabei nothwendig: Krone, Scepter, Ring, Schwert und Reichsapfel.

Von Einkünften des Königs findet sich, außer Zöllen und Gefällen, nichts Gewisses verzeichnet; wirkliche Besteuerung kommt erst zu Amalrich's I. und dessen Nachfolgers Zeiten vor, und ihr Ertrag wurde gewöhnlich zum Unterhalte der Soldtruppen verwendet. Die fettesten Bissen für des Königs Schatz waren sein Antheil an der Beute und das Lösegeld für gefangene Sarazenen. Der Handel brachte, da er meistens in den Händen der italienischen Republiken und der Marseiller war, dem Throne wenig ein; die europäischen Geldzuflüsse entzogen ihm Kirchen und Klerus, und denkt man noch an die Noth, welche zuweilen Erdbeben, Seuchen, Heuschrecken und Dürrung über das Reich verhängten, so konnten keine Reichthümer bei diesen Königen gesucht werden, ja öfters konnten sie ihre Söldlinge nicht bezahlen. Schon Balduin I. erpreßte für sie Summen bei dem patriarchalischen Stuhle. Im Übrigen bedienten die Bürger von Jerusalem ihre Könige an großen festlichen Tagen, wo die Krone ihr Haupt öffentlich schmückte, bei Tafel. Sonst aber standen ihnen folgende Kronbeamte dienend zur Seite. Zuerst der Seneschall, dessen Geschäftskreis sich nicht allein auf den königlichen Hof, wie z. B. der heutigen Oberhofmarschälle oder Minister des königlichen Hauses, sondern auch auf mehre Zweige der Staatsverwaltung erstreckte. So standen unter ihm alle königlichen Civilbeamten mit Einschluß der Domainenverwalter; nur über die Castellane hatte er keine Macht.

Der Connetable führte im Lehnhofe das Königswort, wenn dieser abwesend war. Befehlshaber der königlichen Söldner, gebot er nächst dem Könige mit höchster Gewalt, und in gefährlichen Zeiten gab man ihm gern, wie 1122, in des Monarchen Abwesenheit die Lenkung der Reichsangelegenheiten, daher ihm hierin der Seneschall nachstand, obschon demselben auch, nur nicht in Kriegssachen, dieselbe Stellvertreterschaft zukam. Unter dem Marschalle, vielfältig vom Connetable abhängig, standen alle in des Königs Löhnung befindlichen Ritter und Knechte; er sorgte im Felde für des Heeres Unterkommen, theilte die gemachte Beute nach den Anweisun-

67) Die Assisen von Jerusalem entstanden nach und nach, und nicht alle so, als wären sie von Gottfried 1099 auf einmal gesammelt und verfaßt worden. Seine Nachfolger thaten hinzu und verbesserten; außer Prälaten und Baronen des Reichs wurden angekommene Pilger hierzu befragt, mitunter auch weise Männer ins Abendland geschickt, um dort die Gebräuche und Einrichtungen kennen zu lernen und die gesammelten Erfahrungen mit den Assisen zu vergleichen. Daß man sich aber seit Saladin's Eroberungen 1187 bis zur willkürlichen Herrschaft kaiserlicher Statthalter recht gut noch in die Reichs- und Rechtsverfassungen zu finden gewußt haben müsse, beweist die Stiftung des Königreichs Cypern 1192 durch Veit von Lusignan, der sein neues Reich ganz nach dem Muster des in Palästina gründete, und als Kaiser Balduin I. von Constantinopel 1204 sich vom Könige Amalrich II. die Gesetzsammlung des Königreichs Jerusalem zur Einführung in seiner Eroberung erbat, so wurde auch diesem, wie *P. Rhamnusius*, de bello Constantinopol. p. 142 erzählt, gewillfahrt. Man vgl. Liber Consuetudinum Imperii Romaniae, in *Canciani*, Barbarorum leges antiquae vol. III. Wirklicher Mangel an authentischen Handschriften der Assisen im Mutterlande scheint erst durch Kaisers Friedrich II. willkürliche Verwaltung und durch den Zwiespalt zwischen den kaiserlichen Statthaltern und den Reichsbaronen recht fühlbar geworden zu sein, auch ist denkbar und wahrscheinlich, daß in dem mehrjährigen Gewirre der Parteikämpfe die vorhandenen Handschriften verfälscht, und vom Grafen Johann von Ibelin-Joppe unbrauchbar gefunden wurden. Diese Nachrichten haben wir aber nur von diesem allein. Er, der heftige Gegner des kaiserlichen Hauses, zog nach den uns bekannten einseitigen Nachrichten, die Klügsten seiner Zeitgenossen, insbesondere den in den Gerichtsgeschäften sehr erfahrnen cyprischen Baron Philipp von Navarra zu Rathe, und schrieb mit ihrer Hilfe, nach eigenen Erfahrungen und aus dem Gedächtnisse zwischen 1232 und 1259 die Hofgerichtsassisen, woran bei damaligen Unruhen den Baronen am meisten liegen mußte, nieder. Mit handschriftlicher Sammlung der Niedergerichtsassisen, oder mit deren verbessernder Durchsicht, wenn, wie wahrscheinlich, Exemplare davon vorhanden gewesen, eilte der Graf nicht, sondern erst von etwa 1250 abwärts fertigte man einen authentischen Codex davon. Nach und nach wurden beide Sammlungen wieder durchgesehen und vervollständigt und ihre Urschriften von 1369 an zu Nikosia auf Cypern in ähnlicher Weise, wie die erste verloren gegangene zu Jerusalem, aufbewahrt. Die Nachforschungen der Venetianer im 16. Jahrh. fanden nur Abschriften bei einzelnen cyprischen Baronen und in einigen burggräflichen Bezirken mehr oder weniger übereinstimmend; sie wurden sorgfältig geprüft und aus einander ergänzt, jedoch immer mit Vorzug des Textes der im 13. Jahrh. gemachten beiden Hauptsammlungen, alsdann aus der kaum verständlichen altfranzösischen Sprache ins Italienische übersetzt und von der Regierung zu Venedig, welche die Arbeit veranlaßt und geleitet hatte, 1535 prächtig gedruckt in zwei Theilen. Canciani ließ nun 1783 und 1792 aus diesem Werke in vol. II, 490—565 der angeführten Gesetzsammlung die Assisen der Niedergerichte, und in vol. V, 143—309 die der Obergerichte unverändert abdrucken, nachdem schon 1690 der Parlamentsadvocat Kasp. Th. von Thaumasière die Assises de la haute Court dou Royaume de Jerusalem aus einer fehlerhaften Handschrift zu Paris hatte abdrucken lassen. Übrigens sollen außer Venedig noch Rom, Paris und Wien Handschriften von diesen Assisen besitzen. Man vgl. den werthvollen kritischen Aufsatz von K. E. Schmid über diese Gesetzsammlung im Hermes XXX, 315 fg.

gen des Connetable, wobei er alles trächtige Vieh für sich behielt, sowie ihm auch mit einigen Ausnahmen die Rosse gehörten, welche die besoldeten Ritter bei ihrem Abschiede dem Könige zurückgaben. In des Connetable Abwesenheit verwaltete er die Gerichtsbarkeit über alle Söldlinge. Der Großkammerherr sagte bei Huldigungen den Eidschwur vor, und empfing dafür der Schwörenden Gewänder; außerdem hatte er über des Königs Garderobe Aufsicht, bediente denselben bei großen Festlichkeiten unmittelbar, trug das Reichsschwert vor, und erhielt allemal des Königs Weinbecher, mit dem er ihn bedient hatte, zum Geschenke, während dem Seneschalle alle Schüsseln und Becher zufielen, womit dieser seinem Monarchen bei der ersten Tracht aufgewartet hatte. Derselbe trug auch das Reichsscepter vor, sowie die Reichsfahne öffentlich der Connetable und im Palaste der Marschall. Der Connetable erhielt das königliche Pferd mit Sattel und Zeug, welches bei öffentlichen Feierlichkeiten von seinem Gebieter geritten worden war. Von der Admiralitätswürde des Königreichs ist nur bekannt, daß sie erst unter den Königen, die zugleich Beherrscher von Cypern waren, bemerklich wurde, und in ihrem Range der des Oberkammerherrn voranging. Diese fünf Kronämter bestanden in Cypern, auch nach gänzlichem Verluste des heiligen Landes, neben ebenso vielen gleichnamigen Kronämtern dieses Inselstaates noch so lange, als dessen Königsthron sich aufrecht erhielt[68]).

Zu den Kronvasallen stand der König, wie diese zu ihren Untergebenen. Er hatte vor ihnen nur voraus, daß er in den Reichsversammlungen, wie in dem Lehen- oder Hofgerichte zu Jerusalem (oder Ptolemais) vorsaß, sie zur Rechenschaft ziehen, ihre Aftervasallen und Bürger sich zur Folge und zum Gehorsam verpflichten und seine Besitzungen sammt neuen Eroberungen (doch behielt er vorzugsweise Jerusalem, Neapolis, Ptolemais und Tyrus, nebst etlichen kleinern Städten und Flecken für sich) nach Gutdünken als Lehen verschenken konnte, während jene durch die Kronlehen an gewisse Gesetze gebunden, mit ihrem Besitze nicht willkürlich schalten durften, sonst aber in demselben die nämliche Gewalt und Gerichtsbarkeit und dasselbe Münzrecht, wie der König, ausüben konnten, mit ihm zur Vertheidigung und Beschützung der Einzelnen wie der Gesammtheit verpflichtet waren, und nur mit gegenseitiger Zustimmung für das Allgemeine rathschlagen und handeln durften.

Die angesehensten Kronvasallen waren die, welche nicht unter 100 Reiter zum Felddienste stellten, und ihrer Personen und Besitzungen wegen, nicht vor dem königlichen Hofgerichte, wie die übrigen Kronvasallen, sondern vor dem Könige und ihres Gleichen, höchstens vor dem Reichsmarschall oder Seneschall, gerichtet wurden; also der Fürst von Antiochien (doch nur zu manchen Zeiten), die Grafen von Edessa und Tripolis, der Fürst von Galiläa (oder Tiberias), der Graf von Joppe und Askalon[69]), dem auch Rama, Mirabel und Ibelin gehörte, der Baron von Sajette, Cäsarea und Baisan, und der Herr von Montroyal (Karak), dem das ganze christliche Gebiet längs des linken Jordanufers gehorchte. Sie und andere unmittelbare Lehenträger der Krone hatten ihre lehenpflichtigen Leute (Aftervasallen), welche wieder ihre Lehenleute (hommes liges oder minores valvasores) hatten, obschon uns factisch nur Kron- und Aftervasallen erscheinen[70]). Wie im teutschen Reichswesen, so erkannten auch hier die Hintervasallen mit ihren Untergebenen den König als höchstes Haupt an, und ihm hörig, stellten sie sammt den unmittelbaren Lehnleuten einen mäßigen Haufen Reiter mit Fußvolk, damit sie nicht auf einmal entkräftet werden, sondern im Nothfalle dem Könige einen Zuzug ohne langes Zögern ins Feld rüsten konnten.

Jedes Lehen, mochte es mittelbar oder unmittelbar sein, durfte nie mehr als einen Besitzer haben und konnte auf die Frauen so gut, wie auf die Männer, vererbt werden; Afterlehen über ein Ritterpferd stark waren theilbar, wurden gern zerstückelt, und unter die rechtmäßigen Erben des Lehenträgers nach dessen Tode vertheilt, um die Zahl der tüchtigen Ritter mit persönlicher Dienstpflicht zu vermehren. Immer, wenigstens im Anfange, mochte es nicht ausführbar gewesen sein, da selbst mehre Afterlehen in einer Hand zusammengehalten wurden, wobei, ganz gegen den französischen Lehenbrauch, der Hintervasall in Leistung seiner Dienstpflichten zuerst auf die Lehen Rücksicht nahm, die am längsten auf ihm ruheten. Daher konnte ein kleiner Kronvasall von seinen Mannen Mächtigern seines Standes vorgezogen werden, wenn sie diesen zugleich zur Lehen gingen. Lehen ohne persönlichen Dienst blieben ungetheilt. Die Lehen überhaupt vererbten sich unter die Verwandten des Leheninhabers im nächsten Grade und zwar in Majoratsfolge. Doch mußten die Erbfolgefähigen im Reiche selbst anwesend sein, wovon es in den Nebenstaaten, so in Antiochien,

68) Vgl. des Paters Lusignan histoire générale de l'isle et royaume de Cypre Bl. 79. 69) Auch nach dem Verluste der christlichen Staaten in Syrien dauerten die Titel eines Fürsten von Antiochien und von Galiläa, eines Grafen von Edessa, Tripolis und Joppe mit Askalon im Inselstaate Cypern bis fast zu dessen Untergange fort, nur mit dem Unterschiede, daß der Titularfürst von Galiläa dem Range nach hier der zweite, in Jerusalem aber der vierte war, und daß der Titel eines Fürsten von Antiochien vorzugsweise dem ältesten lebenden Sohne des Königs von Cypern, und die übrigen vier entweder den andern Söhnen desselben oder andern Prinzen aus dem königlichen Hause Lusignan, oder dem hohen Adel, doch unvererbbar, zuertheilt wurden.

70) Sie heißen in den Assisen Barons, Gens dou Royaume und hommes liges und erinnern an die teutschen reichsunmittelbaren und reichsmittelbaren Stände, welche letztere auch ihre Vasallen hatten. Bei Wilhelm von Tyrus (Bongars I, 1034) treten indessen nur Barones und vavassores hervor und bei M. Sanuto (ebendas. II, 173) auch blos zweierlei Lehnleute, nämlich homines ligii et hi, qui aliis praeminebant, also Kron- und Hintervasallen. Daß derselbe von beiden die principes oder comites scheidet, gibt noch keine neue Classe, weil er zu diesen neben Antiochien, Edessa und Tripolis, auch den König von Jerusalem rechnet. Die Vasallen der mittelbaren Reichsstände werden allerdings in den historischen Quellenschriften übergangen; dies zeigen auch Lusignan und Loredano in der Erzählung von der Gründung des Königreichs Cypern nach dem Muster des von Jerusalem, wo König Veit blos *Barons* (chevaliers de l'esperon d'or) und *Escuyers* (c'est à dire Gentils-hommes) herstellte.

Ausnahmen gab. Die Belehnung geschah durch Überreichung eines Fähnleins (Standar). Die Minderjährigkeit eines jeglichen Vasallen bevormundete in der Regel der in den Ansprüchen auf Erbabnahme nächste volljährige Verwandte, die Erziehung des Mündels aber wurde von der Vormundschaft getrennt. Jeder Vasall ward mit Ablaufe seines 25. und jede Vasallin mit dem ihres 12. Jahres mündig. Jener mußte nun, wenn er es noch nicht war, Ritter werden, und diese einen tapfern lehendienstfähigen Kämpfer heirathen, wobei ihr die Wahl des Mannes nicht ganz freigestellt war. Heirathsfähige Witwen der Lehenträger waren nicht gezwungen zu heirathen, konnten aber auch nur über den Genuß der Einkünfte ihres Witthums verfügen. Geldlehen, auch Kammer- oder Pfundlehen genannt, erfoderten andere Bestimmungen, da sie meist im Ertrage gewisser Grundstücke oder im Genusse bestimmter Gefälle bestanden. Die Lehen und ihre Pflichten konnten aufgehoben werden, entweder durch freiwillige Verzichtung, oder durch Veräußerung oder endlich durch Übertragung bei Lebzeiten des Lehenträgers an dessen rechtmäßige nächste Erben mit Zustimmung des Herrn. Die freiwillige Verzichtung auf Lehenbesitz stand blos dem ersten Erwerber desselben zu, welcher dann in die Pflichten eines gewöhnlichen Unterthans zurücktrat. Die Veräußerung des Lehengutes war entweder Allen, die Münzrecht und Gerichtsbarkeit besaßen, oder denen erlaubt, welche ihre Schulden erweislich nicht anders tilgen konnten. Mußte der Vasall sein Lehengut zur Befreiung seines in Gefangenschaft der Ungläubigen schmachtenden Herrn verkaufen, was ihm auch zustand, so erhielt er von diesem einen gleich einträglichen Ersatz. Der Käufer eines Lehnbesitzes mußte durchaus fähig sein, die darauf haftenden Pflichten zu leisten, und wurde das Lehengut bei der Versteigerung zu einem Preise zugeschlagen, der die vorhandene Schuldenmasse überstieg, so erhielt der Schuldner den Überschuß zurück, reichte er aber zur Tilgung derselben nicht zu, so wurde die Kaufsumme unter die Gläubiger nach Verhältniß der Foderungen vertheilt. Lehentausch ward den Vasallen auch erlaubt. Kein Lehenträger durfte, außer im Dienste, seinen Lehenbesitz verlassen; da aber viele Ritter wegen ihrer Verbindung mit dem Abendlande zuweilen dahin zu reisen veranlaßt wurden, so mußten sie, wenn nicht Verlust der Lehen oder andere empfindliche Strafe eintreten sollte, entweder vom Lehenherrn oder vom Lehenhofe Erlaubniß dazu haben, wofür sie ihren Herrn ihre Güter zur Obhut empfahlen und denselben auf die Dauer ihrer Abwesenheit den Nießbrauch überließen.

Die Pflichten des Oberhauptes der mittelbarn und unmittelbarn Vasallen waren die bekannten im Lehenrechte des frühern Mittelalters. Diese Pflichten und stete Gefahren verbanden Alle eng zusammen zur Ehre und zu gegenseitiger Treue. Die Verletzung der Pflichten (so auch Ketzerei und Verleugnen der Religion) war treubrüchig und strafbar. Der von seinem Herrn verletzte Vasall fand Schutz und Hilfe bei allen seinen Genossen, und umgekehrt, wenn der Lehenträger seinen Herrn verletzte, so waren die Mitmannen, ja seine eigenen Vasallen gegen ihn, und zwangen ihn auf dem Wege der Gewalt oder auf dem des Rechtes zu seiner Pflicht zurück. Sonach hielten die Vasallen jeglichen Lehenherrn zur Bewahrung seiner Lehentreue an, wie sie dessen Rechte ungekränkt aufrecht zu erhalten suchten, ja die Hintervasallen hielten ihren unmittelbaren Herrn zur Beobachtung seiner Pflichten gegen den Oberlehenherrn an. Hierzu dienten namentlich, wie bereits erwähnt, das Bestehen des königlichen Lehen- oder Gerichtshofes [71]) (für den König und seine Vasallen) und der Lehen- oder Gerichtshöfe, welche die Kronvasallen mit ihren Lehenträgern bildeten, wo alle Streitigkeiten der Lehenpflichtigen aus zweiter und dritter Hand geschlichtet wurden, mit Ausnahme der Ketzereien, Ehesachen und letzten Willen, die vor geistliche Gerichte gehörten. Lehenhöfe und Ausübung der Gerichtsbarkeit konnten den Vasallen nur vom Oberlehenherrn gestattet werden, und die, welchen solches Vorrecht versagt war, mußten ihre Mannen in weltlichen Rechtssachen an den königlichen Lehenhof weisen. In diesem saß der König selbst oder der Connetable, in jenen saßen Vasallen oder deren Stellvertreter vor, selbst in eigenen Angelegenheiten. Die Mannen des Lehenherrn waren die Beisitzer oder Richter, denen allein das Urtheil zu finden zustand, und zwei wenigstens mußten gegenwärtig sein, wenn die Verhandlungen Kraft und Gültigkeit haben sollten; dabei aber so viele weitschweifige Förmlichkeiten, daß nur wenige sehr klar vorliegende Rechtsfälle vor Ränken und Verwirrungen gesichert waren. Nach der Verfassung des Königreichs konnten im königl. Lehnhofe auch die mittelbaren Vasallen beisitzen, in den Lehenhöfen der unmittelbaren Vasallen saßen nur deren Lehenträger oder im Nothfalle auch mit des Königs Zustimmung die Mannen Anderer mit zu Gerichte. Im Gange der Rechtsstreitigkeiten dürfte zu bemerken sein, daß Sachwalter zugestanden wurden, Weiber ohne Erlaubniß ihrer Männer nicht klagen durften, und daß die Termine noch vor Untergang der Sonne oder doch höchstens vor dem Erscheinen der Sterne beginnen mußten. Wenn aber die eine Partei vor demselben nicht erschienen war oder bis dahin ihr Außenbleiben durch triftige Gründe nicht entschuldigt hatte, so wurde die andere pünktlich erschienene in den Besitz des strittigen Rechts gesetzt. Gerichtskämpfe waren in allen Klagen, selbst in Criminalsachen und bei Hochverrath zulässig, in denen der Eid (der übrigens mit leerem Magen [72]) geschworen werden mußte) erlaubt und der Gegner des Meineides beschuldigt werden konnte. Die Zweikämpfe (tornes de Bataille) wurden auf verschiedene Art, jedoch bei Gleichheit der Waffen und Rüstung, außer, wenn Ritter gegen Knappen kämpften, gehalten, und es konnten Vater mit Sohn, oder Geschwister unter einander

---

71) Dieser hatte seinen Sitz vorzugsweise zu Jerusalem und nach dem Verluste dieser Stadt zu Ptolemais, er konnte aber auch in jedem andern Orte des Königreichs seine Geschäfte verrichten. 72) So wurde die Botschaft Saladin's im christlichen Lager bei Joppe 1192 unter dem Vorwande um einen Tag hingehalten, weil die Christen, welche den Muselmännern einen Eid abzulegen hatten, bereits Speise zu sich genommen und dem Herkommen gemäß nur nüchtern schwören durften.

dergleichen bestehen, lieferten aber nicht wie andere, die es knieend thun mußten, dem Gerichte Pfänder aus. Weiber, Gebrechliche und alte Männer über 60 Jahre stellten ihre Vertreter, es geschahen aber dabei aus Vorurtheil gewaltige Greuel. Alle Criminalgerichtskämpfe wurden den dritten, alle andere Gerichtskämpfe den vierzigsten Tag nach Überreichung der Pfänder abgehalten, und die Kämpen beider Parteien inzwischen in anständige Haft gesetzt. Auch die Klagen über einen Lehenhof, z. B. wegen Falschheit, konnten durch Zweikampf beseitigt werden. Alle Klagen zwischen Söldnern und deren Herren wegen rückständiger Löhnung oder wegen Ungehorsams wurden nach eigenen Bestimmungen beseitigt. Der Connetable schlichtete die Sachen zwischen Rittern und Waffenknechten, der Marschall die der Knappen unter einander.

Nun war bei Gründung des neuen christlichen Reiches auch gleich auf schnelle Entwickelung des Bürgerthums gesehen und europäischen Ansiedlern zur Förderung der Gewerblichkeit und des Ackerbaues große Begünstigungen zugestanden worden, sodaß manche Wallfahrt nach dem heiligen Lande zur irdischen Speculation wurde und der Bürgerstand daselbst zeitig in Bedeutung kam. Fränkische Bürger konnten ohne besondere Erlaubniß des Landesherrn Grundstücke erwerben, was dem geistlichen und ritterlichen Stande nicht verstattet war. Der fränkische Bürgerstand wurde zu Berathungen über Communwesen und allgemeine öffentliche Angelegenheiten gezogen, und in Dingen, welche seine Verhältnisse betrafen, war seine Zustimmung unerläßlich; daher er auch durch von ihm selbst gewählte Behörden (Magistrate) vertreten, wie die Verwaltung des städtischen Gemeinwesens ihm guten Theils überlassen worden sein mochte. Die Wichtigkeit des Bürgerstandes im christlichen Oriente verräth unter Anderm die Theilnahme der Bürgerschaft zu Acco an den Händeln zwischen den Rittern und dem kaiserlichen Statthalter im 13. Jahrh. Auch nahm Fürst Boemund IV. in seinem Zwiste mit der antiochenischen Geistlichkeit und dem Könige von Armenien seine Zuflucht zu den Bürgern und dem Rathe seiner Hauptstadt. Diese freien Bürger hingen in Rücksicht aller persönlichen Rechtssachen ausschließlich von Niedergerichten oder Bürgerhöfen (basses courts, courts des borgés, courts dou visconte) ab. Diese Untergerichte verhielten sich zu den Lehen- oder Obergerichten etwa so, wie sich das Lehenrecht vom Landrechte unterscheidet. Sie bestanden aus dem Vicegrafen (Burggrafen, visconte), den entweder der König oder ein Vasall einsetzte, je nachdem dieser oder jener Grundherr des Gerichtsbezirks war, und aus wenigstens 12 Geschwornen, welche aus der Bürger Mitte gewählt wurden. Sie waren die Urtheilfinder und Richter, der Vicegraf saß ihnen vor und vollzog das Urtheil. Ihm standen noch zur Seite ein Mattasip (? Mactasip, dessen Amt mit dem der heutigen Marktmeister zu vergleichen ist) und zwei Scharen Sergeanten oder Stäbler [73]), jede zu 24 Mann. Der Vicegraf galt zugleich für den ersten Beamten der Stadt, und sein Gerichtsbezirk bildete eine Art Burggrafschaft; dergleichen königliche fanden sich zu Jerusalem, Neapolis, Ptolemais und Darum, wenn nicht zu Tyrus. Außerdem können noch 31 solche Untergerichte namhaft gemacht werden, die den Vasallen gehörten. Der Vicegraf hing nicht allein vom Grundherrn des städtischen Bereiches ab, sondern auch von den Bürgern, die ihre Zustimmung zur Einsetzung in sein Amt gaben und ihn auch wegen Amtsverletzungen bei dem Herrn verklagen konnten. Das Verfahren in diesen bürgerlichen Gerichtshöfen war dem in den Obergerichten ähnlich; hier wurde auch der Zweikampf bei allen Klagen und Streitigkeiten, wenn ihre Gegenstände nicht unter dem Werthe einer Mark Silbers waren, zugelassen [74]). Auch die Förmlichkeiten dieser Gerichtskämpfe glichen denen bei den Lehenhöfen, außer, daß die Bürger durchgehends zu Fuße mit Schild und Stöcken ohne Helm und Harnisch fochten. Im Übrigen finden Rechtskundige im Rechtsgange dieser Gerichte schon Anfänge des neuern europäischen Rechts, wie z. B. in Enterbungssachen, aber auch den Anfang vom Inquisitionsprocesse, insofern die Verurtheilung auch auf bloße Zeugnisse ohne gewährte Reinigung durch den Zweikampf erkannt wurde.

Noch erwähnen die Assisen besondere Gerichtshöfe, welche schon von Gottfried für die Surianer auf deren Bitten errichtet wurden. Obschon die Surianer neben den Sarazenen als Stammbewohner Palästina's verstanden werden müssen, so werden sie gegen die Meinung einiger neuerer Forscher in den Assisen wol von den übrigen vorgefundenen und geduldeten christlichen Sekten unterschieden, und standen in persönlichen Rechtsverhältnissen den Grifonen, Armeniern, Nestorianern, Jacobiten, Sarazenen, Juden ꝛc. gleich, den Franken oder christkatholischen Bürgern aber weit nach. Sie allesammt nach ihrer Weise lebend waren unfreie, zinspflichtige Landbebauer, Handarbeiter und Handwerker (vielleicht theilweise im Wohlstande), die gegen keinen fränkischen Bürger zeugen konnten, und umgekehrt; doch durfte auch kein Surianer gegen einen Grifonen und umgekehrt zeugen. Dasselbe Verhältniß fand auch zwischen den Armeniern, Samaritanern, Nestorianern, Jacobiten ꝛc., Sarazenen und Juden statt. Sie konnten zwar Grundstücke erwerben, aber nur unter gewissen Beschränkungen, sobald sie in Städten lebten, während ihre Genossen auf dem Lande fröhnende und zinspflichtige Beisassen (πάροικοι, Paröken, wie auch auf Cypern) ihren Herren dienten und mit deren Zustimmung vielleicht Grundstücke erwarben, sobald sie nicht Sarazenen und Juden waren, die vom Grunderwerbe gänzlich ausgeschlossen wurden. Die Nachrichten über diese dritte Classe der Einwohner des christlichen Orients und ihrer Gerichte sind äußerst dürftig, jedenfalls aber waren ihre Gerichtshöfe alle nach einerlei Vorschrift errichtet und geleitet. Man

73) Bei Canciani sergenti, bastonieri oder fanti genannt, also Stabträger, Stockknechte.

74) Eine Mark Silbers betrug 25 Byzantien oder 12½ franz. Livres. Eine Byzantie mochte einem Dukaten an Werthe gleichkommen, sowie ein Livre damaliger Währung einem jetzigen Pfund Sterling gleichstand.

weiß blos, daß jegliches ihrer Gerichte aus einem Vorsitzer (dem Ortsvorsteher, Rajis) und zwei Geschwornen ihrer Abkunft und Sekte gebildet und alle Verwandtschaftsstreitigkeiten, Criminalsachen und Grundstücksangelegenheiten denselben für die königlichen Gerichte entzogen wurden. Bisweilen saß ihnen auch ein Vicegraf vor.

Die Leibeigenen endlich, aus den gefangenen Ungläubigen entnommen, standen lediglich unter Zucht und Willkür ihrer Gebieter, konnten gegen diese nicht klagen und waren selbst Gewaltthaten aller Franken ungerächt ausgesetzt; wurden sie aber von freien Männern oder Frauen, denen sie nicht eigenthümlich, gemordet oder todtgeprügelt, so mußten die Thäter auf Verlangen und redliche Angabe des Sklavengebieters so viel, als die Gefallenen ihrem Besitzer vom Tage des Kaufes an gekostet hatten, demselben zur Entschädigung zahlen. Der seinem Herrn entlaufene Sklave mußte, wenn er ergriffen, zurückgeliefert werden. Fleischliche Vermischung mit Sklaven oder Sklavinnen wurde an Christen hart bestraft.

Den geistlichen Stand betreffend, so war die gesammte hohe Geistlichkeit sammt den Klöstern dem Könige und dem Staate lehen- und dienstpflichtig; daher auch in Reichsversammlungen mitberathend und mitstimmend. Sie hatte ihre Pfründen von den Königen erhalten als ein Kronlehen, darum gehörten ihr, wie den Baronen, Gerichtshöfe und Münzstätten; allein sie rüstete nur, so viel sich ermitteln läßt, Fußknechte ins Feld und durfte nur zu ihrer eigenen Wehr Waffen tragen. Der Erzbischof von Tyrus stellte 550 Mann, ebenso viel der ihm untergebene Bischof von Acco, während der Patriarch von Jerusalem nur 500 Mann reichte. Die Geistlichkeit war sonach in weltlichen Dingen dem Könige und den Assisen hörig, seitdem der Patriarch von Jerusalem (der von Antiochien war weniger beugsam) in die gebührenden Schranken zurückgewiesen worden war; in geistlichen Sachen hatte die gesammte Klerisei den Papst zu Rom, dann die Patriarchen zu Jerusalem und Antiochien zu Oberhäuptern. Die Macht des erstern zu vergrößern scheiterte an dem Eigensinne und an der Kraft des letztern. Schon Balduin I. konnte selbst mit anfänglicher Zustimmung des heiligen Stuhls nicht durchsetzen, daß alle Städte und Landschaften, die er und seine Ritter den Ungläubigen abgewinnen würden, unter die geistliche Pflege des Patriarchen der heiligen Stadt gestellt werden sollten; daher kam, daß auch die Bisthümer in der Grafschaft Tripolis diesem Patriarchate entzogen und dem zu Antiochien unterworfen wurden. Die Prälaten der Grafschaft Edessa gehorchten auch demselben, wonach sein Nebenbuhler lediglich auf das Königreich gewiesen ward. Die hierüber obwaltenden Streitigkeiten waren dem gemeinen Wesen nicht förderlich. Dem mindermächtigen Patriarchen von Jerusalem gehorchten also nur vier Erzbisthümer (ein fünftes zu Besseret war von kurzer Dauer), das nämlich zu Tyrus, Cäsarea, Nazareth und Karak sammt deren reichlich begabten Bisthümern. Sie zusammen in unverhältnißmäßiger Zahl zum Umfange des Landes, lebten bald mit dem Patriarchen, den sie wählten, bald mit einander selbst, bald mit dem einen oder dem andern Kloster, wovon das Reich nicht wenige aufzuweisen hatte [75]), bald endlich mit dem heiligen Stuhle zu Rom in Hader, und gaben im Wohlleben schwelgend der Sittlichkeit, über welche sie wachen sollten, durch ärgerliche Lüderlichkeit einen gewaltigen Stoß, wie überhaupt seit 1186, wenn nicht früher, als sich Christen zum Übertritte in den Islam gewöhnt [76]), Klagen über Sittenverfall lauter wurden. Der Patriarch lebte um diese Zeit öffentlich mit einer verführten Buhlerin. Nach Vertreibung dieser Prälaten aus ihren fetten Pfründen machte man sie in Rom zu Episcopis in partibus und zu Vicariis generalibus. Übrigens waren dem Patriarchen 20 Stiftsherren des heiligen Grabes und die Bischöfe von Bethlehem und Hebron, vielleicht auch der von Rama als Gehilfe in seinen Amtsverrichtungen untergeben. Auch lag ihm ob, das heilige Kreuzholz, — das kostbarste Kleinod der Franken — einem andern Prälaten die heilige Lanze, und einem dritten die Büchse mit Milch von der heiligen Jungfrau Maria zur Belebung des Muthes in die Schlacht zu tragen. Das Kreuzholz, die Oriflamme der Franken, um welches sich der Kern des fränkischen Heeres sammelte, durfte nie im Schlachtgetümmel fehlen (nur im unglücklichen Treffen bei Askalon 1102 war es nicht zugegen) und wurde auf allen Feldzügen gebraucht, obschon der herrschenden Meinung nach es seine Wunder ausschließlich für das Königreich verrichten durfte, und wenn sein Träger in heißem Gemenge, wie 1148 bei Damask, getödtet wurde, so entstand im christlichen Heere große Bestürzung. In der Schlacht bei Hittin 1187 endlich ging das heilige Holz durch die Gefangennehmung seines Trägers an die Sarazenen verloren, und kam nie wieder in die Hände der Christen, wenngleich seine Rücknahme durch Verhandlungen mit Saladin und dessen Nachfolgern mehrmals versucht worden war. Allein sie wußten sich zu helfen: ein listiger Prälat wollte das Holz 1192 wiedergefunden haben, wiewol es um selbige Zeit einem christlichen Abgeordneten in Saladin's Lager vorgezeigt worden war; glücklicher war gleichzeitig ein anderer Prälat, dessen vorgefundenes Bruchstück vom echten verlornen Kreuze die Anerkennung erhielt, von nun an in den Schlachten umhergeschleppt zu werden. Zur Abhilfe großer Gefahren lag auch der Geistlichkeit ob, strenge Fasten des Volkes anzuordnen, die mitunter auf widersinnige Weise beobachtet wurden. So wurde z. B. 1123 und 1137, als das heilige Land in sehr gedrängter Lage sich befand, während der befohlenen Fasten den Säuglingen die Muttermilch und dem Viehe das Futter entzogen.

Die Streitkräfte, welche der gesammte christliche Staat ins Feld stellte, waren mäßig und auf Vermei-

75) Die vornehmsten waren auf den Bergen Karmel, Tabor, Zion, dem Ölberge, im Thale Josaphat, zu Jerusalem, Bethlehem, Nazareth und Bethania. Sehr begünstigt waren sie übermüthig und widerspenstig. 76) Sie gingen natürlich in die Staaten der Ungläubigen, während die zum Christenthume gewendeten Muhammedaner sich dem christlichen Regimente unterwarfen. Solcher Wechsel war nicht ungewöhnlich, seitdem sich die Gläubigen und Ungläubigen neben einander vertragen lernten.

dung der Erschöpfung berechnet. Bei dem Widerspruche der Quellen läßt sich keine sichere Angabe finden, indessen mochte das Königreich Jerusalem, d. h. die weltlichen und geistlichen Vasallen mit vier bis fünf königlichen Städten, ohne Tripolis, Antiochien (welches an Reiterei bisweilen mehr rüstete, als das Königreich) und Edessa, nach ergangenem Aufrufe mit Einschlusse der königlichen Söldner 11,000 Mann, darunter 5000—6200 Mann Fußknechte, stellen können, ohne sich dadurch für den Nothfall einer schnellen Nachhilfe zu berauben. Unentbehrlich wurden daher dieser schwachen Kriegsmacht die Geschwader der drei geistlichen Ritterorden; sie, die Johanniter-, Templer- und teutschen Ordensritter (s. die betreffenden Art.) konnten mit ihrer Mannschaft als stehendes Heer des christlichen Staates angesehen werden, besonders da ihnen hier und im Abendlande durch reiche Besitzungen große Mittel zu Rüstungen bereit standen [77]). Gaben doch die Templer allein zu manchen Zeiten dem königlichen Heere eine Verstärkung von 300 Reitern, ohne ihre Fußknechte, Turkopolen und Turkomanen. Aber auch sie wurden von allen Lastern des Reichs nach und nach benagt; durch Übermuth, Habsucht und Verderbtheit fielen sie, wie der ganze christliche Staat in Verachtung, oft sogar in Verdacht, Christen verrathen und Verbrecher in Schutz genommen zu haben, während sie der Zwiespalt unter einander endlich selbst schwächte. Eine letzte Kriegshilfe reichten dem heiligen Königreiche die drei Handelsrepubliken Genua, Pisa und Venedig sammt der Handelsstadt Marseille, ohne eigentliche Lehenpflichten auf sich zu dulden. Bei anfänglich angebotener oder erbetener Hilfe wirkten sie sich, wie sie es im byzantinischen Kaiserreiche zu thun pflegten, im Königreiche Jerusalem und im Fürstenthume Antiochien gewisse Handelsrechte, Freiheiten, Straßen und Plätze mit Kirchen und eigener Gerichtsbarkeit in Städten, die ihrem Verkehr bequem lagen, aus. Genueser und Pisaner waren die ersten, die vom Könige Balduin I. in den syrischen Küstenstädten solche Colonisationsrechte bekamen. Genua erhielt seit 1104 schon von Ptolemais, Assur und Cäsarea den dritten Theil mit allen grundherrlichen Rechten. Venedig wurden vertragsmäßig 1123 von Tyrus und Askalon, wenn sie würden erobert werden, ein Drittel mit allen grundherrlichen Rechten darauf und in jeder andern Stadt des Reiches (in Acco waren sie bereits ansässig) eine Straße mit Kirche, Bad, Backofen eigenthümlich ohne Abgabe, aber mit eigener Gerichtsbarkeit, zollfreier Aus- und Einfuhr und mit eigenem Maße und Gewichte zugesichert gegen die Verpflichtung zur Vertheidigung des Reiches eine gewisse Anzahl Kriegsvolk zu unterhalten [78]). Ähnliche Zusicherungen wurden 1117 und 1136 den Marseillern für Colonien in den Städten des Reichs gegeben und zwar nach Ruff's Urkunden mit eigenen Gerichtsbarkeiten. Gleiche Bedingungen öffneten allen diesen Handelsstaaten auch die drei christlichen Nebenländer. Für die Aufnahme und Bevölkerung der Städte mochte dies recht dienlich sein, für Ordnung, Ruhe, Gemeingeist und Zusammenwirken in entscheidenden Augenblicken aber höchst verderblich, wovon Ptolemais das auffallendste Beispiel abgibt. Diese Handelsstaaten griffen in ihren Colonien sowol durch ihre Gerichtshöfe, als durch ihre Besitztheile willkürlich um sich; sie rissen an sich, was sie nicht besaßen, und richteten oft über Volksclassen, die ihren Gerichten vertragsmäßig entzogen waren. Ihr unermüdlicher Speculationsgeist macht dies begreiflich, wodurch sie sich bei den Franken großen Haß zuzogen. Dem Könige, seinen Vasallen und Städten brachten sie Unheil, Unfrieden und Zwietracht, die Raufereien unter einander selbst, wenn zwei oder drei Handelsstaaten in einer oder mehren Städten gleiche Rechte neben einander hatten, abgerechnet, worüber ihre Verbindlichkeiten zur Landesvertheidigung vernachlässigt wurden. Auch mochten sie mehr Gewinnsucht als die Verbreitung des christlichen Kreuzes im Auge haben, wie ihre Separatverträge mit den Sarazenen verrathen. So schloß Venedig mit Aleppo 1225, 1229 und 1264, mit Ägypten 1254 und 1258, mit Ikonium 1219 Verträge ohne König und Reich von Jerusalem ab. Traten Verwirrungen im christlichen Reiche ein, so zogen die italienischen Colonisten Gewinn daraus, und hinterließen den Ruf, durch ihre abgeschlossenen Verhältnisse und Bestrebungen den Untergang des christlichen Staatenvereins beschleunigt zu haben. Freilich ein Leichtes, da die entarteten Franken selbst ihr Hauptziel aus den Augen verloren, da ihnen die Kraft des Willens und die schwärmerische Tapferkeit entschwunden, ihre Kriegskunst von den Ungläubigen abgelernt, und endlich ihre Volksmasse, ihr innerer Wohlstand, wie ihr Kunst- und Gewerbfleiß von denselben bei weitem übertroffen worden waren [79]). (*B. Röse.*)

C. Ortschaften in Amerika und Europa. Jerusalem, 1) ein Stadtgebiet (township) der Grafschaft Ontario im nordamerikanischen Freistaate Newyork, dessen Bewohner sämmtlich Anhänger des Sektirers Witkinson sein sollen, und über 600 betragen mögen. 2) Ein Stadtgebiet (township) der Grafschaft Washington im nordamerikanischen Freistaate Maryland, liegt am Flusse Antietam, hat eine Kirche, ein Postamt und gegen 100 Wohnhäuser. Dieser Ort kommt auch häufig unter dem Namen Funkstown vor. 3) Hauptort der Grafschaft

77) Wenngleich dem päpstlichen Stuhle unmittelbar unterworfen, so standen sie vorkommenden Beispielen zufolge, doch auch unter der oberherrlichen Gewalt der Könige von Jerusalem. Bekanntlich ließ Amalrich I. einst 12 Templer mit dem Tode ohne alle Umstände bestrafen, ohne darüber zur Rechenschaft gezogen worden zu sein. 78) Vgl. *Muratori* XII, 270 fg. und 275 mit *Bongars* I, 850 fg.

79) Benutzt wurden außer den angeführten Werken noch des Jesuiten Maimbourg histoire des croisades IV tom. Mailly's Geschichte der Kreuzzüge in der teutschen Übersetzung. 2 Bde. Spalding's Geschichte des christlichen Königreichs Jerusalem. 2 Thle. Gibbon's Geschichte des römischen Weltreichs in der Sporschil'schen Bearbeitung S. 2205—2259. Haken's Gemälde der Kreuzzüge nach Palästina. 3 Bde. Wilken's Geschichte der Kreuzzüge. 8 Bde. Reinhard's Geschichte des Königreichs Cypern. 1. Thl. und *Jauna*, histoire générale des Royaumes de Chypre, de Jerusalem etc. nebst Heeren's Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa und Meier's Versuch einer Geschichte der Kreuzzüge. 2. Thle.

Southampton im nordamerikanischen Freistaate Virginien, hat die Grafschaftsgebäude und ein Postamt. (*J. C. Schmidt.*)

4) **Jerusalem, Jerusalemkapelle** (46° 29′ 4″ nördl. Br. u. 33° 58′ 53″ östl. L.), eine im luttenberger Weingebirge gelegene Gemeinde des Bezirks Friedau im marburger Kreise der untern Steiermark, auf der Höhe des nach diesem Dorfe benannten Weingebirges und längs der von St. Nicolai nach Luttenberg führenden Straße gelegen, 7½ Meilen südostwärts von der Kreisstadt entfernt, nach St. Nicolai bei Luttenberg (Dekanat Großsonntag, Bisthum Seckau) eingepfarrt, mit 20 Häusern, welche zerstreut zwischen Gräben und Rebenpflanzungen liegen, und (1834) 71 wendischen Einw., die außer Weinbau und Obstbaumzucht nur einen unbedeutenden Ackerbau treiben. Die nach diesem Orte benannte Weinsorte ist die vorzüglichste unter den berühmten luttenberger Weinen. Der Ort ist auch der herrlichen Aussicht wegen bekannt, der man sich von den Höhenpunkten dieser Gemeinde über die untere Steiermark, Ungarn und Kroatien erfreut. (*G. F. Schreiner.*)

III. Theologie. 1) Das himmlische Jerusalem, s. Himmel (Dogmat. u. Religionsgesch.), u. Seligkeit. 2) Das neue Jerusalem, s. unt. Swedenborg.

Jerusalemsblume, Kreuz, Nelke, s. Lychnis (chalcedonica).

Jerusalemskorn, s. Triticum (amyleum).

JERUSALEMSPLAINS, eine schöne Wiesenebene im südlichen Theile der großen australischen Insel Vandiemensland, liegt in der Grafschaft Budingham, im sogenannten Coalriverdistricte, der seinen Namen von dem kleinen Flusse Coalriver erhalten hat, welcher dieses von Norden nach Süden sich hinziehende und Coalriverdistrict genannte Thal durchfließt. Der obere Theil dieser Thalebene führt vorzugsweise den Namen Jerusalemsplains, während der untere Theil Coalriver genannt wird. Ersterer wird wegen seines schönen Weidelandes von Hirten bewohnt. (*J. C. Schmidt.*)

JERVAISE (...), ein berühmter englischer Glasmaler neuerer Zeit, welcher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte, und sich einen besondern Namen durch das große und kolossale, in gothischer Form vollendete Fenster auf der Abendseite der Kapelle des neuen Collegiums zu Oxford erwarb. Er malte nämlich darauf nach Josua Reynolds' Composition die Geburt Christi, und darunter die sieben Tugenden in allegorischen Figuren in zwei Abtheilungen sehr schön. Die Hauptabtheilung dieses großen Werkes enthält in der Mitte die Anbetung der Hirten als Hauptgruppe; rechts und links sind die einzelnen Hirten auf dem Felde bei der Verkündigung, welches alles fünf verschiedene Felder bildet; unten darunter schließt sich die Darstellung von Glaube, Liebe und Hoffnung, nebst den vier Cardinaltugenden, als die Basis der christlichen Religion, an das Ganze trefflich an. Es gibt über dieses in seiner Art merkwürdige Gemälde, was sowol dem berühmten Reynolds (sonst Präsident der londoner Akademie) als Compositeur, wie Jervaise als Glasmaler viel Ehre macht, ein einzelnes besonders großes Kupferwerk aus 15 Blatt bestehend, in sehr groß Royalfolioformat, dessen Kupfer in punktirter Manier von den Gebrüdern Facius, nebst einer kurzen Beschreibung, gearbeitet sind. Nicht nur das Ganze des Bildes, sondern auch die einzelnen Figuren, besonders die Tugenden, stellen sich in diesem Werke sehr groß dar, sodaß es dem Beschauer eine sehr deutliche Ansicht des Gemäldes gibt. (*Frenzel.*)

JERVIS, 1) eine große und weite Bai an der Ostküste des Festlandes Australien, unter 35° 8′ 27″ südl. Br. und 46° 59″ östl. L. von Greenwich, hat eine runde Form, einen breiten und gefahrlosen Eingang und guten Ankergrund, ist aber den Seewinden zu sehr ausgesetzt. Ihr Anblick ist keineswegs einladend, indem ihre Küsten größtentheils ein rauhes und unfruchtbares Ansehen haben; die Ostseite ist felsig und mit Heidekraut und Gestrüpp bewachsen, die Westseite meistentheils niedrig, morastig und sandig. Auf der Südseite finden sich indessen zwischen dem Gesträuche grasreiche Wiesen, die gute Viehweiden abgeben können, zumal es nicht an gutem Trinkwasser zu fehlen scheint; auf der Ostseite hat man vielen Bimsstein und viele andere Anzeigen vulkanischen Ursprungs vorgefunden. An der Nordseite der Einfahrt in die Bai, zwischen den Caps Longnose und Point perpendicular, befindet sich eine kleine offene Bucht, die aber auch nicht ganz gegen die Seewinde geschützt ist. Der beste und sicherste Ankerplatz liegt an der Südseite des Einganges in die Bai, hinter der kleinen Insel Bowen, die nur durch einen schmalen Kanal vom Cap Georg getrennt ist, und wo Schiffe in acht Faden Tiefe auf gutem Sandgrunde ankern können. Schon Cook hat uns eine Notiz von dieser Bai, aber ihr keinen Namen gegeben, bis sie im J. 1791 vom Lieutenant Richard Bowen beschifft und untersucht, und mit dem Namen Jervisbai belegt wurde.

2) Ein Cap an der Südostküste des Festlandes Australien, welches das Ostcap des Meerbusens von St. Vincent bildet, und unter 35° 31′ 50″ südl. Br. und 138′ 45″ östl. Länge von Greenwich, der großen Känguruhinsel gegenüber liegt. Von den Franzosen wird dieses Cap gewöhnlich Cap d'Alembert genannt, allein der gewöhnliche, von den englischen und teutschen Geographen angenommene Name ist Cap Jervis. (*J. C. Schmidt.*)

JERVIS (John), im J. 1734 zu Meaford geboren, stammte aus einer alten angesehenen Familie in Hufordshire. Sein Vater, Swynson Jervis, war Advocat, Admiralitätsrath und Rechnungsrevisor am Greenwichhospitale; seine Mutter eine Schwester von Thomas Parker, Baron von Exchequer. Seine Fähigkeiten entwickelten sich im frühen Alter. Bereits im zehnten Jahre verließ er Lord Burton's grammatikalische Schule, in welcher er den ersten Elementarunterricht erhalten. Theils aus eigner Neigung, theils durch seinen Vater bewogen, nahm er Dienste bei der englischen Flotte. Zu den Kenntnissen in der Taktik, durch die er sich späterhin so rühmlich auszeichnete, legte er den ersten Grund unter der Leitung Anson's, Hawke's und anderer großen britischen Feldher-

ren. Seine Dienstzeit als gemeiner Seesoldat, bis zu der Periode, wo er (1755) zum Lieutenant avancirte, liefert wenige charakteristische Züge. Es fehlte ihm an Gelegenheit, sich hervorzuthun; aber seine Zeitgenossen gaben ihm das einstimmige Zeugniß, daß er sich durch Pünktlichkeit im Dienste und strenge Subordination ausgezeichnet habe. Bereits im J. 1748 war er zu seiner höhern Ausbildung nach Paris gegangen. Sein dortiger Aufenthalt erweiterte seine Welt- und Menschenkenntniß, und verschaffte ihm gründliche Kenntnisse in der französischen Sprache. Die politischen Ereignisse riefen ihn jedoch bald auf die militairische Laufbahn zurück. Er zeichnete sich in den Kriegen mit Frankreich in den Jahren 1757—1762 und 1778—1782 rühmlich aus, vorzüglich in dem Seegefechte auf der Höhe von Quessant, den 27. Jul. 1778. Er commandirte damals den Foudroyant, der zunächst an der Victory lag, und mehr als irgend ein anderes Schiff ins Treffen kam. Seinen Charakter, sowie sein Urtheil über jene Schlacht, schildert das Zeugniß, welches er vor dem Kriegsgerichte über den Admiral Keppel ablegte. „Ich kann mich nicht rühmen," äußerte Jervis, „Lord Keppel schon länger zu kennen; ich hatte nie vorher die Ehre, unter ihm zu dienen. Aber ich freue mich, daß ich so glücklich bin, vor dem Gerichtshofe und vor ganz Europa zu erklären, daß derselbe am 27. Jul. während der ganzen Zeit, da die britische Flotte im Angesichte der französischen war, die tiefsten Kenntnisse in der Seetaktik, die geschickteste Anwendung derselben und den kühnsten Unternehmungsgeist bewiesen. So lange ich lebe, wird sein Benehmen und die Geschwindigkeit der Manövers des Herrn Robert Hadand ein Gegenstand meiner Bewunderung und meines Nacheifers sein."

Aus den einzelnen Zeugnissen bei jenem Verhöre ergab sich, daß der von Jervis befehligte Foudroyant, der schon um drei Uhr in die Linie gerückt war, und sie am nächsten Morgen von vier Uhr nicht verlassen hatte, in das hitzigste Treffen gekommen war, und sehr viel gelitten hatte. Der große Mast und Vordermast war von Kanonenkugeln durchlöchert, die vordere Bramstange hatte abgenommen werden müssen, und die Segel und das Tauwerk des Besansmastes war stark beschädigt und unbrauchbar geworden. Es war unmöglich, den Feind mit jenem Schiffe zu verfolgen, das sich immer an der Seite der Victory so viel als möglich gegen den Wind halten mußte. „Ich sehnte mich sehr nach Wind," äußerte Jervis in dem Verhöre, „weil bei der traurigen Beschaffenheit meines Schiffes nur der Vortheil des Windes mich wieder ins Treffen bringen konnte." Als ihm einige Fragen über die Lage vorgelegt wurden, in der sich der Viceadmiral und seine Division befunden, gab er die kluge Antwort, daß er seine Aufmerksamkeit auf den Admiral gerichtet, und von jener Abtheilung der Flotte keine Rechenschaft ablegen könne. Auch da blieb er sich gleich, als man gegen ihn selbst Klagen erheben wollte wegen einiger Abweichungen zwischen seinen Aussagen und dem Schiffsbuche. Er erklärte, sein Zeugniß gründe sich ohne Ausnahme auf seine eigenen Beobachtungen, und fügte hinzu, daß er in jedem Falle das nicht beschwören könne, was im Schiffsbuche stehe, sondern nur das, was er selbst mit eigenen Augen gesehen. Das ganze Verhör sprach für seine Geistesgegenwart, seine Gewandtheit in überlegten Antworten und für die unerschütterliche Standhaftigkeit, womit seine Geisteskraft seinem Muthe in der Hitze der Schlacht das Gleichgewicht gehalten. Seine glänzendsten Thaten fallen in die Zeit des amerikanischen Seekrieges, und besonders sprach die Wegnahme des Pegasus für seinen kühnen Heldenmuth. Im April 1782 begleitete Jervis als Schiffscapitain den englischen Admiral mit zwölf Linienschiffen nach der Bai von Biscaya. Unweit Ushant gab der Capitain Baide, Commandant am Bord des Artois, das Signal, daß er eine feindliche Flotte entdecke. Der Admiral steckte die Flagge auf, um Jagd darauf zu machen, und um drei Uhr bekam man den Feind zu Gesichte. Allein das Admiralschiff Britannia ward bald sehr weit von vielen voraussegelnden Schiffen zurückgelassen, unter denen der von Jervis befehligte Foudroyant den übrigen so weit vorauseilte, daß er sie bei einem eintretenden Nebel gänzlich aus dem Gesichte verlor, jedoch noch die feindliche Flotte vor Augen hatte, die er anhaltend verfolgte. Sie bestand aus 18, mit Proviant und Munition beladenen Schiffen, und hatte zahlreiche Mannschaft an Bord, die für die französische Land- und Seemacht in Ostindien bestimmt war. Den Tag zuvor war die Flotte von Brest abgesegelt. Sie hatte zur Bedeckung zwei Schiffe, den Protector und den Pegasus, jedes von 74 Kanonen, den Actionaire von 64 Kanonen und eine Fregatte bei sich. Jervis hatte sie mit dem Foudroyant so schnell ereilt, daß sie einem Gefechte nicht mehr ausweichen konnten. Die zur Convoy gehörenden Schiffe gaben sich Signale; die beiden von 74 Kanonen berathschlagten sich und beschlossen, daß der Protector, der viel baares Geld an Bord hatte, sich davon machen, der Pegasus dagegen, wenn das Treffen unvermeidlich sei, den Erfolg abwarten solle. Es mochte etwa um ein Uhr nach Mitternacht sein, als der Foudroyant ganz nahe an den Pegasus heransegelte, den der Chevalier Gillars befehligte. Ein sehr heftiges Gefecht begann. Doch bereits nach einer Stunde lag das britische Schiff am Bord des französischen auf dessen linker Seite, und letzteres war genöthigt, sich zu ergeben. Man fand 80 Todte und Verwundete am Bord des Pegasus; die Mastbäume und Segelstangen waren übel zugerichtet, und die Beschädigung des Schiffes über alle Erwartung groß, wenn man die kurze Dauer des Treffens in Anschlag bringt, während der Foudroyant sehr wenig gelitten, und von seiner Mannschaft kein einziger geblieben oder tödtlich verwundet worden war [1]). Die See war so unruhig, daß Jervis nur mit großer Mühe und mit dem Verluste zweier Böte einen Officier und 18 Mann an den Bord seiner Prise bringen konnte. Für den Muth und die Entschlossenheit, die er bei jenem Unternehmen

1) Nur Jervis war durch einen Splitter in die Schläfe verletzt worden. Die Folgen dieser Verwundung äußerten in spätern Jahren einen sehr nachtheiligen Einfluß auf seine Augen.

gezeigt, sah er sich belohnt, als er (1783) zum Ritter des Hosenbandordens ernannt ward [2]). Kurze Zeit nachher vermählte er sich mit einer Tochter von Sir Thomas Parker.

Im J. 1787 war Jervis zum Viceadmiral der blauen Flagge und 1790 zu dem der weißen ernannt worden. Bis zu dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich hatte er sich zur Oppositionspartei gehalten; beim Beginne der Feindseligkeiten glaubte er jedoch es seiner Ehre schuldig zu sein, der Regierung seine Dienste anzubieten. Das Ministerium nahm dies Anerbieten sehr bereitwillig an, und Jervis erhielt das Commando über das Geschwader, welches, in Verbindung mit Lord Grey, die Unterjochung der französischen Inseln in Westindien bewirken sollte [3]). In diesem schwierigen Unternehmen, bei welchem man mit den furchtbarsten Hindernissen zu kämpfen hatte, zeigte sich der Muth und die Entschlossenheit der Anführer von einer sehr glänzenden Seite. Bereits im April 1794 verbreiteten öffentliche Blätter unter den Bewohnern Londons die Nachricht, daß am 15. März des genannten Jahres die Insel Martinique, bis auf die Forts Bourbon und Royal, die man eng blockirt, den Franzosen entrissen worden sei.

Am 26. April langten Nachrichten von Lord Grey an, welche die gänzliche Eroberung von Martinique durch die Übergabe des Forts Bourbon meldeten. Fünf Fahnen, welche die Besatzung von Bourbon übergeben mußten, und zwei, die man noch in dem Fort fand, wurden dem Könige überreicht. Auf beiden Seiten waren hitzige Gefechte vorgefallen. Grey gibt der Tapferkeit seiner Gegner ein schönes Zeugniß. „Bei unserm Einzug in Bourbon," schrieb er, „sahen wir die deutlichsten Beweise der tapfern Vertheidigung Rochambeau's und seiner Truppen. Kaum fand man einen Zoll breit Landes, der nicht Spuren von der Wirkung unserer Kugeln und Bajonette gezeigt hätte. Die Gerechtigkeitsliebe erfodert anzuerkennen, wie sehr dem Feinde sein Widerstand zur Ehre gereicht." Dem Beispiele Martinique's folgten bald auch die übrigen französischen Inseln in Westindien. Allein Krankheiten, die unter der englischen Mannschaft ausbrachen, und der Mangel an hinlänglicher Unterstützung waren Schuld, daß man nicht im Besitze jener Eroberungen bleiben konnte.

Mit sehr geschwächter Gesundheit kehrte Jervis in seine Heimath zurück. Besonders hatte ihn das gelbe Fieber sehr entkräftet. Aber ungeachtet seines siechen Körpers konnte sein Geist nicht lange ein unthätiges Leben ertragen. Kaum vier Monate waren seit seiner Ankunft in London vergangen, als er (1796) dem Admiral Hotham folgte, der die englische Flotte im Mittelmeere befehligte. Er beobachtete Genua und Toulon; allein die Vereinigung der spanischen und französischen Flotte zwang ihn, das Mittelmeer zu verlassen. Er blockirte hierauf Cadiz, und fügte dieser Festung, französischen Blättern zufolge, denen man in diesem Falle wol Glauben beimessen darf, beträchtlichen Schaden zu. Die wesentlichen Dienste, die er damals leistete, indem er die spanische Flotte blockirte und die Küsten Italiens deckte, belohnte der König von England durch die Ausfertigung eines Patents, das ihn zum Grafen von St. Vincent in dem Augenblicke erhob, wo die Nachricht von seinem glänzenden Siege und der Niederlage der spanischen Flotte einlief. Dies denkwürdige Ereigniß verdient hier eine ausführliche Schilderung, weil es nicht blos zeigt, wie tapfer und entschlossen, sondern auch, wie kühn Jervis im Entwerfen seiner militairischen Plane war.

Seiner Überlegenheit hinsichtlich der Zahl der Schiffe sich bewußt, hatte der spanische Admiral Don Juan de Cordova die Rüstungen der britischen Flotte nicht abgewartet, sondern die günstige Gelegenheit ergriffen, sich mit der seinigen einzuschiffen. Sobald Jervis vom Laufe der spanischen Flotte sich unterrichtet, berief er seine sämmtlichen Capitaine zu sich an Bord, und ertheilte ihnen so vollständige Befehle, daß er während des ganzen Seegefechts kaum nöthig hatte, drei oder vier Signale zu geben; ein Umstand, der viel dazu beitrug, die feindliche Flotte in Verwirrung zu bringen. Sie bestand aus 27 Linienschiffen. Eins davon trug auf vier Verdecken 136 Kanonen; sechs andere hatten drei Verdecke und 112, zwei 84 und die übrigen 18 74 Kanonen. Das britische Geschwader bestand dagegen nur aus 15 Linienschiffen, vier Fregatten, einer Schaluppe und einem Kutter. Von diesen Schiffen hatten sechs drei Verdecke, acht trugen 174 und eins 64 Kanonen.

Den 4. Febr. 1797 war der spanische Admiral von Cordova ausgesegelt, hatte am folgenden Tage Gibraltar passirt, und in der Bai drei Linienschiffe zurückgelassen. In der Nacht vom 11. ward die spanische Flotte zuerst von der englischen Fregatte Minerva entdeckt, und bereits am 13. Nachts hatten sich die Flotten einander so genähert, daß man die Signalschüsse hören konnte. Die britischen Schiffe rückten am 14. mit Tagesanbruch zusammen, und um sechs Uhr war alles zum Treffen bereit. Gegen zehn Uhr ward die spanische Flotte dem ganzen britischen Geschwader sichtbar. Einige ihrer Schiffe schienen etwas entfernt von den übrigen. Jervis entschloß sich sogleich, diese Schiffe abzuschneiden, ehe sie sich mit der Flotte wieder vereinigen könnten, oder diese ihnen zu Hilfe käme. Als er die Stellung der Feinde genau beobachtet, postirte er seine Flotte in perpendiculärer Richtung [4]), und um halb 12 Uhr gab er das Signal, daß er die feindliche Linie durchschneiden wolle. Gleichzeitig ward die Angriffsflagge aufgesteckt.

Jervis hatte seinen Zweck erreicht. Mehre Schiffe waren von der Flotte getrennt worden, die nur noch aus 18 Linienschiffen bestand. Auf diese richtete er nun sein Augenmerk, da ihn der Wind begünstigte, und kurz nach 12 Uhr gab er abermals das Signal zum Durchschnei-

2) Das Seegefecht zwischen dem Foudroyant und Pegasus gab Jervis Veranlassung, zwei sehr gelungene Gemälde zu entwerfen. Sie befanden sich noch vor mehren Jahren im Besitze des Marquis von Landsdown. 3) Gegen 10,000 Mann, die ursprünglich zu diesem Unternehmen bestimmt waren, wurden in der Folge zu einer andern Expedition an der Küste von Frankreich gebraucht.

4) Into a line of battle a-head and a-stern.

den der feindlichen Linie. Der feindliche Admiral suchte dies zu verhindern, und schien den Nachzug der britischen Linie umgehen zu wollen, um den Vortheil des Windes für sich zu bekommen. Dies verhinderte, einem authentischen Berichte zufolge, der Commodore Nelson. „Sobald er," heißt es dort, „den feindlichen Nachzug passirt hatte, ließ er sein Schiff, der Capitain genannt, wenden, und seine Stellung auf der andern Seite nehmen. Bei der Ausführung dieses kühnen Manövers befand sich Nelson an der Seite des spanischen Schiffes Santissima Trinidad. Letzteres hatte 136 Kanonen, der Capitain nur 74, und obgleich die Santissima Trinidad von den nächsten Schiffen, größtentheils Dreideckern, unterstützt ward, scheute der tapfere Commandant des britischen Schiffes doch nicht das Gefecht. Als noch einige andere Schiffe zu seinem Beistande herbeisegelten, und der Admiral Parker sich mit vier Linienschiffen näherte, mußte der feindliche Admiral seinen Plan aufgeben, sich mit den Schiffen auf der Windseite wieder zu vereinigen." Der Vortheil schien nun völlig auf britischer Seite. Die spanische Flotte mußte weichen. Mehre ihrer Schiffe stießen jedoch in der Verwirrung des Rückzuges an einander. „Jetzt widersetzte sich," heißt es in dem angeführten Berichte, „Admiral Jervis mit den sieben Schiffen seiner Division, um den Feind in seinem Rückzuge zu stören. Da ihm jedoch dies nicht gelang, befahl er dem voransegelnden Schiffe, Excellent genannt, Widerstand zu leisten, während er in der Victory den letzten Schiffen vom feindlichen Nachzuge in den Wind kam. Der Capitain Collingwood, der den Excellent befehligte, segelte nachher zwischen den beiden letzten Schiffen des Feindes hindurch, und schickte dem St. Ysidro eine so volle Ladung zu, daß er sich ergeben mußte. Das spanische Schiff St. Nicolas und der Dreidecker St. Joseph wurden von Nelson erbeutet." Mit dem hintersten feindlichen Schiffe, das durch ein wirksames Feuer genöthigt ward, sich zu ergeben, befanden sich vier feindliche Schiffe in den Händen der Briten, deren Verlust an Todten und Verwundeten auf 300 Mann angegeben wird. Der Verlust der Spanier auf den vier weggenommenen Schiffen allein belief sich auf 693 Mann. Man kann danach beurtheilen, wie beträchtlich der Verlust der ganzen spanischen Flotte gewesen sein muß.

Sie flüchtete sich nach Cadiz, und Jervis erreichte mit der seinigen und seinen Prisen die Mündung des Tajo, wo er 3200 Gefangene, die Mannschaft von den vier erbeuteten Schiffen, ans Land setzte. Die Nachricht von diesem Siege, der die Plane eines raubgierigen Feindes vereitelte, hatte sich bereits in London verbreitet, und Jervis ward dort mit allgemeinem Jubel empfangen. Zu der ihm bereits gewordenen Auszeichnung eines Grafen von St. Vincent trat noch der Titel eines Barons von Meaford, wie man ihn nach seinem Geburtsorte nannte. Auch erhielt er eine goldene Denkmünze und einen Jahrgehalt von 3000 Pf. St. Der Herzog von Clarence nannte ihn in einer im Parlament gehaltenen Rede „den besten Officier im Dienste Seiner Majestät des Königs;" und in der That hatten die englischen Annalen bisher noch keinen ähnlichen Fall zu erzählen gehabt, wo ein britischer Admiral mit einem Geschwader von 15 Linienschiffen eine spanische Flotte angegriffen und besiegt hatte, die aus 27 Linienschiffen bestand, von denen eins vier Verdecke und 136 Kanonen hatte.

Der Flecken Great-Yarmouth wählte ihn zweimal zu seinem Stellvertreter im Parlament, und durch seinen Gönner, den Herzog von Clarence, empfohlen, ward er in den Whigclub jener Stadt eingeführt. Bei einer spätern Wahl schlug er die Stimmen der Bewohner von Yarmouth zu Gunsten seines Collegen Beanson aus, und ward dafür zugleich mit Thomas Baring zum Stellvertreter von High-Wycombe ernannt. Nach dem Tode des Lords Charles Townshead ward Jervis abermals von den Bürgern von Yarmouth zum Parlamentsmitgliede gewählt. Als Politiker war Jervis Mitglied der Oppositionspartei, und seine Reden im Parlament über manche politische Misgriffe, besonders gegen das Bombardement von Kopenhagen, waren Beweise seiner richtigen Beurtheilungskraft und seines Scharfsinnes. Von wesentlichem Einflusse war für ihn der mehrjährige Umgang mit mehren großen Staatsmännern Englands gewesen, besonders mit dem Marquis von Landsdown, dem Admiral Barrington, dem Obersten Barré und Andern. Mehre der ersten britischen Seeofficiere, unter andern Nelson, hatten ihm ihre Bildung zu danken gehabt, und selbst der Herzog von Clarence, der eine Zeit lang unter ihm diente, ließ seinem militairischen Talente vollkommene Gerechtigkeit widerfahren.

Beim Wiedereintritte Pitt's in das Ministerium hatte Jervis das Commando der Beobachtungsflotte im Mittelmeere übernommen, die er jedoch, seiner leidenden Gesundheit wegen, die durch das westindische Klima sehr geschwächt worden war, verlassen mußte. Am 18. August 1799 landete er zu Portsmouth, wo ihm der Bürgermeister, die Rathsherren und die Bürgerschaft in einer Dankadresse ihre Glückwünsche abstatteten über den glorreichen Sieg, den die englische Flotte unter seinem Commando den 14. Febr. 1799 erfochten. Über die Auszeichnung, die ihm bei dieser Gelegenheit zu Theil ward, äußert sich Jervis in einem damaligen Schreiben. „Es freut mich ungemein," heißt es darin, „Ihnen sagen zu können, wie sehr ich die Ehre zu schätzen weiß, welche mir der Bürgermeister und die Rathsherren der Stadt Yarmouth erzeigen, indem sie mich zum Bürger und Mitgliede ihrer alten Gemeinde ernennen. Ich werde bereit sein, bei jeder Gelegenheit das Wohl der Stadt zu befördern. Jenen wackern Männern sage ich zugleich den verbindlichsten Dank für ihre Glückwünsche zu meiner Rückkehr nach England und für ihre gütigen Wünsche einer schleunigen Wiederherstellung meiner Gesundheit. Wird mir Gott diese gewähren, so soll der Überrest meiner Tage dem Dienste meines Königs und dem Vaterlande gewidmet sein."

Noch in höherem Alter schien ihm das Feuer und die Kraft der Jugend geblieben und nur durch eine reifere Erfahrung gemäßigt worden zu sein. Sie war die Ursache, weshalb er sich (1808) im Oberhause gegen den

Krieg in Spanien erklärte. Aber auch die Abschaffung des Sklavenhandels fand an ihm einen lebhaften Gegner. Im J. 1816 trat er, alt und kränklich, ganz in das Privatleben zurück. Er starb im J. 1823 auf seinem Landgute Rochette bei Brandwood, nachdem er den größten Theil seines Lebens dem Dienste seines Vaterlandes gewidmet, und ungewöhnliche Geisteskräfte und Talente entwickelt hatte. Auf seiner politischen Laufbahn zeichnete er sich durch strenges Ehrgefühl und unerschütterliche Rechtschaffenheit aus; im geselligen Leben charakterisirte ihn die treueste und wärmste Anhänglichkeit an seine Freunde[5]). (*Heinrich Döring.*)

JERWEN, esthländ. **JÄRWA MA**, das seereiche Land, Provinz des Herzogthums Esthland, die in der neuern Zeit ungefähr den weißensteinschen Kreis ausmacht, grenzt, nach ihrem alten Umfange, gegen Nordosten mit Wierland, gegen Nordwesten mit Harrien, gegen Süden mit dem dorpatschen und an einer Spitze mit dem pernauschen Kreise. Unter den Provinzen von Esthland ist sie die kleinste, denn nach der Revision von 1774 zählte sie nicht mehr denn 1029$\frac{1}{4}\frac{1}{2}\frac{3}{8}$, nach jener von 1765 nur 946$\frac{1}{4}\frac{1}{2}\frac{3}{8}$, nach der letzten schwedischen Revision aber 1210$\frac{1}{4}\frac{1}{8}$ Haaken. Sie war in die acht Kirchspiele Ampel, St. Johannis, St. Mathäi, St. Marien-Magdalenen, St. Peter, Weißenstein, St. Anna und Turgel eingetheilt; hiervon ist Ampel dem weißensteinschen Kreise entzogen, dem dafür das wierländsche Kirchspiel Klein-Marien zugetheilt worden. Obgleich in den frühern Jahrhunderten besonders unwegsam durch die vielen, seitdem mehrentheils verwachsenen Seen, obgleich vertheidigt durch verschiedene Burgen, wie z. B. Uldale, vielleicht auch Lyndanisse (welches zwar andere bei Reval, oder auch bei Lais suchen), so war Jerwen doch vor allen andern Gebieten des eigentlichen Esthlands gezwungen, die Herrschaft der Teutschen anzuerkennen. Die blutige Schlacht an der Pala, 1217, bezeichnet die Unterwerfung des Landes, das jedoch wenige Jahre später, 1219, König Waldemar II. von Dänemark als seine Eroberung betrachtet wissen wollte, daher er auch hier ein eigenes Bisthum stiftete. Das Bisthum und die dänische Herrschaft in Jerwen waren gleich vergänglich, durch den Ausspruch des päpstlichen Legaten, des Bischofs Wilhelm von Modena, vom J. 1225, der das Kriegsglück bestätigte, wurde das Ländchen den frühern Beherrschern, den Schwertbrüdern, zurückgegeben. Zur Zeit ihrer Vereinigung mit dem teutschen Orden hatten die Ritter aber nicht nur Jerwen, sondern beinahe ganz Esthland eingenommen, und es war eine der von dem heiligen Stuhle bei der Vereinigung auferlegten Bedingungen, daß Dänemark in den Besitz von Esthland wiedereingesetzt werde. Dieses geschah durch den Vertrag von Stenby, vom 7. Juni 1238; nur Jerwen mußte der König gänzlich an den Orden abtreten, gleichwie auch der Erzbischof von Lund in Ansehung seiner geistlichen Gerichtsbarkeit über die Provinz that. Dagegen versprach der Orden, in deren Grenzen, ohne königliche Erlaubniß, keine Festung anlegen zu wollen. Seitdem nehmen die Voigte von Jerwen unter den Ordensgebietigern eine bedeutende Stelle ein, und erscheinen als solche, in Urkunden: 1314 und 1316 Reiner, 1317 Johann von Hohenhorst, der im nächsten Jahre zum Meister in Livland erwählt, aber von den livländischen Gebietigern nicht anerkannt wurde, weil man ihn der Unterschlagung von 169 Mark Silber beschuldigte. Ferner, 1330 und 1334, Reiner Mumme, 1347 und 1348 Thimo von Mengden (wol schwerlich von Meschede), 1393 Werner von Dilse, 1420 und 1424 Helwich von Gilsen, 1435 Matthias von Böningen, 1438 Heinrich von Rothleven, 1451 und 1457 Bernd von der Heide, 1477 und 1486 Johann von Selbach, 1501 Johann Stael von Holstein, 1525 Johann von Eloth, früher Komthur zu Pernau, 1533—1541 Heinrich von Thulen, 1543—1558 Bernd von Smerten (wird den 5. April 1560 als alter Voigt von Jerwen genannt). Vergl. den Art. Weissenstein. (*v. Stramberg.*)

JESAIAS, genauer nach dem Hebräischen Jeschajahu, (יְשַׁעְיָהוּ), in der Überschrift des gleichnamigen Buches auch abgekürzt (יְשַׁעְיָה), Jeschaja, in der griechischen Übersetzung dagegen *Ἡσαΐας*, im Lateinischen gewöhnlich Esaias, bei Hieronymus jedoch Isaias, der bekannte höchst ausgezeichnete hebräische Prophet, welcher in unsern Bibelausgaben die Reihe der Propheten (in dem hebräischen Codex der prophetae posteriores) eröffnet. Wie wir bei den meisten prophetischen Schriftstellern, welche auf unsere Zeiten gekommen sind, den Mangel an genauern oder auch nur etwas ausführlichen biographischen Nachrichten zu beklagen haben, so namentlich auch bei diesem großartigen und energischen Gottesboten, dem, mit J. Görres[1]) zu reden, der Seraph mit glühender Kohle die Lippen gerührt und der nun verzehrend Feuer ins Herz goß seinem Volke. Zwar wird er in den historischen Büchern des A. T. ausdrücklich erwähnt; aber unsere Kenntniß seiner Verhältnisse und Schicksale wird dadurch um nichts gefördert, da jene Geschichtswerke nur dasselbe berichten, was in dem historischen Abschnitte der Jesaianischen Orakelsammlung (Cap. 36 ff.) ebenfalls enthalten ist. In seinen uns erhaltenen Aussprüchen hat Jesaias allerdings einige Male auf sich und seine Familie Bezug genommen, aber ein vollständiges Bild seiner äußern Lage läßt sich daraus keineswegs gewinnen. Endlich hat die jüdische Tradition nachmals das Fehlende zu ergänzen gesucht und in ihrer Weise über die Lebensumstände des Propheten und die Zeitverhältnisse, unter welchen er zu wirken hatte, mancherlei zusammengebracht. Doch ohne wesentlichen Nutzen. Denn ihre Angaben sind im höchsten Grade unzuverlässig und verrathen sich selbst als Erzeugnisse einer spätern unkritischen Zeit, ohne alle sichere historische Grundlage.

Der Name des Propheten (zusammengesetzt aus יֵשַׁע oder יָשַׁע und Jehova) bedeutet Hilfe (Heil) Je-

5) s. Public. Characters (London 1800). J. Chr. Fick's Charakterschilderungen der jetzt lebenden wichtigsten und berühmtesten Männer in Großbritannien. 2. Bd. S. 1 fg.

1) Mythengesch. der asiat. Welt. 2. Bd. S. 475.

hova's, ist also dem Berufe desselben recht angemessen. Sein Vater hieß Amoz (אָמוֹץ), von dessen Persönlichkeit aber und Leben nichts weiter bekannt ist. Rabbinische Grübelei macht diesen zu einem Bruder des Königs Amazia von Juda, aber nur wegen Ähnlichkeit beider Namen (אָמוֹץ und אֲמַצְיָה), also aus einem in der That höchst seichten Grunde und nicht nach gewisser Überlieferung[2]). Wenn dagegen einige Kirchenväter darunter den Propheten Amos verstehen, so werden sie durch die griechische Form, welche für Amoz (אָמוֹץ) und Amos (עָמוֹס) dieselbe ist (nämlich Ἀμώς), zu dieser Combination verleitet[3]), welche freilich im Hebräischen nicht möglich war. Als unzweifelhaft wird allgemein angenommen, daß Jesaia aus dem Reiche Juda gebürtig war. Schon der Inhalt seiner Reden spricht dafür. Denn sie betreffen großentheils jenes Reich; es läßt sich daher vermuthen, daß es dem Propheten näher lag, als das Reich Israel, eben weil es sein Vaterland war. Nur Cap. 9. 17 und 28 wendet sich Jesaias drohend gegen das Reich der zehn Stämme. Auch scheint er ausschließlich in der Haupt- und Residenzstadt des Reiches Juda gelebt zu haben. Überall, wo sein Aufenthaltsort genannt oder klar angedeutet wird, ist es Jerusalem (vgl. Cap. 7, 3. 22, 1 fg. V. 15 fg. Cap. 37—39). Die Bewohner dieser Stadt denkt er sich offenbar als die ihn umgebenden Zuhörer; darum die öftere Anrede an sie (vgl. Cap. 12, 6. 22, 1 fg. 28, 14. 29, 1 fg. 30, 19) und die häufige Bezugnahme auf ihre Lage, Denkart und Schicksale (vgl. z. B. Cap. 1, 9. 3, 16. 10, 32. 33, 7). Hitzig[4]) und Knobel[5]) finden es nach 2 Kön. 20, 4 wahrscheinlich, daß er in der äußern oder Unterstadt Jerusalems wohnte. Jesaias war nämlich im königlichen Palaste (auf dem Berge Zion) gewesen und wollte wahrscheinlich nach seiner Wohnung zurückgehen, erhielt aber den Auftrag umzukehren, „als er noch nicht die halbe Stadt[6]) hinausgegangen war." Wenn aber der Umstand, daß der Prophet mit dem Könige während der Belagerung durch Boten correspondirte (2 Kön. 19, 2. 5. 20), von Knobel dafür geltend gemacht wird, so findet er offenbar etwas in der schlichten Notiz, was nicht darin liegt. Jesaias war verehlicht (Jes. 7, 14.[7]) 8, 3) und hatte mehre Söhne, für welche solche Namen gewählt wurden, daß sie das Geschick des Volkes andeuteten (Jes. 7, 3. 14. 8, 3. 4. 8. 18). Der eine heißt Schear jaschub (שְׁאָר יָשׁוּב), d. i. der Rest (nämlich des hebräischen Volkes) bekehrt sich, weil der Prophet sich gern der Hoffnung hingab, daß aus dem vom Strafgericht unberührt gelassenen kleinen Theile ein neues, frommes Geschlecht hervorgehen werde (vgl. auch Cap. 4, 2 fg. 6, 14. 10, 20 fg. 28, 5 fg.). Der zweite empfängt den Namen Immanuel (עִמָּנוּ אֵל), d. i. mit uns ist Gott, um in der Noth das gebeugte Volk tröstend aufzurichten[8]). Ein dritter heißt gar Maher schalal chasch bas (מַהֵר שָׁלָל חָשׁ בַּז), d. i. nach gewöhnlicher Übertragung: Eile Beute! Raube bald oder genauer: es eilt die Beute, schnell kommt der Raub, weil Syrien und Ephraim, die Bedränger Juda's, bald mächtigern Feinden unterliegen und zur Beute werden sollten, oder, wie Hitzig will[9]), weil Juda's Ausplünderung nahe bevorstehe. Übrigens hat man neuerdings Immanuel und Maher schalal chasch bas für Eine Person gehalten, sodaß Jesaias nur zwei Söhne gehabt hätte, der jüngere aber unter zwei Namen vorkomme. So Hitzig[10]) und Hendewerk[11]). Der Erstere stützt sich besonders auf die nicht abzuleugnende Identität der Jes. 7, 14 u. 8, 3 erwähnten Mutter des Immanuel und des Maher schalal chasch bas. Auch erklärt er, es sei nicht zu glauben, daß der letzte Name hätte wirklich gebraucht werden sollen, weil er zu lang sei, da die sonstigen hebräischen Namen aus nicht mehr als zwei Wörtern zusammengesetzt wären; er deute auf dasselbe Ereigniß, wie Immanuel, nur von der Kehrseite es auffassend, sofern es die Feinde treffe, und sei nach der Analogie von Jer. 22, 30. Ruth 1, 20 zu beurtheilen. Hendewerk dagegen leitet den einen Namen (Immanuel) von der Bestimmung der Mutter ab, der andere aber (Maher schalal chasch bas) soll vom Vater herrühren. Die Ältern wären nämlich verschiedener Ansicht gefolgt. Gesenius[12]) hat mit Rücksicht auf die Cap. 7 von der Gattin (oder, wie man auch erklärt, Verlobten) des Propheten gebrauchte Bezeichnung[13]) die Vermuthung ausgesprochen, Jesaias möchte sich zwei Male verehlicht haben, sodaß die nachherige Mutter des Immanuel bei Ertheilung des Orakels Cap. 7 entweder erst vor Kurzem mit dem Propheten vermählt worden oder auch wol nur noch Verlobte desselben war. Hendewerk[14]) ist ihm darin beigetreten, während Hitzig[15]) diese Hypothese als grund-

2) Vgl. die hierher gehörigen Stellen in *Carpzov*, Introduct. ad libr. canonicos Vet. Test. p. 91 sq. Gesenius, Comment. über den Jesaia. 1. Th. S. 4. Anm. 3. Doch hat Bertholdt (Histor.-krit. Einleit. in d. sämmtl. kanon. u. apokryph. Schriften des A. u. N. T. 4. Th. S. 1348. 1349) diese Meinung nicht ganz abgewiesen, „weil sie das große Ansehen erklären helfe, welches Jesaias am königlichen Hofe, vornehmlich unter Ahas und Hiskias, genoß." 3) Vgl. die Stellen bei Gesenius a. a. O. Anm. 3 und bei Knobel, Der Prophetismus der Hebräer vollständ. dargestellt. 2. Th. S. 144. Anm. 3. 4) Der Prophet Jes. übers. u. ausgelegt. S. XXXIII. 5) a. a. O. S. 177. Ihnen stimmt auch Hendewerk (Des Propheten Jesaia Weissagungen. 1. Th. S. C) bei. 6) Nach dem Keri freilich soll man nicht עִיר Stadt, sondern חָצֵר Hof lesen, wodurch die von Hitzig und Knobel hervorgehobene Beziehung nothwendig hinwegfiele. 7) Wenn auch für diejenigen, welche das streitige הָעַלְמָה nicht von der Gattin oder Verlobten des Propheten fassen, diese Stelle hinwegfällt, so ist doch die andere beweisend genug.

8) Diejenigen Bibelerklärer, welche Jesaias 7, 13 fg. messianisch nehmen, geben diese Annahme freilich nicht zu, müssen aber schon Cap. 7, noch mehr aber Cap. 8, 8. 10 sehr gezwungen und unnatürlich deuten. 9) Der Prophet Jesaia übers. u. ausgelegt. S. 95. 10) a. a. O. S. 96 fg. Vgl. S. C. 11) Des Propheten Jesaia Weissagungen. S. 207. Vgl. S. C. 12) Commentar üb. d. Jes. 1. Th. S. 14. 13) Nämlich das viel erklärte und gepreßte עַלְמָה Jungfrau, eigentlich erwachsenes, mannbares Frauenzimmer, daher von der verheiratheten Frau ebenso gut zu gebrauchen, als von dem heirathsfähigen Mädchen, und ohne bei letzterem den Begriff jungfräulicher Unverletztheit nothwendig einzuschließen. 14) a. a. O. S. C. und 207. 15) a. a. O. S. 75.

los bezeichnet. Da der Prophet dem kranken Könige Hiskia seine Wiederherstellung nicht blos ankündigte, sondern auch zu seiner Heilung ein äußeres Mittel anwendete[16]), so möchte Hitzig daraus schließen[17]), er habe seine Bildung in sogenannten Prophetenschulen erhalten, weil in ihnen ärztliche Kenntniß fortgepflanzt zu sein scheine, mit Bezug auf 2 Kön. 2, 19 fg. 4, 39 fg. 5, 3—14, in welchen Stellen jedoch sich nur Elisa's Naturkenntnisse abspiegeln, ohne daß gesagt wäre, woher er sie gewonnen hatte. Knobel erinnert dagegen[18]), daß die Dauer des Propheteninstituts im Reiche Juda bis zu dem Zeitalter des Jesaias zweifelhaft sei. Nach einer ziemlich verbreiteten, aber keineswegs zu erweisenden Annahme wäre der Prophet Erzieher des nachmaligen Königs Hiskia gewesen[19]); man schließt es aber lediglich aus dem großen Einflusse, welchen er während der Regierung desselben ausübte, als wenn nicht seine Einsicht und Erfahrung, sein vielfach erprobter Eifer für das Gute und für das Heil des Landes, sowie seine fleckenlose Reinheit auf ein weiches, frommes und der Leitung bedürftiges Gemüth, wie es Hiskia besaß, nothwendig hätte tiefen Eindruck machen müssen. Wie wäre es denkbar, daß der Götzendiener Ahas einem solchen strengen Vertheidiger vaterländischer Sitte und der Religion Jehova's seinen Sohn zur Ausbildung anvertraut hätte![20]) Ohnehin scheint es, daß Jesaias erst späterhin bei Hiskia viel galt[21]). Hätte das vorausgesetzte Verhältniß zwischen Beiden stattgefunden, so sollte man eine Abhängigkeit von den Ansichten des Lehrers vielmehr in der frühern Lebensperiode erwarten. Bertholdt[22]) und Augusti[23]) sind geneigt anzunehmen, daß Jesaias, ehe er dem prophetischen Rufe folgte, vielleicht auch noch unter Hiskia, die Stelle eines Reichsannalisten (מַזְכִּיר) bekleidet haben möge, offenbar deswegen, weil der Prophet 2 Chron. 26, 22 als Verfasser der Geschichte Usia's genannt wird. Eine solche allgemeine Bemerkung jedoch, wie sie die Chronik gibt, läßt sich ebenso gut auf eine aus eignem Antriebe unternommene Privatarbeit beziehen; auch kommt wenigstens unter Hiskia Joah (Joach) als Inhaber jenes Amtes vor (Jes. 36, 3. 22)[24]). In seiner äußern Erscheinung unterschied sich Jesaias wol nicht von seinen Standesgenossen und trug nach Cap. 20, 2 das härne Gewand (שַׂק), sonst auszeichnende Kleidung der Trauernden und Asceten, aber auch wol der Propheten[25]).

Über die Wirksamkeit des Jesaias, deren Dauer und Erfolg erhalten wir einzig und allein aus dem ihm zugeschriebenen prophetischen Werke und den parallelen Abschnitten in den historischen Büchern Aufschluß. Ganz genügend kann jedoch derselbe deshalb nicht ausfallen, weil der Prophet in den uns erhaltenen Reden natürlich nur darauf ausgeht, die Ansprüche seines Berufes zu erfüllen. So bleiben denn manche Punkte, welche uns in diesem Betrachte wissenswürdig sind, darin ganz unberührt, oder es ist ihrer blos gelegentlich und daher nur in kurzen Andeutungen gedacht worden. Unter diesen Umständen darf es nicht auffallen, wenn auch die Kritik der neuern Zeit sich hierüber noch nicht ganz verständigt hat. Geht man von der Überschrift des Buches aus, so fällt die Thätigkeit des Jesaias in die Regierung der Könige Usia (reg. von 809—758 od. 759 vor Chr. Geb.), Jotham (reg. von 759 oder 758—743), Ahas (reg. von 743—728) und Hiskia (reg. von 728—699); allein durch Cap. 6, 1 wird der Anfangspunkt derselben näher bestimmt und dem Todesjahre des Königs Usia (also 759 oder 758 vor Chr. Geb.) zugewiesen. Lediglich aus einseitiger Auffassung von Cap. 1, 1 (mit Übergehung von Cap. 6, 1) und unrichtiger Vorstellung von der nicht im Anfange des Buchs, sondern erst Cap. 6 mitgetheilten Nachricht über die Weihe und Berufung des Propheten schreibt sich die Meinung mehrer jüdischer und christlicher Schriftsteller her, daß Jesaias schon während eines ansehnlichen Theiles oder wol gar während der ganzen Regierungsperiode des Usia geweissagt habe[26]). Man hat

---

16) Cap. 38, 21 heißt es nämlich: „Und Jesaia befahl, daß man Feigenmassen brächte und zerdrückt auf das Geschwür (Pestbeule?) legte, damit er genese." 17) a. a. O. S. XXXIII. 18) a. a. O. 2. Th. S. 177. Vgl. S. 52. 19) So Augusti im exeget. Handb. 6. St. S. XV und Einleit. ins A. T. S. 242 (1. Aufl.); S. 290 der 2. Ausg. weniger entschieden. Paulus in d. philolog. Clavis üb. Jes. S. 62. A. H. Niemeyer, Charakterist. d. Bibel. 5. Th. S. 277. 278. (Die neueste Ausg. [Halle 1831.]) 20) Vgl. Gesenius a. a. O. S. 15. Hitzig a. a. O. S. XXXVI. Knobel a. a. O. 2. Th. S. 178. Hendewerk a. a. O. S. CX. 21) Vgl. Hitzig a. a. O. S. XXXVI. 22) Histor.-krit. Einleit. in sämmtl. kanon. u. apokryph. Schriften des A. u. N. T. 4. Th. S. 1349. 23) Einleit. ins A. T. S. 250 fg. (1. Aufl.); in der 2. Aufl. S. 290 weniger entschieden. 24) Vgl. Gesenius a. a. O. S. 15. Hitzig a. a. O. S. XXXVI. Ob einzelne Propheten überhaupt öffentliche Ämter bekleidet haben, läßt sich weder mit Entschiedenheit behaupten noch verneinen. Knobel (a. a. O. 2. Th. S. 178) ist nach den uns erhaltenen Nachrichten mehr für das Letztere. Augusti (a. a. O. 2. Ausg. S. 290. Anm. 2) will auf dieses Moment nicht viel geben, und beruft sich auf Sir. 48, 22, um zu erweisen, woran aber auch Niemand zweifelt, daß Jesaias unter Hiskia ein sehr wichtiger und einflußreicher Mann war. Der strittige Punkt liegt vielmehr darin, ob dieser Einfluß Folge eines besondern Verhältnisses gewesen, in dem Jesaias zum Könige früher gestanden.

25) Wie Credner (Der Prophet Joel übers. u. erkl. S. 144) bemerkt: „Um durch ihre Kleidung den Ernst und die Strenge ihres Berufes auszudrücken." Vgl. auch Gesenius a. a. O. 1. Th. S. 644 und Hendewerk a. a. O. S. 597. Nach Knobel (a. a. O. 1. Th. S. 49) dagegen wäre dieses enge Gewand nur ausnahmsweise von Propheten getragen worden; auch betrachtet er es als ungewiß, ob Jesaias sich dieser Bekleidungsart gewöhnlich bediente, oder blos bei der dort erwähnten Gelegenheit, entweder um seine Empfindungen über den unerfreulichen Zustand seines Volkes auszudrücken, oder auch durch einen Trauerfall in seiner Familie dazu bewogen. Auch Hitzig (a. a. O. S. 239) wagt nicht, über den Grund dieser Kleidung zu entscheiden. 26) Abarbenel z. B. läßt den Jesaias schon unter Usia auftreten, und zwar, weil er das Leben desselben beschrieben habe, als wenn der Biograph immer nothwendig Zeitgenosse des von ihm Geschilderten wäre. Am allerwenigsten läßt sich aber behaupten, daß Beide zu gleicher Zeit in öffentlicher Wirksamkeit gestanden haben müßten. Gregorius Abulfaradsch (oder Barhebräus) erzählt sogar (Histor. Dynastiar. compend. p. 60 ed. *Pocock*. Chronic. Syriac. p. 24 ed. *P. J. Bruns* et *Kirsch*), Gott habe dem Jesaias schon im 24. Regierungsjahre Usia's die Gabe der Weissagung, welche er schon 24 Jahre besessen gehabt, zur Strafe dafür genommen, daß er den König nicht von dem unbefugten Räuchern im Tempel abgehalten, und sie ihm erst nach

auch von einigen Abschnitten des Buchs, namentlich von Cap. 1. 2—4. 5, 53 u. 66, behauptet [27]), daß sie noch in Usia's Zeiten gehörten, was sich jedoch bei sorgfältiger Erwägung ihres Inhaltes als unrichtig ausweist. Würde es auch nicht Cap. 6, 1 ausdrücklich gesagt, daß erst in Usia's Todesjahre sein Auftreten erfolgte, so müßte man doch aus der sonst bekannten langen Dauer seines Wirkens unter Jotham, Ahas und Hiskia (nämlich von 759 oder 758 vor Chr. Geb. mindestens bis zum 14. Regierungsjahre Hiskia's oder 714 vor Chr. Geb., also wenigstens 44 Jahre), schon nothwendig schließen, daß, wenn er wirklich unter Usia thätig gewesen war, dies nur gegen das Ende von dessen Regierung geschehen sein konnte [28]). Ging man freilich von der Vorstellung aus, daß das Buch des Jesaias streng chronologisch geordnet sei [29]), so lag der Irrthum sehr nahe, Cap. 1—5 unter Usia ausgesprochen anzusehen, da Cap. 6 erst dem Todesjahre desselben beigelegt wird. Der Ausdruck: *im Todesjahre* läßt freilich zweifelhaft, ob *vor* oder *nach* dem Tode des Usia. Indessen ist jenes das Wahrscheinlichere, da Cap. 1, 1 ausdrücklich zu verstehen gibt, daß Jesaias schon unter Usia sich als Prophet thätig bewiesen habe und auch sonst wol gesagt wäre: *im ersten Jahre des Jotham* [30]).

Während wir also, um den Anfang der prophetischen Wirksamkeit des Jesaias zu bestimmen, uns nur an sein Buch selbst zu wenden haben, sehen wir uns dagegen von demselben verlassen, wenn es gilt, das Ende derselben oder wol gar die Zeit seines Todes ganz genau festzustellen. Denn wo er das letzte Mal, in gewohnter Weise durch seines Wortes Kraft Unheil von seinem Vaterlande abzuwenden sich bemüht, schließt sich zwar für uns seine Laufbahn auf eine seiner würdige Weise ab; aber obwol er sehr betagt sein mußte [31]), seine Erscheinung ist eben noch zu mächtig, als daß nicht der Gedanke sich aufdringen sollte, seine erfahrene Hand könnte noch länger den gutgesinnten, aber schwachen Hiskia geleitet haben. Knobel jedoch, nach welchem das Ereigniß etwa in das J. 712 gehört, erklärt, man könne seinen Tod immerhin etwa 710 setzen. Anders Gesenius [32]). Dieser möchte wegen Cap. 19, welches er auf die ägyptische Dodekarchie bezieht, und demnach wenigstens ins J. 697 vor Chr. Geb. (zweite Jahr des Manasse) setzen will (nach Andern fällt das Ende der Dodekarchie gar erst um 660 v. Chr. Geb.), im Buche des Jesaias eine Spur dafür finden, daß der Prophet noch über Hiskia's Regierungsperiode hinaus gelebt und gewirkt habe. Denn dies Stück dem Jesaias abzusprechen, wie es wol geschehen ist [33]), scheint ihm wegen der darin herrschenden Sprache nicht zulässig. Hitzig [34]) dagegen, welchem Knobel [35]) folgt, setzt Cap. 19, 1—14 schon in die Zeit von 722—714 vor Chr. Geb., also in eine Periode, welcher auch vieles Andere unter den unbezweifelt echt Jesaianischen Abschnitten angehört [36]). In dieser Zeitbestimmung kommt Hendewerk [37]) so ziemlich mit ihm überein; doch verbindet dieser Cap. 19 mit 18 zu einem Ganzen, und glaubt, sich an die Reihenfolge der Orakel haltend, der Abschnitt falle etwa ins J. 726 v. Chr. Geb. Wäre die Tradition zuverlässig und verbürgt, so würde allerdings Jesaias den Hiskia noch überlebt haben und unter Manasse eines gewaltsamen Todes gestorben sein. Mit der sonstigen Handlungsweise dieses Königs könnte man es allerdings wol vereinigen, daß er einen so treuen Verehrer Jehova's und strengen Sittenrichter hätte hinrichten lassen, aber die Sage enthält zu viel Abenteuerliches. Nach der Gemara [38]) sprach er ihm das Todesurtheil wegen Cap. 6, 1. 38, 5. 55, 6, welche Mose's Äußerungen (2 Mos. 33, 20. 3 Mos. 4, 7. 2 Mos. 23, 26) widersprächen; eine Ceder habe zwar darauf den Propheten verschlungen, allein der König habe den Baum zersägen lassen, wodurch auch Jesaias den Tod gefunden. Diese abenteuerliche Sage ist unstreitig, wie Gesenius [39]) nachzuweisen gesucht hat, aus der ursprünglich ganz einfachen Angabe, daß Manasse den Jesaias getödtet habe, durch allmälige Erweiterung entstanden. In dem Pseudoepigrapho: Himmelfahrt des Jesaias [40]) jedoch kommt der Umstand, daß

---

28 Jahren (d. h. also im Todesjahre Usia's) wieder ertheilt. Die Weihe Cap. 6 wird hier also als eine Inauguration zur erneuerten prophetischen Thätigkeit genommen, gewiß nur, weil sie das Buch des Propheten nicht beginnt. Ähnlich die Überschrift der von einem alexandrinischen Geistlichen herrührenden arabischen Übersetzung in der pariser und londoner Polyglottenbibel; doch schwankte man nach dieser über die Dauer der Bestrafung des Jesaias zwischen drei Jahren und 30 Jahren. Auch Carpzov (Introd. in V. T. Lib. III. p. 94) nimmt an, daß Jesaias schon geraume Zeit (wie lange, bestimmt er nicht) unter Usia thätig war, und betrachtet die Cap. 6 erwähnte Weihe als eine solche, die sich nur auf die specielle Sendung, von welcher das Cap. handelt, beziehen solle.

27) Von Cap. 53 und 66 behauptete es Augusti (über den König Usia, nebst einer Erläuterung von Jes. 53, in Henke's Magazin. 3. Th. S. 282 fg.; ausführlicher in s. Apologien und Parallelen theologischen Inhalts. S. 1 fg.; vgl. auch dessen Einleit. in das A. T. S. 298 fg. 2. Ausg.). Der leidende Knecht Jehova's Cap. 53 ist nach seiner Meinung Usia. 28) Nach der Angabe des Abulfaradsch (a. a. O.) freilich würde Jesaias im Ganzen 85 Jahre gelehrt haben; erst 24 Jahre unter Usia, dann nach 28jährigem Schweigen, unter dessen Nachfolger, noch 61 Jahre. Er müßte also mindestens ein Alter von 130 Jahren erreicht haben. 29) Dies ist z. B. offenbar bei Carpzov (a. a. O.) der Fall; ferner bei J. H. Michaelis (Biblia hebr. praef. ad Jes. §. 4) und Rosenmüller in der 2. Ausgabe der Scholia in Jes. Vatic. p. 9. (In der 3. Ausg. p. 7 ist er geneigt zu glauben, daß Jesaias unter Usia drei bis vier Jahre gelehrt habe.) 30) Vgl. Gesenius a. a. O. S. 5 u. 255. Hitzig a. a. O. S. 61. Knobel a. a. O. 2. Th. S. 178. Hendewerk a. a. O. S. 14.

31) Knobel (a. a. O. 2. Th. S. 191) berechnet das Alter folgendermaßen: „Wenn Jesaias 759 auftrat, was er doch wol erst in seinem 30. Lebensjahre that, und 710 starb, so hat er 49 Jahre als Prophet gewirkt, und muß ein Alter von fast 80 Jahren erreicht haben." Hier ist nur das Auftreten im 30. Jahre bloße Hypothese. 32) a. a. O. S. 9 u. 600. Im Wesentlichen stimmt ihm Maurer in seinem Commentarius bei. 33) J. G. Eichhorn, Die hebr. Propheten. 1. Th. S. 355 fg., hauptsächlich weil man das Ende der Dodekarchie gewöhnlich um 660 v. Chr. Geb. setzt. de Wette, Einleit. ins A. T. S. 234. (1. Aufl.) 34) a. a. O. S. 220 fg. 35) a. a. O. 2. Th. S. 190. 36) Gegen die Echtheit der zweiten Hälfte des Capitels, von V. 15 an, erregt er starke Zweifel; ihn bestreitet Hendewerk a. a. O. S. 422 fg. 37) a. a. O. S. 421. 38) Zu Mischna Tract. Jebamoth. IV. fin.; s. die Stelle bei Gesenius a. a. O. S. 11. 39) a. a. O. S. 11 fg. 40) Ascensio Jesaiae ed. *Laurence*. cap. 5. v. 11 sq.

der Prophet mit einer hölzernen Säge zerschnitten worden sei, bereits vor. Daraus entnehmen die Kirchenväter ihre derartigen Notizen, ebenso einige orientalische, dem Christenthume zugethane, Schriftsteller [41]).

Man würde sich übrigens eine falsche Vorstellung von der Wirksamkeit des Jesaias machen, wenn man sie als eine ununterbrochen fortgehende ansähe. Es mußte vielmehr immer ein äußerer Anlaß da sein, wodurch die prophetische Gabe, welche in ihm ruhete, erregt wurde, um in feuriger Rede hervorzubrechen. Ganz recht sagt Knobel [42]): „der Prophet trat besonders in kritischen Zeitverhältnissen hervor, um durch einsichtsvollen Rath zum Besten seines Volkes zu wirken." Ehe sich aber den einzelnen Orakeln desselben ihre Stelle nach der Zeit anweisen läßt, muß zuvor bezeichnet werden, was die Kritik der neuern Zeit als dem Propheten nicht angehörig betrachtet und von dem echtjesaianischen Theile mit ziemlich großer Einstimmigkeit unterscheidet. Es ist nämlich unter Denen, welche auf dem Felde alttestamentlicher Forschung mitzureden befugt sind, so ziemlich allgemein angenommen, daß das nach Jesaias benannte Buch eine Sammlung prophetischer Aussprüche mindestens von zwei, wo nicht von drei, verschiedenen Verfassern sei. Vorzüglich hat man mit Entschiedenheit den letzten Theil Cap. 40—66 dem Jesaias abgesprochen. Allein auch über viele andere Abschnitte, welche neben wirklich von Jesaias ertheilten Orakeln stehen, hat sich ein gleiches Urtheil gebildet; nämlich über Cap. 13. 14. 21. 24—27. 34. 35. Einige Stücke endlich von geringerm Umfange unterliegen wenigstens dem Zweifel der Unechtheit bei einzelnen angesehenen Exegeten. Allerdings haben sich dagegen einzelne Stimmen Mühe gegeben, dem Jesaias alle jene Abschnitte zu retten, ohne jedoch die einmal in die Bibelforschung eingedrungene Überzeugung bis jetzt im Wesentlichen ändern und auf den frühern Standpunkt zurückführen zu können. Sollte es aber auch sein, daß der Beweis von ihrem Gegenpart ebenfalls noch nicht nach allen Seiten hin genügend geliefert wäre; so erscheinen doch die Zweifel in solcher Stärke, daß es am gerathensten ist, da, wo die schriftstellerischen Erzeugnisse des alten ehrwürdigen Jesaias aufgezählt und gewürdigt werden sollen, von den der Unechtheit bezüchtigten Abschnitten ganz abzusehen.

Trennen wir demnach diese angeblich später entstandenen Stücke, so bleiben Cap. 1—12. 15—20. 22. 23. 28—33 und mehre Verse in Cap. 14 und 21 als dasjenige übrig, was dem Jesaias wirklich angehört. Freilich befindet sich sogar darunter noch Einiges, was der Eine oder Andere ebenfalls noch ausscheiden möchte. Da indessen die Ansicht der Stimmberechtigten darüber doch zur Zeit noch schwankt, so ist es wol in der Ordnung, dergleichen Abschnitte vor der Hand gradezu unter dem Echten zu belassen und nur die angeregten Zweifel zu erwägen.

Als das älteste Stück im ganzen Buche betrachtet man jetzt gewöhnlich Cap. 6: die Weihe des Jesaias, welche nach Cap. 6, 1 im Todesjahre des Usia erfolgte. Es ist die einzige Vision in diesem großen prophetischen Werke. Sie für eine blos dichterische Form zu halten, wie es von Einigen geschehen ist, sind keine ausreichenden Gründe vorhanden. Es ist vielmehr sehr natürlich, daß sich die Begeisterung des Propheten bei der feierlichsten und wichtigsten Offenbarung, wodurch er seinem hohen Berufe zugeführt wurde, bis zu solcher Höhe steigerte. Ehe derselbe nämlich auftrat, bestand er einen mächtigen Kampf in seinem Innern. Es regten sich Zweifel in ihm, ob er würdig genug sei, in das besondere Verhältniß zu Jehova zu kommen, welches vom prophetischen Berufe unzertrennlich erschien. Denn das Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit (V. 5) und die Besorgniß, am Ende keinen glücklichen Erfolg zu sehen (V. 9 fg.), hatten ihn mächtig ergriffen. Alle seine Bedenken aber werden durch diese Vision niedergeschlagen und er folgt mit freudigem Muthe der Sendung, welche an ihn erging. Nicht in das himmlische Heiligthum, wie einige Erklärer [43]) glauben, sondern in den Tempel zu Jerusalem sieht er sich im Geiste versetzt und vernimmt aus des Höchsten Munde selbst den feierlichen Ruf. Credner [44]) hat jedoch über dieses 6. Cap. eine eigenthümliche Ansicht. Ihm zufolge erzählt Jesaias blos bei einer Veranlassung, während der Regierung des Ahas, er habe schon beim Beginne seiner prophetischen Laufbahn vorausgesehen, wie es ihm während derselben gehen werde, weswegen es ihm denn auch gar nicht auffalle, verlacht und verhöhnt zu werden. In diesem Falle stände also Cap. 6 nicht an einer unrichtigen Stelle, sondern Cap. 2—12 wären ganz chronologisch geordnet. Wenn man Cap. 6 für das Inaugurationsorakel erklärt, wird man doch wol mit Eichhorn [45]) und Gesenius [46]) zugeben müssen, daß es nicht unmittelbar nach der Vision aufgeschrieben sei. Schon die chronologische Bestimmung: im Todesjahre des Usia nöthigt dazu; denn das Gesicht hatte Jesaias noch vor des Königs Tode gehabt.

Eine Anordnung der Abschnitte nach der Zeitfolge ist von mehren Gelehrten versucht worden, hat aber ihre großen Schwierigkeiten. Denn nur selten ist in einer historischen Einleitung das Ereigniß näher bezeichnet, wodurch das Orakel veranlaßt wurde; die historischen Andeutungen aber in den Aussprüchen des Propheten selbst sind häufig zu allgemein, als daß sich etwas Sicheres darauf bauen ließe. Hier bleibt also ein reiches Feld für die Combination. Und da Mancher sich dabei auf das sogenannte kritische Gefühl beruft, so läßt es sich nicht anders erwarten, als daß die Meinungen darüber verschieden ausfallen. Schon J. G. Eichhorn [47]) macht einen Versuch. Er geht von der Vorstellung aus: „Weder die prophetischen Reden des Jesaias, die dieser ganzen Sammlung

41) Die hierher gehörigen Stellen derselben verzeichnet Gesenius a. a. O. S. 12. Anm. 17 u. 18. 42) a. a. O. 2. Th. S. 191.

43) J. G. Eichhorn (Hebr. Propheten. 1. Bd. S. 147). 44) Der Prophet Joel übers. u. erkl. S. 74. Anm. 45) Die hebr. Propheten. 1. Bd. S. 144: „In das Jahr 758 (das Todesjahr Usia's) fällt Jesaias' Bestimmung zum Propheten; aber die poetische Darstellung derselben ist später abgefaßt worden; man weiß nicht, in welchem Jahre." 46) a. a. O. 1. Th. S. 254. 47) Hebräische Propheten. 1. Th. S. 151 fg.

zum Grunde gelegt wurden, noch die Reihe der Trostsprüche im Exil, die vom 40. Capitel an stehen, und nach Sprache, Manier und Ansicht von einem und demselben Propheten herrühren, sind nach der Zeitfolge gestellt. In allen übrigen Theilen unsers Jesaias steht ohnehin Altes und Neues, Frühes und Spätes bunt durch einander[48])." Zwischen 758—710 vor Chr. setzt er Cap. 29, 9—24, (läßt aber dahingestellt, ob Jesaias Verfasser davon sei), ebenso die Strafrede Cap. 32, 9—20; etwa ins J. 742 soll Cap. 2, 5—21, ins J. 741 Cap. 7, 1—25, ungefähr um dasselbe Jahr Cap. 8, 9. 9, 6 fallen, um 740 aber Cap. 8, 1—8 und um 739 der Abschnitt Cap. 2, 22 — 3, 11. Etwa bald nach dem J. 738 meint er Cap. 3, 12—15 und 3, 16—4, 6 entstanden, dagegen im J. 738 Cap. 17, 1—11; zwischen 738—29. ist Cap. 9, 7—10, 4, und etwa um 734 Cap. 5, 1—30 verzeichnet; bald nach 721 Cap. 28, 1—29 und wol auch Cap. 15, 1—16, 12; bald nach 720 Cap. 10, 28—12, 6; zwischen 719 bis 714 Cap. 20, 1—6 und etwa 712 Cap. 14, 29—32. Vor dem J. 710 soll Cap. 22, 15—25 und kurz vor demselben J. Cap. 30, 1—26, dagegen in demselben Cap. 22, 1—14, auch Cap. 10, 5—27, desgleichen Cap. 37, 22—35 und Cap. 14, 24—27 geschrieben sein. Um 710 wird die Abfassung von Cap. 31, 1—9 gesetzt; dagegen die von Cap. 17, 12—14 in dies Jahr selbst und von Cap. 30, 27—33 nach demselben. Bald nach diesem Jahre möge auch Cap. 33, 1—23 entstanden sein. Hierauf läßt Eichhorn Cap. 29, 1—8 folgen, spricht das Stück aber dem Jesaias ab und wagt die Abfassungszeit davon nicht zu bestimmen; Cap. 18, 1—7 wird dem J. 710 zugewiesen, aber ebenfalls für unecht erklärt. Nachdem hierauf das Dankgebet des Hiskia (Cap. 38, 10—20) dem J. 710 zugetheilt worden, kommt Cap. 1, 2—31 an die Reihe und wird, jedoch nicht mit völliger Entscheidung, um 709 angesetzt. Zwischen 710 bis 698 erhält Cap. 32, 1—8 seinen Platz, sowie Cap. 19, 18—25 zwischen 710 bis 680. Doch wird der letzte Abschnitt wieder einem Unbekannten zuerkannt, ebenso wie Cap. 19, 1—17, dessen Ursprung erst um 660 angenommen wird. Das 23. Cap. ist nach Eichhorn nicht Jesaianisch, sondern entstand gar erst einige Zeit nach dem J. 572.

Bertholdt[49]) dagegen ordnet die echten Abschnitte folgendermaßen: Orakel unter Usia Cap. 6, 1—13. Orakel unter Jotham Cap. 9, 7—10, 4. Orakel unter Ahas, und zwar bald nach dem Regierungsantritte desselben Cap. 2, 5—3, 9. 1, 21—31. 3, 10—4, 6; dagegen kurz vor dem Ausbruche des Krieges mit Damaskus und Ephraim Cap. 7, 1—9; nach dem Verluste einer Schlacht des Ahas gegen Pekah von Israel Cap. 5, 1—30; zu der Zeit, als Jerusalem von den Siegern belagert wurde Cap. 1, 1—9; nachdem Ahas die Assyrer zu Hilfe gerufen hatte Cap. 7, 10—25. 8, 1—9, 6; und endlich, als Tiglath Pilesar Damaskus unterjocht hatte und Samarien anzufallen im Begriffe war Cap. 17, 1—11. Orakel unter Hiskia und zwar unmittelbar nach dem Antritte seiner Regierung Cap. 14, 28—32. 32, 1—20; zwischen dem 1. und 6. Regierungsjahre Cap. 20, 1—6. 30, 1—33. 31, 1—9. 1, 10—20; bald nach dem 6. Regierungsjahre Cap. 28, 1—29. 11, 1—12, 6; noch vor dem 14. Regierungsjahre Cap. 22, 15—25. 29, 1—8; im 14. Regierungsjahre, als Rabsake blos mit einer Abtheilung des assyrischen Heeres vor Jerusalem gerückt war Cap. 33, 1—24 (dahin setzt Bertholdt auch den historischen Abschnitt Cap. 36, 1—37, 38); einige Zeit nachdem die Stadt vom ganzen assyrischen Heer eingeschlossen worden Cap. 22, 1—14. 10, 5—34. 14, 24—27. 17, 12—18, 7. Das historische Stück Cap. 38, 1—22 wird etwas später gesetzt, wo die Belagerung aufgehoben und die Pest auch nach Jerusalem gedrungen war, und Cap. 39, 1—11 nach dem 14. Regierungsjahre des Hiskia; endlich Cap. 19, 1—25 und 29, 9—24 den letzten Jahren desselben zugeschrieben. Alles Übrige in dem Buche Jesaias ist dem bekannten Propheten dieses Namens völlig fremd und gehört in die Zeit des Exils bis auf Cap. 2, 2—4, welches aus vorjesaianischer Zeit herkomme.

Mit größerer Vorsicht erklärt sich Gesenius[50]). Cap. 1—12 stehen ihm zufolge großentheils in richtiger chronologischer Reihe, nur sollte Cap. 6 den Anfang machen; Cap. 1 scheine etwas später und Cap. 7 nicht von Jesaias selbst aufgesetzt. In Cap. 2—5. 7. 8, 1—9, 6. 9, 7—10, 4 findet derselbe Gelehrte eine schön geordnete Folge von Orakeln aus der Zeit des Ahas. Cap. 10, 5—34 verlegt er in die Zeit des Hiskia und Cap. 11—12 wären, wenn sie auch nicht von Jesaias herrühren sollten, doch frühzeitig Cap. 10 angehängt. In Cap. 13—23, wo Echtes neben Unechtem steht, vermißt er „innere Anordnung." Das kleine Stück Cap. 14, 24—27 betrachtet er als ein Fragment, welches von Cap. 10 abgerissen sein möge. Das Orakel über Moab[51]) Cap. 15—16 ist er geneigt bis auf den Epilog (Cap. 16, 13—14) einem andern Propheten beizulegen; Jesaias aber hat es wiederholt und auf seine Zeit angewendet und zwar damals, als Assyrien die kleinen Staaten in der Nähe Palästina's zu seinem Weltreiche zu schlagen drohte. Cap. 17, 1—11 setzt er unter Ahas, nachdem Assyriens Hilfe gegen Damaskus und das Reich der 10 Stämme von diesem bereits angerufen und sich schon in Verwüstung der Gegenden jenseit des Jordans kund gethan hatte. Cap. 17, 12—18, 7 gehört nach Gesenius[52]) in die nächste Zeit vor dem 14. Regierungsjahre des Hiskia. Bei dem merkwürdigen Orakel gegen Ägypten Cap. 19 erklärt er sich zu Gunsten der Jesaianischen Abkunft, und bezeichnet es als den jüngsten Abschnitt unter den echten. Cap. 20 fällt nach ihm vor dem 14. Jahre des Hiskia; über Cap. 21, 11—12 wagt er nicht bestimmt zu entscheiden, scheint aber doch mehr für Abfassung durch Jesaias zur

48) Eichhorn, Einleit. ins A. T. 4. Th. S. 126. 127. 4. Ausg. 49) Histor.-krit. Einleit. in sämmtl. kanon. u. apokryph. Schriften. 4. Th. S. 1387 fg.

50) Philol.-krit. u. histor. Commentar üb. den Propheten Jesaias. 1. Th. S. 19 fg. 51) Vgl. a. a. O. S. 501 fg. 52) a. a. O. S. 567.

Zeit der Kriege zwischen Assyrien und Ägypten; ebendahin möchte er Cap. 21, 13—17 setzen. Cap. 22 ist ihm zufolge veranlaßt durch das Anrücken des assyrischen Heeres unter Sanherib. Cap. 23 ist ihm Abfassung durch Jesaias wahrscheinlich; demnach findet er in der Belagerung von Tyrus durch Salmanassar die Veranlassung. Endlich Cap. 28—33 ist nach seiner Angabe eine zusammenhängende echte Orakelreihe aus der Zeit des Hiskia.

In den Hauptpunkten weichen die neuesten Bearbeiter des Buchs Jesaia nicht wesentlich von Gesenius ab, obwol sie im Einzelnen zum Theil andern Ansichten huldigen, aber in ihrer Kritik nicht überall die Ruhe und Vorsicht anwenden, wodurch sich jener Kritiker auszeichnet. Ganz besonders gilt dies von dem jugendlich-feurigen Ferd. Hitzig. Er sieht[53]) in Cap. 6 eine vom Propheten zum ganzen Werke gelieferte „Einleitung" und rechnet es also zu den Stücken, welche von demselben zuletzt geschrieben worden. Um dieselbe Zeit soll Cap. 1, 2—31 „das einleitende Orakel" geschrieben sein, „um, da es als die Gegenwart betrachtend, an sich interessant war, zur Lesung der ganzen Sammlung anzulocken"[54]); zwar könnte man glauben, daß es „als letztes Blatt zufällig an die erste Stelle gelangt sei," allein diese Annahme wird doch nicht ganz gebilligt[55]). In Cap. 2—5 findet Hitzig die ältesten Orakel, welche auch zuerst niedergeschrieben worden[56]); mit dem Schlusse davon hange eng zusammen Cap. 7, 1—9, 6, und chronologisch richtig folge Cap. 9, 7—10, 4. Indessen sei Cap. 17 noch früher geschrieben, auch vor dem Schluß von Cap. 8, aber in seinen beiden Theilen später als der Anfang von Cap. 7. Mit Cap. 10, 5—12, 6, womit Cap. 14, 28—32 genau zusammenhange, führe uns Jesaias in die Zeiten des Hiskia. Cap. 14, 24—27 wird in Sanherib's Periode verlegt; in Hiskia's Regierung und die Epoche Sargon's gehöre alles Folgende bis zum Schlusse des 21. Capitels, mit Ausnahme der unechten Stücke Cap. 19, 16—25 (dieser Abschnitt gilt ihm nämlich[57]) als eine Interpolation des Onias, Erbauers des Tempels zu Leontopolis) und 21, 1—10 und mit Ausnahme von Cap. 17. Das 22. Cap. wird in Sanherib's Zeit gesetzt, ebenso wie Cap. 28—33.; ersteres sei zwar in seinen beiden Theilen später, als Cap. 28, und seine erste Hälfte später als Cap. 28—32, jedoch früher, als wenigstens der letzte Theil von Cap. 33; darum hätte es nur vor oder nach dieser zusammenhängenden Kette von Orakeln stehen können. Den letzten Theil von Cap. 33 (V. 13—24) betrachtet Hitzig als das Letzte, was Jesaias geschrieben hat (Cap. 6 und 1 sollen noch vorher verfaßt sein); es bilde einen schönen Schluß seines ganzen prophetischen Werkes. Cap. 23 bezeichnet Hitzig als unecht.

Auch Knobel[58]) versucht eine genaue Anordnung der Orakel nach der Zeitfolge. In Cap. 6 sieht er zwar einen erst später, vielleicht zur Zeit des gegen ihn unfolgsamen Ahas, vom Jesaias aufgesetzten Bericht von seiner im Todesjahre Usia's erfolgten Beauftragung mit dem Prophetenamte, erklärt aber die sämmtlichen übrigen Reden für jünger. In die (letzte) Zeit Jotham's gehöre wahrscheinlich der Abschnitt Cap. 2—4. Dagegen sei Cap. 5 ein eignes Stück und jedenfalls etwas später, immer aber in der ersten Zeit des Ahas. Cap. 7 falle in die Zeit des Heranzuges der Syrer und Ephraimiten (im J. 743 und 742 vor Chr. Geb.); etwas später, aber noch während der Invasion Cap. 8—9, 6 (etwa 742. 741.). Als die Assyrer, dem Reiche Juda zu helfen, gegen Syrien und Israel einen Eroberungszug unternahmen, sprach nach Knobel[59]) der Prophet Cap. 17, 1—11, Cap. 15 und 16 und Cap. 21, 11—17, welche Stücke demnach in die J. 741. 740. gehörten. In derselben Zeit möge auch Cap. 1 entstanden sein. Nach der Eroberung Syriens, sowie des nördlichen und ostjordanischen Israels falle Cap. 9, 7—10, 4 (etwa ins J. 740.). Die meisten echten Reden, welche uns von Jesaias erhalten sind, fallen, wie Knobel annimmt[60]), in die Zeit des Hiskia (728—699). Als die älteste darunter bezeichnet er Cap. 28 (noch vor 722, vielleicht in dem J. 726. 725). Nach der Zerstörung des Reichs der zehn Stämme, etwa 721. 720, sei die Weissagung über Tyrus Cap. 23 gesprochen. Zur Zeit des Sargon möge Cap. 14, 28—32 geschrieben sein; vielleicht auch Cap. 19, wo V. 4 auf diesen König sich zu beziehen scheine, und etwas später Cap. 20 (alle drei Abschnitte im J. 717. 716). Alles Übrige betreffe Sanherib's verunglückte Invasion in Juda; während er sich dazu rüstete, verfaßte Jesaias Cap. 29—32 (im J. 715) und Cap. 10, 5—12, 6, in welchem Cap. 14, 24—27 hinter 10, 34 einzuschalten sei. In dieselbe Zeit wird auch Cap. 22, 15—25 gelegt. Während der Invasion dagegen (also im J. 714) werden Cap. 17, 12—18, 7, Cap. 33. 22, 1—14 und 37, 21—35 „verfaßt oder gesprochen" angenommen.

Credner verbreitet sich nur gelegentlich[61]) über diese Frage, und theilt seine Meinung blos über einige Abschnitte des Buches Jesaia mit. Er sieht in Cap. 2—12 die Grundsammlung des Werkes, worin jedes Stück der Zeitfolge nach an seinem angemessenen Orte stehe, auch das 6. Cap., von welchem er behauptet, daß es an der Spitze des Ganzen unpassend gewesen wäre. Das 1. Cap. denkt er später hinzugefügt; es erhielt diesen Platz, weil man sich scheute, das bisher Verbundene zu trennen. Jotham's ruhiger und kräftiger Regierung findet er Jesaias' Reden so wenig entsprechend als die des Micha[62]); setzt also auch wol jene Capitel unter dessen Nachfolger. Die Erneuerung des Ausspruches gegen Moab Cap. 15 und 16 durch den Prophet Jesaias ist Credner geneigt, um das J. 716 zu setzen, in die Zeit der Züge Assyriens gegen Ägypten[63]).

Der neueste Erklärer des Jesaias, Hendewerk[64]), er-

53) Der Prophet Jesaia übers. u. ausgel. S. XXXVII. 54) a. a. O. S. 3. 55) a. a. O. S. XXXVII fg. 56) a. a. O. S. XXXVIII. 57) a. a. O. S. 219. 58) Der Prophetismus der Hebräer. 2. Th. S. 179 fg.

59) a. a. O. S. 183 fg. 60) a. a. O. S. 185 fg. 61) Der Prophet Joel übers. u. erkl. S. 74 fg. 62) a. a. O. S. 73. 63) In Ullmann und Umbreit, Theol. Stud. u. Kritik. 1833. 3. Heft. S. 795. 64) Des Propheten Jesaia

klärt Cap. 1—12. 14, 24—20, 6. 21, 11—23, 18. Cap. 28—33 für echt und authentisch. Bei den Relationen Cap. 7, 1—6. Cap. 20 und dem historischen Anhange Cap. 36—39 gibt er zwar Abfassung von Jesaia's Hand nicht zu, weil darin von ihm in der dritten Person geredet wird; dagegen ist er überzeugt, daß die darin vorkommenden prophetischen Äußerungen wirklich nur auf Jesaias bezogen werden können. Sämmtliche echte Weissagungen (bei Hendewerk protojesaianische genannt) zerfallen nach ihm in drei Cyklen, von denen der erste Cap. 1—12. 14, 24—27 und Cap. 17; der zweite 14, 28—16, 14. Cap. 18 und 19. 21, 11—17 und Cap. 23, endlich der dritte Cap. 20. 22 und 28—33 in sich begreife. Der erste und der letzte Cyklus enthalten alles auf das Innere des jüdischen Staats Bezügliche, der zweite aber verbreitet sich über ausländische Reiche und Völker. Der erste Cyklus ist auch seiner Entstehung nach der früheste und der dritte der späteste, sodaß der zweite der Zeit nach zwischen beide gehört. Die Aufeinanderfolge der drei Cyklen hat also chronologische Bedeutung. Der Anfang des ersten Cyklus wird ins J. 759 verlegt (nach Cap. 6, 1) und der Schluß des dritten, sowie aller Orakel des Jesaia, zwischen 714 und 710 vor Chr. Geb., weil sich Cap. 33. 38 und 39 mehr oder weniger auf die Pest bezögen (im J. 714), von welcher auch Hiskia befallen war, und die Äußerung Cap. 39, 5—7 mit ziemlicher Sicherheit ins J. 712 zu setzen sei. Cap. 1—12 wird als ein untheilbares Ganzes betrachtet, wozu noch Cap. 14, 24—27 und Cap. 17 als integrirende Theile gehören. Da nun nach Cap. 14, 28 der Zeitanfang des zweiten Cyklus ins J. 728 falle, so wird angenommen, der erste Cyklus sei mit dem J. 729 geschlossen worden. Der Zeitraum des zweiten soll sich etwa bis 724 erstreckt haben, weil das erste Orakel des dritten Cyklus, Cap. 28, auf die Eroberung und Zerstörung von Samarien im J. 722 hinweise und demselben nicht gar zu lange vorausgegangen sein könne. Der dritte Cyklus ginge demnach von 724—714 vor Chr. Geb. Die Abfassungszeit der einzelnen Orakel zu bestimmen, ist nach Hendewerk[65]) bis auf wenige Ausnahmen (nämlich des ersten Cap. 6, des vierten Cap. 7, des siebenten Cap. 14, 28—32 und des letzten Cap. 33) nur vermuthungsweise möglich, weshalb darüber leicht Verschiedenheit stattfinde, die indessen nicht groß sein könne, weil die Zeitgrenze der einzelnen Cyklen ziemlich sicher sei.

Der Gesichtspunkt, wonach die ganze Sammlung der prophetischen Aussprüche dieses Buches in der vorliegenden Gestalt veranstaltet erscheint, ist offenbar nicht überall der chronologische, da wenigstens schon Cap. 13—14 nach ziemlich allgemeinen Annahmen als ein späterer, aus dem Exil stammender, Abschnitt zwischen Aussprüchen der Jesaianischen Periode stehen und ähnliche Erscheinungen mehrmals wiederkehren. Aber auch Sachordnung findet nicht durchgängig statt. Der Grund der eigenthümlichen Reihenfolge muß also in etwas Anderm liegen. Die ursprüngliche Sammlung, die Grundlage der jetzigen, war nämlich von geringerm Umfange und wuchs erst durch Verbindung mit einzelnen andern Specialsammlungen zu ihrer dermaligen Größe an. Bei dieser Vereinigung ließ man zusammen, was vorher schon an einander geknüpft gewesen. So mußte man freilich darauf verzichten, für das ganze Buch einen durchgreifenden Plan nachzuholen, da in den zu verbindenden Particulärsammlungen verschiedene Rücksichten genommen waren. Gesenius[66]) vergleicht daher den Ursprung der Sammlung mit der Entstehung des Psalters und der Sprüche Salomo's. Nach ihm zerfällt sie in vier Theile oder Bücher, von denen das erste Buch Cap. 1—12, das zweite Cap. 13—23, das dritte Cap. 24—35 nebst dem historischen Anhange und das vierte Cap. 40—66 in sich begreift. Das erste Buch betrachtet er als die Ursammlung, wie Credner[67]) Cap. 2—12, welcher auch die Überschrift Cap. 1, 1 ursprünglich angehört habe; diese Überschrift sei dann später unpassender Weise dem ganzen Buche gelassen worden, obschon sie den Inhalt desselben keineswegs vollständig angebe, indem namentlich die Orakel gegen die nichthebräischen Staaten darin gänzlich übergangen werden. Nimmt man mit Bertholdt[68]), Credner[69]) und Hitzig[70]) an, daß Cap. 2, welches wieder eine Überschrift hat, zunächst den Anfang gebildet habe, so erklärt sich nicht nur die auch nach Gesenius stattfindende unchronologische Stellung von Cap. 1, sondern auch das Einschieben der Stelle Cap. 2, 2—4, welche nach gewöhnlicher Annahme aus Micha 4, 1—4 entlehnt ist[71]). Für die Zusammenfassung von Cap. 13—23 beruft sich Gesenius[72]) theils auf die Thatsache, daß auch im Jeremias und Ezechiel die Orakel gegen auswärtige Völker zusammenstehen, wodurch die Vermuthung, man möge von solchen besondere Sammlungen veranstaltet haben, allerdings wahrscheinlich wird, theils aber und vorzüglich weist er auf die eigenthümliche Überschrift (משא), hin, welche die in diesen Capiteln enthaltenen Orakel fast alle darbieten und die daher vom Sammler herkommen müsse. Als besonders genau mit einander verbunden erscheinen ihm die vier kleinen Orakel in Cap. 21 und 22, worin ihm Bertholdt[73]) bereits voranging; ebendaher erklärt er sich auch die sonst auffällige Erscheinung, daß Cap. 22, welches sich auf Jerusalem bezieht, grade diese Stelle erhielt, dagegen Cap. 13 und 14 nicht mit Cap. 21, 1—10 beisammenstehe. Wenn das erste Buch vom Propheten selbst gesammelt sein könnte (nur Cap. 7 möchte Jesaias nicht selbst aufgezeichnet haben), so ist die Zu-

---

Weissagungen chronologisch geordnet, übers. u. erklärt. 1. Th. S. CXXII fg.
65) a. a. O. S. CXXIV.

66) a. a. O. 1. Th. S. 19. 67) Joel übers. S. 74. 68) Histor.-krit. Einl. in sämmtl. kanon. u. apokryph. Bücher 4. Th. S. 1399. 69) Joel übers. S. 74. 75. 70) Der Prophet Jesaia übers. u. ausgelegt. S. XXXVIII. 71) Ferd. Hitzig versucht allerdings in der Abhandlung: über den Verfasser von Micha 4, 1—4, verglichen mit Jes. 2, 2—4 (Theol. Stud. u. Kritiken von Ullmann und Umbreit. 1829. 2. Heft. S. 349 fg.), die Stelle dem Propheten Joel zu vindiciren; vgl. jedoch dagegen Credner (Der Proph. Joel übers. u. erklärt. S. 75). 72) a. a. O. S. 21. 73) a. a. O. S. 1395.

sammenstellung des zweiten Buches nicht vor dem Ende des Exils geschehen. Von dem kleinen zu Cap. 10 gehörigen Fragment Cap. 14, 24—27 vermuthet Gesenius [74]), daß es erst nach Vereinigung der Specialsammlungen aus Versehen in das zweite Buch gelangt sei. Das dritte Buch ist er geneigt für später aufgefundene Nachträge zu den frühern beiden Sammlungen zu halten. Mit Cap. 35 denkt er die Orakelsammlung geschlossen, weshalb unmittelbar darnach der historische Abschnitt folge, welcher vom Sammler aus den Büchern der Könige oder einer ihm und jenen zugänglichen Quelle entnommen worden [75]). Die Verbindung des vierten Buches, einer zusammenhängenden prophetischen Zuschrift an die Exulanten am Ende des Exils, geschah nach seiner Ansicht erst geraume Zeit nach dem Exil. Um dies wahrscheinlich zu finden, macht er auf die ehemalige Stellung des Buches nach Jeremia und Ezechiel aufmerksam [76]), welche unter dieser Voraussetzung nicht auffallen dürfe [77]).

Die drei Cyklen, welche Hendewerk [78]) in dem ersten Theile des Buchs Jesaia Cap. 1—39, in den von ihm sogenannten protojesaianischen Orakeln unterscheidet, entsprechen den drei ersten Büchern nach der von Gesenius vorgeschlagenen Eintheilung der Sammlung keineswegs völlig und sind weniger darauf berechnet, die jetzt vorliegende Ökonomie des Werks zu erklären, als alle Abschnitte streng chronologisch zu ordnen. Auch darf man nicht vergessen, daß die fremdartigen Stücke, so weit sie Hendewerk in dieser Capitelreihe annimmt, dabei außer Berücksichtigung bleiben. Man gewinnt diese Cyklen, wenn man zum ersten Buche, wie es Gesenius ganz einfach, ohne die Reihenfolge der Capitel zu unterbrechen (unstreitig ein Vorzug seiner Ansicht), voraussetzt, außer dem Fragmente Cap. 14, 24—27 auch noch Cap. 17 hinzufügt, und wenn aus dem zweiten Buche Cap. 20 und 22 ausgeschieden und mit dem dritten Buche verknüpft werden. In dem formellen Verhältnisse der drei Cyklen erblickt Hendewerk [79]) übrigens etwas Künstlerisches, ohne jedoch behaupten zu wollen, daß der Prophet sich dessen bewußt gewesen sei. „In den messianischen Abschnitten der Weissagungen über Juda und Israel im ersten und dritten Cyklus," sagt er, „konnte Jesaja die auswärtigen Völker, ihr Schicksal und ihr Verhältniß zum jüdischen Staate kurz vor und während der messianischen Zeit nur wenig oder gar nicht schildern. Dieses thut er daher in dem zweiten Cyklus, in dem er jedes irgend bedeutsame Volk zum Gegenstande eines besondern Orakels macht, sodaß dieser mittelste Cyklus eigentlich nur eine weitere Ausführung dessen ist, was in den messianischen Abschnitten aller Weissagungen über Juda und Israel gesagt wird, und jeder Cyklus zwar ein Ganzes für sich ausmacht, aber auch zugleich ein integrirender Theil eines größern Ganzen ist, das durch alle drei Cyklen ganz gleichmäßig gebildet wird."

Eichhorn [80]) erklärt es, unstreitig mit polemischer Bezugnahme auf Gesenius, für ebenso „vergebliche Mühe," das Buch des Jesaias in besondere Theile oder Bücher zu zerlegen, als wenn man zeigen wollte, wie der Sammler die vorgefundenen Stücke nach einer Sach- oder Zeitordnung zusammengestellt habe. Er huldigt der Hypothese, daß durch Vereinigung aller kleinen Orakelsammlungen, welche nach Herstellung der drei großen Rollen des Jeremias, des Ezechiel und der zwölf kleinen Propheten von ungefähr gleicher Stärke noch übrig geblieben, und „von denen eine oder mehre entweder den Jesaias allein, oder schon ihn in Verbindung mit allerlei fremden Orakeln von Propheten aus verschiedenen Zeiten enthielt," ohne jedoch „für eine beträchtliche Rolle stark genug" zu sein, und durch Aufnahme des historischen Abschnitts über Jesaias aus den Büchern der Könige die uns erhaltene nach Jesaias benannte Orakelsammlung entstanden sei [81]). Demgemäß behauptet er nun steif und fest [82]): „Es läßt sich dem Sammler schlechterdings kein anderer Plan unterlegen, als der, alle anonyme Weissagungen hinter der Rolle, welche den Namen des Jesaias an der Spitze hatte, so folgen zu lassen, wie sie in den kleinen Sammlungen, die er auf eine große Haut zusammenschreiben wollte, auf einander folgten."

Aus wie vielen kleinern Sammlungen das Buch Jesaia gebildet worden, hat Gesenius mit jener Unterscheidung der vier Bücher wol nicht gradezu bestimmen wollen, was Bertholdt [83]) für etwas Unmögliches hält. So viel wird man ihm, wenn man unbefangen an die Untersuchung herantritt, gewiß zugestehen müssen, daß seine Abtheilung ungekünstelt ist. Allerdings könnten wenigstens die drei ersten Bücher wiederum aus kleinern Particularsammlungen zusammengeschmolzen sein. Aber der Versuch, diese nachzuweisen, kann um deswillen nicht wol glücken, weil man für diese kritische Operation jeder sichern Grundlage entbehrt. Bertholdt indessen gibt zu [84]), es hätten „sich hin und wieder einige Merkmale erhalten, woran man die Scheidepunkte der verschiedenen zusammengestellten ältern Sammlungen erkennen" könne. Als Beispiel führt er die vier kleinen Orakel in Cap. 21 und 22 an; auch Cap. 24—27 ist er (nicht ohne richtiges Gefühl) geneigt, als ein dem Sammler besonders zugekommenes Stück zu betrachten. Auch Cap. 13—20 möchte er für eine ehemals selbständige kleine Sammlung erklären. Daß Cap. 28—33 vorher auch ein Ganzes ausgemacht hatten, ist ihm wahrscheinlich, obgleich es „an keinem äußerlichen Merkmale" zu erkennen sei [85]). Cap. 36—39 bezeichnet er [86]) als „ein besonderes Schriftchen, welches dem Redacteur in die Hände gekommen sei, ein

74) a. a. O. S. 22. 75) Vgl. Gesenius a. a. O. 1. Th. S. 935. 76) Talmud Baba Bathra fol. 14. col. 2., auch bei Gesenius abgedruckt a. a. O. S. 25 in der Anmerk. 77) Ähnlich urtheilte schon Eichhorn (Einleit. ins A. T. 1. Th. S. 49. 50). 78) Des Propheten Jesaia Weissagungen. 1. Th. S. CXXIII. 79) a. a. O. S. CXXX.

80) Einleit. ins A. T. 4. Bd. S. 126 (4. Ausg. [Göttingen 1824]). 81) Vgl. a. a. O. S. 120 fg. 82) a. a. O. S. 126. Solche „ökonomische Ursachen," jedoch nicht ausschließlich, hat auch Bertholdt (a. a. O. 4. Th. S. 1393 fg.) vermuthet. 83) a. a. O. S. 1394. 84) a. a. O. S. 1394 fg. 85) a. a. O. S. 1402. 86) a. a. O. S. 1405.

Fragment von der epitomirten Chronik des Reiches Juda, welche dem Verfasser der Bücher der Könige als Quelle gedient hat." Cap. 40—66 sollen zwar wahrscheinlich schon als ein Ganzes dem Redacteur zugekommen, aber „nicht auf einmal einzeln zusammengelesen" worden sein, sodaß auch diese Abtheilung „nur durch ein fortgehendes Zusammenschreiben des Einzelnen, wie es der Zufall in die Hände führte, zu Stande gekommen" wäre. Dabei wird noch als möglich zugegeben, daß sie „durch Anreihung früherer kleinerer Sammlungen zu ihrer Totalität erwachsen" sei[87]).

Meist mit Gesenius übereinstimmend äußert sich Knobel[88]) über diesen Gegenstand. Durch Freunde und Anhänger des Propheten, heißt es bei ihm, bildeten sich kleinere Particularsammlungen, welche „sich bis auf spätere Zeiten seorsim erhielten. Die älteste von ihnen mag Cap. 1—12 sein. Denn sie enthält noch kein unjesaianisches Stück. Aber von Jesaias ist sie nicht gemacht, indem ihr die chronologische Anordnung des Einzelnen fehlt." Woher aber, läßt sich dagegen fragen, wissen wir denn, daß der Prophet darauf ausging, seine Orakel streng nach der Zeitfolge zu ordnen? Die Sammlung Cap. 13—23 erklärt Knobel mit Recht für jünger, weil sie schon nachjesaianische Reden enthalte und urtheilt, weil sämmtliche Überschriften in ihr, mit Ausnahme von Cap. 20, 1 den sonst im Jesaias nur noch Cap. 30, 6 vorkommenden Ausdruck מַשָּׂא enthalten, so sei sie wahrscheinlich von Einem Sammler in ihre jetzige Ordnung gebracht. Neben diesen „beiden Hauptsammlungen" nimmt er drei kleinere an: Cap. 24—27, 28—33, 34—35, welche „nach und nach zu einer Hauptsammlung zusammengestellt" wurden. Dann wurde der historische Abschnitt Cap. 36—39, „eine Überarbeitung von 2 Kön. 18, 13—20, 19 ebenfalls von einem spätern Sammler beigegeben, um über Jesaias' Lebensverhältnisse Licht zu verbreiten und somit ein Hilfsmittel zum Verständniß seiner Reden darzubieten." Als letzten Beitrag zu der ganzen Sammlung bezeichnet er Cap. 40—66.

Noch ungleich streitiger, als die Eintheilung des Buches Jesaia in größere Abschnitte (Theile, Bücher, Abtheilungen, Cyklen), ist das Urtheil über der einzelnen Orakel Anfang und Schluß. Eine Zeit lang herrschte eine wahre Sucht, möglichst viele kleine Stücke mit mehr oder weniger Schein des Rechts von einem wohlgeordneten Ganzen abzulösen und wol gar den verschiedensten Zeiten und Verfassern zuzuschreiben. Wenn J. B. Koppe sonst das Verdienst hat, das Bedürfniß einer kritischen Behandlung zuerst lebhaft empfunden und durch seine Arbeit auch bei Andern angeregt zu haben[89]), so hat er auf der andern Seite durch sein Beispiel jene zerstückelnde Methode in Aufnahme gebracht, indem besonders der geistvolle Eichhorn und der mehr durch Sammlerfleiß als scharfsinnige Combination sich auszeichnende Bertholdt seinen Winken folgten. Nachdem jedoch Jahn, Rosenmüller, de Wette und Gesenius, jeder in seiner Weise, dieser Verirrung lebhaft entgegengetreten waren, ist von den neuesten Erklärern (Hitzig und Maurer, weniger von Hendewerk) auf dieser Bahn fortgeschritten, sodaß dieses Unwesen als überwunden anzusehen ist. Gesenius zerlegt Cap. 1—12 in acht Orakel: a) Cap. 1. b) Cap. 2—4. c) Cap. 5. d) Cap. 6. e) Cap. 7. f) Cap. 8, 1—9, 6. g) Cap. 9, 7—10, 4 und h) 10, 5—12, 6. Bei Hitzig reducirt sich die Zahl auf sechs, weil er Cap. 5 mit Cap. 2—4 vereinigt und dann wieder Cap. 7 mit 8, 1—9, 6 als ein Ganzes betrachtet. Hendewerk unterscheidet nur sechs, nämlich a) Cap. 6. b) Cap. 1, 2—31. c) Cap. 2, 1—4, 6. d) Cap. 5. 7, 1—9 und Cap. 17. e) Cap. 7, 10—9, 6. f) 9, 7—12, 6 und Cap. 14, 24—27, hat also außerdem aus der Abtheilung Cap. 13—23 einige Abschnitte hinzugenommen. In dem zweiten Buche (Cap. 13—23) findet Gesenius 14 Orakel, nämlich a) Cap. 13, 1—14, 23 über Babel. b) Cap. 14, 24—27 über Assyrien (blos Fragment). c) Cap. 14, 28—32 gegen die Philister. d) Cap. 15 und 16 über Moab. e) Cap. 17, 1—11 gegen Israel und Damaskus. f) Cap. 17, 12—18, 7 gegen Assyrien. g) Cap. 19 über Ägypten. h) Cap. 20. Symbolische Handlung und Ausspruch gegen Israels Vertrauen auf Ägypten und Äthiopien. i) Cap. 21, 1—10. Untergang Babels. k) Cap. 21, 11—12 über Duma. l) Cap. 21, 13—17 gegen Arabien. m) Cap. 22, 1—14 an Jerusalems Bewohner bei einer bevorstehenden Belagerung. n) Cap. 22, 15—25 gegen den Schloßhauptmann Sebna, und endlich o) Cap. 23 gegen Tyrus. Hitzig hat auch hier wieder, aber nur zwei Mal, von Gesenius noch Getrenntes zusammengezogen; nämlich Cap. 17, 12—14 verbindet er mit V. 1—11 desselben Capitels, nimmt aber doch Cap. 18 als ein besonderes Orakel, und dann verknüpft er Cap. 21, 11—12 mit V. 13—17 dieses Capitels zu einem Orakel über Kedar. So ist die Zahl der Orakel bei ihm nur um eins geringer als bei Gesenius. Auffallender unterscheidet sich Hendewerk's Abtheilungsweise, da sich dieser Bearbeiter des Jesaias bei Bestimmung der einzelnen Orakel Umstellungen erlaubt und in dem bis jetzt erschienenen 1. Theile seines Werks blos die angeblich echten Stücke beachtet hat. Da er also Cap. 14, 24—27 und Cap. 17 mit Orakeln in Cap. 1—12 verbinden zu müssen glaubte, und Cap. 20, sowie Cap. 22 in die Orakelreihe Cap. 28—33 einschiebt, hat er in dieser Capitelreihe 13—23 nur fünf echte Orakel: a) Cap. 14, 28—32 Untergang der Philister; b) Cap. 15. 16 Untergang der Moabiter; c) Cap. 18, 1—19, 25 bevorstehendes Schicksal Ägyptens; d) Cap. 21, 11—17 Drangsale Seir's und Kedar's (trennt also ebenso wenig als Hitzig V. 11—12 zu einem besondern kleinen Orakel) und e) Cap. 23, 1—18 Phöniziens Schicksal. Das dritte Buch zerfällt bei Gesenius blos in drei Stücke, nämlich a) Cap. 24—27 „ein zusammenhängendes oder wenigstens in Ein Zeitalter gehöriges, und von Einem Verfasser herrührendes Stück aus der Zeit des Exils, über die Verwüstung des Landes, die Rückkehr der Is-

87) a. a. O. S. 1407. 1408. 88) Der Prophetismus der Hebräer. 1. Th. S. 436 fg. 2. Th. S. 196 fg. 89) Nämlich in den Zusätzen und Anmerkungen zu der von ihm besorgten teutschen Übers. von Rob. Lowth's engl. Bearbeitung des Jesaias.

den aus dem Exil und die Zerstörung der feindlichen Hauptstadt. b) Cap. 28—33 eine zusammenhängende Reihe von Strafreden gegen eine irreligiöse und lasterhafte Volkspartei im Reiche Juda, welche unter der Regierung Hiskia's bei der bevorstehenden Invasion Assyriens zum Bündnisse mit Ägypten rieth, nebst dringender Abmahnung von einer solchen Verbindung, und Ankündigung eines gefährlichen Angriffs von Seiten der Assyrer. Gesenius glaubt [90]), der Prophet möge mehre einzelne Aussprüche in dieser schriftlichen Bearbeitung in ein Ganzes gebracht haben. c) Cap. 34—35 Orakel über Edom. Dazu kommt noch der geschichtliche Abschnitt Cap. 36—39 als „erläuternde Beilage zu der Jesaianischen Orakelsammlung." Die Verbindung von Cap. 24—27 und die von Cap. 28—33 billigt auch Hitzig; dagegen trennt dieser Gelehrte Cap. 35 vom 34sten als ein eignes Stück und sieht darin ein Orakel über die Rückkehr der Exulanten. Cap. 36—39 sind auch ihm eine zunächst an Cap. 33 sich anschließende Beilage, besonders aber auf Erläuterung der Verhältnisse zur Zeit des Sanherib und folgeweise von Cap. 28—33 berechnet. Daher vermuthet er auch, daß sie früher, als Cap. 34—35, angeschlossen gewesen und nachher erst diesen neu hinzugekommenen Reden in der Stellung hätten weichen müssen [91]). Hendewerk endlich betrachtet in diesem Theile die meisten Capitel als besondere Weissagungen. Nämlich 1) Cap. 28 nahe Zerstörung Samariens und baldige Züchtigung der Gottlosen Jerusalems; 2) Cap. 29, 1—24 Verkündigung einer nahen Belagerung Jerusalems; 3) Cap. 30 Vorherverkündigung der Nutzlosigkeit des Bündnisses mit Ägypten und der endlichen Rettung durch Jehova selbst (hier wird dann als vierte Weissagung Cap. 20, Ägyptens und Äthiopiens Eroberung durch die Assyrer, eingeschoben); 5) Cap. 31, 1—32, 8 neue Strafrede gegen das ägyptische Bündniß, beschlossen mit messianischen Hoffnungen; 6) Cap. 32, 9—20 Drohung einer Belagerung Jerusalems, gerichtet an die Frauen (als siebente Weissagung wird hier Cap. 22, 1—14 eingeschaltet und als dritte und letzte Verkündigung einer Belagerung Jerusalems bezeichnet, ebenso als achte Cap. 22, 15—25 Drohrede an Sebna); 9) Cap. 33 baldiger Untergang der Assyrer. Darnach setzt er den historischen Anhang. Über die Einheit von Cap. 40—66 scheint kein Zweifel mehr obzuwalten, während Eichhorn noch 21 Stücke darin unterschied [92]), wie er in Cap. 1—38 mit Ausnahme des eigentlich Historischen 44 Stücke (also im ganzen Jesaias 65) annahm. Gesenius äußert noch die Vermuthung [93]), die letzten Capitel möchten früher geschrieben und also die Anordnung nicht chronologisch sein, weil in den ersten Capiteln größere Bestimmtheit herrsche, was aber Hitzig [94]) bestreitet. Auch Stähelin [95]) erklärt: „Das Ganze hat von Cap. 40 an einen recht guten und ungezwungenen Zusammenhang, und es ist also durchaus nicht nöthig, mit mehren Kritikern anzunehmen, daß die letztern Capitel früher geschrieben worden seien, als die erstern. Zuerst weissagt der Prophet die Befreiung durch Cyrus und fodert das Volk auf, in dem allgemeinen, alle Völker ergreifenden Schrecken furchtlos zu sein; dann als die Befreiung nicht schnell genug eintritt, legitimirt er sich als Propheten, und zeigt, wie er nur auf göttlichen Auftrag hier rede und weissage, und deutet an, die Befreiung werde gewiß bald eintreten, wenn das Volk seinen Sünden entsage. Nun schildert er des Volks Betragen ausführlich, und geht darauf über zu zeigen, wie nur für die Frommen die Befreiung eintrete, nur sie Bürger des neuen Gottesstaates werden."

Die Einsicht in die wahre Beschaffenheit dieser trefflichen Sammlung prophetischer Aussprüche, welche Jesaias' Namen trägt, ist allerdings nicht mehr neu; allein es blieb doch unserer Zeit vorbehalten, die darüber anzustellende Untersuchung mit der Schärfe und Sicherheit zu führen, wie sie die Wissenschaft verlangt und die Wichtigkeit des Gegenstandes zu einer heiligen Pflicht macht [96]). Nach Koppe's Vorgange stellt Eichhorn [97]) schon unbedenklich den Satz auf: in unserm Jesaias stehen manche diesem Propheten nicht zugehörige Orakel, welche „wie einzelne namenlose Perlen auf eine lange Schnur gereiht" worden. Und Bertholdt, dem man gewiß nicht den Vorwurf der Voreiligkeit in Bezweiflung biblischer Bücher

90) a. a. O. S. 326. 91) Vgl. Ferd. Hitzig, Der Prophet Jesaia übers. u. ausgel. S. 409. 92) In den hebräischen Propheten Bd. 1. 2 u. 3. Nämlich a) 18 Stück aus der Zeit am Ende des Exils und nach Begründung der neuen Colonie in Palästina: Cap. 40, 1—31 Trostrede an die Exulanten in Babel, als die Rückkehr zögerte; Cap. 41, 1—29 Cyrus zu seiner großen Rolle von Gott ausersehen; Cap. 42, 1—45, 25 neues Aufblühen Israels im Vaterlande; Cap. 46, 1—13 gegen das Zurückbleiben und Nationalisiren im heidnischen Chaldäa; Cap. 47, 1—15 Spottgesang über die verschwundene babylonische Macht; Cap. 48, 1—22 Auffoderung, von Cyrus' Edict Gebrauch zu machen; Cap. 49, 1—50, 3 Widerlegung der Zweifel gegen die Wiederherstellung Juda's; Cap. 50, 4—52, 6 Ermunterung, sich beim Erscheinen des Edicts zur Rückkehr anzuschicken; Cap. 52, 7—53, 12 Empfindungen und Betrachtungen nach Bekanntmachung des Edicts; Cap. 54, 1—17 an Israel über sein Glück nach überstandenem Exil; Cap. 55, 1—13 an die unentschlossenen Exulanten; Cap. 56, 1—9 Einladung an die Heiden, Gesetz und Cultus der Hebräer anzunehmen; Cap. 58, 1—14 Auffoderung zur Besserung in schweren Zeiten; Cap. 59, 1—21 Auffoderung zur Besserung bei Landesunfällen; Cap. 60, 1—22 an Jerusalem über seine Weltherrschaft; Cap. 61, 1—62, 12 Bekanntmachung eines Propheten in Palästina, daß die Rückkehr der Exulanten nächstens bevorstehe; Cap. 63, 7—65, 25 Wiederherstellung Israels aus dem Exil und darauf folgende glückliche Zeiten; Cap. 66, 18—24 Allgemeinheit der Verehrung Jehova's. b) Zwischen 582—572 vor Chr. Geb.: Cap. 63, 1—6 über Edom. c) Aus ungewisser Zeit, vielleicht in Manasse's Periode, zwischen 697—643 vor Chr.: Cap. 56, 10—57, 21 gegen die Verdorbenheit aller Stände im Reiche, besonders gegen Abgötterei; und ebenfalls aus ungewisser Zeit Cap. 66, 1—17 Schicksale der echten Gottesverehrer und der Götzendiener.

93) a. a. O. 2. Th. S. 33. 34. 94) a. a. O. S. 458. 95) Über den Inhalt von Jesaias Cap. 40—66, in den Theolog. Stud. u. Kritiken von Ullmann u. Umbreit. 1831. 3. Heft. S. 561. 96) Eine recht übersichtliche Darstellung des Ganges, welchen die Kritik bei dem Buche des Jesaias von Spinoza an genommen hat, findet man in Kleinert, über die Echtheit sämmtlicher in dem Buche Jesaia enthaltenen Weissagungen. 1. Th. in der Einleit. 97) Einleit. ins A. T. 4. Th. §. 524. (S. 82 fg. der 4. Ausg.)

oder biblischer Stücke machen kann, erklärt in seiner schlichten Weise [98]): „Will man den äußerlichen Charakter dieses Buches mit einem Worte bezeichnen, so ist es, blos den historischen Abschnitt Cap. 36—39 ausgenommen, eine prophetische Anthologie, worunter man sich aber keine absichtlich und planmäßig und mit Auswahl angelegte und gesammelte denken darf, sondern eine blos durch zufällige Zusammenstellung oder Zusammenreihung entstandene Sammlung dieser Art." Möchte sich auch gar Mancher sträuben, auf solche Vorstellungen einzugehen, so schienen doch gar bald Cap. 40—66 für Jesaias am wenigsten gerettet werden zu können. Allein dabei blieb die Kritik nicht stehen. Eichhorn sagt es rund heraus [99]), wenn man in den Charakter, den Inhalt und die Sprache der Weissagungen, welche unter Jesaias' Namen gesammelt sind, etwas tiefer eindringe, „so tragen nicht blos die Orakel hinter dem 39. Capitel, sondern auch manche, welche ihren Platz vor dem 36. Capitel haben, theils Merkmale eines spätern Zeitalters, theils eines andern Verfassers an sich." „Es ist also," folgert er weiter, „nicht wahrscheinlich, daß die Weissagungen, die bis zum 35. Capitel herablaufen, von Jesaias oder in den frühern Zeiten des hebräischen Staates gesammelt worden sind. — — Alle Umstände führen darauf, daß unser Jesaias eine nach dem babylonischen Exil gesammelte Anthologie von Orakeln sei, zu deren ersten Grundlage eine Sammlung Jesaianischer Weissagungen gemacht worden." Dies ist im Wesentlichen auch die Meinung der neuesten Kritiker, mit Ausnahme der wenigen, welche auf dem Standpunkte der frühern Zeit fest beharren, gewöhnlich die innere Kritik gegen sogenannte äußere Zeugnisse zurücksetzen und sich auf sie nur einlassen, weil die jetzige Zeit sie gebieterisch fodert. Gesenius' trefflicher Commentar hatte natürlich die Streitfrage über die behauptete Unechtheit eines ansehnlichen Theils im Jesaia nicht umgehen können, wenn er seiner Aufgabe genügen wollte und durch die Schärfe der Untersuchung die entgegenstehende Meinung zum Aufraffen aller ihrer Kräfte angespornt. Am gelungensten war unstreitig die Nachweisung desselben über die nachjesaianische Abfassung von Cap. 40—66, auf deren Urheber er auch fast alle andern Stücke (nur Cap. 24—27 nicht), die er dem Jesaias absprechen zu müssen glaubt, mit sehr erheblichen Gründen zurückführen möchte. Darum wurde der Angriff der nicht Einverstandenen gerade auf diesen Gegenstand vorzugsweise gerichtet. Besonders stellte sich Joh. Ulr. Möller [1]) diese Aufgabe [2]); dann E. W. Hengstenberg [3]). Kleinert dagegen unternahm fast gleichzeitig mit dem Letztern den mindestens sehr schwierigen Nachweis der Echtheit aller einzelnen in der Sammlung befindlichen Abschnitte [4]); doch ist er in dem speciellern Theile seiner Argumentation nicht über die ersten Capitel, d. h. über die hinausgekommen, an deren Echtheit zu zweifeln Niemandem einfällt. Er geht von einer Darstellung des äußern Beweises aus und stellt dann mehre Schwierigkeiten zusammen, welche die Gegner des Buches nicht wohl beseitigen könnten. Der sogenannte innere Beweis fehlt; blos vorbereitende Bemerkungen dazu beschließen das unvollendet gebliebene Buch. Der Eindruck, welchen diese gewiß recht wohl gemeinte Opposition gegen die herrschende Ansicht auf die Zeitgenossen machte, scheint keineswegs bedeutend gewesen zu sein, obgleich ihr Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu Gebote steht [5]). Am wenigsten wollte der Jesaianische Ursprung von Cap. 40 fg. in die Überzeugung der Kritiker Eingang finden, sodaß Stähelin [6]) kurz darauf erklären konnte: „Die Untersuchungen über die Zeit der Abfassung der 27 letzten Capitel der dem Propheten Jesaias zugeschriebenen Weissagung sind in neuerer Zeit mit so viel Klarheit und Kenntniß geführt worden (er deutet besonders auf Gesenius' Commentar), daß man hätte erwarten sollen, die gewonnenen Resultate würden von Jedermann angenommen werden und es werde sobald Niemand mehr den Jesaianischen Ursprung dieser Weissagungen zu behaupten suchen." Zwei Gegenstände sind es vornehmlich, welche entscheiden. Einmal die in diesen Capiteln deutlich hervortretende Verschiedenheit von der Jesaianischen Sprache, dann aber zweitens die Lage und der Standpunkt des Verfassers dieser Capitel, welcher nicht der eines zur Zeit der Könige Jotham, Ahas und Hiskia wirkenden Propheten ist. Und diese beiden Punkte hält auch Stähelin [7]) den Vertheidigern Jesaianischer Abkunft dieser Capitel geschickt entgegen und hütet sich dabei vor aller Einmischung solcher Gründe, welche aus irgend einem dogmatischen Systeme hervorgehen, sodaß das Gewicht seiner Bemerkungen die Gegner mit aller ihrer Schwere trifft, sie mögen auf seinem Standpunkte stehen oder nicht. Dieselben Erscheinungen liegen auch Cap. 13—14, 21 (so weit deren Echtheit angefochten wird), 24—27 und 34—35 deutlich vor Augen. Wenn daher in der katholischen Kirche noch der wackere Jahn [8]) alle Stücke von

98) Histor.-krit. Einleit. 4. Bd. S. 1836. 99) Einleit. ins A. T. 4. Bd. §. 527. (S. 113 fg. der 4. Ausg.)

1) De authentia oraculorum Esaiae, capp. 40—66. (Havniae 1825). 2) Andere Vertheidiger der Echtheit einzelner Abtheilungen in diesem großen Abschnitte verzeichnet Kleinert a. a. O. S. XII. XIII. 3) Christologie des A. T. 1. Th. 2. Abth. S. 172 fg. 4) Vgl. dessen Schrift: Über die Echtheit sämmtlicher in dem Buche Jesaia enthaltenen Weissagungen. Ein kritischer Versuch. 1. (einziger) Th. (Berl. 1829).

5) Als Vertheidiger der Echtheit trat auch Steudel auf in der von ihm und seinen Collegen herausgeg. Tübinger Zeitschrift für Theologie. 1830. 2. Heft. S. 44 fg. 6) Einige Bemerkungen über Jes. 40—66 in den Theol. Studien u. Kritiken v. Ullmann u. Umbreit. 1830. 1r Bd. S. 31. 7) a. a. O. S. 32 fg. Vgl. auch dessen Abhandlung: über den Inhalt von Jesaias Cap. 40—66 in den Theol. Studien u. Kritiken von Ullmann u. Umbreit. 1831. 2. Bd. S. 527 fg. 8) In der ersten Auflage seiner Einleit. in die göttl. Bücher des alten Bundes in voller Entschiedenheit; in der 2. Aufl. (2. Th. II. Abschn. §. 104. S. 458 fg.) gesteht er zwar: „ich selbst habe bei dem öftern wiederholten Studium dieses Propheten oft gewankt," sagt aber hierauf „glaube aber doch noch immer, daß alle Stücke von Jesaia sind." Auch Jour. Ackermann (Introductio in libros sacros Vet. foederis [Viennae 1825.] §. 104. p. 252, eigentlich das Jahn'sche Werk, blos wenig modificirt), sagt geradezu: „Non pauca Jesaiae vaticinia a permultis impugnantur, et omnia contra gentes effata, imprimis vero ultima 27 capita huic prophetae abjudicantur ex argumentis non levibus in tempora exilii Babylonici rejiciuntur;"

Jesaias ableitete, so hat jetzt Movers [8]), derselben Confession angehörend, sich nicht gescheuet zu erklären, „daß der letzte Theil des Jesajah und einzelne Weissagungen im ersten Theile nicht von dem Propheten herrühren, dem die spätere Zeit sie beigelegt hat." Daß Hitzig, Maurer und Hendewerk in ihren exegetischen Schriften, Knobel in seiner Darstellung des hebräischen Prophetismus und de Wette in seiner Einleitung nicht anders darüber urtheilen werden, läßt sich unter diesen Umständen nicht anders erwarten. Und wenn auch Augusti [10]) diese Ansicht nicht ganz zu der seinigen macht, so betrachtet doch auch er diese Sammlung als eine prophetische Anthologie, nur daß er den größten Theil derselben dem Jesaia vindiciren und keinen Haupttheil als unecht verwerfen möchte [11]). Auch er gibt zu, „sobald man blos von historischen Gesichtspunkten ausgeht, wird man sich nicht überzeugen können, daß diese perspectivischen Zeitgemälde, worin so viele Zeitdetails enthalten sind, von Jesaia, der unter Usia und Hiskia lebte, herrühren können." Kleinert, der Vertheidiger der Echtheit [12]), sieht sich wenigstens genöthigt, die Sammlung des Ganzen durch Jesaias aufzugeben. „Ob die Sammlung," sagt er, „wie wir sie jetzt haben, gradezu aus den Händen des Verfassers gekommen sei, das möchte bezweifelt, und, wie ich glaube, mit überwiegenden Gründen, eher verneint, als bejaht werden können."

Auch ist dieses Resultat der neuesten Kritik [13]) keinesweges so beschaffen, daß der Verehrer der Bibel dadurch irre werden könnte. Sehr wahr macht schon Eichhorn [14]) unbefangene, forschende Leser aufmerksam, was aus der Annahme eines im Exil lebenden Verfassers der dem Jesaias abgesprochenen Stücke folge: „Die Orakel bleiben, was sie waren; nur die Zweifel schwinden, die Schwierigkeiten verlieren sich, und der Ursprung der Gemälde des Propheten fällt Zug für Zug in die Augen. — — Die Bilder und Schilderungen sind dann, wie bei allen Propheten, aus ihrem Zeitalter und ihrer individuellen Lage geflossen. — — Die Orakel selbst bleiben immer, für was sie auch Andere anerkennen — — echte Belehrungen der Gottheit. — — Frage sich Jeder und gestehe, was ihm sein Herz antwortet, ob er nicht bei diesen Vorstellungen seinen Jesaias beruhigter aus der Hand legen könne? — — Sind die prophetischen Aussprüche des Jesaias von den Schicksalen des Heeres Sanherib's deshalb keine Orakel, oder vielleicht unbedeutend, weil sie blos von einem Zeitgenossen und nicht Jahrhunderte vorher bekannt gemacht wurden?" In demselben Sinne äußert er anderwärts [15]): „Freilich könnte man klagen: so verlieren wir die Weissagungen mit den speciellsten Darstellungen Jahrhunderte vor ihrer Erfüllung! Die verlieren wir allerdings; aber es bleiben doch die allgemeinern, die in so späte Zeiten gehen; und jene verlieren wir mit großem Gewinne. — — Für wen sollten doch die speciellsten Darstellungen der Ereignisse in der spätesten Zukunft sein? Doch wol für uns aus der spätern Nachwelt nicht, die wir durch andere stärkere Gründe überzeugend belehrt sind, daß Jehova der einzige allmächtige Regierer der Welt sei; sondern unstreitig für die Juden. Und was konnten sie aus diesen speciellsten Darstellungen für Nutzen ziehen, den ihnen nicht auch die allgemeinern gewähren konnten?"

Warum aber diese nichtjesaianischen Abschnitte grade zu dieser Sammlung kamen, wird sich schwerlich auf eine Alle befriedigende Weise beantworten lassen. Eichhorn's sehr unwahrscheinliche Hypothese darüber ist schon früher erwähnt. Döderlein [16]) glaubte dagegen, der Urheber dieser Stücke habe auch Jesaia geheißen, und allerdings ist eine solche Namensgleichheit sehr möglich. Auch gereichte es dem Sammler gar sehr zur Entschuldigung, wenn er dadurch irre geleitet worden wäre. Außerdem trat dieser Deutero-Jesaia seinem Namensvetter aus älterer Zeit würdig zur Seite. Nach einer dritten Meinung geschah die Vereinigung, weil die unechten Stücke ganz in Geist und Manier des Jesaia, auch wol gar in gleichem Style geschrieben waren. Allein gerade die Differenz der Darstellung und des Inhaltes, welche man zwischen den bezweifelten und den echtjesaianischen Abschnitten bemerkt hatte, war ja ein Hauptgrund, daß man so Manches als unecht ausschied. Die religiös-politischen Grundsätze, die Idee der Bestrafung des einen feindlichen Reiches durch das andere sind keinesweges, wie Augusti glaubt [17]), dem Jesaias eigenthümlich, sondern allgemeine Voraussetzung des hebräischen Prophetismus. Auch ist eine solche kritische Untersuchung der Einfachheit des Zeitalters fremd, in welchem das Buch Jesaia entstand. Vielleicht ist die Verbindung nur zufällig, ohne daß ein Sammler dabei einen bestimmten Zweck vor Augen gehabt hätte. Die Juden liebten es übrigens, das anonym Überlieferte an bekannte Namen anzureihen, ohne dabei Täuschung zu beabsichtigen. Auch ist es überhaupt sehr natürlich, bei Schriften, die uns anziehen, durch Vermuthung auf den etwanigen Verfasser kommen zu wollen, und eine sehr gewöhnliche, sich noch immer wiederholende Erfahrung, daß solche Vermuthungen leicht in Überzeugung übergehen und dann durch Mittheilung die Gestalt begründeter Überlieferung annehmen.

Unter die unechten (pseudojesaianischen, wie Einige sich ausdrücken, oder deuterojesaianischen, was andere vorziehen) Abschnitte ist alles dasjenige nicht zu rechnen,

---

beruhigt sich aber gar schnell, indem er hinzufügt: „Tamen offerunt se argumenta gravia, quae has partes Jesaiae vindicant."
9) Vgl. dessen kritische Schrift: De utriusque recensionis vaticiniorum Jeremiae — — indole et origine (Hamb. 1837. 4.) und seine Abhandlung: über die Weissagung gegen Tyrus bei Jesajah Cap. 23 in der von der kathol. theol. Facultät zu Tübingen herausgegeb. katholischen Quartalschrift. 1837. 3. Heft. S. 506.
10) Einleit. ins A. T. §. 207. (2. Ausg.) 11) Vgl. auch §. 205.
12) Vgl. dessen öfter angeführte Schrift. S. 110 fg. 13) Als Gegner derselben zeigte sich neuerdings auch Peter Schleyer in seiner Würdigung der Einwürfe gegen die alttestamentlichen Weissagungen an dem Orakel des Jesaias über den Untergang Babels, Cap. 13—14, 23 (Rottenb. a. N. 1835). 14) Einleit. ins A. T. 4. Th. S. 93—95. (4. Ausg.)
15) a. a. O. S. 105. 16) Christl. Religionsunterricht. 2. Th. S. 183 u. 217. 17) Einleit. ins A. T. S. 297. 2. Ausg.

was Jesaias selbst von Andern entlehnt hat. Das bedeutendste Stück dieser Art steht Cap. 15—16, das Orakel gegen Moab. Nach Gesenius[18]), dem auch Gramberg[19]) beitritt, stammt es von einem Zeitgenossen des Jesaias oder einem etwas ältern Propheten, sodaß Jesaias nur 16, 13 fg. hinzufügte. Knobel[20]) erklärt sich für das Letztere und denkt die Weissagung ursprünglich veranlaßt durch des israelitischen Königs Jerobeam II. glückliche Unternehmung, sein Reich zu erweitern. Dabei ist er nicht abgeneigt, die Ansicht von Hitzig[21]), daß Jonas, der Sohn des Amitthai, Verfasser sei, zu unterschreiben, ohne sie jedoch mit demselben als eine „für den Kritiker wahrhaft nothwendige" anzuerkennen[22]). Bloßer Nothbehelf war es, wenn man annahm, das Orakel sei wirklich Jesaianisch und nur zwei Mal von ihm ausgesprochen[23]); denn Charakter und Sprache sind bis auf den Schluß von Cap. 16 mit Jesaianischer Abkunft[24]) schwerlich zu vereinigen. Doch vertheidigt diese Ansicht neuerdings sehr lebhaft Hendewerk[25]), unter besonderer Rücksichtnahme auf Hitzig. Er erklärt das Orakel für „eins der schönsten prophetisch-poetischen Gemälde," tadelt an Hitzig, daß er die Rede darin als schwerfällig und langsam fortschreitend bezeichne. Der Prophet „sieht von Jerusalem," sagt er, „gleichsam mit sinnlichem Auge nach Moabitis über das todte Meer hinüber und schildert uns das Schicksal Moab's in dem Bilde, in welchem seine schöpferische Dichterphantasie ihn Moabitis schauen läßt." Vorzügliches Gewicht legt er aber auf die von ihm behauptete große Ähnlichkeit mit dem vorhergehenden Orakel gegen Philistäa; die in dieser Beziehung hervorgehobenen Momente und Situationen sind jedoch von solcher Art, daß sie in Orakeln gegen die kleinen den Hebräern benachbarten Völker in einer gewissen Periode der hebräischen Geschichte auch bei verschiedenen Propheten leicht wiederkehren konnten. Die Sprache ist mit der dem Jesaias sonst eigenthümlichen zweifelsohne nicht einerlei. Cap. 16, 13—14 betrachtet Hendewerk[26]) als eine Nachschrift, welche Jesaia hinzufügte, „als die Gestaltung der politischen Verhältnisse eine baldige Erfüllung jenes Orakels, das nur von der sittlichen Idee und der dichterischen Phantasie eingegeben war, und sich daher um die Zeit und die Erfüllung in ihr gar nicht kümmerte, erwarten ließ." Das Orakel selbst setzt er in das erste Jahr des Hiskia, die Nachschrift etwa drei oder vier Jahre später[27]). Das Stück dem Propheten Jeremias zuzuschreiben[28]), dazu lag wol der Grund in dem nicht richtig erkannten Verhältnisse desselben zu Jer. 48. Nach Credner's[29]) sehr scharfsinniger Combination gehört der Ausspruch ins J. 741 vor Chr. Geb., als das assyrische Heer unter Tiglath-Pilesar, dem Könige Ahas Beistand zu leisten, die Länder der gegen ihn Verbündeten angriff. Denn das moabitische Land, in großer Gefahr, konnte sich nur zu retten hoffen, wenn es die früher gelösten Verhältnisse mit dem Reiche Juda wieder anknüpfte und dieses bei Assyrien sich für dasselbe verwendete. Der Prophet erkannte die damit für sein Vaterland verbundene Gefahr und warnt gegen die Annahme solcher Anerbietungen. Da aber die Assyrer den Grenzfluß, Arnon, nicht überschritten, nahm Jesaias den Spruch wieder auf, wahrscheinlich in der Zeit der assyrischen Heerfahrten gegen Ägypten etwa um das J. 716. Daher erhielt dieses Stück unter Jesaias' Orakeln mit Recht seine Stelle und durch den angefügten Schluß eignet dieser den Ausspruch sich selbst an.

Auch der schöne messianische Ausspruch Cap. 2, 2—4 wird von Manchen so angesehen, als habe ihn der Prophet Jesaias selbst entlehnt. Gesenius[30]) bezeichnet ihn als „Text oder Exordium" zu dem folgenden Orakel Cap. 2, 5 fg., von Jesaias gewählt, als eine damals berühmte Weissagung, wie er Cap. 5 in der kleinen Parabel V. 1—6 und Cap. 8 in der Erzählung V. 1—4 ein Thema vorausschicke. Auch Hitzig[31]), Knobel[32]) und Hendewerk[33]) sind dafür, daß Jesaias diese Verse selbst aufgenommen habe. Nur darüber ist Streit, woher der Ausspruch stamme. Merkwürdiger Weise findet er sich nämlich auch Micha 4, 1—3 mit geringen Abweichungen[34]). Hier lag nun die Frage sehr nahe, bei welchem von beiden stand er ursprünglich, obschon es auch möglich wäre, daß ihn der eine wie der andere anderswoher empfing. Lowth[35]) und Beckhaus[36]) sind mit ihrer Meinung, daß die Stelle im Jesaias Original sei, allein geblieben; Gesenius[37]) und Hendewerk[38]) sehen vielmehr in derselben nach dem Vorgange von J. D. Michaelis[39])

18) Comment. zu Jesaias. 1. Th. S. 508 fg. 19) Krit. Gesch. der Religionsideen des A. T. 2. Th. S. 294. 20) Der Prophetismus der Hebräer. 2. Th. S. 124 fg. 21) Des Propheten Jona Orakel über Moab (Heidelb. 1831. 4.) und der Prophet Jesaia übers. u. erkl. S. 178 fg. 22) Sehr richtig bemerkt er (a. a. O. S. 129): „Wie viele Propheten nennen die historischen Bücher des A. T., deren Reden nicht auf uns gekommen sind, und wie viele prophetische Reden besitzen wir, deren Verfasser in den historischen Büchern nirgends erwähnt werden!" Vgl. auch Credner's Gegenbemerkungen gegen Hitzig's Hypothese in den theol. Stud. u. Kritiken von Ullmann u. Umbreit. 1833. 2. Bd. S. 778 fg. 23) So *Aurivillius* ad caput XV prophetae Esaiae in den von J. D. Michaelis herausgegebenen Dissertt. ad sacr. litt. et philol. orient. p. 681, der sich auf Hugo Grotius beruft; Paulus im philolog. Clavis S. 107, und Jahn, Einleit. 2. Th. II. Abschn. S. 443. 474 fg. (2. Ausg.) 24) Vgl. auch Knobel a. a. O. 2. Th. S. 125. 25) Des Propheten Jesaia Weissagungen. 1. Th. S. 386 fg. 415 fg. 26) a. a. O. S. 414.

27) a. a. O. S. 415. 28) So nach Koppe z. B. das exeget. Handb. 6. Stück. S. 171, u. Bertholdt in der histor.-krit. Einleit. 4. Th. S. 1389 u. 1398, ohne irgend einen Grund dafür anzugeben. Widerlegt ist die Meinung schon von *Dan. a Cölln*, Spicileg. observatt. exeget. critt. ad Zeph. vatice. p. 20 sq. Gesenius, Comment. 1. Th. S. 510 fg. 29) Über die geschichtl. Auffassung und Stellung des prophetischen Ausspruches Jesaia Cap. 15 u. 16 in den theolog. Stud. u. Kritiken von Ullmann u. Umbreit. 1833. 2. Bd. S. 777 fg., besonders S. 792—795. 30) Histor.-krit. Comment. über den Jes. 1. Th. S. 177. 31) Der Prophet Jesaia übers. u. ausgel. S. 22. 32) Der Prophetism. d. Hebr. 2. Th. S. 198. 33) Des Propheten Jesaia Weissagungen. 1. Th. S. 66. 34) s. die Zusammenstellung beider Stellen bei Gesenius (Comment. über d. Propheten Jesaia. 1. Th. S. 177). 35) Anmerk. zum Jesaias. 2. Th. S. 46 der teutschen Übers. 36) Über die Integrität der prophet. Schriften. S. 64 fg. 37) Histor.-krit. Comment. üb. d. Jes. 1. Th. S. 178. 38) Des Propheten Jesaia Weissag. 1. Th. S. 66. 39) Anmerk. für Ungelehrte. 8. Th. 1. Heft. S. 5.

einen ursprünglichen Bestandtheil des Micha, weil sie bei diesem fortgesetzt werde, im Jesaias dagegen abgebrochen stehe. Ebenso urtheilen Eichhorn [40]) und Credner [41]) darüber, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie im Jesaias bloße Glosse sein soll. Nach Eichhorn wurde die Interpolation dadurch veranlaßt, daß der Anfang des Orakels Cap. 2, 5 befremdete, oder weil man sich eines parallelen, obgleich dem Sinne nach sehr verschiedenen Ausdrucks erinnerte. Nach Credner geschah sie, weil die Aussprüche der Grundsammlung (Cap. 2—12) schweres Unglück über Juda verkünden. Gesenius erinnert dagegen, daß V. 5 keinen passenden Anfang eines Orakels bilde, worin jedoch Credner anderer Meinung ist, daß man vom Interpolator wörtliche Aufnahme der entlehnten Stelle erwarten müsse, was sich aber auch gegen Entlehnung durch Jesaias anwenden läßt, und daß Beizeichnung einer so langen Parallelstelle für Einen Ausdruck unwahrscheinlich sei. Auch Bertholdt [42]) betrachtet die Stelle als Bruchstück eines ältern messianischen Orakels, über welches Micha „commentire" und von dem „auch noch Zach. 8, 20—23 einen etwas freien Gebrauch mache;" im Jesaias ist sie nach seiner Meinung eingeschoben, weil ein Besitzer der Jesaianischen Sammlung Cap. 2, 5 — Cap. 12 dies „bei der Nation allgemein bekannt und beliebt gewordene Fragment derselben einverleiben wollte, ohne sie aber zu zerrütten; er schrieb es also vorn am Rande bei; bei Erneuerung des Manuscripts wurde es aber dann eingerückt und an den Anfang der Sammlung gestellt, blos als Sinn- oder Denkspruch, der die schönste und heiligste Hoffnung der Nation aussprach." Nach Rosenmüller [43]) ist die ganze Untersuchung über die Ursprünglichkeit der Stelle bei Jesaias oder Micha eitel, und Knobel [44]) bemerkt: „Da beide Propheten Zeitgenossen sind, so kann man nicht wohl annehmen, daß der eine den Ausspruch vom andern entlehnt habe, und es bleibt die Annahme, daß die Weissagung einem ältern Propheten angehöre, immer die wahrscheinlichste." „Vielleicht," setzt er hinzu, „hat sich der kurze, einfache und eindringliche Ausspruch im Munde des Volks fortgepflanzt, und ist von beiden Propheten aus der Überlieferung entlehnt worden." Paulus [45]) läßt die ganze Frage als unbeantwortlich dahin gestellt. Koppe [46]) fand es wahrscheinlich, die Stelle möge sich „als Fragment einer längern Weissagung ohne Namen unter der Nation" erhalten, und da sie bald dem Jesaias, bald dem Micha zugeschrieben worden, auch in deren Orakelsammlungen gesetzt sein. Hitzig [47]) endlich entschied sich für Abfassung der Stelle durch den Propheten Joel, wegen der derselben zu Grunde liegenden Idee, daß die glückliche Zukunft nicht vom Messias, sondern von Gott selbst ausgehe, und wegen des vollkommnern Rhythmus, wie er sich nur bei Joel finde. Credner [48]) jedoch will ihm dies in keiner Weise zugestehen, sondern sucht seinen Gründen ihre Beweiskraft zu rauben [49]).

Es wäre ein ganz natürlicher Fortschritt der Kritik gewesen, sich nicht bei dem blos negativen Resultate zu beruhigen, daß in der Jesaianischen Sammlung mancher Abschnitt unecht sei, sondern sich auch darüber wo möglich Aufklärung zu verschaffen, von wem denn diese fremdartigen Bestandtheile herrühren. Weil es aber dieser positiven Seite derselben bei dem Buche des Jesaias an geschichtlicher Grundlage gebricht, und bloße Combination nach Inhalt und Sprache, wenn sie zu mehr als negativem Resultate gelangen will, gar leicht in bodenlose Willkür ausartet, so hat sich auf diesem Felde die Hypothese viel weniger versucht, als anderwärts. Wer sollte auch nicht mit Scheu herantreten an diese Aufgabe, wenn, wie Hitzig sagt [50]), die „wirklichen Verfasser" der dem Jesaia beigelegten, aber nicht von ihm verfaßten Orakel schon damals „gänzlich unbekannt waren," als diese den echten Stücken angeschlossen wurden. Daher ist es ganz natürlich, wenn sogar der sonst nicht allzu bedenkliche Eichhorn [51]) erklärt: „Am wenigsten nehme ich mir heraus, die Zahl der Propheten zu bestimmen, von denen Reden in unserm Jesaias vorkommen;" er geht mithin bei den von ihm für unecht gehaltenen Abschnitten nicht weiter, als daß er sie einem Ungenannten zuschreibt unter allenfallsiger Zeitbestimmung. Dagegen haben andere Kritiker einige Stücke dem Jeremias beigelegt. So schon Koppe [52]) Cap. 30, 1—27. Er glaubt, diese Stelle sei gegen die nach der Eroberung Jerusalems in Judäa zurückgelassenen Juden gerichtet, welche sich nach Ägypten begeben wollten (vgl. Jer. 42—46). Allein die darin enthaltenen Beziehungen auf die assyrische Macht sind zu deutlich [53]), Darstellung und Sprache ganz Jesaianisch. Bertholdt [54]) findet wahrscheinlich, daß Cap. 21, 14—17, das Orakel gegen arabische Völkerschaften, dem Jeremia angehöre, ohne jedoch sich auf Gründe einzulassen. Mit noch mehr Zuversicht weist er demselben Propheten Cap. 15, 1—16, 14, das Orakel gegen Moab, zu [55]). So geneigt Hitzig ist, Klagpsalmen auf Jeremia als ihren Urheber zurückzuführen, so hat er es doch bei keinem einzigen der unechten Stücke im Jesaias gethan. Dagegen schreibt Movers [56]) demselben mit großer Entschiedenheit

40) Einleit. ins A. T. 4. Th. §. 531. S. 134. 135. (4. Ausg.) 41) Der Prophet Joel übers. u. erklärt. S. 75, vgl. S. 72. Vgl. auch Hartmann, Micha übers. S. 26 fg. 42) Histor.-krit. Einleit. 4. Bd. S. 1379—1401. 43) Scholia in Jesaiae vaticinia. Vol. I. p. 64. ed. 3. 44) Der Prophetismus der Hebräer. 2. Th. S. 198. 45) Clavis zu Jes. 2. 46) In den Zusätzen zu Lowth's Übers. des Jesaias. 2. Th. S. 46 fg. 47) Über den Verf. von Micha 4, 1—4 vgl. mit Jes. 2, 2—4 in den theolog. Studien u. Kritiken von Ullmann u. Umbreit. 1829. 2. Heft. S. 349 fg.

48) Der Prophet Joel übers. S. 72 fg. 49) Vgl. jedoch, was Hitzig seinerseits zu seiner Vertheidigung bemerkt, der Prophet Jesaia. S. 21 fg. Bestritten wird Hitzig's Ansicht auch in (Hörner's) Annalen der gesammten Theol. 1832. 2. Bds. 3. Heft. S. 286—294. 50) Der Prophet Jesaia übers. u. ausgelegt. S. XXXVI. 51) Einleit. ins A. T. §. 528. 4. Th. S. 127 der 4. Ausg. 52) In den Zusätzen zu Lowth's Übers. des Jesaia. 3. Th. S. 150. 53) Vgl. Beckhaus, über die Integrität der prophet. Schriften. S. 148 fg. u. Bertholdt, Einleit. 4. Th. S. 1391. 1392. 54) a. a. O. 4. Th. S. 1390. 55) a. a. O. 4. Th. S. 1389 u. 1398. 56) Über die Weissagung gegen Tyrus bei Jesajah Cap. 23, in der Theolog. Quartalschrift, her-

Cap. 23 zu. Das Orakel soll im vierten Jahre des Jojakim ausgesprochen sein, wo die Chaldäer nach dem Siege über die Ägyptier bei Carchemisch zuerst als Eroberer in Vorderasien aufgetreten. Im Buche des Jeremias habe Cap. 25 ursprünglich die Einleitung zu den Orakeln gegen die Völker gebildet, V. 19—25 würden diese namhaft gemacht, worauf die einzelnen gegen sie gesprochenen Orakel folgten, nur ein solches gegen Tyrus und die übrigen phönizischen Königreiche fehle, welches doch nach V. 22 in der Sammlung zu erwarten gewesen. Auch werde Jer. 47, 4 ein Orakel gegen Tyrus und die Zidonier vorausgesetzt. Da nun die übrigen Orakel des Jeremias sich erhalten hätten, müsse das gegen Tyrus nur mit Absicht aus der Sammlung hinweggelassen sein, und als solche könne wieder keine andere gedacht werden, als daß dieses Stück schon anderswo im Kanon seine Stelle hatte. „Durch Vergleichung der Weissagung bei Jesaias nach Inhalt, Sprachgebrauch und Redeweise mit denen des Jeremias gegen heidnische Völker" soll denn „die Wahrscheinlichkeit, daß erstere auch diesem Propheten zugehöre, sich zur vollen Gewißheit steigern." Eichhorn [57]) und Bertholdt [58]) wagen nicht, den Verfasser selbst zu bestimmen, setzen aber doch dieses Capitel in die Zeit des Jeremias und Ezechiel; wie denn auch Hitzig [59]) es dem Jesaia abspricht und auf Nebukadnezar's Belagerung bezieht. In dem allerletzten Punkte stimmt sogar Hengstenberg [60]) bei, während er die Echtheit zu gleicher Zeit vertheidigt.

Hitzig hat nur zwei historisch bekannte Personen als Verfasser eines Abschnittes im Jesaias angenommen, und zwar 1) Jonas, den Sohn des Amitthai, von Cap. 15 und 16, außerdem mit der Modification, daß Jesaias selbst sich dieses Orakel zu eigen machte [61]). Maurer tritt ihm bei und nach Knobel [62]) „ist es immer möglich," daß dieses Stück eine der Weissagungen des Jonas ist. Dann aber ist Hitzig 2) bei dem letzten Theile des 19. Cap. auf Koppe's Zweifel [63]) gegen die Echtheit von V. 18—25 eingegangen, bringt aber auch die beiden vorhergehenden Verse 16 und 17 in denselben Verdacht, und nimmt die Hypothese desselben Vorgängers [64]), diesen Abschnitt einem in Ägypten lebenden Propheten beizulegen, nicht nur auf, sondern bildet sie weiter aus. Er vermuthet nämlich, daß der Priester Onias, der Erbauer des Tempels zu Leontopolis in Ägypten, diesen Abschnitt untergeschoben habe [65]). Eichhorn hatte ebenfalls V. 18—25 die Echtheit abgesprochen, aber diese „Hoffnungen eines Un-

ausgeg. von v. Drey, Hirscher u. Mack (Tüb. 1837). 3. Hft. S. 506—535 und De utriusque recensionis vaticiniorum Jeremiae indole p. 34. 35.

57) Die hebräischen Propheten. 2. Th. S. 574 fg. 58) Histor.-krit. Einleit. in sämmtl. kanon. u. apokryph. Bücher. 4. Th. S. 1390. 59) Der Prophet Jes. übers. S. 271. 60) De rebus Tyriorum commentatio academica (Berol. 1832). 61) Vgl. dessen Schrift: Des Propheten Jonas Orakel über Moab, kritisch vindicirt etc. (Heidelb. 1831. 4.), und Der Prophet Jesaja übers. u. ausgel. S. 178 fg. Vgl. auch S. 296. 62) Der Prophetism. d. Hebr. 2. Th. S. 129. 63) Rob. Lowth's Jesaias, neu übers. etc. mit Zusätzen von Koppe. 3. Th. S. 20. 64) Rob. Lowth's Jesaias etc. 3. Th. S. 21. 65) Der Prophet Jes. übers. u. ausgel. S. 219.

genannten" bald nach dem letzten Kriege mit Sanherib ausgesprochen gedacht [66]). Knobel, welcher über das Zeitalter von Cap. 19 noch ungewiß zu sein gesteht [67]), bezeichnet Hitzig's Gründe der Beachtung würdig [68]).

Wenn also hierin Hitzig's positive Kritik sich in sehr bescheidenen Grenzen gehalten hat, so trifft man doch in seinem Werke über Jesaias noch einige beachtungswerthe Behauptungen über die Abfassung gewisser unechter Abschnitte. Cap. 13, 1—14, 23 stammt ihm zufolge von einem andern Urheber her, als Cap. 21, 1—10, obgleich beide Abschnitte Babels Untergang betreffen [69]); Cap. 34 und 35 betrachtet er zwar als zwei besondere Orakel, theilt sie aber Einem Verfasser zu, und sieht in demselben einen Judäer, welcher in der letzten Zeit des Exils lebte [70]). Den großen Abschnitt Cap. 40—66 verdanken wir seiner Meinung nach einem Manne, welcher mit keinem der namhaften Schriftsteller des A. T. identisch ist; „nur mit dem ungenannten Psalmendichter, welcher Ps. 96—98 dichtete, könne der Verfasser einerlei Person sein." Dies will er erweisen nicht nur „durch den schriftstellerischen Charakter überhaupt, sondern auch durch Eigenthümlichkeiten der Sprache rücksichtlich der Bildung der Formen und ihrer Verbindung im Satze, des Sprachvorraths und seines Gebrauchs" [71]). Endlich hat Hitzig auch über Cap. 24—27 eine eigenthümliche Vorstellung. Er glaubt, diese Capitelreihe bezöge sich auf Ninive's Zerstörung im J. 597 vor Chr. Geb., ihr Verfasser sei einerlei Person mit dem Urheber von Cap. 23, einem nach seiner Voraussetzung ebenfalls nicht Jesaianischen Stücke. Dieser Mann, welcher also Cap. 23—27 verfaßte, soll ein Israelit (kein Judäer) gewesen sein [72]).

Gesenius hat über die Urheber der unechten Abschnitte nichts weiter bestimmt, sondern ist geneigt, alle auf Eine Person zurückzuführen, jedoch mit Ausnahme von Cap. 24—27 [73]). Ihm zufolge liegen also in der Sammlung prophetische Aussprüche von drei Personen. Knobel hat auch keine besondere Vermuthung über die Urheber von Cap. 13. 14. 21. (so weit diese als unecht gelten) 24—27. 34. 35. 40—66.

Wenn der alttestamentliche Originaltext überhaupt in der ältesten Zeit, ehe der Kanon festgestellt worden, durch sichtbaren Mangel an Sorgfalt und zum Theil durch willkürliche Behandlung mancherlei Entstellungen erfahren hat, so hat dies Geschick ganz besonders auch das Buch des Jesaias betroffen. Schon Koppe machte bei mehren Stellen desselben darauf aufmerksam. Seit dieser Zeit hat man sich immer mehr davon überzeugt, und nur über das Einzelne, was alles dahin zu rechnen sei, kann noch gestritten werden. Eichhorn [74]) betrachtet Cap. 7, 8 u. V. 17 zum Theil, Cap. 9, 14. 9, 20. 19, 18. 29, 10 und 40, 7 (die letzten vier Stellen theilweise) als Glossen,

66) Die hebr. Propheten. 1. Th. S. 349. 67) Der Prophetismus der Hebr. 2. Th. S. 187. 68) a. a. O. 2. Th. S. 190. 69) Der Prophet Jesaja. S. 155 u. 241. 70) a. a. O. S. 395. 396 u. 404. 71) a. a. O. S. 472. 72) Der Prophet Jesaia übers. S. 296. 297 u. 299. 73) Comment. über d. Jes. 1. Th. S. 760. 74) Einleit. ins A. T. 4. Th. §. 531. S. 135 fg. (4. Ausg.)

und Cap. 5, 15. 16. 17 sind nach ihm aus Parallelstellen geborgt. Auch Gesenius findet dergleichen Cap. 3, 1. 7, 8. 17. 20. 8, 7. 9, 14. (12, 2.) 29, 10. 63, 10 und ist auch geneigt, manche Überschriften dahin zu rechnen [75]). Hitzig stimmt ihm bei, betrachtet aber auch Cap. 7, 15. 10, 5 (zum Theil). 11, 13 (die letzte Vershälfte). 13, 1. 14, 28. 15, 1; die Überschriften in Cap. 17, 1. 19, 1. 21, 1. 21, 11. 22, 1. 23, 1; ferner 19, 16—25. 30, 6 (den Anfang) und 26 (den Schluß) und 40, 7 (das letzte Versglied) in demselben Lichte [76]). Hendewerk vertheidigt zwar wie Rosenmüller die meisten dieser Stellen gegen solche Annahmen, z. B. die Stellen 3, 1. 7, 8 (nur etwas corrumpirt sei der für unecht gehaltene Halbvers), 7, 20, gibt aber doch Cap. 7, 17 ein Glossem zu [77]). Viele der in den Text eingedrungenen Glossen sind für den Erklärer brauchbar, obschon sie den Eindruck der Darstellung gewöhnlich stören. Zu diesen Glossemen gehören aber nicht solche Stellen, wo Jesaias selbst später einen Zusatz gemacht zu haben scheint, wie dies nach Hitzig [78]) mit Cap. 22, 24. 25 der Fall sein soll. Ebenso sind davon zu unterscheiden die Stellen, welche angeblich andere Verfasser Jesaianischer Stücke zu ihren eigenen Arbeiten später hinzugefügt haben sollen, z. B. nach Hitzig [79]) Cap. 23, 11 fg.

Außer den Orakeln, welche uns unter Jesaias' Namen erhalten sind, werden diesem Propheten in der Chronik auch noch zwei historische Werke beigelegt, eine Geschichte des Königs Usia (2 Chron. 26, 22) und eine Geschichte des Hiskia (2 Chron. 32, 32). Letztere wird jedoch Gesicht des Jesaias (חֲזוֹן יְשַׁעְיָהוּ) genannt, und bildet nach der Chronik einen Bestandtheil von dem Buche der Könige Israels und Juda's [80]). Der Name Gesicht rechtfertigt sich dadurch, daß die Biographie von einem Propheten herrührte (vgl. 2 Chron. 9, 26). Gesenius erklärt es aber für wahrscheinlich [81]), daß in der von der Chronik berücksichtigten Quelle die Jesaianische Sammlung selbst, und insbesondere Cap. 36—39 darin, unter jener Bezeichnung verstanden sein könne. Ähnlich Knobel [82]). Hitzig vermuthet [83]), daß auch die Biographie des Usia nach der Vorstellung des Chronisten einen Theil des Buches der Könige Juda's und Israels ausgemacht habe, erklärt den Ausdruck, Gesicht Jesaja's, für ein bloßes Merkzeichen, wodurch der Abschnitt in demselben voluminösen Werke genauer angezeigt werden solle, und sieht in dem damit Bezeichneten jene in zwei Recensionen (Jes. 36—39 und 2 Kön. 18—20) erhaltene Urkunde. Hendewerk [84]) glaubt, Jes. 36—39 könne „eine Fortsetzung" der Schrift des Jesaias sein, welche Gesicht desselben heißt, „und zwar von fremder Hand, nicht aber ein Bruchstück desselben," weil jene vier Capitel nicht von Jesaia selbst herrühren. Als verloren gegangen betrachtet auch Bertholdt [85]) diese historischen Schriften des Jesaias, sodaß sich aus ihnen, „blos Excerpte wol aber nur mittelbarer Weise," in den historischen Büchern des A. T. und dem Buche Jesaia erhalten hätten.

Auch als Psalmendichter ist Jesaias angesehen worden, z. B. von Psalm 46 [86]) und 76 [87]). Hendewerk [88]) findet es nicht unwahrscheinlich, erklärt aber doch zugleich, man könne es nie bis zur entschiedenen Gewißheit darüber bringen. Merkwürdiger ist es, daß dem Propheten auch einige Schriften untergeschoben wurden, offenbare Folge des großen Ansehens, welches er bei Zeitgenossen nicht nur, sondern auch späterhin allgemein genoß. Schon Origenes [89]) erwähnt eine solche, jedoch blos als *Ἡσαΐας ἀπόκρυφος*. Die apostolischen Constitutionen verdammen sie als verderblich und lügenhaft [90]). Epiphanius kennt sie unter dem bestimmten Namen *Ἀναβατικὸν Ἡσαΐου*, und erzählt, daß zwei Ketzerparteien (die Archontiker und die Hierakiten) ihre Irrthümer durch dieselbe zu vertheidigen suchten [91]). Hieronymus berichtet [92]), daß einige 1 Kor. 2, 9 als ein Citat aus der Ascensio Jesaiae ansähen, und die Priscillianisten sich der Vision Jesaia's bedienten [93]). Ambrosius [94]), sowie der Verfasser des Commentars zum Matthäus, welcher sich unter des Chrysostomus Werken befindet [95]), müssen das sonderbare Buch gelesen haben. Allein seit dem 5. Jahrh. n. Chr. Geb. bis zum 11. Jahrh. wird keine Notiz mehr davon genommen. Doch haben die Messalianer oder Bogomilen im Oriente [96]) und die Katharer im Abendlande [97]) die Vision des Jesaia hochgeschätzt. Cotelier [98]) fand in einem handschriftlichen Kataloge auf der pariser Bibliothek *Ἡσαΐου ὅρασις* erwähnt, und nach Sixtus von Siena [99]) wurde zu Venedig 1522 eine lateinische Übersetzung davon gedruckt. Diese Angabe desselben hat man mit Unrecht bezweifelt; denn durch Auffindung von Exemplaren zu München und Kopenhagen ist seine

75) Comment. über d. Jes. 1. Th. S. 43 fg. 76) Vgl. Hitzig, Begriff der Kritik am A. T. gezeigt. S. 154 fg., wo er Cap. 9, 14. 11, 13. 29, 10. 30, 26 behandelt, und zugleich auf die Unrichtigkeit der Glosseme aufmerksam macht; ferner Cap. 7, 15. 10, 5. 19, 16. Ausführlicher aber in seinen Anmerkungen zum Jesaias. 77) Des Propheten Jesaia Weissagungen. 1. Th. S. 89. 170. 215. 219. 78) a. a. O. S. 263. 79) a. a. O. S. 289. 80) Gegen die von einigen Gelehrten empfohlene Erklärung: „mit der Weissagung des Jesaias" vgl. besonders Gesenius' Comment. über den Jesaia. 1. Th. S. 25. 81) a. a. O. 1. Th. S. 26. 82) Der Prophetismus der Hebr. 2. Th. S. 198. 83) Der Prophet Jesaia. S. XXXV fg.

84) Des Propheten Jesaja Weissagungen. 1. Th. S. CXI. 85) Histor.-krit. Einleit. 4. Th. S. 1352. 86) Vgl. Krahmer, über die historische Beziehung von Ps. 46. 48 u. 76 (Lpz. 1837). 87) Vgl. Hitzig, Die Psalmen. 2. Abth. S. 42 fg. 88) a. a. O. 1. Th. S. CXI. 89) Epist. ad African. in den Opp. ed. *de la Rue*. T. I. p. 19. 20. Comment. in Matth. 13, 57. 23, 34. 35. T. III. p. 415 cf. p. 848 et Homil. in Jes. p. 108. 90) L. X. c. 16. 91) Advers. Haeres. 40. §. 2 et 67. T. I. p. 292 et 712. ed. *Petav*. 92) Comment. in Esaiae 64, 4 et praef. ad Pentat. 93) Comment. in Esaiae LXVI. Opp. T. III. p. 473. 94) Opp. ed. Benedict. Vol. I. p. 1124. Cf. Ascensio Jesaiae ed. *Lawrence*. cap. 5, 4. 8. 95) *Chrysost*. Opp. Vol. VI. p. 6. Cf. Ascens. Jes. 1. 2. 4. 7. 12. 13. 96) *Euthymii Zigabeni* Victoria de Messalianis anathematism. IV. in *Tollii* Insignibus itinerarii Italici. p. 116. 97) *Moneta* adv. Catharos et Waldenses ed. *Ricchinus*. p. 218. 98) In der Ausg. der Patres apostolici. T. I. p. 346. 99) Biblioth. sancta. L. II. p. 59. ed. 3. (1566.)

Nachricht vollkommen gerechtfertigt [1]). Fabricius konnte im Codex pseudepigraphus V. T. nur wenige Bruchstücke daraus mittheilen, und das griechische Original scheint ganz verloren. Aber eine äthiopische Version hat sich davon erhalten und ist auch herausgegeben von Richard Laurence mit lateinischer und englischer Übersetzung und Anmerkungen unter dem Titel: ዕርገተ፡ኢሳይያስ፡ነቢይ፡ Ascensio Isaiae vatis, opusculum pseudepigraphum, multis abhinc seculis, ut videtur, deperditum, nunc autem apud Aethiopas compertum, et cum versione latina anglicanaque publici juris factum (Oxon. 1819). Bald darauf fand Angelo Mai zwei Bruchstücke einer lateinischen Version des Werkes in einer Handschrift des Vatican, ohne jedoch zu wissen, zu welchem Werke sie gehörten, und machte sie bekannt [2]). Immanuel Nitzsch erwies aber bald nachher, daß es Bestandtheile dieses Pseudepigraphi seien [3]). Aus dem äthiopischen Buche: Himmelfahrt des Jesaias, hatte schon Theodor Petraus [4]) eine Stelle citirt. Über seine Identität mit demjenigen, welches den Kirchenvätern vorlag, kann kein Zweifel obwalten [5]). Es besteht eigentlich aus zwei Aufsätzen: 1) die Geschichte des Märtyrerthums Jesaiä, und 2) die Vision desselben (ὅρασις) im Himmel, zu welchem er aufgefahren (daher der Name Ἀναβατικόν). Der letzte Aufsatz hat eine eigne Überschrift. Gesenius meint [6]), beide Aufsätze möchten von Einem Verfasser herrühren, weil sie sich auf einander beziehen [7]); auch scheine es, daß beide unter dem Namen Ἀναβατικόν begriffen worden. Gieseler dagegen betrachtet [8]) beides als zwei ursprünglich verschiedene Schriften, weil Origenes nur die Erzählung des Jesaianischen Martyrthumes gekannt habe, andere Kirchenväter aber nur der Vision oder der Himmelfahrt gedenken, und dann, weil blos von der Vision eine alte lateinische Übersetzung existire. Auch die äthiopische Version sei dieser Annahme gar nicht entgegen; denn es fehle der Übergang von dem einen Theile zu dem andern und die eigne Überschrift der Vision lasse auf den Anfang einer neuen Schrift schließen. Auf die gegenseitigen Beziehungen beider Abschnitte auf einander möchte er gar keinen Werth legen, da sie durch viele Hände gingen und also wahrscheinlich nach und nach mancherlei Veränderungen erlitten. Schon die vierfache Gestalt, in welcher der Text bei einigen Stellen vorliege (das Fragment bei *Epiphanius*, Haeres. 67, die äthiopische Version und die beiden alten lateinisch. Übers., deren eine Ang. Mai bekannt gemacht hat, die andere zu Venedig gedruckt wurde), setze das außer allem Zweifel. Die äthiopische Übersetzung ist nämlich in vielen Stellen ausführlicher als die alte lateinische, sodaß hier das umgekehrte Verhältniß von dem eintritt, welches zwischen den griechischen Fragmenten des Buches Henoch und der äthiopischen Version desselben Werkes stattfindet [9]). Nitzsch vermittelt zwischen beiden Ansichten [10]). Er gibt zu, daß jeder Theil ein gewisses Ganze für sich bildet, und daß das Buch, als Ein Werk angesehen, unnöthige Wiederholungen enthält oder eine kaum begreifliche Künstelei in der ersten Composition voraussetzt. „Indessen," sagt er, „erwähnt doch das Alterthum nirgends ausdrücklich mehre Apokryphen unter des Jesaias Namen, welchen beide jetzt vorliegenden Theile der äthiopischen Ergata Isaias entsprächen. Auch könnte wirklich der so zu nennende zweite Theil nicht genugsam für sich bestehen." Der jüdisch-christliche Verfasser stellte, meint Nitzsch, die von ihm schon vielleicht bereits schriftlich vorgefundene Überlieferung von der Anklage und Hinrichtung des Propheten voran, „weil er sie als Anknüpfungsmoment für alles andere, was außerkanonisch auf den Jesaias zu bringen war, schon vorfand, wodurch er ohne weiteres in ebendiese Umstellungen, Versetzungen der Ereignisse und Wiederholungen des Visionsinhalts gerathen mußte, die wir nun in dem Buche finden und die den Abschreiber veranlaßt haben, in der Mitte desselben eine neue Überschrift anzubringen." Fr. Lücke [11]) erkennt es an, daß die Frage über Einheit des Verfassers ebenso schwer zu verneinen als zu bejahen sei, und bei manchen Differenzen zwischen beiden Aufsätzen doch in ihnen im Ganzen derselbe Geist, ein Gemisch jüdisch-christlicher und gnostischer Vorstellungen herrsche; allein er ist auch geneigt anzunehmen, daß die erstere Abtheilung älter sei, als die zweite, weil Origenes nur jene zu kennen scheine, und daß die Vision ursprünglich mehr Eigenthum und im Gebrauche besonderer gnostischer Sekten, als in der katholischen Kirche bekannt gewesen sein möge. Ob zur Zeit des Origenes schon beide Theile vorhanden und zur Zeit des Epiphanius bereits vereinigt waren, läßt er mit Recht dahingestellt [12]). Aber die Vermuthung scheint ihm allen Grund zu haben, daß beide Aufsätze dem gnostischen Apokryphenthume des 2. oder 3. Jahrh. angehören [13]), während Laurence den Ursprung in das 1. Jahrh. verlegt [14]).

1) Vgl. Engelhardt's kirchengeschichtl. Abhandlungen. S. 207 fg. und Gieseler's Programm: Vetus translatio latina Visionis Jesaiae, libri V. T. pseudepigraphi, edita atque praefatione et notis illustrata. (Gott. 1832. 4.) Den Letztern hatte Panzer (Annal. typographic. Vol. VIII. p. 473) auf den Weg geleitet, gedruckte Exemplare auszuspüren. 2) Scriptorum veterum nova collectio e Vaticanis codicibus edita. T. III. P. II. p. 238 sq.; das eine davon hat Gieseler wieder abdrucken lassen im angeführten Programm S. 10 fg. und beide Imman. Nitzsch in den Theol. Studien u. Kritiken von Ullmann u. Umbreit. 1830. 2. Heft. S. 217 fg. in verbesserter Gestalt und mit Anmerkungen. 3) Nachweisungen zweier Bruchstücke einer alten lateinischen Übersetzung vom Ἀναβατικὸν Ἡσαΐου, nebst berichtigenden Zusätzen zu der von Laurence herausgegebenen Bearbeitung dieses Apokryphons, in den theol. Stud. u. Kritiken von Ullmann u. Umbreit. 1830. 1. Bd. 2. Heft. S. 209 fg. 4) Prophetia Jonae ex Aethiopico in lat. ad verbum versa p. 20. 5) *Laurence*, Ascensio Isaiae. p. 141 sq. Gesenius, Comment. über d. Jes. 1. Th. S. 47. Nitzsch a. a. O. S. 210. 6) Comment. über d. Jes. 1. Th. S. 48. 7) Vgl. Cap. 1, 6. 11, 41 nach Laurence's Abtheilung. 8) a. a. O. S. 3 u. besonders S. 6. 7.

9) Vgl. meine Bearbeitung des Buches Henoch. 2. Abtheil. S. 906. 907. 10) a. a. O. S. 212 fg. 11) Versuch einer vollständ. Einleit. in d. Offenb. Joh. S. 137. 139 fg. 12) a. a. O. S. 137. 13) a. a. O. S. 139 14) Ascensio Isaiae. p. 155 sq.

Der Inhalt dieser beiden in der äthiopischen Übersetzung vereinigten Aufsätze, welchen schon Gesenius[14]) und Lücke[15]) kurz zusammengestellt haben, ist folgender: In seinem 26. Regierungsjahre läßt der König Hiskia seinen Sohn Manasse vor sich rufen, um ihm in Beisein des Jesaias die von demselben erhaltenen Lehren und Weissagungen von Christus schriftlich mitzutheilen. Der Prophet erklärt aber, dies werde nichts fruchten; denn Beliar (oder Berial) werde sich Manasse's bemächtigen; ja er sagt selbst voraus, daß ihn Manasse durch Zersägen umbringen werde. Hiskias will, um diesem vorzubeugen, seinen Sohn tödten lassen, was jedoch Jesaias verhindert (Cap. 1). Sobald Manasse den Thron bestiegen hat, geht das Wort des Propheten in Erfüllung; Zauberei und Götzendienst werden eingeführt, die Frommen dagegen vertrieben. Jesaias geht deshalb zuerst nach Bethlehem und dann auf einen Berg nebst andern Propheten und führt dort zwei Jahre lang mit ihnen ein ascetisches Leben (Cap. 2). Ein falscher Prophet, Belkira, samaritanischen Ursprungs, verklagt diese Propheten, und namentlich Jesaias, wegen einiger Äußerungen, in Folge dessen der Letztere auf Befehl des Königs gefangen genommen wird. Ein darauf durch den Propheten ertheiltes Orakel von Christus (Cap. 3, 14. — Cap. 4) bringt den König so in Zorn, daß er denselben zersägen läßt. Belkira erbietet sich zwar, diesen zu retten, aber unter der Bedingung, daß Jesaias spreche, was er verlange. Diesen Vorschlag lehnt Jesaias natürlich ab (Cap. 5). In jener Weissagung ist die Hoffnung einer baldigen Wiederkunft Christi ganz deutlich ausgesprochen; sie soll eintreten alsbald nach dem Tode eines antichristlichen Tyrannen Berial, dessen Herrschaft nur 3 Jahre, 7 Monate und 27 Tage dauern werde. Dann erscheint der Herr mit seinen Engeln nach 332 Tagen und wirft den gottlosen König der Welt, Berial, in die Gehenna, die Welt wird zerstört und das jüngste Gericht bricht an. Da Berial gradezu als Mörder seiner Mutter dargestellt wird, so versteht man darunter Nero und bezieht den angegebenen Zeitraum von 3 Jahren 7 Monaten und 27 Tagen auf die Dauer der Christenverfolgung während der Regierung desselben bis zu seinem Tode[17]), also vom Novbr. 64 n. Chr. bis Jun. 68. Der Aufsatz würde dann noch vor Ablauf des zweiten chronologischen Datums, also der 332 Tage, niedergeschrieben sein. Nach einer andern Auffassung jedoch[18]) könnte die erste Zeitangabe aus Dan. 12, 12 geflossen sein, wo 1335 Tage erwähnt werden[19]); Berial wäre Nero, von welchem man wähnte, er werde als Antichrist unmittelbar vor der Wiederkunft Christi zurückkehren (vgl. d. Art. Antichrist). Gegen die erste Erklärung spricht, daß bei derselben schon so frühzeitig sehr abenteuerliche Vorstellungen über Jesu Wiederkehr angenommen werden müssen. Da ferner die Schrift erst von Origenes angeführt wird, der dogmatische Charakter und die Schilderung des Verderbens in der Kirche (Cap. 3, 21 fg.), der Mangel an Beziehung auf die Zerstörung Jerusalems und die chiliastische Ansicht (Cap. 4, 15. 16) auf eine spätere Zeit[20]) hinweist, so ist wol diese mehr ideale Auffassung vorzuziehen. Der Aufsatz verhehlt also nicht, daß der Christenheit noch Gefahr drohe von Seiten des Antichrists, der erst noch erwartet wird, aber seine Bedrückung der Frommen geht schnell vorüber und dann ist das Loos der letztern überaus glänzend. Gesenius[21]) denkt sich als Zweck des Verfassers, seine chiliastischen Hoffnungen dadurch zu empfehlen, daß er sie einem alten berühmten Propheten in den Mund legt, nebenbei vielleicht auch noch zur Standhaftigkeit im Märtyrerthume zu ermuntern. Lücke dagegen behauptet[22]), wegen Mangels an bestimmteren Zeitbeziehungen im Einzelnen lasse sich der Zweck dieser Abtheilung ebenso wenig als der zweiten bestimmen; auch könne müßige Lust an Legenden und Apokalypsen und der gnostische Lehrtrieb überhaupt beide Producte hervorgebracht haben, „sodaß besondere bestimmte Zwecke überall nicht vorhanden waren." Sollte der Name 'Αναβατικόν auf diese erste Hälfte des Werks gehen, so läßt sich dafür nur Cap. 2, 9 geltend machen, wo der Tod der Frommen eine Himmelfahrt heißt. Daß der Urheber dieser Abtheilung ein Judenchrist war, steht fest nach der ganzen Einkleidungsweise und wegen der spätern jüdischen Sage vom Märtyrertode des Jesaias; außerdem sind eine Menge einzelner Züge darin, welche diesen Ursprung verrathen.

Der zweite Aufsatz hat die Überschrift: Vision, welche Jesaias, der Sohn Amoz, sah im 20. Jahre der Herrschaft des Ezechias, Königs der Juden. Sein Inhalt besteht der Hauptsache nach in Folgendem: Von Galiläa kam der Prophet im 20. Regierungsjahre des Hiskia nach Jerusalem und empfing in Gegenwart desselben und anderer Propheten eine Offenbarung. Während derselben war sein Blick verklärt, und das Leben schien fast entflohen. Nachdem der Zustand der Entzückung vorüber, berichtete Jesaias, was mit ihm vorgegangen (Cap. 7, 2—8). Ein ungemein glänzender Engel hatte ihn bis zu dem siebenten oder höchsten Himmel hinaufgeführt. Zuerst gelangte er mit ihm in das Firmament, wo Sammaël und seine Mächte in ewigem Streite liegen (Cap. 7, 9—12). Die folgenden fünf Himmel übertrafen einander, je höher sie lagen, durch immer größern Glanz; in der Mitte eines jeden dieser Himmel befand sich ein Thron mit einem darauf Sitzenden und zur rechten und linken Seite desselben Engel, von denen jedoch die zur Linken weniger Glanz besaßen (Cap. 7, 13—37). Im sechsten Himmel war kein Thron und unter den Engeln kein Unterschied, übrigens der dort herrschende Lichtglanz unendlich größer, als in den früher von Jesaias geschauten Himmeln. Von seinem Begleiter erfuhr er, daß er, wie dieser, zu den Bewohnern dieses Himmels ge-

15) Comment. über d. Jesaia. 1. Th. S. 48 fg. 16) Versuch einer vollständ. Einleit. in d. Offenb. Joh. S. 129 fg. 17) *Laurence* l. c. p. 156 sq. 18) Vgl. Gesenius, Comment. über d. Jesaia. S. 51 fg. 19) Drei Jahre zu 365 Tagen = 1095 Tagen, vier Monate zu 30 Tagen = 120 Tagen und drei Monate zu 31 Tagen = 93 Tagen, dazu 27 Tage beträgt grade 1385 Tage.

20) Lücke a. a. O. S. 140 u. Gesenius a. a. O. S. 51. 21) a. a. O. S. 50. 22) a. a. O. S. 140.

höre und wünschte, sogleich dort zu bleiben, worauf er aber erfährt, daß die Zeit dazu noch nicht erschienen sei (Cap. 8). Endlich gelangen die beiden Wanderer auch in den siebenten Himmel. Jesaias sieht dort nicht nur alle Frommen von Adam an, sondern auch Bücher über die Geschichte seines Volks, Kleider, Thronsessel und Kronen, für die bereitet, welche an Christus und sein Kreuz glauben. Die Geschichte Jesu wird ihm den Hauptpunkten nach mitgetheilt. Er sieht den Herrn selbst. Während der Führer ihn in den früher besuchten Himmeln hinderte, den auf dem Throne Sitzenden anzubeten, sieht er sich hier von ihm zur Verehrung Christi aufgefodert. Auch den heiligen Geist und Gott selbst zu sehen, wird darauf dem Propheten verstattet (Cap. 9). Er vernimmt auch den Befehl, daß der Herr zur Erde herabsteige und Mensch werde. Dies geschieht, und zwar erfolgt die Herabkunft stufenweise durch alle Himmel. Im sechsten Himmel wird der Herr noch erkannt und verehrt, aber vom fünften Himmel an nicht mehr (Cap. 10). Auf der Erde sieht Jesaias darauf, daß Maria aus David's Geschlecht, eine dem Zimmermann Joseph verlobte Jungfrau, schwanger ist; während sie mit diesem allein ist im Hause, erblickt sie plötzlich ein kleines Kind und fühlt sich ihrer Leibesbürde entledigt. Auch Joseph wird gewahr, was geschehen ist, erhält aber durch eine Stimme den Befehl, das Wunder Niemandem zu erzählen. Die ganze Lebensgeschichte Jesu erfolgt nun vor Jesaias' Augen; zuletzt sieht er ihn wieder gen Himmel steigen. Jetzt erkennen die Bewohner aller Himmel den Herrn und verehren ihn. Im siebenten Himmel setzt er sich zur Rechten Gottes (Cap. 11, 1—33). Das Gesicht schließt mit der Weisung, Jesaias solle zurückkehren in seine Hülle, bis seine Lebenszeit vollendet sei (Cap. 11, 34—35). Nachdem der Prophet die Erzählung vollendet hat, beschwört er den König, sie dem Volke nicht mitzutheilen. Aber Sammael, der Satan, veranlaßt wegen dieser Vision und Weissagung den Tod des Jesaias durch Manasse, obschon diesem von Hiskia im 26. Regierungsjahre des letztern alles dieses vorgelegt worden war (Cap. 11, 36—43). Der Hauptzweck des ganzen Abschnittes liegt nach Gesenius [23]) darin, das Verdienstliche des Märtyrerthumes recht ins Licht zu stellen. Manche sonderbare Vorstellung bietet diese Abtheilung dar, auf die schon Gesenius [24]) und Nitzsch [25]) aufmerksam machten. Die von Ang. Mai entdeckten Fragmente der lateinischen Übersetzung stimmen mit dem äthiopischen Texte fast wörtlich zusammen; aber die zu Venedig 1522 gedruckte Visio Isaiae weicht von beiden in mehren Stücken ab. Sie ist im Ganzen kürzer und gedrängter und läßt manches Auffällige, besonders in der Geschichte Jesu, hinweg [26]). Daraus folgert Lücke [27]) ganz richtig, daß diese lateinische Version einer spätern Recension folgt, worin man absichtlich das Anstößige möglichst zu verwischen strebte. Mehrfache Überarbeitung und willkürliche Textbehandlung ist ja in Erzeugnissen dieser Art gar nichts Ungewöhnliches [28]).

Man mag übrigens über dieses, wenigstens für die Dogmengeschichte und ältere jüdisch-christliche Literatur wichtige, schriftstellerische Erzeugniß urtheilen, wie man wolle, jedenfalls beweist dasselbe, daß damals, wo es entstand, Jesaias unter den Propheten des alten Bundes vorzüglich hoch geehrt wurde. Dies konnte wol auch nicht anders sein. Denn warum hätte das Ansehen, welches derselbe bei seinen Zeitgenossen sich erworben, sich nicht auch in der folgenden Zeit erhalten und wol noch erhöhen sollen? Auch an andern Spuren davon fehlt es nicht. Einen Beleg dazu gibt ja schon die Thatsache, daß die historischen Bücher der Wirksamkeit desselben mit einiger Umständlichkeit gedenken (2 Kön. 19 fg. 2 Chron. 32). Auch der Umstand, daß in der Sammlung seiner Aussprüche am Ende des Exils oder wahrscheinlich erst nach Schluß desselben so vieles Fremde ihm zugetheilt ist, lehrt deutlich genug, daß sein Name mit einem gewissen Glanze umkleidet war. Was David dem Hebräer für die lyrische Poesie und Salomo für die Gnomendichtung galt, das war Jesaias für die prophetische Rede. Und das mit vollem Rechte. Denn „er ist," wie Luther [29]) spricht, „voller lebendiger, tröstlicher, herzlicher Sprüche, für alle arme Gewissen und elende, betrübte Herzen; so ist auch der Dräusprüche und Schrecken wider die verstockten, hoffärtigen, harten Köpfe der Gottlosen genug drinnen, wo es helfen sollte." Natürlich wirkte aber die Verbindung seiner eigenen Reden mit den anonymen Abschnitten, welche auf Wiederherstellung des jüdischen Staates und damit verwandte Gegenstände sich beziehen, wiederum wesentlich dazu mit, seine Auctorität zu erhöhen. Denn man betrachtete sehr zeitig auch diese an sich sehr trefflichen Stücke als sein Eigenthum und fühlte sich demnach unstreitig vorzüglich durch das Genaue und Specielle der Voraussagung angezogen. Geleitet von der Voraussetzung, daß dieses Alles von Jesaias selbst ausgegangen sei, mußte man die prophetische Gabe desselben bewundern und anstaunen. Darum nennt ihn Sirach 48, 22. 24. 25 den großen, glaubwürdigen Propheten, welcher in mächtigem (μεγάλῳ) Geiste die zukünftigen Dinge sah und die Betrübten zu Zion tröstete; „bis zur Ewigkeit," setzt er hinzu, „verkündigte er das Zukünftige und das Verborgene, ehe es in Erfüllung ging." Josephus [30]) bringt sogar die von Cyrus ertheilte Erlaubniß der Rückkehr der Juden nach Kanaan mit der Orakelsammlung des Jesaias in eine sehr nahe Verbindung. Der persische König sei nämlich dazu bewogen worden, weil er im Buche des Jesaias die auf seine Person und Verdienste um das jüdische Volk bezüglichen Stellen gelesen habe [31]). Auch sonst ist er sei-

23) Comment. über d. Jesaia. 1. Th. S. 55. 24) a. a. O. 1. Th. S. 55. 25) a. a. O. S. 227 fg. 26) Vgl. Lücke a. a. O. S. 137. 138. Erleichtert ist die Vergleichung in dem von Nitzsch a. a. O. S. 217 fg. und von Gieseler a. a. O. S. 10 fg. veranstalteten Abdrucke. 27) a. a. O. S. 138.

28) Ausführlicheres hierüber wird mein Commentar zu den Anabatiken im 2. Bde. der Apokalyptiker der ältern Zeit enthalten. 29) Werke nach der Walch'schen Ausg. 6. Th. S. 10. 30) Antiquitatt. Judd. XI, 1. §. 1. 2. 31) Jahn, Biblische

nes Lobes voll und nennt ihn „unbestritten göttlich und in Wahrheit wunderbar"[32]). Philo von Alexandrien hat ihn zwar verhältnißmäßig wenig berücksichtigt; dagegen die neutestamentlichen Schriftsteller desto häufiger und am allermeisten Matthäus. Kein anderes prophetisches Buch hat im N. T. so viel Beachtung gefunden[33]). Die jüdische Grundlage für das Christenthum war auch in der That nirgends reiner und in so geistiger Form anzutreffen, als in der letzten großen Abtheilung des Jesaias (Cap. 40—66). Außerdem aber bot die nach ihm benannte Sammlung viele Anknüpfungspunkte für Ereignisse aus dem Leben Jesu dar, zumal nach der bei den damaligen Juden herrschenden Interpretationsweise auf den Wortsinn und den Zusammenhang der benutzten Stelle wenig gesehen wurde. Die Kirchenväter begegnen sich mit den Schriftstellern des N. T. in ihrer Hochachtung gegen Jesaias. Dem Eusebius von Cäsarea[34]) ist er der größeste der Propheten, dem Isidor von Pelusium[35]) der scharfsichtigste und zuverlässigste. Cyrill von Alexandrien[36]) bezeichnet ihn gar als einen Apostel, Evangelisten; ähnlich Hieronymus[37]), indem er als Grund hinzusetzt: „Ita enim universa Christi ecclesiaeque mysteria ad liquidum prosecutus est, ut non putes eum de futuro vaticinari, sed de praeteritis historiam texere." Vorzüglich gewannen Cap. 7. 49 und 53 ihm sehr viele Gönner und Freunde. Als sich daher Augustin nach seiner eben erfolgten Bekehrung bei Ambrosius erkundigte, welches biblische Buch er vorzugsweise lesen solle, schlug ihm dieser den Jesaias vor, und zwar, wie ersterer vermuthet, „quod prae caeteris evangelii vocationisque gentium sit praenuntiator apertior"[38]). Für die Juden fielen natürlich diese besonderen Gründe der Vorliebe hinweg. Allein der Inhalt bot doch des Anziehenden auch für sie genug dar, zumal durch die frohen Aussichten, welche sie neben den Drohungen verhießen, weswegen denn z. B. Abarbenel[39]) den Jesaias den übrigen Propheten vorzieht. Lebhafter Streit mit den Christen über manche von diesen auf Jesus bezogene Stelle (besonders Cap. 7. 53) erhielt das Interesse an demselben rege und that seinem Ansehen keinen Eintrag. Darum erklärt auch B. F. Guttenstein[40]): „Alle Ströme des Prophetengeistes vor ihm nahm Jesaias in sich auf und sandte sie wieder bereichert in die Zukunft aus, um in ihrem belebenden Laufe das glückliche Land zu segnen, das er in dem jetzt freilich gemishandelten Gebiet der Hebräer erblickte."

Und wahrlich! Jesaias war der ihm gezollten Achtung vollkommen würdig, wenn wir ganz absehen von dem Werthe seiner prophetischen Hinterlassenschaft und nur den Menschen ins Auge fassen, der sich darin abspiegelt, und seine nächste Wirksamkeit in dem ihm anvertrauten Berufe. Er hat die vom Leben ihm gestellte Aufgabe würdig gelöst und sich überall als einen Mann von Charakter bewährt, welcher sein Ziel unverrückt verfolgt. Dies zeigt sich ganz besonders unter dem Könige Ahas, dessen eigne Irreligiosität, sowie die frivole, götzendienerische, unsittliche Gesinnung und die lebenslustige Unbedachtsamkeit der ihm Ergebenen keinen empfänglichen Boden für den edlen Samen darboten, welchen der Prophet auszustreuen bemüht war. Die unkluge Politik, gegen Syriens und Ephraim's verbündete Scharen Assyriens Hilfe in Anspruch zu nehmen, konnte er nicht hindern, aber er zeigte doch, nachdem sein Rath verschmäht war, den Verblendeten die nothwendigen Folgen ihres Verfahrens ohne alle Schminke und Rückhalt. Auch unter Hiskia galt es, den Einfluß einer ähnlichen verderblichen Richtung zu neutralisiren und die auf Ägypten trauende Partei unschädlich zu machen, Assyriens drohende Stellung und die daraus entspringende Gefahr nicht zu verhüllen, sowie Muth und Hoffnung des geängsteten Volkes aufrecht zu erhalten. Und wer könnte leugnen, daß Jesaias auch damals die unerschütterliche Seelenstärke, die klare Einsicht in die schwierigen, verwickelten Verhältnisse, den Freisinn vor Hohen und Niedrigen, das unverbrüchliche Festhalten an dem Einen, was Noth that, bewies, und durch alles dieses den glücklichen Erfolg vorbereiten half, mit welchem Gott das Vertrauen seines Volkes belohnte. Als thätiges Glied in der Entwickelung der politischen Ereignisse mußte seine Rede sich meist in der Sphäre theokratischer Ideen bewegen; denn die Theokratie bildete für ihn das Richtmaß, wonach politische Maßregeln und Handlungen beurtheilt werden mußten. Es darf daher nicht auffallen, daß seine Weissagungen sich großentheils auf das Politische beziehen und daß das theokratische Element bei ihm schärfer hervortritt, als bei andern Propheten[41]). Übrigens soll damit nicht gesagt sein, daß moralische Strafreden bei ihm fehlten. Bei jedem Unbefangenen muß dieser Eindruck von der Lectüre des Jesaias zurückbleiben. „In den Weissagungen des Jesaja," sagt Hitzig[42]), „spricht sich ein Geist aus, ernst und kräftig, großartig und kühn, wie kein anderer. All sein Fühlen und Denken ist von den Grundideen des Hebraismus durchdrungen, diese sind in ihm lebendig, er selbst ist gleichsam ein theokratisches Individuum geworden. Die Gedanken, welche er daher ausspricht, sind demnach, wie dieser selbst, ernst, inhaltschwer und erhaben." Ähnlich Knobel[43]). Er bezeichnet den Charakter des Jesaias als großartig und herrlich, und ihn selbst als einen lebendigen und klaren, tiefen und ernsten, kräftigen und kühnen Geist. In seiner Persönlichkeit findet er Gradheit und Freimüthigkeit, unerschüt-

---

Archäologie. 2. Th. 1. Bd. S. 233. 234. (2. Aufl.) vertheidigt die Richtigkeit dieser Angaben des Josephus.

32) Antiquitatt. Judd. X, 2. §. 2. 33) Die einzelnen Stellen verzeichnet Gesenius im Comment. über d. Jes. 1. Th. S. 39. 34) Demonstr. evangel. V, 4. 35) Epist. L. I. 43 et 366. 36) Praef. in Jes. 37) Praef. ad Jes. ad Paulam et Eustochiam; epist. ad Paulinam. Vgl. auch *Augustinus*, De civit. Dei. XVIII, 29. 38) *Augustin*. Confess. L. IX. c. 5. 39) Vorrede z. Jes. 40) In seiner Compilation: Die prophetische Literatur der alten Israeliten. S. 75.

41) Schon Knobel (Der Prophetismus der Hebräer. 2. Th. S. 192) macht darauf aufmerksam. 42) Der Prophet Jesaias übers. u. ausgelegt. S. XXXIX. XL. 43) Der Prophetismus d. Hebräer. 2. Th. S. 192.

Digitized by Google

terliches Gottvertrauen und edlen Patriotismus als hervorstechende Züge[44]). Zu ihnen gehört unstreitig auch Unbefangenheit und Freiheit von Vorurtheilen, hohe Begeisterung für Wahrheit ohne den Zusatz irgend einer Schwärmerei[45]), ein reichbegabtes Gemüth und edle Mäßigung.

Die echten Orakel des Jesaias sind nicht blos nach ihrem Inhalte, sondern auch nach ihrer Form dem Ausgezeichnetsten aus der Blüthezeit der hebräischen Literatur beizuzählen und werden nur etwa von denen des Joel, Nahum und Habakuk an hohem dichterischem Schwung übertroffen. Meistens sind es eigentliche prophetische Reden in ernster, kräftiger und würdevoller Sprache, reich an Bildern, wie an Gedanken, gleich trefflich in der Anlage und Ausführung[46]). Warmes, lebhaftes Gefühl, feurige und bewegliche Phantasie geben seiner Darstellung Leben, Frische und Anschaulichkeit. „Die Sprache," sagt Eichhorn[47]), hierin unbestritten ein feiner und der Sache kundiger Beurtheiler, „ist überall dem Gegenstande genau angemessen und wechselt daher mit ihm. Wo er erzählt, da herrscht die höchste Simplicität; wo er ermahnt und straft, da trifft seine Rede tief und windet sich schauerlich ab; und wo er in die Zukunft besserer Zeiten blickt, da ringt er mit Bildern und kämpft mit Gleichnissen und Dichtungen, um ihr die höchste prophetische Würde zu geben." Als eines seiner ersten Verdienste vor vielen morgenländischen Dichtern betrachtet derselbe Kenner[48]) „die Concinnität des Ausdrucks, den schönen Umriß seiner Bilder und die sich immer fein abrundende Ausführung seiner Reden." Nach Hitzig[49]) ist der Styl in den Reden, „wie es dem Redner geziemt, nirgends schlichte Prosa, im Gegentheil edel, gedrungen und voll Kraft und Feuer." Nach Knobel[50]) „verräth Jesaia in jeder Darstellungsform seine Meisterschaft; seine Diction ist classisch; ihre Kürze und Gedrungenheit machen sie aber schwer." Das Wortspiel ist dem Jesaia nicht fremd, noch die Antithese und die Paronomasie[51]). „Durch alle seine Schöpfungen weht ein poetischer Hauch; seine Schilderungen beruhen auf einer frischen, lebendigen Naturanschauung, sind lebhaft, anschaulich, erhaben"[52]). Seine große Gewandtheit verstattet ihm, von seinen Bildern den verschiedenartigsten Gebrauch und oft unerwartete Anwendung zu machen; die Bilder selbst sind bezeichnend und die Vergleichungen desselben treffend[53]). Symbolische Handlung dagegen kommt nur wenig vor (Cap. 8. 20); die Prophetie in Gestalt der Vision nur einmal (Cap. 6). Grade bei dieser Gelegenheit aber bewährt sich der gebildete Geschmack und das feine Gefühl desselben auf eine glänzende Weise, zumal wenn man ähnliche Darstellungen in andern Propheten vergleicht[54]). Diese Vollkommenheit der Darstellungsweise bringt Gesenius[55]) auf die Vermuthung, der Prophet möge das im mündlichen, improvisirenden Vortrage Ausgesprochene beim Niederschreiben sorgfältiger ausgearbeitet haben. Der Fluß der Rede ist gewöhnlich rasch und gewaltig, ohne jedoch dadurch der Klarheit Eintrag zu thun. Oft ist strenge Abgemessenheit mit vieler Überlegung beabsichtigt und glücklich erreicht; oft findet aber auch das Gegentheil Statt, sodaß plötzlich ein Gegenstand verlassen und wie mit einem Sprunge ein anderer aufgefaßt wird[56]). Mangelhaft findet Eichhorn[57]), daß die gewählten Bilder zuweilen nicht fein genug fortgeführt werden und die dem Jesaias eigenthümlichen langen Enumerationen den Eindruck schwächen und ermüden. Indessen erinnert doch Gesenius[58]) nicht ohne Grund, daß beim mündlichen Vortrage die gehäuften Aufzählungen nicht ohne Wirkung geblieben sein mögen. Allerdings schreitet an manchen Stellen die Rede langsam fort und die Darstellung wird etwas breit[59]). Der Gebrauch symbolischer Namen gibt der prophetischen Rede etwas Eindringliches und Imponirendes, und Wahrzeichen erhöhen ihre Glaubwürdigkeit[60]). Der Rhythmus ist mit den übrigen Eigenschaften der Darstellung im Einklange, also, wie Knobel[61]) sich ausdrückt, „rasch und kräftig, voll und gemessen, bisweilen aber auch rauh und hart," oder hat, wie Hitzig[62]) sagt, „hinreichend Fülle und Gewicht, welches sich besonders auf das Ende der Sätze wirft und dieses gegen die Vorderglieder verstärkt, sodaß die Sätze sich oft im letzten Gliede eines Verses schön abrunden oder sich zu wohlgebauten Perioden vereinigen." Das Harmoniren der einzelnen Versglieder ist meistens regelmäßig und abgerundet; doch ergreift die Tiefe des Gedankens oder die Macht der Begeisterung den Propheten oft zu gewaltig, als daß die Gesetze des rhythmischen Ebenmaßes sich damit vereinigen ließen[63]). Außer einigen unvollkommenen Anfängen strophischer Anordnung der Verse (Cap. 2, 9 fg. 5, 8. 11. 18. 20. 21. 22) hat Jesaias Ein Orakel (Cap. 9, 7—10, 4) symmetrisch in vier gleichmäßige Strophen getheilt[64]).

Eigen, aber gewiß nicht durchgängig richtig, erklärt sich Hendewerk[65]) über das Formelle der Weissagungen des Jesaia. So ist es schon zu viel behauptet, wenn er annimmt, daß dieser Prophet die prophetische Rede zur eigentlichen Kunstgestalt erhoben oder ihr ihre Vollendung gegeben habe. Sie soll diese gewonnen haben „durch die Dreitheiligkeit der einzelnen Weissagungen, durch das Dramatische, welches sich an einzelnen Stel-

44) a. a. O. S. 193. 45) Hitzig, Der Prophet Jesaja übers. u. ausgelegt. S. XL. 46) Gesenius, Comment. 1. Th. S. 33. 35. 47) Einleit. ins A. T. §. 533. 4. Th. S. 140 fg. (4. Ausg.) 48) a. a. O. S. 142. 49) Der Prophet Jesaja übers. u. ausgelegt. S. XL. 50) Der Prophetismus d. Hebr. 2. Th. S. 194 fg. 51) Vgl. Gesenius, Comment. 1. Th. S. 33 fg. Hitzig a. a. O. S. XL. XLI. 52) Hitzig a. a. O. S. XLI. 53) Gesenius a. a. O. S. 34. Hitzig a. a. O. S. XLI.

54) Vgl. Eichhorn a. a. O. S. 141 u. Gesenius a. a. O. S. 34. 55) a. a. O. S. 35. 56) Hitzig a. a. O. S. XLI. 57) a. a. O. S. 143. Vgl. auch Hitzig a. a. O. S. XLI. 58) a. a. O. 1. Th. S. 34. 59) Vgl. auch Hitzig a. a. O. S. XLI. 60) Gesenius a. a. O. S. 34. 35. Knobel a. a. O. 2. Th. S. 194. 61) a. a. O. S. 195. 62) a. a. O. S. XLI. 63) Vgl. Knobel a. a. O. 2. Th. S. 195. 64) Vgl. Gesenius a. a. O. S. 34. Hitzig a. a. O. S. XLI. Knobel a. a. O. S. 195. 65) Des Propheten Jesaia Weissagungen. 1. Th. S. CXXVI fg.

Digitized by Google

len bemerklich macht, durch das Poetischmalerische der Darstellung, durch die weitere Ausbildung des elliptischen Wechsels in dem Parallelismus membrorum, durch das Verhältniß des zweiten Cyklus zum ersten und dritten." Das zuletzt Erwähnte bezieht sich auf die von Hendewerk beliebte, aber schwerlich allgemein ansprechende Eintheilung der echten Orakel des Jesaias, welche bereits früher zur Sprache kam, und da sie ohnehin die eigentliche Darstellung wenig angeht, hier nicht weiter berührt werden mag. Dagegen bedarf das Übrige und zwar vorzüglich der vorangestellte Punkt noch einiger Erläuterung. Ihn hatte Hendewerk schon vor Erscheinung seiner Erklärung zum Jesaia gelegentlich ausgesprochen[66]). Der erste Theil jeden Orakels des Jesaia, meint er, enthalte das Thema oder den Text, der zweite die strafende und drohende Ausführung desselben und der dritte den erhebenden und tröstenden Schluß oder den messianischen Abschnitt. Wahrscheinlich hat aber blos der Anfang einiger Orakel, wie Cap. 2, 2—4. Cap. 5, 1—4 in Verbindung mit den messianischen Aussichten am Schlusse mehrer Abschnitte zu dieser Meinung Veranlassung gegeben. Daß eine solche Trichotomie nicht überall deutlich hervortrete, sieht Hendewerk freilich wol ein, hat sich aber einmal in diese Lieblingsidee so verloren, daß er bei Cap. 1 zufrieden ist, in den letzten sechs Worten von V. 2 den Text (also den ersten Theil) zu finden, und für Cap. 17 in Cap. 7, 8—9. In einigen Orakeln soll Jesaias sogar „dadurch gleichsam sein Thema angeben, daß er unmittelbar am Anfange mitten in den Gegenstand hineinversetzt, den er nachher weiter ausführt oder doch gleich zu Anfange nennt und ganz kurz charakterisirt." Auch für den dritten Theil (messianischen Schluß) nimmt Hendewerk einen sehr verschiedenen Inhalt und Umfang in Anspruch, sodaß er z. B. bei Cap. 6 nur aus den drei Endworten in V. 13 besteht, dagegen bei einem andern Orakel (nach Hendewerk dem sechsten: Cap. 9, 7—12, 6 und 14, 24—27) ein ganzes Capitel (in jenem Beispiele das 11.) in sich begreift. Außer dieser angeblichen Dreitheiligkeit glaubt Hendewerk[67]) auch noch bei einzelnen Orakeln eine solche Gliederung entdeckt zu haben, „daß ein großes Gesammtorakel mehre kleine Partialweissagungen enthalte, die bisweilen auch noch einen besondern messianischen Abschnitt haben." Als Beispiel wird unter Anderem Cap. 33 aufgestellt. Dieses soll **drei** ganz vollständige Orakel umfassen, „von denen das erste seinen messianischen Abschnitt in V. 4—6, das zweite in V. 10—12, das dritte in V. 17—24 habe." Der elliptisch gebildete Parallelismus, auch Parallage elliptica von ihm genannt, auf welchen Hendewerk sichtlich großes Gewicht legt[68]) für die Charakteristik der poetischen Malerei des Jesaias, ist als einzelne Erscheinung von Gesenius[69]) schon erwähnt, gibt aber für das Gesammtbild der dichterischen Rede des Propheten einen sehr geringfügigen Nebenzug. Noch viel weniger läßt sich ausmachen, ob Jesaias die Anwendung desselben in Aufnahme gebracht habe. Wenn nämlich mehre Subjecte mit mehren Prädicaten zu verbinden sind, sodaß streng genommen von jedem einzelnen derselben die sämmtlichen Prädicate zu wiederholen wären, läßt sich Jesaias eine solche Geschmacklosigkeit nicht zu Schulden kommen, sondern vertheilt die Prädicate unter die einzelnen Subjecte, sodaß jedes von ihnen ein anderes empfängt.

Obgleich die unechten Abschnitte in Manier und Darstellung von den Jesaianischen sich sichtlich unterscheiden, so haben doch auch sie nach Eichhorn's Urtheil[70]) „zum Theil unverkennbare Schönheiten und reißen in vielen Stellen das Herz eines Lesers von Empfindung hin." Leichtere, fließendere, klarere, aber auch oft mehr gedehnte, breite, sich wiederholende Sprache läßt sich gar nicht verkennen; lebhafte, bilderreiche Schilderung und anschauliche, eindringliche, oft auch wahrhaft erhebende Darstellung nicht minder[71]). Veranschaulichung bezweckt wol auch die in einigen Stellen (Cap. 14, 4 fg. 26. 27. Cap. 12, 1 fg.) stark hervortretende Vorliebe für lyrische Poesie, welche dem Volke in den Mund gelegt wird. Auch Hitzig spricht mit großer Anerkennung über den Verfasser von Cap. 40—66, dem umfangreichsten unechten Stücke. „Ihn zeichnet," sagt er[72]), „vor andern Schriftstellern nach dem Exile Gewalt über die Sprache und leichte Handhabung des Ausdrucks aus, welche sich am hervorstechendsten in der Freiheit der Syntax kund gibt. Diese geht bei ihm über allen ältern Hebraismus hinaus und ihn selbst erreicht im Ganzen hierin kein späterer"[73]). Über die ästhetische Schönheit von Jesaias 13—14 sind alle Stimmen einig[74]); die rhythmische Anordnung ist sehr regelmäßig, sodaß der Vers gewöhnlich aus vier Gliedern besteht. Doch sind auch Verse mit zwei einander genau entsprechenden Gliedern, theilweise mit Vorschlag, oder mit einem dritten Satze als Nachsatz[75]). Die vorkommenden Verstöße gegen diese Norm möchte Gesenius[76]) von unserer Versabtheilung herleiten. Nach Hitzig[77]) fehlt dem Verfasser dieses Abschnittes das Kühne, Abgebrochene und Schroffe des Jesaianischen Ausdrucks; auch ist er ihm nicht originell genug. Nachahmung älterer Dichter, aber sehr glückliche, schreibt ihm auch Gesenius zu. Die Sprache bezeichnet Hitzig als „durchsichtig, regelmäßig und geglättet." In dem von Jesaias entlehnten Orakel (Cap. 15 und 16) findet Gesenius[78]) die Darstellung kurz, gedrungen, hart und schwierig, nach Art und Weise der ältern Propheten und den Styl dem des Micha am meisten vergleichbar; auch Knobel[79]) urtheilt nicht sehr günstig darüber. Ausführlich äußert sich Hitzig[80]): „Schwerfällig und langsam

66) Obadjae prophetae oracul. in Idumaeos. p. 27. 67) a. a. O. S. CXXVII. 68) a. a. O. S. CXXVIII fg. 69) Comment. üb. d. Jes. 1. Th. S. 435. 436 u. 591.

70) Einleit. ins A. T. §. 533. (4. Th. S. 139. 4. Ausg.) 71) Gesenius a. a. O. 1. Th. S. 35. 2. Th. S. 23. 72) Der Prophet Jesaja übers. u. ausgel. S. 472. 73) Vgl. auch Knobel, Der Prophetismus d. Hebräer. 2. Th. S. 341. 74) s. Knobel a. a. O. 2. Th. S. 350. 75) Gesenius, Comment. üb. d. Jes. 1. Th. S. 450 und Hitzig a. a. O. S. 154. 76) a. a. O. S. 450. 77) a. a. O. S. 154. 78) a. a. O. 1. Th. S. 507 fg. u. 511. 79) a. a. O. 2. Th. S. 150 fg. 80) a. a. O. S. 179. 180.

wälzt sich der Redestrom fort und auch zurück, indem sich der Verfasser unaufhörlich im Verhältniß von Grund und Folge herumdreht, sodaß כִּי und עַל־כֵּן oder לָכֵן immer wiederkehrend, fast die einzigen Conjunctionen sind, deren er sich bedient." Zugleich wirft er ihm Breite, Gedankenarmuth und Mangel an aller Kraft und Energie vor, elegische Zerflossenheit und Weichherzigkeit. „Wenn bei Jesaia die Worte oft kaum hinreichend sind, um die Ideen deutlich zu bezeichnen, hängen sie hier, wie ein zu weites Gewand, schlotternd um den Körper des Gedankens, welcher auf diese Art im Ausdruck verdünnt wird und durch das nimium entkräftet." Hitzig möchte die beiden Capitel der beschreibenden Poesie zuweisen; durch lebhaftes Auffassen der Zukunft als Gegenwart werde der Verfasser dramatisch, entferne sich aber dadurch von der Redeweise des Jesaias. Hendewerk ist mit diesem Urtheile sehr unzufrieden[81]), da er diesen Abschnitt für echt hält; Credner's gründliche Abhandlung[82]) darüber scheint ihm entgangen zu sein; wenigstens berücksichtigt er sie nicht. Er macht nur geltend, daß das Elegische und Weichherzige dem Jesaias nicht ganz fremd sei[83]), daß malerische Darstellung nothwendig breit werde und langsam fortschreite. Er meint, man könne übrigens den Verfasser eher der Hastigkeit, der übergroßen Eile und der zu geringen Ausführung beschuldigen[84]). Allerdings ist Manches von dem, was Hitzig diesen Capiteln als Eigenthümlichkeit anrechnet, auch im echten Jesaias anzutreffen. Darin hat also Hendewerk mit seiner Opposition gegen ihn Recht; allein es kommt hier so vieles zusammen, was dem unbefangenen Leser nothwendig als bei Jesaias ungewöhnlich auffallen muß. In Cap. 21, 1—10 ist nach Gesenius[85]) die Darstellung rascher, lebhafter und dramatischer, als in Cap. 13—14, sodaß das ganze, ohnehin schön in sich abgerundete Stück, einer schnell vorübergehenden Vision gleiche. Hitzig[86]) legt dem Verfasser dieses Abschnittes weniger Kühnheit der Phantasie, als dem von Cap. 13—14, bei; er sei „nur stark in der Schwäche." Nach Knobel[87]) ist dagegen die Darstellung lebhaft und anschaulich und die Fiction des Wächters sehr wirksam; die Prophetie selbst hält nach ihm die Mitte zwischen eigentlicher Vision und einfacher prophetischer Ankündigung. Über Cap. 24—27 ist das Urtheil allgemein nicht besonders vortheilhaft. Gesenius[88]), setzt sie den andern unechten Abschnitten nach, weil sie mehr Kunst und matte spielende Künstelei, als echte dichterische Begeisterung verrathen; die Schilderung der Zerstörung und die ganze Schreibart nennt er spielend, kalt und gesucht und voller Nachahmung[89]). Ähnlich Hitzig[90]). Er bemerkt darin den gesunkenen Geschmack eines spätern Zeitalters, welcher sich in gesuchten Antithesen, spielenden Paronomasien, frostigen Phrasen, zur Unwahrheit übertriebenen Bildern verrathe. Von Jesaia unterscheide sich der in wortreicher Breite ermüdende Verfasser dieser Capitel durch Mangel an Kühnheit und Feuer, und von dem „ohne Vergleich geschmackvollern, lebhaftern, plastischen" Urheber des letzten Abschnittes (Cap. 40—66) durch seine „fröstelnde Schreibart in bedeutungslosen Antithesen, Paronomasien und leeren Redensarten." Mit Recht sagt Knobel[91]), es ruhe auf der Darstellung dieser Capitel „eine gewisse Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit, Düsterheit und Unklarheit, welche das Verständniß derselben sehr erschweren." Da Hitzig demselben Verfasser von Cap. 24—27 auch Cap. 23 beilegt[92]), so war zu erwarten, daß er auch über die in letzterem herrschende Schreibart sich nicht günstig aussprechen würde. Und das hat er denn auch gethan[93]). Unjesaianisch sei darin die langsame Bewegung, die Wiederholung unbedeutender Gedanken, lahme, schwächende Anreden und matte Verse. Der Verfasser ist ihm zufolge „des Styls nicht mächtig, es fehlt ihm an Haltung, sodaß er V. 13 auf eine unerhörte Weise aus einem Begriff und einem Numerus in den andern hinübertaumelt." Hendewerk sucht dagegen[94]) dieses alles zu entkräften und kommt auf Gesenius' Urtheil zurück, welcher sagt[95]): „das Orakel schreitet nicht fort, sondern mit lyrischer Kühnheit versetzt der Prophet den Leser in die Scene und springt von einem Zuge zum andern. Statt der fließenden Sprache der spätern Zeit ist sie hier noch hart, fast wie im Orakel gegen Moab." In Cap. 34 und 35 ist endlich nach Gesenius' Urtheile[96]) Sprache und Einkleidung leicht und gebildet; nach Hitzig[97]) bewegt sich in Cap. 34, welches er nicht mit Cap. 35 als Ein Stück zusammenfaßt, aber doch Einem Verfasser beilegt, der Parallelismus so regelmäßig und läuft der Fluß der Rede so gleichmäßig und durchsichtig fort, als irgend im echten Jesaia; daneben findet er Wortreichthum und weitschweifige Breite. Knobel rühmt[98]) an Cap. 34—35 frische Lebendigkeit, kühnen poetischen Flug, meist glatten rhythmischen Vortrag, ebenmäßigen Parallelismus der Glieder und Reinheit der Sprache.

Den letzten Abschnitt der Jesaianischen Sammlung, nämlich die 27 Capitel 40—66, hat Fr. Rückert in seiner Übersetzung desselben[99]) in drei Theile oder Bücher zerlegt, jedes von 9 Capiteln. Da die Erläuterungen dazu der Übersetzung nicht nachgefolgt sind, kennen wir die Gründe nicht, welche ihn dazu bewogen haben. Allein Hitzig hat diesen Gedanken lebendig ergriffen[1]). Es fällt ihm natürlich nicht ein, die Zahl der Capitel zu urgiren, deren Bestimmung und Abgrenzung anerkannter

81) Des Propheten Jesaia Weissagung. 1. Th. S. 386 fg. 416 fg. 82) In den theologischen Studien u. Kritiken von Ullmann u. Umbreit. Jahrg. 1833. 2. Bd. S. 777 fg. 83) Mit Berücksichtigung der Äußerungen Hitzig's zu Jes. 22, 4 und zu Cap. 28. 84) a. a. O. S. 417. 85) a. a. O. 1. Th. S. 649 u. 650. 86) a. a. O. S. 241. 87) Der Prophetismus der Hebräer. 2. Th. S. 352. 88) a. a. O. 1. Th. S. 36. 86. 89) a. a. O. 1. Th. S. 758. 759. vgl. S. 36. 90) Der Prophet Jesaia übers. S. 297.

91) Der Prophetismus der Hebräer. 2. Th. S. 323. 324. 92) vgl. a. a. O. S. 297. 93) a. a. O. S. 272. 273. 94) Des Propheten Jesaia Weissagungen. 1. Th. S. 487. 488. 95) Comment. über d. Jesaia. 1. Th. S. 718. 96) a. a. O. 1. Th. S. 909. 97) a. a. O. S. 394. 98) a. a. O. 2. Th. S. 330. 331. 99) Hebräische Propheten übers. u. erläutert. 1. Lieferung. S. 1 fg.

1) Der Prophet Jesaia übers. u. ausgel. S. 457

Maßen erst lange nach dem Ursprunge der Sammlung im A. T. geschah, sondern er sieht darin nur ein Werk des Zufalls. Dagegen vertheidigt er die Eintheilung des großen Abschnitts in drei Stücke sehr lebhaft. Der Verfasser selbst scheint auch in der That selbst durch die Worte: „Kein Heil spricht Jehova (oder „spricht mein Gott") für die Frevler" am Schlusse von Cap. 48 und Cap. 57 die drei Stücke äußerlich aus einander gehalten zu haben. Auf diese Weise erhalten wir in dem trefflichen Abschnitt eine schöne und zwar vom Verfasser beabsichtigte und wohl bedachte Gliederung. Jede Gruppe rundet sich in jenem Gedanken ab. In Cap. 57, wo der Kehrvers (Refrain) zum zweiten Male erscheint, wird im 20. Verse darauf vorbereitet, am Schlusse des Ganzen aber (Cap. 66) ist derselbe Gedanke nur mit andern Worten ausgedrückt. Rückert hat auch noch eine andere Abtheilung in zwei Hälften: erste Hälfte, die des Hinaufsteigens (Cap. 40—53), Trostrede und zweite Hälfte, die des Hinabsteigens (54—66), Mahnrede. Auch dafür wird kein weiterer Aufschluß von ihm gegeben.

Daß ein Schriftsteller von solcher Bedeutung und so gewaltigem Einflusse, wie Jesaias, die exegetische Behandlung vor vielen andern lohne, war nicht schwer zu begreifen. Wir besitzen daher eine ansehnliche Reihe von Erklärungsschriften über diesen Propheten. Eine chronologische Aufzählung derselben geben das exegetische Handbuch im sechsten Stücke und Rosenmüller in seinen Scholien zu diesem Werke. Doch viel belehrender ist die von Gesenius gelieferte Zusammenstellung in der Einleitung zu seinem Commentar über den Jesaia (Cap. 2). Man findet hier keine bloße Nomenclatur, sondern eine tief eingehende Charakteristik der alten Übersetzungen, der patristischen und rabbinischen Auslegungen, sowie der neuern Übersetzer und Commentatoren. Auf eine solche Geschichte der Exegese, so nützlich sie auch ist, kann hier nicht eingegangen werden. Hier beschränken wir uns auf Angabe der hervorstechendsten Erscheinungen.

Schon als prophetisches Buch muß Jesaias dem Erklärer ungleich mehr zu schaffen machen, als viele andere Schriften des A. T., sowol in sprachlicher Beziehung, als in den Sachen, welche dabei zur Sprache kommen. Die oben dargelegten Verhältnisse aber, welche in dieser Orakelsammlung stattfinden, erweitern die Anfoderungen und Schwierigkeiten noch bedeutend. Der Zusammenhang der Gedankenreihe, die Abtheilung der einzelnen Orakel, die Untersuchung über ihre Echtheit und Abfassungszeit, die Bestimmung der Zeitumstände, worauf sie sich beziehen, bieten hier ein reiches Feld für fleißige, sorgfältige Forschung in buntester Mannichfaltigkeit. Bedenkt man nun noch, wie sehr die Ansichten über viele dieser Dinge bei namhaften Männern auseinandergehen und wie oft auch theologische Parteisucht sich einmischt und zu verwirren droht, so wird man wol zugeben, daß hier Aufgaben für Meister der Wissenschaft vorliegen und daher beklagen, daß an ihre Lösung nicht immer nur solche gegangen sind. Origenes hatte diesen Propheten erklärt, aber sein Commentar ist bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangen; wahrscheinlich haben aber viele andere Kirchenväter, besonders Hieronymus, aus ihm geschöpft. Dieser ist übrigens von den Erklärern unter den ältern christlichen Schriftstellern der beachtungswertheste, weil er allein auf den Originaltext zurückgeht. Sonst ist noch zu erwähnen Ephräm der Syrer, dessen Deutung sich freilich auf die syrische Version stützt, aber die der griechischen Exegeten bei weitem übertrifft. Von den Rabbinen sind auch für Jesaias Jarchi und Ibn Esra wichtig; ferner David Kimchi und Isaak Abarbenel. Von den Reformatoren besitzen wir allerlei über Jesaias. Von Luther freilich sind nur seine Vorlesungen darüber nach einem Collegienheft durch einen seiner Zuhörer erschienen (im sechsten Theile der halle'schen Ausgabe), aber von Zwingli kamen Contemplationes Isaiae prophetae (Turici. 1529. fol., auch in seinen gesammelten Werken) und von Calvin ein Commentar (Genevae 1750. fol. und 1583 auch in der Ausgabe seiner Werke T. IV. [Amstelod. 1671]). Beiden mangelte freilich noch ausreichende Sprachkenntniß, worin Ökolampadius (Hypomnemata in Esaïam. [Basil. 1525. 1567. 4.]) und Joh. Brenz (Esaias commentariis explicatus. [Francof. 1550 und in Opp. T. IV. p. 124. Tubing. 1675. fol.]) einen Vorsprung gewannen. Seb. Münster und Wolfg. Meusel oder Musculus (Commentarii locupletissimi. [Basil. 1570. fol.]) machten bereits Gebrauch von rabbinischen Commentarien, ebenso wie der Katholik Vatblé oder Watablus in seinen kurzen, aber sehr brauchbaren Noten zur Vulgata des Rob. Stephanus 1557. Seb. Chasteillon oder Castalio hatte seine elegante lateinische Übersetzung mit Anmerkungen (Basil. 1531. fol.) und der Portugiese Franz Forerius einen gelehrten Commentar (Venet. 1553 fol.) von großer Ausführlichkeit bekannt gemacht. Kasp. Sanctius' Comment. in prophet. majores et minores (Antw. 1621. fol.) ist einiger Beachtung werth. Vorurtheilsfreie und geschmackvolle Bemerkungen findet man in Hugo Grotius' annotationes (Paris 1644., auch in Calovius Biblia illustrata abgedruckt, jedoch mit Bestreitung des vermeintlich Heterodoxen; dann im dritten Bande der von Vogel und Döderlein besorgten Ausgabe von Grotius annotationes [Hal. 1775—76], sowie genaue gelehrte Erörterungen einzelner Stellen in den Animadversiones in V. T. libros von Louis de Dieu (Lugd. Bat. 1648. 4. wieder abgedruckt in seiner Critica sacra [Amstel. 1693. fol.] p. 190 sq. die Noten zu Jesaias]). Die sogenannten Critici sacri (Lond. 1660. fol. Amstel. 1698. Francof. 1696) enthalten im vierten Bande die Anmerkungen von Münster, Vatblé, Chasteillon, Clarius, Forerius, Joh. Drusius und Hug. Grotius. In Matth. Polus (eig. Poole) Synopsis criticorum aliorumque sacrae scripturae interpretum (Lond. 1669. 4. Francof. 1679. fol.) wird Jesaias im dritten Bande in der bekannten Weise dieses Werkes behandelt. Nach L. de Dieu macht die Erklärung dieses wichtigen Propheten zunächst keine sonderlichen Fortschritte, wenn ihr auch in einigen Schriften durch treffliche Materialien vorgearbeitet war. Alb. Schultens hat in seinen Animadversiones philol. et criticae ad varia

loca V. T. (Amstel. 1709, auch wieder in seinen Opera minora [Lugd. Bat. et Leovard. 1769.], über Jesaias p. 252 fg.) mehre interessante und schwierige Stellen beleuchtet. Johann Coccejus (Opp. ed. Amstel. 1701. fol. T. II.) in der Worterklärung nicht selten glücklich, ist bei seiner Vorliebe für das Typische gänzlich unvermögend, den richtigen Standpunkt für die Auslegung des Prophetismus zu gewinnen. Seb. Schmid's Commentarius super illustres prophetias Jesaiae (Hamb. 1702. 4.) ist nur aus Collegienheften zusammengestoppelt von Sandhagen, jedoch mit Erlaubniß desselben. L. Cappelle überläßt sich auch bei diesem biblischen Buche in seinen Comment. et notae criticae in V. T. (Amstel. 1689. fol. p. 492 sq.) seiner Verbesserungslust des Originaltextes nach den alten Versionen, und August Varenius (Comment. in Esaiam ed. *Fecht* [Lips. 1708. 4.]) unterbricht die Interpretation durch ganz fremdartige Gegenstände und ermüdet durch eine scholastische Methode. Dagegen ist sehr beachtungswerth der Commentar. in librum prophetiarum Jesaiae von Camp. Vitringa (Leovard. 1714 und 1720.; Basil. 1732. 2 Bde. Fol., andere Nachdrücke Herborn. 1715, Tubing. 1732). Er huldigt allerdings der typisch-prophetischen Erklärungsweise, ebenso wie Coccejus, und verwendet vielen Fleiß auf die Nachweisung, daß die Weissagungen auch wirklich in Erfüllung gingen, allein er bewährt sich auch durchgängig als einen tüchtigen gründlichen Kenner des biblischen Sprachgebrauchs, dringt ein in den Sinn der einzelnen Stelle mit unermüdlicher Sorgfalt und gibt denselben überall an, unter gewissenhafter Benutzung aller damals zugänglichen Hilfsmittel. Ehe Gesenius' ausgezeichnetes Werk erschien, konnte man allerdings mit dem verewigten J. G. Eichhorn (in mündlicher Äußerung gegen den Verfasser dieses Artikels) sagen: „Vitringa ist der eigentliche Commentator des Jesaias." Eine teutsche Übersetzung besorgte von dem oft verkannten und geringgeachteten Buche desselben Ant. Friedr. Büsching unter dem Titel: Camp. Vitringä Auslegung der Weissagungen des Jesaiä (Halle 1749 und 1751. 2 Thle. 4.), mit einer Vorrede von Mosheim. Das Typische und Mystische ist darin hinweggeschnitten. Gleichzeitig mit Vitringa half J. H. Michaelis durch Nachweisung der Verbal- und Realparallelen (am Rande der von ihm herausgegebenen Biblia hebraica (Hal. 1720), umsichtigere Exegese vorbereiten. Le Clerc (Clericus) ging bei seiner Deutung des Jesaias (Veteris Test. prophetae ... ex translatione *Jo. Clerici* cum *ejusd.* commentar. philolog. et paraphrasi in Esaiam etc. [Amstel. 1731. fol.]) nicht tief genug ein, um genügen zu können. Augustin Calmet aber (Commentaire literal sur tous les livres de l'ancien et nouveau Test. [Par. 1724. sq.]) empfahl sich durch fleißige Sammlung des historischen Materials, doch fehlt kritische Sichtung. Fast unbrauchbar wegen zu großer Willkürlichkeit sind auch bei Jesaias C. F. Houbigant's kritische Bemerkungen (an seiner Bibelausgabe Par. 1753. Fol., aber auch besonders abgedruckt Francof. 1777. 4. durch Veranstaltung von C. Fr. Bahrdt; die über Jesaias stehen hier T. II. p. 543 sq.]). Robert Lowth lieferte eine geschmackvolle englische Übersetzung des Jesaias mit Anmerkungen (Isajah. A new Translation with a preliminary dissert. and notes critical, philological and explanatory [Lond. 1778]. Die Textkritik desselben ist freilich nicht besonders zu loben und fand daher an Dav. Kocher (Vindiciae s. textus hebraei Esaiae adversus *Rob. Lowthii* criticam [Bern. 1786]) einen scharfen Gegner. Desto vorzüglicher ist aber die Bearbeitung in ästhetischer Rücksicht und Lowth erwarb sich durch sie das Verdienst, die ganz vernachlässigte dichterische Auffassung dauernd geweckt zu haben. Die von Richerz besorgte Übersetzung derselben (Rob. Lowth's Jesaias, neu übersetzt, nebst einer Einleitung und krit. philolog. und erläuternd. Anm. [Gött. 1779—81. 4 Bde.]) gewann noch bedeutend durch J. B. Koppe's Zusätze und Anmerkungen, welche nicht selten schätzbare Berichtigungen Lowth'scher Ansichten sind. In diesen Zusätzen hat Koppe auch seine Meinungen über die höhere Kritik der Jesaianischen Sammlung niedergelegt, welche freilich nicht vorsichtig genug sind und des innern Halts entbehren, aber doch sehr anregend gewirkt haben. H. E. G. Paulus (Philologischer Clavis über das A. T. Jesaias. [Jena 1793]) enthält für die historische Erklärung gute Beiträge, befriedigt aber desto weniger im philologischen Theile. G. L. Bauer's Scholien (*J. Chr. Fr. Schulzii* scholia in V. T. continuata. Vol. VIII. und IX.) sind flüchtig gearbeitet, ebenso die Bearbeitung von G. Chr. W. Augusti (im exegetischen Handbuch sechstes und siebentes Stück. [Lpzg. 1799 und 1800]), die blos auf cursorische Lectüre berechnet war. Die Scholien von E. F. K. Rosenmüller über Jesaias (Scholia in V. T. T. III., in drei Sectionen [Lips. 1791—93.] 2. Ausgabe auch mit dem Titel: Jesaiae vaticinia annotat. perpet. illustr. Vol. I—III. [1811—1820. 3. Ausgabe. 1829 fg.]) gehört zu den vorzüglichsten Partien des Scholienwerkes; besonders in den beiden letzten Ausgaben und in dem davon veranstalteten Auszuge (Scholia in compendium redacta Vol. II. [Lips. 1835]). Musterhaft und den verschiedenartigsten Ansprüchen genügend ist Wilh. Gesenius (der Prophet Jesaia übersetzt und mit einem vollständigen philologisch-kritischen und historischen Commentare begleitet; in drei Theilen [Leipz. 1820—21]); der erste Theil enthält die sehr gelungene, auch von Kleinert trefflich genannte und daher auch von de Wette in seine Bibelübersetzung fast unverändert aufgenommene Übersetzung (1829 erschien die 2. Aufl. davon); der zweite Theil die Einleitung und den Commentar zu Cap. 1—39 und der dritte Theil über Cap. 40—66. Die neuesten Erklärungsschriften sind von Ferdinand Hitzig (der Prophet Jesaia übersetzt und ausgelegt [Heidelb. 1833]), Franz Maurer (Comment. grammaticus criticus in usum academiarum [Lips. 1836]) und E. K. Hendewerk (Des Propheten Jesaia Weissagungen, chronologisch geordnet, übersetzt und erklärt; bis jetzt ein Bd. protojesaianische Weissagungen [Königsb. 1838]). Endlich gibt es auch sehr viele Übersetzungen des Jesaias, als von Vogel (Halle 1771), Struensee (Halberst. 1773), Walther (Halle 1774), J. D. Michaelis

im achten Theile seiner teutschen Übersetzung des A. T. und Moldenhauer (Quedlinb. 1780); durch sie hat jedoch die Deutung des schweren Buchs nichts gewonnen. Cube versuchte sich in einer metrischen Übertragung von Cap. 1—39 (Berl. 1785—86. 2 Thle.); einer ähnlichen Arbeit unterzog sich Krägel (Brem. 1790), beide aber fallen in den Fehler des Modernisirens. Seiler und Holster hatten bei ihren Übersetzungen (Erlang 1783, Hanov. 1819) nur das Praktische im Auge. Brauchbarer als alle die genannten ist die von Hensler (Hamb. und Kiel 1788), von Augusti in der von ihm und de Wette besorgten Bibelübersetzung (4. Bd. Heidelb. 1811). In J. G. Eichhorn (die hebräischen Propheten 1—3 Bd.) ist die Übersetzung des Jesaias zerstückelt, mit Inhaltsanzeigen und Anmerkungen. Von katholischen Übersetzungen ist die von Dereser zu erwähnen (die heil. Schrift des A. T. 4 Th. 1. Bd. [Frankf. a. M. 1808]), wovon Scholz die dritte umgearbeitete Auflage vor Kurzem (Frankf. a. M. 1837) besorgt hat. Es sind auch Anmerkungen dabei, doch ziemlich flüchtig gearbeitete. Von lateinischen Übersetzungen ist außer der Dathe'schen (Hal. 1779. ed. 3. 1831) die von Döderlein (Altdorf. 1775. 3. Ausg. 1789) nennenswerth. (*A. G. Hoffmann.*)

JESAN, Gebirge auf der japanischen Insel Nifon, auf der Ostseite des großen Binnensees Mitsu-umi belegen. Es ist hoch, bewaldet und mit 3000 Tempeln und vielen Dörfern bedeckt. Es scheint sehr unzugänglich zu sein, denn es diente den Bürgern der Residenzstadt Miaco bei Bürgerkriegen stets zu einem Asyle (Kämpfer II. S. 240), das jedoch dem Wütherich Nobunanga, der hier viele Tausende von Priestern und Landleuten erwürgen ließ, nicht unzugänglich blieb. — Den Vulkan Jesan, dessen Georgi (Russische Reise, 1775, I. 4.) als im N. von Japan, 7 Meilen von Nambu liegend und als häufig Bimssteine auswerfend gedenkt, hält Leopold von Buch (Geographie der Vulkane, Reihe der japanischen und kurilischen Inseln, Nr. 10) für identisch mit dem berühmten schneebedeckten Vulkan Pic Tilesius an der Sangarstraße, von dem in v. Krusenstern's Atlas eine Abbildung zu sehen ist. Wahrscheinlich ist er auch identisch mit dem Yake-Yama (d. i. der brennende Berg), dessen Klaproth (die Vulkane von Japan in Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie, XXI. S. 331—336) als auf der N. O. Halbinsel Nifons in der Provinz Mutsu oder Dosiu liegend und als den nördlichsten Vulkan Japans, erwähnt. (*Klaehn.*)

JESANA, JESCHANA, Stadt im Stamme Juda, unweit Bethel (2 Chron 13, 19). (*F. G. Crome.*)

JESARI, Stadt im Distrikte des Fürsten von Matsmaï auf der japanischen Insel Jesso, an der Tsukar-Straße gelegen. Der japanische Geograph Rinsifee von Sendaï bezeichnet sie in dem Commentar zu seiner Karte von Jesso als ein großes Handelsemporium. S. Klaproth in San Kokf Tsu Ran To Sets, ou Aperçu général des 3 royaumes, pag. 283. (*Klaehn.*)

Jesnu (Geogr.), s. Jesendorf.

JESBERG, vormals **JAGSBERG**, und **JAISBERG**, ein ehemaliger mainzischer, meistens unter dem Amtmann von Fritzlar stehender Burgsitz, jetzt kurhessischer Hauptort eines aus 18 Dörfern bestehenden Justizamtes auf der Landstraße zwischen Kassel und Marburg (4 Meilen von Morburg, 5 von Kassel), bestehend aus 119 Häusern und 936 Seelen. Das ganze Amt betrug nach der Zählung von 1830 1048 H. und 7041 Seelen. Die Lage der alten, schon im 13. Jahrh. erwähnten, Burg in einem engen, zum Löwensteiner Grund gehörigen Thale in der Nähe des alten Schlosses Löwenstein und am Abhang des Waldgebirges, welches sich vom Fuß des Kellerwaldes bis an die Schwalm erstreckt, ist sehr romantisch. Nachdem das Erzstift Mainz diesen Ort von den alten Burgbesitzern von Linsingen im J. 1241 erkauft hatte, findet man das Burglehn von Jesberg sammt der benachbarten Densburg meistens in den Händen der bei Homberg angesessenen Herren von Falkenberg, unter denen Kunzmann ein berüchtigter Raubritter im J. 1400 Theilnehmer des bei Klein-Englis in einem Hohlweg an dem designirten teutschen König, Herzog Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, verübten Mordes war. (Seine Gehilfen waren die Ritter von Löwenstein, Hanstein und Friedrich von Hertingshausen.) Seit 1403 bekamen die von Linsingen die Burg Jesberg pfandweise vom Erzstifte Mainz, und nahmen die Ritter von Löwenstein und Urf zu Ganerben. Im J. 1468 in der hessischen Bruderfehde, als Landgraf Ludwig Densburg und Schönstein verbrannte, wurde Jesberg beschossen, stark beschädigt und mit Sturm eingenommen. Im 16. Jahrh. nahmen die von Linsingen von den Landgrafen einen Theil des Gerichts zu Lehn, und im J. 1583 wurde zwischen Hessen und Mainz ein Vertrag geschlossen, wonach das Lösungsrecht des ganzen Gerichts (Jesberg, Hundshausen und Richerode) an Hessen mit der Bedingung übertragen ward, daß nach Erlöschung des hessischen Mannsstammes dasselbe ohne Erstattung des Pfandschillings und ohne Zurechnung ausgelegter Kosten an Mainz zurückfiele. Durch Vergleich mit den Herren von Linsingen gelangte hierauf 1586 das ganze Gericht mit allen Gerechtsamen der Landeshoheit völlig an Hessen-Kassel. Als im J. 1721 die hessische Linie der von Linsingen ausstarb, wurde das Lehn eingezogen, und vom Landgrafen Karl dem Prinzen Maximilian, seinem Sohn, ertheilt, der hier einen Schloßbau (jetzt das Amthaus) übernahm. Nach dessen Tode 1736 ist Jesberg ausschließlich landesherrliche Besitzung geworden. (Vergl. außer meiner hessischen Geschichte 2. u. 3 Bd. Wilhelm Bach's, Pfarrers zu Jesberg geschichtliche Nachrichten von dem Gericht und der Pfarrei Jesberg. Kassel 1828.) (*Rommel.*)

JESCHIL IRMAK oder auch **JEKIL IRMAK**, der Iris der Alten, ein nicht unbedeutender Küstenfluß im osmanischen Asien, hat auf der Gebirgskette Jildistagh unweit Karahissar seinen Ursprung, fließt nördlich von Tokat, wo er auch den Namen Tosan führt vorbei, bewässert die Landschaften Amasia und Dschanik, nimmt den Kuleihissar, den Lycus der Alten, auf, und mündet bei Samsun ins schwarze Meer. (*R.*)

Joschimon (bibl. Geogr.), s. Jesimon.

JESCHIN ein zur Herrschaft des Großherzogs von Toscana Swolleniowes gehöriges Dorf im rakonitzer Kreise des Königreichs Böhmen, nächst dem Städtchen Welwarn in sandiger, hügeliger Gegend gelegen, zwei Stunden von Schlan, dem Sitze des Kreisamtes entfernt, mit zwei Lehenhöfen, welche selbständige Dominien bilden, ihr eigenes Wirthschafts- und Justizamt haben und keiner andern Jurisdiction unterstehen. (*G. F. Schreiner.*)

JESCHKENGEBIRGE, das, eine Abtheilung des Isergebirges, welches sich in der Mitte des bunzlauer Kreises des Königreichs Böhmen auf dem Gebiete der Herrschaften Böhmisch-Aicha, Alt-Aicha, Lämberg, Grafenstein, Reichenberg, Morchenstern, Niemes, und Klein-Skal erhebt, den zwischen der Neiße, Kamenitz und Iser gelegenen Theil des Kreises ausfüllt und in seinem südwestlichen Ende mit Steilheit sich aus der Ebene desselben erhebt*). Es bildet die Wasserscheide zwischen dem Oder- und Elbegebiete, hängt am Schwarzbrunnenberge mit dem hohen Isergebirge zusammen, von dem es das Neißethal scheidet, und reicht im Osten bis an das Hochstädter-Gebirge, welches von ihm durch die Kamenitz getrennt wird Zu seiner höchsten Höhe erhebt es sich mit dem Jeschken, der 525 wien. Kl. über die Meeresfläche sich erhebt. Dieses 5 Meilen lange und 1¼ Meile breite Gebirge, von dessen höchstem Gipfel man eine der herrlichsten Aussichten über einen Theil Böhmens und der Oberlausitz hat, die von vielen Naturfreunden selbst der von der Schneekoppe im Riesengebirge vorgezogen wird, gehört seinem größten Theile nach zur Formation des kalkartigen Thonschiefers, welche viele Lager von körnigem Kalkstein enthält; in seinen höchsten Gegenden ist es, zunächst der Granitformation, aus Glimmschieferfelsen zusammengesetzt, und den Fuß des Gebirges bildet der Quadersandstein und der Plünerkalk, welcher sich überall längs dem Streichen dieses Gebirgszuges findet, da wo er sich aus der Ebene hervorhebt, ohne jedoch hoch an seine Gehänge hinaufzureichen. An der Nordwestseite erscheint jedoch in geringer Verbreitung die Übergangs-Formation, welche dort mit dem kalkartigen Thonschiefer verschmilzt, und nur durch einzelne vorkommende grauwackenartige Felsen und durch dichten grauen Kalkstein, in welchem sich jedoch keine Versteinerungen finden, charakterisirt wird. In einem schmalen Streifen erscheint endlich am südlichen Abhange auch die Formation des rothen Sandsteins. Merkwürdig ist am Fuße des Jeschken unterhalb Swietlay die sogenannte Teufelsmauer, ein mächtiger Basaltgang im Sandstein. (*G. F. Schreiner.*)

JESCHOW, slawisch Sezow, auch Jessow. 1) Ein mit gräflich Kolowrat-Krakowsky'schen Herrschaft Merklin vereinigtes Gut im klattauer Kreise des Königreichs Böhmen, welches im J. 1719 sammt Ptenin dem Grafen Valentin Hrzan von Harras gehörte. 2) Gross- und Klein-Jeschow, zwei zum Theile zum kletezkaer Freisassen-Viertel, zum Theile nach Tiehobus und Groß-Chyschka gehörige Dörfer. 3) Ein zum Gute des Klosters von Tersch Chudwein gehöriges Dorf im olmützer Kreise des Markgrafthums Mähren, in hügeliger Gegend gelegen, nach Lauka (czecher Decanat, Erzbisthum Olmütz) eingepfarrt, mit 15 Häusern und (1825) 112 slawischen Einwohnern, die sich vom Feldbaue nähren. (*G. F. Schreiner.*)

Jeschua s. **Jesua**.

JESD (يزد), Stadt in der persischen Provinz Farsistan, in einer schönen Gegend an der Grenze der großen Wüste von Kuhistan, war früher ein wenig bedeutender Flecken, der aber einem Distrikte, im Bezirk von Ißthachar, den Namen gab; ihre zum Handel günstige Lage aber machte sie bald so bedeutend, daß sie 20 Moscheen, 24 Karawanserais, 4 hohe Schulen und 35,000 Einwohner zählt, unter welchen letztern etwa 4000 Feueranbeter leben sollen. Besonders geschätzt werden die hier verfertigten seidenen Zeuge, deren eine Gattung Es-Sundus, السندس, genannt wird; ferner verfertigt man Shawls, Waffen verschiedener Art und unterhält Zuckerraffinerien. Jesd ist der Stapelplatz für den Handel von Hindustan und Bochara, von wo Kaschmirshawls, indischer Stahl, Schaffelle durch Karawanen herbeigeführt werden, während man aus dem westl. Persien, namentlich aus Schiras und Ißfahan, europäische Waaren, Kupfer, Seide bringt. Die Umgegend, von dem kleinen Flusse Mehris bewässert, ist fruchtbar und besonders durch die in etwa 15 Dörfern lebenden Feueranbeter wohl angebaut; man erzeugt vortreffliche Feigen, Trauben, Melonen, Seide. (*J. H. Möller.*)

JESDÂD (يزداد). — Abu' lhasan Ali Ben Musa Ibn Jesdâd Ami, der Hanefit und Scheich seiner Lehre, ist uns als Verfasser eines Werkes über die im Koran enthaltenen gesetzlichen Bestimmungen unter dem Titel Ahkâm El-Coran bekannt geworden. Er starb im J. 305, d. i. 917 oder 918 n. Chr. Über seine sonstigen Lebensverhältnisse findet sich nach den jetzt gedruckten Nachrichten nichts vor. (*Gustav Flügel.*)

Jesdegerdes s. **Isdegerd**.

JESDI (oder **JEZDI**, d. i. gebürtig aus Jesd oder Jezd, einer bekannten Stadt Persiens) ist der Name mehrer bedeutenden Muhammedanischen Schriftsteller, unter denen Scheref-ed-din Ali bis jetzt die meiste Anerkennung gefunden hat. Er ist Verfasser der von Petis de la Croix, dem Sohne, übersetzten und durch dessen Sohn herausgegebenen Biographie des Timur unter dem Titel Histoire de Timur-Bec (zuerst Paris 1722, 12., 4 Bde. alsdann 1723 zu Delf rc.), und da er Zeitgenosse seines Helden war, verdient sein ursprünglich persisch geschriebenes Werk um so mehr Aufmerksamkeit. Es führt den Titel Safer-nameh, d. i. Siegesbuch, oder Tarichi Timur, „Geschichte Timur's," und wurde auf Befehl des Mirsa Ibrahim Ben Schahroch, eines von Timur's Enkeln in Schiras geschrieben und 828 (beg. 23. Nov. 1424)

---

*) s. L. M. Zippe's allgemeine Übersicht der physikalischen und statistischen Verhältnisse des bunzlauer Kreises, in J. G. Sommer, Das Königreich Böhmen; statistisch-topographisch dargestellt (Prag 1834). 2. Bd. S. XIII. XVI. XVII. XVIII. XIX. 228. 240. 274. 279. 289 u. m. A.

Digitized by Google

vollendet. Jesdi galt gleich vom Anfange an als ein Muster für den Geschichtsstyl und als eine der gründlichsten Quellen, aus denen alle spätern Historiographen, die sich mit Timur beschäftigten, geschöpft haben. Ibn Arabschah, der zu sehr Dichter war, muß ihm weichen, und die eingewebten geographischen Notizen sind noch von einem besondern Werthe. Muhammed Ben Ahmed Adschemi übersetzte es ins Türkische, und das spätere Herrscherhaus aus Timur's Geschlechte ließ es von Neuem überarbeiten. So kam die sich vom J. 982 (beg. 23. Apr. 1574) datirende Redaction unter dem Titel Measurât sâhib carâni, d. i. „die Siegerkronen des Unüberwindlichen" zu Stande. Dieselbe ist vorzüglich reich an Nachträgen. Über den Verf. gibt de la Croix und Wahl nichts mehr und nichts weniger, als was etwa Hadschi Chalfa (z. B. Tom. II. n. 2190) von ihm anführt. Daß er mit schöngeistigen Arbeiten, die alle in einem glänzenden und fortreißenden Style geschrieben waren, sich beschäftigte, beweisen die uns von ihm bekannt gewordenen andern Schriften, z. B. seine Sammlung von Wortspielen und Räthseln (حلل المطرز في فن المعما واللغز), aus der er nicht nur selbst einen Auszug des Bessern herausgab, sondern auch der bekannte große Dichter und Mystiker Dschami. Ferner schrieb er einen nennenswerthen Commentar zu dem bekannten Lobesgedichte Muhammed's, die Burda, und eine Abhandlung über die talismanischen Buchstaben- und Ziffer-Quadrate. Er starb um 850 (1446).

2) Ein zweiter Geschichtschreiber aus demselben Orte ist Moîn-ed-dîn, von dem wir eine Geschichte der Dynastie der Mosafferiden unter dem Titel Mewâhib Alehî (*Hadschi Ch.* II. n. 2061) besitzen, in der er die höhere oder hochtrabende Schreibweise des Wassâf nachahmt. Auch machte derselbe eine persische Übersetzung der arabisch geschriebenen philosophischen Schrift des Schehâb ed-din Soharawerdi bekannt unter dem Titel: رشف النصايح الايمانية وكشف الفضايح اليونانية, bestehend aus 15 Capiteln und zwei Schlußworten. Er starb nach 757, d. i. 1356.

3) **Abdallah Ben Schehâb-ed-dîn Jesdi**, Verfasser von sehr gepriesenen Glossen zu dem Commentar Motawwel des rhetorischen Werkes Talchis el-miftâh (vgl. *Hadschi Ch.* Tom. II.), den er in der Akademie Mansurije in Schirâs zu Ende des J. 962 (beg. 26. Nov. 1554) oder 972 (beg. 9. Aug. 1564) vollendete.

4) Der Richter **Masûd Ben Hosein Jesdi**, der im J. 571 (beg. 22. Jul. 1175) starb, gab einen Commentar zu dem kleinen Sammler über die abgeleiteten Hanefitischen Rechtslehren von Scheibani heraus, und betitelte ihn El-Tacsim we El-Teschdschîr (vgl. *H. Ch.* II. S. 556).

5) **Abu Hâmid Muhammed Ben Muhammed Jesdi**, ein Schafiit, dessen Todesjahr unbekannt ist, ist Verfasser einer Abhandlung über die Topik unter dem Titel: Mustalih. (*Gustav Flügel.*)

JESDSCHUAST, feste Stadt südwestl. von Jesd in der pers. Provinz Farsistan am östl. Ende einer Schlucht, auf einer felsigen Anhöhe mit einer Karawanserai, einer Moschee und dem Grabe eines Imamsade. Die Stadt hat 2000 Einwohner, welche Baumwolle, Reis, Getreide bauen, aus welchem letztern vorzüglich gutes Brod gebacken wird. Die Stadt dient als Grenzfestung zwischen Farsistan und Irak adschem. (*J. H. Möller.*)

JESELNICZA, JESHELNICZA, ein zum Gebiete des wallachisch-illyrischen Regiments des temesvarer Generalats gehöriges Dorf der banatischen oder ungarischen Militairgrenze, unfern des linken Donauufers, am Fuße des untern Klissuragebirges gelegen, ungefähr [illegible] Meile südsüdwestlich von Alt-Orsova entfernt, mit 86 Häusern und 521 Einwohnern. Zwischen hier und den gegenüberliegenden Gebirgen Serbiens ist die Donau mächtig aufgeregt. (*G. F. Schreiner.*)

Jesebel, s. Isebel.

JESENDORF oder **JESAU**, ein Pfarrdorf des mecklenburgischen Amts Mecklenburg mit 450 Einwohnern. (*Rüder.*)

Jesenitz, s. Jeszenicz.

Jesenitze, s. Asling.

JESERAZ auch **JEZERAZ**, ein periodischer See, im Kreise von Makarska des österreichischen Königreichs Dalmatien, dessen größerer und zum Anbaue günstigerer Theil aber schon dem türkischen Reiche angehört, welcher nur ein Paar Miglien vom See Rastoch entfernt ist. Er wird von dem Abflusse des Wassers gebildet, welches sich in dem benachbarten höher liegenden Thale von Glinbuschi sammelt, das schon jenseit der österreichischen Grenze liegt. Dieses Thal wird nämlich von dem Flüßchen Trebisat durchströmt, welches in den Regenmonaten seine Ufer überschreitet und das Thal mit Wasser anfüllt, das sich dann durch unterirdische Wege verliert und sowol diesem See als auch dem See Jezero das Dasein gibt. Auch an diesem See bemerkt man verschiedene Einsenkungen und Schlünde, davon mehre die Eigenschaft haben, daß sie das Wasser ausstoßen, andere, daß sie dasselbe einsaugen. Der Jeseraz scheint ebenso wie der benachbarte Rastoch durch das Gewässer zu entstehen, welches in den Schlünden des türkischen Gebietes eingesaugt und auf dem österreichischen ausgestoßen wird. Längs dieser beiden Seen läuft auf dem Abhange des Berges, der sie von dem See Jezero trennt, die Hauptstraße dahin, die von Vergeraz in das Narentagebiet führt. Im ausgetrockneten Zustande wird auch dieser See, gleich den beiden andern angeführten, zum Anbaue früh reifender Getreidearten benutzt*). (*G. F. Schreiner.*)

JESERITEN, ein slawisches Volk im Peloponnes, welcher um die Mitte des achten Jahrhunderts von Slawen ganz überschwemmt wurde[1]). Sie bewohnten, nebst den Milengern, die südlichen Gebirge des Peloponnes (Morea), und konnten, sowie die Milenger, von den byzantinischen Truppen, welche der Hof von Constantino-

*) s. J. G. Sommer's Taschenbuch zur Verbreitung geogr. Kenntnisse (Prag 1833). 11. Jahrg. (für 1833). S. 11 u. 12.

1) *Πᾶσα ἡ Πελοπόννησος ἐσλαβώθη καὶ γέγονε βάρβαρος.* (Stritter's Auszüge aus den Byzantinern.)

Digitized by Google

pel um die Mitte des neunten Jahrhunderts zur Besiegung und Unterjochung dieser Slawen dahin gesandt hatte, nicht unterjocht werden, sondern sie verstanden sich blos zu einem mäßigen Tribut an den byzantinischen Hof [1]). (*Rumy.*)

JESERNIK, slawisch Gezernic, Jeszernice, ein zur fürstlich Dietrichsteinschen Fideicommißherrschaft Weißkirch gehöriges Dorf im prerauer Kreise des Markgrafthums Mähren, am Fuße des Gesenkes, eine halbe Stunde nordostwärts von Leipnik gelegen, mit 101 Häusern, 720 slawischen Einwohnern, welche sich nur von der Landwirthschaft nähren, einer im J. 1785 gestifteten Localkaplanei, welche als Pfarre schon im 15. Jahrh. bestand, später aber wieder einging, zum leipniker Decanate des olmützer Erzbisthums gehört und unter dem Patronate des Religionsfonds steht, einer dem h. Martin geweihten katholischen Kirche, Schule, Erbrichterei, drei Mühlen und zwei Bretsägen. Schon im J. 1351 gehörte dieses Dorf zu dem jetzt mit der Herrschaft Weißkirch vereinigten Gute Drahotusch. (*G. F. Schreiner.*)

Jesewang (Geogr.), s. Jessenwang.

JESI, Stadt und Bischofssitz im Kirchenstaat, Delegation Ancona, nahe am Flecken Jesino oder Esino auf einer Anhöhe. Sie ist von einer mit starken Thürmen besetzten Mauer umgeben, hat drei große Plätze, eine Kathedrale und sechs Parochialkirchen, 6000 Einwohner, welche Strumpfwirkerwaaren, seidene und wollene Zeuge nebst Hanfleinwand verfertigen, und einen beträchtlichen Handel mit Fabrikerzeugnissen und Producten der Umgegend, namentlich Wein, Öl, Getreide, treiben, der durch fünf große jährliche Märkte befördert wird. Man findet hier viele Alterthümer. (*J. H. Möller.*)

JESID (يزيد, weshalb richtiger JEZID), ist ein in der Muhammedanischen Welt weit verbreiteter beliebter Name selbst unter Fürsten und andern angesehenen Männern. Unter jenen, die diesen Namen führten, stehen obenan die drei Khalifen Jesid I., II. und III., aus dem Hause Omaija, über welche das Nöthige 3. Sect. 3. Th. S. 376. 378 und 379 beigebracht worden ist. Sonst erwähnen wir theils nachholend, theils selbständig:

1) Jesid Ben Moawija, seines Namens der Erste aus dem Hause Omaija (s. a. a. O. S. 376)), ist uns durch eine später veranstaltete Sammlung seiner Poesien als Dichter bekannt geworden. Zuerst erschien sein Divan durch die Sorge des Abu Abdallah Muhammed Ben Omran Marzobani aus Bagdad in einem schwachen Bändchen von nur 30 Blättern; bald aber gingen mehre Gelehrte an dasselbe Unternehmen, mischten viel Fremdartiges unter, was den Jesid nichts angeht, bis spätere Redactionen wieder zu sondern anfingen und durch Andeutungen das Echte vom Unechten ausschieden. Allgemein aber erkannte man die ausgezeichnete Vortrefflichkeit der fürstlichen Dichtergabe an.

2) Jesid Ben Harûn Ben Sâdân (زاذان) Solemi Wasiti, d. h. aus Wasit gebürtig, oder sich daselbst aufhaltend, war einer der Imame, der als Überlieferer der Aussprüche Muhammed's großes Ansehen genoß. Er selbst hatte zu seinen Lehrern in der Überlieferungskunde den Schoba, Thauri, Malik, die beiden Hammad, den Ibn Ishak u. A., und zog selbst wieder achtbare Schüler, wie den Ahmed, Jahja, Ishak, Ibn-elmedini, die seinen Namen mit Verehrung nennen und vorzüglich sein treues Gedächtniß hervorheben. Unter seinen Werken führen die spätern Gelehrten einen Commentar des Korans an, streiten sich aber über das Jahr seines Todes. Während Abu'lcheir ihn 117 (beg. 735 Chr.) sterben läßt, setzt Dzehebi seinen Tod zu Anfange des J. 206 (beg. 6. Juni 821).

3) Der Imam Abu Sakarija Jesid Ben Muhammed Ben Ijâs aus dem Stamme Asd (ازدي), wird als Verfasser einer Geschichte Mosul's genannt, wo er auch das Richteramt verwaltete. Gewöhnlich führt er den Namen Abu Zakarija, und hinterließ als einen nennenswerthen Schüler in der Rhetorik den Ibn Dschemi. Er starb im J. 334 (beg. 13. Aug. 945).

4) Der Dichter Jesid Ben Muhammed, zu dem Stamme Mohalleb gehörig, blühte zur Zeit des abbasidischen Khalifen Motewakkel zu Anfange der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. Abulfeda (Ann. Mosl. II, 200) erwähnt einige Verse, die er gelegentlich bei der beabsichtigten Uebersiedelung mehrer Verwaltungszweige aus Irak nach Damascus sprach.

5) Jesid Ben Ibrahim Coscheiri aus Basra (lebte im 2. Jahrh.), war ein glaubwürdiger Traditionslehrer, ein Schüler des Hasan, Catada, Ibn Sirîn und Anderer, und Lehrer des Ibn Mehdi und Ibn-elmobarek.

6) Gleiches Verdienst um dieselbe Wissenschaft hatte Jesid Ben Abi Habib, genannt Soweid El-Asdi, aus Ägypten, der den Salim, Nafi, Akrama, Ata zu Lehrern und den Soleiman Teimi, Leith u. A. zu Schülern hatte. Er starb 128 (beg. 3. Oct. 745). Ebenso zeichnete sich

7) Abu Moawija Jesid Ben Seri (زريع) Aischi aus Basra aus. Auch er hatte den Schoba, Thauri, Said Ben Aruba zu Lehrern, und unter seinen Schülern befand sich Ibn-elmedini, Coteiba und Andere. In Basra, wo er 182 (beg. 22. Febr. 798) starb, galt er als einer der zuverlässigsten in seiner Wissenschaft.

8) Abu'lfadhl Jesid Ben Abdrabbihi Zobeidi, war Gebetausrufer in Hams (Emessa), fand aber auch als Traditionslehrer Beifall; Ahmed und Abu Dawud wurden seine bedeutendern Schüler. Er starb 224 (beg. 23. Nov. 838).

9) Abu Hafsa Jesid, nach Einigen ein Jude, der sich später zum Islam bekannte, nach Andern einer der zu Istachar gemachten Gefangenen, wurde vom Khalifen Othman gekauft, der dem Merwan, Hakim's Sohne, ein Geschenk mit ihm machte. Merwan schenkte ihm die Freiheit und gab ihm eine seiner Beischläferinnen, von der er eine Tochter, Hafsa, hatte, zur Frau. Jesid nahm diese mit in sein Haus, und erhielt so den Beinamen: „Vater der Hafsa." Er selbst und sein Sohn waren nach dem Kitâb elaghâni, das mehre Proben ihrer Kunst aufbewahrt hat, Dichter. Einer seiner Nachkommen, Merwan, gewöhnlich der

[1]) s. Stritter's Auszüge aus den Byzantinern.

Sohn des Abu Hafsa genannt, war ebenfalls Dichter, und vielleicht einer der geizigsten und theuersten, indem er sich für jeden Vers, den er zum Lobe der abbasidischen Khalifen, unter denen er lebte, machte, von diesen (z. B. von Mehdi) 1000 Dirhem zahlen ließ.

10) Jesid Thalebi (And. Taghlebi), ein Sohn des Dharar oder Dhirar und Bruder des Dichters Schammâch (شماخ), war selbst Dichter, und führt als solcher von einem Verse, den er machte, und in welchem das Wort Mozarrad „(مزرد) geharnischt" vorkommt, den Namen Mozarrad oder Mozarrid.

11) Jesid, ein Sohn des Asad, der zur Zeit Muhammed's den Islam angenommen hatte, war der Großvater des berühmten Statthalters von Medina und Irak, Chalid, des Sohnes Abdallah's.

12) Abu Dschafar Jesid Ben-elcacâa (ابن القعقاع) ein Freigelassener des Abdallah Ben Aijasch Ben Abi Rebîa, gewöhnlich Medeni, d. h. der aus Medina genannte, ist einer der berühmtesten Koranleser und Korankritiker, der unter seinen Lehrern auch seinen frühern Herrn zählte. Ferner hörte er über diese Wissenschaft den Abdallah Ben Omar Ben-elchattab und Merwan Ben-elhakim. Unter seinen Schülern zählte er den Nafi Ben Abd-el-rahman und den Soleiman Ben Moslim. Vorzüglich rühmt man seine Zuverlässigkeit. Er las in Medina in der Moschee des Propheten und starb auch in dieser Stadt 132 (beg. 20. Aug. 749), (nach Andern 128, oder 133). — Vgl. Ibn Challikân n. 824.

13) Abu Ruh Jesid Ben El-Cari, ein Freigelassener der Zobeiriden, ebenfalls ein ausgezeichneter Koranleser in Medina, der unter andern den Abdallah Ben Abbas Ben Abi Rebia Machzumi zum Lehrer hatte. Der vorhergenannte Nafi war auch sein Schüler. Jesid starb 130 (beg. 11. Sept. 747).

14) Abu Chalid Jesid Ben-elmohalleb Ben Abi Sofra aus dem Stamme Asd, der bekannte Statthalter Chorasan's, trat nach seinem Vater, der ihn zum Nachfolger ernannt hatte, sogleich die Regierung jener Provinz in einem Alter von 30 Jahren an. Dennoch setzte ihn der Khalife Abdolmelik Ben Merwan nach dem Rathe des Heddschadsch ab und gab seine Stelle dem Coteiba Ben Moslim. Trotz dem, daß Heddschadsch des Jesid Schwester Hind geheirathet, suchte er den Schwager, den er als einen Nebenbuhler in seinem Posten fürchtete, so unschädlich als möglich zu machen. Der sonst selbst von Allen mehr als gefürchtete Statthalter Iraks ging in seiner Besorgniß so weit, daß er alle Astrologen und wer sich sonst auf Sterndeutekunst verstand, über seinen möglichen Nachfolger befragte, und da zum Unglück die Antwort auf einen Mann Namens Jesid fiel, so erkannte er in diesem Niemand als seinen Schwager, der aus dem Gefängnisse nach Ramla in Syrien zum Soleiman Ben Abd-el-melik entfloh. Dieser empfahl ihn seinem Bruder Welid Ben Abd-el-melik, der ihn auch wirklich in Schutz nahm, und als Soleiman selbst Khalif geworden, machte er ihn zum Gouverneur von Chorasan, in welcher Eigenschaft er Georgien (Dschordschan), Taberistan und Dihistan eroberte und Irak erhalten sollte. Da starb Soleiman, worauf Jesid nach Basra ging. Ein abermaliger Feind, Adi Ben Ertad, nahm ihn hier gefangen und schickte ihn gefesselt an Omar Ben Abd-el-aziz, der ihn ins Gefängniß warf. Aus diesem entfloh er nochmals glücklich und rettete sich nach Basra. Auch Omar starb, allein sein Nachfolger Jesid Ben Abd-el-melik wollte ihm ebenso wenig wohl, schickte vielmehr seinen Bruder Moslima gegen ihn, der ihn tödtete. Nach Ibn Asakir war Jesid unter Soleiman Emir von Basra, Omar aber setzte ihn ab und gab seine Stelle dem Adi. Nach Asmai war vorzüglich die durch Heddschadsch über Jesid verhängte Haft hart und peinvoll, die er sich nur durch schweres Lösegeld etwas erleichtern konnte.

Daß Jesid große Eigenschaften besaß, geht schon aus den kurz angegebenen Berichten hervor. Unter diesen war eine der glänzendsten seine Freigebigkeit, die ihn selbst im Gefängnisse für drei Verse einem Dichter 100,000 Dirhem und auf seiner Flucht nach Syrien für einen Trunk Milch an Araber 1000 Dirhem zahlen ließ. Andere Erzählungen ähnlicher Großmuth finden sich mehre bei Ibn Challikan. So ließ er einmal einem Haarscherer (Friseur) nach einander, um der Anwendung willen, die dieser von dem Gelde machen wollte, 4000 Dirhem auszahlen, sodaß die Geschichtschreiber darin übereinstimmen, daß während der Herrschaft der Omaijaden die Mohallebiden ebenso freigebig (d. h. am freigebigsten) wie die Barmekiden unter den Abbasiden gewesen wären. Allein dieses Geschlecht war nicht weniger muthig im Kampfe, und auch hiervon führt Ibn Challikan mehre Beispiele an. Dennoch erfuhr er das wechselvollste Schicksal und ward ein Opfer fremder Laune. Abdolmelik bestätigte ihn wirklich als Nachfolger seines Vaters mit der Einwilligung des Heddschadsch, und als dieser ihn absetzte (85, beg. 14. Jan. 704), gab jener nur ungern nach. Als er neun Monate bei Soleiman zubrachte und ihn Jemand fragte, warum er sich nicht in den Besitz eines Hauses setze? erwiederte er: Wozu? Bin ich Gouverneur, so bewohne ich das Haus des Gouverneurs; setzt man mich ab, so wird das Gefängniß meine Wohnung. Ihm ging im Tode sein Sohn Mochalled voran in einem Alter von 27 Jahren um das J. 100 (beg. 3. Jul. 718), nachdem ihn sein Vater, ehe Omar zur Regierung kam, über Dschordschan gesetzt hatte. Jesid, der im J. 53 (beg. 27. Dec. 672) geboren war, verlor sein Leben am 12. Safar 102 (beg. 12. Jul. 720), und zog den Sturz fast sämmtlicher Glieder seines Hauses nach sich, nachdem auch der Widerstand seines Sohnes Moawija fruchtlos geworden war. Zeitgenosse von ihm war

15) Abu'lalâ Jesid Ben Abi Moslim Dinâr, der Thakefit und Freigelassene des Heddschadsch Ben Jusuf aus demselben Stamme. Er vertrat bei Letzterm die Stelle eines Secretairs mit großem Lobe, und ward von ihm, als er (Heddschadsch) seinem Tode nahe war, über die Ertragssteuer in Irak gesetzt. Der Khalife Welid bestätigte ihn in dieser Stelle, oder, wie Andere meinen, war dieser es, der ihm jenen Posten zuerst anvertraute.

Soleiman setzte ihn wieder ab und berief, wie schon oben (unter 14) bemerkt, den Mohallebiden Jesid nach Irak. Im J. 102 (beg. 12. Jul. 720) fand Jesid seinen Tod im Kampfe.

16) Abu Chalid Jesid Ben Omar Ben Hobeira stammte aus Syrien her und wurde unter Welid Ben Jesid zum Gouverneur von Kinnesrin ernannt. Er machte sich vielfach um die Omaijaden, vorzüglich um den letzten dieser Dynastie, verdient. Auch war er unter ihm Statthalter von Kufa und Basra. Dem Abbasiden Mansur leistete er in Wasit mehre Monate Widerstand, ehe er eine friedliche Übergabe einging. Eben solchen Widerstand hatte er dem Emissar der Abassiden Cahtaba Ben Schebib 102 (beg. 12. Jul. 720) bewiesen, der sogar im Kampfe gegen ihn den Tod fand. Doch lauten über seinen Tod die Berichte verschieden. Dessenungeachtet fand auch Jesid ein gewaltsames Ende durch Ermordung, indem Saffah ihn betend mit seinem Sohne Dawud und noch andern Männern seiner Umgebung 132 im Dhulcade in Wasit auf Betrieb des bekannten Herolds der Abbasiden, Abu Moslim, umbringen ließ, obwol Mansur dagegen war.

17) Abu Châlid oder nach Andern Abu'l zobeir Jesid Ben Mezid Ben Saïda, einer der muthigsten und bekanntesten Emire seiner Zeit und Gouverneur von Armenien, bis ihn Harun El-Reschid absetzte 172, (beg. 11. Jun. 788). Doch gab er ihm 11 Jahre später 183 (beg. 12. Febr. 799), seine Stelle zurück und fügte zu Armenien noch Adherbeidschan hinzu. Auch sandte ihn dieser Khalif gegen den Rebellen Welid Ben Tarif, den er auch nach hartem Kampfe, und wie Ibn-elforat berichtet, bei Haditha in Mesopotamien (in der Nähe von Ana, nur einige Parasangen von Anbar) auf dem Gebiete genannt die Insel des Euphrat erlegte 179 (beg. 27. März 795). Ibn Challikân berichtet, daß Harun dem Jesid das berühmte Schwert Dhu'lfacar des Propheten mitgegeben habe, und erzählt alsdann, auf welche Weise dasselbe in die Hände des Khalifen gekommen sei. Jesid selbst starb 183 (beg. 12. Febr. 799) und hinterließ zwei Söhne, Chalid Ben Jesid, den Abu Temmam vielfach besang, und Muhammed, dessen Freigebigkeit Gegenstand großer Lobeserhebungen geworden ist. Der erstere ward unter Mamun Statthalter von Mosul, und kämpfte unter Wathic gegen die rebellischen Emire Armeniens, bis er im J. 230 (beg. 18. Sept. 844) in Armenien starb.

(*Gustav Flügel.*)

JESIDEN (richtiger JEZIDEN, يزيديون), Name einer Sekte des osmanischen Asiens, deren Anhänger auch Davasin genannt werden. — Südlich von Mardin und westlich von Mosul im nordwestlichen Theile des Paschaliks von Bagdad erhebt sich nordöstlich von Rassolain das Sindschar-Gebirge, zieht sich südöstlich immer parallel mit dem Flusse Sindschar, nach der gleichnamigen Hauptstadt jenes Districts, und biegt dann mit demselben Flusse in südwestlicher Richtung um, bis es an der Grenze des Paschaliks Racca unter dem 36° Br. ausläuft. In einer Ausdehnung von ungefähr 14 franz. Meilen steigt es mitten in einer ungeheuern Ebene empor, die im Monat März und April, bewässert durch die von dem Gebirge sich herabstürzenden und mit Schneewasser geschwängerten gewaltigen Gießbäche, einem Blumenteppiche gleich, das schönste Bild einer grünen Aue darbietet. Der Gipfel des Gebirges, eben und fruchtbar, wird ebenfalls von tausend anmuthigen Bächen durchschlängelt, die den Gerste- und Hirsefeldern die Üppigkeit sichern, die man ihnen nachrühmt. Nicht weniger gepriesen durch Schönheit wie durch ausgesuchten Geschmack sind die Weintrauben und Feigen jener Gegend, und dennoch war und ist dieselbe noch heute der Schrecken des einzelnen Pilgers wie ganzer Karavanen. Als der gefürchtete Hauptsitz der schrecklichen Jesiden (Jesidier), die sich auch außer diesem Gebirge Mesopotamiens noch in andern Gegenden, wie zwischen dem großen Zab, Syrien und Armenien, aufhalten, hat er zu allen Zeiten den Haß gesteigert, mit dem keine unter den zahlreichen Sekten des Muhammedanischen Asiens mehr verfolgt wird, als die der Jesiden. Fragt man nach der Zeit ihres Ursprungs und ihres Namens, so berichten und entwickeln die Reisebeschreiber und Gelehrten, zum Theil nach einheimischen Quellen, verschiedene Ansichten. Wir halten uns an die vorzüglichern. An ihrer Spitze steht mit Recht, wie schon Sylv. de Sacy in dem Avertissement zu der Notice sur les Yézidis (p. 183—210 in der Description du Pachalik de Bagdad, Paris 1809. — Teutsch, Weimar 1809.) hervorhebt, Michel Febvre, der in seinem 1682 zu Paris erschienenen Théâtre de la Turquie mehre Capitel seinen mit eignen Augen gemachten und von Andern entlehnten Bemerkungen über die Jesiden gewidmet hat. Gelegentlich gibt er auch einige Redensarten derselben, die mit dem Kurdischen zusammenfallen. Aus dieser Schilderung nahm Hyde in dem Appendix zur Religionis veterum Persarum Historia (Ed. II. von pag. 517 an) einen bedeutenden Abschnitt auf (aber, wie es scheint, aus einer frühern Ausgabe von 1675). Derselbe Schriftsteller führt (App. pag. 522—23) eine Stelle aus dem Reisebericht des Père du Chinon (oder de Chinon? vgl. Relations nouvelles du Levant; ou Traités de la Religion, du Gouvernement, et des autres Coûtumes des Perses, des Armeniens et des Gaures. Composées par le P. G. D. C. (*Gabriel de Chinon*) et données au public par le Sr. *L. M.* Lyon 1671. 12.) an, die nicht ohne Belehrung für die Geschichte der Drusen ist. Beiden französischen Reisenden, von denen Febvre volle 12 Jahre im Orient mit dem Studium der dortigen Sprachen verbrachte, folgte unser Landsmann Niebuhr, der im März des J. 1766 sogar mit Hilfe eines von Jesiden geleiteten Kellek aus dem Dorfe Abd-el-afis über den großen Zab setzte, als er von Arbil nach Mosul wollte. Sein Bericht befindet sich im 2. Bd. der Reisebeschr. S. 344—348. Was Olivier (vgl. dessen Reise durch das türkische Reich, Ägypten und Persien, während der J. 1792—98. Teutsche Übers. 2. Bd. S. 316. (Wien 1809) mittheilt, ist höchst unbedeutend und kaum nennenswerth, vor allem aber wichtig die oben angeführte von Sylv. de Sacy übersetzte

und herausgegebene Notice. Ihr eigentlicher Verfasser ist der Père Maurice Garzoni, der 18 Jahre lang in Kurdistan Missionär *) war, und dem wir auch eine kurdische Grammatik und Wörterbuch (Rome 1787) verdanken. Ihn ersuchte der Abbé Sestini, als er (1781 und 1782) auf seiner Reise von Constantinopel nach Basra und von da wieder zurück Mosul berührte und ihn daselbst antraf, ihm einige Nachrichten über diese Sekte zu verschaffen. Er folgte dieser Einladung, und ließ dem Abbé Sestini nach seiner Rückkehr zu Florenz obige Notice zukommen, die dieser in seine zu Berlin (1807) erschienenen Viaggi e opuscoli diversi di Domenico Sestini aufnahm und de Sacy ins Französische übersetzte.

Das Buch der Definitionen (Kitâb el-ta'rîfât) nennt die Jesiden die Schüler oder Anhänger des Jesid (Jezid) Ben Anîsa, die die Irrlehren der Abadhiten dadurch vermehrten, daß sie behaupteten, es werde ein Prophet aus der Mitte der Barbaren (zunächst Perser, dann jedes andere Volk) mit einem im Himmel geschriebenen und ihm in seiner Gesammtheit auf einmal offenbarten Buche abgesandt werden, zugleich mit dem Befehle, die Sekte Muhammed's zu verlassen und sich den im Koran erwähnten Sabäern zuzuwenden. Jede Sünde, groß oder klein, gilt ihnen als Vielgötterei, und die Anhänger der im Namen oder um der Sache Gottes willen verhängten Strafen heißen Götzendiener. Die oben erwähnten Abhaditen aber betrachten jeden, der sich nicht zu ihrer Sekte hält, als einen Ungetreuen oder Ungläubigen, und jeder Muhammedaner, der eine schwere Sünde begehe, sei Unitarier, nicht aber ein Gläubiger (vgl. Not. et Extr. X. pag. 19. 20). Ähnlich spricht sich Marracci in seinem Prodromus (pag. 79) aus. So wie die Abahditen, sind auch sie erklärte Feinde des Ali. Nach Garzoni war ihr Stifter ein Scheich Jesid, den er nicht weiter näher bezeichnet, nach Niebuhr dagegen ein Scheich Ade, und sie selbst die Nachkommen von den Arabern, welche unter Schamir's Anführung Muhammed's Enkel und Sohn Ali's, Hosein, tödteten, und unter der Regierung Jesid's II. als die erbittertsten Feinde der Aliden sich auszeichneten. Aus allem diesem geht so viel hervor, daß ihre Entstehung in den Anfang des 8. Jahrh. fällt, der Scheich Adi aber keineswegs ihr Urheber, sondern nur ein Erneuerer ihrer Sekte war. Sein Grabmal, das sich im Gebiete von Amadia in Kurdistan befindet, ist stets der Obhut des Oberhauptes ihrer Religion, d. h. einem Scheiche aus den Nachkommen des Scheichs Jesid, den der Fürst von Amadia auf Bitten der Jesiden und mittels eines erhaltenen Geschenks auf seinem Platze bestätigt, anvertraut.

Da ihnen verboten ist, lesen und schreiben zu lernen, sie mithin schriftlich sich über ihre Religion und Geschichte nicht auszusprechen vermögen, so hat dieser Umstand nach der Bemerkung Garzoni's, dem wir hier vorzüglich folgen, einen andern nach sich gezogen, den, daß auch andere Muhammedanische Schriftsteller nichts von ihnen berichten, ausgenommen, daß sie gelegentlich auf sie schimpfen und sie als das abscheulichste Volk auf der Erde verfluchen. Ihre Lehre pflanzt sich somit nur durch Tradition fort, und ist ein Gemisch von Manichäismus, Muhammedanismus und Zendreligion, ihre Anhänger aber erweisen dennoch den Christen und vorzüglich den christlichen Klöstern in ihrer Nähe nicht nur gewöhnliche Achtung, sondern, den letztern wenigstens, sogar Verehrung. In jedem Falle sind sie den Christen und ihrem Glauben mehr zugethan, als den rechtgläubigen Muhammedanern, denen sie bei größerer Macht und Anzahl fortdauernden Kampf entgegenstellen würden. Die Christen nennen sie ihre Landsleute, was oder wen sie aber schimpfen wollen, Muhammedanisch oder einen Muhammedaner. Als höchster Gegenstand ihrer Verehrung wird von allen Berichterstattern der Teufel, arab. Scheitân, angegeben. Nur den Namen desselben oder einen ihm ähnlichen Laut auszusprechen, würde kein Jesidi, selbst durch die härteste Marter nicht, sich zwingen lassen. Wörter, die arabisch ähnlich lauten, vertauschen sie mit fremden, z. B. persischen oder mit gleichbedeutenden, aber anders lautenden. Selbst das Wort „verfluchen, verwünschen," arab. laana, nehmen sie nicht in den Mund, sondern verstümmeln es in naala, daher sich auch Fremde unter ihnen hüten müssen, etwas jenen Tönen Ähnliches auszusprechen. Die Türken oder Bewohner der nahen Städte überhaupt benutzen dagegen diese heilige Scheu, zum Trotz den Teufel recht oft zu nennen, entweder um ihnen wehe zu thun, oder, wie Niebuhr erzählt, sie ohne Kaufpreis um ihre Waare zu bringen. Wenn sie nämlich z. B. in Mosul dem Pöbel Eier oder Butter verkaufen wollen, so sucht man vorerst die Waare in die Hände zu bekommen; dann fängt der vermeintliche Käufer über den Preis oder aus andern Ursachen aus allen Kräften auf den Satan zu schimpfen an, worauf der Verkäufer gern Alles in Stiche läßt, um nur nicht Zeuge dieser Mishandlung des Teufels zu sein. Diese Verehrung aber rechtfertigen sie so. Dem Menschen kommt es, wenn er sein Gewissen rein erhalten will, nicht zu, auf irgend ein Geschöpf Gottes zu schimpfen oder zu fluchen, denn es stehe in keiner der geoffenbarten Religionsschriften geboten, daß man gehalten wäre, auf den Teufel zu schmähen, wenn er auch noch so großen Ungehorsam gegen Gott beweise; ja der Mensch sei ja eben so wenig angewiesen, den Diener irgend eines Hofes zu verfluchen, wenn er die Gunst seines Herrn verloren habe, im Gegentheil, wir müßten ihm nur Gutes anwünschen, weil er ja wieder einmal von diesem zu Gnaden aufgenommen werden könne. Gott bedürfe ferner unserer Hilfe nicht, um den Satan für seinen Ungehorsam zu strafen, wir müßten uns vor dem Richterstuhl Gottes schämen, wenn wir einen seiner Engel ungebeten geschimpft hätten; es sei daher besser, sich um den Teufel gar nicht zu bekümmern, sondern sich zu bestreben, daß man nicht selbst bei Gott in Ungnade falle. Man kennt Beispiele, daß

*) Vorzüglich suchten sich Missionaire aus den Kapuzinern unter den Jesiden festzusetzen, lernten ihre Sprache, tauften sogar zwei von ihren Oberhäuptern (Petrus und Paulus), unterrichteten Andere in dem Katechismus, mußten aber endlich doch verleumderischen Intriguen weichen.

Jesiden, die in die Gewalt der türkischen Justiz geriethen und zum Tode verurtheilt wurden, eher diese Strafe an sich vollziehen ließen, als daß sie von einer Begnadigung unter der Bedingung Gebrauch machten, wenn sie den Teufel verfluchten. Bisweilen umschreiben sie den „großen Scheich" (الشيخ المعظم, so nennen sie den Teufel) durch Redensarten, wie „Der, den ihr kennt," oder „ihr wißt, wer er ist," oder „der, den die Einfältigen und Unwissenden verwünschen." Man zeigt sogar die Spalte eines Felsen, der sich aufgethan haben soll, um einen verfolgten Jesiden vor den Ungläubigen zu schützen, als sie ihn zur Verletzung der Ehrfurcht vor dem Teufel zwingen wollten. Ob sie übrigens diesem ihren Herrn (جلبي, Tschelebi) göttliche Ehre erweisen, läßt sich nicht behaupten, da sie im Gegentheil Gott allein als den größten Wohlthäter der Menschheit zu verehren scheinen. Berichtet aber wird, daß, sobald die ersten Strahlen der Sonne in ihre Zelte fallen, Alle sich erheben und mit gefaltenen Händen auf den Knien Gott anbeten; indem man nun die Zeit mit dem, was in der Zeit geschah, verwechselte, glaubte man, diese Verehrung gelte der Sonne und sie selbst seien Götzendiener. Unter Andersgläubigen verrichten sie diese Andacht in der größten Zurückgezogenheit, und vollziehen sie lieber nicht, wenn sie fürchten müßten, von Andern beobachtet zu werden. Dagegen lassen sie weder Gebete noch Fasten zu, unter der rechtfertigenden Voraussetzung, daß der Scheich Jesid dies für sie alle bis ans Ende der Welt gethan habe. Nur ein einziges Fest (nach Niebuhr drei) begehen sie feierlich, den 10. des Augustmondes, wo sich die Gläubigen selbst aus weiter Ferne bei dem Grabmale des Scheichs Adi versammeln. Aber auch hier verläugnen diese Stämme ihre Wildheit nicht. Fünf und sechs Tage vor und nach dem Festtage, der auch noch die folgende Nacht fortdauert, sind von den herbeieilenden Pilgern die Ebenen von Mosul und Kurdistan so unsicher, daß kleine Karavanen Gefahr laufen von ihnen geplündert zu werden. Wild aber ist auch aller Vermuthung nach das Fest selbst. Eine große Anzahl verheiratheter jesidischer Frauen findet sich ebenfalls aus der Nachbarschaft zum Feste ein, und nachdem man sich satt gegessen und getrunken, spricht man bei ausgelöschten Lichtern bis zum Anbruch der nächsten Morgenröthe kein Wort, denkt aber um so mehr. Zu gleicher Zeit erweisen sie dem gegenwärtigen Haupte ihrer Religion (s. oben) die ausgezeichnetste Hochachtung, und betrachten es für ihr größtes Glück, eins von seinen alten Hemden zu erlangen und es als Todtentuch zu gebrauchen in der gewissen Hoffnung, daß ihnen dadurch ein vortheilhafterer Platz in jener Welt gesichert sei. Man läßt sogar ein solches altes Hemd mit 40 Piaster bezahlen und ist es ganz nicht zu erlangen, so begnügt man sich mit einem Theile desselben. Das Glück aber steigt auf den höchsten Gipfel, wenn der Scheich in eigner Person einen Glaubensgenossen damit beschenkt. Übrigens empfängt er heimlich einen Theil des gesammten Raubes unter dem Vorwande einer Schadloshaltung für den Aufwand, den ihm die Gastfreundschaft gegen die Brüder verursacht. Weiter erzählt Garzoni, daß dieses Oberhaupt der Sekte stets noch eine andere Person bei sich habe, Kotschek genannt (كوجك) d. i. der Kleine, oder bei den Türken Laienbruder, hier bedeutet es eine Novize), ohne dessen Beirath er nichts unternimmt. Man betrachtet ihn gleichsam als das Orakel des Scheichs, weil er beglaubigt genug ist, um unmittelbar Eingebungen vom Teufel zu erhalten. Allein auch den andern Glaubensgenossen gilt er als der vorzüglichste und zuverlässigste Rathgeber, und bei wichtigen Unternehmungen wendet man sich gern an ihn und lohnt mit etwas Gelde. Auf derlei Veranlassungen streckt er sich vorerst lang zur Erde und sich zudeckend schläft er oder stellt sich schlafend, indem er während des Schlafs die Entscheidung geoffenbart zu erhalten vorgibt, die er aber bisweilen zwei und drei Nächte zurückhält, um der ganzen Handlung mehr Bedeutung zu geben. So wird erzählt, daß, als vor etwa 70 Jahren die Weiber der Jesiden, um Seife zu sparen, blaue mit Indigo gefärbte Hemden trugen, der Kotschek eines Morgens bei dem Oberhaupte der Sekte mit der Erklärung eingetreten sei, die vorhergehende Nacht die Offenbarung erhalten zu haben, daß die blaue Farbe von übler Vorbedeutung und dem Teufel misfalle. Auf der Stelle gingen an alle Stämme Eilboten ab mit dem Befehle die blaue Farbe zu ächten und alle so farbige Kleider mit weißen zu vertauschen. Das Geheiß ward auf das Strengste vollzogen, und kommt noch jetzt ein Jeside in den Fall, bei einem Türken oder Christen unter einer blauen Bettdecke schlafen zu sollen, so wird er lieber, selbst in der strengsten Jahreszeit, jedes Schutzes entbehren, als von einer solchen Gebrauch machen.

Außerdem bemerkt man noch einen andern Unterschied der Farbe, der sogar die Eintheilung in schwarze und weiße Jesiden veranlaßt hat. Die schwarzgekleideten sind die Priester oder scheinen wenigstens die nächsten Vertreter der Religion zu sein. In der Gegend von Haleb und wol auch anderwärts lassen sie sich Fakiran, d. i. Arme, nennen, während sie das gewöhnliche Volk auf türkisch Carabasche nennt. Ihre Kopftracht ist eine schwarze Mütze mit schwarzen Binden, und ebenso ist ihr Mantel (Aba) schwarz, während die Unterkleider alle von weißer Farbe sind. Doch bilden diese sogenannten Priester nur eine kleine Anzahl, überall aber, wo man ihnen begegnet, küßt man ihnen die Hand und empfängt sie als Diener des Heils und als eine Vorbedeutung guten Glückes. Bei den Kranken vertreten sie die Stelle besonderer Heilkräfte, indem sie ihnen ihre Hände auf den Hals und die Schultern legen. Noch größerer Gewinn als für diese Handlung wartet ihrer, wenn sie durch ihre Ceremonien dem Todten einen glücklichen Eingang in jene Welt bereiten sollen. Sie stellen alsdann den Leichnam gerade in die Höhe, berühren ihm leicht Hals und Schultern, und schlagen ihn mit der flachen rechten Hand, indem sie ihm kurdisch die Worte zurufen „ara beheschti, d. i. gehe ins Paradies!" Der gewöhnliche Jeside kann dagegen in seiner weißen Kleidung nicht leicht von den

Türken unterschieden werden, außer daß das Hemde keinen langen Schlitz, sondern nur die runde Öffnung für den Hals hat, um mit dem Kopfe durchzukönnen, zur Erinnerung an die lichtvolle Glorie oder den goldenen Kreis, der nach vierzigtägigem Fasten auf den Hals ihres großen Heiligen, des Scheichs Adi, gefallen sein soll.

In dem Genusse der Speisen erleiden die Jesiden nur unbedeutende Beschränkung. Während ihnen Schweinefleisch zu essen und Wein zu trinken erlaubt ist, dürfen sie nur Lattich und Kürbiß nicht genießen; auch bereiten sie zu Hause nie Weizenbrod, sondern nur Brod von Gerste zu. Auch weiß man, nach dem Berichte Niebuhr's, nicht, daß ein Jeside sich betrunken hätte, da ihnen der Wein für etwas Ehrwürdiges gilt, dessen Hochhaltung so weit geht, daß sie, im Falle einige Tropfen vergossen würden, die damit getränkte Erde ausgraben und an einen besondern Ort tragen, wo sie nicht mit Füßen getreten werden kann. Febvre erzählt das Gegentheil, und bemerkt, daß sie den Wein oft mit dem Namen „Blut Christi" bezeichnen. Bei Gastgelagen reiche einer dem andern den Becher mit den Worten „Nimm den Kelch des Blutes Jesu Christi;" der den Trunk empfange, küsse die Hand des Gebers, während alle Gegenwärtigen sich erheben und mit über der Brust zusammengeschlagenen Händen sich beugen, bis jener getrunken habe. Diesem Gebrauche sah Febvre oft zu und glaubt darin irgend einen ketzerischen Ritus alter Christen zu erkennen. Tempel zur Anbetung Gottes haben sie nicht, vermeiden auch, wenn nicht bloße Neugierde sie treibt, in eine türkische Moschee einzutreten, während sie ungesehen von den Türken christliche Gotteshäuser gern besuchen. Auch erweisen sie den in ihrer Nähe befindlichen christlichen Klöstern die höchste Achtung, legen ihr Schuhwerk ab, ehe sie in ihr Bereich eintreten, küssen Thüren und Mauern, in der Hoffnung sich dadurch den Schutz des Heiligen, dem das Kloster geweiht ist, zu verschaffen. Träumt ihnen während einer Krankheit von einem christlichen Kloster, so bringen sie alsbald nach ihrer Genesung demselben Gaben an Weihrauch, Wachs, Honig oder andern Producten dar. Nach einer Viertelstunde Aufenthalt ziehen sie sich, nicht ohne die Mauern von Neuem zu küssen, zurück, und tragen kein Bedenken, auch dem Oberhaupte des Klosters durch einen Handkuß ihre Achtung zu beweisen. Will ein Jeside rechtgläubiger Türke, d. h. Sunnit, werden, so verlangt man weiter nichts von ihm, als daß er den Teufel verfluche und die bei den Türken üblichen Gebete auswendig lerne. Ob sie beschnitten werden oder nicht, darüber walten Zweifel ob. Garzoni behauptet, ihre Beschneidung erfolge acht Tage nach der Geburt, und ebenso erzählt Niebuhr, daß sie sich wie die Muhammedaner beschneiden. Dagegen sagt Febvre bei Hyde: Bibunt vinum et edunt porcinam, sed non nisi per vim circumcisi, und auch der Verf. der Description du Pachalik de Bagdad (pag. 98) sagt: Du reste, ils ne sont pas circoncis. Letzteres ist um so glaublicher, als es einen neuen Beweis ihrer Abgeneigtheit gegen das Türkenthum liefern würde. Ihrem Barte nur das Geringste abzuschneiden, würde für eine Sünde gehalten werden, weshalb er bisweilen den Mund völlig bedeckt; ja sie betrachten sogar Andershandelnde als Ketzer. Febvre behauptet ferner, daß sie einige Gesänge zu Ehren Jesu Christi, der Jungfrau Maria, des Moses, Zacharias und zuweilen des Muhammed absängen in Begleitung der Trommel bei Besuchen von Freunden, Gastmählern oder Leichenbegängnissen der Geistlichen, behaupten auch, daß die Bibel, das Evangelium und der Koran vom Himmel gekommen sei, haben aber sonst wenig Kenntniß von dem Inhalte dieser heiligen Schriften, erzählen jedoch manches Wunderhafte aus der Geschichte Jesu, was sich in der heiligen Schrift nicht vorfindet. Ihre Frauen zu verstoßen ist ihnen nur unter der Bedingung erlaubt, daß sie geistliche Oberherren oder Eremiten werden wollen, die nur eine oder zwei Frauen besitzen. Sie sollen dieselben kaufen und zwar um den festen Preis (ohne Unterschied für jede) von 200 Kronen, die der Vater derselben erhält. Ehebrecherinnen werden vom Vater oder Bruder getödtet, und der Ehebrecher zahlt entweder den Preis von drei Frauen, oder, wenn er nicht will, oder aus Armuth nicht kann, büßt auch er seine Schuld mit dem Tode, und alle Männer, die das Haus betreten, in welchem der Leichnam einer so Gemordeten liegt, geben zum Zeichen ihrer Billigung demselben mit ihrem Schwerte oder Messer Stiche.

Bei ihren Schwüren gebrauchen sie entweder dieselben Formeln, wie die Türken, Christen und Juden, oder sie schwören, wenn sie unter sich sind „Bei der vortrefflichen Eigenschaft der schwarzen Kleidung" oder „Bei dem Kopfe derer, welche die Ehre haben jene anzulegen" oder, wenn sie vorzüglich stark schwören wollen „Bei der Fahne Jesid's," d. h. bei ihrer Religion. Die sogenannten Geistlichen oder Schwarzen küssen einander beim Gruße den Aermel, die weißen dagegen begrüßen sich auf die landübliche Weise. Begegnet ein Weißer einem Schwarzen, so empfängt nur dieser den Kuß auf sein Kleid. Von diesem sammelt man alle einzelne Stücke, küßt sie, wenn sie auf die Erde fallen, und sammelt davon so viel, daß man sich Kopfkissen daraus machen kann. Will ein Laie Geistlicher oder ein Weißer ein Schwarzer werden, so bringt er zunächst einige Tage im Dienste bei dem Obern zu, alsdann legt er alle seine Kleider ab, mit Ausnahme eines Tuches, das seine Scham bedeckt, und wird von zwei andern bei den Ohren zu dem Obern hingeführt, der ihm den schwarzen Leibrock mit folgenden Worten darreicht: „Gehe ein in das Feuer und wisse, daß du künftighin ein Schüler des Jesid bist. In diesem Zustande wirst du um der Liebe Gottes willen von dem übrigen Menschengeschlechte viel Unrecht, Schmach und Verfolgung leiden; jenes Kleid wird dich allen Nationen verhaßt machen, der göttlichen Majestät aber höchst angenehm." Hierauf legt er das schwarze Kleid an, während alle Gegenwärtigen für ihn beten; der Obere umfaßt ihn mit beiden Armen, küßt seinen Ärmel, welchem Beispiele alle gegenwärtige Schwarze folgen; der Eingeweihte thut ihnen alsdann dasselbe und heißt von diesem Augenblicke an Kotschek oder Murid, d. i. Novize oder Schüler. Ein Schmaus, den dieser seinen Freunden und den

Fremden gibt, beschließt die ganze Feierlichkeit. Auch diese Schwarzen dürfen vom Fleische jedweden Thieres essen, dasselbe aber nicht schlachten, was den Weißen überlassen bleibt; daher sich die strengern sogar hüten auf irgend ein Insekt zu treten oder, ihr Ungeziefer zu tödten, das sie nur wegwerfen, und entschuldigen sich damit, daß sie den Thieren in der Zukunft die Fähigkeit zusprechen, irgend ein menschliches Wesen zu beseelen (Seelenwanderung), oder doch den Thron Gottes um Rache anzuflehen. Bestehen Streitigkeiten unter ihnen, so muß der Beleidiger unter vorgeschriebenen Gebräuchen in Gegenwart Anderer und unter der Vertretung des Obersten unter ihnen Abbitte thun, und gleichsam als Opfer ein Schaf und ein Faß Wein Preis geben, was die gute Folge hat, daß die völlige Aussöhnung gewöhnlich bei völliger Trunkenheit stattfindet. Nach dem Tode glauben die Jesiden an einen Ort der Ruhe, der nach der Größe der Verdienste auch einen höhern oder geringern Grad von Glückseligkeit gewähre; ebenso glauben sie, daß sie ihren Freunden und Verwandten bisweilen im Traume erscheinen und ihnen ihre Wünsche offenbaren, und daß sie am Tage des allgemeinen Gerichts in das Paradies mit den Waffen in der Hand eintreten werden. Doch begraben sie die Todten ohne jede besondere Feierlichkeit, mit Ausnahme der Angesehenern, die an irgend einen ihrer Wallfahrtsörter unter Absingung von Liedern geschafft werden. Da die Schwarzen alle ins Paradies eingehen, so ist es streng verboten, sie bei ihrem Tode beklagen oder überhaupt Traurigkeit zeigen zu wollen.

Die Jesiden wohnen ohne Unterschied entweder in Dörfern oder unter Hütten und Zelten, und nur während des Winters, oder wenn sie von Feinden bedroht sind, fliehen sie mit ihren Heerden in dunkle Höhlen oder zwischen steile Felsen, die sie vor jeder Verfolgung sichern. Ihre Zelte sind gewöhnlich schwarz und aus Ziegenhaaren bereitet, überdies mit Schilf oder Dornen umgeben und länglich oder viereckig, und werden in den gemeinschaftlichen Lagern zirkelförmig aufgestellt, während die Heerden sich in der Mitte befinden. Man schätzte schon im vorigen Jahrhunderte die Zahl dieser Sektirer auf 200,000 Köpfe, die in inniger Gemeinschaft lebten und an 30,000 kampffähige Männer ins Feld stellen konnten. Sie theilen sich in mehre von einander unabhängige Stämme, die, was ihre äußere Stellung anlangt, kein gemeinschaftliches höchstes Oberhaupt haben, indem dieses nur auf seinen Stamm in jener Beziehung Ansehen ausübt; doch gilt sein schiedsrichterlicher Spruch bei bestehenden Mishelligkeiten unter denselben als entscheidende Vermittelung. Sie finden sich hauptsächlich in dem Gebiete des Fürsten von Dschulemerk, von Dschezira, in den zu dem Paschalik Dijarbekr gehörenden Gebirgen und in dem Gebiete von Amadia. Die hier wohnenden gelten für die edelsten, — der Stamm führt den Namen Scheichan und ihr Oberhaupt heißt Mir, abgekürzt aus Emir, d. h. Fürst. Es ist der obengenannte Hüter des Grabmals des Scheichs Adi. Der gefürchtetste Stamm hingegen bleibt immer der zwischen Mosul und dem Flusse Chabur in dem Gebirge Sindschar hausende, von dessen beiden Scheichen der eine den östlichen Theil, der andere den südlichen befehligt. Er allein stellt mehr als 6000 mit Flinten bewaffnete Krieger ins Feld, abgesehen von der mit Lanzen versehenen Cavalerie. Außerdem bestehen ihre Waffen gewöhnlich aus langen, krummen Säbeln und Schleudern, die sie mit unglaublicher Geschicklichkeit zu handhaben wissen. Je weniger zugänglich sie selbst in ihren Gebirgen sind, desto gefährlicher sind sie auf den Ebenen, und das nicht nur den großen Karavanen, sondern sie widerstehen selbst den Paschen von Mosul und Bagdad, und gleichen am Ende den Krieg gewöhnlich durch Geld aus. Dazu begnügen sie sich bei ihren Raubzügen nicht blos mit den Gütern der Geplünderten, sondern tödten diese fast ohne Ausnahme, und sind vor Allem gegen die unter dem Titel Scherif, d. h. Edler oder Abkömmling des Propheten, in der Türkei mit Auszeichnung behandelten Glieder der Karavanen um des größern dadurch angeblich zu erwerbenden Verdienstes willen grausam. Milder gesinnt und schon mehr an einen geordneten Erwerb gewöhnt sind die Bewohner einzelner Dörfer an beiden Ufern des Zab, die Ackerbau treiben und reich an Heerden sind, und die Karavanen auf ihren Fahrzeugen oder Keleks über den Fluß bringen.

Obwol in die Angabe, daß sie Türken im Kampfe besonders grausam behandeln sollen, mancher Zweifel zu setzen ist, und ihr Haß gegen sie keine Grenzen kennen soll, so meint doch Garzoni, daß sie nach dem Ausspruche türkischer Gesetzgelehrter deshalb als wahre Gläubige betrachtet würden, weil sie das gewöhnliche Muhammedanische Glaubensbekenntniß „Es gibt keinen Gott außer Allah und Muhammed ist sein Prophet" auch zu dem ihrigen gemacht hätten. Dagegen sind sie von den kurdischen Fürsten, mit denen sie auch die Sprache gemeinschaftlich haben, gern gesehen, dieselbe suchen sie als kühne und tapfere Soldaten in ihr Gebiet zu ziehen, theils um mit ihrer Hilfe ihre eigene Unabhängigkeit gegen benachbarte Fürsten zu vertheidigen, theils um ihre räuberischen Einfälle auf fremden Grund und Boden um so kecker auszuführen, theils um die Muhammedanischen Unterthanen um so besser im Zaume zu halten. Diese wissen sich übrigens, wenn sie den Tod leiden, dadurch zu trösten, daß sie als Märtyrer zu sterben glauben. Auch hoffen sie, die Türken und die Jesiden, die Einen dem Allah, die Andern ihrem großen Scheiche, d. i. dem Teufel, sich durch gegenseitige Tödtung angenehm zu machen. Daher verläßt der Scharfrichter, den der Fürst von Amadia sich stets aus den Jesiden zu wählen Sorge trägt, nach seiner Amtserfüllung an den Köpfen der Türken in einigen Jahren seinen Platz, um einem andern aus seinen Glaubensgenossen dasselbe Verdienst sich erwerben zu lassen; denn überall, wo ein solcher gewesener Scharfrichter unter Jesiden sich zeigt, wird er mit Verehrung aufgenommen, und man küßt „seine durch das vergossene Türkenblut geheiligten Hände." Dulden diese Grausamen, die sogar ihre Kinder verkaufen sollen, dennoch die Sunniten oder rechtgläubigen Türken in ihrer Nähe, so halten es dagegen die Schiiten oder Perser (als Anhänger des Ali) für strenge Pflicht, sie, wo sie sie finden, am

Leben zu züchtigen. Türkische Frauen und Kinder sind nicht weniger sicher vor den Dolchen dieser Henker, die Türken dagegen machen die gefangenen jesidischen Frauen und Kinder entweder zu verkäuflichen Sklaven oder behalten sie für sich. Bei diesem Verfahren schenken sie natürlich Fremden so wenig Zutrauen, daß sie bei allen ihren Verhandlungen mit ihnen sich nur des Wortes bedienen, und Solche aus ihrer Mitte absenden, die Türkisch und Arabisch im Umgange mit Türken und Arabern zu sprechen gelernt haben. Auch besolden die Scheichs großer Stämme und Dörfer einen Muhammedanischen Gelehrten, der ihnen die Sendschreiben der türkischen Paschas liest, übersetzt und beantwortet. (*Gustav Flügel.*)

JESIDI (يزيدى). 1) Abu Abdallah Muhammed Ben-elabbâs Jesidi, d. h. dem Stamme oder der Familie Jesid zugehörend, war berühmter Grammatiker und Geschichtschreiber, dessen nähere Verhältnisse uns Ibn Challikan (n. 651) erzählt hat. Er machte sich auch durch mehre Schriften in seiner Wissenschaft vortheilhaft bekannt, und unter diesen mögen folgende als die vorzüglichern hervorgehoben werden: 1) Eine Geschichte des Omaijaden Jesid, des Sohnes Moawija's (vgl. *Haj. Khalfa* I. n. 243), die die lehrreichsten Nachrichten aus dem Leben dieses Khalifen enthält. — 2) Eine Geschichte der Abbasiden, bekannt unter dem doppelten Titel El-Mofîd fi menâckib Beni El-Abbâs, d. i. das nützliche Buch über die vortrefflichen Eigenschaften der Abbasiden, oder kurzweg Menâckib Beni El-Abbâs. — 3) Ein Werk über die juristischen Kunstgriffe (Hijel) bei Foderungen. — 4) Ein grammatisches Compendium unter dem Titel Muchteser. Er starb im J. 313, d. i. 925 n. Chr., oder nach einer andern Angabe drei Jahre früher in dem hohen Alter von 82 Jahren.

2) Jesidi, von dem aber sonst die Biographen und Bibliographen, so viel Unterzeichnetem bekannt, nichts weiter berichten, wenn es nicht etwa ein sonst öfter genannter, allein durch die Benennung Jesidi nur kurz angedeuteter Gelehrter ist, wird unter der Zahl der Erklärer der Elemente des Euklides aufgeführt.

3) Ibrahim Ben Jahja Jesidi, ein im J. 225 (beg. 12. Nov. 839) verstorbener Grammatiker, ist um einiger seiner hinterlassenen Schriften willen nennenswerth. Sie sind folgende: 1) Ein Tractat über die in der Grammatik um ihrer Form willen Macsûr und Memdûd genannten Nomina (d. h. die mit und ohne Medda geschriebenen Nomina). — 2) Ein ähnlicher Tractat über die sprachlichen Erscheinungen, in denen durch Übereinstimmung des Wortes doch ein verschiedener Sinn erzielt wird. So wie das erste Werk von spätern Gelehrten (z. B. von Afif-ed-din Rebi' Ben Muhammed dem Kufenser, starb 623 d. Fl.) commentirt ward um seiner Brauchbarkeit willen, so hatte auch das zweite allgemeinen Beifall. Schon im 17. Jahre seines Alters ging der Verfasser an diese Arbeit, die er bis in sein 60. ununterbrochen fortsetzte, sodaß sich seine Stammgenossen viel darauf einbilden. — 3) Eine Schrift über die im Koran vorkommenden Infinitivformen.

4) Abu Muhammed Jahja Ben-elmogheira Adewi, gewöhnlich Jesidi genannt, den, wenn schon ausgezeichnet durch seine grammatischen und lexikologischen Kenntnisse, sowie einer der tüchtigsten Koranleser, doch der Umstand noch mehr der Vergessenheit entrissen hat, daß er der Erzieher des Khalifen Mamun wurde. Hauptsächlich fand seine Schule für die Koranlesekunst in Bagdad Eingang, er selbst aber war ein Basrenser. Auch die Überlieferungskunde blieb ihm nicht fremd und er trat ruhmvoll in die Reihe der Überlieferer ein. Da er auch Erzieher der Kinder des Jesid Ben Mansur war, so erhielt er von diesem den Beinamen Jesidi. Unter seinen Werken hat das „Newâdir, d. h. Ungewöhnliche Erzählungen" betitelte das meiste Aufsehen erregt. Auch war er beliebter Dichter und Ibn Challikan (n. 809) hat mehre Proben dieser seiner Kunst aufbewahrt. Das Buch Newâdir hat vorzüglich sprachlichen Werth und ist nach dem Muster eines von Asmai unter demselben Titel ausgearbeiteten Werkes geschrieben. Er starb in Merw im J. 202 (beg. 10. Jul. 817), wo sich Mamun damals aufhielt. Andere behaupten mit weniger Wahrscheinlichkeit, daß er in dem hohen Alter von fast 100 Jahren in Basra gestorben sei. (Vgl. Chrest. Arabe par *S. de Sacy* III, 518.) (*Gustav Flügel.*)

JESIMA (d. i. Insel Je). Eine kleine Gestadeinsel an der Küste der größern japanischen, im Meerbusen von Osaka gelegenen, Insel Awasi belegen, welche letztere ein besonderes Fürstenthum bildet, das nach Robert's Karte zur Landschaft Jetsen, nach Klaproth aber zur Landschaft Nankaydo (d. i. südlicher Seeweg) gehört. Jesima ist bewohnt und angebaut. (*Klaehn.*)

JESIMON oder JESCHIMON, Stadt oder Örtlichkeit in Palästina in der Wüste Maon, die im Südosten des Stammes Juda lag. 1 Sam. 23, 24. Unter der Benennung Βηθασιμούθ stellt Eusebius diesen Ort 10 röm. Meilen von Jericho gen Süden an das todte Meer. (*Crome.*)

JESINGEN, ein evangelisches Pfarrdorf im Donaukreise und Oberamt Kirchheim, K. Würtemberg, mit 982 Einwohnern. Im 13. Jahrh. erscheinen die Grafen von Aichelberg als Besitzer des Ortes. 1334 erkauft Graf Ulrich IV. von Würtemberg das Dorf Jesingen von dem Grafen von Kirchberg. (*Rigel.*)

JESINGEN (Unter-), ein Pfarrdorf mit Marktgerechtigkeit im Schwarzwaldkreise und Oberamt Herrenberg, Königreich Würtemberg, mit 1322 evangelischen Einwohnern. Im J. 1410 verkaufte Burkhard von Hölnstain das Dorf Jesingen mit dem nahe gelegenen Schlosse Roseck um 2510 Fl. an das Kloster Bebenhausen. (*Rigel.*)

JESIRA oder ISIRI, Flecken im Fürstenthume Suruga und der Landschaft Tokaydo*) auf der japanischen Insel Niphon. Er liegt an der Mündung eines tiefen Flusses in die Bai Totomina und zählt nur einige Hundert Häuser. Auf dem Flusse wird das berühmte Iseruholz, das die Härte des Eisens hat, herab bis zu diesem Flecken und von hier aus durch ganz Japan verführt.

*) Nach Robert's Karte in der Landschaft Jetsegen.

In der Nähe liegt auf einem hohen Berge die von den Japanern für unüberwindlich gehaltene Festung Kuno oder Kono, worin ehemals die Seogun ihre Schätze aufbewahrten, was jetzt in ihrer Burg zu Jeddo geschieht. In der Nähe sind auch Gold- und Silbergruben, die aber zu Kämpfer's Zeit nicht bebaut wurden. (Kämpfer II, 256.) (*Klaehn.*)

JESNITZ (Jessnitz), eine an der Mulde im Amte und Herzogthume Anhalt-Dessau gelegene Stadt mit zwei Vorstädten, einer Kirche, Tuch- und Leinwebereien, einer Papiermühle, gegen 300 Häusern und 1700 Einw. (*R.*)

Jeso (Geogr.), s. Jesso.

JESONA, JESSONA, JESSONIA oder AESONA, eine zwischen dem Sicoris (jetzt Segre) und dessen Nebenflusse Nucaria (jetzt Noguera Pallaresa), südwestlich von Orgia und nordöstlich von Ilerda im Lande der Ilergeten in Hispania tarraconensis gelegene Stadt, deren Einwohner Aesonenses und auch Jessonenses genannt wurden *). Man hat sie in dem heutigen unbedeutenden Flecken Isona wiederfinden wollen. (*R.*)

JESREEL, JISREEL, a) Stadt in der Gebirgsgegend des Stammes Juda (Josua 15, 56). Neben diesem Orte ist b) die Quelle Jesreel 1 Sam. 29, 1. c) auch Jezrael, eine Stadt am Gebirge Gilboa, im Stamme Issaschar (Josua 19, 18), nicht unbedeutend in altjüdischer Zeit (2 Sam. 2, 9), als woselbst zwei Könige des israelitischen Reichs ihre Residenz hatten (1 Kön. 18, 44—46. 21, 1. 2 Kön. 8, 29. 9, 15. 33) Zu den Zeiten der Kreuzzüge stand hier die Ortschaft Gerinum parvum. Nach Eusebius und Hieronymus ist sie 12 röm. Meilen von Scythopolis und 10 röm. Meilen von Legio entfernt zwischen diesen Orten gelegen. Neben diesem Orte d) die Ebene, das Feld Jesreel (vgl. den Art. Palästina 3. Sect. 9. Th. S. 345). Sie liegt tiefer als sämmtliche nach allen Seiten sie umgebenden Höhen, und senkt sich nach beiden Seiten nach Westen in dem schluchtenähnlichen Thale des Kischon zur Bai von Akre und nach Osten zwischen dem Tabor und dem kleinen Hermon zur Jordanebene (Ghôr) hinab. (*F. G. Crome.*)

JESS, JESSA, angeblicher, wenigstens sehr zweifelhafter, Gott der Polen [1]). Dlugoß [2]), die Hauptquelle darüber, sagt nämlich, die Polen, vom Anfange ihres Ursprunges Götzendiener, hätten Jupiter in ihrer Sprache Jeß [3]) genannt, und geglaubt, daß von ihm, als dem höchsten der Götter, alle zeitlichen Güter und alle, sowol widrige als glückliche Erfolge ihnen zukämen. Da Dlugoß bei Erwähnung der von den Polen verehrten Gottheiten die römischen (Jupiter, Mars, Venus, Pluto, Diana und Ceres) an die Spitze stellt, ist wol klar, daß er von den polnischen nicht viel wußte. Besonders fand dies bei dem Jeß statt; denn von ihm gibt er nicht, wie von einigen andern polnischen Göttern, etwas über die Art und den Ort ihrer Verehrung an. Cromerus hatte keine andere Quelle als den Dlugoß, und beruft sich ausdrücklich auf ihn. Er berichtet, daß die Polen und übrigen Völker des slawischen Namens als Götter vorzüglich Jupiter, Mars, Pluto, Ceres und Diana verehrten, welche sie Jessa, Ladus oder Lado, Nia, Marzana, Zizililia, Ziewana oder Zierania nannten. Von der besondern Verehrungsweise des Jessa, wie er ihn nennt, weiß er ebenso wenig als Dlugoß Etwas anzugeben. Nach Cromerus wäre also der Jeß nicht blos der Jupiter der Polen, sondern auch der übrigen slawischen Völkerschaften gewesen. Als den höchsten, das Weltall regierenden, Gott der ältesten Slawen lernen wir bei Procopius (B. G. Lib. III. c. 4) den Verfertiger oder Bewirker des Blitzes kennen. Aber dieser ist aller Wahrscheinlichkeit nach der nachmalige Perun der Russen, sodaß Jeß, wenn es wirklich bei den Polen einen solchen Gott gab, damit einerlei, nur anders benannt wäre. Nach Mone soll Aurtheias Wissagist, der allmächtige Gott, schon im Heidenthum als höchster von allen Göttern betrachtet worden sein. Am nächsten hätte man wol, meint derselbe Gelehrte, Planeten- und Monatsgötter folgen lassen, deren Dasein er bei den Slawen nicht bezweifelt, obgleich er sie nicht einzeln angeben kann, doch wird Jeß von Dlugoß für den Jupiter ausgegeben. Hätte Mone darin Recht, so würde Jeß nicht, wie doch Dlugoß angibt, höchster Gott sein. Allein Mone sagt selbst, Jeß werde dafür gehalten, gebe Segen und Heil, und bekomme mehr Opfer als andere Götter [4]). Daß die eigentliche Bedeutung des Jeß durch seine Identificirung bei Dlugoß mit Jupiter nicht erklärt werde, nimmt Mone auch mit Recht an. Andere halten die Vermuthung fest, er sei der höchste der Planetengötter gewesen; andere, z. B. Gebhardi [5]), beschränken sich darauf, den Jesso, wie er auch genannt wird, blos mit aufzuführen; noch Andere, wie z. B. Andrey von Kayssarow [6]), Karamsin [7]) u. s. w., versagen ihm ungeachtet der Notiz bei Dlugoß und Cromerus mit noch größerm Rechte eine Stelle in der slawischen Götterlehre. (*Ferdinand Wachler.*)

Jessa (bibl. Gesch.), s. Isai.

JESSAMINE, eine Grafschaft des nordamerikani-

---

*) Cf. *Cellarius*, Not. Orb. Ant. II. 1. p. 148. 149.

1) Auch als Gottheit der Schlesier findet man Jeß genannt, weil die Polen auch in Schlesien eingedrungen waren, und darin herrschten. 2) *Joannes Dlugossus*, Hist. Polon. Lib. I. Bl. 36, der leipziger Ausgabe von 1711, und die betreffende Stelle bei *Frenzel*, De Diis Soraborum et Slavorum aliorum apud *Hoffmannum*, Scriptt Rer. Lusit. T. II. p. 88. 3) Er sagt nämlich: Appellabant autem Jovem *Jessem* linguâ suâ; der Nominativ ist also nicht ganz genau daraus zu bestimmen. Cromerus (De origine et rebus gestis Polonorum. Lib. III.) dagegen, welcher den Dlugoß vor sich hatte, bei *Pistorius*, Polonor. Rer. Scriptt. p. 432: *Jessam* vocabant.

4) Gesch. des Heidenthums im nördl. Europa. 1. Th. S. 151. 5) Ludw. Albr. Gebhardi, Gesch. aller Wendisch-Slawischen Staaten. 1. Bd. S. 23. 6) Versuch einer slawischen Mythologie (Göttingen 1804). 7) Obschon Karamsin, Gesch. des russischen Reichs, übers. v. Fr. v. Hauenschild. 1. Bd. S. 65 fg. nicht blos von der russischen, sondern der slawischen Götterlehre überhaupt handelt, gedenkt er des Jeß doch nicht, nach aller Wahrscheinlichkeit darum, weil ihm die Angaben von ihm zu zweifelhaft schienen; denn beruhten diese Angaben auf sicherem geschichtlichen Grunde, so würde der Jeß die wichtigste Gottheit der Slawen, und also vor allen der Betrachtung werth sein.

schen Freistaates **Kentucky**, wird begrenzt von den Grafschaften Garrard, Mercer, Woodford, Fayette und Madison, macht einen fruchtbaren und gut angebauten District dieses Staates aus, in dessen nördlichem Theile sie gelegen ist, und wird von den Zuflüssen des Kentucky bewässert. Die Bewohnerzahl beträgt gegen 12,000, worunter sich beinahe 3000 Sklaven und ungefähr 100 freie Farbige befinden. Hauptort der Grafschaft ist: **Nicholasville**, Stadt an einem Nebenflusse des Kentucky, 4 teutsche Meilen südwestlich von Lexington, hat die Grafschaftsgebäude und ungefähr 550 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

Jessava (Geogr.), s. unt. Morava.

Jessei (bibl. Gesch.), s. Isai.

Jesselmere (Geogr.), s. Jessulmer.

JESSEN, Stadt an der schwarzen Elster im Kreise Schweinitz und Regierungsbezirke Merseburg der preußischen Provinz Sachsen. Sie zählt 300 Häuser und 1840 Einwohner, welche Landwirthschaft und in der dicht bei der Stadt belegenen, isolirten Hügelgruppe der Goren- und Rauschenberge Weinbau unterhalten. (*Klaehn.*)

JESSEN oder JESSINSKY (Johann v.), wurde am 27. Sept. 1564 in Breslau geboren, wohin sein Vater aus Ungarn gezogen sein soll. Er studirte in Leipzig Medicin, bereiste dann Italien, und wurde 1596 in Wittenberg Doctor. Er wurde Leibarzt des Kurfürsten von Sachsen und Professor der Medicin in Wittenberg. 1601 folgte er einem Rufe als Rector und Kanzler der Universität Prag, wo er in vertrautem Umgange mit Tycho de Brahe lebte, und Leibarzt vom Kaiser Rudolf II. und Kaiser Matthias wurde. Er nahm an den politisch-religiösen Streitigkeiten in Böhmen lebhaften Antheil, und die böhmischen Stände schickten ihn als Abgeordneten nach Ungarn. Auf der Rückreise gefangen genommen, wurde er in Wien eine Zeit lang im Gefängniß gehalten, dann aber gegen einen Italiener frei gegeben. Er schrieb an die Wand des Gefängnisses die Buchstaben I. M. M. M. M., die man deutete: Imperator Matthias Mense Martio Morietur, und die der Erzherzog Ferdinand interpretirte: Jesseni Mentiris, Mala Morte Morieris. Er nahm nach seiner Freiwerdung an dem Kriege der Böhmen gegen den Kaiser Ferdinand Theil, wurde bei der Niederlage der Böhmen gefangen genommen, und im Jul. 1621 hingerichtet. So wurden beide Deutungen der fünf Buchstaben erfüllt, da Kaiser Matthias am 20. März 1619 gestorben war. — Jessen hat mehre Schriften hinterlassen: de plantis; — judicium de sanguine; — Zoroastres; — institutiones chirurgicae (wurden 1674 und 1717 in Nürnberg als Anweisung zur Wundarzneikunst teutsch herausgegeben); — Campolongi semiotice, Vesalii examen Observationum anatomicarum Fallopii; — historia anatomiae Pragae anno 1601 abs se administratae; de ossibus tractatus; — universalis c. h. contemplatio; — consilium adversus pestem; — vita et mors Tychonis Brahei; — de methodo medendi; — de cute et cutaneis affectibus; — de mithridatio et theriaca; — historica relatio de rustico Bohemo cultrivorace; — de generatione et vitae humanae periodis. (*Fr. Wilh. Theile.*)

JESSENEY, böhm. GESENEG, auch GESENY. 1. ein dem Fürsten Karl von Rohan-Guamené gehöriges Allodial-Gut im nordöstlichen Theile des bunzlauer Kreises des Königreichs Böhmen, aus einem eignen Wirthschaftsamte, welches im Dorfe gleiches Namens verwaltet wird, einer landwirthschaftlichen Bodenfläche von 2635 Joch 683 □Klafter, 2474 czechischen Einwohnern, welche in 5 Dörfern 319 Häuser bewohnen, und einem Viehstande von 23 Pferden und 450 Rindern. Der Boden ist im Ganzen nur mittelmäßig, das Hauptproduct Hafer, und der vorzüglichste Industriezweig die Flachsspinnerei. Nächstdem wird auch etwas Bienenzucht getrieben und die Herrschaft läßt ein Eisenwerk bearbeiten. Der Name rührt von den vielen Eschen her, welche hier wachsen*). 2. Ein zu dem Gute gleiches Namens gehöriges Dorf, zwischen zwei sanften Anhöhen an einem Gebirgsbache ziemlich hoch und zerstreut gelegen, 5½ Meil. nordöstlich von Jung-Bunzlau entfernt, nach Boskow (Herrschaft Semil, Bisthum Leitmeritz, semiler Vicariatsdistrict) eingepfarrt, mit 141 Häusern, 1140 Einwohnern, einem Schlosse, worin sich eine Kapelle mit einem schönen Altarblatte von Dominichino, einer Bergkapelle mit Frescomalereien, einer Schule, einer Briefsammlung, einem Eisenwerke, einem herrschaftlichen Brauhause, einer Branntweinbrennerei, zwei herrschaftlichen Meierhöfen, einer Schäferei, drei Mühlen und einer Bretsäge. Das im J. 1708 an der Kamenitz errichtete Engenthal genannte Eisenwerk besteht aus einem Hochofen, einigen Hammerwerken, den Werken zur Stahlerzeugung, einem Walz- und Schneidewerke, einem Holzrechen, Holzplätze, Kohlenstatt, und einem Schichtamtgebäude, und erzeugt Guß- und Schmiedewaaren, worunter Maschinensachen, englischer Cementstahl und Feilen besonders bemerkenswerth sind. (*G. F. Schreiner.*)

JESSENIK, böhm. GESENIK, HRUBO GESENIK, ein zu dem Gute der Ritter von Bethmannischen Pupillen Konow gehöriges Dorf im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, ¾ Stunden südwestlich von Krinetz, dem Sitze des Wirthschaftsamtes entfernt, mit 122 Häusern, 775 czechischen Einwohnern, welche von der Landwirthschaft leben, einer zum nimburger Vicariatsdistricte des Bisthums Leitmeritz gehörigen katholischen Localkaplanei von 2691 Seelen, welche von einem Priester versehen wird und unter dem Patronate des Religionsfonds steht, einer schon im 15. Jahrh. vorhanden gewesenen katholischen Kirche, einer Försterei, einer Hebamme und der hierher conscribirten Einschichte Chalaupka, welche aus sieben Klein-Häusern besteht. (*G. F. Schreiner.*)

JESSENITZ, böhm. GESENICE. 1. Ein zum Theile der fürstlich dietrichstein-proskau-leslieschen Fideicommißherrschaft Neustadt an der Mettau und zum Theile zur fürstlich colloredo-mannsfeldschen Herrschaft Opoczno gehöriges Dorf, im königgrätzer Kreise Böhmens, zwischen den Vorbergen der böhmisch-schlesischen Grenzgebirge, in höchst interessanter Gegend gelegen, 1¼ Stunden westwärts von Neustadt entfernt, mit 119 Häusern, 731 czechischen Einwohnern, die sich vom Landbau und der Vieh-

*) s. J. G. Sommer, Das Königr. Böhmen, statistisch-topographisch dargestellt (Prag 1834) 2. Bd. S. 338 fg.

zucht nähren, einer eigenen katholiſchen Pfarre von (1831) 1716 Seelen, die zum trzebechowicer Vicariatsdiſtricte des königgrätzer Bisthums gehört und unter dem Patronate des Beſitzers der Herrſchaft Oppoczno ſteht, einer katholiſchen Kirche zu Mariä-Himmelfahrt, welche den Errichtungsbüchern zufolge ſchon in den Jahren 1384, 1409 und 1418 mit einem eignen Pfarrer verſehen war, einer Schule und einem Wirthshauſe. 2) Ein anſehnliches Gut im ſüdweſtlichſten Theile des olmützer Kreiſes, im Markgrafthume Mähren, im Mittelgebirge gelegen, reich bewaldet, von dem Mierotinek-Flüßchen und einigen kleinern Bächlein bewäſſert, mit einem eignen Wirthſchafts- und einem Juſtizamte, welches der gewiczer Stadtmagiſtrat verwaltet, 9 Dörfern, 389 Häuſern, 2203 ſlawiſchen Einwohnern und einem Viehſtande (1825) von 169 Pferden, 728 Kühen und 21 Ochſen. Der Boden iſt höchſt mittelmäßig und beſteht größtentheils aus Thon. In der Landtafel liegt es mit 10$\frac{3}{4}$ Lahnen und einer obrigkeitlichen Schätzung von 1474 Fl. 20$\frac{1}{2}$ Kr. inne. Im 14. und noch im Beginne des 16. Jahrh. gehörte Jeſſenitz mit dem benachbarten Konitz zu dem Schloſſe Grumberg oder Strazisko. Es gehörte hierauf anfänglich den Herren Krawarz von Tworkow und hierauf jenen von Zaſtrzizl. Im Laufe des 16. Jahrh wechſelte es raſch ſeine Beſitzer. Im J. 1636 beſaß es J. Chriſtoph Schwabensky von Schwabenitz, nach deſſen Tode ging es über auf ſeine Gattin Suſanna Katharina Liboria, geb. Freiin Praſchitzky von Zaſtrzizl, die auch Frau auf Boſkowitz und Malenowitz war und Jeſſenitz dem Prämonſtratenſer Stifte zu Obrowitz nächſt Brünn vergabte, in deſſen Beſitz das Gut auch bis zur Aufhebung des Kloſters verblieb, wofür es nur die Verbindlichkeit hatte, ſtets zwei Ordensprieſter in Jeſſenitz zu belaſſen, was auch immer geſchah. Hierauf ging es in den Beſitz des Religionsfonds über, der es im J. 1789 dem franz. Edeln von Dietrich in Erbpacht überließ. Das Gut wurde in der Landtafel auf 44,309 Fl. geſchätzt. 3) Ein auch Jessenetz genanntes Dorf des gleichnamigen Gutes, im olmützer Kreiſe, in einem von ſanften, theilweiſe bewaldeten Bergen eingeſchloſſenen Thale, am linken Ufer des Baches Mierotinek gelegen, 3$\frac{1}{4}$ Meilen weſtwärts von der alten Hauptſtadt der Provinz entfernt, mit 68 Häuſern, 406 ſlawiſchen Einwohnern, einer eignen katholiſchen Localkapellanei von 1444 Seelen, welche zum czecher Decanate des olmützer Erzbisthums gehört und unter dem Patronate des Gutsbeſitzers ſteht; einer katholiſchen Kirche, einer Schule, einem geräumigen Schloſſe und einem obrigkeitlichen Meierhofe. 4) Ein zur fürſtlich lobkowitziſchen Herrſchaft Chlumetz gehöriges Dorf im berauner Kreiſe des Königreichs Böhmen, in wellenförmig geſchwungener Gegend gelegen, mit 37 Häuſern, 236 czechiſchen Einwohnern, die ſich mit der Landwirthſchaft beſchäftigen, einer eignen katholiſchen Localkapellanei von (1831) 2491 Seelen, die zum wotticer Vicariatsdiſtricte des prager Erzbisthums gehört und unter dem Patronate des Herrſchaftsbeſitzers ſteht, einer katholiſchen Kirche, die ſchon im J. 1384 mit einem Pfarrer beſetzt war, und einer Schule. 5) Ein zur fürſtlich colloredo-mannsfeld'ſchen Herrſchaft Dobrziſch gehöriges Dorf im berauner Kreiſe Böhmens. 6) Ein zur Herrſchaft der Fürſt-Erzbiſchöfe von Prag Unter-Brzezan gehöriges Dorf im kaurzimer Kreiſe des Königreichs Böhmen, auf einer hohen kahlen Fläche, an der von Prag nach Linz führenden Poſt- und Commercialſtraße gelegen, 6844$\frac{1}{4}$ wien. Kl. ſüdſüdoſtwärts von der Provinzialhauptſtadt entfernt, mit 76 Häuſern, 456 czechiſchen Einwohnern, die nach Sirczan (Erzbisthum Prag) eingepfarrt ſind, einem großen Meierhofe und einem Poſtamte und Pferdewechſel zwiſchen Prag und Oneſpeck. — Jeſſenitz iſt der Geburtsort des M. Johann von Geſenitz, der hier am Ende des 14. Jahrh. geboren wurde und am 25. Nov. 1410 als Lehrer der Rechte an der Hochſchule zu Prag an die Univerſität von Bologna die Frage ſtellte: ob man ſämmtliche Bücher Wikleff's verbrennen ſolle? Worauf ihm die Antwort ertheilt wurde, daß es, aus Rückſicht auf die Zerwürfniſſe, welche darob zwiſchen den Univerſitäten Prag und Oxford entſtehen dürften, zu unterlaſſen ſei. (*G. F. Schreiner.*)

Jesseno (Geogr.), ſ. Jeszen.

Jessenovacz (Geogr.), ſ. Jaszenovacz.

JESSENWANG, JESEWANG, Pfarrdorf im bairiſchen Landgerichte Bruck, mit 80 Häuſern, 652 Einwohnern, einer Pfarrkirche und einer Kapelle, zwei Stunden von Fürſtenfeldbruck entfernt. Dieſer Ort iſt ſehr alt, und es wurden daſelbſt vor Kurzem römiſche Münzen von Conſtantin und Licinius gefunden; auch zeigen ſich noch Spuren der hier vorüberziehenden Römerſtraße von Juvavia nach Auguſta. (*Eisenmann.*)

JESSER, berühmter Waldhorniſt des vorigen Jahrhunderts, von Geburt ein Böhme, befand ſich aber im J. 1748 auf dem Cap der guten Hoffnung, und man hat keine beſtimmten Nachrichten, daß er jemals wieder nach Europa zurückgekehrt ſei. Er hatte ſich eine bewunderungswerthe Fertigkeit auf ſeinem Inſtrumente angeeignet und konnte es darin mit jedem Virtuoſen ſeiner Zeit aufnehmen. Als Componiſt hat er ſich aber öffentlich nicht bekannt gemacht. (*Fr. Thon.*)

JESSEY, JESSIE (Heinrich). Geboren im Anfange des 17. Jahrh. in einer der Vorſtädte Londons, ſtudirte Jeſſey zu Oxford und nahm darauf unter den puritaniſchen Geiſtlichen eine nicht unbedeutende Stelle ein, und ſtarb am 4. Sept. 1663 zu London. Er war einer der erſten, welcher ſich in der neuteſtamentlichen Lexikographie verſuchte; allein ſein griechiſch-engliſches Wörterbuch zum N. T. hat jetzt wenig Werth mehr †).

(*G. M. S. Fischer.*)

Jessinsky, ſ. Jessen (Joh. v.).

JESSIUS, JASINUS, auch Tesses genannt, erſter Biſchof von Speier, ſoll gegen das J. 348 mit einigen Prieſtern und Diakonen ſein chriſtliches Bekehrungswerk begonnen haben. Als die Arianiſche Lehre ſich an den Rhein verbreitete, verſammelten ſich die teutſchen und

---

†) Seine übrigen Schriften ſind: The Calendar; Description and Explanation of 268 Places in Jerusalem. Beide Werke haben mehre Auflagen erlebt. Experiences; The lord's loud Call to England being a true Relation of some late curious Judgments of God by Earthquaque.

französischen Bischöfe zu Cöln, wo besonders Jesse zur Amtsentsetzung des Bischofs Euphrates beitrug. Die Zeit seines Todes ist unbekannt *). (*Jaeck.*)

JESSO, JESO, YESO, YEZO. So heißt eins der wichtigern Glieder in der langgestreckten nordostasischen Inselkette, welche sich von den Madjico-sima- und Lieukhieuinseln in S.W., über die japanischen und kurilischen Inseln, in einer Länge von 60 geographischen Meilen bis zum Cap Lopatka (oder Südspitze von Kamtschatka) im N.O. erstreckt, dessen (der Insel Jesso) Umrisse aber erst in neuerer Zeit genauer nach Breite und Länge astronomisch und nautisch bestimmt wurden. Zwar war schon im J. 1620 der Jesuit Hieronymus de Angelis in seinem Berufe als Missionar nach Jesso gekommen, doch dauerte es bis zum J. 1643, ehe Europäer sich entschlossen, die See nordwärts der schon seit 1543 in die europäische Geographie eingeführten japanischen Inseln zu exploriren. Capitain van Vries, der Befehlshaber des holländischen Schiffes Castricom, welcher zuerst Entdeckungen im Nordtheile des stillen Oceans machte (im J. 1643), verfehlte die Straße la Pérouse und schloß aus der Identität des Volkes der Ainu auf Jesso und Karafta, daß beide Inseln [1]) ein großes zusammenhängendes Land von unbekannter Form (das Land Jesso) sei, ein Irrthum, den auch der Russe Spangberg (1739) noch nicht widerlegte, sondern der erst im J. 1787 durch den großen la Pérouse, welcher die nach ihm benannte Straße entdeckte, und Karafta und Jesso als zweierlei Inseln nachwies, beseitigt ward. Aber erst durch des Capitains Broughton (1797) [2]) und des Admirals von Krusenstern [3]) (1805) Untersuchungen der Küsten von Jesso, wurden die Materialien zur Berichtigung der Karte dieser Insel geliefert, und dieser berühmte Admiral hat dieselben selbst in einem besondern Memoire zusammengestellt und die beste Karte der Insel (in seinem Atlas de l'Océan pacifique enthalten) geliefert.

Der japanische Name Jesso, Jeso, Yeso oder Yezo (chinesisch Hia i) bedeutet Barbaren mit Seekrebsen (barbares à crevettes), und ist eigentlich kein Landesname, sondern der japanische Name des Volkes, das sich selbst Aino oder Ainu nennt. Doch bezeichnen die Japaner und Europäer auch die Insel mit diesem Namen, deren südlicher Theil, welcher eine japanische Colonisation erhalten hat, District des Fürsten von Matsmaye genannt wird. Diesen Namen Matsmaye dehnen viele europäische Geographen fälschlich auf die ganze Insel aus; höchstens dürfte man aber den von den Japanern colonisirten Theil so nennen, welcher in der japanischen Geschichte auch den Namen Toso Yeso (d. i. verbündete Aien) führt. Die Annahme von Krusenstern's, daß mit dem weitern Vorrücken der japanischen Colonien auf Jesso dieser Name verschwinden werde, ist daher, wie schon Klaproth bemerkt, nicht statthaft. Was den Namen Insu betrifft, welchen Broughton in der Vulkansbai aus dem Munde der Ainu gehört hat, so beruht derselbe vielleicht auf einem Irrthume; absurd aber ist die Ableitung des Wortes Jesso von dem holländischen Eigennamen Eso (d. i. Esau), welche, wie ich glaube, Reinhold Forster deshalb adoptirte, weil man seit Spangberg die Insulaner nur haarige Kurilen nannte, und diese wegen ihres angeblichen Behaartseins mit Esau verglich.

Die Grenzen der Insel Jesso sind: 1) im Süden die Tskukarstraße (japanisch Kunidono seto), zwischen Jesso und Niphon, so genannt von dem Cap Tskukar, dem nördlichsten Vorgebirge Niphons. Durch Verdrehung des Wortes Tskukar wurde sie bisher immer Sangarstraße genannt; auch galt sie lange Zeit für die einzige Communication zwischen dem tatarischen Golf und dem stillen Ocean, bis la Pérouse die nach ihm benannte Straße entdeckte. 2) Die Straße la Pérouse zwischen Jesso und Karafta. 3) Im N.O. eine unbenannte Meerenge zwischen Jesso und der kurilischen Insel Kunasiri oder Kunaschir, welche Laxmann im J. 1793 zuerst durchschiffte und daher dessen Namen zu tragen verdient. Jesso's Gestalt läßt sich aber am Besten mit einem Dreieck vergleichen, dessen drei Spitzen sich wie Fühlhörner südwestlich gegen Niphon, nördlich nach Karafta und nordöstlich gegen Kunasiri erstrecken, die Insel als einen Inselknoten charakterisirend, der den in der Nautik unerfahrenen Ainos, auf ihren Küstenfahrten in zerbrechlichen Piroguen, eine Vermittelungsstation zu ihrer Besitznahme der Inseln dieses stürmischen Oceans und der unwirthbaren Küsten der Tatarei um die Amurmündung darbot, und es auch den Japanern möglich machte, ihre Ansiedlungen und Handelsverbindungen in den genannten Gegenden zu verbreiten. Die Gestade von Jesso sind jedoch sehr ausgezackt, und schon von Krusenstern bemerkt (II. p. 49), daß diese Insel wegen ihrer vielen Vorgebirge und tiefen Baien eine der merkwürdigsten der Erde sei. Auf der Südostküste sind es besonders die von Broughton entdeckte Vulkansbai (auf japanischen Karten Outchiura, d. i. die Innere, genannt) und die Bai der guten Hoffnung, auf der West- und Nordküste aber die durch von Krusenstern entdeckten und aufgenommenen Baien Kutusoff, Suchtelen, Stroganoff und Romanzoff, welche der Insel diese Begünstigung verschaffen, und wodurch wir zu der Bemerkung veranlaßt werden, daß bei diesem Aufgeschlossensein von der maritimen Seite her, die Insel bei einer etwanigen künftigen Colonisation durch Europäer oder bei weiteren Civilisationsfortschritten der keineswegs stationairen Japaner, einst wichtig werden kann,

*) Lehmann, Chronik von Speier. S. 7. 13. 39. 40. Simon's Beschreibung der Bischöfe. S. 1.

1) Noch in diesem Augenblicke (1838) hat keine Autopsie eines Europäers über die Streitfrage entschieden, ob Karafta (Saghalien) eine Insel oder eine Halbinsel sei; Ritter (Erdkunde. IV. S. 449) nennt sie nach Prüfung sämmtlicher Berichte der europäischen Seefahrer, welche diese Gegenden besuchten, und der der Japaner, ein Vorland oder ein Glied des asiatischen Continents, das auf der seltsamen Grenze der völligen Isolirung und des Wiederanwachsens als Halbinsel zum Erdtheile steht. 2) *W. R. Broughton*, A voyage of Discovery to the North Pacific Ocean etc. etc. performed in his Majesty's Sloop Providence and her Tender, in the years 1795—1798. (London 1804 4.) p. 88—114. 269—297. 3) Reise um die Welt in den Jahren 1803—1806, auf Befehl Sr. kaiserl. Majestät Alexander's I., auf den Schiffen Nadeshda und Newa, unter dem Commando des Capitains A. J. v. Krusenstern. 2. Aufl. (Berlin 1816. 16.) 2 Thle. 2. Th. S. 33—79. 97—109.

indem es ihr auch nicht an Areal gebricht, dessen Größe in Zahlen neuerlich durch von Siebold aus Berechnung einer genauen japanischen Karte auf 1286,92 geographische Quadratmeilen bestimmt worden ist, wozu noch 5,98 solcher Quadratmeilen kommen, welche die Atmosphäre der kleinen Gestadeinseln einnimmt [4]).

Von den durch directe Observation bestimmten Küstenpunkten der Insel sind es vorzüglich folgende, welche uns einer Aufführung werth scheinen.

a) Auf der Nordküste Cap Soya, der nördlichste Punkt der Insel, nach v. Krusenstern's bei stürmischer Witterung gemachter und daher etwas unsicherer Observation in 45° 31′ 15″ nördl. Br. und 218° 9′ westl. L. von Greenwich. Dieser Punkt verdient auch um deswillen einer Aufführung, weil er von dem kaiserlich japanischen Hofastronomen zu Jeddo mit europäischen Instrumenten und zwar auf 45° 28′ nördl. Br. und 7° 9′ östl. L. von Miaco (der Residenz des Daïri auf Niphon) astronomisch bestimmt worden ist. Da nun, zu Folge v. Siebold's Bemerkungen, der Meridian von Miaco = 135° 40′ östl. L. von Greenwich, so würde die Längenbestimmung des Japaners für Cap Soya = 217° 51′ westl. L. von Greenwich betragen, und von v. Krusenstern's Bestimmungen um 18′, bei der Breitenbestimmung aber nur um 3′ 15″ differiren.

b) Auf der Westküste nach v. Krusenstern:

Cap Shaep	unter	45°	21′	0″	nördl. Br.	217°	48′	0″	westl. L. von Greenwich.
Cap Romanzoff	—	45	25	15	„ „	218	25	30	„ „ „ „ „
Cap Malespina	—	44	42	15	„ „	228	41	30	„ „ „ „ „
Cap Schischkoff	—	44	25	0	„ „	218	28	0	„ „ „ „ „
Cap Takasima	—	43	21	15	„ „	219	29	0	„ „ „ „ „
Cap Okamuy	—	43	11	0	„ „	219	46	30	„ „ „ „ „
Cap Rayten	—	42	57	0	„ „	219	44	0	„ „ „ „ „
Cap Kutusoff	—	42	38	0	„ „	219	59	0	„ „ „ „ „
Cap Dota Nizawa	—	42	18	10	„ „	220	14	0	„ „ „ „ „
Cap Sineko	—	41	38	30	„ „	226	6	30	„ „ „ „ „

Dies letztere ist die südwestlichste Spitze der Insel; die Caps Takasima und Okamuy aber sind die hervorragendsten Spitzen der weit vorspringenden Halbinsel Nowosilzoff.

c) An der Südküste: Cap Nadeshda, der südlichste Punkt der Insel unter 41° 25′ 10″ nördl. Br., 219° 50′ 30″ westl. L. von Greenwich. Die Stadt Matsmaye oder Matsmaï, unter 41° 32′ nördl. Br. und 219° 56′ westl. L. von Greenwich.

d) An der Südostküste nach Broughton's Observation: Hafen Endermo im Nordostwinkel der Vulkansbai, wo Broughton landete, unter 42° 19′ 29″ nördl. Br. und 218° 52′ 24″ westl. L. von Greenwich. Cap Esarne, die südwestliche Spitze der Vulkansbai, in 41° 49′ 20″ nördl. Br., 218° 49′ westl. L. von Greenwich. Auf v. Siebold's Übersichtskarte der japanischen Inseln finden sich die japanischen Benennungen folgender Vorgebirge: das südöstlichste Cap der Insel: Cap Jerimo, das Vorgebirge am Südeingange der Straße, welche Jesso von Kunasiri trennt: Cap Sireto. Das Vorgebirge am Nordeingange der genannten Straße: Cap Siritoko.

Was das Relief der Insel betrifft, so ist dasselbe noch von keinem Europäer erforscht worden; denn sowol Broughton's, als v. Krusenstern's und Golownin's, des Gefangenen in Matsmaï, Beobachtungen beschränken sich nur auf die Küsten. Die nämliche Kette von Schneebergen, welche den nördlichen Theil von Niphon in nordöstlicher Richtung durchläuft, durchzieht auch die Insel Jesso in derselben Richtung, und v. Krusenstern (II. p. 43. 44) glaubt, es sei nicht unwahrscheinlich, daß beide Inseln durch irgend eine gewaltsame Revolution von einander getrennt wurden, sowie man annimmt, daß die Trennung von England und Frankreich, von Gibraltar und Afrika und von Sicilien und dem italienischen Festlande stattgehabt hat. Die geringe Breite der Tsukarstraße, die steilen Felsenufer, die gleiche Anzahl der Caps an beiden Seiten, die er wahrnehmen konnte, und deren Lage ihm diejenige Übereinstimmung zu haben schien, welche eine solche Trennung voraussetzen, die gleiche Richtung der hohen Bergkette, die nur durch die Tsukarstraße unterbrochen zu sein scheint, und die Nähe des hohen Vulkans Pic Tilesius auf Niphon, drangen ihm diese Muthmaßung auf. Die gleichmäßige nordöstliche Richtung der Bergketten auf Japan und Jesso ist aber, wie dies Leopold von Buch zuerst hervorhob, der ganzen Reihe der nordostasiatischen vulkanischen Inselkette eigen, von welcher Jesso nur ein Glied ist, und v. Krusenstern selbst bemerkte auf Jesso, an der Südostküste der Stroganoffbai einen Vulkan. Dieser liegt nahe bei dem überaus hohen unter 42° 50′ 15″ nördl. Br., 218° 48′ 30″ westl. L. von Greenwich fixirten Pic Rumofsky (v. Krusenstern II, 52); v. Krusenstern sah aus demselben Rauch und Flammen aufsteigen, konnte aber den Krater nicht gewahr werden. Capitain Broughton (Voy. p. 94. 102. 104) bemerkte von der Vulkansbai aus ebenfalls drei brennende Vulkane, deren einer vier Meilen östlich der an der Südküste belegenen Stadt Fakodate (Khakodade bei Golownin) unter 41° 50′ nördl. Br., 218° 50′ westl. L. von Greenwich, der zweite vier Meilen nördlich der genannten Stadt unter 42° 6′ nördl. Br., 218° 20′ westl. L. von Greenwich belegen, der dritte aber nach Leopold von Buch's Dafürhalten (Geographie der Vulkane in Poggendorf's Annalen XXI, Reihe der japanisch-kurilischen Inseln) mit dem

4) v. Siebold, Nippon Archief voor de Beschrijving van Japan. Heft I. (1832).

von v. Krusenstern gesehenen identisch ist. Aus dem Berichte Broughton's läßt sich schließen, daß die centrale Bergkette der Insel sich gegen N. O. hin allmälig senke und an der Südostküste zuweilen schmale Ebenen übrig lasse. Dasselbe Verhältniß scheint in nördlicher Richtung gegen die Straße la Pérouse hin stattzufinden, obgleich die Berge noch dort Anfangs Mai mit Schnee bedeckt waren, und in der Bai, deren Endpunkte die Caps Malespina und Schischkoff bilden, fand v. Krusenstern das Land um vieles niedriger, als dasjenige, welches er weiter im Süden gesehen hatte, und das nur aus einer ununterbrochenen Reihe von hohen Schneekuppen ohne die geringste Abwechselung bestand. Nur einen einzigen Berg von ziemlicher Höhe, in 44° nördl. Br., 218° 6′ westl. L. von Greenwich, mit einem niedrigen Vorlande, konnte man als einen ausgezeichneten Punkt in dieser Bai ansehen; er erhielt den Namen des berühmten nordischen Naturforschers Pallas. Der nördliche Theil von Jesso, sagt v. Krusenstern (II. p. 58), ist bis auf eine ziemliche Entfernung vom Meere, wo Schneeberge emporstarren, niedrig, stark bewaldet und der Cultur günstig. Nach Klaproth [5]) besteht das Innere der Insel aus einer Ebene, in welcher die von dem Südabhange der nördlichen und von dem Nordabhange der südlichen Gebirge herabfließende Wasser zwei Seen bilden (ist diese Ebene eine Caldera?), deren östlicher einen Strom zur Ostküste, der westliche aber, welcher auf des Japaners Rinsifee Karte von Jesso [6]) den Namen Oo-nouma führt und ein Areal von vier Quadratri enthält, einen andern Strom zur Westküste entsendet. Es ist dies der Isikari gawa (d. i. Steinwälzer, rivière qui chasse les pières), welcher nach einem stürmischen Südostlaufe (ob in Katarakten?) mit einer Breite von zehn Matsi (= 440 par. F.) in den Golf Stroganoff mündet, der japanischen Encyklopädie zufolge seiner großen Schnelligkeit halber nicht passirt werden kann [7]), und den Rinsifee als den Hauptstrom von der Insel (la grande rivière du pays) bezeichnet. Die gedachte Karte Rinsifee's setzt auch an der Südostküste der Stroganoffbai den Pic Siribetsjou oder Siribesi, welcher dem Commentar zu dieser Karte nach, der höchste Gipfel der Insel und höchst wahrscheinlich der obengedachte Pic Rumofsky ist, den v. Krusenstern als überaus hoch bezeichnet. Andere ausgezeichnete Kuppen auf Rinsifee's Karte sind die Pics Outchicura yama, Kinsan, Ousou yama, Ousougadake, Yououbari, Kousouridake, welche sich von S. nach N. um die Vulkansbai reihen und unter denen gewiß einer der von Broughton gesehenen Vulkane ist; ferner im Districte des Fürsten von Matsmaye, der ganz mit Thuya japonica bedeckte und 30 Ri im Umfange haltende Kamino kouni yama, sowie der Senkendake, und endlich in N. der centralen Ebene die Pics Yououbetsjou und Akanou-nooka. Das Innere des Gebirges schildert Rinsifee als eine große Wildniß voller Felsabstürze, zwischen welchen man Wälder und Plantationen sehe. Die hindurchführenden Wege beständen aus schmalen Fußsteigen, welche selbst für Fußgänger schwer zu passiren seien, obgleich die Einheimischen dieselben zu finden wüßten. Der steilste Felsen halte diese Menschen nicht auf, sie umgingen ihn nicht, sondern erstiegen ihn [8]). Sie bilden demnach in dieser Beziehung ein Gegenstück zu den Gallas in Afrika, welche durch die reißendsten Ströme schwimmen (Ritter's Erdkunde, 2. Aufl. I. p. 132).

Außer dem oben beschriebenen Isikarigawa gibt es noch eine große Menge von Flüssen auf der Insel; v. Krusenstern und Broughton bemerkten die Mündungen mehrer derselben und Golownin wurde auf dem Transporte von Atkis nach Matsmaï über mehre wasserreiche Ströme geführt. Allein von allen diesen kennen wir nur die Namen einiger, welche auf v. Krusenstern's Karte nachzusehen sind. Auf ihren wenigstens zu Zeiten großen Wasserreichthum läßt schon die Schneebedeckung der Gebirge schließen. Auch an Landseen fehlt es nicht. Alle Berichte schildern uns das Klima von Jesso als kälter als das jedes andern Landes unter gleicher Breite; selbst in dem Districte des Fürsten von Matsmaï, der doch den südlichsten Theil der Insel einnimmt, soll der Schnee in den Ebenen und Thälern von November bis zum April liegen bleiben und das Thermometer bis auf 15° R. unter 0 fallen. In den Sommermonaten sind Regengüsse und Orkane sehr häufig und der Himmel ist fast beständig bewölkt. Rinsifee schildert jedoch den südlichen Theil des Landes als recht fruchtbar; Pflanzen und Bäume kämen hier besser fort als in mehren Provinzen des eigentlichen Japans, besonders der Fouki (Tussilago petasites). Das Rohr erreicht hier die Dicke des Bambus, und sämmtliche Häuser seien mit Halmen von diesem Rohre umgeben. Hirse, eine Bohnenart (Misu), eine kleine Wicke (Asouki), Melonen und andere Früchte kämen sehr gut fort, aber für jedes andere eßbare Vegetabil sei der Boden weniger geeignet. Getreide gedeihe zwar, doch seien die Körner nur klein [9]). Hiernach scheint die Angabe von Krusenstern's über die überaus große Rauhheit der Südküste von Jesso wol übertrieben zu sein (II. p. 43); allein er stieg auch hier nicht an das Land. Die centrale Gebirgskette bildet übrigens eine Wetterscheide zwischen der rauheren West- und der minder rauheren Ostküste, da sie die von der Ostküste des asiatischen Continents her wehenden Westnordwest- und Westwinde aufhält, und man darf daher auf Jesso analoge Erscheinungen im Klima erwarten, wie auf Niphon, wo die unter 36° nördl. Br. an der Westküste belegene Bergkette Sira yama bei 7700 par. F. absoluter Höhe mit ewigem Schnee bedeckt ist, während der kaum 1° südlicher, aber auf der Ostküste belegene 11,482 par. F. hohe und höchste Berg Japans, der Fusi no yama, Monate lang schneefrei emporragt [10]).

Die Berge der Insel enthalten Gold, Silber, Kupfer

5) *San Kokf Tsu Ran To Sets* (de Rinsifée de Sendal), ou Aperçu général des trois royaumes, traduit de l'Original japonais-chinois par *J. Klaproth* (Paris 1832). p. 184. 6) Karte von Jesso in Plates and Maps zu *San Kokf Tsu Ran To Sets*. 7) Ibid. etc. p. 184. Note.

8) Ibid. p. 186. 9) Ibid. p. 227. 10) *v. Siebold*, Nippon Archief. Heft VI. p. 53.

und Blei, doch verstehen die Eingeborenen (die Ainu) den Bergbau nicht, und selbst die Japaner lassen nur ein 18 Ri westlich von Matsmaï belegenes Bleibergwerk bearbeiten. An vielen Stellen trifft man Goldsand, den die Flüsse in die Ebenen hinabführen, wo er sich auf Räumen von 10—20 Ri findet. Zu Faboro an der Westküste werfen die Meereswellen bei heftigen Nordwestwinden auf eine Strecke von 40 Ri (= 28 geogr. Meilen) Goldsand an das Ufer, doch gibt es keine Goldwäschen, weil man fürchten müsse, sagt Rinsifee, daß die Arbeiter vor Kälte stürben oder erkrankten. Übrigens verheimliche man überhaupt die Fundorte des Goldes und Silbers auf der Insel, um durch das Bekanntwerden derselben nicht die Russen zur Besitznahme des Landes anzulocken [11]). Was das bezeichnete Vorkommen des Goldsandes an der sandigen und wüsten Küste von Faboro betrifft, wo man auf einer Distanz von 40 Ri nur ein bewohntes Haus findet, so erinnert dasselbe an analoge Verhältnisse auf der portugiesischen Küste von Costa und Trafaria im Süden der Tejomündung, welche Küste einer afrikanischen Wüste gleicht, und wo man den Einwirkungen der Meereswellen die Vorarbeiten zur Gewinnung des Goldsandes überläßt [12]). Außer den genannten Metallen ist von den Mineralproducten der Insel noch Demantspath bekannt, dessen Klaproth in der Beschreibung von Japan (Asiatic Journal New series, Vol. VI.) bei der Provinz Muts gedenkt.

Allem Anscheine nach ist die Flora der Insel sehr reich, doch ist sie noch nicht erforscht. Die schönsten Bäume kommen hier in großen Wäldern vor. Darunter sind am häufigsten: die Thuya japonica (japanisch Finoki); eine andere Art Thuya, Tanne von Jesso genannt, deren Holz zu verschiedenen Meubeln von den Japanern verwandt wird; eine Fichtenart mit fünf nadelförmigen Blättern, deren Holz jedoch geringer geachtet wird, als das der vorigen Art; und der **Pterocarpus flavus** (japanisch Woobek) [13]). Broughton glaubt, daß es wenige wildwachsende Pflanzen in England gäbe, welche sich nicht auch hier finden sollten, und führt unter den Bäumen, welche er in der Vulkansbai sah, noch an: Ulmen, Eichen, Maibäume (may pole), Birken, Buchen, Linden, den Eibenbaum, die Silbertanne, den Hornbaum und den Sassafras [14]). In dem Appendix zu seiner Reisebeschreibung gibt er dann das folgende botanische Verzeichniß: **Betula alnus** und **alba**, **Pinus abies**, **Fraxinus nigra**, **Taxus baccata** und **nucifera**, **Ulmus campestris**, **Populus balsamea**, **Magnotia acuminata**, **Hydrangea arborea** und **scandens**, drei Arten von **Rubus**, **Rosa pomifera**, **Iris impatiens**, **Morus papyrifera** mit der kleinen Frucht, **Vitis japonica** und **vulpina**, **Artemisia mantisna** und **vulgaris**, **Polygonum viviparum** und **multiflorum** (letzteres cultivirt), **Triticum maritimum**, **Ocemum crispum** (cultivirt), **Mintha aquatica**, **Polypodium vulgare** und **villosum**, **Acrostichum trifoliatum**, eine Art **Trichomanes**, **Allium**, **Fagus castanea** und **sylvestris**, **Chaerophyllum sylvestre**, **Lamium album**, **Zea Mais**, **Phaseolus**, **Raphanus**, **Corinthe** mit blauen Blüthen, **Lichen Bryum**, eine Art **Orchis**, **Juniperus sabina**, **Equesetum hiemale** und **arvense**, **Juncus sylvesris**, **Cytisus** mit weißen Blüthen. Rinsifee führt unter den Pflanzen der Insel an: ein Frühlingsmutterkraut mit weißen Blüthen (japanisch Soun gikf, auch Koreï gikf, d. i. koreisches Mutterkraut genannt, weil es aus Korea nach Japan verpflanzt wurde, wo es wegen seiner Schönheit und weil es eine der ersten Frühlingsblumen ist, sehr geschätzt wird); schwarze Lilien; eine Pflanze, welche den Namen Tigerstab führt, deren Stiel 6—7 Zoll im Umfange hat, und eine Höhe von 15—16 Fuß erreicht; eine Art Günzel (japanisch Fouki), deren Stiel ebenfalls 6—7 Zoll im Umfange hat und deren Blätter eine Größe von zehn Quadratfuß erreichen; eine Art Blätterschwamm (japanisch Yebouriko), welche in den tiefen Gebirgsthälern auf den dicken Stämmen der **Thuya japonica** wachsen soll, und dessen sich die Ainu innerlich gegen Kolik, Würmer, Herzweh und Erbrechen bedienen; eine Kriechpflanze (**Ikema** der Japaner), welche die Ainu äußerlich und innerlich bei Wunden und gegen Schnupfen, Fieber und Geschwülste anwenden; eine Art Eisenhütlein (japanisch Bou si), **Galium tuberosum**; **Chelidonium majus** (japanisch Kakouma kousa); Ginseng, wahrscheinlich eine Varietät von **Panax quinquefolium**, von der wir jedoch nicht erfahren, in welchem Werthe ihre Wurzel steht; **capsicum annuum**; Zuckerseetang (**Fucus Saccharinus**, japanisch Kumbu), welcher besonders an den Süd- und Ostküsten der Insel in großer Menge an das Gestade getrieben wird und wegen seines angenehmen Geschmacks auch eine beliebte Speise der Japaner ist, und endlich eine andere Seepflanze (japanisch Kuro kuki, d. i. schwarze Schößlinge, genannt), welche ebenfalls eßbar ist [15]). Von Vierfüßern und Vögeln, welche Broughton in der Vulkansbai sah, führt dieser Seefahrer an: Pferde, Hunde, Hirsche, Bären, Füchse, Kaninchen, Adler, Krähen, Tauben, wilde Gänse, Enten, Seeraben, Reiher, Strandläufer, Seemöven; andere Reisende fügen noch Wölfe, Hasen, wilde Ziegen und Zobel hinzu, deren Bälge aber nur geringen Werth haben [16]). Rinsifee dagegen bringt über die Fauna der Insel Folgendes bei: In den Wäldern, sagt er, gibt es zwei Arten von Bären, deren eine (japanisch Ofa kouma) Menschen und Thiere angreift, die andere aber (japanisch Ko kouma) weniger zu fürchten ist [17]). Nur in dem Districte des Fürsten von Matsmaï sieht man Ochsen und Pferde, welche in den übrigen Theilen von Jesso

11) *San Kokf Tsu Ran To Sets* etc. p. 199. 200. 12) Val. v. Eschwege, Geognostische Übersicht der Umgegend von Lissabon in Karsten's Archiv für Mineralogie, Geognosie ꝛc. 5. Bd. S. 385—388. 13) *San Kokf Tsu Ran To Sets* p. 200. 14) *Broughton*, A voyage of Discovery. p. 109.

15) *San Kokf Tsu Ran To Sets* etc. p. 200. 201. 206. 207. 16) *Broughton*, Voyage of Discovery. p. 109. 17) Eine dritte Art (japanisch Fikouma), sagt Rinsifee, mit rothem Pelze, laufe mit Blitzesschnelle, sei daher selten sichtbar, und werde für ein übernatürliches Wesen gehalten.

gänzlich fehlen. Von Säugethieren, welche im Wasser leben, findet man den Biber, welcher besonders in der Bai Outchiura sehr häufig ist und dessen Bibergeil sehr geschätzt wird; die Seeotter (japanisch Ratsouko oder Rakko) und Seekälber, welche Thiere sämmtlich sehr geschätzte Felle liefern. Auch Tigerhäute wurden nach Rinsifee ehemals aus Jesso nach Japan gebracht, woraus hervorgeht, daß die Verbreitungssphäre des Tigergeschlechts sich ehemals bis auf Jesso erstreckte. Von Raubvögeln findet man den Geierfalk (aerfaut, japanisch Daka), den Flußadler (Falco haliaetos, japanisch Simatoli), Lämmergeier, den Schleierkauz (Strix flammea, japanisch Sima fouko), mit deren Federn die Ainu ihre Pfeile versehen. Von Fischen kommen an der Küste der Insel unter andern vor: Wallfische, deren Fang die Ainu auf Jesso so wenig, wie die Japaner verstehen, doch sehen sie ihn als ihren großen Wohlthäter an, weil er ihnen die Kado oder Nisin (d. i. eine Art Heringe, welche getrocknet die gewöhnliche Nahrung der Ainu ausmachen) an die Küste jagt, und Lachse. Von den Weichthieren führt Rinsifee an: eine Doride (japanisch Namako), welche getrocknet in großen Quantitäten gegessen wird; das Seeohr (japanisch Awabi), welches ebenfalls zur Nahrung dient. So weit Rinsifee[18]). Nach Broughton (p. 109) kommen an den Küsten der Insel auch Kabeljaue, Schwertfische, Klumpfische und Schildkröten vor. Die Bewohner von Jesso bestehen aus Aboriginern und Eingewanderten. Die erstgenannten gehören zu dem im nördlichen Theile des stillen Oceans weit umher zersprengten Volke der Ainu oder Kurilen; die zweiten sind Japanesen, welche das Südende der Insel colonisirt haben.

Der Name Ainu oder Aino ist derjenige, den sich das Volk selbst gibt, und bedeutet Mensch. Das Wort Guru bedeutet in ihrer Sprache dasselbe oder auch so viel als Tribus, und soll davon der Name Kurilen herkommen, unter dem das Volk den Europäern seit Spangberg (im J. 1739) mit dem Beinamen der haarigen bekannt ist. Nach andern Angaben soll sich das Volk auch Ujut Jejeke nennen; von den Korjäken wird es Kuinalo, von den Kamtschadalen aber Kuschi genannt. Bei den Japanern heißen sie nicht allein Jesso, wie oben bemerkt, sondern auch Atjouma Yebis (chinesisch Toung i) d. i. östliche Barbaren und Mosin, (chinesisch Maosiu) und Momin (chinesisch Mao min) d. i. haarige Männer. Der geographische Verbreitungsbezirk des Volkes der Ainu erstreckt sich von der Südspitze Kamtschatka's über die kurilischen Inseln, die Inseln Jesso und Karafta, bis auf die Ostküste des asiatischen Continents um die Mündung des Amurstromes; eine Verbreitung, welche der der Malaien ganz analog ist, die auf der südlichen Halbkugel nur einen kleinen Theil des Festlandes inne haben, aber auf den nahe liegenden Inseln weit umher angesiedelt sind. Nach la Pérouse's, v. Krusenstern's und Golownin's Schilderungen ist die Gesichtsfarbe der Ainu dunkelbraun, ja fast schwarz, etwa wie die der Anwohner der Berberküste und wird dies Volk besonders durch starken Haarwuchs charakterisirt, da den Männern der Bart bis auf die Brust herabhängt, das schwarze Haupthaar dick und struppig ist, Arme, Hals, Rücken und Brust, bei vielen auch die Beine, mit langen schwarzen Haaren bewachsen sind, weshalb sie von älteren Reisenden als ganz rauh und behaart beschrieben werden, ein Irrthum, den v. Krusenstern durch genaue Untersuchung mehrer Individuen beseitigt hat. Der Wuchs der Ainu ist kaum etwas niedriger als der der Europäer, auch die Gesichtszüge nähern sich den europäischen Formen und sind den ostasiatischen ganz unähnlich; Arme und Beine sollen jedoch im Vergleiche zum Körper etwas zu kurz sein. Die Sprache hat nach Klaproth (Asia polyglotta, p. 302) zwar einige Verwandtschaft mit den samojedischen und tungusischen Mundarten, scheint jedoch eine ganz eigene zu sein, und ist der Dialektunterschiede ungeachtet, wenigstens auf Kamtschatka, den kurilischen Inseln, Jesso und Karafta eine und dieselbe[19]). Die Ainu sind daher der Gestalt und Sprache nach ein von ihren Nachbarn gänzlich verschiedenes Volk, von dem es noch zweifelhaft ist, welcher der verschiedenen Racen des Menschengeschlechts es zugerechnet werden müsse. Auch in Hinsicht der Gemüthsart stehen sie isolirt da; auf ihrem Gesichte ist Herzensgüte mit unverkennbaren Zügen dargestellt, ihre Handlungen, sagt v. Krusenstern (II. p. 99), entsprechen ganz diesem auf dem Gesichte ausgedrückten Charakter, und ihre Mienen und Geberden verrathen etwas Einfach-Edles. Auch la Pérouse erstaunte bei einem so verlassenen armen Völkchen, das nur von Fischfang und Jagd seine Existenz kümmerlich fristet, so viel Würde und Sagacität des Geistes und den sanftesten Sitten gepaart zu finden; woraus Ritter (Erdkunde IV. p. 456) den merkwürdigen Schluß zieht, daß barbarische Wildheit keineswegs nothwendig die ursprüngliche Entwickelung der menschlichen Natur sei. In Betreff einer genauern ethnographischen Schilderung des Volkes der Ainu, verweisen wir auf den Artikel Kurilen und beschränken uns hier auf eine Beschreibung seines Zustandes auf der Insel Jesso, so weit uns derselbe bis jetzt durch europäische und japanische Berichte bekannt geworden ist.

Der japanische Geograph Rinsifee gesteht die Urgeschichte der Ainu auf Jesso nicht zu kennen, obgleich in den Folgezeiten in der japanischen Historie und in chinesischen Werken von ihnen oft die Rede sei. Doch theilt er folgende Sage der Ainu über ihren Ursprung mit. Ein Greis und eine alte Frau kamen an den Strand, um Nahrungsmittel zu suchen, jedoch ohne Erfolg. Ermüdet legten sie sich auf den Strand und schliefen ein. Da belehrte sie ein Traumgesicht, daß, um Nahrung zu finden, sie das Meer mit einem Werkzeuge, das sie im Traume sahen, umrühren müßten, daß alsdann ein weißer Schaum entstehen und dieser das Gesuchte liefern würde. Erwacht, rührten sie das Meer mit einem Ruder um, das neben ihnen lag, und sahen alsdann unter dem Schaume eine große Menge kleiner Heringe, Nisin

18) *San Kokf Tsu Ran To Sets* etc. p. 201—204.

19) Vgl. Klaproth's Vocabularium der Ainusprache in *San Kokf Tsu Ran To Sets* p. 242—252.

genannt, welche noch jetzt sehr häufig an den Küsten von Jesso sind. Die Wohnung dieser alten Leute befand sich zu Yesasi im Districte des Fürsten von Matsmaï. Der Greis wurde nach seinem Tode Yebis oder Ibis (welches der Name des Gottes der Fischer bei den Ainu ist) und seine Frau Omba oder die alte Göttin genannt. Über ihren Gräbern wurden zwei Tempel gebaut. Ihre Nachkommen vermehrten sich sehr, bis zu der Zeit, als Takedo Nobu siro nach Jesso kam (im J. 1443) und einen großen Theil der Insel eroberte.

Die älteste Erwähnung der Ainu unter dem Namen der Momin (Maomin der chinesischen Schreibart), geschieht in dem chinesischen Werke Sa gai kio (Chan hai king), welches aus den Zeiten der Handynastie (regierte von 163 vor bis 221 n. Chr.) datirt, das Volk jenseit des Ostmeeres setzt, und ihnen einen ganz behaarten Körper zuschreibt. Aus Rinsifee's Berichte geht hervor, daß die Ainu in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung noch den nordöstlichen Theil von Niphon, nämlich die heutigen Fürstenthümer Dewa, Osiu oder Muts, Jetsissen, Jetsingo und Jetsiu als Unabhängige bewohnten und noch im Jahre 658 n. Chr. dicht an die Japaner grenzten, andere ihres Stammes aber bereits unter dem Namen Tsika Yeso (d. i. nahe Ainu) unter den Japanern selbst lebten. Im J. 762 n. Chr. wurde die Grenze zwischen dem japanischen Reiche und den unabhängigen Ainu durch den japanischen General Fusiwara-no Yemi-no Asson Asa Kase regulirt, welcher zum Andenken an diese Begebenheit vor dem Thore der damals festen, jetzt aber zerstörten Stadt Takaseki in der Provinz Muts eine Steinschrift errichten ließ[20]), aus welcher hervorging, daß die Grenze zwischen den Japanern und Ainu, damals 120 alte Ri (= 13 geogr. Meilen) von Takaseki entfernt war, und zwar lief sie durch den jetzigen District Momo-no su in der Mitte der Provinz Muts. Doch dauerte dieser hergestellte Friede nicht lange, denn um das J. 796 n. Chr., unter der Regierung des Daïri Kwan mu wurden die Ainu auf Niphon mit Krieg überzogen und besiegt. Ihre gänzliche Unterwerfung und endliche Amalgamirung mit den Japanern erfolgte jedoch erst weit später; denn noch im J. 1087 unserer Zeitrechnung mußte der General Fori kawa ten oo neun Jahre lang die Atsouma Jebi (d. i. östliche Barbaren oder Ainu) in der Provinz Muts bekämpfen[21]) und erst im Jahre 1443 konnten die Japaner nach Jesso übergehen, um sich auch hier niederzulassen. Klaproth in seinem Berichte über v. Siebold's Abhandlungen über den Ursprung der Japaner[22]), bezweifelt zwar[23]) die Identität der Atsouma Jebi und der Ainu, indessen bestätigt Rinsifee dieselbe ausdrücklich in San Kokf Tson Ran To Sets cet. p. 211—219. Es folgt hieraus, daß die Ainu die Aboriginer von Niphon waren, und es geht auch hieraus die Möglichkeit hervor, daß dies Volk ebenso gut von Süden her seine jetzige Verbreitungssphäre einnehmen konnte, wie von Norden, d. i. vom Cap Lopatka her, wie dies la Pérouse hypothetisirte[24]), da ihnen in beiden Fällen die Insel Jesso eine Vermittlungsstation darbot.

Der Zustand der Ainu auf Jesso scheint besser, das Volk hübscher, stärker und unternehmender zu sein, als auf Kamtschatka und den kurilischen Inseln. Ein Theil desselben lebte früher im Districte des Fürsten von Matsmaï unter dem Namen der Toso Yeso (d. i. verbündete Ainu, s. oben), jetzt aber haben sie diesen District verlassen und bewohnen in Unabhängigkeit, obgleich unter Aufsicht, die fünf übrigen Districte der Insel, welche ihrer respectiven Lage wegen, der östliche (Menasi kur in der Sprache der Ainu), nordöstliche, nördliche, westliche (Siyum kur in der Ainusprache) und mittlere (in welchem sich die obgedachte centrale Ebene befindet) heißen, und wohin die Japaner des Handels wegen kommen. Die Insulaner des östlichen Districts werden von den Japanern O mi katta Yeso (Yu wei fang Hiai der chinesischen Schreibart), d. i. Barbaren der kaiserlichen Partei, genannt, weil sie unter der Herrschaft des Fürsten von Matsmaï stehen, dem sie mit genauer Kenntniß des japanischen Ceremoniels zu Neujahr gratuliren. Diejenigen, welche an den Grenzen des Districts des Fürsten von Matsmaï wohnen, heißen bei den Japanern collective genommen Kutsi Yeso oder Grenzaïnu (barbares de la bouche du pays), die von dieser Grenze entfernten aber Oku Yeso, d. i. Ainu des Binnenlandes, während die Bewohner des nordöstlichen Districts (Menasi kur) Yama sumi Yeso, d. i. Bergaïnu, genannt werden. Mit dem Namen Hikasi Yeso endlich werden nach v. Siebold (Nippon Archief, Heft 1) die vier südlichsten noch zu dem japanischen Reiche gehörigen kurilischen Inseln belegt.

Die Hütten der Ainu sind sehr einfach; sie bestehen gewöhnlich nur aus einem Gemache, dessen Dach auf Pfählen ruht und wie die Wände mit Rohr ausgeflochten ist. In der Mitte dieses Gemaches, dessen Fußboden mit Rohrmatten und Thierhäuten bedeckt ist, befindet sich die Feuerstätte und an jeder Ecke der Decke ist eine kleine Öffnung zum Abzuge des Rauches angebracht. Die Hütten in der Romanzoffbai, welche v. Krusenstern sah, waren mit allen japanischen Geräthschaften versehen und verriethen einen gewissen Wohlstand. Die ganze Familie wohnt und schläft in der größten Eintracht beisammen, da es keinen Unterschied zwischen Herren und Dienern gibt. In jedem Hause bemerkte v. Krusenstern einen jungen Bären, der darin aufgezogen wurde und seine Stelle in einem Winkel hatte; kein Hausbesitzer war zu dessen Verkaufe zu bewegen, obgleich er doch der unruhigste Bewohner des Hauses zu sein schien. Der Bericht Rinsifee's, daß die Weiber diese Bären eine gewisse Zeit lang säugten, scheint jedoch eine Übertreibung zu sein. Neben einigen Hütten sieht man Käfige, worin Eulen (Strix flammea) oder junge Adler aufgezogen werden, um deren Federn zu den Pfeilen zu benutzen. Nach Rinsifee

20) Vgl. das Nähere über diese Steinschrift weiter unten in dem Art. Itsi gawa-no mouro. 21) Klaproth in Berghaus' Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde. II. S. 351. 22) Ebend. S. 321—353. 23) Ebend. S. 351.

24) *La Pérouse*, Voyage. Tom. III. p. 114. 115.

zählt man im Ganzen etwa 116 Dörfer in den fünf obgenannten Districten, nämlich 51 in dem östlichen, 7 im nordöstlichen, 4 im nördlichen, 41 im westlichen und 13 in dem mittlern Districte; 107 dieser Dörfer liegen am Meeresgestade; die Zahl derselben im nordöstlichen Districte, setzt Rinsifee hinzu, sei nicht genau anzugeben; zwei derselben, Sukoro oder Skuro und Tasasiri, welche von Bergaïnu bewohnt werden, bezeichnet er als sehr groß.

Die Nahrung der Ainu besteht in Reis, der nur in Wasser erweicht und nicht gekocht wird, vorzüglich aber in getrockneten Fischen (Nisin oder Kadu, s. oben) mit Zuckerseetang gekocht und mit ein wenig Öl vermischt, das aus Fischleber gewonnen wird. Aber auch Bären-, Hunde- und das Fleisch anderer Thiere, die sie auf der Jagd erlegen, sowie die Doride und das Seeohr, werden gegessen. Der japanische Reiswein (Sake), der ihnen nur in bestimmten Quantitäten zur Verhinderung der Trunkenheit von den Japanern verkauft werden soll, sowie Rauchtabak, sind sehr beliebt. An der Romanzoffbai war Schneewasser das allgemeine Getränk. Die Kleidung besteht aus Fellen von Hunden, Seehunden und Bären; aus Kleidern, welche von einem groben, aus Baumrinde und Pflanzenfasern von den Weibern gewebten Zeuge gefertigt werden, sowie aus Kleidern, wozu sie die Stoffe von Japanern, Chinesen und Mandschu eintauschen, woher es kommt, daß in einer und derselben Familie oft jedes einzelne Glied derselben verschieden gekleidet ist. Auch alte Kleidungsstücke scheinen eingetauscht zu werden. Das Haupthaar hängt bei den Männern wild herum, Kopf- und Fußbekleidung fehlt bei beiden Geschlechtern, nur bei Schneewetter sieht man sie zum Theil in japanischen Mützen. Die Reichen tragen goldene Ohrringe; Ärmere begnügen sich mit kupfernen oder zinnernen. Die Frauen befestigen das Haar auf dem Kopfe und bilden einen Knoten daraus. In den Ohren tragen sie zwei bis drei kettenartig zusammengefügte Ringe, die Lippen färben sie blau oder grün, den obern Theil der Hände und Füße tätowiren sie, und ihr Halsschmuck besteht aus einer Schnur von blauen Glaskorallen und japanischen Silber- und Kupfermünzen, woran eine runde und façonnirte Silberplatte (Sitoki) hängt. Diejenigen Ainu, die in der Nähe der Japanesen wohnen, erhalten von diesen eine Kleidung aus Hanf, welches grobem ungebleichtem Segeltuche gleicht, und nach japanischer Sitte geschnitten ist. Die Ältesten bekommen baumwollene und seidene Zeuche, und bei Auszeichnungen gibt ihnen die Regierung ein kostbares, mit Silber oder Gold gesticktes Kleid, oder einen Säbel in silberner Scheide.

Die Hauptbeschäftigung besteht in Jagd und Fischfang. Sobald die Ainu ein Thier erblicken, verfolgen sie es über Berge und Felsen, und selten entschlüpft es ihnen, da sie außerordentlich schnellfüßig und sehr geschickte Bogenschützen sind. Die Waffen bestehen aus Bogen und vergifteten Pfeilen[25]), kurzen Säbeln, welche sie von den Japanern eintauschen; dem Yeri tanne, d. i. einer auf einen Stock gesteckten Kugel mit runden Knoten; dem Yumasa, d. i. einem gekrümmten, mit Kupfer garnirten Dolche und kleinen Messern, welche in Scheiden stecken. Die Piroguen bestehen aus ausgehöhlten Tannenstämmen mit einem aufgesetzten Rande, der ihre obere Weite vermehrt und indem er vor- und rückwärts fortläuft, die beiden Enden zuspitzt. Die Netze werden aus Lindenrinde gefertigt und mit Eichenrinde gefärbt. In der Verfertigung der genannten Artikel besteht aber auch ihre ganze Kunstfertigkeit. Eine Schrift haben sie nicht und ihr Recht beruht auf dem Herkommen.

Polygamie ist bei den Ainu erlaubt; der Mann nimmt so viel Frauen, als er ernähren kann, und im Falle er reich genug ist, hat er in jedem Orte, wohin seine Geschäfte ihn führen, eine solche. Jede Frau hat eine besondere Wohnung. Geschwister und andere Verwandte heirathen unter einander, um die Verbindungen mit andern Familien zu verhindern. Dem Ehebrecher werden die Haare ausgerissen. Musik ist dem Ainu unbekannt; bei Festen singen sie zwar, allein der Gesang gleicht eher dem Brüllen des Ochsen, als einer harmonischen Cadence, sagt Rinsifee. Auch singen sie stets einen und denselben Gesang. Im nördlichen Theile der Insel allein haben sie ein Saiteninstrument, das sie aus der Tatarei erhalten haben. Der Tanz besteht aus bloßen Drehungen des Körpers, wozu die Frauen singen und den Takt mit den Händen schlagen. Feierliche Tänze werden durch 26 Personen, nämlich durch 21 Männer und 5 Frauen, ausgeführt. Der japanische Autor hat die Namen der 26 Personen, welche er tanzen sah, aufgeschrieben; die Männer hießen: Fukuro, Faruma, Iwo, Yarigaye, Moyoï, Lisaïn, Nozua, Osu-ziri, Ziro, Zitets, Rokto, Faßze, Kuremama, Usisiro, Ziamo, Dobukura, Tsusi-saye, Mokero, Akiuko, Dovan und Fantsio, die Frauen: Omu, Omas, Ostaki, Ziko und Rari. Das Grüßen der Männer geschieht, indem sie beide Hände mit ausgespreizten Fingern in das Gesicht führen, sie langsam an den Bart herabsinken lassen, zu gleicher Zeit den Kopf biegen, und demjenigen, dem der Gruß gilt, scharf in die Augen sehen; vor ehrwürdigen Personen wird dieser Gruß zwei bis drei Mal wiederholt.

Die Religion der Ainu scheint ein Sterndienst zu sein, und zwar sollen sie Sonne und Mond, oder vielmehr die beiden Geister anbeten, die in denselben wohnen; welcher dieser Geister den Namen Kamoï führt, zu dessen Ehren sie nach Rinsifee auf den Bergen und an den Meeresküsten Feuer anzünden, ist unbekannt. Auch erfährt man von Rinsifee nichts Näheres über die von ihm genannten Gottheiten Yebis oder Ibis und Omba, von denen oben die Rede war. Priester und Tempel haben die Ainu nicht, auch Idole scheinen zu fehlen. Die Todten begraben sie in einem großen Kasten, und stellen die Eß- und Trinkgeschirre, sowie andere Utensilien

25) Das Gift wird aus den Samenkörnern der Pflanzen Busi (einer Art Eisenhütchen) und Capsicum annuum und aus einer Spinne mit langen Beinen (wahrscheinlich Phalangium arenoides, nach Klaproth) bereitet. Man vermischt diese Ingredienzien, stößt sie klein und erwärmt die Mischung über dem Feuer.

des Verstorbenen neben dessen Leichnam. Wenn sie den Verstorbenen ehren wollen, errichten sie auf seinem Grabe einen fünf Fuß hohen Pfahl, und hängen seinen Säbel daran. Die Körper der an den Masern und Blattern Verstorbenen werden der freien Luft ausgesetzt; getrauert wird um Niemanden. Eine Standeverschiedenheit gibt es nicht, in jedem Dorfe ist der geachtetste Greis das Haupt der Gemeinde, deren Angelegenheiten er besorgt, und zu welchem Amte er von den Japanesen ernannt wird. Übrigens bekümmern sich die Japaner nicht um die innern Angelegenheiten der Ainu, und begnügen sich damit sie zu beobachten, weshalb sich in jedem Dorfe ein japanischer Beamte befindet, der dafür sorgt, daß die Ainu nicht in Verkehr mit andern Nationen treten und der auch den Handelsverkehr beaufsichtigt. Die Bedürfnisse, welche die Ainu sich nicht selbst anfertigen können, werden ihnen theils von den Japanern zugeführt, theils holen sie sich dieselben selbst von der Insel Karafta, den kurilischen Inseln Kunasiri (Kunaschir der europäischen Karten), Yedorofu (Iturup der Europäer) und Ki-itatsub (deren europäischer Name unbekannt ist) und den Rakko-sima (d. i. Inseln der Seeottern, nach Klaproth die nördlichen Kurilen).

Der Handelsverkehr auf der Insel selbst besteht darin, daß die Japaner in jedem Ainudorfe ein temporäres Haus errichten, worin sie ihre Waaren deponiren, welches den Namen Un sio ya führt und wohin die Insulaner kommen, um die Producte ihres Landes gegen japanische auszutauschen. Für diese Erlaubniß zahlen die Ainu dem Fürsten von Matsmaye jährlich ein gewisses Geschenk. Auf Karafta vertauschen die Ainu von Jesso ihre Landesproducte gegen blaue Glaskorallen (japanisch Musinosu), Adlerflügel, Tabakspfeifen, seidene Zeuche mit gestickten Drachen, Satins, baumwollene Zeuche und buntes Linnen. Die Glaskorallen kommen von der Küste von Karafta, ebenso die Adlerflügel, welche sich indessen auch auf der Küste von Jesso finden; die Tabakspfeifen aber sind von tatarischer Arbeit, weil darauf Mandschuinscriptionen sind. Die Zeuche sind chinesisch und werden von den Mandschu von Peking nach Karafta gebracht. Auch erhält man dieselben Waaren öfter zu Matsmaye durch die Ainu, und Glaskorallen gehören zu den Geschenken, welche der Fürst von Matsmaye jährlich dem Seogun zu Jeddo übersenden muß. Doch kann der Handel nach Karafta wegen der Gefährlichkeit der Strömungen zwischen dieser Insel und Jesso nur gering sein[26]). Nach den südlichen Kurilen bringen die Ainu Reis, Salz, Tabak, japanischen Wein (sake), sowie verschiedene Arten von japanischer Leinwand und tauschen dafür Thierhäute und Zeuche ein. Dieser Tauschhandel, wenigstens der auf der Insel Ki-itatsub, wird ganz so beschrieben, wie der, welcher nach Pomponius Mela bei den antiken Seren (den Chinesen) statthatte. Die Ainu deponiren nämlich ihre Waaren in gewisser Entfernung vom Gestade und kehren dann zu denselben zurück. Während dieser Zeit nähern sich die Bewohner jener Inseln, betrachten Alles, stellen ihre Waaren daneben und entfernen sich. Finden nun die wieder hinzugetretenen Ainu, daß man ihnen nicht genug zum Tausch angeboten habe, so nehmen sie eine angemessene Quantität von ihren Waaren zurück und fahren auf diese Art bis zu dem endlichen Abschlusse des Handels fort[27]). Die Reise nach den Rakko-sima scheint nur von den Bewohnern der auf der Ostküste von Jesso gelegenen Dörfer Kusuri und Akkeſi (Akkis bei Golownin) unternommen zu werden; es werden dort Seeotterfelle eingetauscht, die später ihren Absatz in Matsmaye finden. Zu dieser Reise sollen stets die stärksten Leute gewählt werden, weil man die Bewohner der Rakko-sima sehr fürchtet[28]).

Die Japaner auf Jesso bewohnen jetzt nur den District des Fürsten von Matsmaye; früher hielten sie sich in größerer Zahl als jetzt, als Bergleute und Falkoniere bei den Ainu auf, seit der Revolte des Ainuhäuptlings Siyam siya in aber nicht mehr. Übrigens datirt sich die Colonisation des Districts erst seit dem J. 1594 her, in welchem sich auch der Fürst Yosi firo, ein Nachkomme des Eroberers Nobu firo, von dem oben die Rede war, hier niederließ[29]). Die Bevölkerung des Districts ist sehr zahlreich; außer der Hauptstadt Matsmaye, welcher Golownin 50,000 Einwohner gibt, werden noch einige wichtige Emporien, wie Jesari und Fakodate (Schakodate oder Khakodate bei Golownin) genannt, und die ganze Küste ist mit zahl- und volkreichen Dörfern bedeckt. Die hiesigen Japaner sind übrigens ganz ihren Brüdern auf den eigentlichen japanischen Inseln gleich. Der Hauptvortheil, den das japanische Reich von dieser Niederlassung zieht, besteht in einer sehr ergiebigen Ernte von Fischen, Holz, Zuckerseetang, in einigen Häuten und Pelzwerk, sowie in Raubvögeln zur Jagd. Die Insel wird in der Staatspraxis der Japaner als eine Provinz des großen, die nördliche Spitze von Niphon einnehmenden Fürstenthums Muts betrachtet. (Vergl. Klaproth's Beschreibung von Japan im Asiatic Journal New series. Vol. VI.). (*Klaehn*).

Jessona (Jessonia), s. Jesona.

JESSORE, ein District Vorderindiens im südlichen Theile der Provinz Bengalen, zwischen 22° und 24° nördl. Br., wird nördlich von dem sogenannten großen Ganges (dem Hauptstrome des Ganges), südlich von der See, westlich von Huddea und Hoogly, und östlich von Dacca und Backergunge begrenzt. Der südliche Theil besteht aus den sogenannten Sunderbunds, einer Menge kleiner Inseln, die von den unzähligen Armen des Ganges gebildet werden, einen moorigen und salzigen Boden haben, mit Wäldern bedeckt sind und von zahlreichen Tigern, Alligatoren und wilden Schweinen bewohnt werden. Manche Theile dieses Marschlandes liegen so niedrig, daß sie durch Dämme gegen Überschwemmungen geschützt werden müssen. Nichtsdestoweniger ist der größere Theil des Landes äußerst fruchtbar, und würde bei gleichmäßiger Bevölkerung und Cultur einen unerschöpflichen Reichthum von Reis erzeugen, wozu Klima und Boden sich

26) *San Kokf Tsu Ran To Sets* etc. p. 190. 191.

27) Ibid. p. 194. 195. 28) Ibid. p. 196. 197. 29) Ibid. p. 223.

vortrefflich eignen; allein jetzt noch liegt trotz der Nähe Calcutta's ein ansehnlicher Theil des Südens ohne alle Cultur, nur bedeckt mit persischem Grase und allein von Salzmachern und Flußräubern besucht, welche letztere noch immer, wenngleich nicht mehr so zahlreich, wie früher, die vielen Arme des Ganges unsicher machen. In den neuesten Zeiten hat die Cultur der brache gelegenen Ländereien große Fortschritte gemacht, und man erbaut Indigo, dessen Cultur fortwährend steigt, Tabak, Ganjah, Maulbeerbäume, Betelnüsse, langen Pfeffer. Haupterzeugniß ist Salz, das in ungeheurer Menge producirt wird, und als Monopol der Regierung einen Hauptzweig des Einkommens bildet. Brücken gibt es wenige, und die Landstraßen sind schlecht; die beste ist diejenige, welche von Calcutta nach Dacca führt und auf Kosten der Regierung unterhalten wird. Im J. 1814 betrug die vom Gouvernement erhobene Grundsteuer 1,197,561 Rupien, und nach einer vom General-Gouverneur Marquis Wellesley veranstalteten statistischen Aufnahme wurde die Bewohnerzahl zu 1,200,000 Seelen veranschlagt, wovon $\frac{2}{16}$ Muhammedaner und $\frac{1}{16}$ Hindus sind. Die vorzüglichsten Städte sind: Moorley (Murali), Hauptstadt des ganzen Districts, liegt 12 teutsche Meilen nordöstlich von Calcutta, unter 23° 7′ nördl. Br. und 89° 7′ östl. L., an der Straße nach Dacca, führt auch den Namen Jessore und ist der Sitz eines Richters und Steuereinnehmers. Culna (Khalana) liegt unter 22° 50′ nördl. Br. und 89° 32′ östl. L., 14 teutsche Meilen nordöstlich von Calcutta. Nuldingah (Naladanga) 15 teutsche M. nordöstlich von Calcutta, unter 23° 25′ nördlicher Br. und 89° 34′ östl. L. Mahmudpoor, 15 teutsche M. nordöstlich von Calcutta, unter 23° 24′ nördl. Br. und 89° 34′ östl. L. Boosnah, zehn teutsche Meilen südlich von Dacca, unter 23° 31′ nördl. Br. und 89° 39′ östl. L. Zu bemerken ist noch die Zemindary Mahmudschi (Mumudschahi), die von einer Menge Armen des Ganges durchschnitten wird, sehr vielen Reis erzeugt und an einigen Stellen mit Maulbeerbäumen bepflanzt ist. Sie war früher Eigenthum der Brahminenfamilie Deo. (*J. C. Schmidt.*)

Jessow (Geogr.), s. Jeschow.

JESSULMER, auch JESSELMERE und JAYSULMEER genannt, einer der fünf Rajputenstaaten in der Provinz Ajmeer, liegt im nördlichen Theile Vorderindiens zwischen 25° und 28° nördl. Br. und 69° bis 72° östl. Länge von Greenwich, zwischen Marwar, Kutsch und Sind, dehnt sich in ungleicher Breite von N.W. gegen S.O. aus, und umfaßt ungefähr 2000 geograph. □Meilen. Das ganze Land hat seinen Namen von der gleichnamigen Hauptstadt erhalten, und war bis in die neuesten Zeiten sehr wenig bekannt, bis uns der englische Oberst J. Tod bessere Notizen mittheilte, die freilich nur durch, wenngleich sorgfältige, Erkundigungen eingezogen waren, und nicht auf Augenschein beruhten, bis uns endlich der neueste englische Reisende in diesen Gegenden, der von dem britisch-ostindischen Generalgouvernement abgesendete Lieutenant Alexander Burnes, als Augenzeuge höchst werthvolle und die Wissenschaft ungemein bereichernde Nachrichten mittheilte, in seinen „Papers descriptive of the countries on the northwest frontiers of India etc.," die wir nebst J. Tod's Annals and Antiquities of Rajasthan or the central and western Rajpoot States of India (London 1829) bei der folgenden geographischen Skizze als vorzüglichste Wegweiser benutzen werden. Den Namen des Landes leitet man von Jessoh, Jehoh oder Jesul und Mer, d. h. Berg des Jesul, her, von dem im J. 1156 die Hauptstadt Jessulmer erbaut worden sein soll, nachdem die alte Hauptstadt Lodorva zerstört worden war, und nach der neuen das ganze Land benannt wurde. Zur Erbauung dieser neuen Residenz soll ihn ein Brahmane im Dienste Krischna's und Ardschuna's vermocht haben, der ihn auf vortreffliche Wasserquellen und die für Anlegung fester Burgen vorzüglich geeignete Localität aufmerksam machte, und ihm zugleich eine große künftige Blüthe dieses Ortes weissagte. Ungewiß ist es, ob Jesul wirklich vom Rajputenstamme war, seine Dynastie zählte sich wenigstens später dazu.

Der Anblick des ganzen Landes ist äußerst traurig, der Boden ist nackt und von Felsenriffen zerrissen, an wenigen Stellen bebaut, und man kann ganze Tagereisen machen, ohne einige bebaute Grundstücke anzutreffen. Große Strecken sind mit Sandbergen bedeckt, die sich je nach den herrschenden Winden verändern; manche dieser Sandhügel sind mit Gras und Gestrüpp bewachsen, das aber bald wieder welkt und von dem aufgewehten fliegenden Sande wieder begraben wird. Alexander Burnes fand eine Strecke von 40 engl. Meilen Länge, die ganz von solchen Hügeln bedeckt war, und nur wenige davon befreite Zwischenräume zeigte. Wo der Boden artbar ist, und vorzüglich da, wo sich eine Mischung von Thon und Sand findet, erhält man einen guten Ertrag, und dieser Boden würde noch ergiebiger sein, wenn es nicht an dem nöthigsten Erfodernisse der Fruchtbarkeit, an hinreichender Feuchtigkeit, mangelte. Höchstens $\frac{1}{4}$ des ganzen Areals sind anbauungsfähig, das Übrige ist trauriges Wüstenland. Der sterilste Theil des Ganzen ist der Norden, der bessere Theil der Süden, der etwas Bewässerung hat, sowie der District, in welchem die Hauptstadt liegt, eine wahre Oase in der Wüste. Ein fließender Strom fehlt gänzlich, und nur in der Mitte des Landes findet sich ein großer Salzsee, nordöstlich von der Residenz, der sich von Kanoad bis Mohungurh gegen sieben Stunden weit ausdehnt, und der Kanoad Sirr genannt wird. Dieser See behält das ganze Jahr über sein Wasser, und fließt während des Regenmonats sogar über, wo er dann einen kleinen Abfluß nach Südosten entsendet, der sich 30 englische Meilen weit bis zur Grenze von Joudpur erstreckt, aber schon bei Pokurn wieder im Sande verliert. Außer diesem großen See gibt es mehre kleine Salzseen, die aber nur einige Monate während der Regenzeit ausdauern, und dann wieder vertrocknen. Das Klima ist keineswegs angenehm; die Hitze im Sommer ist sehr groß, im Winter aber die Kälte bedeutend, und während des Sommers schlägt die Temperatur oft von einem Extreme zum andern über. Auffallend zeigt sich der Unterschied der Temperatur beim Eintritte aus der Ebene in die Sandhügel.

Während des Winters, wo Alexander Burnes hier anwesend war, gefror es jeden Tag, der große Salzsee war jeden Morgen mit dünnem Eise bedeckt, die Brunnen dampften und das aus der Tiefe aufgezogene Wasser war stets wärmer als die Oberfläche der Erde. Die Einwohner haben den Glauben, der Regen erwärme den Boden und mache das Wasser der tiefen Brunnen warm, weil sie nach gefallenem Regen die Schlangen aus ihren Höhlen kriechen sehen und meinen, es würde ihnen darin zu warm. Der Regen fällt jährlich in geringer Quantität und kann sich bei dem Sandboden nicht lange halten, und nur in größern Tiefen etwas ansammeln. Man muß sehr tief graben, um auf Wasser zu stoßen; die geringste Tiefe ist 160 Fuß, welche in der Residenz selbst bis auf 480 Fuß steigen soll. Wegen der großen Beschwerlichkeit, aus diesen tiefen Brunnen Wasser aufzuziehen, legen die Einwohner da, wo schwerer Thonboden zu finden ist, Wassergruben an. In einem so armen, sterilen Lande können natürlich auch die Producte nur gering sein. Das Thierreich erzeugt kleine Kameele, Schafe, welche hier kleiner und den europäischen ähnlicher sind, und ausgezeichnet feine weiße Wolle liefern, wovon man feine Wollgewebe zum Preise von 3 bis 40 Rupien das Stück fertigt, welche Gewebe sich durch einen Carmoisinstreifen auszeichnen, und unter dem Namen Looee (Lui) in den Handel kommen, aber meistens im Inlande bleiben. Das Rindvieh ist klein, liefert aber in manchen Districten, wo gute Grasarten wachsen, eine vorzügliche Butter. Die Büffel streifen frei umher, und von Wild gibt es wilde Schweine, Antilopen, Hasen und namentlich viele Jerboas, d. i. Erdratten oder kleine Springhasen, die den ganzen Boden durchreiten und den Gang der Lastthiere sehr beschwerlich machen; an Raubthieren sind vorhanden: Hyänen, Schakale, Wölfe, Füchse und wilde Katzen; Löwen und Tiger aber nicht. An Geflügel gibt es wilde Enten, Rebhühner, Geier, Falken und Raben; außerdem viele kleine Reptilien, als Skorpione, Asseln &c. Das Mineralreich liefert verschiedene Sorten vortrefflichen harten Kalksteins, worunter namentlich ein dunkelgelber, „Baidu“ genannt, eine vorzügliche Politur annimmt, und wie Marmor verarbeitet wird. Ein chocolatenfarbiger Stein mit hellen Streifen wird zur Verfertigung von Küchengeschirre benutzt. Metalle sollen dem Boden ganz fehlen; eins der Hauptproducte ist Salz, das als Regal dem Rajah jährlich 1200 Rupien einbringt. Der Handel ist natürlich in einem so armen Lande nur unbedeutend, und wird durch die fortwährenden Kämpfe und Räubereien, die jede Handelsstraße unsicher machen, noch mehr verringert. Er besteht vorzüglich im Transito, und nach Burnes sollen allein 20 bis 25,000 Maund Opium hier durch nach Sind passiren, und von dort weiter über Curachi, Bunder nach Damaun gehen. Dieser Transitohandel macht wegen des zu entrichtenden Zolles die Hauptquelle des Einkommens für den Rajah aus, der deshalb auch jetzt alles anwendet, um eine größere Sicherheit der Straßen herzustellen, und die fortwährenden Fehden der kleinen Häuptlinge mit einander zu unterdrücken. Die Bevölkerung ist für das große Areal ungemein gering, und beträgt nach Burnes' Schätzung ungefähr 300,000, während Tod sogar nur 100,000 annimmt, die aus verschiedenen Volksstämmen zusammengesetzt sind.

1) Die Bhattis, die herrschende Tribus, welche den größern Theil der Bewohner ausmacht. Sie sind ein äußerst rachsüchtiges, rohes und dummstolzes Volk, liegen unter einander in ewigen Fehden, bei denen der Sieger alles zerstört und die Kinder der Überwundenen mit fortschleppt. Ihre Sprache ist zwar ein Marwardialekt, aber mit vielen persischen Wörtern untermischt; selten trifft man einen, der lesen und schreiben kann, und nur die Söhne der Brahmanen und Banianen werden in die Schulen geschickt, wodurch diese auch ein großes Übergewicht in der Verwaltung erlangen. Die Bhattis sollen weder so tapfer noch so geachtet sein, wie die übrigen Rajputenstämme, aber von schönerer Physiognomie, die der persischen gleicht; ihre Gestalt ist mehr untersetzt als schlank, und nicht so athletisch, wie die der Rajputen von Rhatore. Ihre Kleidung besteht aus einem bis an die Knie reichenden Überwurfe von weißem Baumwollenzeuche, weiten Beinkleidern, einem hohen, meist scharlachenen Turban, einem Gürtel mit einem Dolche, einem Schilde und einem umgehängten Schwerte. Des gemeinen Volks Bekleidung ist meistens von Wolle. Die Frauen tragen sehr weite Gewänder von sehr feinem, glänzend rothem, wollenem Zeuche, und viele Zierathen von Elfenbeinringen, die meistens aus Kutsch eingeführt werden. Silberne massive Ringe werden von allen Volksclassen getragen, und selbst der Ärmste sucht sich dergleichen durch die größten Entbehrungen zu verschaffen. Der Genuß des Opiums ist eine allgemeine Leidenschaft.

2) Die Palliwal-Brahmanen, der zahlreichste Volksstamm nach dem vorigen, welche meist wohlhabende und geschäftskundige Kaufleute, Besitzer großer Heerden und die eigentlichen Capitalisten sind. Merkwürdiger Weise sollen sie den Pferdezaum als eine Schutzgottheit verehren. Von der besondern Kaste der Pokurnu-Brahmanen sollen sich gegen 2000 Familien im Lande befinden, die größtentheils Ackerbauer und Hirten sind.

3) Die Banianen bilden hier wie in Joudpur den Beamtenstand; Alexander Burnes entwirft von ihnen eine böse Schilderung. Sie sind räuberisch, grausam, rachsüchtig, geizig mit ihrem Eigenthume, aber verschwenderisch mit den öffentlichen Geldern, intolerant, hochmüthig und nehmen gern den Titel Singh, d. i. Löwe, an.

4) Die Charuns, das grade Gegentheil der vorigen, allgemein hochgeachtet und von großem Einflusse. Durch keines ihrer Dörfer darf ein Reiter auf einem Pferde sitzen bleiben, sondern muß absteigen und zu Fuße durchgehen. Bei den so gewöhnlichen Raubüberfällen bleiben ihre Besitzungen immer verschont, und wird ihnen ja einmal etwas entwendet, so soll es immer wiedererstattet werden.

Außer diesen Stämmen finden sich noch einzelne Rajputen von andern Stämmen, als dem der Bhattis, einige niedere Hindukasten und selbst einzelne Bihls. Die wenigen hier lebenden Muhammedaner gehören zu den Hirtenstämmen, nennen sich Junaija Hingarja &c. und

durchwandern mit ihren Heerden diese Gegenden nach allen Richtungen. Über die Wohnungen ist zu bemerken, daß die Reichen schöne, steinerne Häuser haben, die aus dem vorhandenen, guten Material, dem oben beschriebenen vortrefflichen Kalksteine aufgeführt werden, wozu freilich der Mangel an allem Bauholze die Hauptursache ist. Diese Häuser haben platte, terrassenförmige Dächer, und sind so gestellt, daß ihre starken, langen Mauern nach der Außenseite der Ortschaften laufen, und dadurch natürliche Befestigungen und Vertheidigungen gegen die räuberischen so gewöhnlichen Überfälle bilden. Die Verzierungen an den Häusern sind elegant und gitterartig gearbeitet, und namentlich bei einem Gebäude, was Burnes in Jessulmer aufführen sah, nahmen sich diese Arbeiten wie feine Holzschnitzereien aus; zudem war dieses Gebäude im Innern reichlich mit Vergoldungen ausgestattet. Derselbe Reisende sah 60 bis 80 Fuß lange Quadersteine, die aus diesem vortrefflichen Bausteine geschnitten, und ohne alle Sprünge waren, und gleich Holzbalken zu den Bauten der Vornehmen verwendet wurden. Die Wohnungen der Armen sind runde, kegelförmige Grashütten.

Die Regierungsform ist wie im ganzen Oriente despotisch; der Rajah führt seit mehren Jahrhunderten den Titel Rawul, und Orange als Nationalfarbe. Unter ihm stehen eine Menge kleiner Häuptlinge, die zwar den Rajah dem Namen nach als ihr Oberhaupt anerkennen, aber sich fortwährend unter einander bekämpfen und des Rawul Autorität wenig respectiren. Der im J. 1830 regierende Rawul hieß Guj Sing, war beliebt wegen seiner milden Regierung, die er bereits seit eilf Jahren führte, und wozu er durch die Ränke seines Ministers, eines Banianen, gelangt war, der durch Vergiftung einen ältern Prinzen vom Throne verdrängt, und ihm die Nachfolge verschafft hatte, wofür aber freilich alle Macht in des Ministers Händen war. Der Rawul gehört zur Bhatti-Tribus, hat aber bei Weitem nicht das Ansehen der Häuptlinge der übrigen Rajputenstaaten; sein Vorgänger, Mulraojii, schloß im J. 1818 ein Bündniß mit den Briten, unter denselben, dem Rajah von Bicaneer zugestandenen Bedingungen. Alexander Burnes hatte bei seinem Besuche zu Jesselmer eine feierliche Audienz beim Rawul, in Gegenwart seines aus 300 Personen bestehenden Hofstaates, die alle in reine, weiße Gewänder gekleidet waren, und je nach ihrem Range näher oder entfernter vom Rawul standen. Er selbst war einfach gekleidet, trug aber goldene Armbänder und einen mit Rubinen und Diamanten besetzten Turban, war sehr freundlich und gesprächig mit diesem Reisenden, und erkundigte sich vielfach nach englischen Sitten und Gewohnheiten. Vor ihm stand sein prächtig mit Zierathen ausgestatteter und mit Diamanten besetzter Schild. Alle seine Aussprüche erhielten den lauten Beifall und die Bewunderung des umstehenden Hofstaates. Burnes wurde reichlich beschenkt entlassen, und von dem Rawul selbst mit Sandelöl und Rosenwasser, die in silbernen Gefäßen präsentirt wurden, besprengt.

Die Einkünfte sind gering und betragen nur zwei Lak Rupien (ungefähr 136,000 Rthlr. preuß. Cour.), wovon der Transitozoll die Hälfte einbringt. Die Grundsteuer beträgt nicht mehr als $\frac{1}{10}$ des gesammten Grund- und Bodenertrags, wozu der im Nordosten gelegene und aus 84 Dorfschaften bestehende District Bicumpur das Meiste beitragen soll. Zu den regelmäßigen Einkünften gehören außerdem noch die Salzsteuern und Monopole, zu den unregelmäßigen die leider so oft vorkommenden willkürlichen Erpressungen. Die Haupt- und Residenzstadt des Staates ist:

Jessulmer, an der Nordseite einer isolirten Berghöhe, die sich 200 bis 250 Fuß über die Ebene erhebt; sie ist ziemlich in der Mitte des Landes gelegen, für eine Hindustadt schön gebaut, hat ziemlich weite und regelmäßige Straßen mit schönen massiven Häusern besetzt, die aus dem mehrfach genannten guten Kalksteine erbaut sind, und ist mit einem, jedoch nicht starken, Walle umgeben. Bemerkenswerth ist die auf einer Anhöhe im Südwesten der Stadt erbaute Burg, der Wohnsitz des Rawul; sie bildet ein Dreieck, von dem zwei Seiten 300 Schritte lang sind, mit festen Thürmen und Verschanzungen umgeben, die an manchen Stellen bis zu 100 Fuß Höhe vierfach über einander erbaut sind. Dem Reisenden Burnes erzählte man, daß 175 solcher Thürme vorhanden sind, von denen einige gegen 40 Fuß Höhe haben. Nur ein Eingang führt von der Nordseite in diese der ganzen Stadt ein imposantes Ansehen gebende Burg. Im Südosten der Stadt ist ein großer Kunstteich angebracht. Burnes berechnet ihre Bewohnerzahl im J. 1830 auf 20,000, bei denen man allein im ganzen Lande einige Wohlhabenheit wahrnimmt. Bicumpur, Stadt mit 500 Häusern und 2000 Einw. Außerdem rechnet man gegen 300 weitläufig zerstreute Ortschaften, von denen aber keine über 1500 Einw. zählen soll. (*J. C. Schmidt.*)

JESTER *), 1) Friedrich Ernst, ward zu Königsberg in Preußen am 9. Oct. 1743 geboren, wo sein Vater Commercienrathssecretair bei dem dortigen Handelscollegium war. Die Mutter verlor er wenige Tage nach seiner Geburt, den Vater schon im dritten Jahre. Des Vaters Schwester, später verheirathet mit dem Commissionssecretair und Notar Bielefeld, erzog den früh verwaisten Knaben. Nachdem er einen guten Privatunterricht genossen hatte, besuchte er im 12. Jahre die höhern Classen der ausgezeichneten altstädtischen Parochialschule, und bezog schon im 15. Jahre die Universität seiner Vaterstadt. Er widmete sich der Rechtswissenschaft mit Eifer, vernachlässigte aber auch die allgemeinen Bildungswissenschaften nicht und benutzte insbesondere Kant's Vorträge, Buck's mathematische und Teske's naturwissenschaftliche Vorlesungen. Eine besondere Vorliebe zeigte er aber schon frühzeitig für die schöne Literatur, in welcher die Schriften Gellert's, Hagedorn's, Rabener's, Ramler's, Uz's, Gleim's, Klopstock's und Lessing's damals Epoche machten. Auch wurde er Stifter und Mitglied eines Liebhabertheaters, an welchem mehre ausgezeichnete Personen Theil nahmen. Unterstützt von seiner

*) Nach den Beiträgen zur Kunde Preußens. 5. Bds. 6. Heft, so weit hier die Umrisse seines äußern Lebens mitgetheilt sind.

Tante Bielefeld machte er nach Beendigung seiner Studien eine zweijährige Reise durch Teutschland, die Schweiz und Frankreich, wobei er mit Lessing in genaue Berührung kam, welcher ihn aufmunterte, seiner Neigung zur Dichtkunst nicht zu entsagen, und ihn durch seine Bemerkungen und Verbesserungen bei einigen Lustspielen, welche Jester schrieb, unterstützte. Bei der Rückkehr nach Königsberg stiftete er eine Freimaurerloge, welche noch jetzt besteht. Ein Verwandter von Jester und dessen Pathe, der Minister v. Rohde, war Gesandter in Wien, und als derselbe Königsberg bei Gelegenheit einer Urlaubsreise besuchte, stellte er Jester als Secretair bei seiner Gesandtschaft an. Hier beschäftigte sich dieser mit der Dichtkunst, zugleich aber auch mit der Jagd, er hielt sich drei Jahre lang größtentheils bei einem Forstbeamten in der Nähe von Wien auf, um die Jagd ordentlich zu erlernen, von wo aus er wöchentlich zweimal zur Ausfertigung der Depeschen auf das gesandtschaftliche Bureau nach Wien ging. Bei der Reise Joseph's II. nach Italien fand er Gelegenheit dies Land zu sehen und wurde Friedrich II. persönlich bekannt, als er die Nachricht von Joseph's Geneigtheit zu einer Zusammenkunft in Neustadt überbrachte. Rohde kehrte von seinem Gesandtschaftsposten in Wien 1772 nach Preußen zurück. Jester erhielt nun die Stelle eines zweiten Bibliothekars bei der königlichen Bibliothek, und war zugleich Secretair bei dem Präsidenten von Domhardt. Seine Mußestunden verwandte er in dieser Zeit vorzüglich zur Dichtung von Operntexten, wovon mehre componirt worden sind. Zwei Jahre darauf wurde er Präsidialrath und 1780 ernannte ihn der Minister von Schulenburg zum Forstdepartementsrathe. Im J. 1788 wurde er Oberforstrath und 1805 Oberforstmeister des eigentlichen Königreichs Preußen. Im J. 1820 wurde er mit Pension in Ruhestand versetzt und starb am 14. Apr. 1822, nachdem er noch kurz vorher das 50jährige Jubilat der von ihm gestifteten Freimaurerloge gefeiert hatte.

Schon aus diesem kurzen Abrisse seines äußern Lebens wird sich ergeben, daß Jester wol nicht gut ein wirklich praktischer Forstwirth sein konnte, was er auch um so weniger wurde, als seine Neigungen ihn selbst im höhern Alter mehr zum Theater, zur Dichtkunst und zur Literatur hinwandten, als zum Walde. Selbst die Liebe zur Jagd verlor sich später bei ihm. Sein Ruf als Forstmann ertönte mehr im Auslande, als in der Provinz, wo er eigentlich wirkte, obgleich hier sehr gern die liebenswürdige Persönlichkeit Jester's, seine ausgezeichnete allgemeine Bildung und seine vorzüglichen geselligen Eigenschaften anerkannt wurden. Aber auch seine forstlichen und Jagdschriften verdienen wol nicht überall den Ruf, den sie theilweise gefunden haben, und waren auch nicht immer ganz sein geistiges Eigenthum. Seine Forsttechnologie ist größtentheils aus Duhamel und Völker abgeschrieben, so weit sie ihm und nicht dem Staatsrath Hoffmann und Regierungsrath Wutzke angehört, und demnach ein sehr lückenhaftes Buch. Das beste, was er geschrieben hat, ist wol seine Schrift über die kleine Jagd (Neue Aufl. Königsberg 1817. 4 Bde.), wobei er aber auch wol nur die ihm von andern gelieferten Materialien verarbeitet hat, wie seinen nähern Umgebungen nicht unbekannt war. Seine schönwissenschaftlichen Schriften haben ihm wenigstens keinen großen Namen erworben. Als Mensch wird er dagegen geehrt in dem Andenken derer leben, welche ihn näher kannten. *(W. Pfeil.)*

2) Wilhelm Bernhard (wahrscheinlich ein Brudersohn von Siegmund Christoph Jester), wurde den 14. Jan. 1736 zu Königsberg geboren, studirte daselbst, und ging 1757 als Secretair des Kanzlers von Tettau nach Magdeburg, wo er auch während des Krieges blieb. Nach abgeschlossenem Frieden kam er nach Königsberg zurück, wurde 1763 Hofgerichtsadvocat, promovirte 1764 als Doctor und war seitdem auch als Privatdocent in Königsberg thätig. Im J. 1765 wurde er Criminalrath, legte hierauf die Advocatur nieder, und erhielt 1773 eine Stelle als ordentlicher Professor der Rechte bei der Universität, worauf er im J. 1779 zum Professor Primarius, Kanzler und Director der Universität erhoben wurde. In dieser Function starb er zu Königsberg am 8. Febr. 1785. Als Schriftsteller hat er blos folgende juristische Abhandlungen geliefert: 1) Oratio de officio salutationis Consulis Romani (Regiom. 1752. 4.); 2) Diss. inaug. de transactionis validae consectariis (Ibid. 1764. 4.); 3) Diss. de deposito pecuniae numeratae, qua talis (Ibid. 1771. 4.); 4) Diss. de origine legis Falcidiae, et computatione quartae legatis annuis detrahenda (Ibid. 1773. 4.); 5) Meletemata de eo, quod publice per magistratus fieri debet, singulis non facile concedendo, ut et de duellis in specie (Ibid. 1773. 4.); 6) Diss. de acquirendo thesauri dominio (Ibid. 1774. 4.) *).

(Emil Ferdinand Vogel.)

JESTETTEN, Stabsamt und großes Pfarrdorf im großherzogl. badischen Oberrheinkreise, und in der ehemaligen Landgrafschaft Kleggau. Ersteres begreift nebst dem Amtsorte gleiches Namens die Pfarrdörfer Altenburg, Baltersweil, Bühl, Erzingen, Grießen, Hohentengen und Lotstetten, die Dörfer Bergöschingen, Berwangen, Dettighofen, Geißlingen, Günzgen, Herdern, Rechberg, Ober- und Niederriedern, Stetten und Weißweil mit den anhängenden Weilern und Höfen eine Bevölkerung von 1241 Familien und 7234 Einw., wovon 7207 Katholiken, 16 Evangelische, 11 Mennoniten, 3495 männlichen und 3739 weiblichen Geschlechts sind. Der Amtsort Jestetten hat nebst den zu ihm gehörigen Höfen 775 Einw.

*) Bei Weidlich, aus dessen biograph. Nachr. von den jetzt lebenden Rechtsgelehrten. 3. Th. S. 166 u. 4. Th. S. 142 der fortgesetzten Nachträge, die hier über W. B. Jester gegebenen Nachrichten entlehnt sind, wird Letzterer als ein Sohn von Siegm. Christoph Jester bezeichnet, welcher vor ihm ebenfalls Kanzler und Universitätsdirector zu Königsberg gewesen, und wahrscheinlich 1777 gestorben sei (1. Th. S. 376 und 3. Th. S. 141 der Nachträge). Allein wenn es richtig dort angegeben worden, daß S. Chph. Jester den 9. Jan. 1715, W. B. Jester aber den 14. Jan. 1736 zu Königsberg geboren wurde, so kann der Letztere wol kaum ein Sohn des Erstern sein; weshalb ich ihn oben als Brudersohn bezeichnet habe, was wenigstens mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat.

in 148 Familien, alle kathol. Confession, 1252 Morgen Ackerfeld, 469 M. Wiesen, 125 M. Weinberge, 1099 M. Privatwald, 264 M. Gemeindewald, 175 M. Almenden und 242 M. ungebautes Land, einen bedeutenden Obstwachs und einen in seiner Umgegend sehr geschätzten Wein. Schon im J. 870 gab König Ludwig der Teutsche sein Eigenthum in mehren kleggau'schen Orten, welches vorher der Dynaste Wodillor besaß, namentlich auch in Jedestetten dem Kloster Rheinau, welches im J. 876 auch den Zehnten von Jestetten durch Tausch vom Grafen Gozbert an sich brachte. In einer andern von Kaiser Heinrich III. im J. 1039 ausgestellten Urkunde erscheint der Ort unter dem Namen Heidestat. Diese Benennungen, sowie die Ruinen eines sehr festen Thurmes, welche man jetzt noch den Heidenthurm nennt, lassen vermuthen, daß hier ein römisches Castell war, welches den Ursprung des Schlosses und des Ortes veranlaßte. In dem hiesigen Schlosse wohnten einst die Brüder und Witwen der im Kleggau als Landgrafen 280 Jahre lang regierenden Grafen von Sulz. Ein Theil dieses Schlosses wurde 1774 an die Klosterfrauen vom Berge Sion verkauft, die hier ein kleines Frauenkloster unter dem Namen Berg Tabor errichteten, welches aber später aus Mangel an Mitteln wieder eingegangen ist. Ein anderer Theil dieses Schlosses ist verfallen; aber der dritte Theil, das ehemalige Hauptgebäude, ist dem hiesigen Amtmanne zur Wohnung angewiesen. (*Th. Alfr. Leger.*)

Das Pfarrdorf Jestetten, in dem jetzt zum Großherzogthume Baden gehörigen, früher der Hoheit des Grafen von Sulz, nachher dem Fürsten von Schwarzenberg unterworfenen Theile des Kleggaues (Klettgaues), liegt an der großen Straße von Zürich über Eglisau nach Schaffhausen, nahe beim Kloster Rheinau. Die Besitzer der Gerichte, sowie der beiden Burgen, von denen sich ein adeliges Geschlecht, die Meier von Jestetten, nannte, wechselten verschiedentlich. Im J. 1444 kaufte der damalige Abt von Rheinau einen Drittheil jener Rechte; zwei andere Drittheile waren in den Händen von Bürgern von Schaffhausen. Nach verschiedenen Handänderungen kamen diese zwei Drittheile in die Hände der Grafen von Sulz, von denen sie dann im J. 1631 mit dem Mannschaftsrechte, Steuern ꝛc. auch an den Abt von Rheinau verkauft wurden. Nur die beiden kleinen Schlösser behielt sich der Graf vor. Daher stand Jestetten nebst dem benachbarten Dorfe Altenburg mit dem Kloster Rheinau unter dem Schutze der eidgenössischen Orte, denen das Thurgau gehörte, und war niemals den Reichsbeschwerden, Anlagen ꝛc. unterworfen, obgleich die Landeshoheit dem Grafen von Sulz, als Landgrafen des Kleggaues, der zugleich Bürger zu Zürich war, nicht den Eidgenossen zustand. Im J. 1628 wurden zwar von Jestetten durch die Kaiserlichen, und 1634 durch die Schweden Kriegscontributionen gefodert, aber durch eidgenössische Gesandte das Dorf dagegen geschützt. Jestetten und Altenburg standen daher in einem ähnlichen Verhältnisse, wie früher einige benachbarte züricher Dörfer, Rafz, Weil, Hüntwangen und Wasterkingen, über welche aber Zürich im J. 1651 von dem Grafen von Sulz auch die Landeshoheit erkaufte, nachdem es schon lange die Gerichte und das Mannschaftsrecht daselbst besessen hatte. Das eine Schloß zu Jestetten ist durch eine im J. 1487 entstandene Collision der höhern und niedern Gerichte, dergleichen die damalige Rechtsverfassung an vielen Orten erregt hat, bekannt geworden, woran auch die Eidgenossen Theil nahmen. Als Erzherzog Siegmund von Österreich, aus Abneigung gegen den Kaiser Friedrich III. und den Erzherzog Maximilian, Tyrol und seine übrigen Lande an den Herzog Albrecht den Weisen von Baiern zu bringen suchte, der Anschlag aber durch den Kaiser mit Unterstützung der Landstände vereitelt wurde, mußten Siegmund's Räthe, auf welche der Kaiser die Acht warf, sich flüchten. Einer derselben, der Oberhofmeister Ulrich von Gegging, floh im Sommer 1487 von München auf das Schloß Jestetten zu seinem Schwager, Georg Jünteler, Bürger von Schaffhausen. Hieraus entstand der sogenannte Geggingerhandel, welcher bei Müller (Gesch. der Eidg. Buch V. Cap. 3) nicht ganz richtig dargestellt ist. Jünteler besaß gemeinschaftlich mit seinem Bruder Wilhelm (welcher seit 1473 Bürger zu Luzern war) und dem Abte von Rheinau die niedern Gerichte zu Jestetten. Die hohen Gerichte besaßen die Grafen von Sulz. Sobald nun Gegging's Aufenthalt bekannt wurde, sandte der österreichische Voigt zu Nellenburg Abgeordnete, die ihn gefangen nehmen und vor das Gericht des Landgrafen stellen sollten. Jünteler verweigerte die Auslieferung mit der Erklärung, daß er zuerst gemeinschaftlich mit den beiden andern Gerichtsherren ein unparteiisches Gericht besetzen wolle, welches entscheide, ob der Beklagte den hohen Gerichten angehöre. Dieses wollten die Kläger nicht erwarten. Das Schloß wurde von österreichischen Angehörigen vom Schwarzwalde ꝛc. und von Klettgauern umlagert, damit der Angeklagte nicht entrinne. Durch Vermittelung des Abts von Rheinau, Abgeordneten von Schaffhausen, und des Landammanns im Thurgau, wurde ein Vergleich geschlossen, nach welchem Jünteler schwören mußte, den Gegging in Verwahrung zu behalten, und auf einen bestimmten Tag das Gericht zu Entscheidung der Frage zu besetzen, ob Gegging den hohen Gerichten auszuliefern sei. Der Vertrag war angenommen, als der Graf Alwig von Sulz ankam, und denselben als Eingriff in seine Rechte verwarf; das Schloß blieb daher umlagert. Nun erschienen Gesandte von Zürich, wo Graf Alwig, und von Luzern, wo Wilhelm Jünteler Bürger war. Diese thaten, um den Abzug der versammelten Scharen zu bewirken, den Ausspruch: Gegging soll nach Schaffhausen geführt und dort verwahrt werden; die Parteien aber sollen auf einen bestimmten Tag vor den Eidgenossen erscheinen. Wird dann kein Vergleich bewirkt, so liefern die Schaffhauser den Gegging wieder nach Jestetten. Gegging wurde also unter starker Bedeckung nach Schaffhausen geführt, und die zusammengelaufenen Scharen gingen aus einander. Da der Graf von Sulz und die Jünteler die Vermittelung der Eidgenossen annahmen, so sprachen diese zu Ende Septembers, daß sowol der Graf, als wer sonst gegen Gegging klage, das Recht gegen denselben vor dem niedern Gerichte, wo er angegriffen worden,

zuerst suchen müsse, indem durch Zeugen erwiesen sei, daß dieses Recht den Gerichtsherren zustehe. Nach diesem Vergleiche, den die Parteien annahmen, sollte nun Gegging wieder nach Jestetten geliefert werden; allein unterdessen hatte der Kaiser die Auslieferung Gegging's als Majestätsverbrechers von Schaffhausen gefodert. Die Stadt kam dadurch in Verlegenheit; denn man mußte besorgen, durch Gehorsam gegen den Kaiser die Eidgenossen zu beleidigen. Zum Glücke lag aber diesen an dem Gegging wenig, und da der Graf von Sulz nun selbst in die Foderung des Kaisers willigte, so suchte der Rath zu Schaffhausen auch die Jünteler zur Einwilligung zu bewegen. Georg Jünteler war bald bereit dazu; Wilhelm hingegen weigerte sich anfänglich, und berief sich dann auf seine Obern zu Luzern. Er erhielt aber von den Eidgenossen die Erlaubniß dazu, die zugleich erklärten, da der Handel des Gegging sie eigentlich nicht berühre, sie also auch nicht schuldig gewesen, sich auf eigene Kosten desselben anzunehmen, so müßten ihnen vor Allem die Unkosten aus Gegging's Gute bezahlt werden. Ebenso mußten auch den Jüntelern und der Stadt Schaffhausen die ihrigen ersetzt, und den Erstern eine kaiserliche Urkunde ausgestellt werden, daß ihre Einwilligung zur Auslieferung Gegging's an den Kaiser den Rechten, die sie zu Jestetten haben, keinerlei Eintrag thun solle. So wurde dann Gegging mit Einwilligung der Eidgenossen, des Grafen von Sulz und der Gerichtsherren zu Jestetten an den kaiserlichen Bevollmächtigten, Doctor Vogt, ausgeliefert *). (*Escher.*)

Jesua, s. Josua.

JESUA oder **JESCHUA**, Stadt im Stamme Juda (Neh. 11, 26). (*F. G. Crome.*)

JESUATEN des heiligen Hieronymus. Der Stifter dieser Kleriker war Johann Colombino, aus einem der edelsten und angesehensten Geschlechter der Stadt Siena. Er war sehr reich und vermählte sich mit dem Fräulein Blasia Bandinelli, deren Haus für noch vornehmer erachtet wurde, weil aus ihm viele Cardinäle und der Papst Alexander III. hervorgegangen waren. Ihre Familie führte auch vom Besitze Cerreto's den Namen Cerretani. Das Ansehen seines Hauses verhalf ihm dazu, daß er von einem Amte der Republik in immer höhere stieg, bis er endlich Gonfaloniere wurde. Sein irdisches Glück machte ihn aber nicht besser, vielmehr wuchs sein Ungestüm und seine Härte, wie seine Habsucht zunahm, je mehr sich seine Güter mehrten. Er bedrückte seine Untergebenen, und war nur darauf bedacht, wie er seinen Reichthum vergrößerte, sodaß er auch ungerechte Wege nicht scheute. Vergebens bemühte sich seine sanfte Gemahlin, seine Hitze zu mildern. Einst war er darüber in Wuth gerathen, daß der Koch das Essen nicht zur gesetzten Zeit fertig hatte. Seine Frau gab ihm, um ihn zu zerstreuen, ein Heiligenbuch in die Hand, was er entrüstet zur Erde warf. Als sie sich schweigsam hinwegbegeben hatte, hob er das Buch wieder auf, und las das Leben der heiligen Maria von Ägypten. Das bewegte ihn so, daß er von diesem Augenblicke an ein ganz anderer Mensch wurde, wie völlig umgewandelt. Sein früherer Geiz artete in ebenso übertriebene Mildthätigkeit aus, er fing an zur Büßung seiner Sünden täglich zu fasten, und seinen Leib durch allerlei Entbehrungen und geistliche Abtödtungen zu kasteien, wobei er ohne Unterlaß die Kirchen besuchte. Bald darauf schlug er seiner noch jungen Gemahlin vor, ein Entsagungsleben mit ihm, wie Bruder und Schwester, zu führen, worein sie willigte. Von jetzt an waren ihm seine reichen Kleider zuwider, das Schlechteste war ihm das Liebste. Sein Haus wurde zu einem Hospitale für Kranke gemacht, die er selbst pflegte, so sorgfältig, als möglich. Zu diesen Werken der Liebe hatte er einen seiner alten Freunde, Franz von Mino Vincenti, genommen, der ganz wie er die Weltlust zu verachten geneigt war. Colombino unterlag Anfangs diesem frommen Eifer und wurde krank. Die zärtlichste Pflege seiner Gemahlin und seines Freundes war ihm so wenig nach seinem heftigen, Alles übertreibenden Sinne, daß er sich einst bei ihrer Abwesenheit in das schlechteste Hospital der Stadt schleppte, um sich daselbst wie der Niedrigsten Einer warten zu lassen. Nach mehrtägigem Suchen fanden ihn seine beiden Gehilfen im frommen Werke voller Erstaunen; nicht eher war er zu bewegen, wieder in sein Haus zurückzukehren, als bis sie ihm versprochen hatten, weniger Sorgfalt auf ihn zu wenden und ihm nur grobe Speise zu reichen. Er überstand die Krankheit, und setzte um so eifriger seine Werke der Liebe fort. Einst fand er nach Anhörung einer Messe vor der Kirchthüre einen Unglücklichen, der mit Aussatz und Wunden bedeckt war. Sogleich lud er ihn vor den Augen alles Volkes auf seine Schulter, und trug ihn in sein Haus. Seine Gemahlin aber schauderte vor dem Anblicke zusammen, und der üble Geruch des Armen war ihr so sehr zuwider, daß sie ihren Gemahl bat, den Kranken außer dem Hause pflegen zu lassen. Allein sie erlangte nichts; im Gegentheil widmete er sich nicht blos aller Pflege des Mannes, sondern ging in seiner Überspannung sogar so weit, daß er von dem Wasser trank, womit er die Wunden des Kranken ausgewaschen hatte. Als er nun darauf wieder zur Kirche ging, bat er seine Gemahlin, den Kranken zu besuchen, damit ihm nichts mangele; sie erklärte aber, daß sie das aus Widerwillen gegen diesen Unglücklichen nicht im Stande sei. In ihrer Einsamkeit ergriff sie die Scham über ihre Schwachheit, und sie entschloß sich zum Besuche des Kranken. Schon vor der Thüre des Armen empfand sie anstatt des verabscheuten Gestanks einen so lieblichen Geruch, daß sie vor Erstaunen und Ehrfurcht nicht hineinzugehen sich getraute. So trafen sie die beiden zurückgekehrten Männer, die etliche ihnen für den Armen gegebene Leckerbissen ihm überbringen wollten. Sie rochen selbst den angenehmen Geruch, gingen verwundert hinein, und erschraken, als sie das Zimmer leer fanden. Nicht lange darauf wurde es dem Johannes im Traume durch eine Erscheinung kund gethan, daß Jesus Christus selbst es gewesen, der die Gestalt eines Aussätzigen angenommen habe, der von ihm gepflegt worden sei. Solches

*) Vgl. den Aufsatz: Der Geggingerhandel, im schweizer. Geschichtsforscher. 1826. 6. Bd. 1. Heft.

Ereigniß mußte freilich ihren Eifer verdoppeln. Johannes sendete sogleich seine 13jährige Tochter und Franz seine fünfjährige in das Benedictinerkloster des heil. Abundius; auch verschenkten sie alle Güter, die ihnen noch übrig waren. Johann theilte sein Vermögen in drei Theile, gab einen dem großen Hospitale der Stadt, den andern dem Kloster zu St. Bonde, und den dritten dem Hospitale U. L. Fr. vom Kreuze, wobei er jedoch die Bedingung machte, an seine Gemahlin eine gewisse Summe zu zahlen, so lange sie lebte. Franz verschrieb alle seine Habe dem Kloster zu Bonde mit dem Vorbehalte, daß sechs arme Mädchen, die ins Kloster wollten, ohne Brautschatz aufgenommen würden; dabei weihte er seine Tochter dem heiligen Stande, that für sich selbst das Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams, und verlangte für sich selbst vom Kloster nichts, als ein Stückchen Brot bei der Armenspende. Von jetzt an kleideten sich beide Männer in die gröbsten Lumpen, gingen barfuß und barhaupts auch in der schlechtesten Witterung und bettelten sich ihr Brot vor den Thüren. Dazu waren ihnen Haarhemden und Geißeln noch nicht genug; sie waren erfindsam in allerlei Abtödtung des Leibes. Da sie in die Verachtung der Welt ihre größte Ehre und die herrlichste Nachfolge Christi setzten, so verrichteten sie in den zwei Monaten, wo sie in ihren hohen Ämtern sonst im Palaste die höchste Ehre genossen hatten, jetzt in demselben Palaste die allergeringsten Dienste, als Auskehren der Säle, Tellerauswaschen, Holztragen u. dergl. Einige verachteten sie, Andere aber wurden davon gerührt und bekehrten sich auf verschiedene Weise. Schon gelüstete es Einigen, sich zu ihnen zu halten. Erst nach zwei Jahren von ihrem Gelübde an nahmen sie Gefährten, 1365. Mit diesen zogen sie oft durch die Straßen, sangen Lieder, riefen häufig den Namen Jesus, und ermahnten die Sünder zur Buße. Wer unter sie aufgenommen werden wollte, mußte sich vorzüglich stark in Verachtung der Weltehre zeigen. Sie pflegten ihre Novizen mit einer Krone von Ölzweigen auf dem Haupte auf einem Esel rücklings reitend durch die Stadt zu führen, wobei sie selbst solche Kronen und Ölzweige in den Händen trugen, ohne Unterlaß rufend: „Es lebe Jesus Christus! Gelobt sei Jesus Christus!" Oder sie entkleideten ihre Novizen bis auf den Gürtel, banden ihnen die Hände auf den Rücken, schmäheten sie und ermahnten das neugierige Volk, Gott für diese Sünder zu bitten. Gewöhnlich führten sie aber ihre Neulinge auf den Markt vor das Marienbild, zogen ihnen ihre Kleider aus und gaben ihnen Lumpen dafür. Alle trugen dabei Kronen von Oliven und solche Zweige in den Händen, was bei allen wichtigen Gebräuchen als besondere Eigenheit beachtet wurde. Im J. 1367 hatte dieser eifrige Sonderling jener mönchsfrommen Zeit mehr als 70 Schüler, unter welchen auch Vornehme waren. Jetzt durchzog er schon mit den Seinen Flecken und Dörfer, um auf seine Weise Buße zu predigen. Als er einst durch ein Dorf zog, was ihm früher gehört hatte, dessen Einwohner über seine Härte zu seufzen Ursache gehabt hatten, entkleidete er sich bis auf den Gürtel, ließ sich mit Stricken binden und von seinen Begleitern durch das Dorf schleppen und den Leuten zurufen: Sehet, dieser ist, der euch Hungers sterben lassen wollte, und kein Mitleid hatte rc. Das waren aber eben die rechten Mittel, seine Schülerzahl und sein Ansehen in auffallender Demuth zu vermehren. Wirklich faßte er auch noch in demselben Jahre, 1367, als Urban V. von Avignon nach Rom zurückkehrte, den Entschluß, seine Gesellschaft vom Papste bestätigen zu lassen, dem er darum mit der Mehrzahl der Seinen entgegenging. Kaum setzte Urban einen Fuß ans Ufer, so riefen die Ölzweiggekrönten einmüthiglich: Lodato sia Giesu Christo et viva il sanctissimo Padre! Der Papst bewunderte die Einfalt der in Lumpen Gekleideten, nahm sie geneigt auf und besprach sich mit ihrem Anführer über ihre Einrichtungen, wollte aber, daß sie andere Kleider trügen, eine Kopfbedeckung und Sandalen haben sollten. Die Verleumdungen Etlicher in Viterbo, wohin sie den Papst begleiteten, als gingen die übeln Sitten der Fraticellen unter ihnen im Schwange, wurden durch nähere Untersuchung bald entkräftet, und sie erhielten noch in demselben Jahre vom Papste die Bestätigung der Stiftung und ihr Ordenskleid, bestehend in einem weißen Rocke mit ledernem Gürtel, weißer gewirkter Mütze, die sie auf der Schulter tragen, wenn sie unbedeckt sein wollen, und in Holzschuhen, wozu der Bruder des Papstes, Cardinal Anglicus Grimoard, noch einen lohfarbenen Mantel fügte. Sie beobachten allerdings das Bekenntniß des heil. Augustinus, und legen nach ihm die drei wesentlichen Gelübde ab, allein ihre Regel soll nicht die Regel Augustin's sein, sondern eine eigene, die nicht der Papst, vielmehr Einer ihrer Religiosen gegeben habe, und die vom apostolischen Stuhle bestätigt worden sei, was einer ihrer Ordensgenerale, Morigia, ausdrücklich versichert. Johann v. Tossignan, welcher im J. 1431 Bischof von Ferrara wurde, 1436 starb und unter die Seligen gehört, war der Verfasser dieser Regel. Diese Behauptung ist allerdings dem Orden selbst von großer Wichtigkeit, weniger aber für die Geschichte, da sie in der Folge wirklich der Regel des heil. Augustinus gefolgt sind, was Helyot selbst zugibt. Da sie in den ersten Zeiten eine große Ehrfurcht gegen den heil. Hieronymus an den Tag legten, wählten sie diesen zu ihrem Schutzpatrone, dem die meisten Kirchen geweiht wurden. Daher der Zusatz zum Namen des Ordens, der jedoch erst später hinzugefügt wurde auf Verordnung des Papstes Alexander's VI., 1492, von wo an sie stets Jesuaten des heil. Hieronymus genannt wurden. Apostolische Kleriker nannte man sie ihres apostolischen Lebens wegen. Der Stifter dieses Ordens überlebte die päpstliche Bestätigung nicht lange, wurde schon auf der Heimreise krank, und starb am Ende des Julius desselben Jahres, 1367. Die Brüder brachten seinen Leichnam nach seiner Verordnung, nur ehrenvoller, als er es befahl, nach der Abtei zu St. Bonde, wo er, auf dem ganzen Wege unter großem Zulaufe des Volkes, mit Glanz begraben wurde. Die vielen Wunder, die auf seinem Grabe geschahen, vermochten Gregor XIII., ihn in das päpstliche Martyrologium zu setzen; ja Sixtus V. bewilligte Allen völligen Ablaß, die an sei-

nem Feste zu Siena seine Ordenskirche besuchen würden. Er selbst hatte vor seinem Ende seinen Freund Franc. de Mino Vincenti zu seinem Nachfolger verordnet. Dieser konnte aber sein Amt nicht antreten, denn schon am siebenten Tage nach dem Tode des Stifters erkrankte er und folgte seinem Freunde nach am 15. August, neben dem er beerdigt wurde. Hieron. Dasciano leitete den Orden 30 Jahre und verbreitete ihn sehr; seit 1398 folgte Spinello von Siena, unter welchem 1426 das erste Generalcapitel zu Bologna gehalten, und die Regel des Johannes von Tossignan angenommen wurde. Im J. 1432 folgte Anton von Venedig, der 25 Jahre General war, unter welchem 1442 das zweite Generacapitel stattfand, das seitdem aller vier Jahre wiederholt wurde. Im J. 1458 wurde Nicol. von Montepulciano gewählt und beschlossen, daß von nun an in jedem Capitel ein neuer General gewählt werden solle, was so geblieben ist. Mehre Päpste gaben dem Orden ansehnliche Privilegien; das beste aber bewilligte ihm Pius V., der ihn unter die Bettelorden setzte, und ihm alle Vorrechte derselben zugestand. Länger als 200 Jahren blieben die Mitglieder dieses Ordens nur Laienbrüder, welche blos verbunden waren, täglich 165 Paternoster und ebenso viele Ave Maria zu beten. Deshalb fanden sie sich täglich dreimal im Bethause ein, zusammen fünf bis sechs Stunden des Tages, geißelten sich Morgens und Abends, sagten auch wol das Amt der heil. Jungfrau, wozu sie jedoch nicht verpflichtet waren; dann brachten sie die übrige Zeit in Hospitälern zu, den Kranken Handreichung zu thun. Im J. 1606 wurde ihnen durch ein Breve Paul's V. verwilligt, die Priesterweihe sich ertheilen zu lassen. Urban VIII. fand nun die gewirkte Mütze nicht mehr anständig, und verordnete ihnen dafür eine kleine Kapuze von der Farbe des Mantels (1624). Er billigte auch 1640 ihre neuen Satzungen, die von der alten Strenge durchaus nichts nachließen, im Gegentheile wurden sie noch verpflichtet, sich zweimal des Tages zu geißeln, so lange sie ein Miserere, ein de profundis und ein Paternoster nebst einigen andern Gebeten hersagten. Von Himmelfahrt bis Pfingsten, im Advent und noch zu andern Zeiten fasteten sie, sowie alle Freitage und an den heiligen Abenden ꝛc. Übrigens trieben sie in den meisten Klöstern die Apothekerkunst und vertheilten ihre Arzneien unter die Armen umsonst. In andern ihrer Klöster zogen sie gebrannte Wasser ab, die sie gut zubereiteten und verkauften, weshalb sie auch vom Volke den Namen Aquavitpatres erhielten (gli Padri dell aqua vita). Der Reichthum, den vor allen die Klöster in der Republik Venedig sich erworben hatten, gereichten ihnen und dem ganzen Orden zum Untergange. Die Republik brauchte Geld zur Fortsetzung des Krieges gegen die Türken, die damals Candia belagerten. Sie hielt daher beim Papste Clemens IX. um Unterdrückung des Ordens an, damit sich der Staat der Reichthümer dieser geistlichen Gesellschaft bemächtigen könne. Der Papst hob wirklich diesen Orden im J. 1668 auf und zugleich den Orden von St. Georg in Algha und die Einsiedler des heil. Hieronymus von Fiesoli. Den Priestern der Jesuaten wurden vom Papste jährlich 40 römische Thaler verwilligt und den Laienbrüdern die Hälfte. Der General derselben, Pater Urban von Aviano, wurde in Rom Pfarrer zu St. Johann de Malva, einer ihrer Kirchen. — Helyot rühmt ausdrücklich von diesem Orden, daß er viele heilige und selbst wissenschaftlich berühmte Männer hervorgebracht habe, z. B. außer den genannten den sel. Anton von Siena, Bischof zu Foligny, den der Papst Pius II. zu vielen Unterhandlungen brauchte; Hieronymus von Venedig und Jannetto von Verona standen in so großer Achtung, daß der Doge Nic. Marcelli nur von ihnen gekrönt sein wollte, was ein Frescogemälde im Speisesaale des Convents zu St. Bartholomeo zu Verona zeigt 1473. Paul Morigia, schon genannter Ordensgeneral, war ihr eifrigster Schriftsteller, welcher das Leben von 60 Religiosen beschrieb, welche als Heilige starben. Eine Geschichte der Mönchsorden und die Geschichte von Mailand sind unter noch 60 verschiedenen Schriften seine berühmtesten. Er starb im J. 1604, und ist begraben in der Ordenskirche zu St. Hieronymus in Mailand. Das Ordenswappen war der Name Jesus mit goldenen Strahlen im blauen Felde, darunter eine weiße Taube, eine Anspielung auf ihren Stifter Colombino. Außerhalb Italiens, wo sie sehr blüheten, hatten sie sich nicht verbreitet, ausgenommen in Toulouse, wohin im J. 1425 fünf Brüder gekommen waren, die die Erlaubniß erhielten, sich dort in kleinen und niedrigen Zellen niederzulassen. Die Satzungen dieses Ordens sind im J. 1641 zu Ferrara gedruckt worden. Alle diese Nachrichten gibt Helyot im 3. Bde. S. 484—498, worauf er sogleich fortfährt von den Jesuatinnen des heil. Hieronymus Folgendes den Hauptsachen nach zu erzählen:

Der heilige Colombino wollte auch Frauen bekehren, und wendete sich an eine fromme Anverwandte, Tochter Thomas Colombin's, Ritters vom Orden der heil. Jungfrau, die man die lustigen Brüder nannte, weil sie sich verheiratheten und herrlich lebten. Sie hieß Katharina Colombino von Siena. So fromm sie war, wollte ihr die überaus große Armuth doch nicht anstehen. Gott rührte aber ihr Herz durch das Gebet des eifrigen Mannes. Sie verschenkte ihre Güter und kleidete sich nach der Ordensvorschrift, wozu er noch einen weißen Weihel that. Seine übrigen bekehrten Mädchen nahmen dasselbe Kleid und lebten im Hause der Katharina, ihrer Superiorin, wahrscheinlich kurz vor der Bestätigung seines Ordens, 1367, nicht schon 1357, wie Etliche schreiben. Kurz nach dem Tode des Stifters konnte Katharina schon ihr erstes Kloster zu Valpiatta bauen. Der Eifer dieser Nonnen war außerordentlich. Gebet und Lesen heiliger Bücher nahm ihr ganzes Leben ein; auch wenn sie arbeiteten, las Eine vor, oder sie sangen fromme Lieder oder besprachen sich über gottselige Dinge in aller Eintracht und völliger Gemeinschaft aller Dinge, ohne daß irgend etwas verschlossen wurde. Sie nährten sich von ihrer Arbeit und reichte dies nicht, baten sie mit verhülltem Gesichte um Almosen. Die Meisten waren aus angesehenen Familien aus der Gegend von Siena und ihre Strenge war sehr groß, denn in Allem leuchtete ihnen Katharina mit gutem Beispiele voran. Ihre Enthaltsamkeit war so groß, daß sie alle Versuchungen des Teufels überwand

durch Gebet und Geißel. Sie wagte es sogar, den Erbfeind der Menschen zum Kampfe herauszufodern. Zweiundzwanzig Jahre hatte sie stets siegreich musterhaft regiert, als ihr die Märtyrerin Katharina erschien, ihren Tod zu verkünden. Sie nahm das heil. Sacrament und hielt eine herrliche Ermahnung an die Schwestern, und verschied 1387. Nicht blos ein haarenes Hemde, sondern auch einen eisernen Gürtel fand man um ihren Leib, der tief ins Fleisch eingedrungen war. Simona Galleroni folgte ihr, unter welcher sich ihre Klöster sehr vermehrten. Da in der Bulle Clemens' IX. vom J. 1668 ihrer nicht gedacht worden war, sind sie auch mit Recht nicht aufgehoben worden. Es haben sich daher einige Klöster ihres Ordens noch lange in Italien erhalten.

Im Laufe des 16. Jahrh. fing der Dominikaner Pater Paulino Bernardini von Lucca eine Verbesserung seiner Mitbrüder im Königreiche Neapel an, die heil. Katharina von Siena sich zum Vorbilde nehmend. Er nannte sie Congregation von Abruzzo von der heil. Katharina zu Siena. Man rühmt von ihr, daß sie außer ihrem Stifter noch viele ausgezeichnete Mönche aufzuweisen habe. Der die heil. Katharina von Siena ehrende Urheber dieser Mönchsverbesserung starb 1585 und sah seine Einrichtungen glücklich vorwärts gehend. Sein Gehilfe und Nachfolger, Pater Nicol. Masio von Perusa, bestrebte sich mit Erfolg, die Congregation zu erweitern, die um ihres Namens willen hier ein Plätzchen verdient. Nicol. Masio starb als Generalvicar der Dominikaner im J. 1611 im Rufe der Heiligkeit. (*G. W. Fink.*)

Jesu-Christ-Wurzel, s. Pteris (aquilina).

JESUITEN, auch Loyoliten, Ignazisten oder Gesellschaft Jesu heißen die Mitglieder eines im 16. Jahrh. gestifteten geistlichen Ordens, der thätiger als irgend ein anderer für die Aufrechthaltung der römischen Kirchenformen gekämpft und durch seine ganz eigenthümliche, mit einer ganz ungemeinen Klugheit und Menschenkenntniß entworfenen Verfassung über 200 Jahre lang auf die kirchlichen und politischen Angelegenheiten der christkatholischen Reiche und Staaten den entschiedensten Einfluß ausgeübt hat. Der Stifter dieses Ordens war ein Spanier von Adel, Ignaz von Loyola [1]), der jüngste von neun Söhnen einer alten, doch unbemittelten Familie, der seine Jugendjahre als Page an dem Hofe Ferdinand des Katholischen verlebte, dann Kriegsdienste nahm und im J. 1521 sich durch die standhafte Vertheidigung der von den Franzosen belagerten Stadt Pamplona auszeichnete, bis sein linker Fuß durch eine Kanonenkugel verwundet, der rechte sogar zerschmettert wurde. Während der dadurch entstandenen gefährlichen Krankheit, deren Heilung Ignaz auf seinem väterlichen Schlosse Loyola abwartete, erhitzte er seine Einbildungskraft durch das Lesen von Heiligenlegenden, und da er durch die Verwundung zum fernern Kriegsdienste untüchtig geworden, seine frühere ungemessene Eitelkeit durch die Verunstaltung seines Körpers, weil er ein verkürztes Bein erhielt und hinkend blieb, schmerzlich verletzt wurde, so beschloß er, angeblich durch Erscheinungen und Wunder dazu aufgemuntert, sich durch Heidenbekehrung, Vertheidigung des römischen Kirchenglaubens und durch fromme Heldenthaten berühmt zu machen und Verdienste um die Kirche zu erwerben. Im Sinne seines Zeitalters und Standes gelobte er sich zum beständigen Ritter der Mutter Jesu, entsagte allen weltlichen Genüssen und beschäftigte sich nur mit Entwürfen, sein Gelübde auf das Zweckmäßigste zu erfüllen. Vor Allem machte er Anstalt zu einer Wallfahrt nach Jerusalem, um daselbst Buße für seine Sünden zu thun, dann aber auch die Heiden zu bekehren. Er entwich heimlich von den Seinigen, die ihn seiner übertriebenen Bußübungen wegen für aberwitzig hielten, hüllte sich in grobe Mönchskleider und trat, nachdem er im Kloster zu Montserrate sich feierlich zum Ritter der Jungfrau Maria hatte weihen lassen, seine Pilgerfahrt nach Jerusalem an. Da die in Barcelona ausgebrochene Pest ihn nöthigte, nach Manresa zu gehen, so erregte er dort durch seine Bußübungen und Selbstpeinigungen Aufmerksamkeit; er trieb es mit seinen Selbstpeinigungen so arg, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel. Während derselben änderte er seinen anfänglichen Plan und beschloß, nicht durch das Beispiel eigner Andacht und Entsagung, sondern durch Lehren und Predigen Menschen zu bekehren. Er kleidete sich zu dem Zwecke wiederum anständig, näherte sich den Menschen und fing an öffentlich zu predigen. Nachdem er endlich am 4. Sept. 1523 in Jerusalem angelangt war, machte er die Erfahrung, daß es ihm zur Bekehrung der Türken sowol an Sprach- als an Religionskenntnissen fehle. Er begab sich daher auf die Rückreise, nahm, schon 33 Jahre alt, in der Knabenschule zu Barcellona Unterricht im Lateinischen, studirte dann die Philosophie zu Alcala und ging endlich im J. 1527 nach Paris, um seine wissenschaftliche Laufbahn zu vollenden. In Spanien sowol als in Frankreich predigte Ignaz während seiner Studien und suchte sich Anhänger zu erwerben; denn längst schon hatte er den Vorsatz, einen neuen Orden zur Vertheidigung der römischen Kirche zu stiften, gefaßt, wozu er besonders durch die in Teutschland von Luther begonnene Reformation bewogen worden war. Sein erster Versuch damit in Spanien war ihm nicht geglückt. Auch in Frankreich kam er nicht sogleich zum Zwecke. Seine ersten Anhänger verloren sich bald, weil er sein System noch nicht anziehend genug zu machen gewußt hatte, und die Eindrücke der Schwärmerei, wozu er sie entflammt, verloschen bald wieder. Dabei erhielt er aber Gelegenheit, zu bemerken, daß er mit klugen, wissenschaftlich gebildeten Personen seinen Zweck besser als mit unwissenden und unbesonnenen Schwärmern erreichen würde; daher wandte er sich nun an erstere. Viele Mühe kostete es ihm, bis er seinen ersten Jünger, den Savoyarden Peter Faber für seine Sache gewann. Dieser, ein so gelehrter als kluger junger Mann, ließ sich nur schwer von Ignaz zum Eintritte in die geistliche Ritterschaft überreden; doch nachdem seine Einbildungskraft einmal erhitzt war, überließ er sich un-

1) *Petr. Ribadeneira*, Vita Ignatii Loyolae (Antwerpiae 1587). Vgl. damit Ignaz v. Loyola's wunderbares Leben u. Abenteuer. 2 Bd. (L. 1803).

bedingt der Leitung des Ordensstifters. Der zweite Proselyt, den er machte, war Franz Xaver, ein Spanier von Adel, der Anfangs Ignazens Schwärmereien verspottete, doch, da dieser sich in seine Launen zu schicken wußte, und seinem Ehrgeize schmeichelte, ihm auch sogar Geldunterstützungen zukommen ließ, Xaver aber eine verschwenderische Lebensweise führte, so wurde auch er gewonnen und nächst Faber der treuste und wärmste Genosse Ignazens. Das Ansehen dieser beiden ersten Jünger des Ignaz bewog bald mehre durch Fähigkeiten und Kenntnisse ausgezeichnete Studirende, sich ihnen anzuschließen. Es waren Jacob Lainez, Alphons Salmeron, Nicolaus Bobadilla und Simon Rodriguez. Um ihren Rücktritt zu verhindern, nahm Ignaz ihnen ein feierliches Gelübde ab. Das geschah am 15. Aug. 1534 im Nonnenkloster bei Montmartre, nachdem Lainez, der bereits Priester war, in einer unterirdischen Kapelle Messe gelesen und seinen Genossen das Abendmahl ausgetheilt hatte. Die Verbündeten gelobten, nach geendigten Studien eine Reise nach Jerusalem zur Bekehrung der Ungläubigen zu unternehmen und dem Besitze aller weltlichen Güter zu entsagen und nur so viel, als ihnen zur Reise unentbehrlich sein würde, zu behalten. Sollte ihnen die Reise unmöglich werden, so gelobten sie, nach Rom zu ziehen und ihre Dienste dem Papst zu allen Geschäften anzubieten, die er ihnen aufzutragen für gut finden würde. Noch verordnete der Stifter, daß dieses feierliche Gelübde jährlich an demselben Tage wiederholt werden sollte. Dies war der erste unbedeutende Anfang einer Gesellschaft, die zwei Jahrhunderte hindurch einen so unbegrenzten Einfluß auf das Schicksal so vieler Völker und Länder ausgeübt und sich durch alle Theile der Erde verbreitet hat.

Ignaz, in dessen Kopfe stets Schwärmerei mit Klugheit um die Herrschaft stritten, verlor aus Freude über das Gelingen seines Planes die Fassung so sehr, daß er sich wiederum der Contemplation und den Bußübungen mit einer solchen Anstrengung überließ, daß er abermals in eine gefährliche Krankheit verfiel, und die Ärzte ihm zu einer Luftveränderung riethen. Dazu verstand er sich aber nur, als seine Gesellschafter Xaver, Lainez und Salmeron, um Familienangelegenheiten zu ordnen, in ihr Vaterland reisen wollten. Da er fürchtete, sie möchten ihm abtrünnig werden, so übernahm er es, statt ihrer die Reise zu machen und ihre Geschäfte zu ordnen; zuvor aber verabredete er noch mit seinen Genossen, daß sie zu Anfange des Jahres 1537 nach Venedig reisen und ihrem Gelübde zufolge sich ins gelobte Land zur Heidenbekehrung begeben wollten. Der Ruf seiner Heiligkeit war ihm nach Spanien vorausgeeilt. Schon wurde er von dem Volke als Wunderthäter verehrt[2]) und auch ein Theil der Geistlichkeit bewies ihm große Achtung, während ein anderer Theil ihn in den Verdacht der Ketzerei zu bringen strebte. In Venedig, wohin Ignaz von Spanien aus sich begab, nahm er zwei Brüder vornehmen Standes aus Navarra, Stephan und Jacob Eguia, und einen Gottesgelehrten aus Malaga, Jacob Hosez, in seine Gesellschaft auf. Durch sein öffentliches Predigen verfeindete sich Ignaz die Priesterschaft in Venedig, die ihn für einen Ketzer ausgab und ihm vielen Verdruß verursachte. Der Angefeindete wußte aber durch sein kluges Benehmen sich den Schutz des Erzbischofs von Theate, Johann Peter Caraffa, zu erwerben, der ihm von dem päpstlichen Nuntius, Hieronymus Veralli, ein Zeugniß seiner Rechtgläubigkeit und eine vortheilhafte Entscheidung wegen der wider ihn erhobenen Anklagen erwirkte. Die Gunst des Erzbischofs verwandelte sich aber bald in Widerwillen gegen Ignaz, als dieser es verschmähte, in den von jenem gestifteten Theatinerorden zu treten. Ignaz wies, da er selbst Ordensstifter werden wollte, den Antrag Caraffa's zurück, der deshalb, als er später unter dem Namen Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg, den Jesuiten diese Weigerung entgelten ließ. Während dessen hatten die in Paris zurückgebliebenen Gesellschafter drei neue Mitglieder, Claude le Jay, Joh. Codure und Pasquier Brouet, aufgenommen und sich dann auf den Weg nach Venedig begeben, wo sie im Januar 1537 eintrafen. Unter Predigen und Krankenpflegen erwarteten sie das Frühjahr, dann sandte Ignaz seine sämmtlichen Gesellschafter zum Papst, um dessen Segen und auch Reisegeld zu erbitten; er selbst blieb in Venedig zurück. In Rom fanden sie zwei wichtige Widersacher in Caraffa, der damals eben Cardinal geworden war, und in dem Doctor Peter Ortez; doch Faber und Xaver wußten Ortez so für sich zu gewinnen, daß er ihnen einen Zutritt bei Paul III. bewirkte, der ihnen nebst seinem Segen auch 60 Dukaten Reisegeld und die Erlaubniß ertheilte, daß Diejenigen, die noch nicht Priester waren, sich, wo und von wem sie wollten, ordiniren lassen könnten. Sie gingen nun nach Venedig zurück, legten in die Hände des päpstlichen Nuntius die Gelübde der Armuth und Keuschheit ab und ließen sich vom Bischofe zu Arba ordiniren. Nachdem sie nun durch Predigen und eine sehr strenge Lebensweise großen Beifall erworben hatten, änderte Ignaz mit Bewilligung seiner Gesellschafter seinen Plan, nach Jerusalem zu ziehen, weil Venedig damals mit der Pforte im Kriege begriffen war, und beschloß in einer Versammlung zu Vicenza dem Papste seine Dienste zur Aufrechthaltung des Ansehens des päpstlichen Stuhles anzubieten. Ignaz, Faber und Lainez begaben sich deshalb nach Rom, die übrigen aber nach den vornehmsten Universitäten Italiens, um daselbst neue Gesellschafter zu werben. So gingen Xaver und Bobadilla nach Bologna, Salmeron und Brouet nach Siena, le Jay und Rodriguez nach Ferrara, Codure und Hosez nach Padua. Ehe die Gesellschaft sich trennte, nahm sie noch folgende Regeln an: 1. Sollten die Glieder sich nur in Hospitälern aufhalten und von Almosen leben. 2. Die Beisammenwohnenden sollten der Reihe nach den übrigen befehlen. 3. Überall, wo sie hinkämen, sollten sie auf öffentlichen Plätzen und Straßen predigen. 4. Kinder sollten sie im Katechismus unterrichten. Endlich 5. für alle diese Arbeiten kein Geld annehmen. In Rom nahm Ignaz den Doctor Ortez und durch diesen den Papst Paul III. so für

---

2) Cf. Vita St. Ign. Loyolae, Soc. Jesu Fundatoris (Ingolst. 1622). p. 56.

sich ein, daß Letzterer das Anerbieten der Gesellschaft annahm, und auf so lange, bis eine Gelegenheit, sich ihrer zu bedienen, sich darbieten würde, räumte er dem Faber und Lainez in dem Collegio della Sapienza zwei theologische Lehrstühle ein, dem Ignaz aber erlaubte er, überall, wo er wollte, Buße zu predigen [3]). Nachdem Ignaz festen Fuß in Rom gewonnen hatte, dachte er an die Entwerfung eines förmlichen Ordenssystems. Er lud zu dem Zweck alle seine Genossen, die sich unter der Zeit in den ihnen angewiesenen Orten auch viele wichtige Freunde erworben hatten, nach Rom, um mit ihnen über die Einrichtung des Ganzen zu berathen. Der Gouverneur von Rom, Cardinal Vincenz Caraffa, ertheilte ihnen in Abwesenheit des Papstes die Erlaubniß zu predigen. Weil aber zu der Zeit ein Augustiner durch seine Predigten sich einen großen Beifall erwarb, der den Jüngern Ignazens Abbruch that, so gaben sie diesen auf den Rath ihres Meisters für einen Ketzer aus. Das Volk nahm aber die Partei des Augustiners und es entstand deshalb gegen die Loyoliten eine allgemeine Gährung. Ignaz selbst wurde deshalb in eine gefährliche Untersuchung verwickelt, vertheidigte sich aber so gewandt, daß er ehrenvoll losgesprochen wurde und sogar am 18. Nov. 1538 durch ein schriftliches Urtheil öffentliche Genugthuung erhielt. Nachdem dieser Sieg errungen worden, säumte Ignaz nicht länger, seiner Gesellschaft eine feste Form zu geben und ihr die päpstliche Bestätigung zu verschaffen. Als nach einer mehrwöchentlichen Berathschlagung am 15. April 1539 außer dem Gelübde der Armuth und Keuschheit auch das eines blinden und beständigen Gehorsams gegen das Ordenshaupt feierlich abgelegt worden war, wurde auch am 4. Mai das vierte Gelübde des unbedingten Gehorsams gegen den päpstlichen Stuhl angenommen. Die übrigen Berathschlagungen betrafen die innere Einrichtung des Ordens, die lebenslängliche Herrschaft des Generals, die Verwaltung des Vermögens der Gesellschaft und ähnliche Gegenstände; zuletzt wurde wegen des Namens berathen. Ignaz verwarf den Antrag, den Orden nach seinem Namen zu nennen, erklärte dagegen, daß während seines Aufenthalts in der Höhle bei Manresa ihm Jesus den ganzen Plan des Ordens entdeckt habe, daher er seiner Gesellschaft auch keinen andern Namen geben könne, als den des wahren Stifters, und so wurde denn der Orden die Gesellschaft Jesu genannt [4]). Mittlerweile hatten die Loyoliten durch Predigen, Katechisiren und Proselytenmachen in Rom viele Anhänger und auch mehre Jünger erhalten, die ihnen ein beträchtliches Vermögen zubrachten. Sie benutzten dieses, um bei einer entstandenen Hungersnoth die Armen zu unterstützen, und als sie auch auf diese Weise ein großes Ansehen gewonnen hatten, da ließ Ignaz durch den Cardinal Contarini dem Papste den Entwurf zur Stiftung des Ordens überreichen und um die Bestätigung bitten. In diesem Entwurfe, der bereits alle Grundzüge der Ordensverfassung enthält, erklärt der Stifter den Zweck des Ordens, unter der Kreuzfahne Gottes zu streiten und allein Gott und seinem Statthalter auf Erden, dem römischen Papste, zu dienen, ferner, die Seelen in christlicher Lehre und Wandel zu vervollkommnen, durch öffentliches Predigen, geistliche Übungen, Unterricht der Jugend und im Christenthume Unwissenden, durch Anhörung der Beichte und durch geistlichen Trost den Glauben fortzupflanzen. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung soll der von der Gesellschaft gewählte Vorgesetzte das Recht haben, zu entscheiden, wozu ein jedes Mitglied gebraucht werden könne, und nach seiner Entscheidung die Ämter zu vertheilen. Mit Bewilligung der Mitglieder kann der Vorgesetzte Verfassungen zu Erreichung ebengenannter Zwecke entwerfen, er benutzt den Rath der in seinem Wohnsitze anwesenden, oder in wichtigen Fällen zusammenberufenen Mitglieder, doch steht ihm die Befehlshabermacht ganz allein zu. Obgleich schon nach der Glaubenslehre alle Christgläubige dem Papste als dem Statthalter Christi unterwürfig sein sollen, so verpflichtet sich doch die Gesellschaft noch durch ein besonderes Gelübde dazu, und zwar in der Art, daß, was auch immer der gegenwärtige Papst oder dessen Nachfolger zur Fortpflanzung des Glaubens befehlen und zu welchen Missionen er sie wird brauchen wollen, sie stets ohne allen Rückhalt und alle Entschuldigung bereit sein werden. Um aber alles Bewerben um dergleichen Missionsgeschäfte oder auch die Weigerung, sich denselben zu unterziehen, zu vermeiden, so soll kein einzelnes Mitglied deshalb mit dem Papste weder unmittelbar noch mittelbar unterhandeln, sondern die Sorge dafür allein dem Vorsteher der Gesellschaft überlassen bleiben. Das Gelübde der Armuth wird zwar von allen Mitgliedern aufs Strengste gehalten, doch ist ihnen gestattet, Collegien zu besitzen und zum Unterhalte der Studirenden Schenkungen an Gütern, Zinsen oder andern Einkünften anzunehmen. Dieser Entwurf, ein Werk großen Scharfsinnes, worin die Grundlagen der nachmaligen Ordensgröße enthalten waren, erhielt den Beifall des Papsts Paul III. in der Art, daß er ihn für ein Gotteswerk erklärte und vorhersagte, die Gesellschaft würde der Kirche von dem allergrößten Nutzen sein. Dennoch ertheilte er die Bestätigung des Ordens nicht sogleich; denn die geistlichen Orden waren zu der Zeit in Verruf gerathen und hatten viele Gegner gefunden. Der Papst übergab daher den Entwurf drei Cardinälen zur Untersuchung und einer von ihnen, Bartholomäus Guidiccioni, erklärte sich so entschieden gegen die Stiftung eines neuen Ordens, daß auch die andern ihm beistimmten und die Sache unentschieden blieb. Unterdessen strebten Ignaz und seine Jünger, auf alle mögliche Weise die Nützlichkeit ihrer Gesellschaft darzuthun. Der Papst war auch so sehr davon überzeugt, daß er sich ihrer in verschiedenen Städten Italiens zur Sittenverbesserung der Laien und Priester bediente. Endlich foderte auch der König von Portugal von Ignaz, ihm sechs seiner Jünger zur Bekehrung der Heiden in Indien zu senden. Ignaz, der von seiner Gesellschaft, die eben erst im Aufblühen war, nicht so viele auf einmal entbehren wollte, sandte nur zwei, den Simon Rodriguez und Franz Xaver. Das Begehren des portugiesischen Hofes hatte den Ausschlag gegeben; denn nun-

3) Cf. Imago primi saeculi Societatis Jesu. (Antwerp. 1640. fol.) p. 68. 4) Cf. Imago primi saeculi. p. 64 et 82.

mehr erfolgte am 27. Sept. 1540 die feierliche Bestätigung, doch mit dem Zusatze, daß die Zahl der Ordensglieder nie 60 übersteigen solle.

Nachdem der Orden die feierliche Bestätigung erhalten hatte, wurde Ignaz durch einstimmige Wahl zum Oberhaupt oder General der Gesellschaft gewählt. Er schritt nunmehr sogleich zum Jugendunterrichte, dann auch zur Bekehrung der Juden, von denen er viele der christlichen Kirche zugewandt haben soll, endlich auch zur Bekehrung der Buhldirnen; da er aber auch zum Aufenthalte für junge Frauenzimmer ein Haus stiftete, um sie vor Verführung zu sichern, so gerieth die Gesellschaft in den Verdacht der Lasterhaftigkeit und mußte durch ein päpstliches Decret ihre Unschuld anerkennen lassen. In Portugal machte der Orden zuerst ein großes Glück. Die beiden dahin Abgegangenen erlangten die Gunst des Königs Johann III. in der Art, daß er sie gar nicht mehr von seinem Hofe entlassen wollte. Xaver aber bestand darauf, nach Indien zu gehen, und segelte mit der königlichen Flotte dahin ab. Rodriguez dagegen blieb zurück und begründete das Ansehen des Ordens in Portugal. Ungeachtet er sich durch seine gewaltsame Bekehrungsweise dem Adel und dem Volke verhaßt machte, so war ihm der König doch so gewogen, daß er außer andern Geschenken ihm auch ein prachtvolles Collegium in Coimbra für den Orden bauen ließ, in welchem sich bald zahlreiche Mitglieder, die Ignaz sandte, ansiedelten[5]). Da Heinrich VIII. von England sich von der römischen Kirche getrennt hatte, so sandte Papst Paul III. die zwei Jesuiten Salmeron und Brouet nach Irland, um die Anhänglichkeit des Volkes an den römischen Stuhl aufrecht zu halten. Sie verfuhren aber mit solcher Gewaltthätigkeit, daß das Volk höchst erbittert gegen sie wurde und sie, um ihr Leben zu retten, heimlich nach Rom entweichen mußten. Faber, le Jay und Bobadilla, die nach Teutschland gesandt wurden, um daselbst der Reformation entgegen zu arbeiten, benahmen sich mit größerer Klugheit, doch wäre le Jay, der in Regensburg heftig gegen die Reformation geeifert hatte, von dem Volke beinahe in die Donau geworfen worden. Der Herzog von Baiern nahm ihn in Schutz und gab ihm einen theologischen Lehrstuhl auf der Universität zu Ingolstadt. Bobadilla faßte festen Fuß in Wien am kaiserlichen Hofe, Faber aber ging über Mainz nach Cöln, wo er die von dem dortigen Erzbischofe begonnene Reformation hemmte, dann aber auch den berühmten Peter Canisius für den Orden gewann. Nach Frankreich, auf welches Ignaz sein Hauptaugenmerk gerichtet hatte, sandte er 16 Mitglieder seines Ordens, unter dem Vorwande, daß sie ihre Studien in Paris vollenden sollten. Da aber ein Krieg zwischen Frankreich und Spanien ausgebrochen war, so mußten acht Mitglieder, die geborene Spanier waren, Frankreich verlassen. Sie gingen nach Löwen und verschafften der Gesellschaft Eingang in den Niederlanden. Von Löwen aus ging der Jesuit Araoz nach Spanien, ihm folgte Franz Villanouva und beide erwarben dem Orden Zutritt und Anhänger in diesem Lande. Das größte Ansehen erlangten aber die Jesuiten zuerst in Italien unter der Aufsicht ihres Generals selbst. In Rom ließ der Papst ein Professhaus bauen, worin eine Menge neuer Mitglieder Aufnahme fand; in andern Städten wußten sich die Jesuiten so beliebt zu machen, daß diejenigen Plätze, worin keine Mitglieder der Gesellschaft waren, den Papst mit Bittschriften bestürmten, daß er ihnen einige zutheilen möchte. Ignaz benutzte dieses Wohlwollen, um den Papst zur Aufhebung des Gesetzes zu vermögen, nach welchem die Anzahl der Mitglieder nur auf 60 bestimmt war. Durch eine am 14. März 1543 erlassene Bulle gestattete der Papst dem Orden nicht nur, so viel Mitglieder aufzunehmen, als es ihm gut dünken würde, sondern ertheilte ihm auch das Recht, die Gesetze und Statuten des Ordens nach Willkür zu verändern, oder auch neue zu verfassen, ohne deshalb einer besondern päpstlichen Genehmigung zu bedürfen[6]). Während die Gesellschaft Jesu in Europa stets eine größere Ausbreitung gewann, war Xaver bemüht, auch in Asien ihren Einfluß zu begründen[7]); er langte 1542 in Goa, der Hauptstadt des portugiesischen Indiens, an, erlernte daselbst die Landessprache und fing dann sein Bekehrungswerk an. Die dortige Regierung übertrug ihm die Aufsicht über das vor einigen Jahren gestiftete Seminar zur Fortpflanzung des Christenthums, welches bald das größte und reichste Collegium der Jesuiten wurde. Darauf begab er sich nach der Perlenküste, woselbst er, wie später in Travancor, in Cochin, Ceylon, Nagapatam, Meliapur und Malacca, viele tausend Heiden theils mit Gewalt, theils mit List bekehrte. Im J. 1545 wurden ihm Gehilfen zugesandt, unter welchen sich besonders Anton Criminal als eifriger Heidenbekehrer auszeichnete. Auch in Amboina, Ternate und andern Orten bekehrte er, und damit die Neubekehrten nicht wieder zum Heidenthume zurücktreten möchten, bewog er den König von Portugal, ein Inquisitionsgericht zu stiften; dann gründete er noch zu Malacca eine Ordensresidenz. Während Xaver's Thätigkeit für den Orden in Asien erhielt dieser auch in Europa immer größere Ausbreitung. In dem Collegio zu Coimbra befanden sich schon 1544 60 Ordensglieder und Personen von dem vornehmsten Adel ließen sich darin aufnehmen. Rodriguez besaß die Gunst des Königs, und wer über die unermeßlichen Geschenke murrte, die der König den Jesuiten machte, der wurde mit Gefängniß oder mit Verbannung bestraft. In Spanien ging die Ausbreitung des Ordens durch die Bemühungen Faber's und Araoz's nicht weniger schnell von statten; bald hatten die Jesuiten in allen vornehmsten Städten des Königreichs Collegien und Häuser, und der höchste Adel bewarb sich um ihre Gunst. Wer sich aber über das Umsichgreifen des Ordens be-

5) *Joh. de Seabra da Sylva*, Recueil chronologique et analytique de tout ce qu'a fait en Portugal la Société dite de Jesus etc. III Tom. (Lisbona 1769). Tom. I. p. 31 sq.

6) Literae Apostolicae, quibus Institutio etc. continentur Societ. Jesu. (Antwerp. 1702. 4.) p. 11. 7) Joh. Grasset, Geschichte der in dem äußersten Welttheile gelegenen japanischen Kirche. (Augsb. 1738. Fol.)

klagte, der wurde durch die Inquisition zum Schweigen gebracht. Die günstige Aufnahme des Ordens in so vielen Ländern hatte den Ordensgeneral in die Nothwendigkeit versetzt, ohne Auswahl so viele Mitglieder als möglich in den Orden aufzunehmen. Da sich aber unter dieser Menge viele gefunden hatten, denen die nöthigen Eigenschaften mangelten, so beschloß Ignaz, fortan behutsamer in der Wahl seiner Ordensglieder zu verfahren und nur Personen von entschiedenen Fähigkeiten und Vermögen darin aufzunehmen. Der Papst fuhr fort, den Orden zu begünstigen; er bestätigte ihn am 3. Jun. 1545 aufs Neue und ertheilte den Gliedern desselben das Vorrecht, in allen Kirchen und an allen Orten nach Gutdünken zu predigen, Beichte zu hören, auch von allen Sünden, auch in den dem päpstlichen Stuhle vorbehaltenen Fällen, nur die in der Nachtmahlsbulle enthaltenen ausgenommen, zu absolviren, ferner, Gelübde in andere gute Werke zu verwandeln, das Abendmahl und andere Sacramente auch ohne Erlaubniß der Diöcesanbischöfe und Pfarrer auszutheilen; wer sie in Ausübung dieser Freiheiten hindern würde, der sollte als ein Widersacher und Empörer durch Kirchenstrafe ohne Gestattung einer Appellation dazu gezwungen werden [8]). Für so viele Begünstigungen erwartete aber der Papst auch, daß sich der Orden dankbar bezeigen sollte, wozu sich eben zu der Zeit eine Gelegenheit darbot, die von dem Ordensgeneral auch benutzt wurde, um dadurch zugleich einen Beweis seiner Unentbehrlichkeit zur Vertheidigung des römischen Stuhles zu geben. Nach langem vergeblichen Andringen der vornehmsten europäischen Fürsten hatte Paul III. endlich auf den 31. Dec. 1545 eine Kirchenversammlung nach Trient zusammenberufen, auf welcher die Kirchenspaltung beigelegt und eine Reformation der Geistlichkeit und Abstellung kirchlicher Misbräuche berathen werden sollte. Der Papst befand sich in der größten Verlegenheit, denn das Ansehen des römischen Hofes war für immer verloren, wenn dem Verlangen einer Reformation der Geistlichkeit an Haupt und Gliedern, einer Herstellung der bischöflichen Rechte und Verbesserung der Kirchenzucht nachgegeben werden sollte. Um den bedenklichen Untersuchungen darüber vorzubeugen und die Aufmerksamkeit der versammelten Väter von der Hauptsache abzulenken, foderte er von Ignaz zwei seiner gewandtesten Mitglieder, um sie zu dem Zwecke nach Trient senden zu können. Ignaz überließ dem Papste Lainez und Salmeron, die im Verein mit le Jay sich so geschickt ihres Auftrages zu entledigen wußten, daß keiner von den Hauptgegenständen zur Entscheidung gebracht, dagegen, nachdem eine lange Zeit mit Nebendingen verplittert worden, eine Trennung und endlich gar die völlige Aufhebung des Conciliums bewirkt wurde. Die spanischen und französischen Prälaten zeigten darüber, besonders aber auch über die von Lainez mit großer Heftigkeit geführte Vertheidigung der päpstlichen Gewalt über die Bischöfe eine große Erbitterung [9]). Doch wußten die päpstlichen Legaten sie unter einander zu entzweien und zu beschwichtigen. Nicht weniger thätig waren die Jesuiten in Vertheidigung des römischen Stuhles, als nach Verlauf von 10 Jahren Pius IV. dem allgemeinen Verlangen nachgeben und die Kirchenversammlung abermals zusammenberufen mußte. Als durch ihr Betreiben im Verlauf mehrer Jahre abermals in der Hauptsache nichts gethan war, begab sich Kaiser Ferdinand I. 1563 nach Insbruck, um in der Nähe des Conciliums seine Gesandten und Prälaten nachdrücklicher unterstützen zu können. Seiner Absicht arbeiteten aber die Jesuiten Canisius, der bei ihm in großem Ansehen stand, und Natalis entgegen und brachten es im Verein mit Lainez dahin, daß auch nicht eine von Ferdinand's Foderungen durchgesetzt wurde. Noch zuvor aber hatten einige Mitglieder dieses Ordens in Teutschland sich mit dem besten Erfolge bemüht, in Teutschland Macht und Ansehen zu gewinnen, wobei ihnen der Eifer, mit dem sie sich des Volksunterrichts annahmen, und die Bereitwilligkeit, womit sie den Fürsten als Gewissensräthe und Unterhändler dienten, ihnen überall die Bahn öffnete. Als der Cardinal Farnese Kaiser Karl V. zum Bruch mit den Protestanten reizen wollte, bediente er sich dazu des Jesuiten le Jay. Dieser machte sich so beliebt, daß König Ferdinand mit Beistimmung des Papstes ihm das Bisthum Triest ertheilen wollte. Ignaz verbot aber die Annahme desselben und gab ein eignes Gesetz, durch welches allen Mitgliedern der Gesellschaft Jesu die Annahme kirchlicher Würden als eine Todsünde untersagt wurde. Dieses Gesetz ist späterhin, obgleich nie aufgehoben, doch oft genug, wenn es der Vortheil des Ordens erheischte, übertreten worden. Als 1548 Kaiser Karl V. das berüchtigte Interim den teutschen Ständen aufdrang, hielt der Jesuit Bobadilla den Herzog Wilhelm von Baiern nicht nur ab, es anzunehmen, sondern bediente sich auch solcher Schmähworte gegen den Kaiser, daß derselbe ihn aus seinen Staaten verbannte, worauf er nach Rom ging und daselbst als ein muthiger Glaubensvertheidiger mit großen Ehrenbezeigungen empfangen wurde. In Cöln zeigten sich Faber und Canisius als heftige Widersacher des Erzbischofs Hermann von Cöln, als dieser die Reformation in seinem Erzstift einführen wollte. Er hatte dem Magistrat der Stadt Cöln verboten, die Jesuiten aufzunehmen; sie bewirkten dagegen im Bunde mit der Geistlichkeit von Lüttich die Excommunication des Erzbischofes und gründeten dann ihr Collegium in Cöln. In Baiern und Österreich fanden die Jesuiten bei Herzog Wilhelm und König Ferdinand eine ganz besonders gute Aufnahme, da beide Fürsten die Lutherische Lehre, die in ihren Landen große Verbreitung gefunden hatte, zu unterdrücken wünschten. Herzog Wilhelm erbaute ihnen in Ingolstadt ein Collegium, sein Sohn Albrecht auch eines in München; aller Klagen der Landstände ungeachtet bereicherte er sie so sehr, daß sie bald in allen Städten Collegien, Profeßhäuser, Seminare oder Residenzen hatten. Auf ihr Betreiben wurde der von dem Papste den Baiern bewilligte Genuß des Kelches beim Abendmahle wieder abgeschafft, die Ausrottung der Ketzer ihnen übertragen und ihnen

---

8) Corpus Institutorum Societatis Jesu. 2 Vol. (Antwerp. 1702. 4.) Vol. I. p. 12. 9) *Paolo Sarpi*, Histoire du Concile de Trente. (Venet. 16..) Tom. II. p. 391 sq.

sogar die Prüfung aller einzusetzenden Geistlichen anvertraut [10]). König Ferdinand berief die Jesuiten nach Wien, um die evangelische Lehre auszurotten. Peter Canisius verfaßte ein Religionslehrbuch, welches Ferdinand durch das Edict vom 14. Aug. 1554 seinen Unterthanen zum Gebrauche aufdrang. Canisius [11]) benutzte die Gunst des Königes, um in Prag ein Collegium zu gründen und sowol die prager als die wiener Universität in die Hände seines Ordens zu bringen. Bald darauf erhielten die Jesuiten auch in Augsburg, Trier, Mainz und Aschaffenburg Collegien und den Jugendunterricht.

Bei dieser so ungemeinen raschen Verbreitung des Ordens überzeugte sich Ignaz von der Nothwendigkeit der Erweiterung und Vervollständigung der innern Verfassung desselben, um ihm Dauer und von der Unentbehrlichkeit noch größerer Vorrechte, um ihn gegen die Anfechtungen der übrigen Orden zu sichern. Der Orden bestand Anfangs nur aus zwei Classen von Gliedern, aus Schülern und Professen; der große Zulauf, den derselbe von Personen aus allen Ständen erhielt, bewog ihn zur Stiftung einer dritten Classe, der Coadjutoren, die in geistliche und weltliche getheilt waren und wovon letztere nicht nöthig hatten, ihrem Stande zu entsagen. Die Bestätigung darüber ertheilte ihm Paul III. am 5. Jun. 1546. Doch seine völlige Befestigung und die stärkste Grundlage seiner Macht erhielt der Orden durch die Bulle vom 18. Oct. 1548, wodurch demselben Vorrechte ertheilt wurden, wie sie nie ein anderer Orden besaß. Dem Ordensgeneral wurde darin eine unbeschränkte Gewalt über alle Mitglieder zugestanden, der Orden von aller weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit und Aufsicht, von allen geistlichen und weltlichen Abgaben entbunden, war von der Excommunication oder dem Interdicte, wenn solche über ein Land oder über eine Stadt verhängt worden, ausgenommen; selbst diejenigen, die in den Geschäften des Ordens arbeiteten, blieben von der Excommunication und dem Interdict ausgeschlossen. Kein Mitglied war einem nicht zum Orden gehörigen geistlichen Obern Gehorsam schuldig; dagegen stand den Ordensgliedern frei, wem und wo sie wollten, die Kirchensacramente zu reichen, ohne päpstliche Bestätigung Stiftungen und Schenkungen anzunehmen, Häuser, Kirchen und Collegien zu bauen, Ablaß zu ertheilen; dann war der General oder sein Bevollmächtigter berechtigt, Jeden ohne Ausnahme in den Orden aufzunehmen, zum Priester weihen zu lassen und in allen Diensten der Gesellschaft zu gebrauchen, alle geistliche und weltliche Mächte waren mit der Strafe des größern Bannes bedroht, im Fall sie den Orden am Genusse dieser Vorrechte hindern wollten [12]). Diese Bulle kam dem Orden bald sehr wohl zu statten, denn in Spanien, wo er einen großen Widerstand fand, konnte er sich nur allein durch sie behaupten. Dort war der gelehrte Dominikaner Melchior Cano der Jesuiten entschiedener Gegner, der auch bewirkte, daß ihnen in Salamanca der Jugendunterricht entzogen wurde. Auch der Erzbischof Siliceo von Toledo war ihnen entgegen und verweigerte ihnen die Aufnahme in Alcala; in Saragossa wurden sie sogar von dem Erzbischof in den Bann gethan und von dem Volke verjagt, doch auf die päpstliche Bulle fußend verschafften sie sich den Schutz des Hofes und dadurch überall Aufnahme. In Portugal übernahm Rodriguez die Erziehung des Thronfolgers, andere Jesuiten wurden Beichtväter des Königs und der Königin, und ersterer besaß eine solche Gewalt über den König, daß derselbe sich von ihm die größten Beleidigungen ungerügt anthun ließ und stets ein blindes Werkzeug seines Willens war.

Gleichzeitig mit dem Wachsthume des Ordens in Europa fing er auch in den übrigen Welttheilen an Eingang zu finden. Franz Xaver, der thätigste Apostel seines Ordens, durchzog einen großen Theil von Asien und suchte durch mitunter höchst abenteuerliche Mittel die Heiden zu bekehren. In Ceylon entlockte er dem König von Kandi das Versprechen, mit allen seinen Unterthanen das Christenthum anzunehmen, und als der König Widersetzlichkeit bei seinen Unterthanen fand, da schrieb Xaver an den König von Portugal um Truppen und an Ignaz um neue Mitarbeiter. Seine Absicht gelang aber nicht. Überhaupt geschah die Bekehrung der Heiden mehr dem Namen als der That nach, wenngleich die Zahl der Bekehrten zu vielen Tausenden angegeben wurde. Doch kamen mit jedem Jahre neue Bekehrer aus Europa, die sich in den Hauptstädten des westlichen Asiens festsetzten, Häuser und Collegien erbauten und an den Höfen einen großen Einfluß zu gewinnen wußten. Mitunter bewogen sie auch die portugiesischen Statthalter, mit Feuer und Schwert das Christenthum zu verkündigen, und Anton Criminal kam bei einem solchen Versuche in einer Schlacht bei dem Cap Comorin ums Leben, öfter aber suchten sie durch List, durch angebliche Wunderwerke, durch scheinbares Anschmiegen an die Religion und Sitten der Asiaten sie zur Taufe zu bewegen. Am berühmtesten machte sich Xaver durch seine Bekehrungsversuche in Japan, die doch am Ende misglückten. Als er eben von Malacca nach China abreisen wollte, starb er am 2. Dec. 1552. In Brasilien langten 1549 sechs Jesuiten an, die daselbst sogleich Collegien errichteten und zu bekehren anfingen.

In Frankreich gelang es den Jesuiten nicht so leicht, als in andern Ländern, Eingang zu finden, weil der Hof und die Sorbonne gegen sie waren. Lainez und Salmeron hatten zwar den Bischof Du Prat von Clermont so für sich gewonnen, daß er ihnen in Paris ein eignes Haus einräumte, allein sie fanden daselbst keinen Beifall. Ignaz brachte es durch den Cardinal Karl von Lothringen zwar dahin, daß König Heinrich II. im Jan. 1550 ihnen in Paris den Bau eines Hauses und eines Collegiums gestattete, doch das Parlament verweigerte die Einregistrirung dieser Erlaubniß, weil sie mit den Rechten der französischen Kirche im Widerspruche stand und auch den Canonen mehrer Kirchenversammlungen entgegen war. Als sich die Jesuiten mit dieser Weisung nicht beruhigten, wurde dem Bischofe von Paris und der Sorbonne die Untersuchung aufgetragen, und beide ent-

10) Konrad Mannert, Gesch. Baierns. 2. Bd. S. 63 fg.
11) W. Core, Gesch. des Hauses Österreich. 2. Bd. S. 196.
12) Corpus Institutorum Soc. Jesu. Vol. I. p. 18.

schieden 1554 gegen die Jesuiten. Diese begaben sich von Paris nach St. Germain des Pres, wo sie ihre geistlichen Verrichtungen fortsetzten, während der Bischof von Clermont[13]) ihnen ein Collegium in seiner Residenz errichten ließ. Darüber entstand aber ein heftiger Streit mit dem Magistrat, und der Bischof mußte den Bau unterlassen, errichtete aber seinen Günstlingen in Billon ein Collegium. Ignaz besaß Klugheit genug, fernere Versuche, in Frankreich einzudringen, vorläufig aufzugeben, und sammelte unterdessen aus allen Ländern von den Fürsten, Obrigkeiten und Prälaten Zeugnisse von der reinen Lehre und den guten Sitten seiner Gesellschaft. In den Niederlanden wollte es den Jesuiten Anfangs auch nicht glücken. Zwar machten sie in Löwen eine Menge Proselyten, allein bald erbitterten sie die übrige Geistlichkeit durch die ungewöhnliche Art ihres Gottesdienstes, die großen Zulauf hatte, erregten dann aber durch ihre Sodalitäten ein allgemeines Ärgerniß. Da sich viele vornehme Frauen von den Jesuiten als ihren Beichtvätern geißeln ließen, so waltete die Vermuthung eines verdächtigen Umganges ob und diese unanständigen Andachtsübungen wurden verboten. Ihre Bemühungen, in den Niederlanden Ansehen und Einfluß zu gewinnen, blieben, so lange Kaiser Karl V. regierte, vergebens; denn weder er noch seine Schwester, die Königin Maria von Ungarn, die als Statthalterin die Niederlande regierte, waren ihnen günstig. Nachdem aber Philipp II. 1556 zur Herrschaft gelangt war, erhielten sie die Erlaubniß, sich anzusiedeln, doch unter dem Beding, daß sie bei der Erwerbung von Grundstücken die Einwilligung der Stände erbitten sollten. Das Conseil von Flandern widersetzte sich aber dieser Bewilligung, und die Jesuiten zogen sich nach Löwen zurück, um einen günstigern Zeitpunkt zu ihrer förmlichen Einführung abzuwarten. Zuerst gewannen sie die Statthalterin Margaretha von Österreich für sich, dann kam Lainez 1562, damals schon Ordensgeneral, nach Holland, brachte mehre Bischöfe auf seine Seite und durch diese gelang es ihm, sowol in Löwen als in Antwerpen die Erlaubniß zu Gründung eines Collegiums für seinen Orden auszuwirken. Minder schwer wurde es in den übrigen niederländischen Städten, und allem Widerstande der Magistrate ungeachtet hatten sie sich doch in Kurzem in allen Städten von einiger Bedeutung angesiedelt. In Italien fand der Orden bei weitem den wenigsten Widerstand und verbreitete sich sonach in diesem Lande am schnellsten. Kaum zehn Jahre nach seinem Entstehen gab es kaum noch eine bedeutende italische Stadt, in der die Jesuiten nicht eine Niederlassung gehabt hätten. Am schwierigsten zeigte sich noch der Senat zu Venedig, und als daselbst ein vornehmer Adeliger, Andreas Lippomani, dem Orden ein Priorat zu Padua vermachte, da wurde den Loyoliten lange der Besitz streitig gemacht; endlich erreichten sie aber doch durch Bestechung ihren Zweck. Bemerkenswerth ist es, auf welche abweichende Weise diese Gesellschaft in den verschiedenen Ländern ihren Einfluß begründete; in Italien durch Begünstigung des Aberglaubens, in Frankreich durch Theilnahme an politischen Intriguen, in Teutschland durch Bekämpfung der Reformation und Verfolgung der Ketzer. Als Hauptmittel der Jesuiten, sich in katholischen Staaten Aufnahme zu verschaffen, diente ihnen die Gelehrsamkeit. Die katholische Geistlichkeit war zu der Zeit höchst unwissend und konnte es auf keine Weise mit den Protestanten aufnehmen; auch war in den katholischen Ländern der Jugendunterricht über alle Maßen vernachlässigt. Die Jesuiten, unter denen sich viele fähige und kenntnißreiche Mitglieder befanden, waren daher allen Fürsten willkommen, die das Erziehungswesen in ihren Landen zu heben oder den Protestanten tüchtige Streiter entgegenzustellen wünschten. Allen Fürsten, die Feinde der Kirchenreformation waren, wurden sie daher unentbehrlich. Auf solche Weise war der Orden in Kurzem zu einer ganz ungemeinen Ausbreitung gelangt, als 16 Jahre nach seiner Stiftung durch den Tod des Stifters für ihn ein neuer Zeitpunkt des Glanzes und der Größe begann.

Ignaz von Loyola, der Stifter und erste General des Jesuiterordens, starb am 31. Jul. 1556 mit dem freudigen Rückblick auf das zunehmende Gedeihen seiner Stiftung, die seine kühnsten Hoffnungen übertroffen hatte und bei weitem mehr geworden war, als er beabsichtigt. Ihm dankt der Orden zwar den ihm eignen militairischen Geist und auch die Hauptgrundlagen seiner Größe, doch war sein Hauptzweck bei Stiftung des Ordens stets die Verbreitung und Vertheidigung der katholischen Religion gewesen; der Plan zu einer Weltherrschaft wurde von seinen talentvollern Gesellschaftern, besonders aber von Lainez, entworfen und ausgebildet; er selbst beförderte seine Verwirklichung, ohne ihn zu kennen. Nach dem Tode des Ignaz bot der verschlagene Lainez[14]) alle Mittel auf, um zum Oberhaupte des Ordens gewählt zu werden; er ließ sich zu dem Zwecke von den in Rom anwesenden Professen zum Generalvicar wählen und vermehrte auch die Zahl dieser Classe von Mitgliedern, um desto mehr Stimmen zur Wahl für sich zu haben. Er hatte sehr viele mächtige Widersacher, unter denen besonders Bobadilla und Papst Paul IV., bei welchem er von einigen frühern Jüngern Ignazens wegen zu großer Willkür angeklagt worden war. Er wußte aber diesen zu versöhnen und durch anscheinende Nachgiebigkeit für sich zu gewin-

13) Von dieser Niederlassung, ihrer ersten in Frankreich, wurden die Jesuiten die Väter des Collegiums von Clermont genannt, welche Benennung auch auf das Collegium übertragen wurde, das sie in Paris erhielten. Da dieses ihr Hauptsitz in Frankreich wurde und stets der Mittelpunkt ihrer Thätigkeit war, so blieb die Benennung geltend, und sie benutzten sie dazu, um der Vollziehung der Verbannungsdecrete zu entgehen, da sie, wenn sie als Jesuiten verbannt wurden, als Väter von Clermont im Reiche zurückblieben. Nachdem König Jacob II. im J. 1688 die englische Krone verloren hatte, wohnte er zuerst im Collegium zu Clermont zu Paris. Die Jesuiten machten daselbst den Plan, ihm mit Beistand der Freimaurer wieder auf den Thron zu helfen, und stifteten das sogenannte Hochcapitel von Clermont, welches in der Geschichte der Freimaurerei eine bedeutsame Rolle spielt. Mehr davon in dem betreffenden Artikel.

14) *P. Ribadeneira*, Vita Jacobi Laynis etc., ex Hispanico latine reddidit *A. Schottius*. (Colon. Agripp. 1604. 12.)

nen. Der Papst verlangte, daß die Generalswürde nicht mehr auf Lebenszeit, sondern nur auf drei Jahre dauern sollte. Lainez gab anscheinend nach, doch mit dem geheimen Vorbehalte, solches nur bis zu dem Tode des Papstes, der damals schon 83 Jahre alt war, zu thun. Auch in andern Punkten, die der Papst zur Beschränkung der großen Rechte der Jesuiten verlangte, zeigte er sich nicht schwierig; sobald er aber an der Spitze der Gesellschaft stand, hielt er nichts von Allem, was er eingeräumt hatte, erweiterte und ergänzte aber die Ordensstatuten auf eine solche Weise, daß dadurch der Plan zur Weltherrschaft der Gesellschaft fest begründet wurde. Nachdem Lainez, einer der verschlagensten und kühnsten seiner Genossenschaft, die Zügel der Regierung ergriffen hatte, zeigte unter seiner Leitung der Orden eine verdoppelte Thätigkeit, um überall Eingang zu finden. In Veltlin überredeten die Loyoliten einen reichen kinderlosen Greis, sie zum Erben einzusetzen, und wollten von seinem Vermögen in Ponte ein Collegium errichten; doch die Graubündtner widersetzten sich ihrem Vorhaben so beharrlich, daß sie davon abstehen mußten. Als der Herzog von Savoyen eine Verfolgung seiner protestantischen Unterthanen veranstaltete, da bot ihm der General Lainez seine Dienste dazu an und sandte den Jesuiten Anton Possevin, der die Verfolgung der Waldenser leitete und dabei mit einer grenzenlosen Grausamkeit verfuhr. Dennoch mußte nach langen blutigen Kämpfen den Waldensern die freie Religionsübung zugestanden werden. Beinahe gleichzeitig mit dem Mislingen des Bekehrungsversuchs der Waldenser in Piemont wurden die Jesuiten aus Montepulciano wegen Verführung der Frauen vertrieben; auch an andern Orten Italiens kamen sie übler Sitten wegen in Verruf, doch wurde von mehren Schriftstellern des Ordens dem Verdachte ihrer Unsittlichkeit so lebhaft widersprochen und der General Lainez war so thätig, die übeln Gerüchte von den Mitgliedern seiner Gesellschaft zu unterdrücken, daß der Ruf des Ordens nicht auf die Dauer vernichtet wurde. Für die augenblickliche Einbuße in Italien wurde der Orden durch das endliche Gelingen seines Planes, Aufnahme in Frankreich zu finden, entschädigt. Von Katharina von Medicis und dem Cardinal von Lothringen beschützt, gelang es ihnen auf der Synode zu Poissy, wohin sich Lainez selbst begeben hatte, am 15. Sept. 1561 die Bewilligung zur Ansiedelung in Frankreich zu erhalten. Zwar waren dieser Bewilligung große Einschränkungen beigefügt, doch kaum hatten sie sich festgesetzt, als sie keine der Bedingungen, denen sie sich unterworfen hatten, hielten, sich keine Beschränkung mehr gefallen ließen und in den heftigen Streitigkeiten, die sie deshalb mit der pariser Universität und den französischen Bischöfen führten, blieb der Sieg stets auf ihrer Seite, weil sie ihren Widersachern an List überlegen waren und stets folgerecht in ihren Maßregeln zu Werke gingen. Weil grade damals die Verfolgungen der Hugenotten in Frankreich an der Tagesordnung waren, so suchten sie durch Theilnahme daran sich bei dem Hofe und bei den fanatischen Katholiken in Gunst zu setzen, ihren Widersachern aber dadurch zu schaden, daß sie sie für Ketzer, wenigstens für Begünstiger der Hugenotten ausgaben; überhaupt aber nahmen sie an den bürgerlichen Unruhen in Frankreich und besonders an der Ligue einen lebhaften Theil, waren in alle derzeitigen Intriguen verwickelt und sehr oft die Anstifter oder Leiter von Verschwörungen. Der Orden hatte in diesem Lande zahlreiche Widersacher, an deren Spitze die Sorbonne stand, die nie aufgehört hat, die Jesuiten zu bekämpfen; aber in keinem Reiche haben die Loyoliten eine größere Kühnheit und Thätigkeit gezeigt, als eben hier. Können ihnen gleich die Mordversuche und Königsmorde, deren sie angeklagt worden sind, nicht bewiesen werden, so sind dagegen ganz unbezweifelte Beweise vorhanden, daß sie Aufruhr gepredigt, den Königsmord gebilligt und sich des Hochverraths schuldig gemacht haben. Daher kam es denn endlich dahin, daß, nachdem einer ihrer Zöglinge den König Heinrich IV. am 27. Decemb. 1594 in der Absicht, ihn zu ermorden, verwundet hatte, der Rector Guignard zum Strange und zum Feuer verurtheilt, der Orden aber durch einen königlichen Befehl vom 8. Jan. 1595 aus ganz Frankreich verbannt wurde. In Italien hatte der Orden in seiner Ausbreitung zwar weniger Hindernisse zu bekämpfen, doch blieb er auch nicht ohne Anfechtungen. Sein schnelles Wachsthum und das rastlose Streben desselben, sich überall des Lehramts auf den Kanzeln und in den Schulen zu bemächtigen, erregte die Eifersucht der übrigen italischen Geistlichkeit und es erschienen von Zeit zu Zeit Klagschriften gegen ihn, die den Papst Pius IV. so sehr wider den Orden einnahmen, daß er schon im Begriff stand, alle Jesuiten aus Rom zu vertreiben. Lainez mußte seine ganze Klugheit aufbieten, um diesen Schlag von dem Orden abzuwenden[15]). Das gelang ihm endlich auch mit dem Beistande des Cardinals Sabelli, der ein unwankbarer Gönner des Ordens war. Lainez überlebte diesen Sieg über die Widersacher seiner Gesellschaft nicht lange; er starb am 19. Jan. 1565 mit dem Rufe des verschlagensten und gewandtesten Mannes seiner Zeit. Ihm verdankt der Orden den größten Theil seines Glanzes und seiner Unbesiegbarkeit, sowie sich denn auch die Zahl der Glieder desselben, die bei des Stifters Tode tausend betrug, während seiner Regierung mehr als um das Vierfache vermehrt hatte. Sein Nachfolger, Franz von Borgia, Herzog von Gandia, Grand von Spanien und ehemaliger Vicekönig von Catalonien[16]), war ein schwacher, fanatischer Mann, dem aber der Orden großentheils seine Ausbreitung in Spanien verdankte und der wol nur deshalb an die Spitze der Gesellschaft gestellt wurde, weil die übrigen Häupter des Ordens desto leichter unter seinem Namen die Geschäfte führen konnten, die durch die Thätigkeit seines Vorfahren in einen Gang gebracht worden waren, daß sie so leicht nicht mehr aufgehalten werden konnten. Seine Regierung wurde besonders für den Orden durch das Schicksal desselben in Brabant und durch

15) *Franz Sacchini*, Hist. Soc. Jesu sive Lainius. (Antwerp. 1620. fol.) P. II. L. XIII. p. 20 sq. 16) *P. Ribadeneira*, Vita Beat. Franc. Borgiae, ex hispanico latine reddita ab *A. Schotto* (Colon. 1626).

die Revolution am portugiesischen Hofe, die gleichfalls von den Jesuiten bewirkt wurde, merkwürdig. In den spanischen Niederlanden war ein Aufstand gegen den König ausgebrochen, weil er die Rechte der Stände verletzt und die Anhänger der Reformation mit blutiger Grausamkeit verfolgt hatte. Die abgefallenen Stände hatten, nachdem der Kampf bereits jede Versöhnung unmöglich gemacht, eine Eidesformel entworfen, um sich der Treue und Standhaftigkeit des Volkes zu versichern. Alle geistlichen und weltlichen Stände nahmen diese Eidesformel bereitwillig an; nur die Jesuiten und Franziskaner nicht. Das Volk in Antwerpen, welches argwohnte, daß sie in ihrem Collegio Waffen und Pulver für die Spanier aufbewahrt hätten, erregte einen Aufruhr gegen sie und nur mit Mühe konnten sie durch die Flucht sich retten. Auf gleiche Weise wurden sie auch aus Mecheln, Doornick, Brügge, Douvay, Mastricht, Gröningen, Nimwegen, Herzogenbusch, Breda und Utrecht vertrieben, und sie konnten nur da erst aufs Neue festen Fuß in den Niederlanden fassen, als ein Theil davon sich der spanischen Herrschaft wieder unterworfen hatte. In den freigewordenen Provinzen blieben sie auf ewig verbannt. In Portugal verschafften sich die Jesuiten bei Hofe als Beichtväter einen solchen Einfluß, daß sie das Reich unbeschränkt beherrschten. Vor allem riß der Jesuit Ludwig Gonsalva da Camera, dem die Erziehung des jungen Königs Sebastian anvertraut war, eine solche Gewalt an sich, daß er sogar die Königin Großmutter Katharina, die während der Minderjährigkeit ihres Enkels nach dem Willen des verstorbenen Königs Johann die Vormundschaft führen sollte, ganz von der Regierung verdrängte. Der wiederholten Kränkungen wegen, die sie auf Anstiften der Jesuiten erlitt, begab sich die Königin 1562 der Staatsgeschäfte, die nun dem Namen nach der Cardinal-Infant Heinrich übernahm[17]), während er nur ein Werkzeug der Loyoliten war, die ihn 1568 ebenfalls von der Regierung entfernten und nun den jungen König unumschränkt beherrschten. Die Königin Großmutter beklagte sich darüber bei dem General Borgia, daß die Jesuiten die Sitten des Königs verderbten und das Reich zerrütteten; allein ihre Beschwerden blieben unbeachtet, weil der Orden Vortheile durch das Benehmen der portugiesischen Hofjesuiten zog. Endlich veranlaßte der Beichtvater des Königs, Mauricio, ihn zu dem unglücklichen Zuge nach Afrika. Durch ihre Einmischung in die Staatsgeschäfte von Portugal und durch die nachtheilige Wendung, die die Angelegenheiten dieses Reichs durch ihre Einwirkung erhielten, machten sich die Jesuiten nicht nur bei den Portugiesen verhaßt, sondern erregten auch bei andern europäischen Höfen den Verdacht ehrgeiziger Absichten und einer ungezügelten Herrschsucht. Es wurde offenbar, daß die Religion ihnen nur zum Vorwande diente, sich überall der Herrschaft zu bemächtigen und selbst durch die verwerflichsten Mittel alles ihrem Willen zu unterwerfen, und Fürsten und Völker unter ihr Joch zu beugen. Dennoch waren sie kühn genug, ihren zahlreichen Widersachern Trotz zu bieten, und verschlagen genug, um die gute Meinung wieder für sich zu gewinnen. In Portugal, woselbst sich die politischen Umtriebe der Jesuiten am ersten und gewaltsamsten zeigten, gelang es ihnen nach König Sebastian's Untergange den vielfach von ihnen beleidigten Nachfolger desselben, den schwachen Heinrich, so ganz zum Werkzeug ihres Willens zu machen, daß er selbst die Hand dazu bot, um Portugal nach seinem Tode unter Spaniens Herrschaft zu bringen. Wenngleich Lainez dem Orden eine politische Richtung gegeben und den Einfluß der Mitglieder bei den Höfen zur Verbreitung der Gesellschaft und zu ihrem Gedeihen für unentbehrlich gehalten hatte, so war es seine Absicht bei der Vervollständigung der Ordenseinrichtungen nie gewesen, daß einzelne Jesuiten sich so offenkundig mit weltlichen Regierungsangelegenheiten beschäftigen, noch weniger, daß sie auf eine so gewaltthätige Weise, wie es in Portugal geschah, verfahren sollten; doch aus den von ihm festgestellten Grundsätzen, daß zur Verherrlichung Gottes durch den Orden, eigentlich aber zur Beförderung des Nutzens desselben Alles erlaubt sei, mußten solche Ausschweifungen von selbst erfolgen, sobald ein so schwaches Ordenshaupt, als Franz von Borgia es war, an der Spitze stand, und nachdem dieser Versuch, gegen die Großen des Reichs, gegen das Volk und selbst gegen die Könige, offen in den Kampf zu treten, einmal gelungen war, wurde er so oft wiederholt, als es der Vortheil des Ordens zu erfodern schien und die Häupter desselben vermochten mit all' ihrer Gewalt nicht mehr, der Herrschsucht ihrer Glieder Schranken zu setzen, sondern mußten, um Spaltungen in der Gesellschaft zu vermeiden, oft die frevelhaftesten Unternehmungen Einzelner oder Einiger gutheißen und selbst unterstützen.

Das zeigte sich schon unter der Regierung des vierten Ordensgenerals Claudius Aquaviva, der nach Franz von Borgia's Tode 1581 zum Oberhaupte der Gesellschaft gewählt wurde und bis 1615 regierte. Dieser, ein geborner Herzog von Atri im Neapolitanischen, war ein so scharfsinniger und gelehrter als sittenstrenger und von Natur zur Milde geneigter Mann. Gleichwol mußte er die Gewaltthätigkeiten und Intriguen, die seine Ordensbrüder in Portugal, Frankreich und mehren andern Ländern verübten, nicht nur gut heißen und in Schutz nehmen, sondern auch durch Vervollständigung und Erweiterung der Verfassung, die verderbliche Tendenz der Gesellschaft noch fester begründen und ihnen für immer eine den Völkern und Fürsten feindliche Stellung geben. Philipp II. von Spanien, dem sie mit großem Eifer Beistand zur Unterjochung Portugals geleistet hatten, drang doch 1588 bei dem Papste Sixtus V. auf die Reform des Ordens und im folgenden Jahre klagten selbst einige Jesuiten bei dem Papst über die schrankenlose Willkür ihrer Obern in Spanien und Portugal. Der strenge Sixtus starb aber, ehe er etwas hatte verfügen können, sein Nachfolger Gregor XIV. verhängte auf Aquaviva's Gesuch gegen Alle den Bann, die gegen die Ordensstatuten Beschwerden führen würden, und Aquaviva erließ 1593 ein hartes Strafmandat gegen alle Mitglieder, die es

17) *Seabra da Sylva*, Recueil etc. Tom. I. p. 76—90.

wagen würden, bei dem Papste Klage zu führen. Papst Paul V. verlieh ihm aber das Recht, dergleichen Kläger ganz nach seiner Willkür zu bestrafen[18]). Eine Unterweisung zur Reform seiner Ordensmitglieder, die dieser General 1586 herausgab, wurde von der Inquisition unterdrückt, da die Loyoliten sich auf keine Weise in ihren Grundsätzen beschränken lassen wollten. Zwar wurde diese Schrift 1591 doch herausgegeben, aber so umgestaltet, daß sie grade das Gegentheil von dem bewirkte, was der Verfasser Anfangs damit beabsichtigt hatte. In Frankreich mußte Aquaviva die Aufwiegelungen, Verschwörungen und Widersetzlichkeiten seiner Ordensbrüder gegen die Regierung theils billigen, theils zu beschönigen suchen, wenn er dem Untergange des Ordens vorbeugen wollte. In diesem Reiche predigten sie den Aufruhr und Königsmord öffentlich, bei allen Verschwörungen und Aufständen waren sie verwickelt, oder zum wenigsten mitwissend; sie boten alle Mittel auf, den Absichten des römischen Stuhles gemäß, dem Könige Heinrich IV. die französische Krone zu entreißen und sie dem Könige von Spanien zuzuwenden, welches zu bewirken die Jesuiten Bellarmin und Tyrius von Rom nach Frankreich kamen. Auch nachdem Heinrich IV. sich mit der römischen Kirche ausgesöhnt hatte, fuhren die Jesuiten fort, Verschwörungen gegen ihn zu stiften, und die Ordensglieder zu Lyon verweigerten die Anerkennung des Königs gradezu. Die allgemeine Erbitterung darüber veranlaßte die Sorbonne, den 30 Jahre lang unterbrochenen Proceß gegen die Jesuiten zu erneuern und auf ihre völlige Vertreibung aus Frankreich zu dringen; die Geistlichkeit machte gemeinschaftliche Sache mit der Universität und beide betrieben den Rechtshandel vor dem Parlament mit solchem Nachdrucke, daß alle Vorkehrungen der mächtigen Gönner des Ordens zur Niederschlagung des Processes unwirksam blieben, der nach dem Mordversuche des Jesuitenschülers Johann Chatel gegen den König am 27. Dec. 1594 mit der Verurtheilung der Jesuiten und ihrer gänzlichen Verbannung aus dem Reiche endigte. Obgleich dieses Urtheil Gesetzeskraft erhielt, so verließen die Jesuiten Frankreich dennoch nicht, sondern legten nur einstweilen die Ordenskleidung ab und blieben unter mancherlei Vorwänden und verschiedenen Verkleidungen im Lande zurück, bis ihnen durch die Bemühungen des Papstes und ihres Generals im J. 1603 ihre völlige Herstellung wieder gelang[19]).

Während dessen der Orden in den südlichen und westlichen europäischen Reichen immer festern Fuß faßte, war er auch bemüht, in den östlichen und nördlichen Reichen sich auszubreiten; weil aber in letztern die evangelische Lehre theils Eingang gefunden, theils sogar die herrschende geworden war, so verschmähten die Jesuiten es nicht, auch in weltlicher Kleidung und selbst als protestantische Geistliche zu erscheinen, um unter diesen Verhüllungen sich Bahn zu brechen und Einfluß zu verschaffen. In Polen, woselbst nebst der Duldung aller christlichen Glaubenslehren die katholische Religion doch die herrschende blieb, hatten sie nicht nöthig, unter andern Namen zu erscheinen. Ihr Provinzial Magius bewirkte unter dem Schutze des Bischofs von Wilna die Einführung der Jesuiten in Lithauen; fünf Jahre darauf ertheilte aber der König Stephan Bathori dem Orden in allen Provinzen des Königreichs eine Menge Collegien und Häuser und bewog auch seinen Bruder Christoph, Woiwoden von Siebenbürgen, sie in seinem Lande aufzunehmen. Nach dem Tode Christoph's wurden sie die Erzieher seines Sohnes Sigismund und erlaubten sich solche Gewaltthätigkeiten gegen die Evangelischen, daß die Stände auf ihre gänzliche Verbannung aus dem Fürstenthume drangen, die auch am 16. Dec. 1588 erfolgte. In Polen dagegen breiteten sie sich so schnell aus, daß sie noch vor dem Ablaufe des 16. Jahrh. 20 Collegien und Städte darin besaßen. Die Klagen, daß sie in diesem Reiche die übrige Geistlichkeit aus ihren Kirchen und von ihren Besitzungen gewaltsam verdrängten, sich in die Königswahlen mischten und Unruhen erregten, waren allgemein, doch fruchtlos, da sie sich einen zu großen Anhang unter den Magnaten erworben hatten und mit deren Hilfe stark genug waren, ihren Gegnern die Spitzen zu bieten[20]). Von Polen aus suchten sie sich einen Eingang nach Schweden zu eröffnen. König Johann hatte durch seine Gemahlin, die eine polnische Prinzessin war, Neigung zur römischen Kirche erhalten und versuchte es, sie durch List in seinem Reiche einzuführen. Zu dem Zwecke berief er einige Jesuiten, die, um das Volk nicht aufzubringen, in weltlicher Kleidung nach Schweden kamen. Einer davon, Lorenz Nicolai, kam als angeblicher Protestant dahin, wurde Professor der Theologie und verfaßte im Auftrage des Königs eine neue Liturgie, die der katholischen Religion die Bahn brechen sollte; doch wurde sie von der Geistlichkeit allgemein verworfen und veranlaßte große Unruhen[21]). Der berüchtigte Jesuit Anton Possevin kam mit dem Titel eines kaiserlichen Gesandten nach Schweden in der Absicht, die Einführung der katholischen Religion auch durch gewaltsame Mittel zu bewirken. Obgleich alle diese Versuche, Schweden der römischen Kirche zu gewinnen, fruchtlos blieben und der König selbst 1593 in die Verbannung der Jesuiten aus Schweden willigen mußte, so war doch der Kronerbe Sigismund für die römische Kirche gewonnen worden, der abermals auf Antrieb der Jesuiten die Schweden katholisch zu machen versuchte, darüber aber 1607 die Krone verlor. Die Versuche der Jesuiten, unter Possevin's Leitung Rußland zur römischen Kirche zu bekehren, fielen nicht glücklicher aus; denn der Zar Iwan Basiliowitsch, den Possevin bereits gewonnen hatte, wurde durch den englischen Gesandten wieder andern Sin-

18) Institutum Soc. Jesu. Vol. I. Decreta Congregat. V. p. 558 sq. et Lit. Apostolicae. p. 112 sq. 19) Über die Wirksamkeit der Jesuiten in Frankreich s. *Jac. Aug. Thuani*, Histor. sui temporis.

20) Jonas Heinrici, Hochwichtiger Rathschlag von Hintertreibung der blutdürstigen Anschläge der Jesuiten ꝛc. (Frankfurt 1632. 4.) 21) J. Chr. Harenberg's pragmatische Geschichte des Ordens der Jesuiten. 2 Bde. (Halle 1760. 4.) 1. Bd. S. 434 fg.

nes gemacht. Der Plan, den falschen Demetrius auf den russischen Thron zu setzen, der wol hauptsächlich von Jesuiten erdacht worden war [22]), scheiterte, weil der Pseudo-Zar zu rücksichtslos bei der Einführung der katholischen Lehre vorschritt. — Das von Rom abgefallene England wieder in den Schoß der Kirche zurückzubringen, war ein Hauptgegenstand der Thätigkeit des Ordens, wozu alle Mittel aufgeboten wurden. Es wurden zu dem Zweck in Rom, Douvay und Rheims besondere Lehranstalten für junge Engländer errichtet und diese zum Haß gegen die Königin Elisabeth erzogen und zum Umsturz ihres Thrones verpflichtet. Außerdem aber schlichen sich mehre Jesuiten in England ein, um das Volk und den Adel gegen die Königin aufzuwiegeln und Verschwörungen zu stiften. Unter diesen wurden besonders Edmund Campian, Wilhelm Parry, Ballard und Heinrich Garnet der Mordversuche gegen die Königin überwiesen und hingerichtet, und Elisabeth, um sich gegen die unausgesetzten Angriffe der Jesuiten zu sichern, verbannte sie durch das Edict vom 15. Nov. 1602 auf ewig aus England [23]). Dennoch gaben sie ihr Vorhaben nicht auf, sondern kamen heimlich wieder ins Reich und stifteten unter Jacob I. die bekannte Pulververschwörung 1604, wobei die Jesuiten Garnet und Oldekorn überwiesen und hingerichtet wurden. Dessenungeachtet wußten die Jesuiten doch bald wieder eine stillschweigende Duldung zu erlangen, obgleich sie sich beharrlich weigerten, den Unterthaneneid zu leisten, und der Jesuit und Cardinal Bellarmin durch seine berüchtigte Schrift: von der Macht des Papstes [24]) demselben eine willkürliche Gewalt über alle Könige und Völker der Erde zusprach. Ein abermaliges Verbannungsurtheil war dennoch nicht vermögend, ihr heimliches Erscheinen in England zu verhindern; doch war die Masse des Volks zu eifrig dem Protestantismus ergeben, als daß die Jesuiten ihren Zweck, die römische Kirche in England wieder herrschend zu machen, hätten erreichen können. — Auch in Italien traten die Jesuiten gegen die weltlichen Regierungen in den Kampf, der besonders gegen den Senat von Venedig sehr heftig wurde und zu ihrem Nachtheil endigte. Der Senat war zu Anfange des 17. Jahrh. mit dem Papste wegen der Gerichtsbarkeit über die Geistlichen in Streit gerathen und die Jesuiten hatten die Partei des Letztern genommen. In Folge dieses Streites erließ der Senat einige Verordnungen wegen der Gütererwerbungen des Klerus, wodurch auch die Jesuiten verhindert wurden, sich durch Vermächtnisse und Schenkungen neue Güter im Gebiete der Republik zu erwerben. Der Jesuit Bellarmin erbitterte den Papst Paul V. so sehr gegen Venedig, daß er 1606 die Republik mit dem Interdicte und den Senat mit dem Banne belegte. Letzterer gebot aber der Geistlichkeit die Fortsetzung des Gottesdienstes, und da die Jesuiten nicht Folge leisteten, so wurden sie aus der Republik verbannt, und da sie geheime Verbindungen mit den Unterthanen Venedigs unterhielten, so wurden solche unter Androhung schwerer Strafen untersagt. Als endlich der Papst zu einer Aussöhnung mit dem Senate von Venedig gezwungen wurde, da bemühte er sich vergebens, den Jesuiten die Wiederaufnahme ins venetianische Gebiet zu bewirken, die erst später und unter sehr beschränkenden Bedingungen erfolgte.

Obgleich der Jesuitenorden schon bald nach seiner Stiftung mehre seiner Einrichtungen erhielt, durch die seine unermeßliche Wirksamkeit und die verderbliche Richtung, die er während der ganzen Dauer seines Bestehens genommen, begründet worden ist, so wurde doch erst unter der Regierung Aquaviva's, des vierten Ordensgenerals, in der fünften und siebenten Generalconcregation die Verfassung der Gesellschaft vollständig und so ausgebildet, wie sie von da ab bestanden hat; auch wurden viele Entwürfe und Maßregeln einzelner wichtiger Mitglieder als allgemein geltende Grundsätze aufgenommen. Es wird daher hier der geeignete Ort sein, von den Zwecken der Jesuiten, von ihren Mitteln zur Erreichung derselben und von ihrer Verfassung das Nöthige zu sagen.

Die Bekehrung der Ungläubigen und Ausrottung der Ketzereien war der ursprüngliche Zweck der Gesellschaft gewesen, der nach und nach immer mehr erweitert wurde, und die Vertheidigung des Oberhaupts der römischen Kirche, die Verbreitung des römischen Kirchenglaubens über den ganzen Erdboden, die Aufrechthaltung der Einheit dieses Glaubens umfaßte. Die ganze Menschheit sollte einer Lehrform anhangen, sie sollte in ihrem Denken und Handeln nur allein der Leitung weniger Häupter folgen, die durch ihre Einsichten und Fähigkeiten zur Vormundschaft über die Menge berechtigt waren. Diese Häupter sollten die Mitglieder der Gesellschaft Jesu sein, deren ganze Thätigkeit zur Erreichung der angegebenen Zwecke ausschließlich in Anspruch genommen wurde. Die Vermessenheit nach einem solchen Ziele zu streben, stand mit Mitteln im Einklange, wodurch er erreicht werden sollte. Die klügsten, gewandtesten und unterrichtetsten Männer mußten der Gesellschaft einverleibt, die mächtigsten, bemitteltsten, einflußreichsten Mitglieder aller Stände gewonnen und an das Interesse des Ordens gefesselt werden; daß aber dieses Alles nur auf höchst verwerfliche Weise bewirkt werden konnte, war offenbar. Sollte der Orden die geistige Herrschaft der Welt erlangen, so mußte jede Macht der Erde ihm dienstbar, jedes bedeutende Talent von ihm abhängig sein. Er trat daher feindlich jeder geistigen Thätigkeit entgegen, die nicht entschieden zu seinem Vortheile wirkte. Zur Erreichung der oben angedeuteten Zwecke, die freilich noch nicht in dem Plane des Ordensstifters lagen, war eine ganz besondere Einrichtung und Verfassung des Ordens nothwendig, die erst im Verlaufe der Zeit, als der Orden über seine Zwecke im Reinen war, vollständig ausgebildet werden konnte. Der Stifter hatte der Gesellschaft eine streng militairische Einrichtung gegeben, da ihm als ehemaligem Kriegsmanne die kriegerische Organisation die vollkommenste dünkte, und da er den Kampf (wol den geistigen) für das Haupt-

22) *J. A. Thuani*, Hist. sui tempor. T. VI. Lib. CXXXV. p. 330. 23) David Hume, Geschichte von England. 4. B. S. 169. 24) *Rob. Bellarmini* Tractatus de potestate summi Pontificis in temporalibus, adversus Barclaium. (Romae 1610. 4.)

ziel nahm. Seine Nachfolger behielten zwar die Grundzüge seiner Einrichtung bei, milderten sie aber, um ihren Mitgliedern einen größern Wirkungskreis zu verschaffen. Dennoch blieb eine strenge Subordination eine unverletzliche Pflicht aller Glieder des Ordens und die Beförderung des Vortheils desselben war der höchste Lebenszweck jedes Einzelnen. Die Einrichtung des Ordens war, seit Aquaviva die letzte Hand daran gelegt, nachstehende. An der Spitze der Gesellschaft stand der Ordensgeneral, dessen fester Wohnsitz Rom war und der sein Amt lebenslänglich bekleidete. Er besaß unumschränkte Macht über jedes einzelne Glied der Gesellschaft und konnte über dessen Thätigkeit ganz nach eigner Willkür verfügen. In Angelegenheiten, die den Orden im Allgemeinen betrafen, berathschlagte er mit fünf Räthen, von denen jeder unter dem Titel Adjutant, General oder Assistent eine der fünf Hauptnationen, der Italier, Teutschen, Franzosen, Spanier und Portugiesen, vertraten. Hauptangelegenheiten, die das Bestehen des ganzen Ordens und Aufhebung, Veränderung oder Entwerfung von Grundgesetzen betrafen, wurden auf Generalcongregationen, zu welchen die wichtigsten Mitglieder der Gesellschaft berufen wurden, entschieden. Dem General zur Seite und ihm zur Aufsicht, daher auch seiner Gewalt nicht unterworfen, war der Admonitor. Alle Länder der Erde, soweit sich der Einfluß des Ordens erstreckte, waren in 32 Provinzen, später in 35 und 2 Beiprovinzen, doch von sehr ungleichem Umfange, eingetheilt; jeder Provinz war ein Provincial vorgesetzt, der wieder der Obere der Superioren in den Profeßhäusern und der Rectoren in den Collegien war. Unter diesen standen die einzelnen Gesellschaften, die an einem Aufenthaltsort in besondern Häusern, die je nach ihrer Einrichtung Profeßhäuser, Collegien, Probationshäuser, Residenzen, Missionen oder Novizenhäuser genannt wurden; ihnen untergeordnet waren die Präfecten, Novizenmeister, Socien, Manuductoren und andere Ordensbeamte, die sämmtlich schon zu dem höchsten Grade des Ordens gehörten. Der Orden theilte seine Glieder auf eine doppelte Weise in zwei und vier Classen ein, einmal in die Glieder von der kleinen und von der großen Observanz, dann in Novizen, Scholastiker, Coadjutoren und Professen. Zu der kleinen Observanz gehörten alle Mitglieder im weitern Sinne, die nur dem Orden durch das Gelübde des Gehorsams verbunden waren; zur großen Observanz nur die Professen, die vier Gelübde abgelegt hatten. In die Classe der Novizen wurden Personen aller Stände aufgenommen und zwar auch solche, die ihren Standpunkt und ihre Lebensweise in der bürgerlichen Welt beibehielten, selbst im Ehestande leben durften und nur dem Orden zum Gehorsam und zur Anhänglichkeit verpflichtet waren; sie durften ihre Kleidung nicht verändern, auch überhaupt nicht bekannt machen, daß sie mit dem Orden verbunden waren. Diejenigen Novizen aber, die sich ausschließlich dem Orden widmen wollten und zu höhern Graden befördert werden sollten, lebten in den Seminarien oder Novizenhäusern und hatten eine Prüfung von zwei Jahren zu bestehen, die nur in seltenen Fällen abgekürzt wurde. Bei der Aufnahme der Novizen wurde stets auf große geistige Fähigkeiten, auf Kenntnisse, dann aber auch auf vornehme Herkunft und Reichthum gesehen; letztere bei den Eigenschaften waren besonders bei den weltlichen Novizen erfoderlich. Die Novizen wurden noch in Scholastiker und in Coadjutoren eingetheilt; erstere widmeten sich dem Kirchendienst und den Wissenschaften, die andern blos ökonomischen und andern weltlichen Geschäften des Ordens. Die approbirten Scholastiker machten die zweite Classe aus und bestanden aus den Mitgliedern, die nach vollendetem Noviziat in den Collegien ihre Studien vollendeten, aber auch schon Unterricht ertheilten und minder bedeutende priesterliche Verrichtungen vollzogen. Die dritte Classe bestand aus den formirten Coadjutoren und waren gleichfalls in weltliche und geistliche geschieden; die geistlichen waren stets Priester und mußten sich durch Kenntnisse, Gewandtheit im Umgange, besonders aber durch Scharfsinn, List und Menschenkenntniß auszeichnen; auch einzelne große Talente, die dem Orden Ehre machen und Vortheil bringen konnten, befähigten zur Aufnahme unter die geistlichen Coadjutoren. Weltliche Coadjutoren mußten sich durch eine besondere Anhänglichkeit an den Orden, durch Sanftmuth, Treue und Gehorsam ausgezeichnet haben, bevor sie zur Aufnahme gelangten; sie lebten dann mit den Geistlichen in den Collegien und Profeßhäusern und mußten auch gleich den geistlichen Coadjutoren das Gelübde der Armuth ablegen und ihre Güter dem Orden überlassen. Die vierte und höchste Classe des Ordens waren die Professen, die in alle Geheimnisse des Ordens eingeweiht waren, Sitz und Stimme bei den General- und Provinzialversammlungen hatten, stets Priester sein mußten und aus welchen allein die höchsten Beamten des Ordens gewählt wurden. Auch in dieser Classe gab es zwei Abtheilungen, nämlich Professen von drei und vier Gelübden; erstere legten das vierte Gelübde, durch welches dem Papst unverbrüchlicher Gehorsam gelobt wurde, nicht ab, standen den Professen von vier Graden im Range zwar nach, mußten aber, sowie diese, ganz ausgezeichnete Fähigkeiten besitzen. Dieser Trennung der Professen liegt eine geheime Absicht zu Grunde, die aber aus den Constitutionsbüchern des Ordens nicht ersichtlich ist. Die Professen mußten lange und schwere Prüfungen bestanden und sich sowol über ihre gelehrten Kenntnisse als über ihre Menschenkenntniß und die Fähigkeit, sich selbst zu beherrschen, ausgewiesen haben, bevor sie in den höchsten Grad aufgenommen wurden; auch mußten sie vor der Aufnahme das 33. Lebensjahr (das Lebensalter Christi) erreicht haben. Die Professen lebten bequem und von allem klösterlichen Zwange frei, waren des Jugendunterrichts überhoben und hatten es nur mit der Seelsorge und den geheimen wichtigen Geschäften des Ordens zu thun; aus ihnen wurden die fürstlichen Beichtväter und Gewissensräthe, die Missionaire, die Ketzerverfolger ernannt, sie konnten nicht ohne ein förmliches Urtheil des Generals entlassen werden. Die Gelübde der untersten Grade wurden einfache genannt, und obgleich sie nach empfangenem Abendmahl am Altar in Gegenwart der versammelten Gemeinde abgelegt wur-

den, so galt doch der geheime Vorbehalt der Gesellschaft, sie aufzuheben. Wie überall, war es auch hierbei darauf abgesehen, daß der Orden durch keine Verpflichtung gebunden war, sondern überall freie Willkür behielt. Die Beförderungen in einen höhern Grad wurden geheim gehalten und nur von den Hochbewürdeten wußte man mit Gewißheit, daß sie Professen waren. Die Gelübde der Professen hießen feierliche Gelübde. Nach abgelegtem Gelübde der Armuth behielt der Scholastiker oder Coadjutor doch noch immer den Besitz und den Genuß seines Vermögens; er durfte es aber nicht anders als nach dem Willen der Obern und zum Vortheile der Gesellschaft verwenden, welches denn freilich eine Abtretung des Vermögens nur mit einer scheinbar mildern Form war. Die Coadjutoren verloren das Recht der Erbfolge und der Orden konnte nicht in ihre Rechte eintreten; doch war durch andere Vorbehalte dafür gesorgt, daß dem Orden die Erbschaft nicht entging. In Hinsicht der kirchlichen Observanzen nahmen die Jesuiten eine größere Freiheit in Anspruch, als die sämmtliche katholische Geistlichkeit. Sie konnten durch ihre Obern von Beobachtung der Fasten, dem Halten der kanonischen Stunden, vom Tragen der Ordenskleidung entbunden werden, ja sie durften sogar, wenn es zum Vortheil des Ordens gereichte, im Äußern die Ceremonien eines ketzerischen oder heidnischen Gottesdienstes ausüben, mit einem Worte alles andern Katholiken Verbotene thun, wenn es ihre Zwecke förderte. Auch wurde der Jesuit in den Augen seiner Obern durch kein Laster oder Verbrechen straffällig, wenn der Orden nicht dadurch benachtheiligt wurde. Dagegen war Alles, was ein Mitglied der Gesellschaft mit oder ohne Vorbedacht zum Nachtheile des Ordens beging, ein todeswerthes Verbrechen. Der Jesuit begab sich bei seinem Eintritt in den Orden alles freien Willens; er wurde blindes Werkzeug seiner Obern, und jeder Versuch, selbständig zu handeln, ja jede selbständig geäußerte Meinung wurde, sobald sie mit den Grundsätzen des Ordens nicht übereinstimmte, unerbittlich gestraft. Kein Jesuit durfte in einen andern geistlichen Orden eintreten, ausgenommen in den der Karthäuser; auch durfte er außer seinen Ordensgenossen keinem andern Geistlichen beichten, als einem Karthäuser, damit die Geheimnisse des Ordens nie zur Kenntniß Anderer gelangten. Durch den blinden Gehorsam, wozu jeder Jesuit sich bei seinem Eintritt in den Orden verband, war er der Willkür des Generals völlig überlassen, der allein seine Laufbahn bestimmte und ihn aus dem Orden stoßen, verbannen, lebenslänglich im Noviziat lassen oder auch schnell zu den höchsten Würden befördern, ihm aber auch diese wieder ohne alle Ursache nehmen konnte. Zwar hatte der Jesuit die Freiheit, den Austritt aus dem Orden zu begehren, der General konnte ihm aber den Abschied verweigern oder den schon ertheilten zu jeder Zeit widerrufen. Damit der General die Fähigkeiten, Eigenschaften und Gesinnungen aller Glieder seiner Gesellschaft genau kennen lernen konnte, um den Orden mit desto größerer Sicherheit zu beherrschen, so wurde jedes Mitglied vom geringsten bis zum höchsten durch seine eignen Genossen beobachtet und jeder entdeckte Fehltritt den Vorgesetzten gemeldet. Diese Späherei war in der Verfassung ausdrücklich festgesetzt und jeder mußte sie sich gefallen lassen. Dann mußte jeder Jesuit der niedern Grade alle halbe Jahre einem Coadjutor oder Professen, alle Jahre einmal dem General oder dessen Abgeordneten ein allgemeines Bekenntniß seiner geheimsten Gedanken und Gesinnungen schriftlich ablegen, außerdem aber auch alle acht Tage beichten, und diese Beichten wurden gleichfalls, insofern ihr Inhalt wichtig, dem General mitgetheilt. Außerdem wurde der General durch einen regelmäßigen Briefwechsel von allem, was sowol den Orden im Ganzen als die einzelnen Mitglieder betraf, in Kenntniß gesetzt. Die Vorsteher der Professhäuser und die Rectoren der Collegien mußten wöchentlich einmal an den Provinzial berichten, die Provinziale an den General alle Monate einmal, alle übrigen Jesuiten konnten an den General schreiben, so oft sie wollten, und ihre Briefe durften von ihren Vorgesetzten nicht geöffnet werden[25]).

Eines von den Mitteln, deren die Jesuiten sich bedienten, ihren Einfluß zu befestigen und das Wachsthum ihres Ordens zu befördern, war der Jugendunterricht, dessen sie sich überall, wo sie Eingang fanden, bemächtigten. Eben als der Orden gestiftet wurde, war das Bedürfniß eines bessern Schulunterrichts überall anerkannt worden; doch war die Mehrzahl der katholischen Geistlichkeit, damals beinahe der einzige Stand, der sich dem Unterrichte unterzog, zu unwissend und zu bequem, um seinen Pflichten zu genügen. Deshalb waren die Jesuiten, die sich als kenntnißreiche Jugendlehrer zeigten, überall willkommen. Allerdings leisteten sie im Vergleich mit den übrigen Mönchen ungemein viel, denn es gab unter ihnen manche tüchtige Gelehrte und sie verstanden die Kunst, mit ihrer Gelehrsamkeit zu glänzen, dennoch haben sie der Menschheit durch ihr Erziehungswesen keinen Dienst geleistet; denn da die Erziehung und der Unterricht der Jugend ihnen nicht Zweck, sondern nur Mittel zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Absichten war, so mußten die anfänglichen Vortheile, die ihre Schulanstalten darboten, bald dem Nachtheile weichen, der durch die einseitige Richtung ihrer Lehrart und die Fesseln, die sie dem selbständigen Denken anlegten, verursacht ward[26]). Doch gewannen sie durch ihre Erziehungsweise einen so ungetheilten Beifall, daß sie an den meisten Gelehrtenschulen die übrigen Mönchsorden von den Lehrämtern ganz verdrängten. Die strenge Regelung ihrer Schulen, die großen Fortschritte ihrer Schüler in gelehrten Kenntnissen rechtfertigten die Befähigung der Jesuiten zum Jugendunterrichte, doch misbrauchten sie ihren Beruf einmal durch Verunstaltung der Wissenschaften, da nur das in ihre Lehrbücher aufgenommen wurde, was mit ihren Ansichten oder Zwecken übereinstimmte, dann aber benutzten sie die Schulen da-

25) s. Pet. Philipp Wolf, Allgemeine Geschichte der Jesuiten. 4 Bde. 2. Ausg. (Leipz. 1803). 1. Bd. S. 145 fg. Cf. Corpus Institutorum Societ. Jesu. 2 Vol. (Antwerp. 1702).
26) s. Mannert, Geschichte von Baiern. 2. Bd. S. 39 fg. Das darin ausgesprochene Urtheil ist als das eines Gegners der Protestanten bedeutsam.

zu, um daraus neue Mitglieder für ihren Orden zu wählen. Jeder Jüngling von auszeichneten Fähigkeiten wurde zum Eintritt in den Orden verlockt, selbst gegen den Willen der Ältern und deshalb hatten sie sich von dem Papste das Privilegium erworben, Jünglinge von 14 Jahren in den Orden aufzunehmen.

Der Jesuitenorden war, nachdem während Aquaviva's Regierung noch im 16. Jahrh. seine Verfassung völlig ausgebildet worden und er die ersten und gefährlichsten Kämpfe mit seinen Gegnern siegreich bestanden hatte, tief in die Begebenheiten aller europäischen Staaten, die der römischen Kirche zugethan waren, verwickelt und auch in den andern Welttheilen zeigte er eine ungemeine Wirksamkeit. Da aber die Handlungsweise des Ordens, obwol der Hauptsache nach immer auf einen Zweck gerichtet, doch in den verschiedenen Staaten den Umständen angemessen sich verschiedenartig gestaltete und auch abweichende Erfolge dadurch bewirkt wurden, so wird es die Übersicht erleichtern, wenn die Hauptbegebenheiten und Schicksale des Ordens während des 17. Jahrh., als des Zeitraums seines höchsten Glanzes, nach den Hauptschauplätzen seiner Wirksamkeit geschieden von einander dargestellt werden.

Die Jesuiten in Asien und Amerika hatten ein weites Feld vor sich, den Ruhm, die Macht und auch die Besitzungen und Reichthümer des Ordens zu vermehren und sie boten ihre ganze Thätigkeit auf, um auf diesem Wege den Glanz und Einfluß ihrer Gesellschaft zu befördern. In Japan, wo ihnen schon Franz Xaver den Eingang geöffnet hatte, setzten die von ihm zurückgelassenen Jesuiten ihre Bekehrungsversuche fort, die nicht ohne glücklichen Erfolg blieben. Da sie der Habsucht der verschiedenen Unterkönige durch den portugiesischen Handel zu schmeicheln, auch durch Rathschläge und Theilnahme an den Empörungen derselben gegen den Kaiser sich Freunde und Anhänger zu verschaffen wußten, so kam denn wirklich auf ihren Betrieb schon im J. 1585 eine Gesellschaft dreier von ihnen bekehrten Könige nach Rom[27]). Ihr Einmischen in die politischen Angelegenheiten des Landes dünkten aber dem Kaiser so gefährlich, daß er die Jesuiten und mit ihnen alle Christen aus seinen Staaten verbannte. Sie begaben sich nun unter den Schutz der empörten Könige, bis ein Regentenwechsel ihnen wiederum gestattete, öffentlich aufzutreten. Andere Mönchsorden, besonders die Franziskaner, die an dem Bekehrungswerke Theil nehmen wollten, wurden von ihnen angefeindet und verfolgt und der Franziskaner Ludwig Sotelo, den der Papst Paul V. zum Bischofe von Japan ernannt hatte, wurde sogar von ihnen eingekerkert und endlich umgebracht. Bei dem häufigen Regentenwechsel wurde das Christenthum in Japan bald begünstigt, bald verfolgt, bis 1611 die Holländer Eingang in Japan fanden. Die Jesuiten wollten durch ihr Ansehen die Holländer von dem Handel mit Japan ausschließen, diese stellten dagegen ihre Widersacher als gefährliche Menschen, die den Umsturz der Regierung beabsichtigten, dar und bewirkten dadurch 1640 eine allgemeine Christenverfolgung, bei welcher viele Tausende Neubekehrter umgebracht wurden. Dennoch wurde das Christenthum nicht ausgerottet und bald wurden, nachdem die Verfolgungen aufgehört hatten, wieder über 400,000 Christen in Japan gezählt. Bald aber machten sich die Jesuiten neuer Verschwörungen gegen den Thron verdächtig, und als sie darauf sich auch der reichen Erbgüter eines vornehmen Japaners bemächtigen wollten, da gebot der Kaiser abermals eine allgemeine Verfolgung und Ausrottung der Christen. Diese leisteten aber bewaffneten Widerstand und schlugen sogar ein kaiserliches Heer; in einer zweiten Schlacht, die zwei Tage lang währte, erlitten die Christen aber eine völlige Niederlage, und von da ab wurde die Verfolgung so unausgesetzt betrieben, daß im J. 1649 jede Spur des Christenthums in Japan vertilgt war. Auch wurde durch ein Gesetz allen Christen auf ewig der Eintritt in Japan untersagt.

In China gelang es nach vielen vergeblichen Versuchen zuerst im J. 1581 dem Jesuiten Matthäus Ricci Eingang zu erhalten. Durch seine geographischen und mathematischen Kenntnisse und durch die Annahme chinesischer Sitten und Lebensweise verschaffte er sich 1601 Zutritt zum Kaiser Chin Tsong, der ihm den Ankauf von Grundstücken in Peking erlaubte und ihm auch das Christenthum zu lehren gestattete. Den Anfechtungen der Bonzen und Verdächtigungen der Christen von Macao wußte er klug zu begegnen und die seiner Mission drohende Gefahr bis an seinen Tod 1610 abzuwenden; von da ab genossen die Jesuiten noch bis zum J. 1615 den Schutz des Kaisers, dann aber erfolgte eine allgemeine Christenverfolgung, die erst im folgenden Jahre mit dem Tode des Kaisers endigte. Als bald darauf China von den Tataren angegriffen wurde, ward den Jesuiten wieder der freie Eintritt gestattet, weil sie sich verbindlich machten, die portugiesische Hilfe gegen die Tataren zu stellen, die jedoch bald darauf ohne diese Hilfe von den Chinesen geschlagen wurden. Das Ansehen der Jesuiten am Hofe zu Peking nahm nun fortwährend zu und wurde so groß, daß der Kaiser im J. 1655 den teutschen Jesuiten Adam Schall zur Würde eines Mandarins erster Classe und zum Präsidenten des Tribunals der Mathematik erhob[28]). Alle Glieder der Mission machten sich als Astronomen, Verfertiger mathematischer Instrumente und als Botaniker und Chemiker den Chinesen unentbehrlich und bekehrten eine große Menge Landeseinwohner ohne alle Mühe, da sie ihnen auch die fortwährende Ausübung der heidnischen Religionsgebräuche gestatteten und, um leichtern Anhang zu finden, solche wol selbst mitmachten. Dabei erwarben sie große Reichthümer durch Geschenke und Vermächtnisse der Neubekehrten; auch trieben sie einen sehr einträglichen Handel und trafen Maßregeln, um den Alleinhandel von China und demnächst von ganz Ostindien an sich zu bringen. In diesem Entwurfe wurden sie 1655 durch eine Gesandtschaft der Holländer ge-

27) *Franc. Colin.* India sacra. (Madriti 1666. 4.)

28) Relatio de ortu et progressu fidei orthodoxae in regno Chinensi etc. (Ratisbonae).

stört, die einen freien Handel ihres Volkes nach China begehrte. Zwar gelang es ihnen, die Absicht der Holländer zu hintertreiben, allein sie durften doch nicht mehr so kühne Schritte zur Behauptung des Alleinhandels wagen. Gefährlicher wurde aber dem Orden eine Streitigkeit mit den Dominikanern und Kapuzinern wegen der Heidenbekehrung in China. Der Dominikaner Johann von Morales und der Kapuziner Anton von St. Maria kamen 1633 nach China und entdeckten, daß die Jesuiten den Neubekehrten nicht nur die Anbetung des Con-fut-se erlaubten, sondern wol selbst mitunter Theil an heidnischen Gebräuchen nahmen. Die beiden Mönche verklagten deshalb die Jesuiten bei dem Papst Innocenz X., der eine harte Strafbulle gegen sie erließ; doch diese sandten den Pater Martini nach Rom, der bei dem neuen Papst Alexander VII. ihnen ein günstiges Urtheil auswirkte. Nun währte der Streit zwischen den Jesuiten und den Bettelmönchen fort, der in der ganzen katholischen Christenheit großes Aufsehen erregte. Die Päpste Clemens X. und Innocenz XII. verdammten die Jesuiten abermals, die sich aber dadurch nicht irre machen ließen, sondern, auf den Beistand des spanischen und französischen Hofes gestützt, dem römischen Stuhle Trotz boten. Clemens XI. wollte endlich sein Ansehen aufrecht erhalten und sandte den Cardinal von Tournon nach China mit ausgedehnten Vollmachten. Als dieser aber das Verfahren der Jesuiten nicht billigen wollte, da warfen sie ihn in Macao ins Gefängniß und vergifteten ihn endlich [29]). Auch ein späterer Gesandter des Papstes, Mezzabarba, konnte nicht durchdringen. Als endlich im 18. Jahrh. dennoch die Heidenbekehrungen in China verboten und die Neubekehrten verfolgt wurden, da wußten sich die Jesuiten noch als Mathematiker und Kalendermacher den ungestörten Aufenthalt und den Besitz ihrer großen Güter auszuwirken und genossen Schutz und Duldung bis nach der Aufhebung des Ordens.

In Ostindien verfuhren die Jesuiten auf eine ähnliche Weise wie in China. Ihr erstes Collegium gründeten sie noch zu Xaver's Zeit in Goa, welches das reichste und prachtvollste in ganz Asien wurde; weil sie hier aber den Schutz der Portugiesen genossen, so bekehrten sie auf eine gewaltsame Weise, errichteten ein Inquisitionsgericht und verbrannten eine Menge reicher Indier, deren Güter sie zum Vortheile des Ordens einzogen. Da sie aber in den Ländern, wo die Macht der Europäer noch nicht fest begründet war, nicht auf gleiche Weise verfahren konnten, so suchten sie auf friedliche Weise die Indier zur Taufe zu überreden und gestatteten den Neubekehrten die Beibehaltung ihrer Sitten und Religionsgebräuche in der Art, daß sie besondere Kirchen für die Braminen und andere für die Parias errichteten. Die Kapuziner, die die Beibehaltung der heidnischen Gebräuche nicht dulden wollten, verdrängten sie und entrissen ihnen in Madura eine Kirche mit Gewalt. Der Streit mit den Kapuzinern war derselbe wie in China und blieb auch wie jener unentschieden; doch blieben die Jesuiten bei ihrem Verfahren und trieben in Ostindien einen so ausgebreiteten Handel, daß sie darin alle europäische Staaten, die Holländer ausgenommen, übertrafen. Sie thaten dieses theils öffentlich unter dem Vorwande des nothwendigen Unterhalts ihrer Missionen, theils unter dem Namen anderer Kaufleute, die heimlich ihre Angehörigen waren. Neben dem Waarenhandel trieben sie auch noch Geldwucher und liehen unter andern in China Geld zu 25 Pr. aus.

Auch in Amerika verbreitete sich der Orden mit einem ungemein glücklichen Erfolge. Schon im 16. Jahrh. stifteten die Jesuiten Missionen in Brasilien, Peru und Maragnon, und ihren Berichten zufolge haben sie eine große Menge Indier bekehrt; doch der Erfolg hat bewiesen, daß es mit ihren Bekehrungen nicht eben viel auf sich hatte. Von größerer Bedeutung war aber ihre Wirksamkeit in Paraguay; sie wurden in dieses Land von den Dominikanern berufen, um mit ihnen gemeinschaftlich die wilden Völker zu bekehren. Kaum hatten sie sich aber festgesetzt, als sie, von dem Reichthume des Landes gereizt, den Vorsatz faßten, es zu einem ausschließlichen Eigenthume des Ordens zu machen, und sogleich auch zur Ausführung schritten. Durch nachtheilige Berichte, die sie 1609 an den Hof zu Madrid über die Statthalter abstatteten, bewirkten sie die Zurückberufung derselben, dann bewogen sie König Philipp III., das Land ihnen gegen einen mäßigen jährlichen Tribut völlig unabhängig von allen Statthaltern zu überlassen. Sobald sie sich in dem Besitze des Landes sahen, schafften sie zuvörderst die von den königlichen Statthaltern eingeführte grausame Behandlung der Indier ab, benahmen sich gegen die Landeseinwohner mit Sanftmuth und Milde, unterrichteten sie in vielen nützlichen Handwerken und Künsten, gewöhnten sie zur Ordnung und Häuslichkeit, sorgten für ihre nothwendigen Bedürfnisse, unterhielten sie durch prachtvolle kirchliche und auch andere Feste, und hatten, da sie sich das Vertrauen und die Liebe der einfachen Naturmenschen erworben hatten, wenig Mühe, sie zum Christenthume zu bekehren. Sie gründeten nun ein förmliches Reich, dessen Regenten und Gesetzgeber sie waren; sie führten eine regelmäßige Verwaltung ein, errichteten Fabriken und Werkstätten aller Art, beförderten den Ackerbau und die Viehzucht zu einer großen Blüthe, trieben einen lebhaften Handel und stellten selbst eine ansehnliche Waffenmacht auf, um das Land gegen auswärtige Angriffe zu schützen. Daß sie dieses Land blühend gemacht und den Zustand der Einwohner im Vergleich mit dem unter der spanischen Regierung ganz ungemein verbessert haben, bestreiten selbst ihre ärgsten Feinde nicht. Jeder hatte so viel zu seinem Lebensunterhalte, als er bedurfte, Jeder war gegen Willkür und Unrecht gesichert. Daß aber auch Jeder selbst in seinen unbedeutendsten häuslichen Verrichtungen von den Vorschriften und dem Willen der geistlichen Väter abhing und sogar nach der Regel essen, schlafen und arbeiten oder ruhen mußte, das war denn doch mit menschlicher Würde und Bestimmung unvereinbar und ist eine Schattenseite der glänzenden Regierung

29) *C. de Tournon*, Anecdotes sur l'état de la Réligion dans la Chine (Paris 1733—1742). 7 Vol. *Fr. Norbert*, Mémoires historiques etc. II Vol. (Luques 1749. 4.)

der Jesuiten in Paraguay. Um nicht Aufmerksamkeit und Neid auf diesen reichen Besitz zu erregen und auch den Einwohnern die Kenntniß anderer milderer Regierungsformen zu entziehen, erschwerten sie allen Fremden den Eintritt in das Land. Die Handelsgeschäfte betrieben sie aber selbst und besaßen zu dem Zweck eigne Factoreien in Santafe, Buenos Ayres und Tucuman, wohin sie ihre Waaren verführten; sie sollen an dem Handel jährlich 10 Millionen Thaler gewonnen haben. Mit welchem Eifer sie jede Einmischung in die geistliche und weltliche Verwaltung des Landes abwehrten, davon gaben sie in dem berüchtigten Streite mit dem Bischof Cardenas ein Beispiel. Dieser war 1641 zum Bischof von Paraguay ernannt. Als er drei Jahre, nachdem er das Bisthum in Besitz genommen hatte, eine Kirchenvisitation halten wollte, widersetzten sie sich, verjagten mit dem Beistande des Gouverneurs von Assumpzion den Bischof, und als ihn der Statthalter von La Plata wieder einsetzen wollte, da wiegelten sie das Volk gegen ihn auf. Als dennoch Cardenas wieder eingesetzt wurde, verjagten sie ihn zum zweiten Male und mishandelten ihn auf das Schrecklichste; 1649 wurden sie endlich deshalb aus Assumpzion verbannt. Nun bewaffneten sie 4000 Indianer, eroberten die Stadt, setzten eigenmächtig einen Gouverneur darin und vertrieben den Bischof abermals. Der begab sich nun nach Europa und wurde von dem spanischen Hofe und von dem Papst in seiner Würde wiederhergestellt, doch starb er, ehe er wieder zu seinem Bisthume gelangte, und das Benehmen der Jesuiten blieb ungeahndet [30]). In Mexico und den übrigen spanischen Besitzungen in Amerika waren die Jesuiten ebenfalls angesiedelt und reich begütert. In dem erstgenannten Lande besaßen sie allein Zuckerraffinerien von mehren Millionen Thalern an Werth. Auch hier geriethen sie, ihrer Eingriffe in die bischöflichen Rechte wegen, mit der übrigen Geistlichkeit in viele ärgerliche Streitigkeiten.

Die Wirksamkeit des Ordens in Teutschland während des 17. Jahrhunderts. In Teutschland hatten die Jesuiten zuerst im J. 1551 Eingang gefunden, als Ferdinand I. sie auf den Rath seines Beichtvaters, des Bischofs von Laibach, nach Wien berief, da es in Österreich, weil der größte Theil der Einwohner protestantisch geworden war, an katholischen Geistlichen und Schullehrern fehlte. Die Jesuiten Canisius und Guadanus setzten sich bei dem Könige in große Gunst, der auf ihren Vorschlag in allen größern Städten Jesuitenconvicte errichtete, um die adelige Jugend darin erziehen zu lassen. Die Jesuiten unter der Leitung des Canisius arbeiteten nun auf das Eifrigste an der Ausrottung der Reformation in Österreich; doch wie sehr sie auch dabei von Ferdinand begünstigt wurden, so nöthigte er sie doch, eine gewisse Mäßigung zu beobachten, weil er seine protestantischen Unterthanen nicht zur Empörung reizen wollte [31]). Dennoch aber erwarb der Orden beträchtliche Güter in den österreichischen Erblanden. Noch weniger konnten die Jesuiten unter Ferdinand's Nachfolger Maximilian II. ausrichten, der, selbst der protestantischen Lehre nicht abgeneigt, die Jesuiten vom Hofe entfernte und ihnen auch den theologischen Lehrstuhl auf der Universität zu Wien und ein Seminarium nahm. Zu desto größerm Ansehen gelangten sie unter seinem Nachfolger Rudolf II., der, in Spanien erzogen, ein entschiedener Gegner der Protestanten war und daher auch zur Bekämpfung der Reformation durch die Jesuiten bereitwillig die Hand bot. Mit Genehmigung der katholischen Reichsstände wurde den Jesuiten überall in Teutschland die Niederlassung gestattet, und der Papst übernahm es, so lange für ihren Unterhalt zu sorgen, bis sie durch die Restitution der geistlichen Güter, in deren Besitz damals die Protestanten waren, hinreichend ausgestattet werden könnten. Während Rudolf's Regierung wurden in den Jahren 1586, 1592, 1594, 1595 und 1610 in den österreichischen Erblanden von den Jesuiten große Verfolgungen der Protestanten angestellt und viele auf die gewaltsamste Weise zum Uebertritt zur römischen Kirche oder zur Auswanderung gezwungen. Der Cardinal Clesel, selbst ein Jesuit und erster kaiserlicher Minister, beförderte mit großem Eifer die Aufnahme seines Ordens in den österreichischen Landen, der darin im J. 1610 schon 460 Mitglieder zählte. Dem Eifer der Jesuiten, die protestantische Lehre in den österreichischen Erblanden auszurotten, mußte Kaiser Matthias (von 1612—1619) wider seinen Willen Einhalt thun; denn er hatte sich nur mit Hilfe der meist protestantischen Stände von Österreich gegen seinen Bruder Rudolf behaupten und ihm die Kronen von Ungarn und Böhmen entreißen können, für ihren Beistand ihnen aber, sowie den Ungarn, freie Religionsübung zusichern müssen. Dasselbe hatte Kaiser Rudolf in Böhmen und Schlesien durch den **Majestätsbrief** gethan und so fanden die Jesuiten denn noch immer bedeutende Hindernisse in ihrem Bemühen, die evangelische Lehre im Österreichischen auszurotten. Vollkommen freie Hand erhielten sie aber, als 1619 Ferdinand II. zur Regierung kam. Dieser war auf dem Jesuitercollegio zu Ingolstadt erzogen worden und seine Lehrer hatten ihm eine solche Ehrfurcht vor dem Orden eingeprägt, daß er sich unbedingt von den Jesuiten leiten ließ und stets in ihrer Gesellschaft lebte. Er hatte bei einer Wallfahrt nach Loretto die völlige Ausrottung der evangelischen Lehre in seinen Erbländern Steiermark, Kärnthen und Krain gelobt und auf eine unmenschliche Weise sein Gelübde erfüllt. Nachdem er vom Kaiser Matthias zum Thronfolger ernannt worden war, begünstigte er die Beeinträchtigung der Protestanten durch die Jesuiten und gab dadurch Veranlassung zur Empörung der böhmischen Stände und somit auch zum 30jährigen Kriege. Denn die Jesuiten waren die Anstifter der Gewaltschritte des Erzbischofs von Prag und des Abts von Braunau, wodurch die Empörung zum Ausbruch kam; deshalb vertrieben die böhmischen Stände 1618 alle Jesuiten aus dem Königreiche. Fast gleichzeitig wurden sie auch aus Schlesien, Mähren und Ungarn vertrieben. Dieser anscheinende Verlust gereichte dem Orden zum großen Gewinne; denn nachdem

30) Cf. Histoire de la persécution de deux saints etc. (Leod. 1691). 31) Core, Gesch. des Hauses Österreich. 2. Bd. S. 196.

Kaiser Ferdinand durch den Sieg am weißen Berge Böhmen wieder unterworfen hatte, räumte er den Jesuiten nicht nur wieder die ihnen entzogenen Güter ein, sondern entschädigte sie auch für die erlittenen Verluste und Drangsale durch die Besitzungen hingerichteter oder vertriebener Protestanten und schenkte ihnen von seinen eignen Kammergütern so viel, daß sie beinahe den dritten Theil aller Einkünfte von Böhmen an sich brachten. Um sich dieser Geschenke werth zu zeigen, verfolgten sie die Protestanten mit einem Eifer und mit einer Grausamkeit ohne Gleichen. Von den kaiserlichen Truppen und Beamten unterstützt, gelang es ihnen auch in Kurzem den evangelischen Glauben im ganzen Königreich auszurotten. In Mähren und Schlesien verfuhren sie auf dieselbe Weise; doch konnten sie in letzterm Lande ihren Zweck nicht so vollständig erreichen, da mehre große Lehnsfürsten sich der völligen Ausrottung des Protestantismus, dem sie selbst zugethan waren, widersetzten. Die Gunst, die Kaiser Ferdinand II. gegen die Jesuiten bewies, wurde von diesen auf eine ungemessene Weise zur Bereicherung und Ausbreitung des Ordens benutzt; dem Erzbischof von Prag entrissen sie allen Privilegien zuwider die Gerichtsbarkeit über die Universität und achteten selbst den Widerspruch des Papstes nicht; sie brachten alle Schullehrer des ganzen Königreichs unter ihre Aufsicht und beeinträchtigten sowol Mönche als die Weltgeistlichkeit in allen ihren Rechten; sie veranlaßten 1629 den Kaiser zu dem bekannten Restitutionsedict, und wenn in Folge desselben Klöster und geistliche Güter hergestellt werden mußten, so ließen sie sich solche von dem Kaiser schenken, ohne auf die Beschwerden der Mönche oder Nonnen, denen sie früher angehört hatten, zu achten. Der Jesuit Lamormain wußte als kaiserlicher Beichtvater denselben stets zur Einwilligung zu bewegen, selbst wenn die Ungerechtigkeit offen zu Tage lag[32]). Selbst viele Klöster, in denen noch Mönche und Nonnen befindlich waren, wurden ihnen zugesprochen und die rechtmäßigen Besitzer ohne Umstände daraus vertrieben. So hatten sie in vielen Gegenden Teutschlands wieder festen Fuß gefaßt und große Güter erworben, als die Siege des Schwedenkönigs Gustav Adolf ihren weitern Fortschritten Grenzen setzten. Aus mehren Ländern wurden sie wiederum vertrieben, in andern wurde wenigstens ihr weiteres Umsichgreifen gehemmt; doch überall, wo die Landesfürsten katholisch waren, genossen sie Schutz und wurden stets, sobald die katholische Partei das Übergewicht erhielt, wiederhergestellt. Konnten sie gleich während des 30jährigen Krieges in keinem protestantischen Lande für die Dauer Niederlassungen gewinnen, so wurzelten sie desto fester in den katholischen, da die Feldherren des Kaisers und der Ligue angewiesen waren, sie überall zu schonen und zu schützen, und da sie sich auch öfter der militairischen Hilfe ihrer Glaubensgenossen bedienten, um sich in den Besitz von Klöstern und Grundstücken anderer Mönchsorden zu setzen. Bei den westfälischen Friedensunterhandlungen machten mehre Reichsstände den Antrag, die Jesuiten gänzlich und für immer aus Teutschland zu verbannen; doch besaßen sie an dem Kaiser, dem Kurfürsten von Baiern und den geistlichen Fürsten zu mächtige Beschützer, als daß dieser Antrag berücksichtigt worden wäre. Die durch den westfälischen Frieden den Evangelischen eingeräumten Rechte erbitterten die katholischen Reichsstände zu sehr, als daß sie nicht den Jesuiten, welche Hoffnung machten, die Protestanten doch noch auf friedlichem Wege wieder der römischen Kirche zuzuwenden, in Allem hätten förderlich sein sollen. Deshalb stiegen in allen Residenzstädten geistlicher Fürsten prachtvolle Jesuitercollegien empor, und wurden mit reichlichen Einkünften ausgestattet; deshalb wurden ihnen in dem Gebiete der geistlichen Kurfürsten und auch in den fränkischen und südteutschen Bisthümern überall die Lehranstalten anvertraut, und ihnen so vieles eingeräumt, daß sie bald ihren Beschützern selbst furchtbar wurden, doch, wenn sie sich auch lästig machten, ihres Einflusses und ihrer Macht wegen nicht mehr verwiesen oder eingeschränkt werden konnten. Übrigens ließen sie es an Eifer zur Bekehrung der Protestanten nicht fehlen, sondern schlichen sich in die Staaten und an die Höfe der protestantischen Fürsten unter mancherlei Verkleidungen und Vorwänden ein und bewogen mehre evangelische Reichsstände zum Übertritte zur römischen Kirche, sodaß vom westfälischen Frieden bis etwa 100 Jahre darnach 45 teutsche Reichsstände wieder katholisch geworden waren. In den Staaten der Übergetretenen aber bekehrten sie die Einwohner mit List oder Gewalt, ohne sich an die Festsetzungen des westfälischen Friedens zu kehren und das Corpus Evangelicorum war oft zu sehr ernsthaften Maßregeln genöthigt, um ihrer gewaltthätigen Bekehrungsweise Schranken zu setzen. (*Rauschnick.*)

Nach Ungarn brachte die Jesuiten der Erzbischof von Gran, Nicolaus Oláh, im J. 1561. Er glaubte der damals in diesem Lande immer tiefer sinkenden katholischen Kirche nicht wirksamer zu Hilfe eilen zu können, als wenn er die Männer herbeiriefe, die es sich zu einem besondern Gelübde machten, in jedes Land, wohin sie der Papst zum Dienste dieser Kirche senden würde, unverweigerlich und ohne Lohn zu gehen, und den ertheilten Auftrag aus allen Kräften zu vollziehen. Er erreichte auch seine Absicht in hohem Grade; denn es geschah vorzüglich durch ihre Bemühung, daß jene Kirche daselbst bald wieder zu ihrem alten Flor gelangte. Doch Anfangs traten ihnen manche Hindernisse in den Weg. Noch im J. 1559 berief Oláh den Provinzial der Jesuiten in Österreich, wo sie bereits eingebürgert waren, Peter Victoria, zu sich, und indem er ihm den erwünschten Antrag, sich in einem neuen Lande anzusiedeln, machte, überließ er ihm zugleich die freie Wahl, ob er in Tyrnau oder Thurocz ein Collegium für seinen Orden errichten wollte. Im ersten Falle sollte die Gesellschaft Jesu die Abtei Széplak, im abaujvárer Comitate und die Propstei Bén oder Bény im graner erhalten; im zweiten aber die thuroczer Propstei in der Gespanschaft gleiches Namens und dem dortigen Marktflecken Zeiovarallya, welche noch König Bela IV. im J. 1252 für den Orden der Prämonstratenser stiftete, nach der Schlacht bei Mohács

32) Morale pratique des Jésuites. Tom. I. p. 270.

aber demselben wieder entrissen wurde, und später (1544) in den Besitz des Königs kam, der sie, sowie seine Nachfolger nicht mehr dem Orden zurückgab, sondern einzelnen verdienten Individuen aus dem höhern Klerus überließ. Victoria wählte das näher, bequemer gelegene Tyrnau. Am 1. Jan. 1561 erfolgte die königliche Verleihung der Abtei Széplak und der Propstei Bény an den Orden, zur Errichtung und Erhaltung eines Collegiums in Tyrnau. Jene, eine Meile südöstlich von Kaschau am Hernadflusse in einer anmuthigen Gegend gelegen, gehörte einst mit mehren umliegenden Dörfern den Benedictinern, kam aber nach dem Tage bei Mohács (1526, 29. Aug.) in weltliche Hände, welchen sie Kaiser Ferdinand I. zu entreißen befahl (1559, 28. Mai). Bény, eigentlich Kis-Bény, in der Nähe von Nagy-Bény und des Granflusses, nördlich von Párkány, war einst ein Eigenthum des Prämonstratenserordens, gerieth jedoch mit Gran im J. 1543 in die Gewalt der Türken, und nach ihrer Vertreibung in den Besitz des Königs. Über beide Pfründen konnte er jetzt demnach nach Belieben schalten, und es nahm Niemand einen Anstoß daran, daß er sie nicht den alten Besitzern zurückstellte, sondern den Jesuiten verlieh. Am 1. Mai des gedachten Jahres kam Victoria mit zwei Ordensbrüdern in Tyrnau an, denen noch in demselben Jahre drei andere folgten. Sie begannen bald den Unterricht der Jugend; am 1. Sept. wurde bereits der Grund zu ihrem Collegium gelegt, und im folgenden Jahre bewilligte ihnen Kaiser Ferdinand I. auch die einstige Prämonstratenserpropstei Misle im abaujvárer Comitate, und aus den jährlichen Einkünften der im weßprimer Comitate gelegenen und einst den Benedictinern gehörigen Abtei Szalavár, und der schon gedachten Propstei Thurocz, eine beträchtliche Summe, von jener nämlich 372, von dieser 400 Gulden. Doch im J. 1566 ward Tyrnau von einer großen Feuersbrunst heimgesucht, in welcher auch das Collegium der Jesuiten ein Raub der Flammen wurde, und da sie weder der König, noch Oláh unterstützen konnte, mußten sie Tyrnau verlassen. Ihr Gebäude brachte Nicolaus Telegdi an sich, und es diente hernach zum Seminar.

Am 4. Febr. 1586 starb Stephan Radetzi, Bischof von Erlau, Statthalter des Reichs und Propst von Thurocz, und in demselben Jahre wurde auch sein Nachfolger in der Statthalterswürde, der Erzbischof von Kolotscha, Georg Draskovicz, zum Cardinal ernannt. An dem Tage, als ihm Kaiser Rudolf II. das Barret aufsetzte und ihn hernach zur Tafel zog, erbat sich jener von diesem die Gnade, die durch Radetzi's Tod erledigte Propstei Thurocz den aus Tyrnau vertriebenen Jesuiten zu ertheilen, und sie wieder in das Land zurückzubringen. Der Kaiser bewilligte sogleich die Bitte; am 19. Mai desselben Jahres ward das Diplom ausgefertigt, und so kehrten die Jesuiten nach einer Abwesenheit von 20 Jahren wieder in das Land zurück.

Neunzehn Jahre lehrten und wirkten sie jetzt, erst in Thurocz zwölf Jahre, dann seit 1598 in Sellye, einem zur Propstei gehörigen, im neitraer Comitate an dem Waagflusse liegenden Marktflecken. Da wurden sie im J. 1605 durch Bocskai's Truppen vertrieben, und mußten von Neuem auf zehn Jahre das Land verlassen. Es schien sogar, als ob sie dasselbe nie mehr wieder betreten würden. Denn auf dem Reichstage des Jahres 1608 wurde beschlossen (Art. VIII. ante coronat.): ut ipsi nulla in Regno Hungariae bona stabilia et possessionaria habere et possidere valeant. Und wie sollten sie ohne Besitz und Eigenthum daselbst bestehen? Doch dem war leicht abzuhelfen, und wurde auch bald abgeholfen. Die Stände des Reichs verlangten schon im folgenden Jahre (Art. L.) die Wiederherstellung der Propstei Thurocz. Da übergab sie Kaiser Matthias II. am 26. Mai 1613, mit Bewilligung des Papstes Paul V., unter der Bedingung dem Cardinal und Erzbischof von Gran, Grafen Franz Forgács, daß er sämmtliche Einkünfte derselben den Jesuiten überlassen wolle [33]). Dieser verstand sich willig dazu [34]); und so kamen dieselben auf sein Betreiben im October des Jahres 1615 wieder nach Tyrnau, und wurden daselbst mit großem Jubel eingeführt. Als er ein Paar Tage darauf starb (15. Oct.), verwalteten die Propstei auf dieselbe Art erst königliche Beamte, dann aber Peter Pázmán, der am 28. September des folgenden Jahres zum Erzbischof von Gran ernannt wurde. Jedoch schon am 24. Mai des Jahres 1621 befand es Kaiser Ferdinand II. für gut, dieses Vorwandes gar weiter sich nicht mehr zu bedienen. Er trug Pázmán auf, die Propstei den Jesuiten zur eigenthümlichen Verwaltung zu übergeben [35]). Die bethlenschen Unruhen gestatteten wol die Vollziehung dieses Auftrags erst im J. 1625. Doch von da an, und als vollends Kaiser Ferdinand III. sie am 1. Mai 1637 aufs Neue im eigenthümlichen Besitze der Propstei bestätigte [36]), verblieben sie in demselben ungestört, bis zu ihrer gänzlichen Aufhebung im J. 1773.

Am 12. Mai 1635 stellte Pázmán, der schon im J. 1624 das adelige Convict in Tyrnau gestiftet hatte [37]), seine Urkunde aus, über die Errichtung einer Universität daselbst, zu deren Erhaltung er ein Capital von 100,000 Gulden anwies [38]). Am 18. Oct. erfolgte die königliche Bestätigung, und am 13. Nov. geschah die feierliche Einweihung derselben, in Gegenwart vieler hoher und niederer Personen des eben zu Presburg versammelten Reichstags. Beide Institute wurden den Jesuiten eingeräumt und hatten Jesuiten immer fort zu Lehrern. Von nun an erfuhren sie von allen Seiten her Begünstigungen über Begünstigungen. Sie erhielten fast in allen Städten des Landes Collegien, Residenzen oder Missionshäuser [39]);

33) Die Urkunde bei Bel II. S. 355. 34) Seine Reversales bei Bel II. S. 357. 35) Sein Schreiben bei Bel II. S. 357. 36) Sein Diplom bei Bel II. S. 358. 37) Bel II. S. 30. 38) Bel II. S. 40. 39) Im J. 1767 hatte der Orden in Ungarn und Siebenbürgen 18 Collegien, 20 Residenzen und 11 Missionshäuser. Die erstern bestanden an folgenden Orten: Agram, Erlau, Fünfkirchen, Günz, Kaschau, Clausenburg, Leutschau, Neusol, Ödenburg, Ofen, Posega, Presburg, Raab, Skalitz, Trentschin, Tyrnau, Unghwár, Warasdin. Darunter war Tyrnau am stärksten besetzt, wo sich das gesammte Personal auf 157 Individuen belief, nämlich 66 Patres, 69 Scholastiker und 22 Coadjutoren. In nachfolgenden 20 Orten befanden sich die Residenzen: Eperies, Gran, Großwardein, Gyöngyös, Hermannstadt, Karlsburg in Siebenbürgen, Komorn, Ragybánya,

sie bekamen den gesammten Unterricht der katholischen Jugend in ihre Hände; sie wurden die vielvermögenden Beichtväter und Rathgeber jedes Königs und aller Großen des Reichs. Und volle 148 Jahre blieb ihnen dieser ausgebreitete Wirkungskreis. Doch am 1. Oct. 1773 erfolgte auch für Ungarn ihre gänzliche Aufhebung, nach einem Bestehen daselbst, mit ihrem ersten Eintritte angefangen, von 212 Jahren. (*Gamauf.*)

Baiern hat aber das Verdienst um den Jesuitenorden, dessen Mitglieder zuerst und zwar aus der nämlichen Ursache, wie Ferdinand I. von Österreich, nach Teutschland berufen zu haben. Das geschah bereits 1543, wo zuerst zwei, und 1549, wo drei Jesuiten erschienen [40]), die sogleich die Leitung aller, insbesondere aber der theologischen, Studien übernahmen. Herzog Wilhelm IV. stattete sie sogleich auf das Reichlichste aus, ließ ihnen ein Collegium in Ingolstadt bauen und folgte blindlings ihrem Rathe, durch den es ihm und seinen Nachfolgern auch gelang, ganz Baiern wieder der römischen Kirche zuzuwenden. Sein Nachfolger, Herzog Albrecht V., wurde von den Jesuiten bestimmt, der Schonung zu entsagen, die er Anfangs gegen die Protestanten beobachtete. Auf seine Bitte sandte der Ordensgeneral Ignaz 1557 18 Jesuiten, denen bald mehre folgten, denen schon gleich Anfangs sechs reich ausgestattete Collegien, in der Folge aber noch mehre, eingeräumt wurden und die dafür so eifrig in Ausrottung der evangelischen Lehre waren, daß bei Albrecht's Tode 1579 kaum noch eine Spur des Protestantismus in Baiern vorhanden war. Dafür ernteten sie den Lohn unter Wilhelm V., der zu ihrer Bereicherung die Schätze seines Landes verschwendete und ihnen eine Menge neuer Collegien baute, von welchen das in München allein mehre Millionen Thaler kostete. Sie hatten ihn so für sich eingenommen, daß er in ihren Häusern sich beinahe beständig aufhielt und nichts ohne ihren Rath und Willen unternahm. Er ließ seinen Nachfolger, den talentvollen Maximilian I., von ihnen erziehen, der, ob er sich gleich in Hinsicht der Landesverwaltung selbständig zu erhalten wußte, doch im Übrigen ein treuer Anhänger des Jesuitenordens blieb, ihre Rathschläge in Hinsicht des Krieges gegen die Protestanten befolgte und eine Hauptursache der langen Dauer des blutigen Kampfes war, dessen Beendigung durch den westfälischen Frieden die Jesuiten zu verhindern trachteten. Der Einfluß und die Macht der Jesuiten in Baiern währte unerschüttert bis zur Aufhebung des Ordens fort.

Schicksale des Ordens in Frankreich. Nachdem durch den Befehl Heinrich's IV. und die Beschlüsse fast aller Parlamente die Verbannung der Jesuiten 1595 bestimmt erklärt worden war, flüchteten sie nach Bordeaux und Toulouse, woselbst sie von der liguistischen Partei geschützt wurden. Von nun ab waren sie unablässig bemüht, die Zurückrufung ihrer Verbannung zu bewirken, worin sie von dem päpstlichen Hofe eifrigst unterstützt wurden. Pater Lorenz Magius, ein Jesuit, ging als päpstlicher Gesandter nach Paris, gewann die Günstlinge des Königs, dann auch die Königin Maria von Medicis, und alle diese Verbündeten bestürmten den König so lange, bis er gegen den Rath seines treuen Sully 1603 in ihre Zurückberufung willigte; doch that er es nur aus Furcht, daß sie ihm als Feinde außerhalb des Reiches gefährlich werden könnten. Übrigens wurde ihnen die Rückkehr nur in die Collegien von Toulouse, Auch, Agen, Rhodes, Bordeaux, Perigueux, Limoges, Tournon, le Puy, Aubernaz, Beziers, Lyon, Dijon und la Flèche unter folgenden Beschränkungen zugestanden. 1) Sie sollten ohne königliche Bewilligung keine neuen Collegien in Frankreich errichten können; 2) alle Jesuiten, die sich in Frankreich aufhalten wollten, müssen geborene Franzosen sein, Ausländer sollen binnen drei Wochen in ihr Vaterland zurückkehren; 3) am königlichen Hofe soll sich stets ein Jesuit, der ein geborener Franzose sein muß, aufhalten, der für das Betragen seiner Ordensbrüder Bürgschaft leisten muß; 4) alle Mitglieder, die gegenwärtig zurückkehren, oder künftig in die Gesellschaft aufgenommen werden, müssen durch einen feierlichen Eid sich verpflichten, nichts wider den königlichen Dienst oder die öffentliche Ruhe des Reichs zu unternehmen; jeder, der sich weigert, diesen Eid zu leisten, soll sogleich das Königreich verlassen; 5) kein Ordensglied darf ohne königliche Erlaubniß unbewegliche Güter weder durch Ankauf noch durch Schenkungen, noch auf irgend eine andere Weise an sich bringen, auch keine Erbschaften annehmen; 6) sollen die Ordensglieder, wie alle übrigen Geistlichen und Mönche, den Gesetzen und Obrigkeiten des Königreichs unterworfen sein; 7) die Gerechtsame der Bischöfe, Stifter, Orden und Universitäten dürfen von ihnen nicht angetastet werden; 8) soll es ihnen nirgends erlaubt sein, ohne Bewilligung des Bischofs irgend eine priesterliche Verrichtung zu vollziehen. Dieser Beschränkungen ungeachtet wollte das Parlament zu Paris dennoch nicht die Widerrufung registriren und entschloß sich nur auf wiederholte ernstliche Vorstellungen des Königs dazu. Der Ordensgeneral Aquaviva war über die seiner Gesellschaft in Frankreich gemachten Bedingungen höchst beunruhigt, weil sie den wichtigsten von den Päpsten erhaltenen Privilegien widersprachen und leicht auch von andern Monarchen nachgeahmt werden konnten, wodurch dann die Verfassung des Ordens völlig zerrüttet worden wäre; doch seine Ordensbrüder versicherten ihn, daß die Einschränkungen von keiner Bedeutung wären, da sie leicht Mittel finden würden, sich ihrer zu entledigen. Und in der That waren sie kaum wieder eingewandert, als sie eine Bedingung nach der andern verletzten. Noch in dem nämlichen Jahre

---

Ofen in der Wasserstadt, Patak, Presburg bei Sanct Martin, Rosenau, Schemnitz, Eilein, Stuhlweißenburg, Szathmár, Thurocz, Udvarhely in Siebenbürgen, Windschacht bei Schemnitz und Zips. Missionshäuser endlich gab es an folgenden eilf Orten: Bösing, Essek, Felsöbánya, Herrngrund, Leopoldstadt, Moticska, Kronstadt in Siebenbürgen, Peterwardein, Sanct-Nicola in der Liptau, Temeschwár und Vásárhely in Siebenbürgen. Ihr Gesammtpersonale in Ungarn und Siebenbürgen bestand in dem gedachten Jahre aus 990 Individuen, nämlich 526 Patres, 246 Magistri oder Scholastici und 218 Coadjutoren. Cf. Catalogus Personarum et Officiorum Provinciae Austriae Societatis Jesu pro Anno 1767, ohne Druckort, 17 Blätter in Kleinfolio.

40) Mannert, Gesch. von Baiern. II. S. 38.

errichteten sie Collegien in Amiens und Poitiers, im folgenden zu Vienne, zu Rouen, Caen, Rheims und zu Bearn; auch entzogen sie den Geistlichen viele einträgliche Pfründen und vereinigten sie mit ihren Collegien. Alle Beschwerden darüber blieben unbeachtet; denn der königliche Beichtvater Coton hatte sich des Vertrauens des Königs so bemächtigt, daß ihm derselbe keine Bitte abschlug und selbst Sülly nur mit Mühe seinem Sturze entging. Auch erlangte Coton es, daß die Schandsäule, die wegen Castel's Mordversuches errichtet worden war, worauf die Jesuiten als Anstifter dieses Verbrechens bezeichnet waren, niedergerissen wurde. Bald strebten die Jesuiten auch die Universität zu Paris in ihre Gewalt zu bekommen. Da aber diese alte und hochberühmte Anstalt höchst eifersüchtig auf ihre Rechte war und durch viele Privilegien geschützt wurde, so durften die Jesuiten nur hoffen, nach und nach ihren Zweck zu erreichen. Sie erhielten **1606** die königliche Erlaubniß, ihr Clermont'sches Collegium in Paris wiederum zu beziehen; doch sollten sie keinen öffentlichen Unterricht ertheilen. Sie errichteten nun darin eine Pensionsanstalt für die Kinder des vornehmen Adels und ließen diese zum Schein von fremden Lehrern unterrichten. Nachdem sie dadurch sich die Gunst vieler Großen erworben hatten, suchten sie bei dem Könige um die Erlaubniß an, Vorlesungen über die theologischen Wissenschaften in ihrem Clermont'schen Collegio zu halten. Diese wurde ihnen **1609** ertheilt; doch die Universität setzte sich aus allen Kräften dagegen, und ehe der König durch einen Machtspruch zu ihren Gunsten entscheiden konnte, wurde er am **14. Mai 1610** von Franz Ravaillac ermordet. In wie weit die Jesuiten Anstifter oder Mitwisser dieses Mordes waren, ist mit völliger Gewißheit nie ausgemittelt worden. Ein klarer Beweis hat ebenso wenig gegen sie geführt werden können, als es ihnen hat gelingen wollen, den allerdings höchst dringenden Verdacht von sich abzuwälzen. Die nähern Gründe für und wider sind in dem Artikel **Ravaillac** zu finden. Daß der Tod des Königs dem Orden vortheilhaft war, zeigte sich sogleich; denn ihr mächtigster Gegner, Sülly, verlor allen Einfluß[41]), den nun der Pater Coton ungetheilt genoß. Dieser bewirkte schon am **20. Aug. 1610** einen Majestätsbrief, wodurch die Jesuiten berechtigt wurden, nicht nur in den theologischen, sondern auch in allen übrigen Wissenschaften und Künsten Unterricht zu ertheilen. Die Universität protestirte dagegen, und es wurde vor dem Parlament ein langwieriger Rechtsstreit deshalb geführt, in welchem die Jesuiten, nachdem sie sich zur Anerkennung der alten Lehren der Universität, der Macht des Königs über sie und der Gerechtsame der französischen Kirche verbindlich gemacht hatten, obsiegten, und am **22. Febr. 1612** ein ihnen vollkommen günstiges Urtheil erlangten. Wie gewöhnlich, hielten sie auch jetzt keine von ihren Verpflichtungen. Als **1610** der Orden in den Verdacht kam, Heinrich's IV. Ermordung bewirkt zu haben, verbot der General Aquaviva allen seinen Ordensbrüdern in Zukunft nie mehr zu behaupten, daß es erlaubt sei, Könige zu tödten. Gleich darauf aber lehrten die Jesuiten Becan und Suarez öffentlich, daß der Königsmord erlaubt sei. Das Parlament gebot die Unterdrückung dieser beiden Schriften, doch die Jesuiten leisteten keinen Gehorsam und brachten es bei der Königin dahin, daß sie der Sorbonne es untersagte, diese Bücher zu verbieten. Die gefährlichen Lehren des Ordens bewogen die Abgeordneten des Bürgerstandes bei der Generalversammlung der Stände **1614** ein Reichsgrundgesetz in Vorschlag zu bringen, wodurch festgestellt wurde, daß der König von Frankreich als unumschränkter Monarch seine Gewalt von Gott habe und weder eine geistliche noch weltliche Macht berechtigt sei, ihn seiner Gewalt zu berauben oder seine Unterthanen von der ihm schuldigen Treue zu entbinden, oder zur Widersetzlichkeit anzureizen. Jeder Franzose, der sich weigere, dieses Gesetz anzuerkennen, solle als Hochverräther bestraft werden. Wiewol gegen dieses Gesetz sich nichts Vernünftiges einwenden ließ, so wußten die Jesuiten doch die Geistlichkeit, einen Theil des Adels und selbst die Königin Mutter zu überreden, die Annahme zu verweigern, um keine gesetzliche Beschränkung ihrer strafbaren Lehren dulden zu dürfen. Einen ähnlichen Vorschlag der pariser Universität bei der Ständeversammlung hintertrieben sie gleichfalls, und ungeachtet zahlreicher Widersacher erlangten die Jesuiten doch **1618** das unbeschränkte Recht, in allen Wissenschaften öffentlich Unterricht zu ertheilen. Während der ersten Regierungsjahre Ludwig's XIII. stieg der Einfluß der Jesuiten in Frankreich ganz ungemein. Die Königin Regentin, Concini, Luines und alle, die den schwachen königlichen Knaben beherrschten, ließen sich von ihnen blindlings leiten, und da dem Könige der alte Beichtvater Coton zu ernsthaft war, so wurde sein Amt dem einschmeichelnden Jesuiten Arnoux gegeben, der die Jugendstreiche des jungen Königs begünstigte, aber dafür auch alles bei ihm durchzusetzen vermochte. Er bewog den König **1620**, mit Waffengewalt der Provinz Bearn ihre Gerechtsame zu entreißen und die reformirte Religion darin völlig auszurotten. Auch spätere Verfolgungen der Reformirten in Frankreich waren Arnoux's und seiner Genossen Werk. Als aber darauf der Cardinal Richelieu an das Ruder der Regierung kam, nahm der Einfluß der Jesuiten ein Ende. Dieser scharfsinnige und gewaltige Staatsmann war nicht gesonnen, eine andere Macht im Staate neben der seinigen zu dulden, und wies alle Versuche der Jesuiten, ihn zu beherrschen, auf das Entschiedenste zurück; auch widersetzte er sich allen ihren Eingriffen in die Gerechtsame der übrigen Geistlichkeit und der Universität. Die französischen Jesuiten wagten es nicht, den mächtigen Minister feindlich anzugreifen; das thaten aber auswärtige und unter andern Jacob Keller in München und Anton Santarell zu Rom[42]). Diese bewiesen in ihren Schriften, daß der König von Frankreich, weil er Verträge mit den Ketzern schließe, als ein Excom-

41) s. Heinrich, Gesch. von Frankreich. 2. Bd. S. 344.

42) *Jac. Kelleri* **Tyrannicidium. (Monachii 1612. 4.)** ***Ant. Santarellus*, De Haeresi, Schismate, Apostasia, Sollicitatione in sacramento Poenitentiae et de Potestate summi Pontificis. (Romae 1625. 4.)**

municirter anzusehen sei, der von den katholischen Fürsten bekriegt, von dem Papste aber mit geistlichen Strafen gezüchtigt werden müsse. Ein gleiches Verdammungsurtheil sprachen sie gegen Richelieu aus und behaupteten, daß die Franzosen berechtigt wären, sich gegen ihre Regierung zu empören. Richelieu wollte deshalb die Jesuiten aus Frankreich verbannen und nur mit großer Mühe wandten sie diesen Schlag ab; sie mußten aber eine unumwundene Erklärung geben, daß sie die in dem Buche Santarell's enthaltenen Lehren misbilligten und verabscheuten, die unabhängige Gewalt des Königs anerkannten und Alles für recht halten wollten, was die Sorbonne in Betreff dieser Lehre bekannt machen würde. Auch erließ der Ordensgeneral Vitelleschi am 13. Aug. 1626 ein Verbot, daß kein Mitglied seines Ordens weder in Druckschriften noch im Schulunterricht den Gegenstand von der Oberherrschaft des Papstes über Könige und Fürsten mehr berühren sollte. In Widerspruch damit lehrte der Jesuit Herreau 1641 zu Paris, daß es erlaubt sei, einen König, der seine Gewalt misbrauche, zu tödten; das Nämliche lehrte 1652 Hermann Busenbaum in seiner Medulla theologiae moralis und ein Gleiches Escobar in seiner 1655 gedruckten Moraltheologie. Schon vor dieser Zeit hatten ärgerliche Streitigkeiten zwischen den Dominikanern und den Jesuiten die Aufmerksamkeit der ganzen katholischen Christenheit in einem vorzüglichen Grade erregt. Der spanische Jesuit Molina hatte durch seine von den Grundsätzen des Thomas von Aquino abweichenden Lehren, die auch von den meisten seiner Ordensbrüder angenommen wurden, den Vorwurf der Ketzerei zugezogen und war von dem Großinquisitor deshalb zur Verantwortung gefodert worden. Die Jesuiten vertheidigten ihren Genossen, und die Streitigkeiten wurden so heftig, daß Papst Clemens VIII., nachdem er mehrmals beiden Parteien Stillschweigen geboten, den Proceß vor seinen Richtstuhl zog, wo denn nach sehr weitläufigen Untersuchungen es sich fand, daß die Anhänger Molina's sich mehrer Irrthümer gegen die orthodoxen Kirchenlehren schuldig gemacht hatten. Ehe aber diese Erklärung noch bekannt gemacht wurde, starb Clemens am 3. März 1605, nachdem er durch Drohungen und wirkliche Angriffe der Jesuiten auf sein Ansehen lange in Furcht gesetzt worden war. Als darauf Paul V. den päpstlichen Stuhl bestieg, bewirkten die Jesuiten es, als derselbe sich ihrer Dienste in seinem Streite mit Venedig bedienen mußte, daß er wenigstens, da sie keine günstige Entscheidung für sich erlangen konnten, beiden Theilen Stillschweigen gebot. Später trat der niederländische Theolog Cornelius Jansen gegen die Lehren Molina's auf und machte mehre Irrthümer darin erweislich. Dieser hatte aber durch seine Angriffe auf französische Politik den Cardinal Richelieu erzürnt, der aus dem Grunde auch die theologischen Lehren Jansen's in Frankreich verbieten ließ und die Gegner derselben begünstigte. Um sich in Frankreich wieder Einfluß zu verschaffen, verdammte Papst Urban VIII. 1643 durch eine feierliche Bulle Jansen's Lehre und die Jesuiten ergriffen gern die Gelegenheit, mit dem Beifall des Hofes die Jansenisten zu verfolgen. Von nun an wurde der Streit zwischen den Molinisten und Jansenisten bis ins 18. Jahrh. fortgeführt, und obgleich die Sorbonne und die Universität zu Löwen die nachdrücklichsten Vorstellungen gegen die päpstliche Bulle machten, und es sogar erwiesen wurde, daß die Verfasser der Bulle das Werk des Jansenius nicht einmal gelesen, um so weniger also seine Lehren verstanden hätten, die auf das Vollkommenste mit den orthodoxen Kirchenlehren übereinstimmten, so verdammte doch Alexander VII. 1656 auf Antrieb der Jesuiten aufs Neue fünf Sätze Jansen's als ketzerisch, und Ludwig XIV. gebot die Annahme dieser Bulle der gesammten französischen Geistlichkeit. Die Jesuiten erhielten nun freie Hand, ihre Gegner zu verfolgen, und eine Menge Bischöfe, Pfarrer und Mönche mußten Frankreich verlassen, weil sie sich weigerten, einen Eid zu leisten, der 1664 von ihnen verlangt wurde, daß sie unbedingt die fünf Sätze des Jansenius verdammten. Dieser berüchtigte Streit gab den Jesuiten Gelegenheit, sich aufs Neue mit dem Hofe inniger zu befreunden, indem sie sich als eifrige Vollstrecker der königlichen Befehle darzustellen wußten. Bald hatte der Pater la Chaise als Beichtvater des Königs dessen Herz ganz in seinen Händen; er benutzte seinen Einfluß, den König zur Verfolgung der Hugenotten zu bewegen, und die grausamen Dragonaden sind allein sein Werk. So ist auch auf seinen Betrieb am 18. Oct. 1685 die Aufhebung des Edicts von Nantes erfolgt. Durch die gewaltsamen Bekehrungen der Hugenotten haben sich die Jesuiten in der Geschichte Frankreichs ein blutiges Andenken gestiftet. Zwar nahmen auch die Kapuziner und einzelne andere Geistliche Theil an dieser Bekehrung, doch thaten sie es den Jesuiten an Eifer und Grausamkeit bei weitem nicht gleich.

Wirksamkeit des Ordens in Portugal während des 17. Jahrh.[43]). Nachdem die Jesuiten zur Unterwerfung Portugals unter Spaniens Hoheit mitgewirkt hatten, strebten sie den Lohn dafür einzuernten, und Philipp II., der sich ihrer Dienste gegen auswärtige Mächte öfter bediente, zeigte sich dafür auch dankbar; besonders aber ließ er ihnen in Portugal freie Hand, sich so viel von dem Eigenthume der geistlichen und weltlichen Großen zu bemächtigen, als sie nur immer wollten. Sie entrissen unter andern auch dem Grafen Almirante einen Garten, und als 1615 der deshalb geführte Rechtsstreit gegen sie entschieden wurde, da brachten sie ganz gegen die Reichsgesetze den Proceß vor den römischen Stuhl und machten zugleich die berüchtigte Nachtmahlsbulle, die bis dahin in Portugal verboten gewesen war, bekannt. Als ihnen auch dieses gelungen war, zeigte sich ihr Streben, die Alleinherrschaft in Portugal zu erhalten, immer deutlicher. Ein wichtiger Schritt zu diesem Ziele war es, daß sie es bei Philipp IV. dahin brachten, daß einer ihres Ordens, Mascarenhas, zum Großinquisitor über alle portugiesischen Lande ernannt wurde. Dieser führte 1624 eine strenge Büchercensur ein und verfuhr gegen die Großen mit solcher Strenge, daß ganz Portugal vor ihm

---

43) *Cf. de Seabra da Sylva*, Recueil chronologique etc. Tom. I.

zitterte. Noch bestand in Portugal ein Gesetz, welches den Geistlichen die Erwerbung neuer Grundstücke verbot. Dieses Gesetz erklärten sie im Einverständnisse mit dem päpstlichen Nuntius Castracani für gotteslästerlich, und um die königliche Gewalt völlig zu vernichten, behaupteten sie auf den Kanzeln und im Beichtstuhle, daß der König von Spanien ein Usurpator sei und kein Recht an Portugal habe. Auch bewogen sie den Nuntius, die königlichen Richter, die in Streitsachen zu ihrem Nachtheile entschieden, mit dem Banne zu belegen. Philipp IV. konnte bei all seiner Indolenz dazu doch nicht schweigen. Er drang bei dem Papste auf Genugthuung, erlangte aber nichts weiter, als eine höchst zweideutige Erklärung, daß der Nuntius durch seine Edicte kein gültiges Recht der Monarchie habe verletzen wollen; dagegen fuhren die Jesuiten fort, das Volk aufzuwiegeln, und wenn der König eine neue Auflage ausschrieb, behaupteten sie, daß er kein Recht dazu habe, solches ohne Bewilligung des Papstes zu thun. Ganz gegen ihre Absicht beförderten die Jesuiten dadurch die Thronrevolution, durch die im J. 1640 das Haus Braganza zur Herrschaft über Portugal gelangte. Wie unwillkommen ihnen dieses Ereigniß auch war, so wußten sie es doch zum Besten ihres Ordens zu benutzen; sie schlossen sich dem neuen Könige Johann IV. an und machten sich so beliebt bei ihm, daß er einen der Ihrigen, Anton Vieira, zu seinem Beichtvater und endlich zu seinem Minister machte, auch ihnen die Erziehung seines Thronerben, Theodosius, anvertraute. Der Prinz, zur sklavischen Anhänglichkeit gegen den Orden erzogen, starb aber noch vor seinem Vater. Nach dem Tode Johann's IV. bemächtigte sich der Beichtvater der verwitweten Königin Louise, Johann Nuñez, so sehr des Willens derselben, daß er eigentlich die ganze Regierung in seinen Händen hatte und das Reich völlig unter der Gewalt der Jesuiten stand. Doch gelang es ihnen nicht, einen gleichen Einfluß über den jungen König Alfons zu behaupten, der 1662 ungeachtet des Widerspruchs seiner Mutter die Regierung selbst übernahm. Aus Rache dafür, daß Alfons sich von ihnen nicht beherrschen ließ, stellten sie ihn dem Volke als einen wahnsinnigen Tyrannen dar, machten auch die Reichsstände von ihm abwendig und stifteten mit der Gemahlin des Königs und mit dem Bruder desselben, Don Pedro, eine Verschwörung gegen den König, in Folge deren er als der Regierung unfähig abgesetzt und dem Don Pedro die Reichsregentschaft anvertraut wurde. Dieser überließ sich nun ganz der Leitung der Jesuiten, erhob einen der Ihrigen, Emanuel Fernandez, zu seinem ersten Minister, der mit seinen beiden Genossen, Deville und da Cunha, Portugal unumschränkt regierte. Um die Inquisition für immer in ihre Hände zu bekommen, verwickelten sie den Don Pedro mit dem römischen Hofe und mit der portugiesischen Geistlichkeit in weitläufige Streitigkeiten. Auch diesmal mislang ihre Absicht durch ihre eigene Schuld; denn um die weltliche Macht zu unterdrücken, hatten sie die portugiesische Geistlichkeit und besonders die Inquisition zu ganz ungemessenen Vorrechten verholfen und diese wurden nun selbst zur Vereitelung ihres Planes angewandt. Dagegen wußten sie

den übrigen protestantischen Staaten waren die Bemühungen des Ordens der römischen Kirche wieder die Herrschaft darin zu verschaffen, von noch geringerem Erfolge, und die Bekehrung einzelner Fürsten oder anderer hochgestellter Personen war Alles, was ihm zu bewirken gelang. Als ein großes Verdienst um die römische Kirche rechnete der Orden es sich an, als es dem Anton Macedo gelang, die Königin Christina von Schweden der römischen Kirche zu gewinnen; doch war diese Eroberung, die dem Orden große Mühe und beträchtlichen Geldaufwand verursachte, mehr glänzend als wirklich vortheilhaft, da die Königin noch vor ihrem Übertritte 1654, die Krone niederlegte und daher für die Aufnahme der Jesuiten und die Einführung des katholischen Glaubens in Schweden nicht mehr wirken konnte. Die Ordensgenerale Franz Piccolomini, bis zum J. 1651, und Goswin Nickel betrieben die Sache mit großem Eifer und sandten mehre der Gewandtesten aus ihrer Gesellschaft verkleidet nach Schweden, um die Königin zu bekehren; doch hatte dieser Übertritt die gehoffte Wirkung nicht, noch andere Fürsten zum Übertritt zu verlocken, denn die öffentlichen Religionsspöttereien der Königin vereitelten diese Absicht und ihr Versuch, nach dem Tode ihres Nachfolgers, Karl Gustav, die Krone wieder an sich zu bringen, mislang auch[45]).

In Teutschland hatte der Orden in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. zwar große Vortheile errungen, in der zweiten Hälfte war er aber weniger glücklich, und das größte Hinderniß, seinen Einfluß und seine Macht zu vergrößern, war ihm das Corpus Evangelicorum, welches mit eifersüchtiger Vorsicht alle Schritte der Jesuiten, der römischen Kirche neuen Boden in Teutschland zu gewinnen, bewachte und vereitelte. Zwar blieb das Ansehen der Jesuiten bei mehren katholischen Höfen noch immer groß genug, doch zwang das Verhältniß der teutschen katholischen Fürsten zu den protestantischen Reichsständen sie, den Einfluß der Jesuiten auf die politischen Angelegenheiten zu beschränken. Auch sahen die Fürsten allmälig ein, daß die Leitung ihrer geistlichen Rathgeber aus diesem Orden sie in die verderblichsten Streitigkeiten verwickelte. Schon Kaiser Ferdinand III. entzog sich dem jesuitischen Einfluß. Obgleich von ihnen erzogen, so zeigte er doch gegen sie nicht solche blinde Nachgiebigkeit, wie sein Vater. Er nahm ihnen sogar die Direction der Karlsuniversität und beschränkte sie darauf, bloß philosophische und theologische Vorlesungen zu halten[46]); auch ließ er sich nie zu der grausamen Verfolgung der Protestanten verleiten, durch die sein Vorfahrer den 30-jährigen Krieg entzündet hatte. Unter Kaiser Leopold I., der auch von den Jesuiten erzogen worden und sogar schon eine Novize des Ordens geworden war, erlangten die Mitglieder dieser Gesellschaft wieder einen größern Einfluß, den sie zu Erpressung reicher Beschenkungen und zu einer heftigen Verfolgung der Protestanten in Ungarn und Schlesien benutzten. Auf die Politik konnten sie doch wenig einwirken, da Leopold gegen die protestantischen Höfe, deren Beistand er in seinen Kriegen gegen Frankreich und die Türken bedurfte, schonen mußte. Auch besaß er bei aller Vorliebe für seine ehemaligen Lehrer Einsicht genug, ihnen die Erziehung seines Thronfolgers nicht anzuvertrauen. Die schmählichen Ungerechtigkeiten und Wortbrüchigkeiten, die er sich gegen die Protestanten erlaubte, sind indessen ganz allein ihr Werk[47]). In Baiern blieb der Einfluß der Jesuiten das ganze Jahrhundert hindurch und auch in dem folgenden bis zur Aufhebung des Ordens unvermindert, und nie machte einer der Regenten dieses Staats auch nur einen Versuch, sich ihrer Leitung zu entziehen. Ein neues Gebiet erwarb der Orden in Teutschland, als 1614 der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm zur katholischen Religion übertrat und in seinen jülich-bergischen Landen sich bemühete, die katholische Lehre einzuführen. Da sein Sohn Philipp Wilhelm 1685 auch die Kurpfalz erbte, so wurde auch dieses Land ein Schauplatz des jesuitischen Bekehrungseifers, der indessen durch die protestantischen Fürsten ziemlich beschränkt wurde. Bei den geistlichen Kurfürsten und Bischöfen erhielten sich die Jesuiten zwar noch fortwährend in Ansehen; indessen wurden sie großentheils ihrer Macht wegen mehr gefürchtet und geduldet, als aus Anhänglichkeit begünstigt, und von dem Beispiele der protestantischen Fürsten angereizt, suchten mehre die großen Vorrechte des Ordens zu beschränken. Waren auch einige Fürsten schwach genug, sich ihrem Einflusse hinzugeben, so standen die durch den westfälischen Friedensschluß festgestellten Verhältnisse des teutschen Reiches der größern Ausbreitung des Ordens im Wege. In Polen war die Reichsverfassung den Jesuiten hinderlich, sich einen entschiedenen Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu verschaffen. Der königlichen Gewalt konnten sie sich nicht dazu bedienen, da diese durch den Adel zu sehr beschränkt war, dieser aber auf seine Freiheiten zu eifersüchtig, um die Einwirkung der Jesuiten auf die Regierungsangelegenheiten zu gestatten; auch waren mehre mächtige Adelsfamilien der protestantischen Lehre zugethan, und so mußten denn die geistlichen Väter sich darauf beschränken, von Zeit zu Zeit eine reiche Schenkung zu erhaschen, oder einzelne Familien zu bekehren. Bei einem Überblicke auf die Begebenheiten und Schicksale des Ordens während des 17. Jahrh. ergibt es sich, daß der Orden großer Verluste und Widerwärtigkeiten ungeachtet, bei weitem mehr gewonnen als verloren hat, und am Ende dieses Zeitraums stärker, mächtiger und ausgebreiteter dastand, als zu Anfange desselben. Die Mitglieder dieser Gesellschaft wurden 1595 aus Frankreich, 1602 aus England, 1606 aus Venedig, 1607 aus Polen, 1619 aus Böhmen, Schlesien, Mähren und Ungarn und 1627 sogar aus der Türkei vertrieben, und zu Ende des Jahrhunderts waren sie überall wieder hergestellt und ihr Einfluß hatte sich vergrößert. Noch vor dem Schlusse dieser Periode besaß der Orden 24 Profeßhäuser, 180 Collegien, 90 Seminarien, 160 Residenzen, 48 Probationshäuser, 160 Missionen, und in diesen Niederlassungen lebten an 21,000 Mitglieder, unter denen gegen 8000 Priester der höhern Grade.

45) Rühs, Geschichte von Schweden. 5. Bd. S. 378 fg.
46) W. Coxe. 3. Bd. S. 123.
47) Coxe a. a. O. S. 365.

Begebenheiten und Schicksale des Ordens im 18. Jahrh. Am Schlusse des 17. und zu Anfange des 18. Jahrh. hatte der Jesuitenorden den Gipfel seiner Macht erreicht; von da ab begann seine Stärke und sein Ansehen abzunehmen und er nahte seinem Verfalle; nicht etwa durch innere Ursachen, durch Abnahme seiner Thätigkeit oder innere Zerrüttung, denn die Grundsätze der Gesellschaft waren stets dieselben geblieben und wurden von allen Mitgliedern auf das Strengste fortwährend befolgt; allein der Zeitgeist hatte sich verändert, die Kenntnisse und Einsichten der Menschen sich vermehrt, ihre Begriffe von menschlichen Pflichten und Rechten sich aufgeklärt, und damit konnten die Anmaßungen der Jesuiten, die Menschen unumschränkt zu beherrschen und die Fürsten am Leitseile des Glaubens- und Gewissenszwangs zu führen, nicht bestehen. Seine Ansprüche zu beschränken, sich den Foderungen der Zeit zu fügen, lag nicht in dem Geiste des Ordens, war auch wol mit seinem Bestehen unvereinbar, daher mußte er sich denn, um das Errungene zu erhalten, mit aller Kraft allen neuen Grundsätzen der Religion, der Moral, der Politik entgegensetzen, verlor aber in diesem Kampfe täglich mehr Boden und ein Staat nach dem andern machte sich von seinen Fesseln frei.

Portugal [48]), welches unter allen europäischen Staaten den Druck der Jesuitenmacht am härtesten empfunden, machte sich auch zuerst von ihnen frei; doch noch ein halbes Jahrhundert mußte es in den Fesseln des Ordens schmachten, bevor es ihm gelang. Don Pedro II. räumte den Jesuiten einen ungemessenen Einfluß auf die Staatsgeschäfte ein, weil sie ihm zur Entthronung seines Bruders behilflich gewesen waren, und seine Regierung gibt eben keinen Beweis, daß seinen Rathgebern das Wohl des Reichs am Herzen lag. Sein Nachfolger Johann V., der schon 1706 den Thron bestieg, war ein entschlossener, selbständiger Fürst, der die Jesuiten von seiner Person verbannte, die Wissenschaften begünstigte und ihre Bemühungen, alle höhere Unterrichtsanstalten in ihre Hände zu bekommen, zu nichte machte. Lange hatten sie vergebens darnach gestrebt, die Lehrstühle des bürgerlichen und kanonischen Rechts auf den Universitäten zu Evora und Coimbra an sich zu bringen und zu dem Zwecke sogar schon Lehrer dazu auf der Universität zu Ingolstadt vorbereiten lassen. Die Universitäten beriefen sich aber auf ihre Rechte und der König entschied zu ihren Gunsten und verbot den Jesuiten alle Eingriffe in die Rechte der Hochschulen. Das war aber nicht die einzige Niederlage, die sie erlitten. Der König hatte eine Akademie der Geschichte gestiftet und bei der Gelegenheit nicht nur die vaterländischen Gelehrten zur Thätigkeit aufgemuntert, sondern auch die Einführung einer Menge bis dahin verbotener Schriften gestattet, dann stiftete er eine Menge neuer Schulen, die er der Aufsicht der Jesuiten nicht anvertraute. Einen größern Nachtheil, als durch alles dieses, erlitt jedoch der Orden durch die Verfügungen, die der König in Hinsicht seiner amerikanischen Besitzungen traf. Von allen Colonien europäischer Staaten in andern Welttheilen waren die portugiesischen am reichlichsten mit Jesuiten versehen; nur allein in den brasilischen Provinzen hatten sie 7 Collegien, 29 Missionen, 6 Seminarien, 29 Residenzen; in der Viceprovinz Maragnon zählten sie 2 Collegien, 17 Missionen und 31 Residenzen. Dabei hatten sie sich unter Pedro's II. Regierung solche Vorrechte zu verschaffen gewußt, daß die weltliche Regierung beinahe ganz von ihnen abhängig war. Wie in Paraguay, so führten sie auch in Brasilien und Maragnon einen lebhaften Handel und machten die neubekehrten Indianer zu ihren Leibeigenen, für deren Unterhalt sie zwar hinreichend sorgten, ihnen aber keinen Besitz eines Grundeigenthums oder den Erwerb eigenen Vermögens gestatteten. In den portugiesischen Gesetzen war nun zwar die Sklaverei der Indianer auf das Bestimmteste verboten und auch durch mehre päpstliche Bullen untersagt; doch kehrten sich die Jesuiten nicht daran, da ihr Ansehen am portugiesischen und römischen Hofe hinreichte, alle gegen sie gerichtete Verfügungen zu hintertreiben. König Johann trat aber mit dem Papste Benedict XIV. in Unterhandlungen, und da er demselben seinen Beistand gegen den Ungehorsam der Jesuiten zugesichert hatte, so erließ der Papst am 25. Febr. 1741 eine Bulle, worin er, zwar ohne die Jesuiten ausdrücklich zu nennen, allen Geistlichen ohne Ausnahme den Kaufhandel verbietet. Durch eine zweite Bulle vom 20. Decbr. desselben Jahres verbot er aber den Jesuiten ausdrücklich unter Androhung der schwersten Strafen, die Indianer zu Sklaven zu machen, oder auf irgend eine Weise ihrer bürgerlichen Freiheit zu berauben. König Johann ließ sogleich beide Bullen in Amerika bekannt machen, doch die strenge Vollziehung derselben verhinderte seine eingetretene Krankheit und eine fortwährende Leibesschwäche; doch war die Sache einmal in Anregung gekommen und hatte die Aufmerksamkeit der Höfe auf das Treiben der Jesuiten in Amerika erregt. Ein weit härterer Schlag war es aber, daß der Portugiese Gomez Pereira seinem Hofe den Plan vorlegte, die portugiesische Colonie St. Sagramento gegen Reductionen [49]) der Provinz Paraguay zu vertauschen und dieser Plan bei dem Könige Beifall fand. Auch der spanische Hof nahm den Vorschlag an und der Vertrag darüber wurde im J. 1750 geschlossen. Die Jesuiten boten alle ihre Künste auf, um den Tausch zu hintertreiben und stellten ihn beiden Höfen als höchst nachtheilig dar. Unterdessen war König Johann gestorben und sein Nachfolger Joseph I. ließ sich wirklich überreden, bei dem spanischen Hofe um Aufhebung des Vertrags anzuhalten; doch drang er damit nicht durch. Als die Jesuiten ihre Absicht, beide Höfe zu entzweien und den Vertrag rückgängig zu machen, vereitelt sahen, da bewaffneten sie die Indianer und trieben die portugiesischen und spanischen

48) *J. Sylva*, Recueil etc. Tom. III. Ch. G. von Murr, Gesch. der Jesuiten in Portugal unter der Staatsverwaltung des Marquis von Pombal. 2 Thle. (Nürnberg 1787 u. 1788.)

49) Paraguay war in 36 Reductionen oder Kirchspiele eingetheilt, wovon jede 10,000 Familien in sich begriff. P. P. Wolf 2. Bd. S. 84.

Truppen, welche die abgetretenen Gebiete in Besitz nehmen sollten, mit Gewalt zurück. Zwar erlitten die Aufrührer Anfangs einige Niederlagen, doch je tiefer die königlichen Truppen in das den Jesuiten unterworfene Land drangen, desto mehr Widerstand fanden sie und mehre Jahre lang kämpften sie vergebens, ehe es ihnen gelang, die Aufrührer zu unterwerfen. Während dies geschah, war dem Orden in Portugal selbst ein neuer und mächtiger Widersacher erstanden. König Joseph I. war ein schwacher und lenksamer Fürst, der sich unbedenklich der Leitung der Jesuiten überlassen haben würde, wenn ihm nicht der talentvolle und aufgeklärte Carvalho e Mello, nachmaliger Marquis von Pombal, als Minister zur Seite gestanden hätte. Dieser Mann, der das volle Vertrauen des Königs besaß, hatte sich die Erhebung Portugals aus dem Zustande der Schwäche, worein es durch den Einfluß der Geistlichkeit gerathen war, zum Ziel gesetzt, und daher mußte er vor allem den Einfluß der Jesuiten beschränken. Sobald er das Ruder in Händen hatte, unternahm er große und durchgreifende Veränderungen, stellte zahlreiche Misbräuche ab, beschränkte die ungemessenen Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, erleichterte dagegen die Lasten des Volks und suchte es durch Verbesserung der Unterrichtsanstalten auch geistig zu erheben. Deshalb waren ihm schon die Jesuiten abgeneigt; seine offenbaren Feinde wurden sie aber, als er den Handel nach Maragnon, den die Jesuiten im ausschließlichen Besitze hatten, frei gab. Sie versuchten mehrmals, doch stets vergebens, seinen Sturz, und beinahe wäre es ihnen gelungen, als am 1. Nov. 1755 das schreckliche Erdbeben einen großen Theil von Lissabon zerstörte. Die Jesuiten benutzten dieses Unglück, um es als eine Strafe Gottes wegen der Sünden des Ministers darzustellen, und nicht nur das Volk, sondern selbst der König war geneigt, ihnen zu glauben. Pombal's kräftige Maßregeln, um den Unglücklichen Beistand zu leisten und das allgemeine Unglück zu mildern, machte aber den König andern Sinnes. Als darauf die Jesuiten dennoch fortfuhren, den Minister zu verleumden und bei Hofe Intriguen gegen ihn zu spielen, da wurden plötzlich am 20. Sept. alle bei Hofe befindlichen Jesuiten in ihre Profeßhäuser verwiesen und ihnen die Beichtvaterstellen der königlichen Familien genommen; zugleich ließ Pombal das Verfahren der Jesuiten in Paraguay und Maragnon durch eine öffentliche Druckschrift bekannt machen. Dabei blieb er aber nicht stehen, sondern beschwerte sich im Namen des Königs bei dem päpstlichen Hofe über die Einmischung der Jesuiten in politische Händel, über ihre unerlaubten Handlungsgeschäfte und über ihre Widersetzlichkeit gegen die päpstlichen und königlichen Befehle, wegen Vollziehung des Tauschvertrags über einen Theil von Paraguay und drang auf eine vollständige Reformation des Ordens. Der Papst sandte zu dem Zwecke den Cardinal Saldanha nach Portugal und ertheilte ihm durch das Breve vom 1. Apr. 1758 die unbeschränkteste Vollmacht dazu, die sich auch über die Jesuiten der indischen Missionen erstreckte. Um den Orden zu schonen, sollte diese Angelegenheit heimlich betrieben werden; doch Pombal drang auf größtmöglichste Öffentlichkeit, und so wurden denn viele Unregelmäßigkeiten der Gesellschaft und auch die großen von ihr getriebenen Handels- und Krämergeschäfte zu Tage befördert, die nebst andern Ungebührlichkeiten der Cardinal sogleich bei Strafe des größern Kirchenbannes verbot. Gleich darauf, am 17. Jun. 1758, untersagte ihnen der Cardinal-Patriarch von Lissabon das Beichthören und Predigen. Während dessen war aber Papst Benedict XIV. gestorben und an seinen Nachfolger Clemens XIII., der ein ganz besonderer Gönner des Jesuitenordens war, wandte sich der General Lorenz Ricci mit einer in den heftigsten Ausdrücken abgefaßten Bittschrift, worin er, indem er um die Zurücknahme der Verfügungen gegen die portugiesischen Jesuiten bat, zugleich die Gegner derselben der Ungerechtigkeit und Verleumdung bezüchtigte und die Entscheidung des Streites dem römischen Stuhle unterworfen wissen wollte. Durch den Bericht des den Jesuiten ungünstigen Cardinals Passionei wurde die Congregation der Cardinäle vermocht, die Abweisung des Gesuches vom Papste zu bewirken; auf Veranlassung Pombal's erschien aber eine Widerlegung der Bittschrift, die so scharf und gründlich abgefaßt war, daß der Orden vieles von der guten Meinung verlor, die er bis dahin noch immer von sich zu erregen gewußt hatte. Auch außerhalb Portugal fand der Orden scharfe Beobachter, und der Verdacht, daß er unter dem Vorwande der Aufrechterhaltung der katholischen Kirche sehr weltliche Zwecke verfolge und durch höchst tadelnswerthe Mittel zu erreichen strebe, wurde immer dringender und allgemeiner. Eben aber, als die Meinung, daß der Jesuitenorden ein mit der Wohlfahrt der Staaten und Völker unvereinbares Institut sei, in allen europäischen Ländern Eingang zu finden begann, erfolgte ein Ereigniß in Portugal, welches dem Ansehen und dem Rufe des Ordens eine tödtliche Wunde versetzte. Der König wurde am 4. Sept. 1758 meuchelmörderisch angefallen und entging dem Tode nur durch glückliche Zufälle und Entschlossenheit. Die mit Gewandtheit unter Pombal's Leitung geführte Untersuchung dieses Frevels ergab eine Verschwörung mehrer Reichsgroßen gegen den König, in die auch Jesuiten verwickelt waren, denen es um so weniger gelingen wollte, die gegen sie sprechenden Beweise zu entkräften, als von vielen Mitgliedern ihres Ordens die Erlaubtheit des Königsmordes öffentlich behauptet worden war. Die Jesuiten Moreira, da Costa, Tim. d'Oliveira, Perdigao, Malagrida, Soarez, Henriguez, Matos, Alexander, Stephan Lopez und Jos. Oliveira, sämmtlich in den höchsten Ämtern des Ordens stehend und meistens ehemalige Beichtväter der königlichen Familie, wurden als Mitschuldige der Verschwörung angegeben und verhaftet. Die Mitglieder des Ordens in allen Ländern beschwerten sich in den heftigsten Ausdrücken über die Maßregeln des portugiesischen Hofes und brachten es am spanischen Hofe dahin, daß alle gegen sie gedruckten Schriften der portugiesischen Regierung öffentlich verbrannt wurden; auch bewogen sie den Papst und die Inquisition, sich ihrer gefangenen Ordensbrüder anzunehmen. Dagegen ließ Pombal durch das Decret vom 19. Jan. alle bewegliche und unbewegliche Güter des

Ordens im ganzen Umfange des Reichs einziehen und alle Verbindungen der Unterthanen des Königs mit den Jesuiten aufheben. Die Schulen wurden ihnen abgenommen, der Beichtstuhl entzogen und das Predigen untersagt. Die hohe Geistlichkeit, die viele Beeinträchtigungen von den Jesuiten hatte erdulden müssen, billigte diese Maßregeln der Regierung und bot zu ihrer Vollziehung die Hand; nicht so der niedere Klerus, der das Volk für seine bedrängten Standesgenossen und gegen die Regierung einzunehmen suchte. Da auch der Papst sich der angefochtenen Ordensbrüder auf das Thätigste annahm und nicht nur die Genehmigung zur Bestrafung der des Hochverraths angeschuldigten Jesuiten verweigerte, sondern auch auf Zurücknahme aller gegen sie getroffenen Verfügungen drang, so überzeugte sich Pombal, daß er nur durch einen kühnen, raschen Schlag Sieger in diesem gefährlichen Kampfe bleiben könne und ließ, nachdem ein völliger Bruch der portugiesischen Regierung mit dem römischen Stuhle erfolgt war, durch das Decret vom 3. Septbr. 1759 alle Jesuiten im ganzen Umfange des portugiesischen Reichs dies- und jenseit des Meeres auf ewig verbannen, zugleich aber auch alle Mitglieder dieses Ordens, die sich nicht eben wegen grober Vergehungen in Untersuchung befanden, einschiffen und auf sieben Schiffen nach Italien bringen. Von den wegen Hochverraths angeklagten Ordensgliedern blieben 124 in den Kerkern zurück. Malagrida wurde 1761 als ein Ketzer von der Inquisition verbrannt, 37 starben nach mehrjähriger Gefangenschaft im Kerker, 36 wurden im J. 1767 nach Italien geführt, und 45, worunter 13 Teutsche, nach dem Tode des Königs 1777 entlassen.

In Spanien war während der ersten Hälfte des 18. Jahrh. die Macht der Jesuiten nicht geringer als in Portugal. Die Könige, die in diesem Zeitraume auf dem Throne saßen, waren beschränkte, geistesschwache Fürsten, die sich der Leitung ihrer jesuitischen Beichtväter willenlos überließen, und die Minister durften es nicht wagen, ihnen zuwider zu sein, wenn sie nicht die königliche Ungnade und die Verfolgung der hochbegünstigten Ordensbrüder auf sich ziehen wollten. So gelangte denn der Orden in Spanien zu unermeßlichen Reichthümern und zu einer Macht, vor der sich Alles beugen mußte. Im spanischen Amerika hatten die Jesuiten schon in frühern Zeiten sich in den Besitz von Paraguay gesetzt, und dann in den übrigen Provinzen sich der einträglichsten Handelsmonopole bemächtigt, und die königlichen Statthalter von sich abhängig gemacht; endlich griffen sie auch die Gerechtsame, Güter und Einkünfte der bischöflichen Kirche an und eigneten sich davon so viel zu, als ihnen beliebte. Wollte sich ein Bischof ihren Eingriffen widersetzen, so mußte er schwere Anfechtungen erdulden, gegen die ihn weder der Papst noch der König von Spanien zu schützen vermochte, da die königlichen Statthalter stets Werkzeuge der Jesuiten waren, die überdies noch das Volk und das Militair häufig gegen die bischöfliche Geistlichkeit aufwiegelten. Einen Beweis ihrer rücksichtslosen Kühnheit und des unversöhnlichsten Hasses gaben die Jesuiten durch die Verfolgung des Bischofs Palafox von Mexico, eines Mannes, der seiner reinen Tugend wegen der Seligsprechung werth befunden wurde. Als dieser seine Domherren ihrer Einkünfte von den Jesuiten nicht berauben lassen wollte, verjagten sie ihn mit dem Beistande des Vicekönigs von seinem Bischofssitze, thaten ihn in den Bann und stellten ihm in der Art nach, daß er, um sein Leben zu retten, lange Zeit in menschenleeren Wüsten umherirren mußte. Jeder, der es wagte, sich des Verfolgten anzunehmen, wurde mit schweren Geld- oder Leibesstrafen belegt, oder starb auf dem Blutgerüste. Weder die bestimmtesten Befehle des Papstes noch des Hofes von Madrid konnten den Verfolgungen des unglücklichen Prälaten ein Ziel setzen, und als seine unversöhnlichen Gegner seine Wiederherstellung endlich doch nicht mehr verhindern konnten, da verbitterten sie ihm das Leben durch Schmähschriften und Verleumdungen und beunruhigten ihn auf jede Weise. Dieser ärgerliche Streit, der die Aufmerksamkeit der ganzen christlichen Welt auf sich gezogen hatte, war noch nicht beendigt, als 1750 der Tauschvertrag wegen der Colonie St. Sagramento mit Portugal geschlossen wurde. Die Jesuiten boten ihr ganzes Ansehen auf, um den Abschluß dieses Vertrages zu hintertreiben, doch die Königin Barbara, Tochter Johann's V. von Portugal, unterstützte den Minister, Herzog von Alba, der diesen Tausch betrieb, auf das Nachdrücklichste, und der Tausch ging vor sich. Nun bewaffneten die Jesuiten aber die Einwohner der Provinz Paraguay und widersetzten sich der Abtretung der sieben Districte gewaltsam, wußten sich aber doch bei dem Könige Ferdinand VI. nach dem Tode der Königin Barbara so im Ansehen zu erhalten, daß er ihre offenbare Empörung nicht rügte, sondern es litt, daß sie seinen Statthaltern den Gehorsam verweigerten. Nach dem Tode des Königs 1759 triumphirten sie völlig über ihre Gegner; denn die Königin Elisabeth, die die Regentschaft führte, überließ sich ganz ihrer Leitung und ließ sogar allen Unterthanen bei schwerer Strafe verbieten, irgend etwas Nachtheiliges von den Jesuiten zu schreiben oder zu lesen; dagegen waren alle Schmähungen gegen den König von Portugal, der damals grade alle Ordensglieder aus seinen Staaten verbannte, erlaubt. Dieses Übergewicht nahm ein Ende, als 1760 König Karl III. die Regierung antrat. Er wählte einen Dominikaner zu seinem Beichtvater und zeigte gleich durch seine ersten Verfügungen, daß er die Anmaßungen der Jesuiten nicht dulden wolle. Das Urtheil der Inquisition gegen den Bischof Palafox ließ er widerrufen, dagegen die von den Jesuiten unterdrückten Klagebriefe dieses Prälaten drucken und betrieb dessen Seligsprechung bei dem römischen Hofe. Die Klagen der Domcapitel zu Mexico und Puebla über die ihnen entzogenen Zehnten entschied er gegen die Jesuiten und hob alle ihre Privilegien wegen der Zehntfreiheit auf. Es ergab sich dabei, daß der Orden allein in der Provinz Mexico binnen 21 Jahren 49 beträchtliche Landgüter an sich gebracht hatte. Nunmehr erschienen zahlreiche Beschwerden aus dem spanischen Amerika über den unerlaubten Handel der Jesuiten und über die von ihnen erregten Unruhen, die aber die spanische Regierung nicht, wie die portugiesische, öffentlich bekannt machte, sondern

sorgfältig verheimlichte, dagegen aber alle Schritte der Jesuiten auf das Genaueste beobachtete, und unvermerkt den Schlag vorbereitete, der den Orden treffen sollte. Der Minister Graf von Aranda war die Seele der gegen die Jesuiten gerichteten Politik. Diesen konnte es nicht verborgen bleiben, daß etwas gegen sie im Werke sei, und um die Regierung zu schrecken, erregten sie am 23. März 1766 einen Volksaufstand, der so gefährlich wurde, daß der Hof nach Aranjuez flüchten und, um den Aufruhr zu beschwichtigen, sogar zwei dem Volke verhaßte Minister entlassen mußte. Bei der Untersuchung der Empörung wurden die Jesuiten Isidor Lopez, Michael Benavente und Ignaz Gonsalez als Theilnehmer des Aufruhrs schuldig befunden. Noch während dieser Untersuchung erschienen mehre heftige Schriften gegen die Regierung und als Verfasser derselben wurden Jesuiten bezüchtigt. Im Staatsrathe fand der Antrag, diese unruhigen Geistlichen für immer aus dem Reiche zu verbannen, großen Beifall, doch hintertrieb seine Ausführung die verwitwete Königin, die den Entschluß des Königs schwankend machte; doch eine bald nach ihrem Tode entdeckte Verschwörung gegen den König, die, von den Jesuiten gestiftet, zum Zweck hatte, ihn unter dem Vorwande, daß er unehelich geboren, vom Throne zu stürzen, gab den Ausschlag, und die vier Minister Campomanes, Aranda, Olavides und d'Ossun bestimmten den König, alle Mitglieder der Gesellschaft Jesu durch das Decret vom 28. Febr. 1767 aus dem ganzen Umfange seines Reiches zu verbannen. Ehe dieses Decret erlassen wurde, hatte der König das Gutachten der Universitäten und mehrer Bischöfe darüber vernommen, die sämmtlich für die Verbannung stimmten. Dieser Beschluß wurde bis zur Vollziehung sehr geheim gehalten; dennoch erhielten die Jesuiten einige, wiewol höchst unbestimmte Winke, daß etwas Verderbliches gegen sie im Werke sei. Sie unterließen nicht, sogleich nähere Nachfragen deshalb bei Hofe zu thun, erhielten aber die Versicherung, daß ihrem Orden nichts Widriges begegnen solle. Unterdessen traf Aranda mit der größten Vorsicht Anstalten zur Vollziehung des Decrets. An alle Präsidenten der Gerichtshöfe und an alle Befehlshaber der Regimenter wurden versiegelte Befehle gesandt mit der ausdrücklichen Weisung, bei schwerster Strafe den Eingang derselben geheim zu halten, sie in der Nacht vom 2. auf den 3. April genau um 12 Uhr zu öffnen und den Inhalt zu vollziehen. Dieser gebot die augenblickliche Verhaftung und Transportirung aller Jesuiten nach gewissen Hafenstädten; ihre Wäsche, Kleidung, Geld, Tabak und Chocolate sollte ihnen gelassen, Papiere, Bücher und andere Schriften aber genommen werden; sie sollten sich nur in Gegenwart der Gerichtsbedienten ankleiden dürfen und dann sogleich fortgeführt werden. Diese Befehle wurden in ganz Spanien zu der gleichen Stunde auf das Pünktlichste vollzogen und im ganzen Umfange des Königreichs in demselben Augenblicke 5000 Jesuiten, meistens im Schlafe, überfallen, verhaftet und fortgeführt. Sobald die Verhaftung geschehen war, wurde in allen Städten des Reiches durch königliche Herolde eine sogenannte pragmatische Sanction öffentlich abgelesen, wodurch die Jesuiten für ewig aus dem Reiche verbannt und ihre Güter für den Staat heimgefallen erklärt wurden, und zwar, wie die Worte der Bekanntmachung lauten, weil der König den Frieden und die Gerechtigkeit unter seinen Völkern handhaben muß und noch aus andern dringenden, gerechten und nothwendigen Ursachen, die er in seinem königlichen Gemüthe unentdeckt zurückbehält. In den ost- und westindischen Besitzungen Spaniens waren gleiche Maßregeln, nur der Entfernung wegen in einer spätern Frist, verfügt; jedem Mitgliede der Gesellschaft war lebenslänglich, wenn er Priester war, die Summe von 100 Piastern jährlich, wenn er Laie, 90 zum Lebensunterhalt ausgesetzt. Die Jesuiten wurden sämmtlich sogleich eingeschifft und nach dem Kirchenstaate übergeführt. Der Ordensgeneral Lorenz Ricci bestürmte den Papst Clemens XIII. sogleich um Beistand, als er diesen schweren Unfall seines Ordens vernahm, und der Papst erließ sofort ein dringendes Ermahnungsschreiben an den König, welches aber seinen Zweck gänzlich verfehlte. Als Clemens sich darauf mit den Cardinälen berieth, was in dieser Sache weiter zu thun sei, und dabei auch den Ordensgeneral zu Rathe zog, so gab dieser zur Verwunderung Aller die Erklärung, daß es sich für den Papst nicht schicke, die Vertriebenen in den Kirchenstaat aufzunehmen. Diese Erklärung wurde dem spanischen Hofe gemacht. Als nun die Verbannten in Civita Vecchia anlangten, mußten sie sogleich wieder ins offene Meer segeln; auch an der Küste von Genua wurde ihnen nicht erlaubt, ans Land zu steigen und mehre Monate hindurch waren sie den Stürmen und dem Mangel preisgegeben, bis es ihnen gelang, in Corsica Aufnahme zu finden. Am Ende sah doch der Papst ein, daß es unter den obwaltenden Umständen am besten sei, wenn die großen Summen, die Spanien zum Unterhalte der Vertriebenen zahlte, in seinen Staaten verzehrt würden, und deshalb gestattete er den Verbannten den Aufenthalt in Rom[50]).

In Neapel und Sicilien traf den Orden ein gleiches Schicksal, wie in Spanien, und zwar, ohne daß besondere Anklagen gegen die Gesellschaft erhoben worden wären; daher die Verbannung der Jesuiten wol hauptsächlich dem Einflusse des spanischen Hofes zuzuschreiben ist, dessen König Karl III. der Vater Ferdinand's IV. von Neapel war. Die einzige mit dem neapolitanischen Hofe bekannt gewordene Streitigkeit war ein Rechtsstreit wegen einer Erbschaft, der 1762 erhoben und 1767 zum Nachtheile der Jesuiten entschieden wurde. Zu gleicher Zeit erließ die Regierung ein Decret gegen sie, daß künftig keines ihrer Collegien mehr befugt sein sollte, erbliche Güter an sich zu bringen. Darauf wurden in der Nacht vom 20. auf den 21. Nov. 1767 plötzlich alle Jesuiten in ihren Häusern und Collegien überfallen, verhaftet, auf Wagen gepackt und in die Seehäfen geführt, um von da nach den Küsten des Kirchenstaates gebracht zu werden. Erst als sie an die Grenzen des Königreichs gekommen waren, wurde ihnen ihr Verbannungsurtheil bekannt gemacht, und ihnen lebenslänglich zu ihrem Unterhalte monatlich sechs Ducati (12 Gulden) zugesichert. Am 30. desselben

50) s. P. P. Wolf 4. Bd. S. 151 fg.

Monats widerfuhr den Jesuiten in Sicilien ein gleiches Schicksal. Der Papst erließ sogleich heftige Protestationen gegen die Regierung von Neapel und erklärte deren Verfahren für eine Verletzung des Völkerrechts; doch wurde dadurch nicht das Mindeste zu Gunsten der Jesuiten bewirkt, deren Mitglieder in Malta der Großmeister Emanuel Pinto gleich darauf auch vertrieb.

Noch war der Schrecken über die kurz nach einander folgenden Unfälle des Ordens nicht verwunden, als zu Anfange des Jahres 1768 der Herzog von Parma, dem Beispiele der Höfe von Madrid und Neapel folgend, auch die Jesuiten aus seinen Staaten verbannte und ihre Güter einzog. Der Papst, schon erbittert über die großen Höfe, wollte an einem kleinen Fürsten, den er für einen Lehensträger des römischen Stuhles hielt, Rache nehmen und erließ am 30. Jan. 1768 ein Monitorium wider den Herzog von Parma, welches einer Bannbulle gleich kam und worin nicht nur alle Decrete und Edicte des Herzogs in Betreff der Jesuiten für ungültig erklärt, sondern auch alle, die sich zu Abfassung, Kundmachung oder Vollstreckung derselben gebrauchen lassen, mit der Excommunication belegt wurden. Diese Maßregel hatte durchaus den erwünschten Erfolg nicht; denn alle katholischen Höfe sahen sich in dem Herzoge von Parma beleidigt, verboten die Bekanntmachung der Strafbulle gegen Parma in ihren Landen und erließen höchst demüthigende Erklärungen gegen den Papst [51]).

In Frankreich war, seit Ludwig XIV. den Jesuiten la Chaise zu seinem Beichtvater gewählt, das Ansehen des Ordens stets im Zunehmen geblieben, da dieser listige Priester seine Ordensgenossen dem Könige als unentbehrlich zur Aufrechterhaltung der römisch-katholischen Religion in Frankreich dargestellt hatte. Nach seinem Tode 1709 folgte ihm le Tellier, der nicht weniger eifrig als sein Vorgänger für den Vortheil seines Ordens besorgt war. Um sich dem Könige unentbehrlich zu machen und um den Einfluß des tugendhaften Cardinal-Erzbischofs von Paris, Ludwig Anton von Noailles, zu vernichten, erneuerte er den lange schon beigelegten Streit gegen die Jansenisten, und da in der Wirklichkeit kein Gegenstand des Streites vorhanden war, so ersann er einen. Der Geistliche Quesnel hatte das N. T. übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben, und seine Anmerkungen waren von dem Papste Innocenz XII. nicht nur für rechtgläubig erklärt, sondern sogar den französischen Bischöfen zur Einführung in ihren Diöcesen empfohlen worden. Seit 20 Jahren war dieses Buch in Frankreich im Gebrauch und auch der Cardinal Noailles hatte es in seinem Sprengel eingeführt. Die Jesuiten fanden aber, um den Cardinal, der ein Beschützer Quesnel's war, zu stürzen, Ketzereien darin und verbreiteten durch ganz Frankreich das Gerücht, daß Noailles ein Jansenistischer Ketzer sei. Tellier wiegelte nun die Bischöfe gegen den Cardinal auf und wollte sie verleiten, eine Anklageschrift gegen ihn zu unterzeichnen; diese Hinterlist wurde aber entdeckt und nur mit Mühe rettete die Frau von Maintenon den Beichtvater von der königlichen Ungnade. Nun bewirkte er, daß Papst Clemens XI. 101 Sätze des Quesnel'schen Testaments durch die berüchtigte Bulle Unigenitus vom 8. Sept. 1730 als ketzerisch verdammte, wobei sich der seltsame Widerspruch ereignete, daß, da die angeblich ketzerischen Punkte alle von le Tellier aufgesetzt, von der Congregation, die das Verdammungsurtheil fällte, aber nicht gelesen worden waren, mehre bestimmte Grundlehren der katholischen Kirche für ketzerisch erklärt worden waren und dadurch die ungereimteste Verwirrung in den Kirchenlehren entstand. Ganz den Freiheiten der gallischen Kirche zuwider, drang der König auf die Annahme der päpstlichen Bulle. Als aber weder die Mehrzahl der Bischöfe noch die Sorbonne, noch die Parlamente sich dazu verstehen wollten, da wurden auf Tellier's Geheiß, dem der König unbeschränkte Freiheit darin ließ, eine große Menge vornehmer Geistlicher und Magistratspersonen abgesetzt, in die Bastille eingekerkert oder des Landes verwiesen. Ganz Frankreich zitterte vor den Jesuiten, denn Jeder, der ihnen zuwider war, wurde sogleich als ein Jansenist angegeben und verfolgt. Kein Wunder aber, daß der alterschwache König sich ganz und gar von den Jesuiten leiten ließ, denn schon im J. 1712 war er selbst in den Orden getreten und hatte die drei ersten Ordensgelübde beschworen; das vierte legte er noch auf seinem Todbette ab. Mit dem Tode Ludwig's XIV. am 1. Sept. 1715 nahmen die Verfolgungen gegen die Vertheidiger der Gerechtsame der französischen Kirche ein Ende und der rachsüchtige le Tellier mußte den Hof verlassen. Das Ansehen der Jesuiten sank nun plötzlich, und um sich für diesen Verlust zu rächen, wiegelten sie das Volk und das Heer gegen den Herzog Regenten auf und stifteten bei dem letztern eine ihnen ergebene Brüderschaft unter dem Namen vom geheiligten Herzen Mariä, die ihnen durch besondere Gelübde verpflichtet war. Dem Hofe blieben diese Umtriebe nicht verborgen und daher begünstigte er die Bischöfe, die in ihren Diöcesen den Jesuiten den Beichtstuhl entzogen, oder doch wenigstens beschränkten. Da der Herzog Philipp von Orleans, der Regent von Frankreich, gleichgültig gegen alle Kirchenlehren war und sich um theologische Streitigkeiten nicht kümmerte, so hätten die Gegner der Bulle Unigenitus und der Jesuiten, die sie vertheidigten, gewonnen Spiel gehabt, wenn sie unter sich selbst nicht uneins geworden wären. Diesen Zwiespalt wußten die Jesuiten wohl zu benutzen, um die Absichten des Papstes zu fördern und sich bei diesem dafür neue Ansprüche auf seinen Beistand zu erwerben. Dabei kam es ihnen zu statten, daß der Erzieher und Liebling des Herzog Regenten, Abbé Dubois, ein höchst verworfener Mensch, den Ehrgeiz hatte, Cardinal werden zu wollen. Er stand an der Spitze der Staatsgeschäfte und war daher für die Jesuiten ein höchst bedeutsamer Mann. Diese bewirkten es, daß der Papst den lasterhaften Abbé zum Cardinal ernannte, wogegen dieser die Annahme der Bulle Unigenitus 1720 für Frankreich durchsetzte. Die Verfolgungen der Jansenisten begannen nun wieder; doch litt der Regent keine auffallenden Grausamkeiten. Da der Hof und die Großen keinen Theil an den theologischen Strei-

51) P. P. Wolf a. a. O. 3. Bd. S. 234 fg.

tigkeiten nahmen, es aber schon Mode wurde, sie lächerlich zu finden, so erhielten sie fortan nicht mehr die Bedeutung, als früher. Nachdem Ludwig XV. die Regierung selbst übernommen, erhielten die Jesuiten nach und nach wieder Einfluß bei Hofe, und aus ihrer Gesellschaft wurden schon wiederum die Beichtväter des Königs und der königlichen Familie gewählt. Sobald sie wieder festen Fuß bei Hofe gewonnen, fingen sie nicht nur die Verfolgungen gegen die Jansenisten wieder an, sondern erlaubten sich auch die kühnsten Eingriffe in die Staatsangelegenheiten und die dreistesten Angriffe auf die Regierung, wenn die Maßregeln derselben ihren Beifall nicht hatten. Das Verfahren der Gesellschaft blieb immer dasselbe; allein die Hofjesuiten besaßen nicht die Feinheit, wie diejenigen, die einst den frömmelnden Ludwig XIV. beherrscht hatten. Letztere schmeichelten den königlichen Beischläferinnen und den Ministern, diese verdammten die königlichen Ausschweifungen und wollten die Geliebte des Königs, Madame de Pompadour, und so auch den Minister Herzog von Choiseul vom Hofe entfernen; dazu reichte aber ihre Macht nicht mehr hin, und beide wurden nunmehr die erklärten Widersacher der Jesuiten, die keine Gelegenheit vorbeiließen, den König wider sie einzunehmen. Diese fand sich denn auch schon, als der König am 5. Jan. 1757 von Robert Franz Damiens meuchelmörderisch angefallen und verwundet wurde. Obgleich den Jesuiten keine Theilnahme an diesem Frevel bewiesen werden konnte, so wurden sie doch wenigstens der Anstiftung verdächtig gemacht, und die Furcht des Königs wurde allerdings erregt. Immer dringender schien aber die Beschränkung oder Unterdrückung des Ordens nothwendig, als der Dauphin sich ganz ihrer Leitung hingab, und die Pompadour und Choiseul boten nun Alles auf, um die gefährlichen Geistlichen zu stürzen. Zu den Werkzeugen ihrer Absichten wählten sie vorzüglich die Parlamente, die stets erklärte Gegner der Jesuiten gewesen waren. Choiseul räumte diesen daher in allen Angelegenheiten, die den Jesuitenorden betrafen, eine größere Macht, als vorhin, ein. Da vor allen aber der König wider sie eingenommen werden mußte, so wurde er überredet, daß die Jesuiten auf neue Mordanschläge gegen ihn sännen, daß sie von jeher in allen Ländern Unruhen erregt, noch unlängst in Frankreich die Geistlichkeit gegen das Parlament aufgeregt, dem Dauphin die Lebensweise des Königs als höchst tadelnswerth vorgestellt hätten. Ludwig XV. wurde von allen diesen Umtrieben überzeugt, und so ließ er denn seinem Minister und seiner Geliebten freien Willen in ihren Maßregeln gegen die Jesuiten. Choiseul munterte nun die Gelehrten auf, gegen die Jesuiten zu schreiben, dann ließ er die Lehre derselben vom Tyrannenmorde zusammenstellen und legte das Werk dem Könige vor; endlich ließ er durch den Jansenisten Boucher und durch den Advocaten Pinot Flugschriften ausstreuen, um das Publicum auf den Schlag vorzubereiten, den er gegen seine Feinde zu führen gedachte. Recht erwünscht gab ihm ein Jesuit selbst den Anlaß dazu, den Orden anzugreifen. Der Procurator eines Professhauses auf Martinique, Pater la Valette, hatte viele Jahre hindurch einen ausgebreiteten Handel nach den französischen Häfen geführt und mit den angesehensten Handelshäusern in Verbindung gestanden. Im J. 1755 stellte er auf das Haus der Gebrüder Lioncy zu Marseille für 1½ Millionen Livres Wechsel aus und befrachtete zu deren Bezahlung zwei Schiffe mit Waaren von mehr als zwei Millionen an Werth; die Wechsel wurden acceptirt, doch da die Schiffe mit der Deckung ausblieben und der Orden sich zur Bezahlung der Wechsel nicht verstehen wollte, so mußte das Haus Lioncy seine Geschäfte einstellen. Es klagte deshalb bei dem Consulat zu Marseille und la Valette wurde 1759 zu Bezahlung der Wechsel von anderthalb Millionen verurtheilt; doch machte er Einwendungen gegen dieses Urtheil und zahlte nicht. Nun meldeten sich noch andere Gläubiger des Professhauses zu Martinique und verlangten von dem Provinzial zu Paris Bezahlung oder Bürgschaft, und als er sich dazu nicht verstand, so klagten die Creditoren bei dem Consulat zu Paris und foderten, daß alle in Frankreich befindlichen Häuser des Jesuitenordens für die Schulden des la Valette bürgen sollten. Das Consulat sprach zu Gunsten der Gläubiger, die Jesuiten entschuldigten sich aber damit, daß ohne ausdrückliche Festsetzung darüber der Orden sich für die Schulden eines seiner Mitglieder nicht verbürgen könne und appellirten an das pariser Parlament. Dadurch beschleunigten sie aber ihren Untergang; denn von Choiseul begünstigt, foderte das Parlament 1761 von den Jesuiten die Einlieferung eines echten Exemplars ihrer Ordensverfassung binnen drei Tagen. Die Jesuiten gehorchten und nun entschied das Parlament, daß der Orden die von la Valette gemachten Schulden sammt den Zinsen bezahlen sollte. Dieser Unfall war aber bei weitem der größte nicht; denn obgleich die Jesuiten durch den Dauphin, den Erzbischof von Paris und andere Gönner es dahin brachten, daß der König dem Parlamente den Befehl zur schleunigen Zurückgabe der Ordensverfassung gab, so behielt das Parlament doch das Exemplar so lange zurück, bis es sich ein zweites verschafft und mit dem ersten verglichen hatte. Nun wurde die Ordensverfassung streng von Abgeordneten des Königs und des Parlaments untersucht. Der König ging mit großer Vorsicht zu Werke; er gab den Jesuiten den Befehl, binnen sechs Monaten ihre Rechtsgründe zu ihrer Festsetzung in Frankreich nachzuweisen; dem Parlamente gebot er aber, binnen Jahresfrist nichts über die Verfassung und die Besitzungen der Jesuiten zu entscheiden. Das Parlament registrirte den königlichen Befehl, erließ aber zwei Verordnungen, wodurch der Orden für schädlich erklärt und allen Unterthanen des Königs der Eintritt in denselben untersagt, endlich das Verbrennen der jesuitischen Schriften, deren Inhalt den Grundsätzen der Moral entgegen, durch Henkershand verfügt wurde. Diese Beschlüsse konnten aber erst nach Ablauf der von dem Könige gesetzten Frist vollzogen werden. Während der Zeit ließen die Jesuiten nichts unversucht, ihren Fall abzuwenden; sie ließen durch den Dauphin dem Könige im October 1761 eine Schrift überreichen, worin der Minister Choiseul der Veruntreuung und Verrätherei angeklagt war; doch der Angeklagte überzeugte den König von sei-

ner Unschuld und Ludwig entdeckte dem Herzoge, daß der Jesuit Neuville der Verfasser sei, wodurch der Minister in seinem Vorsatze, den Orden in Frankreich zu vertilgen, noch bestärkt wurde. Der König schwankte in seinen Beschlüssen hin und her. Die Parlamente, Choiseul, die Pompadour stellten ihm die Gefahr, die ihm und dem Staate von den Jesuiten drohe, so dringend und oft vor, daß er gern in die Verbannung derselben gewilligt hätte, allein viele Große, der Dauphin und viele von der hohen Geistlichkeit bestürmten ihn unaufhörlich mit Fürbitten für den Orden. Endlich beschloß er einen Mittelweg einzuschlagen. Er ließ dem Ordensgeneral Ricci den Antrag machen, daß ein geborener Franzose als Generalvicar für Frankreich ernannt würde, von welchem alle französische Jesuiten abhängen sollten; unter diesem Bedinge sollte der Orden in Frankreich fortdauern. Durch diesen Vorschlag am 16. Jan. 1762 hoffte Ludwig den Orden in Frankreich unschädlich zu machen und sein Reich dem gefährlichen Einflusse Roms zu entziehen, zugleich aber auch die Angriffe der Parlamente auf die Jesuiten niederzuschlagen. Der General aber ebenso als der Papst, wiesen des Königs Ansinnen zurück; der Erstere unter dem Vorwande, daß eine Veränderung der Ordensverfassung nicht in seiner Gewalt stehe, der Andere in dem Breve vom 28. Jan. 1762 unter dem Vorwande, daß jede Beschränkung des Jesuitenordens gegen die Kirchengesetze laufe und der Kirche zum Verderben gereiche. Der König, darüber erbittert, daß seine so gut gemeinte Absicht verworfen worden, überließ nunmehr die Angelegenheit dem pariser Parlamente. Mit diesem stimmten die meisten Parlamente in den Provinzen überein und statteten Berichte ab, durch welche die Verwerflichkeit des Ordens unwiderleglich dargethan wurde. Die Angegriffenen rächten sich durch Schmähschriften und stellten sogar dem Generalprocurator des Parlaments zu Rennes, Chalotais, der am überzeugendsten gegen sie geschrieben hatte, nach dem Leben. Als die von dem Könige festgesetzte Frist, während der die Parlamente nichts gegen die Jesuiten verfügen sollten, am 6. Aug. 1762 verstrichen war, ließ das Parlament die bereits früher gefaßten Beschlüsse, nach welchen den Jesuiten in ganz Frankreich untersagt wurde, Novizen anzunehmen, öffentlichen Unterricht zu ertheilen, Congregationen zu halten ꝛc., vollziehen. Diesen Verfügungen folgten bald mehre in Betreff der Verwaltung der Ordensgüter und Besetzung der Lehrämter. Die Jesuiten boten Alles auf, um die Vollziehung dieser Beschlüsse zu hintertreiben, und baten den Papst um Beistand. Clemens XIII. berief ein geheimes Consistorium, in welchem beschlossen wurde, die Parlamente in den Bann zu thun; doch verhinderten einige Cardinäle die feierliche Bekanntmachung der Bannbulle. Auf die Hilfe des Papstes und auf die fast allgemeine Empörung der durch sie aufgehetzten französischen Geistlichkeit rechnend, widersetzten sich die Jesuiten den Beschlüssen des Parlaments gradezu. Sie überschwemmten das Reich mit aufrührischen Schriften und mit Pasquillen gegen die Obrigkeiten, und je mehr derselben durch den Henker verbrannt wurden, desto mehre erschienen. Das Parlament gebot endlich am 22. Febr. 1764, daß alle Jesuiten, die Gnadengehalte genießen oder öffentliche Ämter in der Kirche und im Staate bekleiden wollten, einen Eid leisten sollten, daß sie mit ihrem General ferner nicht in Verbindung stehen und keine andern Grundsätze behaupten wollten, als solche, die mit der Sicherheit des Königs und des Staates vereinbar wären. Da sich aber unter 4000 nur fünf dazu verstanden, so erfolgte am 9. März ein neuer Befehl, nach welchem alle Ordensglieder binnen vier Wochen das Reich verlassen sollten. Noch hofften die Jesuiten durch einen Machtspruch des Königs gerettet zu werden, und ihre Gönner sparten keine Mühe, diesen Fürsten günstig für sie zu stimmen; allein sie täuschten sich, denn im November 1764 erschien ein königliches Edict, durch welches der Jesuitenorden in Frankreich völlig und für immer aufgehoben, doch den Mitgliedern desselben erlaubt wurde, im Königreiche zu bleiben, wenn sie durch Lossagung von ihren Gelübden, durch Ablegung der Ordenstracht und Befolgung der Gesetze des Reichs sich als treue Unterthanen verhalten würden. So endigte der Jesuitenorden in Frankreich nach langem, glänzendem Bestehen und nach heftigem Kampfe, doch aber auf eine mildere Weise, wie in Portugal, Spanien und Neapel. Kaum erfuhr der General, was in Frankreich geschehen, als er heimlich an die Superioren in Frankreich schrieb und sie ermahnte, zwar das Ordenskleid abzulegen, aber innerlich dem Orden treu und unter einander vereinigt zu bleiben, bis der Zeitpunkt erscheinen würde, wo sie auch wieder äußerlich verbunden erscheinen könnten. Papst Clemens erließ eine Bulle, wodurch er die Aufhebung des Ordens für unrechtmäßig erklärte, den Orden aufs Höchste belobte, ja sogar mit neuen Privilegien begabte und der französischen Regierung mit dem Banne drohte; doch wurde diese Bulle in beinahe allen katholischen Staaten verboten und eine im folgenden Jahre erlassene, noch heftigere, Bulle gleichfalls.

Ist es ausgemacht, daß der Jesuitenorden, als mit der vorgeschrittenen Aufklärung und den durch vermehrte Einsichten besser geregelten Rechten der Staaten im Widerspruche stehend, seinem Verfalle unausbleiblich entgegengehen mußte, so ist es doch ebenso gewiß, daß er selbst durch zu kühne, unüberlegte Angriffe auf seine Gegner, durch hartnäckigen Widerstand auch in solchen Sachen, wo er ohne merklichen Nachtheil hätte nachgeben können, endlich durch den unbesonnenen Eifer seines wichtigsten Vertheidigers, des Papstes Clemens XIII., seinen Untergang beschleunigt hat. Clemens opferte sich für den Orden auf, aber indem er die Könige mit Bann und Excommunication schrecken wollte, vergaß er, daß diese kirchlichen Waffen seit dem 15. Jahrh. unwirksam geworden waren. Als er wegen der Vertreibung der Jesuiten den Bannfluch gegen den Herzog von Parma schleuderte, da nahmen sich die Bourbon'schen Höfe des Herzogs als ihres Verwandten an und traten im Vereine mit Österreich mit der Foderung auf, daß er sein Breve gegen Parma zurücknehmen sollte, weil es die Würde weltlicher Fürsten herabsetze und Grundsätze verdamme, die sie längst angenommen hätten. Als der Papst mit der Antwort

zögerte, da wurden Frankreich und Neapel von den übrigen Höfen aufgefodert, sich der in Händen habenden Zwangsmittel zu bedienen, um den Widerruf des Breve und zugleich die völlige Aufhebung des Jesuitenordens zu bewirken. Dem zufolge nahm Frankreich dem Papste Avignon und Venaissin, Neapel Benevento, beides gleichzeitig am 11. Jun. 1768. Dadurch ließ sich der Papst doch nicht bewegen, den Foderungen der Höfe Genüge zu leisten. Allein Clemens XIII. starb am 3. Febr. 1769, und sein Nachfolger, der gemäßigte und helldenkende Clemens XIV., trat, um dem römischen Stuhle die entzogenen Provinzen zu retten, mit den Bourbon'schen Höfen sogleich in Unterhandlungen. Daß er vor seiner Wahl die Aufhebung des Jesuitenordens den Bourbon'schen Höfen habe zusichern müssen, ist nicht mit Bestimmtheit zu behaupten, doch auch nicht unwahrscheinlich, da diese Höfe dem Conclave erklärt hatten, daß sie keinen andern Papst anerkennen würden, als einen, der die Aufhebung des Ordens bewirkte. Dem sei, wie ihm wolle, Clemens XIV. sah die Nothwendigkeit ein, das freundschaftliche Vernehmen mit den großen Höfen wieder herzustellen, wenn er dem römischen Stuhle einen unersetzlichen Verlust ersparen wollte, da die meisten zur römischen Kirche gehörigen Staaten bereits ohne Mitwirkung des Papstes Reformationen in ihren Ländern zu unternehmen begannen. Um sich mit den Monarchen zu befreunden, hob er die berüchtigte Nachtmahlsbulle und das gegen den Herzog von Parma erlassene Monitorium auf, wodurch er denn auch die Rückgabe der besetzten Provinzen bewirkte, sowie von dem spanischen und portugiesischen Hofe die bis dahin zurückgehaltenen Geldzuflüsse nach Rom; doch drangen die Höfe unaufhörlich auf die Aufhebung des Jesuitenordens, wozu er sich noch immer nicht entschließen wollte. Wie er eigentlich gegen den Orden gesonnen sei, blieb lange im Zweifel; denn obwol er, als gleich nach seiner Erhebung alle Ordensgenerale ihm Glück zu wünschen kamen, den Jesuitengeneral nicht vor sich ließ, so ertheilte er doch den Jesuiten für ihre Missionen neue Privilegien und gab den Höfen auf ihr Begehren nur ausweichende Antworten. Die Jesuiten aber betrugen sich nach den erlittenen Unfällen nur noch stolzer und widersetzlicher, sodaß sie ihren Untergang beschleunigt haben würden, auch wenn er nicht schon beschlossen gewesen wäre. So ließen sie das gegen die Fürstenmacht gerichtete Werk des Bellarmin in Mainz lateinisch, in München teutsch neu herausgeben. Doch die Kurfürsten ließen diese gefährliche Schrift sogleich verbieten. Gegen den Papst selbst vergingen sie sich auf eine ganz unverantwortliche Weise, indem sie eine Menge Schmähschriften gegen ihn verbreiteten, und als Clemens dem Ordensgeneral Ricci den Vorschlag machte, den Orden zu reformiren, um den Monarchen den Vorwand zu nehmen, auf seine Aufhebung zu dringen, da antwortete er stolz: „Sint, ut sunt, aut non sint!“ Dennoch ließ dieser Papst drei Jahre vorübergehen, ohne einen den Orden nachtheiligen Schritt zu thun; endlich konnte er aber den immer dringender werdenden Foderungen der Bourbon'schen Höfe nicht länger widerstehen, besonders da auch Österreich, welches bis dahin sich den Jesuiten nicht eben abgeneigt gezeigt hatte, nunmehr darin einstimmte. Doch auch jetzt schritt er nur allmälig zu Werke. Der erste auffallende Schritt, den er that, war die Aufhebung der Seminarien zu Rom am 17. Sept. 1772. Den Vorwand dazu gab die üble Wirthschaft der Anstalt, die wirklich 180,000 römische Scudi Schulden hatte. Zwei Monate darauf, am 12. November, hatte das Seminarium zu Frascati ein gleiches Schicksal. Im Februar 1773 trat Clemens schon deutlicher mit seiner Absicht hervor, indem er dem Cardinal Malvezzi die unbeschränkte Vollmacht ertheilte, alle Collegien und Häuser der Jesuiten in seiner Diöces von Bologna zu untersuchen und nach Gutbefinden aufzuheben. In Bologna widersetzten sich die Jesuiten den Verfügungen des Cardinals, als er die Novizen entfernen und zu Ablegung der Ordenskleider zwingen wollte. Sie wandten sich an den Papst, erhielten aber einen ungünstigen Bescheid. Auch jetzt gehorchten sie noch nicht und konnten nur mit dem Beistande des Militairs zum Gehorsam gezwungen werden. Auch in Ferrara und Ancona und in andern Städten des Kirchenstaats wurden ihre Güter in Beschlag genommen, ihre Archive versiegelt und ihnen alle priesterliche Functionen untersagt. Während dessen wurde der Papst durch Drohungen und Prophezeihungen vielfach beunruhigt; doch ließ er sich nicht schrecken, sondern faßte am 21. Jul. 1773 das Aufhebungsbreve ab [52]). Ehe er dasselbe unterschrieb, theilte er es aber allen europäischen Cabinetten mit, um deren Gutachten darüber zu vernehmen; dann berief er eine geheime Congregation, die aus den Cardinälen Corsini, Marefoschi, Caraffa, Zelada und Casali, dem Secretair Macedoni, dem Assessor Albani und zwei Theologen, dem Dominikaner Mamachi und dem Franziskaner Monserrato bestand; und nachdem diese Congregation vom 9. bis zum 15. versammelt gewesen war, wurde am 16. August das Aufhebungsbreve bekannt gemacht und der Orden seiner Misbräuche und des gegen den päpstlichen Stuhl bewiesenen Ungehorsams wegen für alle Zeiten für aufgehoben erklärt. Sogleich nach der Bekanntmachung wurden alle Jesuitenhäuser in Rom mit Soldaten besetzt und die Mitglieder unter Aufsicht gehalten. Den Priestern wurde die Wahl gelassen, ob sie in einem gemeinschaftlichen Hause unter Aufsicht eines Weltpriesters, doch ohne Verrichtung geistlicher Handlungen, leben, oder das Ordenskleid ablegen und bei den Bischöfen geistliche Verrichtungen übernehmen wollten; in beiden Fällen wurde ihnen ein Jahrgehalt zugesichert. Der General Ricci mit seinen fünf Assistenten und noch drei andern Jesuiten wurde am 24. Sept. verhaftet, nach der Engelsburg gebracht und wegen der Ordensgeheimnisse, besonders wegen der vermutheten großen Ordensschätze, inquirirt, doch wurden weder Schätze noch Geheimnisse entdeckt, da er Zeit genug gehabt hatte, sowol Geld als Papiere in Sicherheit zu bringen. Er starb im Gefängnisse den 24. Nov. 1774. Früher noch, am 22. Sept. 1774, starb

52) Die Aufhebungsbulle theilt P. P. Wolf (a. a. O. 3. Bd. S. 435—459) in ausführlicher Übersetzung mit.

Papst Clemens in der Überzeugung, daß er aus Rache von den Jesuiten vergiftet worden sei. Ob dieses gegründet oder nicht, darüber sind die Stimmen getheilt.

Durch das Breve Clemens' XIV. war der Jesuitenorden zwar gesetzlich aufgehoben, aber noch keineswegs völlig vertilgt, denn die einzelnen Glieder, oder auch einzelne Abtheilungen und Landsmannschaften der Gesellschaft benutzten die sich ihnen darbietenden günstigen Gelegenheiten, um die Form und das Wesen des Ordens unter sich fortbestehen zu lassen, da sie die Hoffnung zur Wiederherstellung des Ordens nicht aufgegeben hatten. Die ungleiche Aufnahme und Vollziehung der Aufhebungsbulle in den verschiedenen europäischen Staaten war ihnen dazu förderlich. In Teutschland waren die Jesuiten bei weitem so verhaßt nicht, als in den südeuropäischen Staaten, denn die Wirksamkeit der teutschen Jesuiten war, wenngleich nicht weniger umfassend, doch nicht so geräuschvoll und gewaltsam, als in jenen Staaten, die sich zu ihrer Vertreibung noch vor Aufhebung des Ordens veranlaßt fanden. Das lag in der Natur der Umstände; denn einmal mußten sie vorsichtig zu Werke gehen, da der protestantische Theil von Teutschland alle ihre Schritte mit eifersüchtiger Wachsamkeit beobachtete, dann aber war es ihnen bei der Vielheit der teutschen Regierungen unmöglich, entscheidend auf die politischen Angelegenheiten einzuwirken, besonders auch da die protestantischen Reichsstände ihnen stets entgegentraten. Dagegen suchten sie mit dem glänzendsten Erfolge ihren Einfluß auf das Volk zu begründen; auch hatten sie einen mächtigen Rückhalt an den geistlichen Fürsten, die meistens von Jesuiten erzogen, oft sogar heimliche Mitglieder der Gesellschaft, stets den Vortheil des Ordens beförderten. Diesen günstigen Umständen ungeachtet gerieth das Ansehen des Ordens in Teutschland doch schon mehre Jahre vor seiner Aufhebung und durch die eigne Schuld seiner Mitglieder in Verfall. In Österreich war nach Beendigung des siebenjährigen Krieges die Nothwendigkeit der Verbesserung der Lehranstalten fühlbar geworden, und die Kaiserin Maria Theresia hatte dem Erzbischof Migazzi von Wien aufgetragen, die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Dieser, der kein Feind des Ordens war, wollte zu dem Zweck zwei gelehrte Jesuiten aus Italien berufen, wo denn doch immer die Universität Wien und die übrigen höhern Lehranstalten in den Händen der Jesuiten geblieben wären; da sich aber der Provinzial Lecchi den Anordnungen des Erzbischofs unklug widersetzte, so ließ die Kaiserin zwei theologische Lehrstühle durch einen Dominikaner und einen Augustiner besetzen; auch wurde den Jesuiten die Büchercensur entzogen und ein strenges Verbot gegen mehre jesuitische Schriften erlassen. Der Erzbischof aber nahm ihnen die Aufsicht über die Bildung der jungen Geistlichkeit und errichtete ein Priesterseminarium, worüber er Weltgeistliche zu Aufsehern setzte. Ferner verordnete er, daß die Jesuiten ohne seine Bewilligung in Zukunft weder Beichte hören, noch die Gewissen der Nonnen leiten sollten. Sobald der vornehme österreichische Adel die Ungunst der Jesuiten bei Hofe bemerkte, entzog er seine Söhne dem Unterrichte dieser Geistlichen, die sich nun vergebens bemühten, den Erzbischof bei der Kaiserin in Ungnade zu bringen, dafür aber die Beichtväterstellen bei Hofe verloren. In Baiern[55]) benahmen sich die Jesuiten um nichts vorsichtiger. Ungeachtet Kurfürst Maximilian III. ihnen viele Wohlthaten erwiesen hatte, so verspotteten sie ihn doch öffentlich in einer dramatischen Posse, als er die Akademie der Wissenschaften gestiftet hatte, und brachten ihn auch bei dem Volke in den Verdacht der Ketzerei. Auch geschärfte Verbote konnten nicht verhindern, die Akademie und deren einzelne Mitglieder durch die boshaftesten Schmähschriften anzugreifen, als der Kurfürst durch sie 1770 einen neuen Schulplan entwerfen ließ. Der Kurfürst von Mainz unternahm 1772 ebenfalls eine durchgreifende Verbesserung des Schulwesens, ohne die Gesellschaft Jesu dabei zu berücksichtigen. Dasselbe that auch der Bischof von Passau. Der Kurfürst von Trier aber war durch seinen Weihbischof Hontheim (Febronius) entschieden gegen die Jesuiten gestimmt. Dessenungeachtet fand in Teutschland die Aufhebung der Jesuiten bei weitem den lauten und einstimmigen Beifall nicht, der davon erwartet worden war; denn Papst Clemens hatte einmal gegen die Form verstoßen, da er die Bulle den teutschen Bischöfen durch die Nuntien hatte mittheilen lassen, wodurch das Placitum regium des Reichsoberhauptes verletzt worden war; dann aber blieb die Frage im Zweifel, wem die Güter des aufgehobenen Jesuitenordens anfallen sollten? Der Reichshofrath entschied zwar, daß die Güter der Kirche heimfallen müßten, allein jeder Landesherr verfuhr damit nach eignem Gutdünken. Übrigens war das Schicksal der aufgehobenen Mitglieder des Ordens in Teutschland um vieles milder, als in andern Ländern, nicht nur hatten sie Zeit gehabt, alle dem Orden gehörige Baarschaften und Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen, sondern sie wurden auch mit Pfarrpfründen und einträglichen Lehrämtern versorgt, überall unter dem Namen Exjesuiten geduldet und häufig sogar begünstigt. Der Erzbischof Migazzi von Wien, der doch so viele Kränkungen von den Jesuiten erlitten hatte, wurde ihr erklärter Vertheidiger, als der Orden aufgehoben wurde; er protestirte dagegen und erklärte, daß er ohne diese Geistlichen weder die Kirche noch die Schulen in seinem Sprengel hinreichend versorgen könne. Großes Aufsehen erregte es, daß König Friedrich II. von Preußen die Aufhebungsbulle nicht anerkannte und die Jesuiten in Schlesien fortbestehen ließ, was aber keineswegs aus Gunst für den Orden, sondern deshalb geschah, weil er durch den breslauer Frieden sich verpflichtet hatte, in der Religion Alles so zu lassen, wie er es gefunden, dann aber, weil er für den Augenblick die Jesuiten bei den Lehranstalten durch keine andern Gelehrten zu ersetzen wußte. Bald änderte er doch seinen Entschluß. Im J. 1776 mußten die Jesuiten den Namen und die Kleidung ihres Ordens ablegen, in eine andere geistliche geschlossene Gesellschaft zusammentreten, sich Priester des königlichen Schulinstituts nennen und den Unterricht nach einem von dem Könige vorgeschriebenen

55) s. Ant. v. Bucher u. Klessing, Die Jesuiten in Baiern vor und nach ihrer Aufhebung. 2 Bde. (München 1819.)

Plane ertheilen; auch ihre Güter kamen unter die Verwaltung der königlichen Obergerichte; endlich wurde 1781 auch dieses Institut aufgehoben und die Glieder erhielten einzeln Anstellungen bei den Schulen. Um die Schulden der Gesellschaft zu zahlen, wurde die ihr ehemals gehörige Herrschaft Wartenberg für 300,000 Thlr. verkauft.

In Venedig und Toscana gingen die Regierungen bei der Aufhebung des Ordens mit großer Schonung der Mitglieder zu Werke und vermieden sowol alle Kränkung der Einzelnen als auch die Herabsetzung des Ordens auf das Sorgfältigste, und da in diesen Staaten die Jesuiten keine Widersetzlichkeit bei der Aufhebung zeigten, so wurde für ihren Unterhalt freigebig gesorgt. In Polen dagegen fiel ihr Loos am härtesten aus; denn obgleich lange gezögert wurde, die päpstliche Bulle zu vollziehen, und obgleich sie von allen Seiten viele Beileidsbezeigungen erhielten, so rissen doch die Magnaten, als es zur wirklichen Aufhebung kam, die Ordensgüter an sich, ohne daß für den Unterhalt der Ordensbrüder gesorgt wurde, die daher lange Zeit hindurch wirklich Noth litten. Später machten sie den Antrag, unentgeltlich die Erziehung der Jugend zu übernehmen und im J. 1790 strebten sie, die Wiedereinführung des Ordens in Polen zu bewirken, beides aber ohne Erfolg.

In Rußland gestaltete sich das Schicksal der Jesuiten nach der Aufhebung des Ordens am glücklichsten. Zu Folge eines Gesetzes Peter's des Großen sollte im russischen Reiche kein Jesuit geduldet werden; als aber durch die erste Theilung von Polen 1772 mehre Provinzen dieses Reiches an Rußland kamen, da erklärte Katharina II. das Gesetz Peter's des Großen für aufgehoben und die Jesuiten in den ihr zugefallenen polnischen Provinzen für geduldet. Diese leisteten den von ihnen verlangten Treueid unweigerlich und der Rector Czerniewicz von Polocz erwarb sich bei der Gelegenheit die Freundschaft des ersten Ministers Czerniczew. Als darauf die Aufhebungsbulle erschien, verbot die Kaiserin die Bekanntmachung derselben und versicherte die Jesuiten ihres Schutzes. Czerniewicz, der unterdessen Provinzial geworden war, bat mit anscheinender Demuth die Kaiserin, ihm zu erlauben, mit seinen Ordensbrüdern dem päpstlichen Befehle gehorsam zu sein. Von Czerniczew berathen, gab dieses die Kaiserin nicht zu und widersetzte sich beharrlich, die päpstliche Bulle anzuerkennen. Um seine Absicht durchzusetzen, hatte der päpstliche Hof dem Titularbischof von Mallo, Siestrzenzewicz, eine unbeschränkte Vollmacht zur Reformirung aller im russischen Polen befindlichen Mönchsorden gegeben, und da dieser Prälat kein Freund der Jesuiten war, so hatte er die geheime Weisung erhalten, ihre Aufhebung im russischen Gebiet zu bewirken. Die Kaiserin ernannte ihn aber zum Bischof von Weißrußland und verlangte von ihm, daß er die Jesuiten nicht nur anerkennen, sondern ihnen auch die Befugniß ertheilen sollte, ein Noviziat zu errichten. So ungern er solches auch that, so wollte er doch nicht die Ungnade der Kaiserin wagen und willigte ein. Der Papst sträubte sich zwar sehr dagegen, mußte endlich aber doch geschehen lassen, daß der Bischof zum Erzbischof von Mohilow erhoben, der Jesuit Benislawski zu seinem Coadjutor ernannt und zugleich ein Noviziat errichtet wurde. Wenigstens das Letztere zu verhindern, war der päpstliche Hof unablässig bemüht; allein die Jesuiten wußten sich den Schutz des Fürsten Potemkin zu verschaffen und dieser bewirkte ihnen am 25. Jul. 1782 die kaiserliche Erlaubniß, einen Generalvicar zu ernennen, welcher ihr höchstes Ordenshaupt sein sollte, bis es von Rom aus erlaubt sein würde, einen General zu wählen. Die Wahl fiel auf den Provinzial Czerniewicz. Seitdem bestand der Orden in seiner ganzen Einrichtung wieder und der Generalvicar war im völligen Besitze aller Gewalt eines ehemaligen Ordensgenerals, denn seinen geheimen Befehlen gehorchten auch die in andern Ländern befindlichen Mitglieder. Die Hoffnung aber, daß sich der Orden schnell durch ganz Rußland verbreiten würde, erfüllte sich nicht, sondern die Gesellschaft blieb großentheils auf Weißrußland beschränkt und konnte schon aus dem Grunde sich nicht schnell vermehren, weil es ihr an den nöthigen Unterhaltmitteln gebrach, da sich keine Gelegenheiten fanden, große Güter zu erwerben. Auch blieb ihnen der Zutritt in den beiden Hauptstädten des Reiches untersagt. Erst unter Paul I. wurde den Jesuiten erlaubt, sich auch in Moskau und Petersburg niederzulassen, doch war dieser Gewinn so groß nicht, da die Landesreligion ihnen stets ein bedeutendes Hinderniß blieb, Einfluß auf das Volk und auf die Großen zu gewinnen.

Daß der Orden nach seiner Aufhebung im Geheimen noch immer fortbestehe, davon zeigten sich in mehren europäischen Ländern deutliche Spuren, von denen aber der Zusammenhang um so weniger historisch nachgewiesen werden kann, als eine wol zu weit getriebene Besorgniß vor dem Einflusse der Jesuiten oft auch da eine Wirksamkeit des Ordens zu entdecken glaubte, wo sie in der That nicht bestand. Ziemlich gewiß ist es aber, daß sich die Jesuiten einen Einfluß auf den Freimaurerorden und auf andere geheime Gesellschaften zu erwerben wußten, um vermittels derselben wieder Einfluß bei den Fürsten und Großen zu gewinnen. In Frankreich versuchten sie dieses mit der Stiftung höherer Grade und dem Clermont'schen System daselbst und auch in Teutschland mit der Einführung des Tempelherrnsystems, welches mit dem erstern zusammenhing. Ebenso wirkten sie durch die Rosenkreuzer, und wie vermuthet wird, mußten auch die Illuminaten zu ihren Zwecken dienen. Indessen führten die Versuche höchstens zu einzelnen Bekehrungen hochgestellter Personen; denn in dem protestantischen Teutschland war die Furcht vor der Wiederherstellung des Ordens rege geworden, und die Schriftsteller schrieben jede verdächtige Handlung den verkappten Jesuiten zu, wodurch denn Fürsten und Völker mit Mistrauen erfüllt wurden und die Jesuiten in ihren Absichten überall auf unüberwindliche Schwierigkeiten stießen. Auch ihre Versuche, in Italien unter andern Namen wieder als eine geschlossene Gesellschaft aufzutreten, mislangen, wahrscheinlich durch innern Zwiespalt und durch Mangel an hinreichenden Geldmitteln. Indessen hörten die Mitglieder nicht auf,

für die Wiederherstellung des Ordens thätig zu sein, und ihre Beharrlichkeit errang endlich doch den Sieg.

Die Wiederherstellung des Ordens erfolgte eigentlich schon 1801, in welchem Jahre Papst Pius VII. die Gesellschaft Jesu in Weißrußland anerkannte und den Generalvicar Daniel Gruber bestätigte. Durch diese Anerkennung war die frühere Aufhebung für ungültig erklärt und die Mitglieder des Ordens hatten das Recht erhalten, auch in andern Ländern unter ihrem wahren Namen aufzutreten. Das war aber noch mehr der Fall, als der Papst zwar nur im Geheimen, doch so, daß es in allen katholischen Ländern bekannt wurde, 1804 den Orden in Sicilien herstellte. Nachdem aber durch den Sturz Napoleon's der päpstliche Stuhl seine Rechte und Freiheiten wieder erhalten hatte, rief er am 14. Aug. 1814 durch die Bulle Sollicitudo omnium den Orden aufs Neue ins Leben und stellte ihn in seiner ganzen frühern Verfassung und mit allen seinen Rechten feierlich wieder her. Er ertheilte auch den Mitgliedern, von denen sich mehre sogleich in Rom einfanden, und den Niederländer Rottenhahn zu ihrem Generale wählten, das römische Collegium als Eigenthum, und mit seiner Genehmigung errichteten die Jesuiten ein Noviziat, in welches sogleich einer Menge vornehmer Jünglinge eintraten. Eine von den Jesuiten und ihren Freunden längst aufgestellte Behauptung, daß durch die Aufhebung des Jesuitenordens der Kirche und den Thronen ihre sicherste Schutzwehr gegen Unglauben und Zügellosigkeit genommen worden sei, fing bei mehren katholischen Höfen an, Eingang zu finden; daher erfolgte nicht nur kein Widerspruch gegen die Herstellung der Jesuiten, sondern im Gegentheil eilten mehre Regierungen, die Jesuiten in ihren Staaten wieder einzuführen und sie mit reichen Gütern auszustatten. Von den italienischen Staaten nahm Modena 1815 zuerst sie auf und verlieh ihnen ein reichausgestattetes Collegium. Sardinien und Neapel stellten gleichfalls die in ihren Gebieten einst befindlichen Jesuitencollegien her, vertrauten ihnen wieder die Lehranstalten an und versahen sie mit beträchtlichen Einkünften. Von Florenz und dem österreichischen Italien blieben sie dagegen ausgeschlossen. In Spanien stellte Ferdinand VII. durch das Edict vom 29. Mai 1818 den Orden mit seinen sämmtlichen Vorrechten her und setzte ihn in den Besitz aller demselben ehemals gehörigen Güter. Zu gleicher Zeit wurde ihnen auch in dem Schweizercanton Freiburg ein Collegium wieder eingeräumt, welches eigentlich die Bestimmung hatte, eine Pflanzschule des Ordens für Teutschland und Frankreich zu sein. In Teutschland wollte es ihnen nicht gelingen, wieder Eingang zu finden; desto glücklicher waren sie aber in Frankreich. Da in diesem Reiche die Kirchen und Schulanstalten wirklich in einem tiefen Verfalle waren, so fand ihr Anerbieten, dieselben wieder emporzubringen, bei der Regierung gleich nach der Restauration eine bereitwillige Aufnahme. Um indessen das Verbannungsgesetz vom J. 1764, welches noch nicht aufgehoben war, zu umgehen, zugleich aber auch das gegen sie bei der Mehrzahl des Volkes herrschende Vorurtheil zu vermeiden, erschienen sie Anfangs nicht als wirkliche Jesuiten, sondern unter dem Namen Pères de foi oder frères ignorantins, und erhielten als solche beträchtliche Güter und Häuser eingeräumt. Ihr Wiedererscheinen verursachte große Bewegungen in der Deputirtenkammer und bei einem großen Theile des Volks, und sie waren unaufhörlichen Angriffen ausgesetzt. Dennoch erhielten sie sich nicht nur durch den Schutz der Regierung und der höhern Geistlichkeit, sondern durften es sogar wagen, öffentlich unter ihrem wahren Namen und in ihrer Ordenskleidung aufzutreten. Eine ganz besondere Begünstigung genossen sie aber von Karl X., der 1825 den Thron bestieg, unter welchem ihr Einfluß bei Hofe ungemein groß war. Dieses Glück nahm aber bei der Revolution 1830 ein Ende, nach welcher sie völlig und für immer aus Frankreich verbannt wurden und ihre Zuflucht großentheils nach Freiburg in der Schweiz nahmen. Während dem Orden in Frankreich sich so glückliche Aussichten eröffneten, erlitt er in andern Ländern wieder beträchtliche Verluste. In Spanien wurden bei der im J. 1820 ausgebrochenen Revolution die Jesuiten verbannt und ihre Güter eingezogen. Zwar wurden sie, nachdem Ferdinand VII. 1823 die Cortes unterdrückt hatte, wieder zurückberufen, doch konnten sie bei der Armuth des Staates nicht völlig für ihre Verluste entschädigt werden. In Rußland hatten die Jesuiten durch ihre Bekehrungsversuche junger Personen aus vornehmen Häusern sich im J. 1817 die Verbannung aus den beiden Hauptstädten zugezogen. Da sie dieser Warnung ungeachtet aber noch nicht unterließen, viele russische Unterthanen zum Übertritt von der griechischen Kirche zur katholischen zu bewegen, und da sie auch in mehren Fällen unter mancherlei Vorwänden den Gesetzen und Verordnungen der Landesregierung ungehorsam waren, so wurden ihre sämmtlichen Güter in Rußland und Polen eingezogen, ihre Collegien, worunter das zu Polocz, für eine Hauptstätte der jesuitischen Wirksamkeit galt, aufgehoben und sie selbst aus dem russischen und polnischen Gebiet verbannt. Die Vertriebenen suchten nun eine Zuflucht im Österreichischen, doch wurde sie ihnen nur einige Jahre hindurch bewilligt und schon 1825 mußten die aus Rußland eingewanderten Jesuiten die Grenzen des Kaiserstaats verlassen. Übrigens genießen die Jesuiten im Österreichischen wenigstens stillschweigende Duldung; in Galizien besitzen sie aber fünf Collegien. Da in dem Österreichischen seit der Aufhebung des Jesuitenordens mehre andere geistliche Orden, als die Redemtoristen, Piaristen, Theatiner u. s. w., die Jesuiten im Beichtstuhl und bei den Lehranstalten ersetzen, so ist die Hoffnung der Jesuiten, in diesem Staate völlig hergestellt zu werden, nicht erfüllt worden. Auch in den andern Ländern ist die öffentliche Meinung zu sehr wider sie, als daß ein erneueter Flor des Ordens zu erwarten stände.

Die Wiederherstellung des Jesuitenordens hat den Streit über die Schädlichkeit oder Nützlichkeit dieser Gesellschaft aufs Neue angeregt und einen sehr lebhaften Schriftenwechsel bewirkt, durch welchen aber nichts Neues von Bedeutung zu Tage gefördert worden ist. Alle Gegner der Jesuiten und alle Freunde einer reinen Sitten-

lehre waren längst darüber einverstanden, daß der jesuitische Probabilismus das verabscheuenswürdigste System war, welches je die kaltherzigste Selbstsucht erdacht hat und wodurch die höchste Ruchlosigkeit und der himmelschreiendste Frevel entschuldigt oder gar gebilligt werden können. Wo möglich noch abscheulicher und verwerflicher war die von den Jesuiten gleichfalls gelehrte Reservatio mentalis, wodurch die schamloseste Lüge und Heuchelei als etwas höchst Unschuldiges erscheint. Der bekannte jesuitische Grundsatz, daß zur Erreichung guter Zwecke auch schlechte Mittel angewandt werden können, öffnet jedem Verbrecher Thor und Thür, und nicht geleugnet mag werden, daß diesem Grundsatze gemäß Aufruhr, Königsmord, Meineid und alle Arten von Laster und Frevel von den Jesuiten wirklich vertheidigt und gerechtfertigt worden sind. Daß demnach die Religion, die Tugend, die Sittlichkeit, durch die Herstellung der Jesuiten nichts gewonnen hat, kann nur von denen bestritten werden, die selbst Anhänger der jesuitischen Grundsätze sind. Daß Volks- und Jugendlehrer, die dergleichen Grundsätze huldigen und verbreiten, der Menschheit nicht nur keinen Gewinn bringen, sondern vielmehr Unheil und Verderben bewirken, ist augenscheinlich. Daß die Wissenschaft durch die Wiederherstellung des Ordens nichts gewonnen hat, liegt wol zu klar zu Tage, um noch einer besondern Erörterung zu bedürfen, da kein Ordensglied seit den nunmehr verflossenen 20 Jahren auch nur einen nennenswerthen Beitrag zur Vermehrung menschlicher Erkenntniß geliefert hat. Ebenso wenig gewinnt der Jugendunterricht durch die Jesuiten; denn während überall Fortschritte gemacht worden sind, haben sich die Jesuiten weder in ihren Ansichten, noch in ihren Lehrmethoden von der Stelle bewegt und gnügen daher auch den mäßigsten Foderungen nicht. Was den Zweck des Ordens betrifft, so ist dieser allerdings noch immer der nämliche, den Aquaviva und seine Genossen und Nachfolger hatten, nämlich eine Aristokratie des Talents durch Obscurantismus zu gründen; auch die Mittel sind dieselben: nämlich durch Erringung des Monopols des Schulwesens, der Gewissensleitung, der Wissenschaften und des Handels, wodurch denn das letzte Ziel, die Begründung einer unabhängigen Jesuitenmonarchie durch alle Staaten des Erdkreises, erlangt werden soll [54]). Doch daß bei dem gegenwärtigen Standpunkte menschlicher Erkenntniß und menschlicher Verhältnisse dieses Ziel ewig unerreicht bleibt und daß der Jesuitenorden daher in unsern Zeiten auch keineswegs so gefährlich ist, als er wol gehalten worden ist, das scheint ausgemacht [55]). (*Rauschnick.*)

JESUITENMEDAILLEN. Die Jesuiten haben sich viel zu berühmt und berüchtigt gemacht, als daß es uns Wunder nehmen dürfte, sowol im bösen als im guten Sinne auf sie Bezug habende Münzen und Medaillen zu finden. Zu den erstern könnte man vielleicht diejenigen Thaler des Herzogs Christian von Braunschweig rechnen, welche auf dem Avers in vier Zeilen die Worte enthalten: GOTTES FREVNDT DER PFAFFEN FEIND, und auf welchen der Revers einen aus den Wolken hervorragenden Arm zeigte, welcher in der Hand ein bloßes Schwert mit einer Jesuitermütze auf der Spitze emporhält [1]). Zu den zweiten gehören eine Medaille, welche geprägt wurde, als Papst Leo XIII. im J. 1582 zu Rom das große Jesuitercollegium stiftete. Sie enthält auf der Aversseite diese Worte: Gregorius XIII. Pont. Max. Collegium. Societatis. Jesu. Omnium. Nationum. Seminarium. (maxime pestiferum.) Pro. Sua. In. Christianam. Religionem. Et. Ordinem. Illum. Pietate. A. Fundamentis. Exstruxit. Et. Donavit. An. Sal. CIƆIƆLXXXVI. Pont. Sui. X. Romae. Auf der Rückseite sitzt der Papst im völligen Ornate auf einem erhöhten Lehnstuhle, 12 Jesuiten segnend, welche vor ihm stehen, und über denen eine Tafel hängt, welche die Worte enthält: Ite, Operamini In Vinea. Domini. Umschrift: Seminans. In. Benedictionibus. De. Benedictionibus Et. Metet. [2]). Ihr folgt eine Medaille, welche auf das erste Jubelfest des Bestehens der Jesuiten 1639 geschlagen wurde. Der Avers zeigt das rechts gekehrte Brustbild des Papstes, Urban VIII. Er ist barhäuptig mit spitzgekrümmtem Barte und mit dem Pluvial bekleidet dargestellt. Umschrift: Urbanus VIII. Pon. Max. An. XVII. Im Abschnitte: Casp. Molo. Die Rückseite enthält zwischen zwei oben und unten angebrachten Flügelengelköpfen die Worte: Munificentia Ant. Barberini S. R. E. Card. Cam. Soc. Jesu. Ann. C. Pie Celebrato. S. CIƆIƆCXXXIX. V. Cal. Oct. [3]). Einen großen Werth setzten die Jesuiten damals darauf, daß in dem Namen Loyola nach folgendem Eteostichon:

Adspiciet en centum LoyoLa amplectitur annos

dieses Fest gewissermaßen vorherverkündigt war. In der neuern Zeit erschien eine Jesuitenmedaille häufig in Polen und den angrenzenden Ländern. Sie ist von ovaler Gestalt, mit einem Henkel versehen und von vergoldeter Bronze. Auf dem Avers sieht man den Ignatius, in

54) s. G. von Wedekind, Der pythagoräische Orden ꝛc. (Leipz. 1819). S. 101–108. 55) Die beste Zusammenstellung geschichtlicher Thatsachen, den Jesuitenorden betreffend, wiewol mitunter zu leidenschaftlich abgefaßt, ist: P. P. Wolf's allgemeine Geschichte der Jesuiten. 4. Bd. 2. Aufl. (Leipz. 1803), worin zugleich im 4. Bde. von S. 319—420 eine sehr vollständige Literatur vorhanden. Unter vielem Oberflächlichen und Werthlosen, was in neuern Zeiten über die Jesuiten zu Tage gefördert worden, zeichnen sich vortheilhaft aus: Die Gesellschaft Jesu als universalhistorische Erscheinung (Braunschweig 1815). L. Tim. Spittler, über die Geschichte u. Verfassung der Jesuiten (Leipzig 1817). H. Escher, Die Jesuiten im Verhältnisse zu Staat u. Kirche (Zürich 1819). Catechismo de' Gesuiti storico-teologico-morale, esposto ed illustrato a profitto della gioventù (Leipz. 1820). K. H. v. Lang, Gesch. der Jesuiten in Baiern (Nürnberg 1819).

1) Er soll diese Thaler, von welchen man auch zwei andere mit der Inschrift: „Verlier ich gleich Arm und Bein, so will ich doch der Pfaffen Feind sein," haben will, aus der silbernen Statue des heil. Liberius haben prägen lassen, ein Crimen laesae majestatis, was die Katholiken „dem tollen Christian," wie sie ihn nannten, nimmer vergeben konnten. Madai, Vollständ. Thaler-Cabinet. Nr. 1123. Köhler's Münzbelustigung. 3. Th. S. 376. S. 441. 2) Köhler a. a. O. 10. Th. S. 361. 3) Köhler a. a. O. 7. Th. S. 185. Madai Nr. 3156.

der Hand ein aufgeschlagenes Buch mit den Worten: In. Maj. Dei. Glor. Vor ihm eine strahlende Sonne, in deren Mitte das Jesusmonogramm: I. H. S. Umschrift: S. Ign. de Loyola. Soc. Jesu. Der Revers zeigt die gekrönte Mutter Gottes im Sternengewande, mit dem Christkinde auf dem Arme. Umschrift: S. Maria Czestochoviens. Dies bezieht sich auf das wunderthätige Marienbild im Paulinerkloster zu Czenstochow in der Republik Krakau [4]). (*G. M. S. Fischer.*)

Jesuitenmütze, Nuss, s. Trapa (natans).

Jesuitenpulver (Pulvis Jesuitarum), s. Chinarinde.

Jesuitenthee, s. Chenopodium (ambrosioides).

JESUITINNEN. Daß der Stifter der Jesuiten keineswegs den Plan hatte, seiner Gesellschaft auch Nonnen zu geben, geht deutlich aus der Geschichte der Entstehung dieses Nebenordens hervor, welcher in manchen ausführlichen Werken über die Jesuiten nicht einmal genannt, in andern ziemlich unter einander geworfen kurz verhandelt wird. Als Ignaz v. Loyola an immer größerer Bevorrechtung seines Ordens in Rom mit Glück arbeitete, fand sich eine seiner alten Freundinnen, der er vielfachen Dank für allerlei Unterstützungen schuldig war, in Rom ein, mit dem besten Willen, dem neuen Ordensstifter auch in diesem Werke behilflich zu sein, und einen Weg mit ihm zu wandeln. Die Dame war aus Barcelona, wo sich Ignaz früher unter ganz andern, geringern Umständen von Zeit zu Zeit aufgehalten hatte; ihr Name war Isabella Rozel, auch Rosella genannt. Vor Kurzem Witwe geworden, ergriff sie der heilige Eifer und sie schiffte nach Rom mit dem festen Entschlusse, unter dem Gehorsam ihres alten Freundes ihr Leben und Vermögen Gott und der Kirche zu weihen. Zuvörderst mühete sich Rosella um gleichgestimmte Herzen, und nachdem sie zwei Römerinnen zu gleichem Entschlusse gebracht hatte, wendete sie sich mit ihrem Gesuche an Loyola, fand aber zu ihrem Erstaunen ihn von dem Vorsatze nicht entzückt, vielmehr machte er ihr solche Einwendungen, die als Weigerungen angesehen werden konnten. Diese unverhofften Hindernisse machten die drei verbundenen Frauen nur noch beharrlicher, und durch Fürsprache einiger bedeutenden Männer erhielten sie wirklich vom Papste Paul III. die Erlaubniß zu einer solchen Verbindung. Jetzt hielt es Loyola für rathsamer, sei es aus Gehorsam gegen die Verordnung des Papstes, oder aus Rücksicht für die früher ihm von der Frau Rozel erwiesenen Wohlthaten, sich dem kleinen Vereine nicht weiter zu widersetzen, und unterzog sich der Leitung desselben. Das gereuete ihn jedoch früh genug. Maffei berichtet, diese drei Frauen plagten ihn in wenigen Tagen mit unnützen Fragen, wunderlichen Einfällen, Klagen und Mishelligkeiten so sehr, daß diese Wenigen ihm mehr Noth machten, als sein ganzer Orden. Helyot, der dies Alles bestätigt, setzt noch hinzu: Er wurde mit ihnen niemals fertig. Darüber verlor er die Geduld, stellte dem Papste den Nachtheil vor, der für den ganzen Orden daraus hervorgehen würde, und der unübersehbar sich vergrößern müßte, wenn dieser Frauenorden zahlreicher würde und sich auch über andere Städte verbreitete. Darin irrte er zwar, denn viele Frauen regieren sich leichter als drei, die gleiche Rechte haben wollen; allein der Papst ging in seine Vorstellungen ein, und befreite ihn und den Orden von der Aufsicht über diese Nonnen (1547 nach Helyot; Andere setzen 1546). Das Leben dieser ersten Nonnengemeinde dauerte demnach nur sehr kurze Zeit. Die Frauen mögen sich jedoch nicht sogleich völlig beruhigt haben, denn in einer spätern päpstlichen Bulle vom J. 1549 wird wiederholt eingeschärft, daß der Orden der Jesuiten auch alsdann nicht verbunden sein solle, die Führung von Nonnen zu übernehmen, wenn es diesen gleich vom Papste vergönnt worden sei, sich ihren Gewissensrath zu wählen; er müßte denn die Jesuiten ausdrücklich dazu ernannt haben (Schröckh, Kirchengesch. 3. Bd. S. 536).

Deshalb vernachlässigten aber die Jesuiten die Frauenwelt nicht im Geringsten, und es fanden sich später abermals allerlei weibliche Seelen, die Jesuitinnen sein und heißen wollten. Dergleichen erlebte man in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. an verschiedenen Orten in Italien, wo sich mancherlei Frauen ganz auf eigene Hand zu einer Art klösterlicher Vereinigung zusammengethan und sich den Namen **Jesuitinnen** beigelegt hatten, ohne jemals vom Papste bestätigt worden zu sein, ja ohne je um Erlaubniß zu einer solchen Verbindung angehalten zu haben. Der Eifer der freien Gesellschaft war lebhaft genug. Man hatte viele einem geistlichen Orden nöthige Gebäude aufgerichtet, oder an sich gekauft, sich Vorsteherinnen aller Art nach dem Vorbilde der Jesuiten erwählt, natürlich auch eine Generalin, die Pröpstin hieß, und eine gewisse Kleidertracht festgesetzt. Die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams wurden, wie in dem besten Orden, in die Hände der Generalin abgelegt; nur von einer Verschließung hinter die Klostermauern waren sie keine Freundinnen; sie gingen, wohin sie wollten, stets in der Absicht zu bessern und zu bekehren. Darin erwiesen sie sich oft so auffallend, und unternahmen so viel Seltsames, daß es den Mönchen und der Geistlichkeit überhaupt oft verdrießlich fiel. Die freie Nonnengesellschaft vermehrte sich jedoch so, daß sich bereits in Teutschland dergleichen eingerichtet hatten, die nicht minder unternehmend waren, als ihre Schwestern in Italien. Urban VIII. ließ sie daher durch Legaten und Bischöfe aller Orten ermahnen, von ihrem nicht geregelten Unternehmen freiwillig abzustehen, was nicht das Geringste wirkte. Der Papst sah sich also genöthigt, ihren auf eigene Hand, ohne apostolische Erlaubniß gegründeten Orden durch ein Breve vom 21. Mai 1631 feierlich aufzuheben. Bei Strafe des Bannes wurde ihnen befohlen, ihre Häuser zu verlassen, von einander abgesondert zu wohnen, ihre bisherigen Ämter und Kleidung für immer abzulegen. Dazu wurden ihre Gelübde für vollkommen nichts erklärt, und ihnen Freiheit gelassen, in die Welt zurückzutreten, oder sich andern vom Papste gebilligten Orden anzuschließen. So waren denn

4) Schmieder's Handwörterbuch der gesammten Münzkunde. Nachtrag. S. 85.

diese anmaßlichen Jesuitinnen, ebenso wie die ersten rechtlichen, d. h. vom Papste bestätigten, bald genug unterdrückt und für nachtheilig befunden worden.

Es gibt noch eine dritte Art Jesuitinnen, die manche Schriftsteller übersehen, oder unter die Benedictinerinnen gerechnet haben mögen. Wenn also behauptet wird, daß sich doch noch spätere Überbleibsel von diesen Jesuitinnen, besonders in den Niederlanden, wo sie Paters Kloppen genannt würden, ferner in Cöln, Wien, Prag und Breslau erhalten hätten, so kann dies nicht gradehin für eine Unachtsamkeit der Regierung folgender Päpste ausgegeben werden, denn die spätern Jesuitinnen stehen in ganz andern Verhältnissen, und sind nicht als Überbleibsel der anmaßlichen, 1631 aufgehobenen, zu betrachten.

Die Stifterin dieses dritten Ordens der Jesuitinnen war Johanna v. Lestonac, geboren im J. 1556 zu Bordeaux. Ihr Vater, Richard v. Lestonac, und ihrer Mutter Bruder, Michael v. Montagne, waren streng katholisch, während ihre Mutter zur reformirten Partei übergetreten war. Desto eifriger sorgten die beiden genannten Männer, daß die Tochter in ihrem Glauben verharrte, wozu auch ihr Bruder, der sich den Jesuiten anschloß, wacker half. Sehr jung erwachte daher in ihr Neigung zum Klosterleben. Aus Gehorsam gegen ihren Vater vermählte sie sich im 17. Jahre mit einem sehr reichen Manne, dem Sohne des Statthalters von Bordeaux, Gaston de Montferrant, wurde eine sehr belobte Hausfrau und Mutter von vier Söhnen und drei Töchtern. Im J. 1597 starb ihr Gemahl und die Liebe zum Kloster erwachte um so lebendiger, da schon zwei der Töchter Nonnen geworden und drei ihrer Söhne gestorben waren. Sie ging im J. 1603 zu den Feuillantinnen zu Toulouse wider den Wunsch ihres Sohnes und zum Schmerz ihrer Tochter. Die strenge Lebensart dieser Klosterfrauen ertrug ihr Körper nicht. Nach einem halben Jahre war sie so krank, daß sie wieder nach Bordeaux zurückgebracht werden mußte, ehe sie Profeß gethan hatte. Unter allen Annehmlichkeiten des Weltlebens im Schooße der Ihrigen konnte sie dennoch ihren alten Plan nicht vergessen. Die Vermählung ihrer Tochter mit dem Baron d'Arpaillont war ihr vorzüglich darum erwünscht, daß sie ein Hinderniß weniger zur Ausführung ihres Planes habe. Indem sie ihre Tochter in Perigord häuslich einrichten half, überredete sie ein Fräulein de Brianzon, die reformirte Religion abzuschwören und der Welt zu entsagen, wodurch sie diese zu einer ihrer ersten geistlichen Töchter machte. Heimgekehrt bezog sie ein einsam gelegenes Gut ihres Sohnes, dem Gedanken an einen neu zu errichtenden Orden nachzuhängen, wobei vorzüglich auf besonders dafür veranstalteten Reisen Jesuiten befragt wurden. Manche hatten ihr abgerathen, was nichts fruchtete, so klug jene Männer sie auch geistlich zu beschäftigen wußten. Endlich reifte in den beiden Jesuiten de Borde und Raimund der Plan, zur Unterdrückung der wirksamen Mädchenschulen der Reformirten in Bordeaux einen neuen Orden von Klosterfrauen zu errichten, der unter Anderm nach ihrer Einrichtung eine katholische Mädchenschule eröffnete. Sogleich wurde Johanna dafür angeregt, und in kurzer Zeit hatten sich neun geistliche Töchter gefunden, die unter der Eifrigen zu stehen wünschten. Die Einrichtungen wurden von den genannten Männern natürlich völlig nach den Regeln der Jesuiten gemacht, so weit es nützlich schien. Man theilte das Unternehmen dem Cardinal de Sourdis, damaligem Erzbischofe zu Bordeaux, mit, welcher Anfangs sehr zufrieden damit war, nachher ihr aber einreden wollte, lieber die Ursulinerinnen, die gleichen Beruf hätten, zu verbessern und sich an ihre Spitze zu stellen, als einen neuen Orden zu errichten. Der neue Orden lag ihr aber so sehr am Herzen, daß sie sich davon nicht abbringen ließ, worauf ihr der Bischof am 25. März 1606 wirklich die Zustimmung gab, sich deshalb an den Papst zu wenden. An Empfehlungen der Stifterin an den Papst Paul V. mangelte es nicht, und am 7. April 1607 bestätigte er den neuen Orden unserer lieben Frau zur Erziehung junger Mädchen; die Satzungen wurden gleichfalls genehmigt und die übrige Einrichtung dem Erzbischofe de Sourdis übertragen.

Und so bewilligte ihnen denn der Erzbischof den Anfang der neuen Stiftung, sobald das Kloster in Bordeaux völlig dazu eingerichtet sei, die Kleidung und den Weihel der Benedictinerinnen und den Namen der Klosterfrauen von der Stiftung der heiligen Jungfrau Maria. Gewöhnlich aber nannte man sie Jesuitinnen, weil von Jesuiten angeregt und entworfen, die Einrichtungen dieses Ordens sehr viel Gleiches mit denen der Jesuiten hatten. Am 1. Mai 1608 wurde das Kloster eingeweiht, und die Nonnen empfingen ihre Kleidung. Die Meinung der Leute über die Stifterin des neuen Ordens war sehr verschieden; ihr Sohn selbst war sehr unzufrieden. Das hinderte die standhafte Frau nicht im Geringsten, schweigsam an ihrem Plane fortzuarbeiten. Im Januar 1610 legten sie das Gelübde ab. Die ganze Zahl derselben war zehn; die zu Unterrichtenden, Kostgängerinnen und Novizen nahmen zu, und der Jesuit de Borde wurde von der Stifterin von Neuem beauftragt, die Gesetze und Statuten des Ordens zu vervollständigen und zu bessern, was durch anderweitige Bekehrungsgeschäfte des Mannes (den Reformirten Abbruch zu thun) aufgehalten wurde. Unterdessen hatte schon manche Stadt die Mutter de Montferrant um Errichtung neuer Häuser gebeten, was ihr so angenehm war, als die Menge Novizen, die sie selbst erhielt. Ihre beiden Töchter, die vor 20 Jahren bereits in den Orden der Annonciada getreten waren, traten nach erhaltener Erlaubniß des Papstes gleichfalls zu ihr. Der Orden nahm so zu, daß sie ihn auf 29 Häuser ihrer Stiftung herangewachsen sah. Sie starb am 2. Febr. 1640 zu Bordeaux. Von diesem Jahre an wurde immer am 1. Mai ein öffentliches Klosterfest der Errichtung des Ordens wegen gefeiert. Helyot spricht auch von vielen Wundern, die auf ihrem Grabe geschehen sind.

Der Orden blieb in Ansehen und verbreitete sich noch nach ihrem Tode ungemein, sodaß fast keine Provinz in Frankreich ist, die nicht Klöster dieser Stiftung aufzuweisen hätte. Selbst in Spanien fand er Eingang, z. B.

in Tudela, Barcelona und Tarracona. Der Orden ist in seinen Einrichtungen so jesuitisch, daß die Stifterin, der es um vollkommene Einheit aller Häuser zu thun war, sogar auf eine Ordensgeneralin drang. Es war auch ein Jesuit, der die Geschichte dieses Ordens verfaßte: *Jean Bouzonie*, Histoire de l'Ordre des Religieuses filles de Notre Dame (1697 und 1700). Ist der Stifterin die völlige Gleichförmigkeit aller Klöster ihrer Stiftung auch nicht gelungen, so werden doch die Abweichungen als unbedeutend angegeben. Ihre Kleidung ist schwarz, von geringer Art, aber nett; der Mantel, den die Gehilfinnen nicht haben, ist weit und gleichfalls schwarz, der Weihel weiß, von Leinwand oder Baumwolle. Der goldene Name „Maria" (ihrer Beschützerin) im blauen Felde dient ihnen zum Wappen.

Dieser dritte Orden, dem Bekehrung und Erhaltung des Glaubens Hauptzweck ist, muß demnach als der rechte Hauptorden der Jesuitinnen in jeder Hinsicht angesehen werden, obgleich sein bestätigter Name nicht darauf hinweist; die Volksbenennung hingegen traf das Rechte.

(*G. W. Fink.*)

JESUS, mit dem Würdenamen Christus, ist der Stifter unserer christlichen Religion. Die Quellen, aus welchen wir die Geschichte seines Lebens schöpfen können, sind nur vier kleine Schriften von vier seiner Verehrer abgefaßt. Es sind die in dem zweiten Haupttheile unserer heiligen Schriften uns aufbewahrten Evangelien des Matthäus, Markus, Lucas und Johannes. Denn aus andern Schriftstellern, die seiner erwähnen, Josephus, Sueton, Tacitus, läßt sich kaum mehr als seine Existenz entnehmen.

Die Darstellung des Lebens Jesu ist den größten Schwierigkeiten unterworfen; und dies nicht allein, weil jene Evangelien nur in einer Sammlung von Bruchstücken bestehen. Es findet sich vielmehr in den Evangelien so manches als Thatsache aufgestellt, was der Geschichtsforscher mit blos historischem Sinne unter die ausgemachten Thatsachen aufzunehmen Bedenken trägt; weil es sich nicht mit dem vereinigen läßt, was sich sonst in allen Naturbegebenheiten, und insbesondere in jedem Menschenleben, der Erfahrung als allgemeines Gesetz aufgedrungen hat; und weil man sich schon vielfältig aus guten Gründen berechtigt fand, dergleichen bei alten Geschichtserzählern auf Rechnung unvollkommener Beobachtung und Überlieferung, und von irgend einem Zwecke geleiteter Darstellung zu setzen, daher es aus der Reihe wahrer Thatsachen fallen zu lassen. Diesem blos historischen Sinne steht aber gegenüber der fromme Sinn, die Verehrung Jesu, welche grade in jenem Bedenklichen etwas Auszeichnendes und Großes sieht, und durch die Verminderung des Großen sich verletzt fühlt. Eine allgemein ansprechende Darstellung des Lebens Jesu dürfte daher fast zu dem Unmöglichen gehören. Jeder, der sie mit Achtung sowol gegen jenen historischen, als gegen diesen frommen Sinn unternimmt, wird sich sehr oft in der peinlichsten Verlegenheit befinden, wie er Allen genügen solle, und er selbst wird oft, wenn er den einen Sinn neben dem andern in seinem Innern hegt, mit sich in Zwiespalt treten. Wir nähern uns dem Punkte einer allgenügenden Lebensbeschreibung Jesu nur, je mehr sich der historische Sinn der Einsicht nähert, daß, da in Jesu uns ein Inneres vor Augen liegt, was unter allen geistigen Erscheinungen, welche uns die Geschichte vorführt, ganz einzig dasteht, ebenso auch bei ihm sehr wohl das Äußere in einziger Weise über die Analogie aller übrigen Menschenerscheinungen hervorragen könne; und je mehr der fromme Sinn über die wahre innere Größe Jesu so erleuchtet ist, und sich durch dieselbe so vollkommen befriedigt fühlt, daß er wenigstens manches Äußerliche als Außerwesentliches erkennen und ohne Schmerz entbehren lernt. Dahin ist es allenfalls in einigen Gemüthern, bei weitem aber noch nicht allgemein gekommen; und daher kann auch der, welcher, zu dem angezeigten Punkte vorauseilend, das Leben Jesu zu schreiben unternimmt, eine gerechte Würdigung seines Unternehmens nur von wenigen jetzt Lebenden, und von der Nachwelt erwarten.

Von den gelieferten Lebensbeschreibungen Jesu führen wir aus neuerer Zeit nur an: Joh. Jac. Heß, Lebensgeschichte Jesu. 8. Aufl. 2 Thle. (Zürich 1816); sehr weit verbreitet und geschätzt. — Jesus, wie er lebte und lehrte, nach den Berichten der Evangelisten. Nebst Resultaten über Jesus. Eine Beilage zu Niemeyer's Charakteristik der Bibel (Halle 1799). Der Verf. war Dr. J. B. Vermehren. Er schrieb besonders für die gegen das Wunderbare Eingenommenen; in jener Zeit war indessen etwas völlig Reifes hierüber fast noch nicht möglich. — Natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth. 2. Aufl. 2 Thle. (Bethlehem [Kopenh.] 1806); ein verunglückter Roman. — Versuch einer pragmatisch erzählten Geschichte Jesu ꝛc. von M. Ernst Aug. Opitz (Zerbst 1812). Enthält zwar manche neue Ideen; dürfte aber keiner Partei genügen. — Das Leben Jesu von Nazareth. Ein religiöses Handbuch für den Geist und das Herz der Freunde Jesu unter den Gebildeten, von Joh. Chr. Greiling (Halle 1813). Enthält viele erhebende Partien. — Die Geschichte Jesu für denkende und gemüthvolle Leser, von Dr. J. A. Jacobi (Gotha und Leipzig 1816). Schwebt zu unbestimmt zwischen entgegengesetzten Ansichten. — Das Leben Jesu, als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristenthums. Dargestellt durch eine allgemein verständliche Geschichtserzählung über alle Abschnitte der Evangelien, und eine wortgetreue, durch Zwischensätze erklärte Übersetzung des nach der Zeitfolge und syntaktisch geordneten Textes derselben. Von Dr. H. E. G. Paulus. 2 Thle. (Heidelberg 1828). Sehr gehaltreich, und von freien Forschern, wenngleich nicht in allen Stücken, mit unbeschränktem Beifalle aufgenommen. — Das Leben Jesu. Von Dr. K. Hase. Ein Lehrbuch zunächst für akademische Vorlesungen (Leipzig 1829. 2. Aufl. 1835). Mit frei forschendem Geiste geschrieben. — Wenn der Verf. dieses Artikels hier auch seine historische Bearbeitung der letzten Tage des Lebens Jesu: Jesus auf dem Gipfel seines irdischen Lebens, von C. A. Märtens (Halberstadt 1811), anführt, so thut er es nur, um das Bekenntniß abzulegen, wie sehr er jetzt fühlt, daß die Darstellungsweise, welche er wählte, zwar

damals nach erwogenen Gründen gewählt wurde, aber doch eine verfehlte ist. Er wollte den meist verbreiteten Geschmack für seinen großen Gegenstand gewinnen. Aber er fügte sich ihm zu sehr, statt des Versuchs, ihn zu heben. (*C. A. Märtens.*)

Am meisten Aufsehen machte aber das Leben Jesu kritisch bearbeitet von Dav. Friedr. Strauß, D. der Philosophie und Repetenten am evangelisch-theologischen Seminar zu Tübingen (Tüb. 1835—36. 2 Bde. 2. verb. Aufl. 1837), wovon jetzt (1838) die dritte, in vielen Stücken modificirte, Auflage vorliegt. Es wird allgemein anerkannt als das Werk eines bedeutenden Talentes, eines ausgezeichnet gebildeten Verstandes, dem Gelehrsamkeit, großer Scharfsinn und glänzende Darstellungsgabe zu Gebote stehen; aber dabei hat das Buch vielen wehe gethan und kam den meisten unbehaglich. Es ist, wie sich ein besonnener Beurtheiler ausdrückt*), die nothwendige Schmerzensgeburt unserer Zeit, in welcher die Kritik ihre Aufgabe bis zum Extrem verfolgt. Eine Aussöhnung zwischen ihr und dem Glauben gewährt Strauß nicht, sondern die Speculation triumphirt auf den Trümmern der heiligen Geschichte; der historische Christus wird so gut als vernichtet und die Idee an die Stelle historischer Wahrheit gesetzt. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß zahlreiche und heftige Angriffe auf seine Arbeit geschahen. Um sie gegen diese zu vertheidigen, hier und da wol auch um eine mehr einlenkende und vermittelnde Ansicht mitzutheilen, wie solche in der dritten Auflage offenbar vorliegt, machte er kritische Beurtheilungen seiner Gegner bekannt unter dem Titel: Streitschriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie 1—3 Heft (Tüb. 1837).

In Folge jener Bewegung, welche das Straußische Werk herbeiführte, erschien: Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von August Neander (Hamb. 1837 und eine zweite unveränderte Auflage in demselben Jahre). Unbestritten enthält es einen Schatz der feinsten und scharfsinnigsten Bemerkungen, Winke und Ausführungen, und der Lehrinhalt, sowie die Charakteristik Jesu hat allgemeine Anerkennung gefunden. Dagegen hat man ein Schwanken, nicht blos der dogmatischen, sondern auch der historisch-kritischen Ansicht daran getadelt. „Das Leben Jesu nach den Evangelien geschichtlich dargestellt, für gebildete Leser von Julius Hartmann" (Stuttg. 1837. 1. Bd.), ist durch die Strauß'sche Kritik recht eigentlich und unmittelbar veranlaßt, ohne jedoch eine directe Polemik dagegen zu üben. Hartmann beabsichtigt die Bedürfnisse des religiösen Bewußtseins der Gläubigen in der Gemeinde auf eine solche Weise zu befriedigen, daß der Kreis der Vorstellungen und Kenntnisse, auch gebildeter Nichttheologen, keineswegs überstiegen würde und die Darstellung zugleich den Ergebnissen der neuern wissenschaftlichen und formellen Bildung angemessen bliebe, unter treuem Festhalten an der evangelischen Offenbarung. Diese seine Aufgabe hat er auch nicht übel gelöst; sein Werk will für unsere Zeiten gleichsam die Lebensgeschichte Jesu von Heß ersetzen. Theile hat eine sehr beachtenswerthe Probe einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Lebens Jesu in der Schrift: Zur Biographie Jesu (Leipz. 1837) S. 24 fg. mitgetheilt. Das Leben Jesu in Predigten behandelt von Karl Zimmermann (Darmst. 1837. 1—2. Abtheilung) hat sich den Zweck der Erbauung gestellt und entspricht demselben. Endlich Chr. Hermann Weiße, Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet (Leipz. 1838. 2 Bde.) stützt sich hauptsächlich auf die von diesem Gelehrten lebhaft behauptete Originalität und Priorität des Markusevangeliums vor den übrigen und bezweckt nach eigner Angabe Herstellung des geschichtlichen Christusbildes aus der unklaren Hülle der Überlieferung und des kirchlich festgestellten Dogma's. (*R.*)

Bei den bezeichneten Schwierigkeiten einer Lebensbeschreibung Jesu scheint es das Räthlichste, daß wir uns hier auf einige allgemeine Berührungen einschränken.

Es war zur Zeit der Römerherrschaft über Palästina, als die Hoffnung auf einen Messias, welche sich durch die ganze Geschichte der Israeliten hindurchzieht (s. Messias und Christus) und sich immer bestimmter gestaltete, aufs Höchste stieg. Sie hatte durch den Glanz des David'schen Zeitalters besonders das Gepräge erhalten, daß der Messias ein Nachkomme David's sein müsse, auch hatten ihn die Propheten als Gottes Sohn bezeichnet; und als die Herrschaft über Israel an die nichtdavid'schen Makkabäer gekommen war, wurde die Aussicht auf einen David'schen Messias einigermaßen entfernt, und statt dessen von einem zum Messias bestimmten höhern Geiste geredet, der dem prophetischen Seher in den Wolken des Himmels als ein Menschensohn erschienen war; Dan. 7, 13. Unter diesem konnten die makkabäischen Könige als Unterregenten gedacht werden. Da diese indessen den Erwartungen immer weniger entsprachen, und endlich gar an den idumäischen Fremdling Herodes die Regierung (der Römerherrschaft untergeordnet) gelangt war, deren harter Druck mit den Messiashoffnungen im schneidendsten Widerspruche stand, so wandte sich die Hoffnung wieder ganz zu einem Davidssohne zurück, und wurde nun so dringend, daß es in den Gemüthern gleichsam hieß: jetzt muß er kommen, oder alle Hoffnung ist eitel.

In diesem Zeitpunkte war es, als Jesus von einer Mutter aus der David'schen Familie geboren wurde, nämlich zur Zeit der Regierung des römischen Kaisers Augustus, ungefähr 14 Jahre vor dessen Tode. Seine Mutter, Maria, war die Gattin eines Zimmermanns, mit Namen Joseph. Ihr Wohnort war Nazareth. Allein es mußte sich fügen, daß Jesus auf einer Reise zu Bethlehem geboren wurde. Ein bedeutendes Ereigniß, da ein Prophet (Micha 5, 1) Bethlehem als den Geburtsort des Herrn in Israel bezeichnet hatte. Nach der evangelischen Erzählung verbreitete sich schon damals die Kunde von dem geborenen Messias, gegründet auf Engelverkündigungen und merkwürdige Naturereignisse. Wir lesen

*) Fr. Lücke in den Gött. gel. Anz. 1838. 82. u. 83. St. S. 812.

sogar von einer Engelverheißung an die Maria, da sie noch außer Gemeinschaft mit ihrem Gatten war, daß sie Mutter des Messias werden würde durch die Kraft des Höchsten. Über die weitere Verbreitung und Erhaltung, und über die Folgen dieser Kunde lesen wir weiter nichts, als die Andeutung des bleibenden Eindrucks auf das Herz der Mutter, und die Nachricht von den listigen und grausamen Maßregeln des erschrockenen Herodes, das seinem Throne gefährlich erscheinende Kind aus dem Wege zu räumen; welcher Gefahr dasselbe durch eine von der Vorsehung geleitete Flucht der Ältern nach Ägypten, und einen kurzen Aufenthalt daselbst bis zu Herodes' Tode entzogen wurde, worauf dann die Familie sich wieder nach Nazareth begab.

Das Jugendleben Jesu ist uns fast ganz verborgen. Es wird uns im Allgemeinen gesagt, daß er seinen Ältern unterthan gewesen sei, und daß er immer zugenommen habe an Alter und Gnade bei Gott und den Menschen; die Anzeige einer zwar preiswürdigen, aber doch allmäligen Entwickelung. Nur aus seinem 12. Jahre, wo er nach jüdischer Sitte zum ersten Male von seinen Ältern zur Osterfestfeier nach Jerusalem mitgenommen wurde, wird uns ein merkwürdiger Zug von ihm erzählt; wie er nämlich, statt sich den wieder abreisenden Ältern anzuschließen, in der Versammlung der jüdischen Gelehrten im Tempel zurückblieb, während die Ältern ihn, in der Voraussetzung, er habe sich zu andern abreisenden Freunden gesellt, nicht vermißten. Da tritt er uns mit einem Sinne für höhere Gegenstände und auf einer geistigen Entwickelungsstufe, welche er durch Einmischung in die Gespräche der Gelehrten kundgab, vor Augen, die bei seinem Alter nur in Verwunderung setzen konnte; sowie denn auch wol auf sein bisheriges Benehmen im älterlichen Hause der Umstand einiges Licht werfen möchte, daß seine Ältern ohne die leiseste besorgliche Ahnung, er könne sich irgend anders wohin, als zu den rechtlichen Freunden, gewendet haben, Jerusalem verlassen. Welch' eine geringe, diesem Alter so sehr verzeihliche Unbedachtsamkeit hätte dazu gehört, ihn der Gefahr auszusetzen. Wie mußte er sich bisher seinen Ältern gezeigt haben, daß sie auch nicht einmal diese bei ihm befürchteten (Luc. 2, 40—52).

Man hat, in Ermangelung der weitern Bildungsgeschichte Jesu, sich vielfach abgemüht, seine Geistesentwickelung durch wichtige, bildende und belehrende Umstände und Verbindungen zu erklären. Sollte uns aber nicht schon der klargedachte Begriff der Entwickelung dieser Mühe überheben? Es gibt Kenntnisse, die man allerdings nur erlernen kann, nämlich alle Erfahrungserkenntnisse durch eigene Sinne, oder durch Mittheilung von denen, welche sie entweder durch eigene Sinne, oder gleichfalls durch Mittheilung von Andern haben. Es gibt aber ein anderes Erkenntnißgebiet, das sich aus dem Innern des menschlichen Geistes entwickelt, von welcher Art das Wesen unserer höhern übersinnlichen Verhältnisse, das Religiöse, ist. Hier kann man nur lernen, was bisher von Andern in diesem Gebiete gedacht, gefunden, auch wol phantastisch oder philosophisch geträumt ist. Findet dies nun in unserm Innern keine Ansprache, so haben wir damit weiter nichts empfangen, als Kenntniß, daß dieses und jenes gedacht und ausgesprochen sei. In der Erkenntniß des Gebietes selbst haben wir nichts gewonnen; und wenn auch einige mit sich selbsttäuschender Überzeugung nachreden: wer wird das für wahren Gewinn achten? Findet aber, was wir von Andern vernehmen, in uns Ansprache, so lernen wir doch in der That nicht von ihnen, sondern ihr Wort ist nur Anregung unserer eigenen Geistesentwickelung. So kann auch große Geister das in der Jugend von Außen gehörte Wort aufwecken; aber weit entfernt, von Andern nur lernend aufzunehmen, überfliegen sie oft weit ihre Lehrer und Anreger, und haben da eigentlich gelernt von Andern gar nichts. Nur Anstöße zur Entwickelung haben sie von ihnen bekommen; und was noch mehr ist, solche Entwickelungsanregungen gehen nicht immer allein von leuchtenden Punkten aus; auch beobachtete Verirrungen, je greller, desto mehr, können den schlummernden Lichtfunken im bessern Geiste des Beobachters wecken; das schlummernde, bessere Gefühl wird auch durch den Anblick des Unreinen beleidigt und zum Leben aufgerufen. Tritt uns dies in der Bildungsgeschichte aller großen Geister vor Augen: wie können wir bei Jesu, dem Einzigen, uns noch mit der kleinlichen Frage beschäftigen, von wem er wol gelernt haben möge? Nur entwickelt hat er sich, und dazu konnten ihn sogar schon die Verkrüppelungen seines Zeitalters anregen, sowie das Abenteuerliche verschrobener Lehrer, und die bereits im 12. Jahre gehörten wunderlichen Tempeldisputationen, in welche er, durch von Innen eingegebene Fragen, auch wol Verlegenheit brachte. Daneben fehlte es aber auch an weckenden Lichtstrahlen nicht; indessen scheint er den äußerlichen Punkt, woher sie kamen, vollständig mit jenen Worten zu bezeichnen: sie haben Mosen und die Propheten (Luc. 16, 29); er mußte es wol von sich selbst wissen, wie wichtig sie zur innern Erleuchtung waren. So viel über die Jugendbildung Jesu.

Mit seinem 30. Jahre trat er nach jüdischer Sitte in das Recht öffentlicher Thätigkeit ein, und das Amt, welches seiner wartete, war kein anderes, als das des Messias. Der Beruf dazu war in seinem Geiste entschieden. Somit trat er nun aber eine Bahn an, die er sich schon vorgezeichnet fand in den Schriften der Propheten und in den Ideen seines Volkes. Der Ruf des Allerhöchsten war ihm in diesen vorbereitenden Veranstaltungen offenbar. Allein er erkannte in diesen Veranstaltungen einen viel höhern Sinn, als die Werkzeuge derselben ausgesprochen und die Zeitbildung in ihnen gefunden hatte; und in diesem höhern Sinne mußte er sein Amt führen. Die durch lange fromme Sehnsucht zum Empfange bereiteten Herzen mußten edler bereichert werden, als durch dürftige Stillung eines irdischen, doch nur eiteln Verlangens. Seiner Zeit war die Messiashoffnung nichts anderes, als Sehnsucht nach einer irdischen Höhe. Diese Sehnsucht war insofern weit über das Gemeine erhaben, als sie die Vorstellungen enthielt, daß es die Gottestreue sei, zu der der Messias führen, und die nach Versöhnung mit dem in vielfacher Richtung verlassenen

Jehova zu jener Höhe, welche Herrschaft über die ganze Erde begriff, erheben sollte, und daß eben die Gottestreue als die schönste Perle in dem zu erwartenden Glanze gedacht wurde. Aber immer blieb doch die Hoffnung bei irdischer Höhe stehen, und ihr Gegenstand nur ein Erdenreich. Wenige Blicke der Propheten scheinen über diesen Punkt hinauszugehen. Allerdings bezeichnete schon eine bedeutende Veredlungsstufe der Gedanke eines allgemeinen Volkes Gottes auf Erden. Allein wie klein ist die Erde vor dem Geiste, der in ihr nur einen einzelnen Punkt des unübersehbaren höhern Gottesreiches sieht; dessen Blick auf die höchsten Höhen der Erde kein Hinanschauen zu denselben ist, sondern nur ein Hinabschauen aus der höhern Ordnung, in welcher er sich einheimisch weiß, vom Himmel; der sich nicht als bloßes Erdengeschöpf betrachten kann, sondern sich nur zu der Erde, über welcher sein Geist schwebt, vom Himmel herabläßt, um, was sich in ihr verloren hat, wieder zu sammeln.

So konnte denn auch die Idee des Messias-Reichs, wie sie damals gefaßt wurde, dem überirdischen Geiste Jesu nicht genügen. Kein Erdenreich, vielmehr ein Himmelreich, das Reich Gottes, mußte es sein, wozu er einlud, und das heißt nichts anderes, als zu einem Sinne, der über das Vergängliche hinaus zum Übersinnlichen sich erhebt, zu einem Streben allein nach dem, was droben ist. Dazu war denn auch nicht allein die Reinigung von dieser oder jener Sünde nöthig, sondern eine völlige Umwandlung der Bestrebungsrichtungen, eine neue Geburt des Innern, eine Taufe nicht mit Wasser allein, sondern mit einem neuen Geiste. Darum gehörte es zu den ersten Verkündigungen Jesu: Thut Buße! Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Wandelt euren Sinn, und die Bahn zum Himmelreich wird euch geöffnet (Matth. 4, 17). Darum redet er zu Nikodemus von einer Wiedergeburt durch das Wasser und den Geist (Joh. 3, 5). Es ist wol behauptet, daß die Idee eines solchen geistigen Reiches erst von Jesu gefaßt sei, nachdem der Versuch, ein irdisches zu stiften, wie es in den allgemeinen Hoffnungen gelegen, sich als vergeblich dargethan habe. Ob dies aber auch wol nur denkbar ist? Ob es wol auch nur möglich gewesen wäre, daß ein Geist, der sich einmal in einen solchen irdischen Plan vertieft hätte, nun noch einen solchen Aufschwung hätte nehmen können? Wie schwer es solchen Geistern wurde, sich dahin zu erheben, auch wenn sie hinauf gezogen wurden durch helfende Hand, sehen wir an den Jüngern Jesu, welche doch im Grunde niemals die Höhe völlig erreichten. In dem nur dem Himmel gehörenden Geiste Jesu konnten sich keine irdischen Entwürfe gestalten; er suchte auch nicht einmal eine eigene irdische Stätte zu seines Hauptes Ruhe. Aber die das Volk bewegende Messiashoffnung war ein Entwickelungsanstoß seines Innern, denn sie hatte auch einen tiefern Sinn, den der edlern Menschennatur, der der Gottheit angehörte; dieser war auch der seinige; dies der eigentliche Anschließungspunkt für ihn. Er mußte sich indessen auch noch genauer, noch in mehren Punkten anschließen, weil er hier das einzige allgemeine Ansprechende edler Art fand, woran er das noch Edlere knüpfen konnte, und was im menschlichen Gemüthe hoffen soll, muß Anknüpfungspunkte finden. Wer diese nicht beachtet, oder gar zerstört, arbeitet umsonst. Jesus mußte Messias sein, oder er war, welche Himmelslehren er auch brachte, seinen Zeitgenossen gar nichts. Wo seine seelenvollen Worte sie ergriffen, erkannten sie zuerst in ihm den Sohn Gottes, den Messias; und erst diese Anerkennung führte sie zur weitern Hingabe. So wichtig aber die Volksvorstellung von dem Messiasreiche für das hohe Werk Jesu war, so läßt es sich nicht verkennen, daß sie auch, wie alle übrigen gemeinsamen Zeitideen, manches Beschränkende für ihn hatte. Da mußte manches für die höhere Idee an sich Überflüssige beibehalten werden, und manches sie Entstellende blieb unvermeidlich, was Jesus nun zwar möglichst zu erklären strebte, was aber doch wieder sichtbarer schon in den nächsten Beförderern seines Werks hervortrat; z. B. die eigenthümliche Idee der Volksentsündigung, sowie die sichtbare Erscheinung seiner Herrlichkeit auf Erden.

Es scheint hierin der Grund zu liegen, warum Jesus nicht sogleich damit auftrat, daß er sich für den Messias erklärte, daß er vielmehr eine geraume Zeit nur die Verbreitung dieser Kunde zuließ. Er zog es vor, sein Werk mit Erweckung des Sinnes zu beginnen, in welchem er Messias sein wollte, daher er vor allem Sinnesänderung predigte. Als Gottes Gesandter und Vertrauter wollte er ausdrücklich sogleich erkannt sein. Hierin konnte, für sich gedacht, nichts irre Leitendes liegen. Denjenigen, welche sich nicht scheuen, zu muthmaßen, daß Jesus zuerst die Stiftung eines irdischen Reiches versucht, und nur nach dem Mislingen ein höheres ins Auge gefaßt habe, könnte man eher die Frage vorlegen, ob der erste Versuch, wenn hier von einem Versuche die Rede sein könnte, nicht auf eine von der Messiasidee unabhängige Versittlichung durch den Gesandten der Gottheit gegangen wäre, endlich aber doch ein gewisser näherer Anschluß an die Messiasidee sich als unvermeidlich gezeigt hätte? Darf man vielleicht annehmen, daß Jesus sich darum weit öfter und früher Menschensohn nach Daniel nannte, weil in einigen Ausdrücken dieses Propheten schon eine gewisse größere Annäherung an das Überirdische lag? Ausdruck der Bescheidenheit konnte jene Benennung schwerlich sein, denn Jesus knüpft oft grade an diesen Ausdruck die bedeutendsten Ansprüche seiner Hoheit (z. B. Matth. 25, 31).

Wir haben vorhin der jener Zeit eigenthümlichen Idee einer Volksentsündigung gedacht; sie liegt klar genug in den Opfergebräuchen vor Augen; sie ging aber mehr auf Tilgung der Sündenstrafe, als der Sünde selbst. Auch hierin sollte geschehen, wessen es zur Sinnesumwandlung bedurfte. Aber grade diese Umwandlung war die eigentliche Entsündigung, die Jesus stiften wollte. Da mußten nun schwere Fesseln gebrochen werden, diejenigen nämlich, in welche der allgemeine irdische Sinn die Gemüther schmiedete, und die durch das Mosaische Gesetz, wie es sich besonders in jener letztern Zeit seiner Beobachtung gestaltet hatte, gleichsam geweiht worden. Diese Fesseln mußten gebrochen, die Menschen mußten

von der innern despotischen Herrschaft des Irdischen und dem unter ihnen gewöhnlich gewordenen Gesetzesdienste, unter welchem nichts Edleres gedeihen konnte, erlöst werden. Jesus wollte also Erlöser sein, aber ein wahrhaft gründlicher Erlöser. Es kam hier auf mehr an, als man sich damals unter Entsündigung dachte, es kam an auf die Erfüllung mit einem heiligen Geiste, mit dessen Aufnahme die wahre Lebenserhebung begann, mit dessen Verwerfung Alles verworfen war, daher sie Jesus für die Sünde erklärte, durch welche alle Hoffnung zu Grunde gehe (Matth. 12, 31. 32). Dies war die Entsündigung in der Idee Jesu, die alles umfassende, ἄφεσις ἁμαρτιῶν, die ewige Erlösung, die er fand (Hebr. 9, 12).

Jetzt davon, wie Jesus sein Werk ausführte. — Das natürliche, von Gott selbst ihm offenbar angewiesene, war, daß er in das Amt und in die Bahn eintrat, welche ihm die Vorsehung durch Stiftung der Messiashoffnung geöffnet hatte. Nur daß er den gegebenen Entwurf ausführte im höhern Sinne des erhabenen Stifters, nicht im Sinne der Hoffenden, die noch tief standen und erst gehoben werden sollten, zu deren Begriffe er sich nur so weit herabließ, als es nöthig war, um nicht die Anknüpfungspunkte zu verlieren, und als es geschehen konnte, ohne seine höhern Zwecke zu vernichten. So erschien er denn als Christus, d. h. als Messias, als Gesandter Gottes; als David's Sohn; als Menschensohn, wie ihn der Prophet Daniel bezeichnet hatte; als Gottes Sohn, dessen Ankunft in den heiligen Urkunden verheißen war. Als Menschensohn sah man ihn vor Augen; als Davidssohn erschien er durch den bekannten Familienzusammenhang. Den gesandten Sohn Gottes konnte er sich mit vollem Rechte nennen, und der Begriff verliert alles Anstößige für uns, wenn wir nur aus demselben Alles entfernen, was oft von ähnlichen irdischen Verhältnissen zu viel in denselben aufgenommen ist. Der Begriff irdisch bestimmt ist irrig und klein; nach höhern Ideen bestimmt wahr und erhaben.

Ein wesentliches Stück der Thätigkeit Jesu mußte nun offenbar die Erleuchtung der Menschen über ihre höheren Verhältnisse, über das Himmelreich, dem sie angehören sollten und den ewigen Herrn desselben sein. Zwei Bedürfnisse können den Menschen im Forschen leiten: das der Wißbegierde und das des Herzens. Das Gebiet der Wißbegierde ist der Ausdehnung nach unendlich; jeder weitere Fortschritt in demselben macht nur unsere Dürftigkeit fühlbarer, und an vielen, was man hier gewinnt, hat man weiter nichts, als, daß man es weiß. Wessen das Herz bedarf, d. h. was zu einem würdigen und zufriedenen Menschenleben gehört, ist der Ausdehnung nach wenig, seinem innern Gewichte nach unendlich. Der Wißbegierde wollte Jesus nicht dienen, nur das Herz wollte er erleuchten. Trat jene ihm mit Fragen entgegen, so waren seine Antworten mehr Abweisung oder Besänftigung des Verlangens, als Befriedigung; mehr Überleitung zu dem, was des Herzens ist. Auch ist für uns beschränkte Menschen nur im Herzensgebiete volle Befriedigung möglich; denn das Licht, welches die Wißbegierde sucht, liegt oft in weiter Ferne; zu dem Lichte für das Herz liegen die Funken in ihm selbst, und brauchen nur geweckt zu werden. Gott und das Himmelreich werden mit jedem Menschen in der Tiefe seines Bewußtseins geboren. Nur in vielfache irrige Richtungen kann sich leicht der Mensch beim Hinabsteigen in die Tiefe verlieren. Er kann sich da von dem leuchtenden Punkte weit entfernen. Hat er ihn indessen nur nicht verschüttet, so kann oft ein Wort des Weiseren seine Strahlen ihm sichtbar machen, und das Licht geht plötzlich auf aus der Dunkelheit. So geschah es, daß oft, wenn Jesus seine Himmelswahrheit nur aussprach, das Volk davon ergriffen wurde, als von einer gewaltigen Predigt (Matth. 7, 29). So war es, als die Sichariten ausriefen: „Wir haben ihn gehört und erkannt, daß er ist Christus der Weltheiland" (Joh. 4, 42). So wollte es Jesus überall, darum sprach er mit Wehmuth: „So ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr nicht?" (Joh. 8, 46).

So fand er es aber nicht überall; vielmehr fast überall den innern Funken verschüttet, wenn auch nicht erloschen. Die Herzen der Zeitgenossen lagen gefesselt unter irdischem Sinne. Von Innen konnte kein Licht mehr aufstrahlen; was in ihr Leben eingehen sollte, mußte von Außen auf sie zutreten. Sollten sie von den innern Banden erlöst werden, von Außen mußte die Erlösung kommen. Sollte das Höhere und Edlere zu ihnen gelangen, es mußte ihnen äußerlich erscheinen; erst die äußern Sinne überwältigen, ehe es zum Innern drang. Auch diesen Weg hatte der ewige Erbarmer beschlossen, auf ihm sehen wir seinen erhabenen Gesandten, den Erlöser der in Fesseln liegenden Menschheit.

Von Außen eindringende Ereignisse und Thatsachen im Leben Jesu mußten das Göttliche in seiner Erscheinung zur Anschauung bringen. Wir reden von den Wundern im Leben Jesu. Lange pries man sie. In einer spätern Zeit wurden sie zum Steine des Anstoßes. Sie verwandelten sich, vom kalten Verstande beleuchtet, in höchstens natürliche Mährchen. Man wollte auch wol die Thatsachen nicht ganz ableugnen, aber man setzte an die Stelle des gegebenen Berichts einen erdichteten Hergang, der sie dem Verstande erträglich machen sollte, sie aber der Göttlichkeit, und somit alles Gehaltes für das Herz beraubte, wenn die neue Gestalt nicht gar tödtend ins Herz griff. Es kann wol sein, daß der Hergang der Wunder im Leben Jesu damals nicht so aufgefaßt wurde, wie er an sich war, man faßte ihn auf, wie es damals den Herzen genügte. Wüßten wir aber jetzt ihren vollständigen Hergang bis zu dem Innersten, was ihnen zu Grunde lag; wer kann sagen, daß sie dann nur dem Alltäglichen anheimfallen würden? Wie, wenn grade dann erst in ihnen das Göttliche im vollsten Lichte uns vor Augen träte? Wer dürfte hieran zweifeln, wenn er auch nur einigen Antheil an der heiligen Weihe hat, die durch die einzige Erscheinung Jesu über das Menschengeschlecht kam! Wird also auch an der äußerlichen Gestaltung der Wunder in der vorliegenden evangelischen Geschichtserzählung immer noch der Zweifel haften; ohne die Wunder überhaupt wird es keine Geschichte des Evangeliums geben

können, und die fromme Bescheidenheit wird es uns auferlegen, nicht unsere willkürlichen Gebilde an die Stelle dessen zu setzen, was uns gegeben ist, oder wozu uns sichere Spuren gezeigt sind. Wer tiefer eingehen will, ziehe wenigstens gleich beim ersten Schritte seinen Fuß von jedem Wege zurück, der ihn von der Göttlichkeit der Wunder und dessen, den sie verklären sollen, abführt.

Doch nicht allein die Gottesthat sollte auf der Bahn Jesu von Außen erscheinen, sondern auch die Menschenthat im Himmelreiche sollte nicht blos durch Rede dargestellt, sondern ergreifend, ermunternd und siegend äußerlich zur Anschauung kommen; und dies war das Hauptwerk im Leben Jesu. In ihm sollte der wahre Gottmensch, wie er ganz dem Himmelreiche angehörte, erscheinen, und so erschien er in dem, der nie eine Sünde gethan hat und in dessen Munde nie ein Betrug gefunden ist. Auch die völlige Sündlosigkeit Jesu ist ein Gegenstand der Untersuchung geworden. Sie darf die Untersuchung nicht scheuen. Die Sache ist leicht zu entscheiden. Man erhebe sich nur zu der ersten Stufe, zu der Anerkennung, daß Jesus einer der edelsten Menschen gewesen sei. Wer könnte hier in der Überzeugung zurückbleiben! Dann aber beachte man, wie grade die edelsten Menschen am schmerzlichsten ihre sittlichen Mängel beklagen. Was soll man nun da von Jesus denken, bei welchem wir keine Spur solchen Schmerzes finden, der in seinem Bewußtsein nichts hatte, was den nicht allein auf Lehre, sondern auch auf Wandel sich beziehenden Ausruf hätte hemmen können: wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen? (Joh. 8, 46). Wahrlich, da kann uns Jesus nur als ein Gottmensch, d. h. als vollendet in dem, worin die Gottheit von menschlichen Wesen erreicht werden kann, als Heiliger vor Augen stehen. Von einem Charakter Jesu zu reden scheint unangemessen, denn Charakter ist allemal ein individuelles Gepräge durch Mischung des Hellen und Dunkeln.

So ging nun Jesus lehrend und vorbildend für das Himmelreich durch eignes Beispiel, und begleitet von Thaten Gottes, unter seinen Zeitgenossen umher. Umherziehen nennt Petrus seinen Lebensgang, und so war es. Nirgend suchte er einen festen Sitz, noch viel weniger ein fesselndes Eigenthum. Er war überall, wo er wirken konnte, und nicht allein die Lehrversammlungen seines Volks, nein Berg und Thal, Fluren und Seen waren seines Wirkens Stätte; Geachtete und Verachtete seines Volks der Acker zum Ausstreuen seines Samens. Nur in der einen Schranke hielt er sich, daß er in dem Gebiete Israels blieb. Hier mußte erst der Baum gepflanzt werden, dessen Zweige sich dann über alles Volk auf Erden verbreiten sollten. An die Idee seines Volks mußte er erst das Höhere anknüpfen, um sie in die Welt einzuführen. Das Bild des Höhern erhielt dadurch etwas jüdisch Volksthümliches in sein Gepräge, welches nur durch seine Einfachheit vermindert ward. Verklären sollte es sich aber dereinst zu dem edeln allgemeinen Menschenthümlichen, und so aller Erdenbewohner Eigenthum werden.

Mit dem bisher Beschriebenen war indessen noch nicht genug zur Erlösung des menschlichen Geistes von den Fesseln des Irdischen geschehen. Es sollte noch eins äußerlich vor Augen treten, nämlich: der grelle Widerstreit zwischen dem Geiste des Himmelreichs und dem des Erdenreichs. Es sollte sichtbar werden die innere Hoheit des erstern bei der äußerlichen Macht des letztern. Es sollte gleichsam leibhaftig erscheinen die gänzliche Dahingabe alles Irdischen für das Himmlische, und der endliche Sieg des Himmels bei dem entschiedensten Anscheine des Unterliegens. Dadurch sollten die Menschen erlöst werden von jedem erniedrigenden Vertrauen zum Irdischen, von jedem Zweifel an dem Ewigen; der schaudervolle Abgrund, dem der Erdensinn zuführen kann, sollte sie mit demselben entzweien, und der Himmelssinn sollte einziger Gegenstand ihrer Bewunderung und Liebe werden. Damit mußte die Laufbahn Jesu sich vollenden.

Daß er bei seinem Wirken nicht allein viel festgetretenen, unempfänglichen Boden fand, sondern auch thätiges Widerstreben derer, die im irdischen Sinne verloren waren, konnte nicht anders sein. Es war besonders die pharisäische Classe seines Volks, die grade auf einem dem seinigen entgegengesetzten Wege fortschritt. Er wollte die Menschen erlösen mit Aufopferung alles Irdischen. Jene Classe wollte sie in Fesseln schmieden zu eignem irdischen Vortheile. Die Reibung und der Kampf trat sehr bald hervor. Immer erbitterter wurde der Haß gegen den Himmlischen; immer thätiger die Verfolgung, und nur drei Jahre hatte das thätige Leben Jesu gedauert, als er schon am Kreuze blutete, aber freiwillig blutete, da er, wenigstens vom Standpunkte der Welt aus betrachtet, viele Wege hatte, sich diesem Opfer zu entziehen, welchem er sich auch entzog, bis die rechte Zeit erfüllet war. Seht Menschen, wollte die Kreuzigung des Erlösers sagen, so tief kann Erdensinn hinabsinken, erschreckt vor dieser Gestalt! Seht, so kann der Himmelssinn sich über das Irdische erheben; kennt ihr einen höhern Gegenstand der Bewunderung und des Strebens?

Für diejenigen, welche das Laster an sich zu verabscheuen, die Tugend an sich zu lieben fähig sind, war diese Doppelerscheinung, des erstern in tiefster Verworfenheit, der letztern in höchster Bewunderungswürdigkeit genug zur Entscheidung, zur Erweckung edlerer Kräfte. Aber es sollte noch mehr geschehen, auch zur Erlösung für die, welche durch irdisches Thun und Treiben verwöhnt, nur erst nach in die Augen springenden Folgen zu entscheiden vermögen. Jesus hatte genug gethan; denn er sollte der Menschen höheres Thun darstellen, und hier hatte er den höchsten Gipfel erreicht. Mit Recht rief er zum Schlusse seines Werkes aus: Es ist vollbracht! (Joh. 19, 30). Was noch hinzu kam, war Gottes That. Der Gekreuzigte war ins Grab gelegt; aber schon am dritten Tage trat er wieder unter die Lebenden. Das Ereigniß ist so gewiß, wie nur irgend eins in der evangelischen Geschichte. Wäre es nicht erzählt, sondern sähen wir nur mit dem Unterliegen des Gottmenschen am Kreuze das allgemeine Hinsterben der nur durch ihn belebten Herzen, und dann doch wieder in so kurzer Zeit ebendiese Herzen in neuer, viel höherer Lebenskraft, wir müßten hier

zwischen jenes Hinsterben und dieses neue Leben irgend eine Auferstehungs*begebenheit* setzen; möchten wir nun die uns denken, welche in der That geschah, oder was sonst für eine. Vor Jesu Geist stand neben der Nothwendigkeit seines Todes zur Erlösung und des damit verbundenen Einsinkens seines Baues auch die Gewißheit einer alles wieder aufrichtenden Gottesthat. In diesem Sinne redete er vorher mit seinen Jüngern von Wiederauferstehung und zwar nach drei Tagen, nach einer Zwischenzeit, die für nichts zu achten, durch die nichts verloren sei. Näher bezeichnete er die zu erwartende Begebenheit nicht; und daher waren auch seine letzten herzlichen Reden unter seinen Vertrauten nur Abschiedsworte des Scheidenden auf Wiedersehen in einer bessern Welt; die zuverlässigsten, die jeder Sterbende zu den Seinigen reden kann. Darum stand nach seinem letzten Lebensaushauche am Kreuze nur das Bild eines Geschiedenen und untergegangener Hoffnung vor ihren Augen. Der Glaube an frühere tröstliche Verkündigung konnte sie jetzt nicht aufrichten. Dieser Glaube war früher ebenso wenig lebendig in ihnen geworden, als ihnen glaublich erschien die Vorherverkündigung eines baldigen Unterliegens; und wie weit er auch bei ihnen Eingang gefunden haben konnte, unter dem Kreuze dessen, in welchem sie allein Haltung hatten, war ja alles hingesunken. Darum konnten ihnen denn auch die ersten Nachrichten von seiner Auferstehung nur als Mährlein erscheinen (Luc. 24, 11). Wie aber mußte nun, als sie zur Gewißheit wurden, alles Erstorbene in ihnen wieder aufleben! Zu welchem unerschütterlichen Muthe mußte sie ein solches Zeichen vom Himmel erheben, mit welcher Entschlossenheit mußten sie nun ihm die Hand reichen zur Fortsetzung der unterbrochenen Bahn!

Doch so sollte es nicht sein. Nicht allein hatte Jesus in seinem Werke mit seinem Kreuzestode den höchsten Gipfel erreicht, und damit dasselbe vollbracht, sondern es war auch noch ein Mangel, daß seine Jünger bis dahin nur in dem Geiste ihres Meisters Haltung fanden; sie sollten sie finden lernen in sich selbst; in ihrem eigenen Innern mußte zu größerem Wirken ein höherer selbständiger Geist lebendig werden. Dieser hohe Segen sollte noch von Oben kommen. Jesus verkündigte ihnen, daß er ihnen jenen Geist senden werde vom Vater (Joh. 15, 26). Es war ja des Vaters und sein Geist, wo andersher sollte er kommen, als von dem, der alles Heiligen Ursprung ist, und von dem, der schon bei sichtbarer Gemeinschaft mit den Jüngern, den Lebenskeim dazu in sie gepflanzt hatte! Alles, was zu unserer Heiligung geschieht, ist gemeinschaftliches Werk des Vaters und des Sohnes. Diesen großen Gedanken verkümmern wir uns nur, wenn wir dem Himmlischen die irdische Form geben. Damit aber diese große Umwandlung einträte, mußten die Jünger erst ihren bisherigen Haltpunkt verlieren; Jesus mußte von ihnen gehen, und er sagt selbst, wenn ich nicht hingehe kommt der Geist nicht zu euch (Joh. 16, 7). Zum Hinsterben versinken konnte sie nach seinem abermaligen Abschiede nicht wieder, denn schon was geschehen war, hatte sie zu höherer Ansicht und Haltung wiedergeboren, und das verheißene Wort des Meisters hatte eine ganz andere Klarheit und Geltung bei ihnen bekommen. Schon schwebte ihr Geist in der Höhe. Allein — wol hätte ein Sinken wieder eintreten können, wenn der abermalige Abschied des Meisters die Gestalt des Sinkens gehabt hätte; wie, wenn er vor ihren Augen schwächlich in den Tod gesunken wäre? Da wären ihm dann ihre Gedanken nur wieder in die jüdischgedachte Unterwelt gefolgt, wo es nur ein ohnmächtiges Schattenleben gab. Er aber hatte von einem Himmel geredet, vom Himmelreiche für sich und die Seinigen; und wie sinnlich sie sich den Himmel auch denken mochten, so unvermeidlich diese sinnliche Vorstellung war, so wenig durfte sie vernichtet werden, wenn nicht die neue Hoffnung einsinken sollte. Darum mußte die Abschiedsscene eine solche sein, die den festen Gedanken zurückließ: nicht in die Unterwelt, nein in den Himmel ist er übergegangen. Kein Augenzeuge beschreibt sie uns, keiner sagt uns mehr, als: er ist in den Himmel erhoben. Vielleicht war die Scene so, daß durch sie nur den *Augenzeugen* jene Thatsache über allen Zweifel klar ward, darum sie denn über dieselbe vor denen schweigen, die die höhere Bedeutung nicht begriffen haben würden. Dieselbe Thatsache hatten die Nichtzeugen in dem Berichte: er ward aufgehoben zusehends und eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg (Apostelgesch. 1, 9). Vgl. Himmelfahrt Christi.

So endete die irdische Bahn des Welterlösers. Sein Leben war das Licht der Welt durch Rede, That und Thatsache. Ist es aber des Lebens Hauptmerkmal nicht, auf der Erde sichtbar wandeln und von ihren sichtbaren Gaben genießen; ist sein höchster Gehalt wirken, so lebt Jesus immer noch unter uns und wird bei uns sein, wie er sprach, alle Tage bis an der Welt Ende (Matth. 28, 20). Da dauert denn auch seine Geschichte fort, ein nie erlöschendes Licht der Welt; und an die erleuchtenden Thatsachen der ersten Zeit reihen sich immer neue und erleuchtende, und die Göttlichkeit seines Werks bestätigende Thatsachen an. Hier ist das Licht der Welt! verkündigen uns vom Himmel nicht allein seines irdischen sichtbaren Lebens Wunder, sondern auch erscheinende Gottesthaten für seines Werkes Beförderung zu allen Zeiten; und je tiefer durch jene Lichtstrahlen angeregt auch das innere Menschenleben erwacht, desto lauter redend treten hinzu die Zeugnisse des eigenen Herzens.

Wie aber steht es nun mit diesem Erwachen des innern Menschenlebens? Stieg es seit der ersten Anregung von Stufe zu Stufe und ohne Rücksinken immer höher? Wie niederschlagend ist das Bild, welches uns die Geschichte vor Augen stellt! Wie die Sonne oft nur beim Aufgange herrlich leuchtet, bald aber, erst von Wolkenschleiern getrübt, endlich von Wolkenmassen verhüllt wird; so war es auch hier. Die Angemessenheit des Bildes bedarf keiner Erläuterung. Die Geschichte liefert den Beweis, daß Menschenhände auch das Heiligste in Misgestalt verwandeln können. Was Jesus gab, sollte die Menschen mit himmlischer Gewalt heben zum Himmelssinn; aber der irdische Sinn erniedrigte es zum Hebel für seine gemeinen, ja lasterhaften Zwecke. Das

Herz wollte Jesus wecken und ihm dienen. Aber, was er sprach, zog die Wißbegierde in ihr Gebiet und dehnte es in vielfache abenteuerliche Gestalten aus. Indessen die Sonne, die Jesus anzündete, blieb, wie sie ferner bleiben wird, auch hinter den dicksten Wolken, und sendete der Welt auch Strahlen durch sie. Und, wie düster es war und immer düsterer ward im Laufe von anderthalb Jahrtausenden, so erging endlich wieder das Wort: Es werde Licht! Doch — das Leben des Erlösers begann mit Kampf, und nur kämpfend wird fortgedeihen die Erlösung; aber gedeihen wird sie, so wahr sie das Werk aus Gott ist. Ist uns aber unbegreiflich grade dieser Gang der Erlösung, so bleibt uns noch übrig, mit Paulus zu sprechen, da ihn ähnliche Betrachtungen in Verwunderung setzten: „O welch eine Tiefe des Reichthums, beides, der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!" (*Märtens.*)

JESUS (Geogr.) I. Diesen Namen führen eine Menge Städte, Flecken und Niederlassungen, sowie ein Fluß im südlichen Amerika, unter denen viele zu unbedeutend sind, als daß sie eine besondere Aufzählung verdienten; wir wollen uns also darauf beschränken, in dem folgenden Verzeichnisse die bis jetzt am meisten bekannten, von denen sich einige Notiz geben läßt, aufzuführen. 1) Eine Stadt Mexico's in der Provinz San Luis de Potosi, hat einige Tausend Einwohner, die aus einem Gemische von spanischen Kreolen, Mulatten, Mestizen und Indianern bestehen. In der Stadt ist ein Augustinerkloster, und in der Umgegend liegen eine Menge Landgüter und Meiereien. 2) Eine Ortschaft im Freistaate Paraguay, an dem Flusse Paraná, liegt im Districte der ehemaligen Jesuitenmission unter 27° 2′ 36″ südl. Br. und 58° 25′ 6″ westl. Länge, wurde im J. 1685 von den Jesuiten angelegt, und zählte zu Azara's Zeiten gegen 900 Einwohner. 3) Jesus de Culema, Hauptort des kleinen Districts Itata in der Provinz Maule des Freistaates Chili, wurde angelegt im J. 1743 und liegt unter 36° südl. Br. 4) Jesus Nazareno, auch Inispin genannt, ein indianisches Dorf in der Provinz Santa Fé des Freistaates Argentina, deren Bewohner zu Azara's Zeit noch nicht zum Christenthume bekehrt waren. 5) El Nombre de Jesus, eine Niederlassung in der Provinz Quito des südamerikanischen Freistaates Ecuador, am Flusse Napo gelegen. 6) Drei Niederlassungen Peru's, wovon die eine in der Provinz Huamalies (Guamalies), die beiden andern in der Provinz Caxamarca gelegen sind. 7) Jesus Maria, eine Niederlassung des Freistaates Mexico im Staate Xalisco, gehört zu dem Districte der ansehnlichen Villa und Alcadia mayor, Aguas Calientes, wovon sie anderthalb teutsche Meilen entfernt ist. 8) Eine von den Jesuiten gegründete Niederlassung im Staate Xalisco der Republik Mexico, in der Alcadia major von Nayarith gelegen. 9) Eine Niederlassung des Staates Cohahuila im Freistaate Mexiko, an einem Arme des Flusses St. Domingo, wurde von dem Erzbischofe Don Juan Antonio Vizarron gegründet. 10) Jesus los Coronados, eine Niederlassung der Jesuiten im Freistaate Ecuador, im Districte Mainas gelegen. 11) Eine Niederlassung auf der an Brasiliens Küste gelegenen Insel Joannes oder Marajó, die von den großen Strömen Maranhon (Amazonenstrom) und Rio Para umgeben ist. 12) Sans Felipe de Jesus, eine Niederlassung des mexicanischen Staates Californien, liegt innerhalb des Golfes von Californien, nahe der Mündung des Flusses Colorado oder del Norte. 13) Jesus de Marca, eine Niederlassung in der Provinz Tucuman der Republik Argentina. 14) Jesus de Marca, eine Niederlassung der peruanischen Provinz Caramarca. 15) Ein Fort im Kaiserthume Brasilien, gewöhnlich Jesus, Maria und Joseph genannt, liegt an der Seeküste, und in der Nähe der Mündung des Flusses San Pedro. 16) Jesus Maria, ein kleiner Fluß der Republik Argentina, der sich in den Uruguay ergießt. 17) El Nombre de Jesus, ein Vorgebirge der Magelhanstraße im sogenannten Feuerlande, kommt gewöhnlicher unter dem Namen Cabe del Espiritu Santo (heiligen Geistes Vorgebirge) und bei den Engländern unter dem Namen Charlotte promontory vor, und liegt unter 52° 50′ südl. Breite.

II. Eine zu Untercanada gehörige, im St. Lorenzstrome gelegene Insel, liegt nordwestlich von der Insel Montreal, von der sie durch die Riviere de Prairies, sowie von dem festen Lande durch den Lorenzarm St. Jean getrennt wird, ist 21 engl. Meilen (4⅕ teutsche Meilen) lang, und an ihrer breitesten Stelle sechs engl. M. breit. Die Insel hat einen flachen, aber sehr fruchtbaren und gut bebauten Boden, der Getreide, Gemüse und Obst im Überflusse und von vorzüglicher Qualität hervorbringt. Die Südostseite der Insel ist mit vortrefflichen Viehweiden und schönen Wiesen ausgestattet. An den beiden Armen des Lorenzstromes, von denen die Insel eingeschlossen wird, liegen viele Mahl- und Schneidemühlen, und rund um die Insel, sowie auch quer durch, läuft ein Fahrweg. Sie gehört dem bischöflichen geistlichen Seminare zu Quebeck, dem sie bereits im J. 1699 nebst den Isles aux vaches verliehen wurde, und gehört zur Grafschaft Effingham. Die auf der Insel zerstreut liegenden Ökonomiehöfe bilden drei Kirchspiele, als: St. Vincent, St. Rose und François.

III. Eine kleine Insel im stillen Ocean, im südlichen Theile des Lord-Mulgrave-Archipels, wurde im J. 1567 von dem spanischen Seefahrer Don Alvaro de Mendaña entdeckt, und liegt unter 6° 50′ südl. Br. und 162° 35′ östl. Länge von Greenwich. Die Bewohner der Insel sollen zur Malaienrasse gehören. (*J. C. Schmidt.*)

JESUS als Zuname, 1) Antonio de J., aus Lissabon gebürtig, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde Mönch, und von 1636 an bis an seinen Tod, der am 15. April 1682 erfolgte, Professor der Musik an der Universität Coimbra. Die Grabschrift, welche man ihm setzte und noch dort findet, rühmt neben seinem religiösen Eifer vorzüglich seine Wohlthätigkeit, welche so weit gegangen sei, daß er seine ganze Besoldung, welche er als Professor genoß, auf Unterstützung der Armen verwendete. Noch

jetzt werden seine Compositionen auf der königlichen Bibliothek zu Lissabon aufbewahrt.

2) Bernardino di J., auch Sena genannt, wurde im J. 1599 zu Lissabon geboren, trat 1615 in den Franziskanerorden zu Vianna, bekleidete daselbst zuerst die Stelle eines Chorvicars, hierauf um 1659 die eines Definitors und starb dort am 10. April 1669. Er war ein vorzüglicher Sänger und ausgezeichneter Componist, wurde deshalb auch vom Könige Johann IV. sehr geschätzt. Es befinden sich von ihm noch gegenwärtig mehre Compositionen auf der Bibliothek zu Lissabon, welche ein rühmliches Zeugniß seines Talents abgeben.

3) Fr. Gabriel de J., wurde zu Leyria geboren, und im J. 1676 Ordensgeistlicher zu Alcoboca. Er wird nicht allein als fertiger Orgel- und Harfenspieler, sondern auch als gründlicher Contrapunktist gerühmt; sein bestes Werk sollen fünf Motetten: „Para as quinze Estaciones da Via sacra com as letras da Escritura sacrata competendes a cada Estarao" sein. (*Fr. Thon.*)

JESUS-CHRISTUS-ORDEN soll im J. 1320 vom Papste Johann XXII. zu Avignon errichtet und vom folgenden Papste bestätigt worden sein. Man gibt diesen Rittern ein goldenes, roth ausgelegtes Kreuz, das in ein anderes Kreuz eingeschlossen und mit Gold unterlegt gewesen sein soll; behauptet auch, dieses Ordenszeichen sei von dem Zeichen der Ritter Christi in Portugal in Einigem verschieden gewesen, dennoch hat Johann XXII. keinen neuen Ritterorden gestiftet, sondern nur den Orden der Ritter Christi in Portugal bestätigt. Man vgl. *Ciacconius*, Vita Joh. XXII. und *Farin. Gryphius* von den Ritterorden. — Ein anderer Orden dieses Namens, Jesu Christi und seines Leidens, wurde vom Prinzen Karl, dem Neffen des Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg, gestiftet. Die Ritter trugen ein weißes, meist von Silber gesticktes Kreuz auf ihren Mänteln, und um den Hals ein blau gewässertes Band, an dessen Ende eine große goldene Medaille hing, auf welcher sich das Bild unsers Erlösers befand. Sie waren vorzüglich verpflichtet, der Feier des Charfreitags und des folgenden heiligen Abends andächtig beizuwohnen. (Nach Helyot.) (*G. W. Fink.*)

Jesus-Compagnie, s. Revolution, französische.

JESUS MARIA, eine ansehnliche Insel des stillen Oceans, die zu der sogenannten Admiralitätsgruppe gehört, im Südosten der Admiralitätsinsel und nach d'Entrecasteaux unter 2° 22′ südl. Br. und 145° 28′ östl. Länge liegt. Der vorgenannte Seefahrer, welcher bei seiner bekannten Reise um die Erde diese Insel im Julius 1792 beobachtete — denn besucht hat er sie nicht, der gefahrvollen Küsten wegen, sondern nur eine halbe französische Lieue davon Anker geworfen und von da aus seine Beobachtungen vorgenommen — gibt uns folgende Beschreibung: Sie ist mit Korallenriffen umgeben, hat im Ganzen ein ödes und wüstes Ansehen, und nur wenige Punkte sind angebaut, was, mit den wenigen Eingeborenen, die sich sehen ließen, zu der Vermuthung führt, daß sie nur eine geringe Bevölkerung habe. Keins der Piroguen der Eingeborenen näherte sich den Europäern, welche wegen der starken Brandung und der vielen gefährlichen Riffe keine Landung wagen konnten. Mehre Ortschaften des Namens s. unt. Jesus (Geogr.). (*J. C. Schmidt.*)

JESUS MARIA (Carlos de), wurde im J. 1713 zu Lissabon geboren, und starb im J. 1747 als Mönch zu St. Cruz in Coimbra. Er glänzte zu seiner Zeit als musikalischer Schriftsteller, und schrieb unter andern eine gute Gesangschule, auf dessen Titelblatt er sich Luiz da Maya Croecer nennt, was sein Name per Anagramma sein soll. (*Fr. Thon.*)

JESUS- und MARIA-ORDEN wurde, nach mehren Schriftstellern und unter diesen auch von Helyot, vom Papste Paul V. im J. 1615 gestiftet; nach Andern war der Stifter unbekannt, allein man fing zur angegebenen Zeit in Rom an, über die Satzungen dieses Ordens Mancherlei zu unterhandeln. Diese Satzungen wurden damals mit ausgemalten Ordenszeichen in Abschrift an verschiedene Äbte ꝛc. geschickt. Das Hauptsächlichste bestand in Folgendem: Die Ritter sollten bei Feierlichkeiten einen weißen Mantel tragen, auf der linken Seite desselben das Ordenskreuz, dessen Grund himmelblau und am Rande mit Gold gestickt war. Einander gegenüber standen die Namen Jesus — Maria. Das Kreuz hatte acht Spitzen, wie ein Malteserkreuz, das sie auch im Knopfloche trugen. Das Ordenscapitel sollte nur in Rom gehalten werden, wo die Wahl des Großmeisters geschehen sollte. Papst und Cardinalcollegium hatten drei Ritter vorzuschlagen, von welchen einer in der Ritterversammlung zu wählen wäre. Der Großmeister hatte dann das Recht, das Gerechtigkeitskreuz dreien Rittern in jeder Provinz aus Gnaden zu geben, d. h., man foderte von diesen Gnadenrittern keinen Beweis ihres Adels, wol aber so viel Vermögen, daß sie mindestens eine Komthurei mit 200 Thalern Einkünfte stiften konnten, deren Ertrag sie lebenslang genossen, die aber nach ihrem Tode dem Orden gehörten. Eine kluge Maßregel. Zum Gedächtnisse der 33 Lebensjahre Jesu sollte der Orden 33 Komthure oder Prioren haben mit dem Namen der Großkreuze, in welche immer der älteste Ritter nachrückte. Diese nahmen auf Rechnung für das Generalcapitel und als Beamte die Summe ein, welche jeder bei seinem Eintritte zahlen sollte. Der Orden bestand aus eigentlichen Rittern, Kaplänen und dienenden Brüdern. Die Ritter aus dem Kirchenstaate waren frei von Abgaben, und standen in allen bürgerlichen, auch in halspeinlichen Untersuchungen nur unter ihrem Großmeister, dagegen waren sie in andern Ländern der ordentlichen Gerichtsbarkeit unterworfen. Dafür waren die Ritter aus andern als päpstlichen Provinzen nicht verbunden, sich zum Generalcapitel einzufinden. Alle aber waren verpflichtet, die Kirche und den Kirchenstaat zu vertheidigen. Die römischen Ritter mußten ein Pferd, einen Harnisch und eine Lanze zum Schutze des Kirchenstaates haben, und jeder Waffendiener ein Schießgewehr. Aus diesem Allen, worüber der Abt Justinianus und P. Bonanni in ihren Schriften über die Ritterorden zu vergleichen sind, ergibt sich, daß dieser Orden wenigstens nie der Papstherrschaft in Vorschlag gebracht wurde, daß er

aber entweder gar nicht zu Stande gekommen ist, oder doch nur sehr kurze Zeit bestanden haben kann. (*G. W. Fink.*)

JESUSMÜNZEN. Man bezeichnet im Allgemeinen mit diesem Namen alle diejenigen Münzen und Medaillen, auf welchen sich der Name oder das Namensmonogramm IHS. (d. i. Jesus, Heiland, Seligmacher)[1], oder das Bild oder irgend eine Darstellung aus dem Leben des Heilandes findet. Schon unter den griechischen Kaisermünzen ist dies auf einigen der Fall, indem man den Herrn bald stehend, bald sitzend und mit einem Buche, bald den Kaiser krönend darauf vorgestellt erblickt. Dabei steht auf ihnen oft das aus *Κύρις βοηϑεῖ* zusammengesetzte Wort: *Κε BOHΘEI* oder die bekannten Abkürzungen IC. XC. d. i. *Ἰησοῦς Χριστός*. Eine Münze der Art, welche in Rom ausgegraben wurde, erwähnt Sismondi in seiner 1650 herausgegebenen Schrift: de triplici numo (Opp. tom. IV. pag. 293). Sie zeigte auf der einen Seite den Heiland in ganzer Gestalt, auf der andern, unter der Umschrift ANACTACIC (Auferstehung), einen Tempel zwischen zwei geharnischten Männern. Sie soll nach Sismondi sich auf den über dem heiligen Grabe zu Jerusalem errichteten Tempel beziehen, welcher *Ἀνάστασις* geheißen habe[2]). In neuern Zeiten begreift man unter Jesusmünzen insbesondere a) die Jesuspfennige, b) die Jesusthaler. Erstere waren nie gangbares Geld, sondern sie gehörten immer zu den Medaillen oder Schaumünzen, sodaß ihnen der Name Pfennige (vgl. d. Art.) nur uneigentlich und etwa so zukommt, wie man in Thüringen gewissen, bei der Sachsenburg sich findenden Versteinerungen (Echiniten), den Namen Bonifaciuspfennige beilegt. Der Erste, welcher solcher Jesuspfennige gedenkt, — sie sind aber nicht geschlagen, sondern gegossen, und man hat sie sowol aus Silber als aus Kupfer, — ist Theseus Ambrosius, welcher in seiner: Introductio in linguam Chaldaeam, Syriacam etc. meldet, daß zur Zeit der Päpste Julius II. und Leo X. viele solcher Münzen und zwar auf der einen Seite mit dem Bilde des Heilandes und dem beigesetzten Worte ישו (Jeschu), auf der andern mit der Inschrift משיח מלך בא בשלום אלהים אדם עשוי, d. i. „der gesalbte König kommt in Frieden, Gott ist Mensch geworden," zum Vorschein gekommen wären. Auch Kaspar Waser[3]) gedenkt ihrer. Einer, den er abbilden ließ, unterscheidet sich von dem ebenerwähnten nur dadurch, daß der letzte Theil der gegebenen Inschrift so lautet: ואור מאדם עשוי חי[4]). Dabei macht Waser die Bemerkung, daß dem Bilde des Heilandes wahrscheinlich die bekannte, dem Lentulus zugeschriebene Schilderung Jesu, welche dieser dem Kaiser Tiberius eingesendet haben soll, zum Grunde liege. Andere, welche dieser Jesuspfennige erwähnen, sind J. H. Hottinger[5]), Bartolocci[6]), Don. Ang. Gabr. Anguisciola[7]), Wagenseil[8]), J. Reiske[9]), Köhler[10]), Tychsen[11]) und Andere. Der von Köhler im 6. Theile seiner historischen Münzbelustigung beschriebene und abgebildete Jesuspfennig hat auf dem Avers das links sehende Brustbild des Heilandes barhäuptig und mit lang herabwallenden Haaren, auf dessen rechter Seite ein א, auf der linken aber das Wort ישו steht. Die Inschrift des Revers lautet in fünf Zeilen: erste Zeile משיח. Zweite Zeile מלך .בא .בש. Dritte Zeile לום .ראו. Vierte Zeile מא. דם .עשוי. Fünfte Zeile חי. Seine Größe ist die eines halben Guldens[12]).

Über die Entstehung, das Alter, die Echtheit und den historischen Werth dieser Jesuspfennige ist viel, besonders in früherer Zeit, hin und her gestritten worden. Man hat gefragt, ob sie den ersten Jahrunderten der christlichen Zeit oder den spätern angehörten, ob sie asiatischen oder europäischen Ursprungs wären, ob Christen, Juden oder Proselyten sie in guter oder böser Absicht geschaffen hätten und dergleichen mehr. Für das Wahrscheinlichste möchten wir halten, daß sie aus derselben Werkstätte hervorgegangen sind, aus welcher man die bekannten Carteroniani, Caviniani, Paduani, Parmesani und Vincentini erhalten hat, daß sie folglich dem 15. und 16. Jahrh. angehören und daß man mit ihnen nur den Zweck hatte,

---

1) Der Name Jesus, wie das Monogramm desselben, findet sich auf den Jesusmünzen überhaupt und insbesondere auf den Jesusthalern entweder allein stehend, und dann gewöhnlich entweder in einem Strahlenkranze (Madai Nr. 2092 u. 2093), oder in der Mitte eines Herzens, einer Sonne (Madai Nr. 1899. 1496. 4349), oder auf der geharnischten Brust (Madai 487 u. 488) angebracht, oder in Verbindung mit dem Namen Jehova oder Maria, sodaß man wieder zwei neue Thalerclassen, nämlich Jehova-, Jesus- und Jesusmariathaler bilden könnte. Doch wohin sollte das führen? 2) Als eine griechische Kaisermünze sucht der unbekannte Verf. der Schrift: Numus aeneus veterum Christianorum commentario explicatus prodit nunc primum ex Museo Victerio, adjectis sacris aliquibus Monimentis (Romae 1737) eine Münze zu erweisen, welche auf der einen Seite das vorwärts stehende Brustbild des Heilandes, auf der andern aber die Taufe desselben gibt; allein mit Recht behauptet Köhler (Hist. Münzbelust. 13. Th. S. 349) ihren spätern Ursprung.

3) *Waser* lib. II. de antiquis Numis Hebraeorum. c. III. f. 62. 4) Den Sinn, welcher ist: Und das Licht vom Menschen ist das Leben geworden, sucht Waser in folgendem Distichon wiederzugeben:

Lux, via, vita, salus, verbum patris, unica mundi
Victima, sit nobis lux, via, vita, salus.

5) *Hottinger*, Diss. de Nummis Orientalium. tab. VI. n. 5. 6) *Bartoloccius*, Diss. de Mose Propheta secundum Hebraeos. §. XXXII. p. 164. 7) Dichiaratione della Hebraica Medaglia detta: *Magen David* (s. d. Art.) di *D. A. G. Anguisc.* (1617. f.) Der wahre Verf. soll nach Köhler Rafael Avellini sein. 8) *Wagens.* Sota. h. e. lib. mischn. de uxore cap. IV. p. 579. Der von ihm erwähnte Jesuspfennig zeigt das Brustbild des Heilandes im Profil ohne Beisatz, auf der andern Seite findet sich die vierzeilige Inschrift:

ישוע
נצרי משיח
יהוה ואדם
יחד

und er erklärt sie: Jesus von Nazareth, der Gesalbte, Gott und Mensch zugleich. 9) *J. Reiske*, Exercitationes de imagin. Jes. Christ. quotquot vulgo circumferuntur. Exerc. VIII. §. V et VI. 10) Köhler a. a. O. 11) O. G. Tychsen, Unechtheit der jüdischen Münzen. S. 16. 12) Diese schlecht abgetheilten Worte scheinen gelesen werden zu müssen:

משיח מלך בא בשלום ואור מאדם עשוי חי

sodaß diese Münze die Waser'sche sein dürfte.

der erwachten numismatischen Sammelgierde zu genügen, wie dies auch mit den sogenannten Silberlingen der Fall war [13]), welche damals erschienen. Übrigens trieben Aber- und Wunderglaube auch mit diesen Pfennigen ihr seltsames Spiel, wie wir etwas Ähnliches bei den Muttergottesdukaten sahen (vgl. d. Art. Dukaten), und man bediente sich ihrer als kräftige Amulete gegen Krankheit, Unglück und Gefahr.

Die zweite Classe der Jesusmünzen bilden die Jesusthaler, worunter man diejenigen Thaler versteht, auf welchen sich die oben angegebenen Merkmale der Jesusmünzen überhaupt finden. In Hinsicht der Classification gilt von ihnen dasselbe, was wir bei den Jehovathalern sowol im Texte als Not. 3 bemerkt haben [14]), weshalb wir darauf verweisen. Die Zahl derselben ist sehr groß und größer als die der Jehovathaler, da das Leben des Heilandes der Kunst mehr Anhaltungspunkte darbot als der bloße Name Jehova. Indem wir auch hier auf die Artikel Medaillen und Thaler verweisen, bemerken wir nur noch Folgendes. Was den Namen Jesus und dessen Monogramm betrifft, so haben wir das hierüber zu Sagende bereits in Not. 1 erledigt. Das Christusbild findet sich entweder in ganzer oder halber Figur mit oder ohne Strahlenkranz [15]), oft auch blos im Brustbilde [16]).

In Beziehung auf die Erscheinung und das Leben des Heilandes finden wir auf den Jesusthalern nachstehende Darstellungen:

1) Der Stammbaum Christi auf der Reversseite einer Dickmünze des Bischofs von Lausanne Aimon von Montfaucon ohne Jahrzahl. Umschrift: ECCE VIRGO QUꝫ PEPeRIT FILIUM. Darunter Maria mit dem Christkinde und neun königliche Brustbilder, ganz unten Jesse liegend, aus welchem der Stammbaum hervorgeht. *Madai* nr. 3322. Köhler Th. XI. S. 257, wo sie abgebildet ist. Obgleich diese Münze streng genommen nicht zu den Jesusthalern gehört, so glaubten wir doch sie der Vollständigkeit wegen nicht übergehen zu dürfen.

2) Die Verkündigung Christi durch den Engel. Auf einer hamburger Münze und einem Miscellanthaler. Umschrift auf beiden: AVE. MARIA. GRATIA. PLENA. DOMINVS. TECVM. BENEDICTA. TV. INTER. MVLIERES. Beide sind zugleich Jehovathaler. Die erstere aber auch ein Hochzeit-, die letztere ein Taufthaler.

3) Die Geschichte der Geburt Christi und der Anbetung durch die Hirten. Auf einer kaiserlich österreichischen und auf einer hamburger Münze. Umschrift der erstern: MATHEI. II CA. NATVS. EST. NOBIS. SALVATOR. QVI. EST. CHRISTVS. DNS. IN. CIVITATE. DAVIT. Umschrift der zweiten: GLORIA. IN. EXCELSIS. DEO. *Mad.* nr. 10. nr. 4934. Außerdem noch auf einem Doppelthaler der Stadt Münster vom J. 1638 und einem Christfestthaler vom J. 1680. *Mad.* nr. 5040. 5186.

4) Jesus an der Mutterbrust. Auf einer seltenen Münze des Herzogs Odoardo Farnese. Umschrift: MILLE. CLYPEI. PENDENT. *Mad.* nr. 4529.

5) Jesus auf dem Schoße der Mutter nach der Abbildung der griechischen Kirche. Auf einer Münze des Papstes Clemens XI. vom J. 1702. Umschrift: DILEXI. DECOREM. DOMVS. TVÆ.

6) Jesus auf dem Arme seiner angeblichen Großmutter Anna. Auf zwei gräflich Schlick'schen Münzen aus den J. 1627 und 1630. Beischrift S. A. oder S. ANNA. Eine dritte vom J. 1677 stellt die Anna und Maria mit dem Jesuskinde in den Wolken schwebend dar [17]). *Mad.* nr. 4372. 73. 75.

7) Der Heiland in den Windeln. Auf einer Münze des Erzbischofs Sigismund von Salzburg vom J. 1754. Auf einem fliegenden Bande die Inschrift: MONSTRA TE ESSE MATREM. *Mad.* nr. 3286.

8) Der große Christophorus mit dem Jesuskinde. Auf einem Ausbeutethaler des würtembergischen Herzogs Eberhard mit der Umschrift: OMNIA CVM DEO. und auf einem dergleichen vom Herzoge Karl Friedrich vom J. 1740. Anspielung auf den Bergwerksflecken Christophsthal. *Mad.* nr. 4131 und 38.

9) Die Beschneidung Christi. Auf einem Thaler der Stadt Münster ohne Jahrzahl. Umschrift: Sein Name ward Genennet JESVS. Luc. am 2. *Mad.* nr. 5187.

10) Die Darstellung im Tempel. Auf einer Münze des Papstes Clemens XI. vom J. 1704. Umschrift: VIDERVNT. OCVLI. MEI. SALVTARE. TVVM. *Mad.* nr. 710.

11) Die Taufe Christi. Sehr häufig. 1) Auf Münzen der Herzoge Ferdinand und Cosmus II. und III. von Florenz aus den J. 1590, 1594 und 95. Umschrift: FILIVS. MEVS. DILECTVS. 2) Auf einem Teston des Papstes Gregor XIII. Umschrift: SIC. DECET. IMPLERE. Außerdem auf den Thalern der neugothaisch-sächsischen Linie von den J. 1670 und 71 und auf Miscellanthalern. *Mad.* nr. 1961, 69 und 4460. nr. 1511. nr. 5190—93, 94—98. nr. 2360.

12) Die Versuchung Christi soll nach Einigen auf dem bekannten Interimsthaler (s. d. Art.) dargestellt sein, welchen Madai nr. 2360 aufführt.

13) Die Hochzeit zu Cana und Christus als Ehestifter. Auf zwei Miscellanthalern und einer Reihe hamburger Hochzeitthaler. Umschriften: IESVS. (CHRIST.) MACHET. WASSER. ZV. (GVDEM.) WEIN. ZV (IN.) CANA. IN. Gal. Zweite Umschrift: QVOS.

13) *O. Sperling*, Diss. de numis non cusis. Tychsen a. a. O.
14) Der Kreis dieser Unterabtheilungen erweitert sich jedoch hier noch bedeutend, indem noch Christophs-, Auferstehungs-, Salvator- u. s. w. Thaler hinzukommen. 15) Hieraus entstand der Irrthum, daß man einige zu Jerusalem gefundene Münzen der Stadt Rhodus für Jesusmünzen hielt, indem man den Koloß wegen des Strahlenkranzes mit dem Heilande verwechselte. 16) Christus in ganzer oder halber Figur, bald mit der Siegesfahne, bald seine Wunden zeigend, bald mit dem Kreuze oder der Weltkugel findet sich häufig auf Jesusthalern. Seltener findet man das Brustbild.

17) Die Darstellung der Maria mit dem Jesuskinde, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Arme (man vgl. hierüber den Art. Dukaten), ist zu häufig, als daß sie einer besondern Erwähnung verdiente; auch ist hier Maria Haupt-, Jesus Nebensache.

DEVS. CONIVNXIT. HOMO. NON. SEPARET. Auf einem wahrscheinlich zu Lübeck geprägten Hochzeitthaler, welcher ebenfalls die Vorstellung der Hochzeit zu Cana, sowie die der Einsegnung eines Brautpaares durch den Herrn darstellt, lautet die erste Umschrift: Z. CANA: I: GALILEA. EI. HOCHZEIT. WAR. IESVS. AVS. WASSER. MAC. WEIN. DAR.; die zweite: GODT. DE. EHSTANDT. GESTIFT: HAET. DARV.m IH.n IESVS. GESENEN. (segnen) DAET. *Mad.* nr. 2377. 4928—37. 5225. 5987—89.

14) Christus mit seinen Jüngern unter den Pharisäern. Auf einem sogenannten Wiedertäuferthaler bei Madai nr. 2365. Die zwiefache Umschrift: MAT. 12. DISE. EBRECIS. (ehebrecherische) ART. SVCT. EIN. ZEGN. ES. WIRT. IR. KAINS. GEBN. DAN. DAS. ZEIGN. DES. PROVETN. IONAS. ION. I. LVC. II. WI. ION. EIN. ZEGEN. WAR.

15) Jesus, während des Sturms auf dem Meere, im Schiffe schlafend, und, aufgeweckt, dem Sturm und Wellen gebietend. 1) Schaumünze im Anfange des vorigen Jahrhunderts zu Cremnitz geprägt. Umschrift: IN. TEMPESTATE. SECVRITAS. *Mad.* nr. 2379. 2) Münze des Papstes Innocenz XI. vom J. 1679. Umschrift: VENTI. ET. MARE. OBEDIVNT. EI. *Mad.* nr. 685.

16) Christus dem Petrus die Himmelsschlüssel überreichend und ihn segnend. Auf Münzen des Herzogs Scipio von Sabioneda und Bozzolo aus den J. 1639 und 1665 und des Papstes Innocens X. aus dessen 9. und 10. Regierungsjahre. Umschrift der erstern: TV. ES. PETRVS. PRAESIDIVM NOSTRVM.; der zweiten: IN. VERBO. TVO. *Mad.* nr. 3163. 4620.

17) Christus das Abendmahl einsetzend. Auf einem seltenen halben Thaler des Kaisers Maximilian. Unterschrift: NEMEN. ESSEN. DAS. IST. MEIN. LEIB. VND. ER. NĀ.hm. DEN. KELCH. VND. DANKET. VN.d GAB. IN. VND. SPRACH. TRINKEN. ALE. DA.raus. *Mad.* nr. 2390.

18) Christus am Kreuz. Sehr häufig. Am vollständigsten auf einem Miscellanthaler bei Madai nr. 5201. Umschrift: AM. CREUTZ EIN FLUCH ICH WORDEN BIN. MEIN AUFERSTEHUNG DEIN GEWIN. Dann auf einem Thaler des Bischofs Christoph Bernhardt von Münster. Jahr 1659, auf einem Wiedertäuferthaler und sonst noch. *Mad.* nr. 840. 2367 und 68. 5215.

19) Der auferstehende und auferstandene, zugleich über Welt, Tod, Teufel und Hölle triumphirende Christus. Häufig. 1) Auf einer städtisch braunschweigischen Münze vom J. 1546 und auf einer sonst unbekannten Münze mit der Umschrift: ITA. CHRISTVS. TRIDVVM. SEPVLTVS. POST. DEVICTOS. HOSTES. RESVRREXIT. Ma. 21. *Mad.* nr. 1736. 2164 und 65. 5210. 5981 und 83. 2) Auf einem sogenannten Wiedertäuferthaler. Umschrift in zwei Reihen. Rom. 6. CHRISTVS. IST. AVFERWECT. VON. DEN. TOTN. DVRC. DI. HERLIKET. DES. VATRS. — ALSO. SOLN. AVC. WIR. IN. EIN. NEVEN. LEBN. WANDELN. COR. 15. TOT. *Mad.* 2363.

20) Christus der Maria als Gärtner im Garten Gethsemane erscheinend. Auf dem Revers einer Münze des Papstes Gregor XIII. vom J. 1581 und des Papstes Sixtus V. Christus auf der ersten ohne, auf der zweiten mit einem Strohhute, auf beiden das Grabscheid in der Hand. Maria knieend. Umschrift: NOLI. ME. TANGERE. *Mad.* 3136 und 37.

21) Der erhöhte Christus. 1) Auf einer Münze des Papstes Clemens VIII. vom J. 1500. Revers: Christus, von Cherubinen umgeben, auf den Wolken sitzend und mit aufgehobener Rechte den durch die heilige Pforte eindringenden Pilgrimen den Segen ertheilend. Umschrift: EGO. VOS. REFICIAM. 2) Christus in den Wolken sitzend. Auf einer Münze des Herzogs Karl I. von Mantua. *Mad.* nr. 3144. 1994.

22) Christus die Todten erweckend. Auf einem seltenen Thaler ohne Jahrzahl. *Mad.* nr. 5217.

Hierzu können wir noch folgende Darstellungen rechnen. 1) Christus als Hirt, ein Lamm auf den Schultern tragend, den Hirtenstab in der Rechten. Auf einem Begräbnißthaler der albertinisch-sächsischen Herzogin Johanna Magdalena. Umschrift: PROVIDENTIA. DOMINI. SVFFICIENTIA. MIHI. Christus als Lamm mit der Siegesfahne, vom heiligen Geiste bestrahlt. Auf einer Münze des Papstes Clemens IX. vom J. 1667, ingleichen auf einer andern des Papstes Clemens XI. aus dessen siebentem Regierungsjahre. Umschrift der ersten Münze: IPSE. DOMINVS. POSSESSIO. EJVS. Umschrift der zweiten: DONA. NOBIS. PACEM. *Mad.* nr. 673. 712. vgl. nr. 5192. Christus mit dem Kreuz als Keltertreter, zugleich als Lamm, auf einem Doppelthaler mit der Jahrzahl 1622. Umschrift des Avers: ICH. TRETE. DIE. KELTER. ALLAIN. VND. IST. NIEMANS. MIT. MIER. ESA. 63. c. Umschrift des Revers: SIEHE. DAS. IST. GOTTES. LAMB. DAS. DER. WELT. SVNDE. TREGD. IOH. 1. C. Auch das Blut und das Schweißtuch Christi fehlt nicht. Das erste findet man, oder wenigstens drei Tropfen davon, in einer Monstranz, auf einer Münze des Herzogs Karl I. von Mantua vom J. 1630, das andere auf einer Münze des Papstes Clemens X. vom J. 1673.

Dies wäre etwa der Cyklus der Darstellungen aus dem Leben des Heilandes, welche sich auf den sogenannten Jesusthalern finden und wir glauben somit diesen Artikel schließen zu können. (*G. M. S. Fischer.*)

JESUSORDEN, 1) oder regulirte Geistliche des guten Jesus (vgl. d. Art. Regulirte Geistliche). Die eigentliche Stifterin dieses Ordens ist die selige Margaretha von Ravenna, nicht der P. Seraphim von Ferma, der wol die Regeln desselben aufgeschrieben, aber nach seinem eignen Bericht aus den mündlichen Vorschriften Margarethens genommen hat. Regulae aliquot e documentis Margaritae Ravennatis Virginis, quibus illa Ordinem suum titulo Boni Jesu insignatum instituit —, an deren Ende er noch hinzusetzt: has regulas e verbis div. hujus Virginis collegi. Wenigstens hat sie eine

weltliche Gesellschaft dieses Namens gestiftet, aus welcher der P. Hieron. Maluselli die Satzungen für seine in Gemeinschaft lebenden Priester 1538 zog. — Margaretha von Russi, einem Dorfe zwischen Ravenna und Faenza, hielt sich die meiste Zeit ihres Lebens in Ravenna auf, wo sie auch starb; daher ihr Name. Im dritten Monate verlor sie das Licht der Augen, gewöhnte sich von dem siebenten Jahre an zum Barfußgehen und allen Enthaltungen; ihre Jugend war äußerst kränklich, was ihr zu häufigen Verleumdungen gedieh, die sie mit Salbung ertrug, ja sich dabei durch fromme Reden einen Anhang von 300 gewann, die zum geistlichen Leben von ihr angeleitet sein wollten. Sie nannte ihre fromme Gesellschaft „des guten Jesus" und gab ihr mündliche Vorschriften in 24 Artikeln, worin Liebe zu Gott, Einfalt des Herzens, Demuth, Einigkeit, Verachtung seiner selbst, Fasten und Enthaltungen, sowie öfterer Gebrauch des heiligen Abendmahls empfohlen wird. Zu den kirchlich vorgeschriebenen Fasten setzte sie noch die Adventzeit, alle Mittwoche, Freitage und Sonnabende des Jahres ꝛc. Sie starb den 23. Jan. 1505 im 63. Jahre ihres Alters. Zu ihren Schülerinnen gehörte die fromme Witwe Gentille von Ravenna, geb. 1471, Tochter eines Goldschmieds, welcher es in ihrer Ehe sehr schlimm ergangen war, ob sie gleich noch am Ende ihren Mann durch ihr Gebet bekehrt hatte; nicht minder den jungen, sehr leichtsinnigen Hieron. Maluselli aus Mensa, welcher ein frommer Priester wurde und mit ihr gemeinschaftlich die Regeln Margarethens befolgte. Nach dem Verluste der Ihrigen setzte sie den Hieronymus zum Erben und gebot ihm, ihr Haus zu einer Kirche einzurichten, was er durch milde Gaben zu Stande bringen werde. Sie starb 1530. Noch in demselben Jahre wurde bei geringem Vermögen der Grund gelegt und 1531 wurde die Kirche am 1. Aug. schon geweiht. Das Glück des Priesters fand Neider und Verfolger, die jedoch dem frommen Manne mehr nützten als schadeten. Jetzt stiftete er eine Congregation der Priester nach den Regeln der seligen Margarethe, aus denen nur weggelassen wurde, was nur für Weltleute vorgeschrieben worden war. Eben zu der Zeit hatte der Herzog von Mantua, Friedr. von Gonzaga II, und seine Gemahlin, welche sich aus Verehrung das Leben Margarethens und ihrer Nachfolgerinnen von Seraphim von Ferma hatten aufsetzen lassen, den Papst Paul III. um Untersuchung der Wunderwerke gebeten, die auf den Gräbern der genannten Frauen geschahen. 1538 billigte der Papst den neuen Orden und erlaubte dem Hieron. Maluselli Allen das Kleid zu geben, die es annehmen wollten. So war er denn der erste Superior desselben geworden und starb 1541 bei gutem Wachsthume des Ordens, der sich nach seinem Tode noch mehr verstärkte. 1551 wurde er von Julius III. und darauf wiederholt von Paul IV. bestätigt. Dennoch hatte dieser Orden, obgleich beschützt vom Hause Gonzaga, keinen bedeutenden Fortgang. Zwar wird versichert, sie haben noch ein Kloster zu Rom und eins in Toscana gehabt: allein Innocenz X. löste ihn 1651 auf, da nicht mehr als 10 Ordensbrüder in demselben sich vorgefunden haben sollen. Nebst ihren eignen Vorschriften befolgten sie die Regel des heiligen Augustin. Besonders sollen sie sich im Predigen und am Krankenbette ausgezeichnet haben, nach den Versicherungen eines ihrer Obern, Simon Marini, dem zwar Morigia widerspricht, doch nicht mit hinlänglichem Grunde. Sie besaßen nicht geringe Güter und hielten alle drei Jahre Capitel, wo sie ihren Generalsuperior wählten. Helyot, 4. B. S. 146 fg.

(G. W. Fink.)

2) So hieß früher der schwedische Seraphinenorden, s. d. Art.

3) Der Orden Jesu Christi und seines Leidens. Ihn stiftete Prinz Karl zu Sachsen, Neffe des Kurfürsten Johann Georg I. zu Sachsen, im J. 1617 am 7. Febr. Die Ritter trugen ein weißes Kreuz von Batist oder in Silber gestickt, mit dem Bilde des Heilands in der Mitte, auf ihrem Mantel. Um den Hals hing dabei eine große goldene Medaille an einem blauen gewässerten Bande, auf welcher ebenfalls des Heilands Bild war. Freitags und Sonnabends in der Charwoche mußten sie dem Gottesdienste beiwohnen. Bei der Stiftungsfeier hielt der Erzbischof von Lerambert im Pontificalschmuck, in der Kirche der Recollecten in der Stadt Leibe die Messe. Nach dieser ertheilte der Stifter diesem Prälaten und mehren Prinzen und hohen Gegenwärtigen den Orden, über dessen Dauer aber nichts bekannt ist.

(F. Gottschalck.)

Jesuspfennige, s. Jesusmünzen.

Jesus Sirach, s. Sirach.

Jesusthaler, s. Jesusmünzen.

JESZEN, JESZENY, slaw. Jesseno, zwei slawische Dörfer in Niederungarn diesseit der Donau in der thuroczer Gespanschaft, im zweiten Comitatsbezirke, von den schönen Buchenwaldungen so genannt, die in dieser Gegend wachsen. 1) Kis Jeszeny, Malé Jesseno, ein der adeligen Familie Jeszenßky gehöriges Curialdorf, in einem Thale an einem Bache, mit einer katholischen nach Nagy Jeszeny eingepfarrten Kirche, katholischen und evangelisch-lutherischen Einwohnern. Wird in Urkunden vom J. 1255 unter Bela IV. Terra Obusk genannt. 2) Nagy Jeszeny, Welké Jesseno, gleichfalls ein Curialdorf der adeligen Familie Jessenßky, nahe am Fuße des Berges Lissecz im gombascher Thale, mit einer römisch-katholischen Pfarre, einer evangelisch-lutherischen Kirche und Schule und mehren Mühlen im hallmescher Thale. Ist das Stammhaus der Jessenßky'schen Familie. Hier wurde auch der berühmte Dr. M. Johann Jeszeny oder Jeßenius (vgl. d. Art.) geboren. *(Rumy.)*

JESZENAK, eine seit dem J. 1781 in den Freiherrnstand erhobene, protestantische, um König und Vaterland viel verdiente Familie Ungarns, mit dem Prädicat von Kyralifia. Von den zwei Brüdern Paul († 1762) und Johann († 1776), die man zu den größten ungarischen Rechtsgelehrten ihrer Zeit zählte, war der erste Plenipotentiär des Fürsten Eugen von Savoyen († 1736) und anderer hohen Herren, und zeichnete sich vorzüglich auf dem Landtage des J. 1723 als einen warmen Vertheidiger der pragmatischen Sanction aus.

Der zweite war Rechtsanwalt des Fürsten Niklas Eßterhasy und anderer Herren, blieb unverehlicht, und machte von dem großen Vermögen, das er sich erwarb, den edelsten Gebrauch. Er stiftete nicht nur zwei ansehnliche Majorate für seines Bruders zwei Söhne, Paul den Jüngern und Johann den Jüngern, für jenen mit 100,000, für diesen mit 89,201 Gulden; er bedachte nicht nur, sowol diese Söhne noch weiter, wie alle seine übrigen Verwandten, mit fürstlicher Großmuth, zusammen in einer Summe von mehr als 178,000 Gulden; er bestimmte auch ein Legat für arme Advocaten zu Pesth ohne Unterschied der Religion von 15,000 Gulden, und für die Mitglieder seiner Kirche hinterließ er ein dreifaches Vermächtniß, das eine von 30,000 Gulden zur Erhaltung von Kirchen und Schulen, das zweite von 16,600 Gulden zur Besoldung ihrer Religionsagenten zu Wien und Presburg, das dritte von 10,000 Gulden zu einem Convicte für das presburger evangelische Gymnasium. Selbst der Königin Maria Theresia und ihrem Sohne und Mitregenten Joseph II. vermachte er 3000 Dukaten, und seinem Principale, dem Fürsten Eßterhasy, 4000 Gulden. — Von seinen zwei gedachten Vettern schuf Johann der Jüngere († 1777) das Prädium Majorháza auf der Insel Schütt, das die Familie noch von Matthias Corvin im J. 1486 zum Geschenk und darüber von Kaiser Karl VI. eine neue Bestätigung erhielt, in ein reizendes Landschloß um, das selbst Maria Theresia mit ihrem Besuche, sowie in unsern Tagen Erzherzog Franz Karl mit dem seinigen beehrte, und das er, da ihm von seiner Gattin, Johanna von Pronay, keine Kinder blieben, seinem ältern Bruder, Paul dem Jüngern († 1798), hinterließ. Dieser war russisch-holsteinischer Resident in Wien, wurde von Kaiser Joseph II. mit der freiherrlichen Würde beehrt (1781, 28. Dec.)*), und hinterließ nebst zwei verehlichten Töchtern zwei Söhne, die noch lebenden Freiherrn Johann (geb. 1760) und Paul (geb. 1764), von welchen der zweite unverehlicht geblieben, der erste aber Vater eines Sohnes, Johann (geb. 1800), und einer Tochter, Louise (geb. 1803), und durch beide bereits auch Großvater geworden ist, da jener mit einer Gräfin Louise Forgács, diese mit dem Grafen Samuel Teleky verehlicht ist. (*Gamauf.*)

JESZENICZ, teutsch Jesenitz, slowak. Jesenica, zwei Dorfschaften im vag-beszterczer Gerichtsstuhle (Processus) der trencsiner Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, zu beiden Seiten eines rechts in den Waagfluß sich ergießenden Baches, im Gebirge gelegen, eine Meile nordwärts von Vag-Beszterceze entfernt, mit 55 Häusern und 552 slowakischen Einwohnern, die vom Feldbaue leben und, mit Ausnahme von 18 Juden und vier Evangelischen, sämmtlich zur katholischen Kirche sich bekennen. Von diesen Ortschaften gehört Kis-, oder Klein-, Mala-Jeszenicz zur fürstlich eszterhasy'schen Herrschaft Biese, Nagy-, oder Groß-, slaw. Velka-Jeszenicz aber der adeligen Familie Szunyogh, weshalb es auch zuweilen Szunyogh-Jeszenicz genannt wird. Das erstere hat eine eigene katholische Pfarre, die zum neitraer Bisthume gehört, eine von dem Fürsten Eszterhasy neu erbaute katholische Kirche, eine Schule und einen herrschaftlichen Meierhof; das letztere ist nach Kis-Jeszenicz eingepfarrt und hat mehre adelige Höfe und zwei Kastelle. (*G. F. Schreiner.*)

JESZENOVA, auch **JASZENOVA**. 1) Ein zum Gebiete des walachisch-illyrischen Regiments des temesvarer Generalats gehöriges Dorf der ungarischen oder banatischen Militairgrenze, in der großen ungarischen Ebene, am linken Ufer des Karaschflusses gelegen, ungefähr $1\frac{1}{4}$ Meile westnordwestwärts von Weißkirchen entfernt, mit 322 Häusern, 1836 Einwohnern, die mit Ausnahme von 10 Katholiken sämmtlich zur morgenländisch-griechischen Kirche sich bekennen, einer eigenen nicht unirt-griechischen Pfarre, Kirche und Schule. 2) Ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf und Stammort der Jeszenowsky'schen Familie, im kabiner Gerichtsstuhle der arvaer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, an der von Kubin über Dubova-Bolaszká nach Rosenberg führenden Straße, im Gebirge gelegen, $1\frac{1}{4}$ Meile nordwärts von dem letztgenannten Marktflecken entfernt, mit 97 Häusern, 502 slowakischen Einwohnern, welche nach Alsó-Kubin eingepfarrt sind, und sich vom Feldbaue und der Viehzucht nähren. Jeszenova ist der Geburtsort des ungarischen Geschichtsforschers Joseph Benczur. (*G. F. Schreiner.*)

JESZENY oder **JESZENSKY** von Nagyjeszen, **JESSENIUS** oder **JESZENIUS** (Johann), Kanzler und Rector der Universität Prag. Er stammt aus einer noch blühenden adeligen ungarischen Familie und wurde im J. 1566 zu Nagyjessen (Welke Jesseno, Groß-Jessen) in der thuroczer Gespanschaft in Niederungarn geboren. Die Pest und die noch verheerenderen Einbrüche der Türken vertrieben ihn aus seinem Vaterlande. Er besuchte zu seiner Ausbildung mehre angesehene Bildungsanstalten Teutschlands, und widmete sich endlich mit ganzem Eifer dem Studium der Arzneikunde an den Universitäten zu Wittenberg und Padua, wo er im J. 1594 die Doctorwürde erhielt. Nach Wittenberg zurückgekehrt hielt er daselbst sehr zahlreich besuchte medicinische Vorlesungen, und war auch zugleich ein sehr geschätzter und glücklicher praktischer Arzt, wodurch er sich den Titel eines kurfürstlichen Hofarztes erwarb. Sein ausgebreiteter Ruf bewog die prager Universität ihn zur Übernahme einer Professorstelle einzuladen, und Kaiser Rudolf II. wählte ihn auf Anempfehlung des berühmten Astronomen Tycho Brahe zu seinem Leibarzte, welche Stelle er auch bei Kaiser Matthias II. bekleidete. Beim Ausbruch der böhmischen Unruhen im J. 1618 wendete sich Jessenius auf die Seite der Aufrührer und wurde von ihnen nach Ungarn geschickt, um mit den Unzufriedenen in diesem Königreiche Verbindungen anzuknüpfen. Auf seiner Rückreise wurde er in Wien gefangen gesetzt, aber gegen einen von den Böhmen gefangenen angesehenen italienischen Officier ausgewechselt. Nach der Schlacht am weißen Berge fiel er neuerdings in kaiserliche Gefangenschaft und endete sein Leben im J. 1621 auf dem Schaffote. Man hat von ihm mehre zu seiner Zeit sehr geschätzte medicinische Schrif-

*) s. das Diplom in Lehoczky's Stemmatographie.

ten und eine Oratio de vita et morte Tychonis Brahe, worin er diesem seinem Gönner ein Denkmal der Dankbarkeit setzte. Sein Portrait ist von Kilian 1617 gestochen (in *A. Voigt* de viris eruditis et artificibus Bohemiae et Moraviae). (*Benigni* und *Rumy*.)

JESZENYE, slaw. Jaszene, Jeszenow, slowakisches zur Herrschaft Zolyo-Lipcse gehöriges Dorf in Niederungarn diesseit der Donau, sohler Gespanschaft, im obern Bezirke, außer der Landstraße im gleichnamigen Thale, 4½ Stunde von der königl. Frey- und Bergstadt Neusohl entfernt, ein Filial der katholischen Pfarre zu Predajna, mit einer katholischen Kirche. Zwischen Jeszenye und Predajna sind im J. 1800 zwei große Eisenhämmer errichtet worden, die der königl. Bergkammer zu Neusohl gehören. Hat 760 katholische Einw. (*Rumy*.)

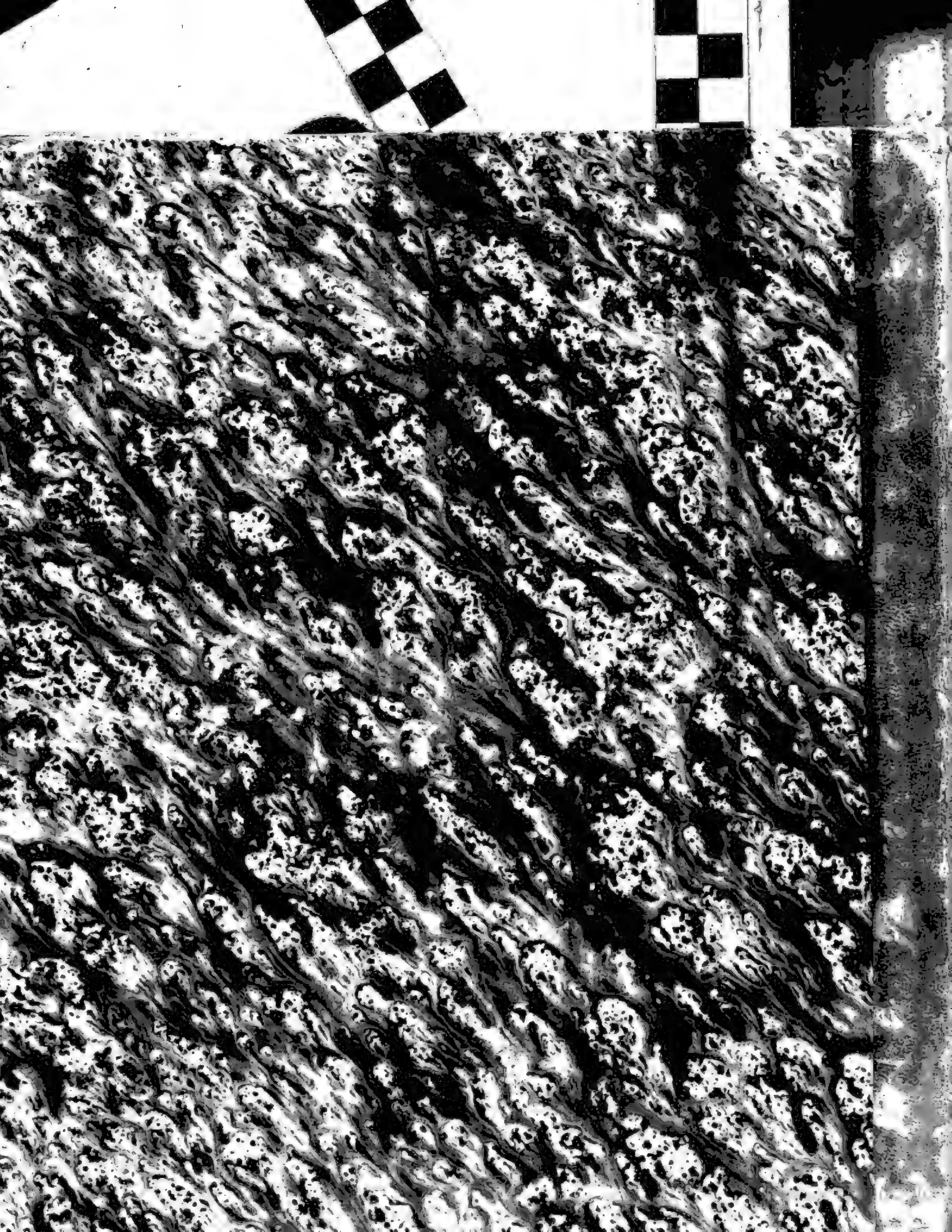
JESZTREB. 1) ein slaw. Jastrebe, auch Jasztrebje genanntes, der adeligen Familie Desseöffy gehöriges, nach Lyubotin (cibiner Vicearchidiakonats-District des kaschauer Bisthums) eingepfarrtes Dorf, im obern tarczaer Gerichtsstuhle (Processus) der saroser Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, im höhern Karpathengebirge gelegen, beinahe eine Meile südostwärts von dem Markte Palocsa entfernt, mit 112 Häusern, 828 slawischen Einwohnern, die, mit Ausnahme von 29 Juden, sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen, und vom Feldbaue leben, einer eignen griechisch-katholischen Pfarre, welche zum unirt griechischen Bisthum Eperies gehört, einer Kirche und einer Schule. 2) Ein ungar. Magyar- oder Nagy-Jesztreb, slaw. Uhersky-Jesztreb, Ungarisch-Jesztreb genanntes, mehren adeligen Familien gehöriges, nach Czeke (galszecher Vicearchidiakonats-District des kaschauer Bisthums) eingepfarrtes, schon in dem Zeitraume von 1318 bis 1337 mit einer Mutterkirche versehenes Dorf im ujhelyer Gerichtsstuhle der zempleners Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns in einer vom Gebirge eingeschlossenen Thalfläche, in waldreicher Gegend gelegen, eine teutsche Meile nordnordwestwärts von Zemplen entfernt, mit 82 Häusern, 603 magyarischen Einwohnern, die 389 Katholiken, 180 Reformirte und 34 Juden unter sich zählen, einer eignen Pfarre der evangelisch-helvetischen Confession, einer katholischen Filialkirche, einem Bethause der Reformirten, einer Schule und einer Mahlmühle. 3) ein ungar. Toth-J., slaw. Slowenski-J., Slowakisch-J. genanntes, mehren adeligen Familien gehöriges, nach Sookut (sztropkover Vicearchidiakonats-District des kaschauer Bisthums) gehöriges Dorf im sztropkoer Gerichtsstuhle (Processus) der zemplener Gespanschaft, am linken Ufer des Toplaflusses, in gebirgiger Gegend gelegen, eine teutsche Meile nordwestwärts von dem Markte Varano entfernt, mit 49 Häusern, 364 slawischen Einwohnern und einer katholischen Filialkirche. 4) Ein der gräflichen Familie Sztaray gehöriges Dorf, im szobranczer Gerichtsstuhle der unghvarer Gespannschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns in einer sumpfigen Thalfläche gelegen, mit 51 Häusern und 408 slowakischen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 7 Juden, sämmtlich Katholiken und nach Szluna (Bisthum Szathmár) eingepfarrt sind. (*G. F. Schreiner*.)

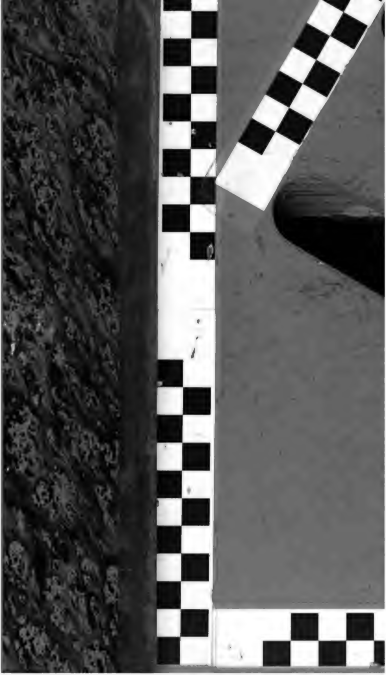
Ende des funfzehnten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

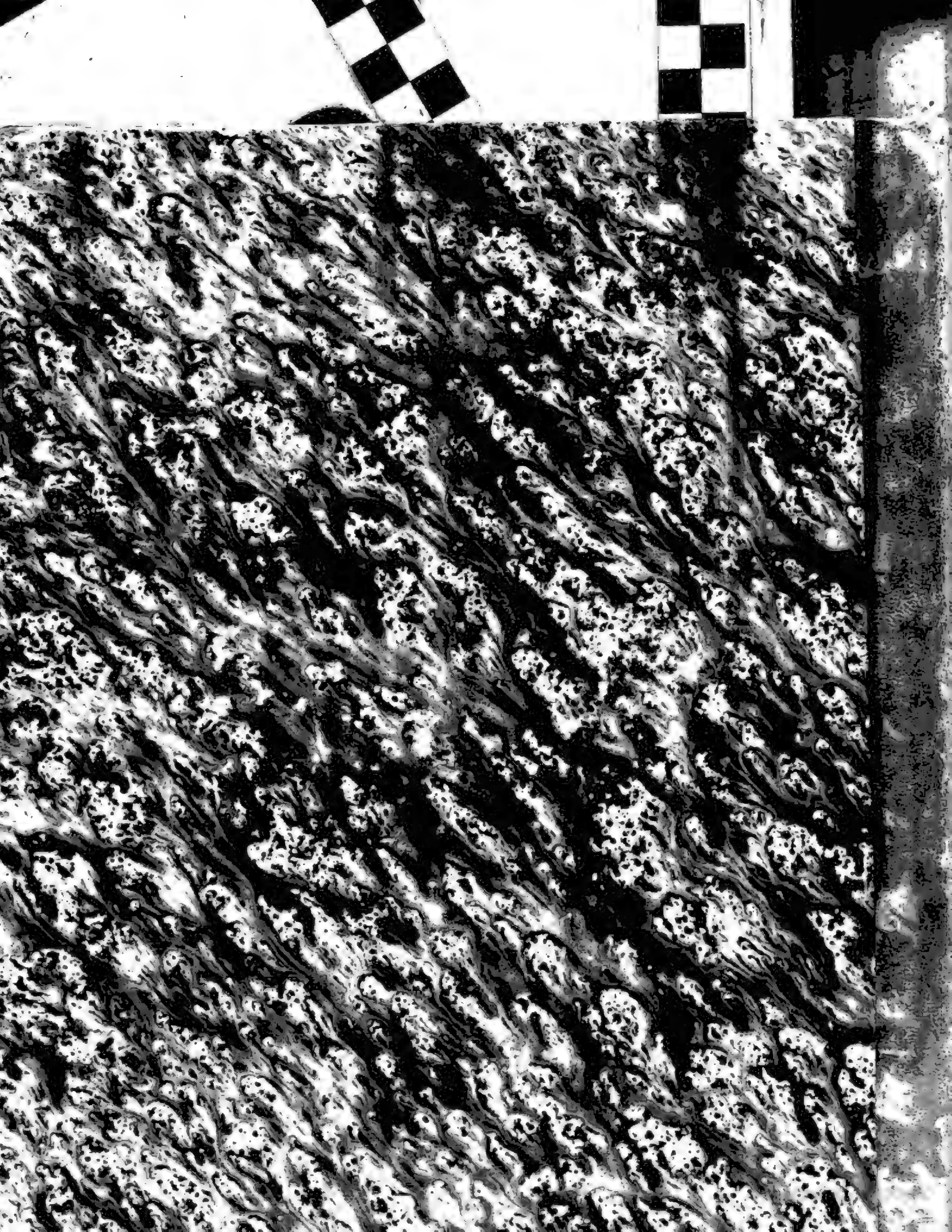
Princeton University Library
32101 078296546

Digitized by Google

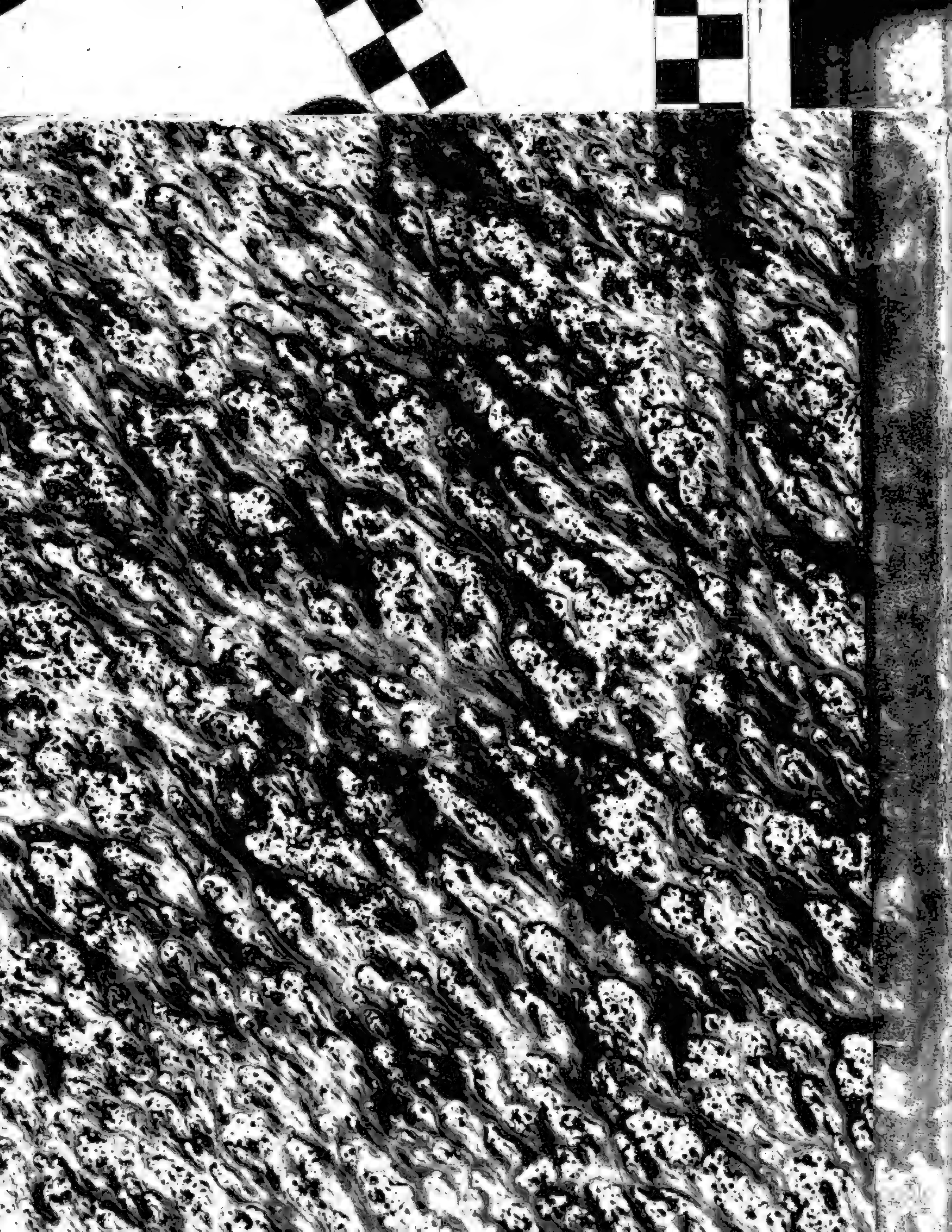


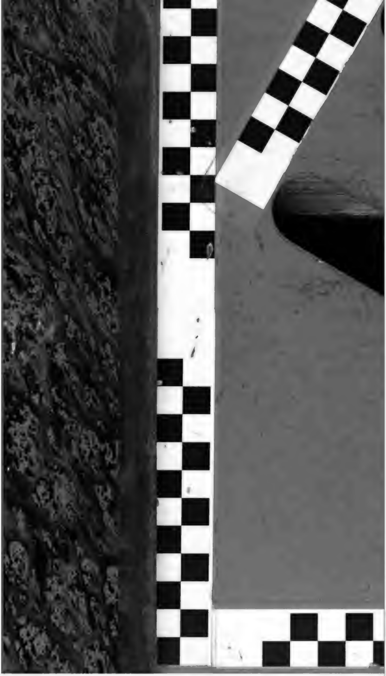


Digitized by Google

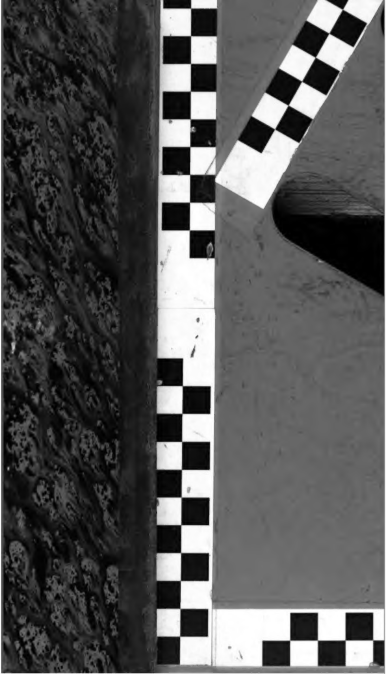


Digitized by Google

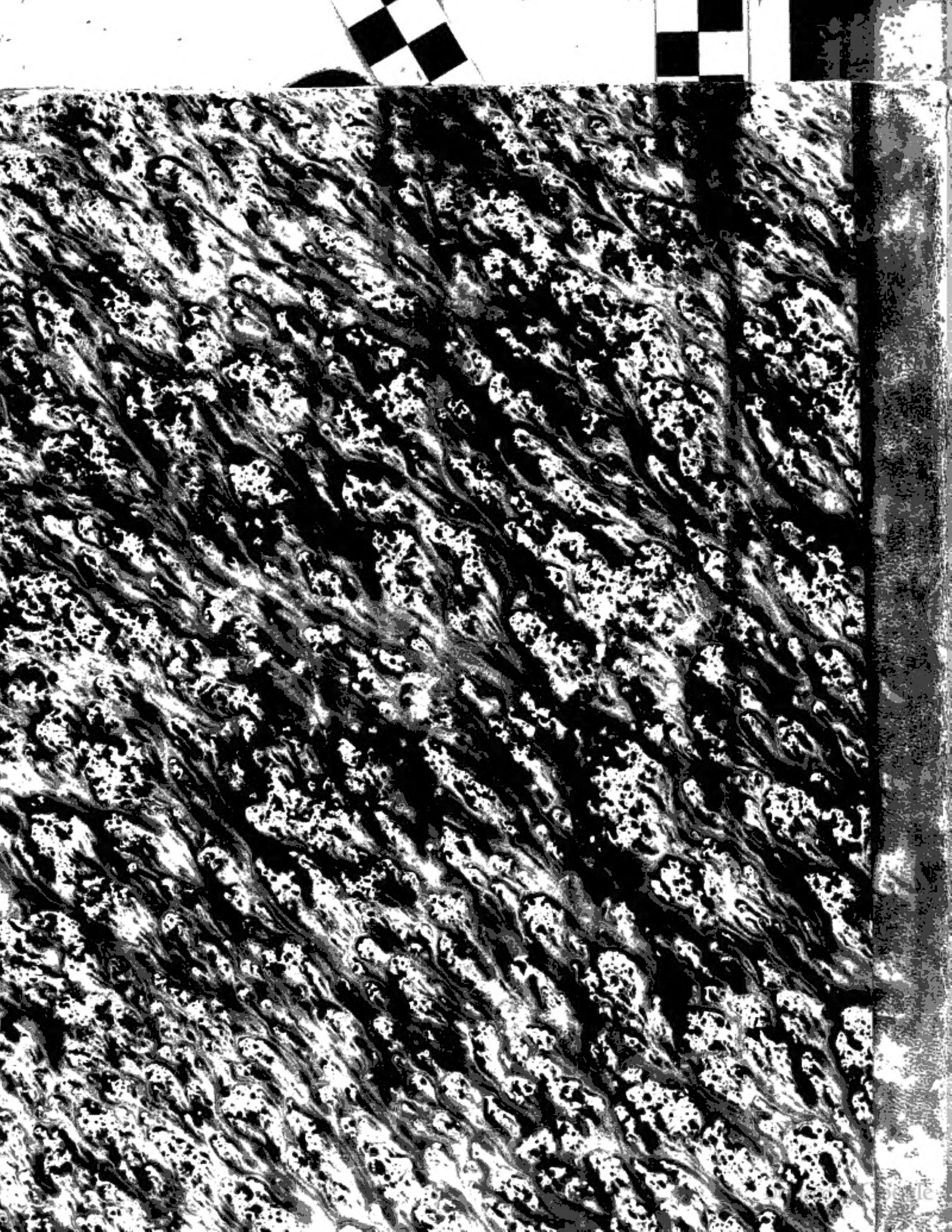




Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google